Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertzweiundvierzigster Band

36. Jahrgang : 1912 : Juli – September

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. | Wien — R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl. | München — Berthold Sutter. | Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Inhalt des 142. Bandes: Juli / August / September 1912

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

NORD UND SÜD

Yrs truly
Arthur James Balfour.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker. Wien — R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl. München — Berthold Sutter. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 142. Heft 454 Juli 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Arthur James Balfour u. das Autoritätsprinzip.

Die Stimme Arthur James Balfours, dessen Bild nebst Widmung ich an die Spitze unserer deutsch-englischen Verständigungsnummer setze, hat einen mächtigen Widerhall gefunden. Die große Presse Englands hat den Balfourschen offenen Brief an mich aus der Juninummer von „Nord und Süd", unabhängig von jeder Parteischattierung, vollinhaltlich wiedergegeben und mit zahlreichen Kommentaren begleitet. Beide Parteien Englands hatten offenbar das Gefühl, daß vor einer solchen Kundgebung die Trennungspunkte zurückzutreten haben. Die konservativen Blätter, einschließlich der „Times", begrüßten den Balfourschen Brief als ein politisches Manifest*), während die führenden liberalen Blätter zwar ihre politischen Vorbehalte im einzelnen machten, aber dem „esprit d'ensemble", der aus der Balfourschen Kundgebung spricht, die Anerkennung nicht versagten. Auch die großen französischen Blätter, wie „Temps" und „Matin", nahmen zu den Balfourschen Ausführungen sympathisch Stellung, was um so erfreulicher ist, als die „Entspannung" zwischen Entente und Alliance, von welcher ich an dieser Stelle im Juniheft sprach, nur herbeigeführt werden kann, wenn die Franzosen Verständnis für jene Kulturpolitik und jenen Kulturimperialismus zeigen, deren Grundzüge ich im Januarheft von „Nord und Süd" als Programm einer internationalen Politik gekennzeichnet habe.

Daß Balfours Stimme in Deutschland nicht ohne Widerspruch angehört werden wird, mußte jedem Kundigen von vorneherein einleuchten. Denn gäbe es keine tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den führenden Männern hüben und drüben, so wäre nicht zu verstehen, warum die deutsch-englischen Beziehungen augenblicklich als Schlüssel- oder Angelpunkt der ganzen Weltpolitik vom „consensus omnium" angesehen und empfunden würden. Worauf es hier ankam, war ja gerade die „offene Aussprache", die Bloßlegung der Differenzpunkte, die Dar- und Klarlegung des englischen wie des deutschen Standpunktes von berufenster Seite. Jetzt wissen wenigstens die beiden großen Nationen, wie ihre „representative men" fühlen und denken. Nicht darauf kam es an, die weltgeschichtlich zugespitzten Gegensätze zwischen den beiden großen Kulturnationen wett zu machen, sondern wesentlich und vorzüglich darauf, die geheimsten Gedankengänge der Führer beider Nationen vermittelst dieser rückhaltlosen Aussprache herauszutreiben, um solchergestalt die öffentliche Meinung darüber auf-

*) In einem Teil der Auflage des Juniheftes konnte die zu spät eingetroffene Revision des deutschen Textes, die Balfour vornahm, leider nicht mehr berücksichtigt werden. Es sollte dort heißen: statt „vor die er sich gestellt sah" lies: „die er gewahrte", statt „Eiferer" lies: „Fachmänner", statt „Eiferer-Politik" lies: „Ihre", endlich statt „der Appetit nach Landeserweiterung" lies: „der Appetit nach Herrschaft".

zuklären, daß nicht Haß, sondern nur Interessengegensätze dem englisch-deutschen Problem als tiefste soziologische Wurzel zugrunde liegen. Ich wollte jene „politische Mystik" entschleiern, welche einen Krieg zwischen den Schwesternationen als unabwendbares politisches Fatum hinzunehmen gewillt ist; ich wollte vor allem durch die von mir angewendete Methode der „wechselseitigen offenen Aussprache" der kriegerischen Massensuggestion, der politischen Autohypnose wirksam entgegentreten. Gewiß, Balfours Ausführungen können von dieser Seite des Kanals nicht unwidersprochen bleiben, und unsere Julinummer wird ja zeigen, daß die leading men unter den Deutschen den englischen Gründen zureichende politische Gegengründe entgegenzusetzen wissen. Aber es wird auf beiden Seiten mit offenem Visier gekämpft, und zwar nach dem ungeschriebenen Kodex einer anständigen Fechtbodenmoral: ritterlich, gehalten, gedämpft. Nicht der blinde Affekt, sondern die sehende Vernunft führt auf beiden Seiten das Wort. Und nur so ist eine Verständigung möglich. Die Gegensätze sollen nicht künstlich überbrückt, schönfärberisch vertuscht, notdürftig verkleistert, mit leichtem Wundpflaster behandelt, sondern klar und kräftig herausgestellt werden. Nur auf Grund rationaler Einsicht sind die tatsächlichen Interessengegensätze, die aber nicht zu völkerpsychologischen Wesensgegensätzen aufgebauscht werden dürfen, offen bloßzulegen, um ihre Überwindung ehrlich anzustreben. Nur so ist eine reinliche Auseinandersetzung und eine endgültige Beilegung der vitalen politischen Fragen zwischen England und Deutschland möglich. Und wenn die rechtsstehenden deutschen Blätter, wie die „Kreuzzeitung", die „Deutsche Tageszeitung", die „Neuesten Nachrichten" u. a. ihre Vorbehalte gegenüber den Balfourschen Ausführungen gemacht haben, so war doch die Aufnahme des Balfourschen Briefes seitens der gesamten deutschen Presse eine respektvolle und höfliche, wie es sich einer Kundgebung von der Bedeutung der seinigen gegenüber geziemt. Die Ausführungen Professor Delbrücks im „Daily Mail" und der „Vossischen Zeitung" vom 30. Mai spiegeln den deutschen Standpunkt ebenso scharf wieder, wie die Balfours und Garvins den englischen. Der nachträglich für das Juli-Heft eingetroffene Brief Garvins, des konservativen Leiters von „Pall Mall" und „Observer", stellt den englischen Standpunkt in seiner schroffsten Ausprägung dar. Ich gewähre natürlich volle Redefreiheit hüben wie drüben. Den politischen Teil dieser Ausführungen überlasse ich den berufenen Federn, die hier das Wort ergreifen.

Aus den reichen Gedankengängen Balfours greife ich zur Kennzeichnung seines philosophischen und soziologischen Standpunktes bei diesem Anlaß das „Autoritätsprinzip" heraus, das er in „the Foundation of belief" (9. Auflage 1906, Seite 206 ff.), in einem besonderen Kapitel, betitelt: „Authority and Reason", behandelt. Diese Ausführungen Balfours liegen mir persönlich um so näher, als ich mich seit einer Reihe von Jahren mit dem Problem der „Autorität" wissenschaftlich beschäftige und ein größeres Werk über das „Autoritätsproblem" vorbereite. Es wird sich ergeben, daß der konservative Führer in der soziologischen

Grundfrage aller „Politik", nämlich der Frage nach Wesen und Art der „Autorität", so vorgeschrittene und vorurteilsfreie Ansichten vertritt, daß auch liberale Denker ein großes Stück Weges mit Balfour zusammengehen können. Balfour ist zu sehr von Montaigneschem Geiste beseelt, von Humescher Denkart berührt, als daß er politischer Doktrinär und soziologischer Dogmatiker bleiben könnte. Bei aller Denkerenergie, mit welcher er die Unentfliehbarkeit des Autoritätsprinzips verteidigt, wird er nie verabsäumen, der „Vernunft" zuzusprechen, was ihr gebührt.

Daß Balfour im Nebenamt Philosoph ist, und zwar von eigenem Gesichtsschnitt, wird nur denjenigen verwundern, der in der Geschichte des englischen Denkens unbewandert ist. Von einem englischen Staatsmann großen Stiles erwartet man geradezu, daß er daneben, ja darüber hinaus Denker, Dichter oder mindestens guter Darsteller ist. Wenn Fürst Bülow gelegentlich Kants Schrift „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" zitierte, fielen die Witzblätter über ihn her und gefielen sich in schulmeisterlicher Belehrung über falsche Zitate. Oder wenn der jetzige Reichskanzler von Bethmann-Hollweg von Zeit zu Zeit seinen Kant oder gar seinen Fichte, die er innerlich erlebt hat, heranzieht und politisch verwertet, so übt man Spott und Fürwitz am „philosophischen Kanzler". Als wenn es eine charakterliche Wertminderung bedeutete, wenn ein Kanzler daneben Philosoph oder doch ein „high cultured man" ist. In England ist es seit dem Begründer der neueren Philosophie, dem Lordkanzler Francis Bacon von Verulam, eingebürgerte Sitte, daß große Staatsmänner Philosophen und große Philosophen Staatsmänner sind.

Platons bekanntes Wort, daß es in der Welt erst besser würde, wenn die Philosophen Herrscher oder doch die Herrscher Philosophen sein würden, hat sich nicht nur im Kaiser Marc Aurel, Kaiser Julian Apostata und dem großen Preußenkönig Friedrich bewährt, dem der Engländer Carlyle ein so wundervolles literarisches Denkmal gesetzt hat. Die Geschichte der englischen Philosophie ist vielmehr ein lebendiges Zeugnis dafür, daß große Philosophen tüchtige Staatsmänner und umgekehrt große Staatsmänner ernste Philosophen sein können. So weltabgewandt und staatenfremd wie „Fliegende Blätter-Philosophen" ist kein englischer Denker. Und wenn ich in der Geschichte des englischen Denkens blättere, finde ich keinen einzigen englischen Denker von weltliterarischem Profil, der den Staatsgeschäften oder der theoretischen Politik ganz fern geblieben wäre. Von Franz Bacon war bereits die Rede. Seine Lordkanzlerschaft hat ihn nicht gehindert, ja im Gegenteil sogar beflügelt, das Grundwerk der neueren Philosophie, das „Novum Organon" abzuschließen. Thomas Hobbes, dieser „Radikale im Dienste der Reaktion", ist ein ebenso ausgesprochener Wortführer der „Tories", wie John Locke das literarische Oberhaupt der „Whigs" ist. Richard Cumberland und der jüngere Shaftesbury waren als Staatsmänner nicht minder bedeutend, denn als Philosophen. Der Bischof George Berkeley war von 1720—1731 in Rhode-Island als „Weltverbesserer" tätig. David Hume, der Philosoph Eng-

lands, von welchem Kant aussagte, daß er ihn aus seinem „dogmatischen Schlummer“ geweckt habe, war Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, an dessen Spitze der General Corway stand. Der ältere Mill stand im Dienste der ostindischen Kompagnie, der jüngere Mill war Parlamentsmitglied, und Herbert Spencer begründete die englische Soziologie als Wissenschaft. Was Wunder also, wenn der frühere Kriegsminister und jetzige Lordkanzler von England, Lord Haldane, seine staatsmännische Laufbahn als Schopenhauerinterpret begann (seine Schwester übersetzte Hegels Vorlesungen über Rechtsphilosophie ins Englische) und daß Arthur James Balfour zunächst und zuhöchst als Philosoph Geltung beansprucht. Viscount Haldane setzt als jetziger Lordkanzler von England die große Tradition fort, die mit dem Lordkanzler Franz Bacon einsetzte. Haldanes erstes philosophisches Werk war betitelt: „Essays in Philosophical Classicism“, das er in Gemeinschaft mit Professor Andrew Seth (jetzt in Edinburgh) herausgab. Darauf folgte Haldanes „Life of Adam Smith“. Die Übersetzung von Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ besorgte er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Kemp. Sein Buch „The Pathway to Reality“ (1903) zeigt Haldane als gemäßigten Hegelianer. Bedeutsam sind seine Gifford-Lectures, 1902/4, unter dem Titel: „How in the Commencement of the XX. Century ought we to conceive the belief of God“. Balfour begann seine philosophische Schriftstellerei mit „A defence of philosophic doubt“ (1879) und setzte, inmitten aufreibender Staatsgeschäfte, von denen noch die Rede sein wird, seine philosophischen Studien mit unverminderter Kraft fort. Seine „Foundations of belief“ haben auch in Deutschland Eingang gefunden, während die „Essays and Addresses“ (3. Auflage 1905) des deutschen Bearbeiters harren. Augenblicklich widmet sich Balfour intensiv dem Studium des französischen Philosophen Bergson. Bevor ich auf Balfours originelle Behandlung des „Autoritätsprinzips“ eingehe, um an der Hand dieses Kardinalproblems aller Soziologie seinen Neo-Konservatismus zu kennzeichnen, schalte ich eine knappe politische Biographie ein, die mir ein Kenner englischen Wesens, C. A. Bratter, zu diesem Behufe zur Verfügung stellt.

England, das Land der zweifelhaften politischen Methoden, sagt Bratter, ist gleichzeitig das Land der hervorragendsten politischen Individualitäten. Es hat das schönste, menschlichste Produkt eines freien Volkes, den literarischen Staatsmann, in größerer Anzahl aufzuweisen, als irgend ein anderes Land. Nicht nur die Politik, auch die Literatur hat in England ihre konservativen und liberalen Matadore.

In England huldigt man der Ansicht, daß für die höchsten Stellen im Staate die bloße Amtsroutine nicht genügt. Man gibt dort Männern den Vorzug, die den Beweis geliefert haben, daß ihr Gesichtskreis über die politischen Tagesfragen hinausgeht, daß sie ein ehrliches Interesse an den großen Fragen der Menschheit nehmen, namentlich an den philosophischen und religiösen. Daraus erklärt sich die kulturhistorisch ungemein interessante, von mir für die Philosophie hervor-

gehobene Tatsache, daß ein auffallend großer Teil der englischen Staatsmänner hervorragend schriftstellerisch tätig gewesen ist. Von bedeutenderen englischen Politikern, die auch in der Literatur einen Ehrenplatz behaupten, sei hier nur an Macaulay, an Bulwer erinnert, an Benjamin Disraeli, der zuerst durch seine Romane die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, und an Gladstone, der seine Laufbahn, als er noch nach dem Worte Macaulays „die Hoffnung der strengen und unbeugsamen Tories" war, mit einer Broschüre über das Verhältnis von Kirche und Staat begonnen und später als streitbarer Theologe, als Homer- und Horazforscher, als politischer Schriftsteller und Literatur-Kritiker sich eine achtunggebietende Stelle im geistigen Leben Englands erobert hat. Gladstone—Disraeli! Zwei ausgezeichnete Literaten als mächtige Parteiführer: ein eigentümlich fesselndes Bild. Disraeli, überschäumend von Phantasie und umsponnen von der romantischen Dämmerung seiner eigenen Entwickelung, die, indem sie die Geschichte des Judenknaben und des Lords war, so viel Wahrheit und Dichtung in sich enthielt; — Gladstone ein theologisch-politischer Denker, ein Doktrinär und Sittenprediger, der sich nur allmählich durch die Nebel der Orthodoxie zu dem Lichte einer freien Menschlichkeit herausgearbeitet hat, wenngleich an seiner Ausdrucksweise Zeit seines Lebens etwas von dem alten Theologen haftete.

Von der nach-Disraelischen Generation der Politiker ist der bedeutendste Literat wohl John Morley, der bekannte Liberale. Er war früher Redakteur der Pall Mall Gazette und hat mustergültige Biographien Voltaires, Rousseaus, Diderots und Burkes veröffentlicht. Lord Rosebery hat ein vielgelesenes Buch über William Pitt geschrieben. James Bryce, früher Handelsminister, jetzt Botschafter in Washington, ist ein Gelehrter von Weltruf und der Verfasser eines Werkes über die Vereinigten Staaten, welches als das beste seiner Art gilt, trotz Tocqueville. Sir George Trevelyan, früher Staatssekretär für Schottland, der Vater des jetzigen Unterstaatssekretärs im Unterrichtsministerium, hat die Jugend von Charles Fox beschrieben und eine Biographie Macaulays veröffentlicht. Lord Salisbury ist jahrelang ein eifriger Mitarbeiter der Quarterly Review und der Saturday Review gewesen und galt als ein Fachmann in der Chemie.

Es war ein Zufall, der fast wie eine tief durchdachte Absicht aussieht, daß die beiden Männer, die vor einem Jahrzehnt die Schicksale der englischen konservativen Partei lenkten, der Onkel und der Neffe: Lord Salisbury, ihr Chef im Oberhause, und Balfour, ihr parlamentarischer Leiter im Hause der Gemeinen, Männer von ausgeprägt sarkastischer und skeptischer Veranlagung waren, grelle Ausnahmeerscheinungen, die sich von der Menge ihrer Parteigenossen scharf abhoben. Salisbury war, Balfour ist im Besitze einer universellen Bildung und hervorragender geistiger Anlagen. Das allgemeine Urteil, nicht zum mindesten auch unter ihren politischen Gegnern, ging dahin, daß die beiden vom Standpunkte der „Natürlichen Urwahl" volles Anrecht auf ihre Stellungen hatten, d. h., daß sie ihre hervorragende Stellung weniger ihrer hohen

Geburt als ihren erprobten Fähigkeiten und gewissen besonderen Eigenschaften verdankten. Betrachtet man den Konservatismus im modernen England etwas näher, so erkennt man, daß dieser natürliche Anspruch Salisburys und Balfours auf die Führerrolle gerade in ihrer politischen Kühle und Gedämpftheit lag. Ein Politiker, der von fanatischer Überzeugungstreue erfüllt wäre, ein Konservativer von unbeugsamer Konsequenz könnte die moderne englische konservative Partei unmöglich führen; denn diese vermag ihr Leben nur auf dem Kompromißwege zu fristen, indem sie sich bereit und fähig zeigt, sich mit der fortschrittlichen Strömung im politischen und sozialen Leben der Nation in Fühlung zu erhalten. Ob dies gern geschieht, oder ob die Zugeständnisse an den Fortschritt nur widerwillig gemacht werden, ist vollständig nebensächlich. Tatsache ist, daß die englischen Konservativen von heute sich zuweilen sogar direkt mit der vorwärtsdringenden radikalen Arbeiterdemokratie einigen, über die Köpfe der Liberalen hinweg.

Um ein politisches Schachspiel dieser Art erfolgreich zu leiten, muß man Salisburys oder Balfours Zweifelsucht und die Fähigkeit besitzen, mit überlegenem Lächeln auf den Lippen eine sehr weise begrenzte Hochachtung vor politischen Überzeugungen im allgemeinen und vor den politischen Glaubenssätzen der eigenen Partei im besonderen zur Schau tragen zu können. Wer wird diese Männer darob tadeln?

Balfour ist das Gegenteil eines Fanatikers. Er ist ein pessimistischer Zweifler am inneren Adel und an der Vervollkommnungsfähigkeit der Menschennatur; und gerade die Irländer mit ihrer maßlosen Leidenschaft, ihrer selbstmörderischen politischen Unklugheit, die oft genug mit einem Schlage das Werk jahrzehntelanger erfolgreicher Agitation zerstört, boten seiner Skepsis immer wieder frische Nahrung; und diese Skepsis führte naturgemäß oft genug zu handfester Rücksichtslosigkeit.

Balfours Tätigkeit als Minister für Irland (1887—1891) bedeutet nicht nur den Höhepunkt seiner politischen und administrativen Leistungen, sondern legt auch dem Beurteiler und Biographen das merkwürdig komplexe Wesen dieses Mannes am deutlichsten bloß. Vor seiner Ernennung zum Staatssekretär für Irland hatte man von ihm im politischen Leben sehr wenig gehört. Er war 1874 ins Parlament eingetreten, wurde bald darauf zweiter oder dritter Privatsekretär seines Oheims Lord Salisbury, als dieser im Kabinett Beaconsfield Minister des Äußern war, und begleitete ihn 1878 in dieser Eigenschaft auf den Berliner Kongreß. Schon damals fiel seine Bedeutung allgemein auf.

Im Jahre 1880, nachdem Beaconsfield bei den Wahlen unterlegen war und Gladstone die Regierung übernommen hatte, schloß Balfour sich einer kleinen Gruppe unzufriedener Tories unter der Führung Lord Randolph Churchills an, die, wie die Jung-England-Partei unter dem jugendlichen Disraeli, den entmutigten und erschlaffenden Konservativen neues Leben einzuflößen bemüht war. Diese sogenannte „vierte Partei" bestand nur aus vier Mitgliedern, welche aber

alle eine bedeutende Rolle zu spielen berufen waren. Lord Randolph Churchill, eines der glänzendsten und kurzlebigsten Meteore am politischen Himmel Englands; Sir John Gorst, der Sozialpolitiker der Konservativen, der England später auf der von Kaiser Wilhelm II. einberufenen Arbeiterschutzkonferenz vertrat; Sir Harry Drummond, der feine Diplomat, und Arthur James Balfour, der, obgleich der bedeutendste unter ihnen, mehrere Jahre hindurch am wenigsten hervortrat. Die „vierte Partei" übte einen großen Einfluß auf die Tory-Partei aus, indem sie derselben die Sympathien der großen Massen erwarb und sie auf breiterer demokratischer Grundlage neu organisierte.

Im Jahre 1886 fiel es dem sprunghaften, unberechenbaren Churchill plötzlich ein, das Portefeuille des Schatzkanzleramtes, welches er in Salisburys zweitem Ministerium inne hatte, niederzulegen. „Durch seinen Austritt aus dem Kabinett", schrieb später der „Standard" darüber, „warf sich Lord Randolph Churchill als politischer Kadaver zu Boden, den Balfour als Treppenstufe zu politischer Größe benutzen konnte." Tatsächlich ist Balfour seit 1886 stetig emporgestiegen und Churchill herabgesunken. Während Churchill sich in politischen Torheiten aller Art überbot, die ihn zu völliger Bedeutungslosigkeit reduzieren mußten, hat Balfour mit Kraft und Ausdauer an seiner politischen, parlamentarischen und philosophischen Ausbildung gearbeitet. Gerade das an Mühen, Lasten und Aufregungen überreiche Amt des irischen Staatssekretärs war es merkwürdigerweise, was ihn emporhob. Er wurde mit den Jahren ein schwer und gewissenhaft arbeitender Premierminister, ein schneidiger Oppositionsführer, ein energischer Kampagne-Feldherr.

Der Posten des irischen Staatssekretärs ist vielleicht das schwerste und dornenvollste aller Ämter, die im Ministerium vertreten sind. Liberale wie konservative Staatsmänner hatten versucht, das schwierige Problem, wie das „an unterdrückter Revolution leidende Irland" zu regieren sei, zu lösen; einer derselben, Lord Cavendish, war kurz nach seinem Einzug in Dublin durch Meuchelmord gefallen. Durch Bekehrung Gladstones und des größten Teils seiner Anhänger zur Home Rule waren (1886) große Hoffnungen in den Iren erweckt worden. Die irische nationale Landliga unter Führung des energischsten und schlauesten Politikers seiner Zeit, Charles Steward Parnell, den man nicht mit Unrecht den „ungekrönten König von Irland" nannte, stand auf ihrem Höhepunkt und setzte der Autorität der Regierung und der Grundbesitzer einen organisierten passiven Widerstand entgegen. Hier sollte nun der neue Staatssekretär Balfour als eine Art Diktator mit Ausnahme- und Zwangsgesetzen die Ordnung aufrecht erhalten. Fürwahr eine schwere Aufgabe; aber Balfour übernahm sie und führte sie furchtlos durch. Es ging dabei natürlich nicht ohne blutige Zusammenstöße zwischen Polizei und Volk ab, die dann von der irischen und liberalen Presse zu einer zweiten Pariser Bluthochzeit aufgebauscht wurden. Balfour erschien in hundert Karikaturen als ein kleiner Cromwell, ein blutdürstiger Tyrann, ein wilder Indianer auf dem

Kriegspfade, ein toller Hund oder gar als der leibhaftige Teufel. Blutig, feig, brutal waren die gewöhnlichen Beiwörter, mit denen sein Name geschmückt wurde. Aber er ließ sich weder durch die Flut der Schmähworte, die die Leidenschaft dem leicht erregbaren Volke eingab, noch durch die flammenden Reden Gladstones einschüchtern, sondern hielt die Gesetze aufrecht und steckte ihre Verächter, mochten es nun Priester, Tagelöhner, Journalisten oder Parlamentarier sein, kaltblütig ins Gefängnis. So gelang es ihm, die Ruhe, wenn auch nicht die Zufriedenheit, im Lande wieder herzustellen.

Balfour hätte als Minister für Irland sicherlich Schiffbruch gelitten, wie so viele vor ihm, hätte seine Philosophie ihm nicht geholfen, von dem Kriegslärm auf den irischen Bänken des Parlaments und der irischen Presse unbeeinflußt zu bleiben. Dieselbe Philosophie, welche ihn zu dem engherzigen Konservatismus der englischen Geburts- und Geldaristokratie in Gegensatz brachte, hat ihn auch bewogen, jene demokratische, sozial und politisch reformfreundliche innere Politik zu fördern, durch welche die Konservativen sich unter den letzten Ministerien Salisbury und unter seiner eigenen Premierschaft so vorteilhaft auszeichneten. Ein fanatischer Tory hätte seinen ganzen Einfluß aufgeboten, um die Regierung wieder in die beschränkt-konservativen Bahnen zu lenken. Ein aufgeklärter Tory dagegen, wie Balfour, hat dazu beigetragen, sie intelligent-konservativ zu machen, d. h. halb demokratisch, wenn der Fortschritt es verlangt. Es war also kein Nepotismus, sondern wahre Staatsklugheit, die den Lord Salisbury bestimmte, seinen Neffen zum Nachfolger des biederen Großbuchhändlers William Henry Smith auf dem verantwortungsvollen Posten des Führers der konservativen Partei im Unterhause zu machen und 1902 zu Balfours Gunsten zurückzutreten. Seine vornehme Herkunft, sein ausgeprägt aristokratisches Wesen und seine parlamentarische Schlagfertigkeit haben Balfour zum Liebling der Konservativen gemacht, die mit ihm eine Zeitlang einen förmlichen Kultus trieben. Jetzt sind Winston Churchill und Lloyd George an der Reihe.

Man wird die Sympathien der Konservativen für den Parteichef Balfour begreifen, wenn man sich erinnert, wie ungern die aristokratische Partei Englands sich Jahre hindurch die Führerschaft Benjamin Disraelis gefallen ließ, wie oft die Salisbury, Derby, Carnarvon sich in ohnmächtigem Grimm gegen die geistige Überlegenheit Disraelis aufbäumten. Lord Beaconsfields Parteileitung ist von vielen Aristokraten als eine tiefe Demütigung empfunden worden; was sie freilich nicht verhindert hat, ihn nach seinem Tode zum konservativen Nationalheiligen zu erheben. Bei Balfour lagen die Dinge anders. Er ist aus ihren Reihen hervorgegangen, er gehörte ihrer Kaste zu. Sein beißender Sarkasmus, seine scharfanalysierende Beweisführung, die eisige Kälte seiner dialektisch hochbedeutenden rednerischen Leistungen standen in ausgeprägtem Gegensatz zu dem öffentlichen Auftreten Gladstones, des Gefühlsmenschen und Menschlichkeits-Enthusiasten. In ebenso schroffem Kontrast stand seine Weltanschauung zu derjenigen des Alten

von Hawarden. In seinem Buche „a Defence of philosophic Doubt“ hat Balfour, so oft der Vertreter einer antireaktionären Richtung im politischen Leben, sich zum überzeugten, ehrlichen, bewußten Kritiker des Geisteslebens gestempelt. Denn das ist ja die siegreichste geistige Hauptströmung unserer Zeit, welche den felsenfesten Glauben an die innere Veredelungs- und Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen hochhält; Balfour leugnet den ethischen Fortschritt. Gladstone, der durch seinen Idealismus zu so vielen schweren politischen Fehlern verleitet worden ist, hatte mit seinem mächtigen Ringen nach Veredelung der Menschen und der Politik etwas Faustisches an sich; während Balfour, der nüchterne, kühl abwägende Realpolitiker und Fortschrittsleugner, ein wenig dem Wagner gleicht, der, was den alten Gladstone bewegte, nie fühlte und es nie erjagen wird. Gladstone hat mehr als einmal mit seiner Politik Schiffbruch erlitten, Balfour ist durch seine kühle Denkungsart groß geworden. Gladstones Fausttum war menschlich schöner; Balfours Nützlichkeits-Politik ist moderner.

Dieser Charakteristik der politischen Physiognomie Balfours möchte ich einige Züge seines philosophischen Bildes anfügen, soweit es in seiner Behandlung des Autoritätsproblems zum Vorschein kommt. Unter Autorität verstehen wir das ungeprüfte Fürwahrhalten eines fremden Werturteils, unter Autonomie hingegen die felsenfeste Zuversicht in die Tragfähigkeit des eigenen Verstandes. Der Konflikt zwischen Autorität und Verstand, zwischen Fremdgesetzlichkeit und Eigengesetzlichkeit, ist das eigentliche Thema der neueren Kulturgeschichte. Humanismus, Renaissance und Reformation heißen die Etappen im Kampfe zwischen menschlichem Verstand und kirchlicher Autorität. Revolution und Gegenrevolution nennen sich diese Kämpfe, wenn ihr Hintergrund ein politischer ist. Balfour geht diesem weltgeschichtlichen Konflikt zwischen der Eigengesetzlichkeit des menschlichen Verstandes und der Fremdgesetzlichkeit der autoritativen Normen auf den Grund. Der Verstand, sagt Balfour, erscheint gar manchem als eine Art Ormuzd, der sich in ständigem Kampfe gegen den Ahriman Tradition und Autorität befindet. Das ist der Standpunkt des strengen Rationalismus, dem Balfour seine irrationalistischen Bedenken entgegensetzt. Balfour trifft mit dem Wiener Physiker und Philosophen Ernst Mach, dessen Werke er kaum kennt, in der Argumentation zusammen. Mach selbst ist einer der vorurteilsfreiesten Denker unserer Zeit und bricht dabei eine Lanze für den denkökonomischen Wert des Vorurteils. Es ist ein Glück, sagt Mach, daß andere immer schon vorgeurteilt haben, sonst müßte jeder von uns mit eigenem Urteil wieder von vorne anfangen. Das Vorurteil ist eine Entlastung des Gedächtnisses, als solche eine nützliche Funktion im Haushalte des Geistes. So wie keiner physisch bestehen könnte, wenn er die Blutbewegung, die Atmung, die Verdauung durch willkürliche vorbedachte Handlungen im Stande halten müßte, so könnte auch keiner intellektuell bestehen, wenn er gewöhnt wäre, alles, was ihm vorkommt, zu beurteilen, ohne sich vielfach durch ein Vorurteil leiten zu lassen. Das Vorurteil ist eine Art Reflexbewegung im Gebiete der Intelligenz.

Damit nähern wir uns dem modernen Autoritätsprinzip. Für uns ist Autorität eine Art Reflexbewegung auf dem Gebiete des Willens, wie ich dies in meinem Werke „Philosophische Strömungen der Gegenwart", Stuttgart, Enke, 1908, S. 412 dargetan habe. Autoritäten sind Machtzentren und Willensabbreviaturen, Schablonen des Handelns, welche als bequeme Urteilsquellen jenen Individuen, die sich den betreffenden Autoritäten unterwerfen, das eigene Wählen und Prüfen unendlich erleichtern. Nicht jedes Individuum hat, in die Not des Lebens gestellt, in sich die Fähigkeit, zwischen zwei Möglichkeiten das für sein Wohl und Wehe Richtige zu wählen. Ohne Autoritäten, die den Einzelnen nicht bloß vorgedacht, sondern und vor allem vorgewollt und vorgehandelt haben, würden die Menschen wie Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln seelisch verhungern. Die Formen der Autorität mögen wechseln und stürzen, aber das Prinzip der Autorität, die eine psychologische und nicht bloß eine historische Kategorie ist, bleibt, weil sie eine biologisch nützliche Funktion der Arterhaltung ist. Balfour spricht sehr glücklich vom psychologischen „climate" und weist (S. 235) nach, daß im tiefsten Grunde Autorität und Vernunft nicht kollidieren, zumal die Autorität selbst ihre Vernünftigkeit dartut. Balfour erkennt eben im Autoritätsprinzip eine Nützlichkeitsfunktion im Interesse der menschlichen Arterhaltung. Autoritäten sind Hemmungsapparate zur Herstellung des sozialen Gleichgewichtes. In diesem Sinne habe ich in meinem Buche „Der soziale Optimismus", Jena, Costenoble 1905, den modernen Konservatismus, wie ihn Balfour typisch repräsentiert, zu verstehen gesucht. Als Befürworter sozialer Hemmungsvorrichtungen hat der Konservatismus soziologische Daseinsberechtigung. Wer wirkliche „Kulturpolitik" großen Stiles treiben will, der wird unmöglich die gesamte Kulturerrungenschaft unserer Vorfahren auf die eine Karte des Anarchismus setzen wollen. Autorität und Anarchie sind aber die beiden Pole des sozialen Lebens. Balfour sagt nicht mit Stahl: Autorität, nicht Majorität, wohl aber mit den heutigen Soziologen (er ist Präsident der soziologischen Gesellschaft in London): Autorität ist das einigende, zusammenschließende, arterhaltende, Anarchie das auflösende, zersetzende, artschädigende Prinzip. Der Anarchismus vertritt das egoistische Eigeninteresse des Individuums, die Autorität das altruistische Allgemeininteresse der menschlichen Gattung. Das Prinzip der Autorität ist jenes unterirdische Mittel, dessen sich der Hegelsche „Weltgeist" in der stufenweisen Erziehung des Menschengeschlechtes von der Bestialität zur Humanität bedient. Vortrefflich sagt einmal Bossuet: „— Où tout le monde peut faire ce qu'il veut, nul ne fait ce qu'il veut. — Où il n'y a pas de maître, tout le monde est maître. — Où tout le monde est maître, tout le monde est esclave." Und so könnte man das modern-konservative Autoritätsprinzip Balfours, unter Umbiegung des bekannten Ausspruchs von Voltaire, folgendermaßen formulieren: „Si l'autorité n'existait pas, il faudrait l'inventer."

Karl Max Fürst Lichnowsky,

Erbliches Mitglied des Herrenhauses:

Deutsch-englische Mißverständnisse.

Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, über den deutsch-englischen Gegensatz nicht mehr zu schreiben, da ich über diesen Gegenstand, der die deutsche nicht nur, sondern die europäische Aufmerksamkeit seit Jahren in so hervorragendem Maße beschäftigt, schon wiederholt philosophiert und meine Ansichten in Tageblättern und Zeitschriften ausgesprochen habe. Kaum wäre etwas hinzuzufügen, unser Verhältnis zu England ist zwar je nach Lage der Tagespolitik gewissen Schwankungen unterworfen, die bestehenden Gegensätze treten mitunter mehr hervor, während es dem Geschick und der Einsicht der den Willen der beiden Nationen zum Ausdruck bringenden und mit der Leitung ihrer Geschäfte beauftragten Persönlichkeiten zeitweilig gelingt, sie zu mildern und zu überbrücken, das wesentliche aber ist dasselbe geblieben und wird es wohl auch vorläufig bleiben. Um klar zu sehen und zu denken, muß man eigentlich drei Fragen stellen: erstens ist ein Gegensatz zwischen uns durch Entwickelung und Machtverteilung, durch gesamtpolitische Faktoren, die sich der Einwirkung des einzelnen entziehen, begründet, und erscheint eine völlige Beseitigung nur unter Preisgabe von Lebensinteressen möglich? Ich möchte diese Frage mit ja beantworten. Zweite Frage: Muß dieser Gegensatz zum Kriege führen, und liegt eine gewaltsame Lösung im Interesse auch nur einer der beiden Mächte? Ich antworte unbedingt nein. Dritte Frage: Läßt sich daher ein modus vivendi finden, der den Krieg ebenso ausschließt wie eine Beeinträchtigung wesentlicher Ziele und Zwecke und ein auf Achtung und Vertrauen begründetes Verhältnis trotz gewisser Empfindlichkeiten ermöglicht? Ich glaube ja.

Man redet oft von „Mißverständnissen“, wenn man die tiefer liegenden Wurzeln eines Übels nicht sieht oder sie nicht gern sehen möchte. Um gerecht zu sein im Leben wie in der Politik, muß man sich auf den Standpunkt des anderen setzen, seine Stimmung, seine Gefühle verstehen können. Nur dann ist eine Annäherung möglich, die gereizte Streitigkeiten und unverständige Vorwürfe ausschließt. Nicht so sehr auf Mißverständnissen beruht das Mißtrauen, das die beiden großen germanischen Nationen gegeneinander erfüllt, als auf der Meinung, daß die Kraft- und Machtentfaltung des einen dem anderen, nun ich will mal sagen, unbequem ist oder es wenigstens werden könnte. Wir müssen uns sagen, daß die Wertschätzung unserer Philosophen, Dichter und Musiker und deren Einfluß auf die intellektuelle Oberschicht in England für die Sympathien einer Weltmacht

nicht ausschlaggebend sein können, daß vielmehr die Freundschaft der Nationen und ihr Zusammenhalten die Gemeinschaft der Interessen und namentlich aber der Gegnerschaften zur Voraussetzung hat. Dieser Gesichtspunkt gibt den Ausschlag gegenüber geschichtlichen Erinnerungen, Stammesverwandtschaften, oder gar einer gefühlvollen „Dankesschuld, welche die ganze Welt deutschem Genius und deutscher Wissenschaft schuldet". Solche Erwägungen sind wohl wirksam bei Tisch- und Gelegenheitsreden, versagen aber in der rauhen Wirklichkeit, und erweisen sich als ohnmächtig, wenn die Lebensbedürfnisse eines Volkes und die Gesetzmäßigkeit menschlichen Fortschritts in Frage kommen.

Wenn wir uns auf den englischen Standpunkt zu stellen versuchen, so erklärt ein Blick auf die Karte Europas und die heutigen europäischen Machtverhältnisse, weshalb die englische Aufmerksamkeit sich in erster Linie auf Deutschland richtet und man uns als den Gegner, wenn auch nur theoretisch, wenn auch nur als den „markierten Feind" militärischer Übungen betrachtet, gegen den man im Frieden operiert und den man braucht, um in Training zu bleiben. Ich will der britischen Marineverwaltung keine unlauteren Motive unterschieben, aber sie wird, um ihre Zwecke zu erreichen, des Mittels nicht entraten wollen, im Sinne der deutschen Gefahr auf die naiven Massen zu wirken, oder wenigstens bestehenden Vorurteilen nicht gern entgegenarbeiten. Möchte doch jeder Staat und namentlich jede Heeres- und Flottenverwaltung möglichst stark und mächtig sein, das liegt im Wesen der Sache, wie etwa der Einzelne möglichst reich sein will. Es ist das gute Recht der Engländer, eine gewaltige Flotte zu besitzen, um als Seemacht eine überragende Stellung einzunehmen, um ihrer Diplomatie zu jedem geeignet erscheinenden Zeitpunkt den nötigen Nachdruck zu geben, um unter Umständen drohen zu können. Unsere Pflicht ist es, dem gegenüber nicht allzu wehrlos zu bleiben.

Die kindische Legende von der deutschen Landung entspringt der Vorstellung, daß für den Augenblick in erster Linie das deutsche Volk als Nebenbuhler, wenn auch nicht als Gegner oder Feind in Frage kommt, daß gegenwärtig für England der ganze internationale Wettbewerb, der immer bestehen wird, bis wir nicht die utopistische Völkerverbrüderung des Zukunftsstaatenbundes und die Rückkehr zur unorganisierten Urmenschheit erleben, in dem Begriffe des Deutschtums sich verkörpert und zuspitzt. „Das allgemeine Wohl der ganzen menschlichen Rasse" wird doch durch das „Überleben des Geeignetsten", durch das Emporkommen der tüchtigsten Menschenart gefördert, und in dieser Erwägung, meine ich, liegen die Wurzeln politischer Ethik. „Losgelöst und erhaben über Nationalität, Glauben und Farbe" kann die Menschheit doch nur in den geistigen Ergebnissen dieses Wettkampfes, dieses internationalen Wettrennens sein, die Einheiten aber, die als Träger menschlicher Kulturarbeit immer neuen Werten zum Siege verhelfen müssen und an der unaufhaltsamen Umwertung aller bestehenden Werte sich beteiligen, werden niemals so wesentliche Merkmale überwinden können, wie die

ethnographischen, konfessionellen und anthropologischen es sind, schon weil diese die Grenzsteine bilden für die Gemeinsamkeit der wichtigsten Kulturideale.

Wer sollte es denn auch sonst sein, der mit den Briten im friedlichen Match sich messen könnte? Die Schweiz oder Portugal? Die romanischen Nationen Europas werden zwar in verschiedenen Formen und Abstufungen, tatsächlich aber alle allmählich und unaufhaltsam dem britischen Block beitreten, da es internationale Blocks ebenso gut gibt wie parlamentarische. Wie auch die lateinischen Republiken jenseits des Meeres verfallen sie der Führung des germanischen Angelsachsen. Frankreich hat in dem Bestreben, Schutz oder Unterstützung gegen uns zu finden, und namentlich seit dem japanischen Kriege Anlehnung an das Inselreich gesucht und gefunden, und neuerdings scheint diese „Entente" sich auf Betreiben der britischen Minister zu einem förmlichen Bündnis zu verdichten. Aber selbst ohne amtlichen Segen haben wir mit diesem Herzensbunde zu rechnen. Es mag vom Standpunkt der britischen Politik gerechtfertigt erscheinen, den Schwächeren gegen den Stärkeren zu schützen, jeder neuen kontinentalen oder kolonialen Machtentfaltung, in welcher Form sie sich im Laufe der Geschichte auch darbietet, entgegen zu treten, uns muß es aber zu denken geben, wenn wir England stets auf Seite unserer Gegner sehen. Wenn es in der bosnischen oder marokkanischen Frage zum Kriege gekommen wäre, so hätten wir mit Großbritannien kämpfen müssen in Fragen, die doch britische Interessen nur wenig berührten, und so wissen wir, wird es auch in Zukunft sein. Wir haben uns eben zu vergegenwärtigen, daß bei kommenden Ereignissen die britische Staatsleitung, welche in uns ihren wichtigsten und daher gefährlichsten Nebenbuhler auf dem Gebiete der Weltpolitik und der Weltwirtschaft sieht, sich ebenso wenig auf unsere Seite stellen wird, wie sie es vorigen Sommer getan hat, wo sie eine Haltung einnahm, die die „Morning Post" mit den Worten kennzeichnet: „If Germany had not changed her tone and had made her attack upon France, the British Government would have had to use all the nations resources in combination with France to carry on a war of which the purpose would have been to dictate to Germany a peace acceptable to the two nations."

Ich suche keine culpa, sondern möchte nur die causa der Spannung möglichst objektiv betrachten ohne subjektive Voreingenommenheit und Parteilichkeit. Es mag im britischen Interesse liegen, unsere Entwickelung gelegentlich einzuengen, unsere Gegner zu stützen, um ein Gegengewicht zu schaffen, das unsere heischt, dieser Tatsache gegenüber auf die Stärkung unserer Machtmittel zu sinnen. Wenn Herr Balfour, dessen bedeutungsvolle Ausführungen mir zur Beantwortung vorliegen, von einem „tiefgreifenden Unbehagen" spricht, mit dem das britische Volk „die Entwickelungsgänge der deutschen Politik verfolgt", so müssen wir bemerken, daß das Unbehagen, welches die deutsche Nation angesichts der britischen Politik erfüllt, sicherlich nicht unberechtigter ist, und zwar nicht bloß wegen der britischen

Überlegenheit zur See, sondern weil die deutsche Volksseele die Haltung Englands bei verschiedenen Anlässen und namentlich im Sommer 1911 als eine Beeinträchtigung ihrer nationalen Würde empfunden hat.

Herr Balfour sagt, wie viele Engländer: Wozu baut Ihr eine große Flotte? Nur zu Verteidigungszwecken? Dazu reicht sie längst, außerdem will Euch ja niemand angreifen, am wenigsten England, das ein Handelsvolk ist und eine friedliche Entwickelung benötigt. Ihr habt das größte Heer Europas, das sollte Euch genügen. Laßt die Rüstungen zur See, und wir wollen uns vertragen, Eure Flotte aber stört die Gemütlichkeit, denn niemand kann wissen, „welchem Zweck sie zugedacht ist". — Ein starkes deutsches Heer, das Frankreich in die Arme Englands treibt und die russische Aufmerksamkeit trotz aller „traditionellen" Freundschaft doch von Asien nach dem Westen ablenkt, ein Heer, das, wie unsere bisherige Haltung bewiesen hat, nicht phantastischen Eroberungsplänen dienstbar und nicht dazu bestimmt ist, „territoriale Ausdehnung" herbeizuführen oder die Erbschaft des hl. Römischen Reiches zu übernehmen, braucht in England um so weniger Anstoß zu erregen, als England ohne die deutsche Flotte noch schneller in der Lage wäre, die Zufuhr zur See zu unterbinden und bei einem festländischen Kriege uns seinen Willen aufzunötigen. Eine Flotte aber, die uns von England unabhängig macht, wird gerade deshalb dort als nationale Gefahr empfunden. Wir bauen sie, um nicht zur See wehrlos zu sein und in Abhängigkeit zu geraten. Die Ziele und Zwecke einer Weltmacht erfordern Ansehen, Einfluß und Unabhängigkeit, aber keinen Krieg gegen ein Land, mit dem uns so bedeutende geistige und wirtschaftliche Interessen verbinden, und dessen Handelsbeziehungen mit Deutschland die mit irgend einem anderen europäischen Staate weit übertreffen.

Wenn England fast seine gesamte Streitmacht in die heimatlichen Gewässer zusammen zieht, das Mittelmeer sogar entblößt und uns mit sechs Geschwadern bedroht, wenn Herr Churchill es offen ausspricht, daß die Kolonien in Zukunft selbst alle übrigen Teile des Reiches zu schützen haben werden, während das Mutterland die Vorherrschaft zur See „am entscheidenden Punkt" verteidigen wird, und die 120 Millionen Mark Ersparnisse zu außerordentlichen Schiffsbauten Verwendung finden, dann dürfte der geeignete Zeitpunkt kaum gekommen sein, um die Verantwortung für eine Einschränkung unserer Rüstungen zu übernehmen. Waren unsere Flottenvorlagen das Ergebnis der Wirkungen, die die Haltung der englischen Politik auf die Volksstimmung in Deutschland ausgeübt hat, so müßte jedenfalls der gewünschten Einschränkung unserer Rüstungen eine freundlichere Haltung der englischen Politik vorausgehen. Entstand nicht die erste deutsche Flottenvorlage und glückte sie nicht unter dem Eindruck der „Bundesrat"-Angelegenheit, nachdem noch kurz vorher der Reichstag dem Admiral Hollmann einige Kreuzer verweigert hatte? Ist nicht die neueste Flottennovelle ausschließlich auf Rechnung der bekannten Rede des Herrn Lloyd George und der durch diese erzeugten Erregung zu setzen?

Herr Balfour wird entgegnen: Verzichtet nur auf die Erweiterung Eurer Seemacht, und wir werden nichts mehr unternehmen, was Euch beunruhigen könnte. — Eunuchen haben bekanntlich Zutritt zum Harem, das Mittel ist zwar einfach, aber nicht schmerzlos, wir wollen weder in einen Harem, noch auch uns entmannen. Herr Balfour wird mich auch verstehen, wenn ich sage, Heer und Flotte sind für uns das, was für den Privatmann das Bankguthaben ist, das ihm Kredit verschafft, das er aber keineswegs auszugeben beabsichtigt.

Ich habe eingangs erwähnt, daß, da Verhältnisse stärker sind als einzelne Menschen, ich nicht glaubte, daß Gegensätze und Strömungen, die auf Machtverteilungen und Entwickelungsrichtungen beruhen, sich vollkommen beseitigen oder überwinden lassen. Im Wesen politischer wie sozialer Probleme liegt auch ihre Unlösbarkeit, ihre psychologische Struktur läßt eine Radikalkur gewöhnlich nicht zu, ermöglicht es aber durch richtige Erkenntnis der widerstreitenden Kräfte und Interessen zu einem Kompromiß zu gelangen, bei dem der menschliche Fortschritt zu seinem Rechte kommt und die Beteiligten keinen Schaden leiden. So kann auch der Wettbewerb zwischen Briten und Deutschen der gesamten Kulturwelt zugute kommen, falls er die Bahnen friedlicher Arbeit und gemäßigter Rüstungen nicht verläßt, indem der Brite als Champion of the World Gelegenheit findet, sich mit einem beachtenswerten Partner im Frieden zu messen und volkswirtschaftlichen Gefahren dadurch entgegen zu wirken, die für jedes Volk entstehen aus Macht, großer Wohlhabenheit und damit verbundener materialistisch-sybaritischer Lebensauffassung. Im übrigen sollte man sich in England sagen, daß, da nun einmal britische Sitten, Moden, Sports und Spiele die Welt erobert haben und von uns wie von anderen nachgeahmt werden, kein Grund vorliegt, weshalb das englische Vorbild nicht auch hinsichtlich unserer Flotte gelten sollte. Weshalb sollen wir bloß Lawn-tennis und Polo, Rennen und Regatten von unseren englischen Freunden lernen und nicht auch die Liebe zur Flotte? Ich sehe keine Ursache für eine solche Einschränkung unserer weit verbreiteten Anglomanie!

Arthur von Gwinner,

Direktor der Deutschen Bank, Mitglied des Herrenhauses:

Offener Brief an den Herausgeber.

In Erfüllung Ihrer Bitte sende ich Ihnen einige Gedanken über die deutsch-englischen Beziehungen:

Die letzten Ausweise der Statistik des Deutschen Reiches ergeben, daß Deutschlands Ausfuhr nach dem gesamten Britischen Reiche (Großbritannien und Irland, Kolonien und Dominions) im Jahre 1910 betragen

hat: rund 1 393 Millionen Mark. Dagegen hat Deutschland im gleichen Jahre aus dem gesamten Britischen Reiche (in beiden Fällen ohne Einrechnung der Edelmetalle) Güter im Wert von 1 733 Millionen eingeführt. Es gibt kein Land der Erde, mit dem wir so lebhafte und wichtige Handelsbeziehungen unterhalten, wie das Britische Reich. Aus der Tatsache, daß wir 340 Millionen Mark mehr von dem Britischen Reiche gekauft als ihm verkauft haben (im Jahre vorher waren es sogar 644 Millionen Mark), darf keineswegs gefolgert werden, daß Deutschlands Handelsbeziehungen zu dem Britischen Reiche für Deutschland nachteilige wären; was wir von den Engländern kaufen, brauchen wir, und was sie von uns kaufen, können sie zweifellos anderwärts besser und billiger nicht bekommen. Bei jedem vernünftigen Handelsgeschäft müssen beide Teile ihren Vorteil finden; wenn Handelsbeziehungen so bedeutende und dauernde wie die zwischen dem Britischen und dem Deutschen Reiche sind, darf ohne weiteres angenommen werden, daß diese Beziehungen vernünftige, für beide Teile erwünschte und vorteilhafte sind.

Wie kommt es nun, daß zwei große, stammverwandte Völker, die zu ihrem wirtschaftlichen Gedeihen gegenseitig darauf angewiesen sind, freundliche Beziehungen zu pflegen, in einen Gegensatz geraten konnten, wie er von allen Wohlmeinenden beider Nationen mit Entrüstung und Schmerz wahrgenommen wird?

In beiden Ländern gibt es der Zahl nach unbedeutende, aber ihrer Einwirkung auf die öffentliche Meinung nach einflußreiche Gruppen von Männern, die aus den verschiedensten Beweggründen diesen Gegensatz verschuldet haben. Die mißverstandene, übel angewendete Vaterlandsliebe, die nach einem Franzosen und mit französischem Wort Chauvinismus heißt, die Sucht nach Sensation, nicht zum wenigsten auch Eigennutz und Sonderinteressen haben vereint beigetragen, Parteien oder vielmehr Gruppen zu bilden, deren lärmendes Geschrei die ruhige Stimme der großen Mehrheit beider Völker übertönen und die Volksstimmung irreführen und vergiften konnte.

Ein Krieg zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich, der den größten Teil der Völker Europas auf die Schlachtfelder führen müßte, wäre das größte Unglück, das die gesamte Menschheit treffen könnte. Denn kein Land und kein Volk, das in der Kultur der Menschheit mitzählt, würde ungeschädigt bleiben, wenn, um die mir am nächsten liegende Beziehung als Beispiel anzuführen, gleichzeitig die Kapitalmärkte von London, Berlin und Paris geschlossen wären.

Soll hier Abhilfe geschaffen werden, wie es die überwältigende Mehrheit in Deutschland wie in England wünscht, so lohnt es sich schon der Mühe, daß jeder seine Stimme erhebe, um den gegenseitigen Argwohn zu zerstreuen und den Völkern zu klarem Erkennen sowohl des eigenen Interesses, wie auch der Berechtigung des gegnerischen Standpunktes zu verhelfen.

Der englischen öffentlichen Meinung ist eingeredet worden, Deutschlands Flottenbauten seien nur durch die Absicht eines Angriffes auf England zu er-

klären. Daß die Vorherrschaft zur See für Großbritannien Lebensfrage ist, wird in Deutschland so gut verstanden und gewürdigt wie in England. Sollte die öffentliche Meinung jenseits des Kanals nicht ebenso sich überzeugen können, daß der Besitz einer starken Flotte nicht ganz so absolut, aber doch in weitgehendem Maße, auch für Deutschland Lebensfrage geworden ist? Solange das Deutsche Reich ein Agrarstaat war, konnte es der Flotte entbehren; seit es auch Industriestaat geworden ist, bedarf es derselben ebenso wie das Britische Reich zum Schutze seines Welthandels. Wir erzeugen im eigenen Lande auch in guten Jahren Brot nur für sechs Tage der Woche. Selbst wenn wir darauf verzichten könnten, Kaffee, Tee, Petroleum, Seide, Baumwolle usw. zu verbrauchen, müssen wir für den siebenten Teil der deutschen Bevölkerung, also für über neun Millionen Menschen Getreide und andere unentbehrliche Lebensmittel einführen. Diese Lebensmittel kann das Deutsche Reich aber nur bezahlen durch seine Industrie-Erzeugnisse. Würde Deutschlands Flotte und sein Welthandel vernichtet, wie gewisse Heißsporne es oft genug in englischen Zeitschriften und Flugblättern verlangt haben, dann allerdings würde gewaltsam der Fall herbeigeführt, den dieselben Leute als drohende Gefahr bezeichnen: Deutschland müßte aggressiv werden, nicht aus Eroberungssucht, sondern aus Notwendigkeit. Wir sehen aber, daß die deutsche Auswanderung, die noch vor dreißig Jahren über 200 000 Köpfe betrug, beinahe verschwunden ist. Die zahlreichen Auswanderer, die deutsche Häfen verlassen, sind bekanntlich keine Deutschen, sondern Russen, Polen, Ungarn und andere Fremde. Im Gegenteil, Deutschland hat für sein Land nicht Arme genug, trotz seiner wachsenden Bevölkerung: über 750 000 ländliche Arbeiter werden alljährlich vom Ausland herangezogen, um den deutschen Boden zu bestellen; von einer Übervölkerung des Deutschen Reiches kann so wenig die Rede sein, wie von der Notwendigkeit einer Ausfuhr von Menschen, solange nur der Weltmarkt offen steht, um durch die Ausfuhr von Erzeugnissen des deutschen Gewerbfleißes die Nahrungsmittel zu bezahlen, welche zur Ernährung der deutschen Bevölkerung eingeführt werden müssen. Ein hervorragender englischer Volkswirt, Sir George Paish, schreibt in einem mir eben zu Gesicht gelangenden Aufsatz in dem Londoner „Statist", Großbritannien habe die Lebensmittel für zwei Drittel seiner Bevölkerung einzuführen, Deutschland für ein Drittel; dabei sind Güter wie Kolonialwaren, die im Lande nicht erzeugt werden können, miteingerechnet. Ganz richtig; zwei Drittel der Bevölkerung Großbritanniens sind rund 30 Millionen Menschen, ein Drittel der Bevölkerung des Deutschen Reiches sind 21 bis 22 Millionen; das macht ein Verhältnis von drei zu zwei. Eben dieses Verhältnis besteht, beiläufig gesagt, auch zwischen den Flottenstärken der beiden Reiche.

Wenn nun die Aufgabe dieser Aufsätze kaum eine andere sein kann, als daß uns die Engländer die Berechtigung ihres Standpunktes erklären, und wir

Deutsche die Berechtigung unseres Standpunktes und unserer Auffassung den Engländern, so ist es unsere Pflicht wie unser Interesse, hinzuweisen auf die Unrichtigkeit der von gewissen Organen der britischen Presse geflissentlich und über die ganze Welt verbreiteten Behauptung, Deutschland sei die Macht, welche den Frieden bedrohe und dem Nachbar seinen Besitz mißgönne. Unsere Einrichtungen wie unsere Geschichte zeigen und beweisen das Gegenteil. Die allgemeine Wehrpflicht macht ein Volk friedliebend; Krieg bedeutet für jede Familie die denkbar schwersten persönlichen Opfer. Wer im Geiste den Vater, den Gatten, den Sohn und Bruder vor die feindlichen Kanonen gestellt erblickt, der wird vor solcher Eventualität und ihren Folgen zurückschrecken. Seit das neue Deutsche Reich besteht, aber auch erst seitdem, ist in Europa kein Tropfen Blutes vergossen worden. Nachdem das deutsche Volk seine Einheit in schweren Kämpfen errungen hatte, hat Deutschland den Frieden gefördert und, allein unter sämtlichen Großmächten Europas, den Frieden auch gewahrt. Möge der Leser sich fragen, was in den letzten vierzig Jahren jede der anderen Nationen getan hat, auch speziell die Leute, die Deutschland als den Friedenstörer bezeichnen. An der Spitze eines Heeres von vier Millionen Menschen hat der deutsche Kaiser den Frieden gehalten, obgleich er die Macht zum Kriege besaß. Die „gepanzerte Faust", um ein viel mißbrauchtes Zitat anzuführen, sollte nur derjenige fühlen, der Deutschland angreift und den Frieden stört. Wie war es aber in früheren Jahrhunderten? Ob die Schweden gegen die Katholiken fochten, ob Marlborough gegen Frankreich, oder Napoleon gegen die Russen: immer waren die deutschen Gauen das Schlachtfeld. Gegenüber den „stately homes of England" haben wir fast nur Trümmer aufzuweisen; am Rhein krönt jeden Berg eine verbrannte Schloßruine. Nach dem dreißigjährigen Kriege war die Bevölkerung ganz Deutschlands einschließlich der Österreicher auf fünf Millionen Köpfe gefallen, weniger als die Stadt London zählt! Wer wollte dem deutschen Volk und den deutschen Fürsten verargen, daß sie durch die allgemeine Wehrpflicht unter Preußens Führung die gewaltigste Kriegsmacht der Welt geschaffen haben, um der Wiederkehr solcher Zeiten vorzubeugen?

Die Kosten, welche das deutsche Volk jährlich für seine Rüstungen zu Wasser und zu Lande trägt, betragen 22 Mark auf den Kopf; der Brite bezahlt für die gleichen Zwecke bekanntlich annähernd 30 Mark. Daneben trägt Deutschland willig, schon seit einem Vierteljahrhundert, für die soziale Versicherung eine Last, die schon insgesamt die Ausgabe für das Heer übersteigt. Wie oft ist böswillig behauptet und im Ausland auch in weiten Kreisen geglaubt worden, diese Lasten seien für das deutsche Volk zu schwer, die unerträgliche Schwere der Rüstung bedeute eine Gefahr für den Frieden. Nichts könnte verkehrter sein! Der Reichtum Englands ist allerdings viel größer als unser, erst in der Bildung begriffenes Volksvermögen. Aber auch die Steuerbelastung ist im Vereinigten Königreich eine höhere; sie beträgt z. B. auf Erbschaften, Tabak und Alkohol

mehr als das Dreifache wie in Deutschland, obgleich wir ein Volk der Biertrinker und Raucher sind. Auf den Kopf der Bevölkerung ausgerechnet, also im Verhältnis von 45 Millionen Briten zu 65 Millionen Deutschen, steht der Vergleich noch weit mehr zu unseren Gunsten. Deutschland verzinst die gesamte Schuldenlast des Reiches und der Einzelstaaten von 20 Milliarden Mark aus den Reineinnahmen seiner Staatsbahnen usw. Weder Großbritannien noch Frankreich besitzen derartige werbende Staatsgüter. Ich führe dieses alles aber nur an, um mit wenigen Zahlen zu zeigen, daß das deutsche Volk mitnichten zu schwach ist, seine kostspielige Rüstung zu tragen, sich vielmehr diesen notwendigen „Luxus" dauernd gestatten kann und auch die Rüstung notfalls noch verstärken könnte, wenn nur dadurch der Frieden gesichert, der deutsche Welthandel geschützt und der deutsche Boden vor dem Schicksal bewahrt bleibt, das unsere Väter jahrhundertelang erdulden mußten.

Wenn die britische öffentliche Meinung sich von der Berechtigung des deutschen Standpunktes ebenso überzeugen könnte, wie die öffentliche Meinung in Deutschland von der Berechtigung des englischen Standpunktes überzeugt ist, so steht nichts im Wege, daß die beiden Völker sich freundschaftlich die Hand reichen; zwar als Konkurrenten auf dem Weltmarkte, aber in friedlichem, kulturförderndem Wettbewerb, jedes Volk zufrieden beschäftigt mit dem Ausbau der eigenen Wohlfahrt in unantastbarem Weltfrieden.

Arthur von Gwinner.

Wirklicher Geheimer Rat Adolf Wermuth: Offener Brief an den Herausgeber.

Mein Gedächtnis bewahrt die freundlichsten Bilder von englisch-deutschem Zusammenwirken. Zwar nicht größten Stils, aber doch auch nicht unbeträchtlicher Art. Bei der Weltausstellung in Chicago war es mir vergönnt, Männern wie Sir Henry Trueman Wood und Mr. James Dredge, den Vertretern Großbritanniens, als deutscher Kollege zur Seite zu stehen. Die Zentenarfeier in Melbourne vom Jahre 1888 führte sämtliche Nationen nach den rüstig emporstrebenden britisch-australischen Kolonien, welche im Verein mit dem Mutterlande sich angelegen sein ließen, auch uns Fremden zur Darstellung unserer gewerblichen Leistungen die Tür weit zu öffnen. Endlich durfte ich im Jahre 1890 mit dem großbritannischen Gouverneur die Übernahme Helgolands ins Werk setzen und dann in die Fußtapfen der englischen Verwaltung treten.

Kein Mißton hat, ich kann es uneingeschränkt sagen, bei all diesen Anlässen die gemeinsame Arbeit gestört. Sie vollzog sich nicht nur in den angenehmsten

äußeren Formen, sondern war von dem Wunsche getragen, einer dem andren nützlich zu sein. Jeder von uns vertrat unumwunden und nachdrücklich das Interesse des eigenen Staates; aber fast immer fanden wir, daß sich beide Interessen zusammenpassen und abgleichen ließen, ja daß sie so am besten gewahrt wurden. Der persönliche Verkehr stand im Zeichen offenherziger Zuneigung; der Freude an den unzähligen Fäden, durch welche Deutschlands und Englands Geistesleben ineinander übergeht, an den Berührungspunkten in Wissenschaft, Literatur und Kunst; im Zeichen auch des etwas übermütigen, zuweilen unbarmherzigen und doch im Grunde liebevollen Humors, in welchem die Stammesverwandtschaft beider Nationen am tiefsten sich ausprägt. Von der britischen Gastfreundschaft, als etwas Weltbekanntem, brauche ich nicht zu reden.

Kraft dieser Erinnerungen stelle ich mich gern in den Chor derer, welche über gute Beziehungen zwischen England und Deutschland ein Wort sagen wollen.

Nur, meine ich, muß man vermeiden, daß die allzuhäufige und mit allzu großem Gepränge auftretende Beteuerung guten Willens am letzten Ende unrichtige Eindrücke erweckt. Als ob man ein Gefühl der Unsicherheit zu übertäuben suche. Oder gar, als ob Anlaß sei, sich zwischen erhitzte Gegner zu werfen; übrigens ein Beginnen, das weder für diese noch für den Vermittler selbst heilsam zu sein pflegt.

Von Beschwichtigungen, die einen Gegensatz realer Interessen mit Worten abschwächen zu können vermeinten, würde der gesunde Sinn beider Nationen sich bald abkehren. Fährt je und je mitten in die Symphonie herzlicher Versicherungen der grellere Schall einer Auseinandersetzung über unmittelbar zu lösende Probleme, so entschwindet der harmonische Klang leicht dem Ohre; und wenn dann die frühere Weise wieder aufgenommen wird, horcht der feinere Gehörnerv nach neuen Unterbrechungen.

Der Schwerpunkt liegt auch hier in sachlicher Arbeit. Der Arbeit, die am Einzelfall zu ergründen sucht, wie weit die Bedürfnisse und Bestrebungen beider Mächte miteinander gehen, und die daraufhin für das gesamte Verhalten eine gemeinsame Richtung zu finden sich müht.

Wir hegen die Zuversicht, daß solche zweiseitige Arbeit immerfort am Werke ist. Sie mag in den Einzelheiten nicht leicht sein. Aber das schadet nicht. Für den Angelsachsen wie den Teutonen wird durch Schwierigkeiten eine Aufgabe nur reizvoller. Zudem sind ihre Grundgedanken einfach und einer Anzweifelung entzogen. Großbritannien steht fest auf dem unberührbaren Bollwerke seiner insularen Lage, deren Vorteile es in einer langen, erfolgreichen Geschichte zugunsten seiner Weltstellung genutzt und ausgebaut hat. Deutschlands Interesse geht dahin, daß uns nicht die eigenartige kontinentale Lage in der Betätigung nach außen und in der Benutzung der Meere zum Nachteil gereiche. Des einen Streben ist mit dem des andern durchaus vereinbar. Ja, die Vorteile der kontinentalen und die der insularen Lage haben sich in näherer und fernerer Ver-

gangenheit sehr häufig ergänzt und beide Nationen zu Freundschaft und Zusammengehen verbunden. Man denke sich aus der Geschichte der letzten zweieinhalb Jahrhunderte die Wechselbeziehungen zwischen England und den deutschen Staatswesen im Herzen Europas fort, um den hohen Wert solcher gegenseitigen Ergänzung zu erkennen; hierbei wird man sich nicht minder davon überzeugen, welche Bedeutung für den britischen Weltbesitz das kraftvolle Germanenreich auf dem Kontinent auch jetzt noch hat.

Sieht man den Weg klar vor sich, den man in Zutrauen gemeinschaftlich wandeln kann, dann werden auch die auf der öffentlichen Meinung ruhenden Schatten sich verflüchtigen. Inzwischen läßt sich nicht leugnen, daß eine Schicht von Mißbehagen und Besorgnis sich zwischen beide Völker gelagert hat, zuweilen dicht genug, um unvermerkt auch auf die Politik unerwünschte Wirkung zu üben. Sie zu zerteilen, ist unser aller ernste Pflicht; und jeder möge da anfassen, wo er nach Fähigkeit und Erfahrung am ehesten kann. Für mich stehen die wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder im Vordergrund.

Der Handel zwischen Deutschland und Großbritannien ist einzig in seiner Art. Ich wüßte keine zwei Staaten des Erdenrundes zu nennen, zwischen denen ein zu solchen Dimensionen gewachsener Güteraustausch ein so vollkommenes Gleichmaß des Gewinns für jede der beiden Seiten erzielte. Unsere Ausfuhr nach dem Vereinigten Königreich hat sich allmählich in der Nähe einer Milliarde Mark für das Jahr festgeankert; der Import des britischen Mutterlandes nach dem deutschen Reiche hält sich zumeist um ein Geringeres niedriger. Soweit hätten wir also einen kleinen Vorsprung. Aber wenn man die britischen Kolonien und Besitzungen in das Gemälde hineinzieht, ändert es sich wesentlich. Das ganze britische Reich setzt nach Deutschland um 15 bis 25 Millionen Pfund Sterling mehr ab, als wir dorthin. Für die Erzeugnisse seiner Kolonien, für die Wolle Australiens und des Kaplandes, für Indiens Baumwolle, Jute und Reis findet Großbritannien in uns den sichersten und zahlungsfähigsten Abnehmer. Das Mutterland selbst läßt uns außer der Steinkohle die Fülle seiner Halb- und Ganzfabrikate zukommen, mit denen es in der Welt voransteht. Wir erwidern diese Einfuhr — außer mit unserm für Englands Verzehr und Verarbeitung nicht entbehrlichen Zucker — mit den mannigfaltigsten Erzeugnissen unserer Groß- und Mittelindustrie. Diese hinwiederum finden keineswegs sämtlich im Vereinigten Königreiche ihre Ruhestätte, sondern dienen zum beträchtlichen Teile dazu, England seine wichtige Funktion als Großzwischenhändler ausüben zu lassen.

Kann man sich ein Handelsverhältnis denken, bei dem beide Teile besser fahren? Und dieses glänzende Geschäft ist nicht etwa beträchtlichen Schwankungen unterworfen; es hält sich in ruhiger Solidität durch die Jahrzehnte und steigt ebenso solide und stetig aufwärts. Damit ist es ein Abbild des englischen und deutschen Anteils am Weltverkehr überhaupt. Ich entsinne mich noch sehr wohl der düsteren Prophezeiungen, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dem Handel und der

Schiffahrt Englands zuteil wurden, und die mit häufigen Seitenblicken auf die deutsche Konkurrenz verbunden waren. Was ist daraus geworden? Deutschlands Gesamthandel ist im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts um 7 Milliarden Mark gestiegen; der Englands genau so und dem unsrigen noch jetzt, wie früher, um den gleichen Betrag überlegen. Unsere Ausfuhr besonders hat sich erfreulich gehoben, die Großbritanniens ebenfalls; beide nicht sprungweise, besonders die deutsche nicht mit der hüben wohl einmal reichlich laut gepriesenen, drüben gelegentlich im Übermaß befürchteten Rapidität und Unwiderstehlichkeit, sondern im nüchternen Gleichmaß. Die englische Handelsflotte zählte vor zehn Jahren 9, jetzt 12 Millionen Registertons, die unsrige ist von 2 auf 3 Millionen gewachsen; ist da wirklich eine wechselseitige Beeinträchtigung erkennbar?

Es ist bemerkenswert, wie der deutsch-britische Handelsverkehr sich entfaltet, obgleich beide Reiche seit Jahren einen eigentlichen Handelsvertrag miteinander nicht mehr besitzen. Der Mangel bringt uns bekanntlich manche Unsicherheit im Verkehr mit den britischen Kolonien. Aber sonst hat die ungeheure Schwerkraft der seit langem festgegründeten Geschäftsbeziehungen das Uhrwerk des Warenaustausches auch ohne Vertragsverhältnis in regelmäßigem Gang gehalten. Die erregten oder besorgten Propheten haben es weder beschleunigt noch verlangsamt. Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand geruhig blieb am Ende Meer und Land. Nur schwere allgemeine Erschütterungen können den Lauf der wirtschaftlichen Entwicklung hemmen.

Aber sie würden auch unübersehbares Unheil, Verwüstung nach allen Seiten hin stiften. Großbritannien, das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten von Amerika behaupten die Spitze des Welthandels, weil sie vom Himmel mit einem ungewöhnlichen Maß menschlicher Energie und dazu mit der Kohle ausgestattet sind. Die Vereinigten Staaten nehmen durch ihre sonstigen Bodenschätze und Bodenerzeugnisse, mit denen sie die Welt versorgen, eine Sonderstellung ein. England und Deutschland aber, im Weltverkehr überwiegend auf ihren Gewerbs- und Verkehrsfleiß angewiesen, reichen sich darin die Hand und heben sich gegenseitig höher. Sie sind sozusagen für den Welthandel gemeinsam verantwortlich. Eine Verantwortung von unermeßlicher Tragweite, deren Nichtachtung uns beiden zu schwerer Sühne gedeihen würde.

Eine Verantwortung, viel bedeutungsvoller, als die für manche politische Frage. Nicht, daß das kommerzielle Interesse die allgemeinen Fragen in den Hintergrund drängen dürfte; darunter würde es selbst Schaden leiden, weil es unlöslich mit ihnen verbunden ist. Aber es soll ihnen die Richtung und Ruhe geben, damit niemals die Leidenschaft des Augenblicks obsiege. So *wird* es wirken, weil es so wirken muß; zum Guten für die beiden großen, dem schlichten Schaffen zugetanen Nationen.

Geheimrat Prof. Theodor Schiemann: Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Daß Ihre deutsche Initiative zu der englischen Initiative geführt hat, die uns in „Nord und Süd" in einer Reihe höchst beachtungswerter Ausführungen den Wunsch nach einer Beseitigung deutsch-englischer Mißverständnisse und Gegensätze entgegenbringt, ist in hohem Grade erfreulich. Können wir nicht allem zustimmen, was von englischer Seite vorgebracht wurde, so teilen wir doch die Gesinnung, die vor der weiten Öffentlichkeit der englischen Nation zum Ausdruck kommt, und der es an einem sympathischen Widerhall bei uns nicht fehlen kann. Die seit Beginn unseres Jahrhunderts bis in die jüngste Vergangenheit mit steigender Bitterkeit geführte Preßpolemik hat eine Atmosphäre großgezogen, die zu einer Gefahr geworden ist, weil jeder Teil es für möglich hält, daß das böse Wort sich in eine rücksichtslose und unerwartete Tat umsetzt, und unter dem Druck des allmählich zu einer öffentlichen Meinung gewordenen Mißtrauens die verantwortlichen Staatsmänner sich genötigt sehen, zu Vorsichtsmaßregeln zu greifen, welche die Befürchtungen des anderen Teiles zu rechtfertigen scheinen. Man datiert das Aufkommen dieser Gegensätze meist von dem Burenkriege. Aber das ist entschieden falsch. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat nicht leidenschaftlicher für die Buren Partei ergriffen als das übrige Europa, als zumal Frankreich und Rußland; auch nicht leidenschaftlicher als die damals in der Opposition stehende Partei der Liberalen mit Campbell Bannermann als Führer. Die offiziellen Beziehungen zwischen beiden Staaten aber blieben freundschaftliche und behaupteten sich als solche, auch nachdem der Frieden von Vereeniging der Selbstständigkeit der beiden Republiken am 31. Mai 1902 ein Ende gemacht hatte. Der Dezember 1902 aber zeigte der Welt das unerhörte Schauspiel eines Zusammenwirkens englischer und deutscher Kriegsschiffe, als es galt den Übermut Castros in Venezuela zu züchtigen. Aber gerade hieran hat sich der Ausbruch einer gegen Deutschland gerichteten Kampagne der englischen Presse entzündet, die in der öffentlichen Meinung des Landes einen mächtigen Widerhall fand und, wie es nicht anders sein konnte, von deutscher Seite in denselben Tönen erwidert wurde.

Ich erinnere an eine Rede, die in Anlaß dieser Gegensätze Mr. Balfour am 15. Februar 1903 in Liverpool gehalten hat. Er mußte die Regierung wegen ihres Zusammenwirkens mit Deutschland verteidigen und sagte in tiefem Ernst und voller Sorge: „Wir wollen uns des alten Ideals erinnern, daß alle die Nationen, die in den vorderen Reihen der Zivilisation stehen, lernen sollten zusammenzuarbeiten zum Besten der Gesamtheit, und daß nichts der Verwirklichung

dieses hohen Ideals mehr im Wege steht, als nationale Bitterkeiten, Eifersüchteleien und Feindseligkeiten ... Was Venezuela betrifft, so geht das vorüber ... aber im Hinblick auf die Zukunft bin ich voll Unruhe, wenn ich bedenke, wie leicht es ist, das Feuer internationaler Eifersucht zu schüren, und wie schwer es fällt, es wieder zu stillen."

Nun, dieser schweren Aufgabe gerecht zu werden, ist das Bestreben vieler, und gewiß nicht der schlechtesten Männer in England wie in Deutschland. Das weitere, wenn erst dieses Ziel erreicht ist, wird die Aufgabe der Diplomatie sein, und wir wollen den Tag segnen, da das Suchen nach einer deutsch-englischen Verständigung in ein Ergebnis ausmündet, das die Reibungsflächen beseitigt, an denen sich heute noch ein großer Teil der öffentlichen Meinung hüben und drüben erhitzt.

Die letzten Gründe des bestehenden Mißtrauens zwischen beiden großen Nationen lassen sich, bei uns wie in England, auf je einen ganz bestimmten Gedanken zurückführen. Bei uns ist es eine mehr historische als politische Erwägung. England hat im ganzen Verlauf seiner Geschichte stets nicht eher geruht, als bis es die ihm zur Zeit gegenüberstehende stärkste Kriegsflotte zerstört und damit auch den überseeischen Handel der in Frage stehenden Macht gebrochen hatte: Erst war es Spanien, dann Holland, dann Frankreich, danach in den Tagen des ersten Napoleon wiederum Frankreich und endlich mit Hilfe Japans — Rußland. Müßte man nicht, namentlich infolge der von einflußreichen Staatsmännern ausgegangenen Drohungen, jetzt erwarten, daß der nächste Angriff der deutschen Flotte gelten werde? Das Argument scheint einleuchtend und hat jedenfalls die Wirkung gehabt viele zu überzeugen.

Ich halte es nicht für schlüssig. In all diesen Fällen hat es sich um Lebensfragen Englands gehandelt. Philipp II. Macht mußte gebrochen werden, wenn Englands Selbständigkeit nicht verloren gehen sollte, mit Holland kämpfte England um den Besitz von Indien, mit Frankreich um Indien und Amerika, mit Napoleon um die Existenz. Rußlands Sieg über Japan schien die ganze asiatische Stellung Englands zu gefährden. Kein solcher Interessengegensatz liegt zwischen England und uns. Wir bedrohen es an keiner Stelle, und seit am 16. Oktober 1900 England und Deutschland sich gegenseitig die Integrität Chinas und die Aufrechterhaltung der offenen Tür garantierten, ist d e r Grundsatz in den handelspolitischen Beziehungen der Völker eingeführt worden, dem die Zukunft gehört und der im Prinzip an die Stelle unlauterer Handelspolitik ein fair play setzt, mit dem sich jeder zufrieden geben kann.

Daß auf kolonialem Gebiet Deutschland, oder sagen wir lieber weite Kreise deutscher Patrioten Hoffnungen hegen, die nicht erfüllt sind, soll nicht bestritten werden. Sie richten sich aber weder auf englisches Gebiet, noch auf französisches. Das letztere erstreben wir nicht, weil es auf moslemischem Boden ruht, und wir dem Islam eine politische Existenzberechtigung nicht strittig machen wollen; die englischen Kolonien aber sind wie die holländischen tatsächlich durch bewunderungs-

würdige Arbeitsleistung der Zivilisation gewonnene Gebiete, nicht umgrenzte Ansprüche, wie die meisten anderen europäischen Kolonien außer den Deutschen.

Ich sehe demnach keinen vernünftigen Grund, der uns in eine Gegnerschaft mit England führen müßte.

Noch weniger freilich sehe ich einen Grund, der eine vernünftige Gegnerschaft Englands gegen uns rechtfertigen könnte.

Mr. Balfour sieht diesen Grund in der Coexistenz der deutschen Land- und Seemacht und in einer Politik, die seiner Meinung nach eine territoriale Ausdehnung Deutschlands erstrebt, die, wie er andeutet, gegen England gerichtet sein könnte. Es ist schwer verständlich, wie ein Staatsmann von der Erfahrung und Einsicht Mr. Balfours dabei die geographische Lage Deutschlands und die politische Konstellation übersehen konnte, mit der wir seit 1891, 1904 und 1907 zu rechnen haben. Deutschland liegt zwischen den beiden nächst uns stärksten Territorialmächten des Kontinents, die zudem durch eine Allianz verbunden sind, die, nach französischer Absicht, der Revanche für 1870 und der Eroberung Elsaß-Lothringens, und wenn irgend möglich, der Rheingrenze dienen soll. Die Verwirklichung des darin liegenden Gedankens einer politischen und militärischen Offensive ist mehrfach ganz nahe gewesen. So 1887 und im vorigen Jahre, als Rußland, wenngleich nicht leichten Herzens, auf Grund seines Allianzvertrages im Kriegsfall mit Frankreich zu cooperieren verpflichtet war. In Rußland aber sind die Organe der öffentlichen Meinung uns ebenso feindselig, wie in Frankreich das Organ des Kriegsministeriums, die „France militaire“, die keine Woche hinziehen läßt, ohne zum Kriege zu ermuntern. Beide Mächte aber sind zugleich Seemächte. Herr Delcassé hat ein über das andere Mal erklärt, daß die französische Flotte nie in besserem Stande gewesen sei als jetzt, und in Rußland hat die Duma erst kürzlich 500 Millionen Rubel zum Ausbau der Kriegsflotte bewilligt, an deren Herstellung seit Niederwerfung der Revolution unermüdlich gearbeitet wird. Der Chef des russischen Marinegeneralstabes aber hat soeben erst mit allem Nachdruck erklärt, daß das russische Flottenprogramm für die Ostsee seine Spitze direkt gegen Deutschland richte, um im Kampf zwischen England und Deutschland den Ausschlag zu geben. Nimmt man noch die Möglichkeit hinzu, daß die englische Flotte sich dieser Kombination anschließen könnte, was nach den Strömungen des vorigen Jahres nicht unwahrscheinlich war, so leuchtet sofort ein, wie pflichtvergessen es gewesen wäre, mit diesen Möglichkeiten nicht zu rechnen. Endlich, Deutschland hat, nächst England, die größte Handelsmarine der Welt, unsere Schiffe durchmessen alle Meere und es gibt keine Küste, die sie nicht berühren, kein Land, in dem nicht deutschen Landsleuten der Zusammenhang mit dem Mutterlande zu sichern ist, und falls es nötig wird, Schutz gewährt werden müßte. Ich meine, gerade in England sollte man verstehen, daß diese Pflichten sich ohne eine mächtige Flotte nicht erfüllen lassen.

Wie ganz anders aber wäre die Weltlage, wenn England und Deutschland

sich die Hand reichen und die Gespenster des Mißtrauens verscheuchen wollten, die lähmend, hier wie dort, eine normale Entwickelung hemmen. Das Prinzip der offenen Tür, das beide im eigensten Interesse verbindet, wird bereits heute nur noch mühsam aufrechterhalten. Die sozialen Auswüchse wuchern auf dem Boden der fortdauernden Gegensätze üppig hervor, fruchtbare Arbeit stockt, und wenn das Geschwür politischer Verfeindung aufbrechen sollte, droht ein Kampf, wie die Welt noch keinen gesehen hat. Das alles aber würde geschehen um eines Phantoms willen, das erst Körper gewinnen kann, wenn es sich im Blut eines durch nichts gerechtfertigten Krieges berauscht hat.

Es gibt, davon bin ich fest durchdrungen, keine Kombination politischen und kulturellen Charakters, die der Welt mehr zum Heil gereichen kann, als die von England und Deutschland.

Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath,

Mitglied des Reichstags, Erbliches Mitglied des Herrenhauses, Präsident des XV. Kongresses der interparlamentarischen Union zu Berlin, Herbst 1908:

Offener Brief an den Herausgeber.

Amtitz, Kr. Guben, 14. Juni 1912.

Geehrter Herr Professor!

Über die gegenwärtigen Deutsch-Englischen Beziehungen soll ich mich, Ihrem freundlichen Wunsche gemäß, äußern. Sehr in Anspruch genommen, wollen Sie freundlichst entschuldigen, wenn dies nur in wenigen Worten geschieht.

Man soll nicht alle fünf Minuten an ein Krankenzimmer klopfen oder an einer Erholungsanstalt Einlaß begehren und fragen: Wie geht es Ihnen? Das macht jeden, auch den gesündesten, kräftigsten und widerstandsfähigsten Menschen nervös und ärgerlich. Ganz gleichgültig, ob Engländer oder Deutscher. Dies sage ich für diejenigen, welche meinen, Deutsche und Engländer befänden sich zurzeit in einem Zustande, der — einem Erholungs-Kurort ähnlich — besondere Rücksichtnahmen erforderte. Ist man dieser Ansicht, so soll man den Genesungsprozeß nicht durch Fragen, fortgesetzte Besuche, gegenseitiges Inquirieren stören, sondern ruhig abwarten und die Dinge laufen lassen. Sie werden sich schon wieder einrenken.

Denn das ist meine unerschütterliche Ansicht, es ist so viel common sense in beiden großen Nationen vorhanden, so viel gesundes Empfinden, so viel Einsicht,

daß die Zahl der Kranken und Angegriffenen in der Minorität, die Zahl der Gesunden in der Majorität sich befindet. Die gesunden, einsichtsvollen, beachtenswerten, maßgebenden und führenden Elemente beider großen Kulturvölker wollen den Frieden, die Verständigung, die Entente und wenn möglich: die Entente cordiale! Alle diese Elemente halten einen Konflikt, einen Krieg — man sollte so ein Wort gar nicht aussprechen, weil es sich einfach nicht einmal denken läßt — für einen Wahnsinn, für eine Tollheit, unter welcher jede von beiden Nationen empfindlich leiden würde, ganz gleichgültig, welche Sieger oder Besiegte wäre. Und während der Zeit, wo beide Nationen, die so unendlich vieles Gemeinsames haben, deren Eigenarten, Stimmungen, Gefühle, Anschauungen auf den verschiedensten Gebieten die gleichen sind, sich zerfleischen, sich Wunden schlagen würden, die nur langsam heilen, sich nur schwer schließen, wohl aber eine dauernde Verbitterung und heiße, leidenschaftliche Gegnerschaft zeitigen würden, in derselben Zeit könnten auf anderen Weltplätzen große Interessen verloren gehen und geschädigt werden, die den betreffenden kämpfenden Parteien unendlich wertvoll wären.

England und Deutschland haben zu vielseitige, große Interessen allüberall, als daß sie sich den traurigen Luxus gestatten dürften, sich gegenseitig zu bekriegen, sich gegenseitig zu schädigen, sich gegenseitig aufzureiben. An den Dritten, die über solche Torheit, über solche Selbstverstümmlung lachen und sich freuen würden, dürfte es weder England noch Deutschland fehlen. Deshalb: Soyons amis, Cinna! Verständigen wir uns! Die Welt ist groß genug, groß genug auch der Schauplatz, auf welchem wir beide unsere Tätigkeit erfolgreich entwickeln können!

Wir haben uns durch Jahrhunderte verstanden, dies ist auch von englischer Seite mit Nachdruck hervorgehoben worden, wir können, wir wollen und wir sollen es auch ferner tun. Deshalb wollen wir unsere Fahne entfalten, auf welcher die Worte leuchten: Verständigung, Freundschaft, Friede!

Es braucht kein Bündnis zu sein, aber eine Verständigung in allen wichtigen Fragen. Dieser Zustand kann England wie Deutschland die Möglichkeit anderer Freundschaften, anderer Allianzen wohl belassen. Keine der beiden großen Nationen braucht ängstlich oder mißtrauisch zu werden, wenn der eine oder andere Teil eine „Extratour" macht. Und wenn solche hervorragende Männer, wie Lord Haldane, solche warme, verständnisvolle und tiefsinnige Bemerkungen über deutsche Kultur, die der englischen so verschwistert ist, machen, wenn Staatsmänner, wie Lord Haldane, ihre kargbemessenen Ferien benutzen können, um in Deutschland auf den Spuren Goethes zu wandeln, wenn sie eine so hohe Befähigung an den Tag legen, die letzten Gedanken, welche im „Faust" oder im „Wilhelm Meister" niedergelegt sind, nachzuempfinden und sich zu eigen zu machen, so beweist auch dieser Umstand aufs neue, wie nahe sich die führenden Geister der beiden Nationen stehen und wie beide zueinander gehören. Nicht umsonst haben wir eine Deutsche

Shakespeare-Gesellschaft, nicht umsonst erhebt sich Shakespeares Denkmal auf deutschem Boden, nicht umsonst wirbt und wirkt eine Goethe-Gesellschaft in Großbritannien wie eine solche daheim. So dürfen wir über dem zeitweiligen Nebel des Augenblicks das Morgenrot eines neuen Tages schimmern sehen und begrüßen!

Mit der vorzüglichsten Hochachtung,

sehr geehrter Herr Professor, Ihr ergebenster

H. Carolath.

---

von Holleben,

Botschafter a. D.:

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie haben die große Güte gehabt, mich zu einer Äußerung aufzufordern über die Beziehungen Deutschlands zu England und die Möglichkeit, die leider zurzeit etwas getrübten Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu verbessern resp. das früher bestehende freundschaftliche Verhältnis möglichst einmütig wieder herzustellen. Wenn Sie gerade auf mich gekommen sind, so liegt dies wohl daran, daß ich mich an der Spitze des Deutsch-Englischen Verständigungs-Komitees befinde. Sonst fühle ich aus meinem früheren Leben eigentlich wenig Beruf, mich über diese Fragen sachkundig zu äußern, zumal ich ja England nur aus verschiedenen Besuchen kenne, die ich dort als reiner Privatmann, aber allerdings in den besten tonangebenden Kreisen gemacht habe. Ich habe, wie Sie wissen, den größten Teil meiner diplomatischen Laufbahn in überseeischen Ländern zugebracht und habe in diesen Stellungen die guten Beziehungen zu unserm stammverwandten England für selbstverständlich gehalten. Ich habe während meiner langen Praxis eigentlich nie irgend etwas erlebt, was auf eine Störung dieser guten Beziehungen hätte schließen lassen. Natürlich war es gerade in diesen, wesentlich auf den überseeischen Handel angewiesenen Kreisen beider Nationen selbstverständlich, daß eine starke Rivalität zwischen beiden herrschte. Das war in China, in Südamerika, in Japan, in den Vereinigten Staaten der Fall, aber niemals habe ich von einer tiefer gehenden Verstimmung etwas gemerkt. Ebenso bin ich mit meinen englischen Kollegen stets in bestem Einvernehmen gewesen, habe mit ihnen gemeinsam gehandelt, wenn gemeinsame Interessen es erheischten, habe ihnen aber auch, z. B. in China, wo die englischen Interessen zur damaligen Zeit stark im Vordergrunde standen, in kommerziellen wie auch

in politischen Fragen gern den Vortritt gelassen. Daß auch die Engländer uns Deutsche in keiner Weise beneideten oder uns gewisse Erfolge mißgönnten, zeigt folgender charakteristischer Vorfall: Es ergab sich in Peking, als ich dort Geschäftsträger war, eine deutsche Angelegenheit, in welcher es nötig war, die Handelskammer in Hongkong zur Mitwirkung zu veranlassen. Ich wandte mich deshalb an den englischen Gesandten mit der Bitte um seine Vermittlung. Derselbe antwortete, ich solle doch ruhig an den deutschen Konsul in Hongkong schreiben und ihm das weitere übertragen, da ja bekannt sei, daß die deutschen Kaufleute in Hongkong die maßgebenden Elemente in der dortigen Handelskammer seien.

Rivalität ist ja im kaufmännischen Betriebe eine Notwendigkeit. Ich habe damals unsern Wettkampf mit England nicht anders angesehen, als etwa den noch heute nicht ausgetragenen Wettkampf zwischen dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie. Sodann war auch bezeichnend für diese vollkommen ungetrübten Beziehungen der gesellschaftliche Verkehr zwischen den Mitgliedern der beiden Kolonien. Die Engländer gingen in den deutschen Klub und die Deutschen in den englischen Klub, Sportunternehmungen und all dergleichen wurden unter voller Gleichberechtigung ins Leben gerufen. Auch herrschte ein reger Familienverkehr zwischen den Angehörigen beider Nationen. Bei einem kurzen Besuch, den ich vor 2 Jahren in Ostasien machte, fand ich diese alten Verhältnisse zwischen den offiziellen Vertretungen und den beiderseitigen „Kolonien" vollständig ungetrübt wieder vor.

Nachdem ich nun vor einer Reihe von Jahren zu dauerndem Aufenthalt nach Deutschland zurückgekehrt war und mich in hiesige Verhältnisse wieder mehr eingelebt hatte, wurde mir allerdings klar, daß die Beziehungen beider Länder eine Trübung erfahren hatten, ohne daß ich mir jedoch zunächst Rechenschaft davon geben konnte, woher diese Trübung, abgesehen von der schon erwähnten und vielleicht im Laufe der Dinge geschärften Rivalität, stammte. Ich wurde dann bekannt mit dem damals noch im Keim befindlichen „Deutsch-Englischen Verständigungs-Komitee", und man trug mir den Vorsitz über dasselbe an. Gerade bei meiner durchaus englandfreundlichen Gesinnung habe ich mich dieser Aufgabe gern gewidmet. Die Tätigkeit des Komitees hat sich sehr geflissentlich nie in die Öffentlichkeit gedrängt, man hat durch diskretes Einwirken auf die Presse und auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten, sowie durch Vorträge und gelegentliche wechselseitige Besuche eine wärmere Atmosphäre herzustellen gesucht. Ganz konkrete Ziele hat man indessen deshalb nicht verfolgt, weil es schwer anging, solche aufzustellen. Es fehlte so zu sagen der archimedische Punkt zum Anpacken, da ein gutes Verhältnis zwischen beiden Völkern das natürlichste war. Fragen wir uns nun, wo die Gründe für die immer anschwellende Verstimmung steckten, so werden wir wohl eingestehen müssen, daß dieselben zum großen Teil einer sehr mißleiteten Presse beider Länder zu verdanken waren. Die Presse

spielt ja heutzutage eine größere Rolle als vor Jahrzehnten, und so kommt es, daß man durch die Presse viel Gutes wirken kann, daß aber auch Hetzereien der Presse, die vielleicht auf sehr unlautere Motive zurückzuführen sind, viel mehr Kraft besitzen als früher. Dann aber — und das ist wohl die Hauptsache — hatte sich des englischen Volkes die auch jetzt viel besprochene Nervosität wegen der deutschen Flottenvermehrung bemächtigt. Es ist dies ja nun in der Tat ein heikler Punkt. Jede Macht hat das Recht und die Pflicht, seine Wehrkraft nach seinen Bedürfnissen auszubauen, und es steht keiner anderen Macht zu, sich in diese Maßnahmen irgendwie zu mischen. Es wird für jede Macht demütigend sein, aus Rücksicht auf seinen rivalisierenden Nachbar die Ziele seiner Rüstungsfragen zurückzustecken, und es ist nicht weise, über dieses Thema überhaupt offen oder gar offiziell zu sprechen, was übrigens natürlich nicht hindert, daß auch auf diesem Gebiet ein freundschaftlicher und vollkommen diskreter Gedankenaustausch stattfinden und wirksam sein kann. Aber jeder erweist seinen eigenen Interessen einen schlechten Dienst, wenn er diese Fragen in öffentlicher Diskussion anschneidet. Das muß der Zukunft überlassen bleiben, und die „Spannung" wird dann von selbst nachlassen, wenn man sich durch ruhiges Nachdenken überzeugt, daß ein Grund zu einer wirklichen Verstimmung oder gar zu einer Feindschaft überhaupt nicht vorliegt. Deutschlands Rüstungen wollen seine Weltstellung, unbeirrt durch Interessen anderer, stützen und festigen. Daß die Rüstungen gegen England gerichtet seien, ist nicht gesagt, es könnte vielmehr sein, daß die alliierten Flotten beider Länder einen Feind zu bekämpfen hätten, der mit lüsternen Augen auf das alte verfallende Europa blickt und sich als den lachenden Erben seiner Kultur fühlt.

Die Marokkofrage hat ja nun dadurch, daß Englands Interessen in dieselbe hineingezogen wurden, dazu geführt, daß die Geister etwas schärfer aufeinander platzen. Die Preßhetze hat auf beiden Seiten zugenommen und auf beiden Seiten sind auch große Taktlosigkeiten gefallen. Aber wegen einer Taktlosigkeit duelliert man sich doch nicht gleich, sondern folgt lieber dem alten guten englischen Spruch: „take it easy my darling". Dieser Marokkokampf, nicht sowohl zwischen Deutschland und Frankreich, als zwischen Deutschland und England, hat nun dazu geführt, daß man sich einmal gegenseitig ordentlich die Wahrheit oder das, was man für die Wahrheit hielt oder als solche angesehen wissen wollte, gesagt hat. Solche Aussprachen wirken beruhigend und erfrischend, und wenn man sich sagen darf, daß keiner dem andern etwas schuldig geblieben ist, daß man aber doch miteinander weiterleben muß, dann tut man am besten, einen Strich unter die alte Rechnung zu machen und ein neues Konto zu beginnen. Das ist denn auch tatsächlich bereits geschehen; denn unmittelbar nach diesen heftigen Äußerungen haben sich von allen Seiten die friedlichen Stimmen gehoben, und es sieht so aus, als ob die von beiden Völkern gewünschte Freundschaft sich bald wieder herstellen würde.

Man sagt nun immer, die Verstimmungen würden sich leicht heben lassen, wenn jedes der beiden Völker das andere besser kennte. Dieser Satz hat ja eine gewisse Richtigkeit, aber man muß doch bedenken, daß beide Nationen von der anderen eigentlich schon ziemlich viel wissen und an ihrer Kultur sich erfreuen. Werfen wir einen Blick auf England, so sehen wir, daß deutsche Philosophie, deutsche poetische Literatur, insbesondere Goethe, dort einen fruchtbaren Boden gefunden haben, wir sehen, daß deutsche Musik in England mit Liebe und Verehrung getrieben wird. Felix Mendelssohn ist in keinem Lande zuerst so verstanden worden, wie in England, ja man darf sagen, daß er in seiner Jugend, wo er in Deutschland noch wenig bekannt und verstanden war, in England sein Fundament und seine Stütze fand. Unser großer Orchesterleiter Hans Richter hat seine englischen Chöre, die jahrelang unter seiner Direktion standen, geliebt und hat oft gesagt, daß er das musikalische Verständnis des Engländers viel höher schätzte, als das der Deutschen, von denen jedes Chormitglied seine eigene Auffassung zur Geltung zu bringen suche. Noch in allerneuester Zeit ist die glänzende, vollkommen vorurteilslose Aufnahme, welche Max Reinhardt in London fand, hierfür bezeichnend. Aber auch Deutschland hat englischer Kunst und englischer Kultur große Liebe entgegengebracht. Die Shakespeare-Dramen werden in Deutschland meist mit mehr Verständnis aufgeführt als in England; englische Gemälde, besonders Porträts finden in Deutschland begeisterte Bewunderung. Davon, daß englische Mode die deutsche Herrenwelt beherrscht, will ich nichts sagen, denn die französische Mode beherrscht die deutsche Frauenwelt. Aber freilich mit Kenntnissen auf diesen Gebieten dringt man in die Seele der anderen Nation noch nicht ein. Die Charaktere beider Nationen sind zu tief, als daß dergleichen Einwirkungen nicht nur oberflächlich bleiben. Ganz besonders gilt das von England, welches wohl ein Kulturgebiet einer anderen Nation an sich heranzieht, dabei aber fast vergißt, daß es eben einer anderen Nation angehört. England hat deutsche Kultur *sich zu eigen gemacht*, während Frankreich nur gelegentlich z. B. für *deutsche Musik schwärmt*. Auch der Engländer, der bekanntlich viel reist, sieht von den durchreisten Gebieten verhältnismäßig wenig; er bleibt immer der Engländer, lernt schlecht die fremden Sprachen, lebt nach seinen Gewohnheiten und sieht in schönen Landschaften nicht viel anderes, als in schönen Gemälden. Der Engländer, der nur Berlin kennt, kennt Deutschland nicht, zu diesem Zweck muß er sich in die eigentümlichen, mannigfaltigen Denkweisen der deutschen Stämme einleben, er muß nicht nur deutsche Industrie und deutsche Hafentätigkeit kennen lernen, er muß sich in das deutsche Universitätsleben, in das Militärwesen vertiefen, muß die deutsche Kunst (München!) verstehen lernen und muß sich von den bedeutenden kulturellen Einwirkungen der so oft geschmähten deutschen Kleinstaaterei (zahlreiche Residenzen usw.) Rechenschaft geben. Der Deutsche wiederum, der nur London kennt, kennt England nicht und er kennt es selbst nicht, wenn er, wie sonst

die Deutschen, mit viel Verständnis in England reist. Wer England und seine noch immer maßgebende Aristokratie kennen lernen will, der muß das englische Landleben studieren, erst dann gewinnt er den richtigen Einblick.

Neuerdings sind ja nun beiderseits Versuche gemacht worden, das gegenseitige Verständnis zwischen beiden Ländern zu erstarken. In Manchester ist ein sehr interessantes Buch „Germany in the 19th Century" erschienen, welches wohl geeignet ist, die Kenntnis Deutschlands in England zu fördern. Auf deutscher Seite ist vor kurzem vom Professor Sieper in München unter Mitwirkung des Deutsch-Englischen Verständigungs-Komitees ein vierbändiges Werk „Die Kultur des modernen England" erschienen.

Sachen dieser Art wirken erheblich besser als die vielen Besuche mit ihren anstrengenden Banketten und langatmigen Reden, bei denen der Besucher im wesentlichen doch immer nur das sieht und hört, was der Besuchte ihn sehen und hören lassen will.

So wie die Verhältnisse jetzt liegen, wird es einer ruhigen und stetigen Arbeit der Wohlgesinnten beider Länder wohl gelingen, das große Werk zu Ende zu führen. Allerdings ist dafür ausschlaggebend, daß die Regierungen in erster Linie sich verständigen, wozu ja jetzt auch gute Aussicht vorhanden zu sein scheint. Aber diese Verständigung sollte am besten konkrete Formen annehmen, es sollten internationale Abkommen getroffen werden — nicht über die Flotte — sondern auf dem weiten Gebiet des kommerziellen Verkehrs und der kolonialen Fragen.

v. Holleben, Botschafter a. D.

Exzellenz Graf Posadowsky: Offener Brief an den Herausgeber.

Naumburg a. S., den 4. Juni 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie wünschen meine Ansicht zu hören über unser Verhältnis zu England, das sich in den letzten Jahren etwas schwül gestaltet hatte. Will man Mißverständnisse aufklären und Verstimmungen beseitigen, so ist vor allen Dingen unbedingte gegenseitige Offenheit erforderlich. Man muß den Tatsachen mutig ins Gesicht sehen. Bis zum Jahre 66/70 war Deutschland ein Gebilde völlig souveräner Staaten, welche durch die Bundesverfassung und den Zollverein nur ziemlich lose miteinander zusammenhingen; jedenfalls hatte der deutsche Bund nach außen

nur eine sehr geringe Aktionskraft und war nach innen in seinen Zuständigkeiten äußerst beschränkt. Der Großstaat des Bundes war, abgesehen von Österreich, der jetzige Präsidialstaat Preußen, der indes sein Schwergewicht in Europa im 19. Jahrhundert häufig nur durch seine Allianzen erhalten konnte. Dieser Zustand änderte sich vollkommen durch die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870, durch welche Deutschland nach innen und außen eine einheitliche politische Macht wurde und allmählich auf Grund seiner kolonialen Erwerbungen und der hierdurch hervorgerufenen Notwendigkeiten auch die Stellung einer Weltmacht für sich in Anspruch nehmen mußte. Hand in Hand mit dieser politischen Entwickelung stieg auch in unerwartetem Maße die wirtschaftliche Kraft Deutschlands. England war längst ein vorzugsweise industrieller Staat, als Deutschland noch ein reiner Agrarstaat war. Das außerordentlich schnelle Wachstum der deutschen Bevölkerung zwang unwiderstehlich dazu, neue Erwerbszweige außerhalb der Landwirtschaft aufzusuchen und nicht nur die Bodenfläche, sondern auch die unterirdischen Schätze in wesentlich höherem Maße wie bisher für das Volksleben nutzbar zu machen. So entstand aus notwendigen äußeren Ursachen heraus die moderne deutsche Industrie. England mit seinem ungeheuren alten Kolonialbesitz hatte nicht nur in seinen Kolonien eine Art Absatzmonopol für seine überschüssige Warenproduktion, sondern durch die frühere Entwickelung der englischen Industrie beherrschte es in wichtigen Warenbranchen auch mehr oder weniger andere Länder und besonders auch den deutschen Markt. Der politische Aufschwung Deutschlands in Verbindung mit der Zunahme seiner Bevölkerung regte aber die wirtschaftliche Tätigkeit und den industriellen Unternehmungsgeist in einem Maße an, daß die deutsche Industrie durch den Umfang ihrer Gütererzeugung in immer höherem Maße genötigt war, den Überschuß ihrer Erzeugnisse, welche das Inland nicht mehr aufnehmen konnte, auf den fremden Märkten abzusetzen und so in scharfen Wettbewerb mit den Erzeugnissen anderer Länder und namentlich Englands zu treten. So machte sich seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in der Weltpolitik und auf dem Weltmarkt eine neue politische und wirtschaftliche Macht geltend. Es mag sein, daß diese veränderte politische und wirtschaftliche Lage vorläufig hier und da unbequem empfunden wurde, aber trotzdem bleibt sie unabänderlich. Deutschland mit seinem Forschungseifer, seinem Unternehmungsgeist und seiner schnell wachsenden Bevölkerung, die ernährt werden muß, ist geradezu in der Notlage, sich über seine eigenen Grenzen hinaus in fortgesetzt steigendem Umfange wirtschaftlich und damit auch politisch zu betätigen. Damit liegt ihm aber auch die Verpflichtung ob, den äußeren Schutz seiner verstärkten, politischen und wirtschaftlichen Stellung entsprechend verhältnismäßig zu erhöhen.

Die „Times" schrieb in ihrer Nummer vom 6. Mai d. J.:

„The independence of a nation is worth little if it must forgo some of its most effective belligerent rights and may not protect by all means

at its disposal its vital parts . . . . . LORD MORLEY's remarks upon this point are unanswerable. Without a fleet able to cope with the navies of other nations, Turkey must put her trust in forts and mines."

Diese Worte treffen auf Deutschland und seine Verteidigungsmaßregeln ganz ebenso zu, wie auf irgend ein anderes Land. Die verwundbaren Teile Deutschlands haben durch seine koloniale und merkantile Entwickelung wesentlich zugenommen; in gleichem Verhältnisse muß es auch seine Verteidigungsmaßregeln, namentlich zur See, verstärken. Deutschland, das durch seine drei trockenen Grenzen gezwungen ist, ein sehr starkes Landheer zu unterhalten, wird indes schon aus finanziellen Gründen nie in der Lage sein, eine Flotte zu bauen und zu unterhalten, die numerisch der englischen Flotte mit ihren viel weitergehenden Aufgaben in allen Teilen der Welt entspricht.

Schließlich hat aber jedes Volk das Recht und die Pflicht, seine Landesverteidigung so zu gestalten, wie es seiner Menschenkraft, seiner finanziellen Leistungsfähigkeit und seinem politischen Schwergewicht entspricht. Vollkommen phantastisch ist jedoch der Verdacht, daß Deutschland jemals in der Lage sein könnte, einen Angriffskrieg gegen das englische Inselreich zu führen. Aber auch ein Angriffskrieg Englands gegen Deutschland würde ungeheure finanzielle und wirtschaftliche Opfer erfordern — ohne die politische und wirtschaftliche Lage der beiden Länder zueinander auf die Dauer wesentlich ändern zu können. Ein großes Volk, wie das deutsche mit seiner Arbeitskraft, seinem Bildungsstand und seinen wirtschaftlichen Hilfsquellen kann man nicht mehr im Sinne altrömischer Politik „debellare", d. h. politisch und wirtschaftlich vollständig niederzwingen; dazu ist die Lebenskraft moderner Völker viel zu stark. England und Deutschland müssen deshalb in der Weltgeschichte, politisch und wirtschaftlich völlig gleichberechtigt, nebeneinander die Aufgaben erfüllen, die ihrer inneren Lebenskraft entsprechen.

Die Entwickelung beider Völker ist der Beweis ihres inneren Gehalts, und in ihrem Wettbewerb liegt ein gesunder Anreiz zur ferneren Entfaltung ihrer geistigen und wirtschaftlichen Kräfte. Was wäre alle Geistesbildung, alle moderne Kultur überhaupt wert, wenn moderne Kulturvölker in der Welt nicht mehr nebeneinander leben könnten, ohne infolge ihrer gegenseitigen Entwickelung das Bedürfnis zu empfinden, sich gegenseitig gewaltsam zu beschränken? Beide Länder haben denn auch in den letzten 40 Jahren tatsächlich das Gebiet ihres politischen Einflusses und ihre wirtschaftliche Kraft ungeheuer vermehrt. Hierin liegt der beste Beweis, daß die Entwickelung des einen Volkes nicht die Lebensmöglichkeit und Entwickelung des anderen beschränkt. Schon die modernen Verkehrsverhältnisse machen die Welt zu einem öffentlichen Ringplatze aller lebenskräftigen Völker. Einer weitsichtigen, geläuterten, von persönlichem Ehrgeiz freien Diplomatie bleibt es überlassen, diese Erkenntnis in die Beziehungen beider Länder fortgesetzt zu vertiefen. Die Völker wünschen ihrer Lebensarbeit ungestört nachgehen zu

können, und sie verlangen deshalb auch internationale Beziehungen, die nicht immer von neuem durch aufregende Zwischenfälle und Alarmrufe der Gefahr wirtschaftlicher Schädigungen ausgesetzt sind. Die Urteilskraft gebildeter Völker muß sich in ihrer Mehrheit stark genug erweisen, um sich durch die Torheiten urteilsloser Fanatiker und after dinner Politiker in ihrer Ruhe nicht stören zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Posadowsky.

Vize-Admiral Karl Galster: Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihrer Aufforderung, einen Beitrag für „Nord und Süd" im Interesse einer deutsch-englischen Annäherung zu liefern, komme ich gern nach, weil ich davon durchdrungen bin, daß beide Nationen im heutigen Zeitalter durch Streit und Kampf sich nur selbst schaden, dagegen gewinnen würden, wenn sie freundschaftlich ihre Differenzen ordnen, jede Eifersüchtelei beiseite schieben und Hand in Hand für den Kulturfortschritt und ihre berechtigten Interessen anderen Staaten gegenüber eintreten. Ich sehe die mir gestellte Aufgabe darin, dazu beizutragen, auf deutscher Seite die Verstimmung gegen England beseitigen zu helfen. Ich werde mich nicht darauf einlassen, die Rüstungsfrage zu erörtern. Als Deutscher sollte man sich freuen, daß eine germanische Schwesternation es zu einem so großen Ansehen und zu solcher Macht auf dem Erdball gebracht hat wie die englische, und in England sollte man den Wünschen des Deutschen Reiches auf kolonialem Gebiet keine Mißgunst entgegensetzen, sondern ihnen entgegenkommen. An einem entsprechenden Entgegenkommen gegen englische Wünsche auf deutscher Seite darf man es dann natürlich auch nicht fehlen lassen. Es scheint mir bei weitem besser, den gütlichen Weg vernünftiger Verständigung zu beschreiten, als die gegenseitige Waffengewalt in die Wagschale zu werfen. Die auf unseren Kanonen eingegrabenen Worte „Ultima ratio regis" bedeuten, daß die Gewalt erst als letztes Mittel einschreiten soll, wenn mit Güte nichts zu erreichen ist. Gerade einem Seeoffizier, der viel in englischen Kolonien Gastfreundschaft genossen hat, mit englischen Seeoffizieren befreundet ist und gesehen hat, wie auch der deutsche Staatsbürger, besonders als Kaufmann, in den englischen Kolonien sein gutes Fortkommen findet und wie praktisch und vorbildlich vieles in England eingerichtet ist, würde ein Krieg mit England bedauerlich vorkommen. Gegen derartige ehrgeizige Elemente im Deutschen Reiche, die den Gedanken haben,

Deutschland wäre jetzt daran, England in der Weltherrschaft zu folgen, wie dieses seiner Zeit Spanien und Holland, und aussprechen, ein Deutscher handele nicht national, wenn er England Gerechtigkeit widerfahren lasse, muß ebenso energisch protestiert werden wie gegen jeden Verhetzungsversuch, der zum Zweck agitatorischer Propaganda gegen das englische Volk oder in England gegen Deutschland unternommen wird. Zu den Verhetzungsversuchen zähle ich auch die beiderseitigen Überfallegenden, die im letzten Winter durch die englischen und deutschen Zeitungen gingen. Überfälle, d. h. Überrumpelungen, während man noch im Frieden zu leben glaubt, sollten Nachbarn unter sich durch bindende Abmachungen ausschließen, um jedem Mißtrauen vorzubeugen. Nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen oder nach der Kriegserklärung sollten noch 24 Stunden vergehen, ohne daß es erlaubt ist, mit Kriegsmacht feindliches Gebiet zu betreten, beziehungsweise eine bestimmte Linie auf dem Meere zu überschreiten oder den Gegner anzugreifen, und nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt in ihre Ehre, d. h. ihr Wort nicht hält. Glauben die Kriegsschiffe jeder Nation, sie könnten plötzlich überfallen werden, so können im Frieden die schwierigsten Lagen entstehen, die die Doggerbankaffäre der Russen noch in den Schatten stellen. Man stelle sich Manöver in der Nordsee vor, bei denen fremde Kriegsschiffe oder Torpedoboote, die sich nachts ahnungslos nähern, für Fahrzeuge der Gegenpartei gehalten und kräftig, wenn auch nur mit blinden Schüssen, angegriffen werden. Fahren solche Schiffe aus Argwohn gegen Überfälle mit gefechtsklaren Kanonen, so sind die Folgen nicht abzusehen.

Die Überfallegenden sind im letzten Winter in der Frankfurter Zeitung Nr. 344 und Nr. 34 widerlegt worden. Hierbei wurde u. a. dargetan, daß nicht englische, sondern 20 deutsche Torpedoboote unter den Korvettenkapitäns Prinz zu Ysenburg und Madlung unserer Hochseeflotte folgten. Nicht eingegangen ist dort auf den Überfall, der Ende September geplant sein soll. Es erscheint mir wesentlich, auch für diesen Zeitpunkt die Wirklichkeit festzustellen. Der Annahme lag die Tatsache zugrunde, daß ein Wettsegeln der Schiffsboote bei Lamlash an der Westküste Schottlands, zu dem Gäste von Land bereits eingeladen waren, plötzlich abgesagt wurde, weil die Schiffe des dritten Geschwaders am 21. September vom Flottenchef unerwartet den Befehl erhalten hatten, nach Falmouth und Torquay am Westausgange des englischen Kanals zu gehen. Die Gründe für diesen Befehl sind nicht bekannt geworden. Die Fachschrift Naval & Military Record führt für die gesamte Heimatflotte unter dem 20. September jedoch an, daß Vorbereitungen für ein Ende September abzuhaltendes strategisches Manöver getroffen würden. Da der Flottenchef nach sechswöchentlicher Abwesenheit wegen Krankheit erst Mitte September seinen Dienst wieder übernommen hatte, so wird er von dem beabsichtigten Bootswettsegeln kaum unterrichtet gewesen sein. Außerdem spielt solch ein Bootswettsegeln mit seinen geringfügigen Vorbereitungen eine so lächerlich kleine Rolle, daß die Aus-

führung einer kriegsmäßigen Übung darauf keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Die Ausbildung einer Flotte zur Schlagfertigkeit verlangt, daß die Befehlshaber und die Besatzungen daran gewöhnt werden, unerwartete Befehle schnell auszuführen. Nach englischen Fachschriften scheint man in England diesem Punkt der Ausbildung besonderen Wert beizumessen. Wegen der Bewegung einer britischen Flottenabteilung nach dem 600 Seemeilen von Deutschland entfernten Westausgange des englischen Kanals am 22. September war eine Erregung bei uns ganz unnötig. Der Marokkostreit mit Frankreich war damals so gut wie geordnet. Dies ergeben die um jene Zeit veröffentlichten Telegramme aus Berlin und Paris und die Wahlrede des Reichtsagsabgeordneten Erzberger vom 12. Dezember zu Kiel. Er sagte nach dem mir vorliegenden Wahlaufruf: „England ist der einzigste Gegner Deutschlands auf dem Erdball. Die englische Flotte hat im letzten Sommer zweimal gegen die deutsche mobil gemacht. (Dies ist ein Irrtum) . . . Daß es in der Zeit vom 11. bis 18. September nicht direkt zum Kriege kam, verdanken wir dem glücklichen Zufall, daß unsere stets bereite Flotte in der Ostsee war." Die kritische Zeit war also vorüber, als die englische Flotte ihr strategisches Manöver machte. Ich bin davon überzeugt, daß die englische Regierung im letzten Sommer für die Verwickelung in einen etwaigen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich gewisse Vorbereitungen traf, daß sie aber als Handelsnation diesen Krieg nicht wünschte und ihre Unterstützung, die sie Frankreich wegen der Entente und der Vorgeschichte der Marokkoaffäre schuldig zu sein glaubte, hiernach einrichtete. Die Äußerungen der englischen Minister und unseres Reichskanzlers im Reichstage decken sich mit dieser Auffassung.

Mit größter Hochachtung verbleibe ich

Ihr sehr ergebener

Galster.

Graf von Kanitz:
Offener Brief an den Herausgeber.

Podangen, 9. Juni 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Mit großem Interesse habe ich von den Äußerungen hervorragender englischer Staatsmänner im Juni-Heft von „Nord und Süd" Kenntnis genommen. Sie, Herr Professor, haben sich sicherlich ein bedeutsames Verdienst dadurch erworben, daß Sie diese Kundgebungen, welche auf die Beseitigung bedauerlicher Mißver-

ständnisse zwischen England und Deutschland gerichtet sind, veranlaßt und dem großen Publikum zugänglich gemacht haben. Jeder Vaterlandsfreund kann nur wünschen, daß diese Mißverständnisse nun endlich überwunden sein und der Vergangenheit angehören möchten.

In besonderer Hochschätzung habe ich die Ehre zu sein

Ihr sehr ergebner

Graf von Kanitz.

Ernst Bassermann, M. d. R.: Offener Brief an den Herausgeber.

Sie wünschen, daß ich mich über das Verhältnis Deutschlands zu England ausspreche. Ich folge diesem Wunsche gern, zumal ich in meiner langen parlamentarischen Tätigkeit manche Phase der Spannung und Entspannung der gegenseitigen Beziehungen miterlebt habe. Im Mittelpunkt des Streites, der soviel Unbehagen über diese beiden Nationen gebracht hat, steht heute die deutsche Flottenpolitik und die unrichtige Beurteilung, die dieselbe in England gefunden hat.

Niemals, seit dem Zeitpunkt, in dem Deutschland ein festes Flottenprogramm aufstellte, hat die deutsche Flottenpolitik einen aggressiven englandfeindlichen Charakter in sich getragen. Aus zögernden Anfängen hat sie feste Gestalt angenommen, als Fürst Bülow Staatssekretär des Auswärtigen Amtes wurde und Admiral v. Tirpitz das Reichsmarineamt übernahm. Es war die Aufgabe dieser beiden Staatsmänner für die deutsche Weltpolitik die maritimen Unterlagen zu schaffen, aus der Periode des Experimentierens und Tastens zu einem festen, bindenden Flottenprogramm überzugehen und solches durchzuführen. Daß ihnen dies gelang unter Überwindung mancher inneren Schwierigkeit und ohne Gefährdung des Friedens, das ist Beweis ihrer Energie und Staatskunst und hat ihnen Ehre und Ruhm gebracht.

Wenn man die Parlamentsakten durchblättert und die Reden, die bei den Flottenorganisationsgesetzen vom Regierungstische und von den Abgeordneten gehalten worden sind, liest, so wird man finden, daß die Anerkennung, daß England eine überlegene Flotte zur Aufrechterhaltung seiner Weltstellung not tut, sich wie ein roter Faden durch die Verhandlungen zieht. England, eine Insel, abhängig von der Seezufuhr für seine Volksernährung, ohne starke Landarmee, ist, wenn es nicht als Großmacht ausscheiden will, darauf angewiesen, stärkste Seemacht zu sein und zu bleiben. Dies ist von uns nicht bestritten worden und

so war es niemals Ziel unserer Flottenpolitik, diese Weltstellung Englands zu erschüttern.

Was wir für uns in Anspruch nehmen, ist das Recht den Umfang unserer Flottenrüstung ohne Rücksicht auf Englands Flottenstärke lediglich nach unseren eigenen Interessen zu bestimmen. Darüber, und daß unsere Handels- und Kolonialinteressen eine achtunggebietende Flotte erheischen, sind sich die bürgerlichen Parteien Deutschlands vollständig einig. Nicht aus dem Bestreben, es England gleich zu tun, sind unsere Schiffsbauten entstanden, sie wurden zur Notwendigkeit, als der deutsche Auslandshandel wuchs, als wir Kolonien erwarben, als damit das Schutzbedürfnis für deutsche Menschen und deutsche Güter im Ausland in überseeischen Gebieten zunahm.

Der Gedanke, daß Deutschland auch ohne Flotte eine Weltmacht sein würde, findet in der Zeit der Weltpolitik keinen Raum mehr in deutschen Köpfen. Gewiß werden die deutschen Kolonien, wenn ein Weltbrand entsteht, in der Hauptsache auf dem europäischen Kontinent verteidigt werden müssen. Diesen Weltkrieg mit seinen menschen- und güterzerstörenden Wirkungen zu hindern, dazu ist eine starke deutsche Flotte nötig, weil sie jeden Angriff auf Deutschland auch zur See zu einem gefährlichen Experiment für den Angreifer macht. Mehr wollen wir nicht, aber das wollen wir mit dem starken Empfinden einer Nation, die weiß, daß sie mit ihrer Armee und ihrer Flotte hohe nationale Güter verteidigen muß. Ohne starke Flotte können wir unsere Küsten nicht verteidigen, ohne eine solche können wir eine Blockade nicht abwehren und verlieren Ansehen und wirtschaftliche Macht in überseeischen Gebieten.

Das sind die Gedanken, welche die führenden Politiker bei der Schaffung unserer Flottengesetze geleitet haben. Die große Volkstümlichkeit und das feste Zutrauen, deren sich der Großadmiral Tirpitz im deutschen Volke erfreut, gründen sich darauf, daß er es verstanden hat, die Flottenorganisation kraftvoll und zielbewußt durchzuführen, und daß alle seine Mitarbeiter, zu denen ich mich als Führer der nationalliberalen Partei zähle, von seiner Friedensliebe in allen Phasen seines Ringens um das Werden einer deutschen Flotte überzeugt waren und dieser Überzeugung in ihrer Propaganda für die deutsche Flotte Ausdruck verliehen.

Daß der Gedanke, die deutsche Flotte zu einem Angriffskrieg gegen England zu verwenden, der deutschen Politik fernliegt, erweist wohl am klarsten die jüngste Flottennovelle, die sich auf die notwendigsten Ergänzungen beschränkt und alles andere als einen aggressiven Charakter an sich trägt. Gerade diese kürzlich verabschiedeten Wehrvorlagen legen erneut den Schwerpunkt deutscher Stoßkraft in seine Landarmee, und das wird auch in Zukunft so bleiben. Unsere Friedensliebe erweist die deutsche Politik der letzten 40 Jahre, unsere Rüstungen sollen erhalten, was wir besitzen, und sollen nicht Eroberungsplänen dienen.

Sobald die Überzeugung in Fleisch und Blut der beiden Völker übergegangen

ist, daß wir Englands herrschende Stellung zur See nicht antasten wollen, daß eine deutsche Flotte so groß und stark, wie sie deutsche Macht und Wirtschaftsinteressen fordern, keinerlei feindseligen Absichten gegen England in sich birgt, ist der Boden für eine Verständigung gefunden, und dieser Zeitpunkt scheint mir näher gerückt zu sein. In England und Deutschland mehren sich die Stimmen, welche die Periode des gegenseitigen Mißvergnügens und Mißtrauens ablösen möchten durch vertrauensvolle Beziehungen, die der Bedeutung der großen aufeinander angewiesenen wirtschaftlichen und Handelsinteressen der beiden Länder gerecht werden. Die Kriegsgefahr des letzten Herbstes hat manchem die Augen geöffnet und die Friedensaussichten verbessert. Hoffentlich gelingt es einem so bewährten Diplomaten, wie es Freiherr von Marschall ist, die friedlichen Anschauungen zur Geltung zu bringen und die Engländer zu überzeugen, daß uns Deutschen Feindseligkeit gegen England fern und eine Verständigung am Herzen liegt.

Bassermann, Mitglied des Reichstages.

Vizeadmiral a. D. v. Ahlefeld: Deutsch-englische Entspannung.

So unzweifelhaft es ein verdienstliches Unternehmen von „Nord und Süd" ist, an der Verständigung zwischen Deutschland und England mitzuarbeiten und dazu — wie im Juni-Heft englische, so jetzt im Juli-Heft deutsche — Stimmen zu sammeln, so wenig kann man sich einen durchschlagenden Erfolg davon versprechen oder, wie der Herr Herausgeber es, treffend freilich, aber fremdwörtlich, ausdrückt, eine Detente davon zwischen Entente und Allianz erwarten. Dazu liegen die Gründe der Verstimmung doch zu tief, und wenn ich mir erlaube, hier nochmals, trotzdem alle bisherigen Bemühungen vergeblich waren, zu besagter Entspannung das Wort zu nehmen, dann geschieht es, um anhand der Juni-Veröffentlichungen angesehener Engländer etwas von jener Tiefe der Kluft aufzuzeigen, die nicht überbrückbar ist oder, was ich so dringend wie nur einer wünsche, erst von einer Meisterhand oder von der für solches Kunstwerk vielgepriesenen Zeit überbrückt werden wird.

Die große Mehrzahl der Argumente für eine Entspannung sind schon früher und an anderer Stelle genannt und besprochen worden und können füglich jetzt ganz kurz behandelt werden. Von diesen zähle ich auf:

1. Die gemeinschaftlichen Handels-, Wirtschafts- oder Ökonomie-Interessen.

Sie wären so groß, daß ein Krieg schon darum unpraktisch, ja nicht denkbar wäre, sagen u. a. Sir Alfred Mond (S. 323 und 325), Lord Weardale (S. 312),

Sir Edgar Speyer (S. 308, 310 und 311), J. A. Spender (S. 290). Das stimmt nicht mit der Geschichte überein; denn gerade England hat nacheinander die Handelstätigkeit der Hansa, der Niederlande, Portugals, Spaniens und Frankreichs vernichtet und sich selbst zum zeitweiligen Alleininhaber des Seehandels erhoben. Gerade darum, daß wir nicht auch diesem Schicksale verfallen wollen, bauen wir unsere Seemacht aus, und darum erregt es natürlich unser größtes Mißtrauen, wenn England uns sagt, sie sei für uns ein Luxus.

2. Es bedürfe zur Verständigung nur eines besseren Sichkennenlernens.

— Baron de Forest (S. 341), Thomas Lough (S. 338), Sir Frank Lascelles (S. 296), A. v. Rothschild (S. 299), Sir T. Vezey Strong (S. 300 und 301), Karl Breul (S. 305). —

Ich stimme so weit zu, daß ein Sichbesuchen und ein Gedankenaustausch der verschiedensten Berufskreise gute Wirkung hatte, freilich nur eine örtliche und begrenzte, die für die Gesamtlage nur unwesentliche Verbesserungen herbeigeführt hat. Selbst die von Lord Haldane so lebhaft und glücklich besprochene Kulturgemeinschaft beider Länder auf der Wechselbasis Goethe-Shakespeare kann an unserer Ansicht von der Mißstimmung Englands gegen Deutschland nichts ändern. Diese kam elementar, unmißverständlich und unwiderruflich zu ihrem richtigen Ausdruck, als Rudyard Kippling sein von Deutschenhaß erfülltes Gedicht von den Ruderern, die treu gearbeitet, nun aber mit Deutschen weiterrudern sollten, veröffentlichte. Der hysterische Jubel darüber in ganz England und der ans Lächerliche und Krankhafte grenzende, etwa gleichzeitige, begeisterte Empfang der französischen Marineangehörigen in London sind ein vollgültiger Beweis für die eigentliche Volksmeinung in England über Deutschland.

3. Es gibt keine wirklich greifbare Beschwerde zwischen Deutschland und England,

sagt u. a. Sir Thomas Barclay (S. 328).

Das trifft doch leider nicht zu. Die greifbare Beschwerde Englands gegen Deutschland ist eben dessen Flotte. Zum Beweise führe ich die Eingangsworte eines Artikels von Archibald Hurd in der Fortnightly Review (S. 785) an:

„By her new Navy Bill Germany is directly, definitely and deliberately challenging our traditional claim to possess such a fleet as will ensure our naval supremacy . . . . .“

Das fällt uns zwar gar nicht ein, aber zusammengehalten mit hunderten von gleichartigen Äußerungen, müssen wir doch glauben, daß das Vorhandensein unserer Flotte für die Engländer ein Grund ernster und greifbarer Beschwerde ist. Warum freilich die seinerzeit relativ viel größere französische Flotte

oder heutzutage die ebenso große amerikanische Flotte nicht ein solcher Grund der Beschwerde war, beziehungsweise ist, vermögen wir Deutschen mit dem besten Willen nicht anders zu erklären als dadurch, daß letzten Endes nicht die Flotte, sondern unser Seehandel der Stein des Anstoßes ist. Immerhin wäre dies ein Punkt, der sich vielleicht durch eine Aussprache der beiderseitigen Verständigungs-Komitees verhältnismäßig leicht erklären ließe.

4. und letztens. Die Furcht der Engländer vor einem Angriff.

Es spukt diese törichte Gespensterfurcht ja schon weniger im Juni-Heft von „Nord und Süd" als früher, aber sie wird als vorhanden und als Grund der Mißstimmung genannt von Balfour (S. 287), Spender (S. 289) und von Barclay (S. 328). Daß sie nicht berechtigt ist, hat, glaube ich, Admiral Breusing im Juni-Heft der Deutschen Revue am schlagendsten nachgewiesen.

Er führt aus, in England sei man überzeugt, die deutsche Flotte könne die Überführung von 150 000 Engländern nach Antwerpen — 80 Seemeilen weit — leicht verhindern. Wie sollte es dann wohl möglich sein, daß die mehr als doppelt so große englische Flotte eine Landung deutscher Truppen in England — 400 Seemeilen — nicht verhindern könnte. Die Invasionsfurcht ist absolut absurd und, bewußt oder unbewußt, ein Deckmantel für Konkurrenzneid auf dem Gebiete der Seeherrschaft. Im Grunde will kein Engländer das „Recht auf Seeherrschaft" (unbedingte Suprematie), d. h. nicht bloß zahlenmäßige Überlegenheit, sondern unbedingte Befehlsbefugnis zur See, aufgeben. Und gerade dieses „Recht" bestreiten wir ihnen mit allem Nachdrucke. Einer mündlichen Aussprache müßte auch dieser Punkt in erster Linie unterzogen werden.

* * *

Indem ich nunmehr die alten Punkte verlasse, wende ich mich zu den markantesten neuen.

1. A. J. Balfour sieht die Gefahr für England (S. 287 und 288) „in der Coexistenz unserer Land- und Seemacht, die unmöglich mit dem Weltfrieden vereinbar scheint. Wir könnten nicht verlangen, daß England unserem Bedürfnis nach Überseegebieten zustimme. Wir sollten der Welt lehren, daß der Appetit nach Landeserweiterung einem überwundenen Patriotismus angehöre."

England, das sozusagen die halbe Welt an sich gerissen hat, predigt uns Enthaltsamkeit. Balfour fügt hinzu: „Des Verbrechens, eifersüchtig auf euere natürliche Entwickelung zu sein, sind wir uns völlig unbewußt." Ja! Was versteht denn Balfour unter natürlicher Entwickelung? Schade, daß wir darin wahrscheinlich verschiedener Ansicht sind. Gerade eine Entwickelung wie die Englands ist nach unserer Ansicht die natürliche und für uns unerläßliche.

2. Fast noch schlimmer als diese Auffassung ist die von Sir Thomas Barclay

(S. 329), der uns vorwirft: „Nie sei ein Krieg durch unglücklichere Bedingungen für den Sieger beendet worden als der von 1870. Keiner würde heutzutage die Torheit begehen, Friedensbedingungen aufzuerlegen, die notwendig auf alle Dauer die Wunden am Heilen verhindern müßten", und so noch eine ganze Weile fort. Mir ist dieselbe Auffassung schon früher von Engländern entgegengebracht worden, und auf meine erste Frage, was wir denn als Kriegsentschädigung hätten fordern sollen, meinten sie: „Noch mehr Milliarden!" Es war ja leicht, nachzuweisen, wie unhaltbar diese Ansicht ist. Diese Engländer hatten offenbar auch noch nicht über die Frage nachgedacht; vielleicht tat es Barclay auch nicht. Es wäre recht englisch.

Aber das ist ja auch ganz Nebensache. Was uns vielmehr tief und bei der gegenwärtigen Entspannungsbemühung am allertiefsten berührt, ist das psychologische Rätsel, wie die Engländer, die den Spaniern Gibraltar nahmen und es gegen jahrhundertelange Volkswut und Volksschmach bis heute gehalten haben, die unter gleichen Verhältnissen Hongkong den Chinesen, Indien den Indiern, Ägypten den Türken und so durch die ganze Welt hindurch zahlreiche Länder und Inseln anderen Besitzern unter unheilbaren Wunden weggenommen haben, wie die mit solcher offenbar ehrlichen sittlichen Entrüstung uns vorwerfen können, unser ganz deutsches Elsaß und unser halbgermanisches Lothringen von den Franzosen wohlverstanden nur *zurück* erobert zu haben!

Hier liegt, nach meiner Auffassung, nicht sowohl eine Geschichtsunkenntnis gröblichster Art zugrunde, als ein Daseins-Zeugnis jener tiefen Kluft, von der ich eingangs sprach und die uns von den Engländern, fürchte ich, noch für lange Zeit trennen wird. Es ist die Äußerung einer ganz enormen Selbstüberschätzung.

In meinen jungen Jahren habe ich einmal von einem Engländer gehört: „There are only two nations in the world: English and Niggers." Daran muß ich wieder denken. Es fällt dem Durchschnitts-Engländer ganz außerordentlich schwer, irgend eine Nation der seinigen auch nur annähernd gleich zu achten. Ich habe sogar von den zahlreichen liebenswürdigen Äußerungen über unsere Gleichwertigkeit im Juni-Heft dieser Monatszeitung von Haldane, von Balfour (S. 284 und 285), Law (S. 293), Lascelles, Rothschild (S. 298), Strong, Breul, Thomas Lough (S. 336) u. a. den Eindruck erhalten, als wollten sie bedeuten: „Ihr Deutschen seid ja *so* gute Kerle, solange ihr bei euerem Denken und Dichten bleibt; aber auf dem Arbeitsfelde der Welt habt ihr absolut nichts verloren." Diese Auffassung wird indirekt bestätigt dadurch, daß mit zwei Ausnahmen — Said-Ruete (S. 332) und de Forest (S. 340 und 341) — von unserem Anspruch auf Seegeltung überhaupt nicht die Rede ist und die erste der Ausnahmen ausdrücklich auf die Gnade Englands verweist und die zweite das Thema akademisch und ganz unpraktisch behandelt.

Diesen Erscheinungen gegenüber kann man immer nur wieder betonen: der

springende Punkt all unserer Verstimmung ist der, daß England uns die Gleichberechtigung zur See verweigert und sie nur zu Lande oder auf dem Gebiete der Kultur oder sonstwo anerkennt. Kommt es zu einer mündlichen Verhandlung in London zwischen den beiderseitigen Verständigungskomitees, so wird dieser Punkt unabweislich anzumelden und zur Verhandlung zu bringen sein. Geschichtlich, das verstärkt die Wichtigkeit gerade dieses Themas, hat England, wie hier noch einmal betont werden muß, nacheinander die Staatengebilde Hansa, Niederlande, Portugal, Spanien und Frankreich unter Anwendung äußerster und rücksichtslosester Gewalt von der See vertrieben und sich deren Seehandel angeeignet. Jetzt steht es vor einer Wiederholung dieses Verfahrens und, in verständlicher Abneigung gegen die Gefahren eines Krieges, hält es einerseits krampfhaft fest an dem unnatürlichen Bündnis mit Frankreich, das an uns nur zu gerne Revanche nähme, und sucht andererseits uns durch sanfte Schmeichelreden von unserem Vorhaben, Seegeltung zu gewinnen, abzubringen. Aber wir lassen uns nicht einlullen; wir wollen volle Gleichberechtigung mit England auf der freien See. Nur wenn diese zugestanden wird, gibt es eine Detente zwischen Entente und Allianz.

Das klingt nun freilich nicht gerade hoffnungsvoll für ein Vermeiden des Krieges, aber ich schließe mich trotzdem den auf eine friedliche Lösung rechnenden Ansichten der Herren Spender (S. 291, Mitte), Bonar Law (S. 293, unten) und Baron Rothschild (S. 297, Mitte) an.

Unter Berücksichtigung aller Umstände muß und wird sich ein Mittel und ein Weg finden, daß das unermeßlich Bedauerliche eines Krieges zwischen Deutschland und England „sich nicht ereignet".

Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer: Offener Brief an den Herausgeber

Berlin, 31. Mai 1912.

Sehr geehrter Herr Kollege!

In öffenlichen Reden, so insbesondere in Köln am 7. November 1909, habe ich zu wiederholten Malen dem Gedanken der Verständigung zwischen Deutschland und England das Wort geredet, aber Worte tun hier ebenso wenig, wie die so häufigen Besuche der verschiedensten deutschen Kreise in England und englischer in Deutschland. Unsere Politik ist es und die Englands, welche auf den Freundschafts-Akkord gestimmt werden muß und die schon längst zu einer vollen Harmonie geführt hätte, wenn man nicht den vergeblichen Versuch gemacht

hätte, das Pferd am Schweif aufzuzäumen und die Entente durch eine Frage unmöglich zu machen, welche kein seiner Stärke und seines Weges sich bewußtes Volk auch nur aufwerfen lassen kann, nämlich durch die Frage der Einschränkung der Rüstungen oder des Flottenbaues. Gelingt es, in ehrlichen, auf gegenseitigem Vertrauen und vor allem auf gegenseitigem *Respekt* beruhenden Verhandlungen eine Entente zwischen England und Deutschland herzustellen, welche meiner Überzeugung nach viel leichter hergestellt werden kann wie die zwischen Frankreich und England, so ist die Frage einer Verlangsamung der Rüstungen und des Flottenbaues *von selbst* erledigt. Eine Entente zwischen England und Deutschland kann aber nur zustande kommen, wenn England sich daran gewöhnt, uns als *völlig gleichwertig und gleichstehend* zu behandeln, und wenn es den Wahn von sich abschüttelt, als gehöre eigentlich nicht nur die Herrschaft auf dem Meere, sondern die Herrschaft auf der ganzen Welt von Rechts wegen England und als sei es schon eine *Konzession*, wenn es anderen Ländern auch nur ein Stückchen von dieser Erde gönnt. Wie im Innern eine ehrliche *Block-Politik* undenkbar ist, solange — wie dies im Bülow-Block der Fall war — *ein* Teil, nämlich die konservative Partei, der Meinung ist, daß jede Abweichung von streng konservativer Politik als eine Art von *Gnade*, von huldvoller Konzession an den liberalen Gedanken, zu betrachten ist, so ist eine Entente zwischen Deutschland und England undenkbar, solange England uns von oben herab wie einen Eindringling in die hohe Politik und in die Weltherrschaft betrachtet, solange es unsere Flotte als eine Luxus-Flotte bezeichnet und es als einen Akt der Großmut ansieht, wenn es mit uns überhaupt in Verhandlungen in bezug auf die Weltpolitik eintritt. Nichts, aber auch gar nichts steht einer ehrlichen Freundschaft zwischen England und Deutschland entgegen, *auch nicht die Rivalität im Welthandel*, denn auch hier ist Raum für alle auf der Erde. Ein Volk, welches ein anderes Volk nur deshalb befeindet, *weil* es sein Rivale im Welthandel ist, handelt ebenso kleinlich und ebenso töricht wie der kleine Krämer, der seinen vorwärtskommenden Konkurrenten totschlagen will, statt, unter Änderung *seiner eigenen* Methoden und unter Vermehrung *seiner* Energie, den Konkurrenten *in ehrlichem Wettkampfe zu schlagen*. Beide Völker, England und Deutschland, können unendlich viel von einander lernen: Wir von England den großen, freien Blick, die feste Überzeugung von der Notwendigkeit bürgerlicher Freiheit und die Zähigkeit in der Verfolgung großzügiger Pläne, die sich auch durch zeitweise Mißerfolge niemals vom Wege ablenken läßt; England von uns aber die Gewöhnung, die Ergebnisse ernsten wissenschaftlichen Strebens auch für die Praxis zu verwerten, und die Überzeugung, daß ein Volk, wie der einzelne Mensch, mit dem Moment zurückgeht, wo es aufhört, *sich als einen Lernenden zu betrachten*, der täglich an sich selbst zu arbeiten und deshalb auch seine Richtung, seine Methoden usw. *zu ändern* hat, wenn der bisherige Weg

nicht zum Ziele führen will. Respekt vor der Eigenart, vor der Stärke und vor dem Streben des andern, wie wir ihn England entgegenbringen, müssen wir auch von England voraussetzen und verlangen, als notwendige und unentbehrliche Grundlage dauernden Zusammengehens, das allerdings dann, aber auch nur dann für den Frieden der Welt ersprießlich sein wird. Ein Weltfrieden ist nur erfreulich und dauernd, wenn er ein ehrenvoller Frieden ist, und ein ehrenvoller Frieden ist nur denkbar, wenn er durch den festen Kitt gegenseitiger Achtung zusammengehalten wird.

Dr. Rießer, Präsident des Hansabundes.

Hugo Stinnes:
Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Wunschgemäß habe ich in nachfolgendem die Ausführungen schriftlich niedergelegt, die ich Ihnen gegenüber bezüglich des deutsch-englischen Verhältnisses letzthin in Mülheim gemacht habe.

England und Deutschland sind die beiden Länder, die den weitaus größten Teil der europäischen Ausfracht stellen und damit der Seeschiffahrt eine sichere Beschäftigungsgrundlage geben. Dem Gewichte nach übertrifft als Ausfuhrgut die Kohle alle anderen Ausfuhrgüter um ein Vielfaches, und die englische Kohlenausfuhr ist um ein Vielfaches größer als die deutsche. Dementsprechend ist die englische Seeschiffahrt zurzeit in unbedingt herrschender Stellung.

Mit der steigenden Ausbeutung der deutschen Kohlenreviere, die an Ausdehnung und Ergiebigkeit alle anderen Kohlenreviere Europas übertreffen, muß sich das Verhältnis verschieben, wenn auch die Gewinnungskosten der meisten deutschen Kohlenreviere und deren Frachtlage zu den Seehäfen ungünstiger sind als die der englischen Reviere.

In der Einfuhr von Rohstoffen steht Deutschland schon heute vielfach an erster Stelle, besonders infolge der Zunahme der Stahlerzeugung.

Die großen sich schnell entwickelnden Industrien Deutschlands haben die Aufgabe, dem starken Zuwachs an Bevölkerung sichere und lohnende Beschäftigung zu verschaffen. Alle diese Industrien sind mehr oder weniger abhängig von der ungestörten Seeeinfuhr und Ausfuhr, sie würden zum großen Teil zum Erliegen kommen, wenn die Nordseehäfen längere Zeit gesperrt werden würden.

Bei den zu bewältigenden großen Massen scheidet praktisch jeder andere Zu- und Abfuhrweg aus.

Zugegeben einerseits, daß Englands Macht und Einfluß ohne überragende Flotte verloren sein würde, so ist auch Deutschlands industrielle und Arbeiterlage sehr bald eine verzweifelte, wenn die See-Zufuhr und Abfuhr abgeschnitten werden würde. Nach Maßgabe seiner industriellen Entwickelung und seiner zunehmenden Kohlenausfuhr — der Grundlage der zukünftigen Beteiligung an der Seeschiffahrt — wird Deutschland durch eine Absperrung seiner Zu- und Abfuhr verwundbarer, und es muß trachten, einen Versuch der Absperrung für denjenigen gefährlich zu machen, der ihn unternimmt.

Das einzige Abwehrmittel ist eine starke Flotte.

Die gleichen Gründe, die England für sich geltend macht, die stärkste Seemacht zu halten, müssen Deutschland veranlassen, seine Seemacht soweit auszugestalten, daß selbst die stärkste Seemacht es als ein Wagnis ansehen muß, die Zu- und Abfuhr Deutschlands zu unterbinden.

Beschäftigung und Leben großer Bevölkerungsteile kann ein aufstrebendes Volk wie das deutsche nicht abhängig machen von dem guten Willen und der Gewissenhaftigkeit eines fremden Volkes.

Insbesondere die deutsche Industrie als Nächstbeteiligte ist von der Notwendigkeit einer starken Flotte überzeugt, denn die von ihr beschäftigten Arbeiter würden zuerst von den furchtbaren Folgen einer Unterbindung der Seewege betroffen werden. Eine solche starke Flotte ist somit kein Luxus, sondern ein Lebensbedürfnis für Deutschland.

Die großen industriellen Fortschritte Deutschlands sind erreicht worden durch überaus mühevolle Arbeit, der sich England dank seiner durchweg günstigeren Produktionsbedingungen in gleichem Maße nicht zu unterziehen brauchte. Indes hat England auch heute noch die Führung in Handel und Industrie, wennschon auf Einzelgebieten, deren Gesamtbedeutung von manchen überschätzt wird, wie in der Stahlproduktion, der chemischen und elektrischen Industrie, Deutschland zurzeit im Vorsprung ist.

Die Industrien beider Länder stehen auf der ganzen Welt im Wettbewerb, und naturgemäß fühlt sich die in ihrem alten reichen Besitzstand angegriffene englische Industrie beschwert durch die allenthalben eindringende deutsche Industrie. Andererseits sind die beiden Länder gegenseitig die besten und, wie oft anerkannt wird, die angenehmsten Kunden.

Eine stark zunehmende, durchweg arbeitsame Bevölkerung, verbunden mit reichen, wenn auch nicht billig zu gewinnenden Bodenschätzen zwingen Deutschland in die gleichen Entwickelungsbahnen wie England.

Natürliche Entwickelungen lassen sich nicht mit Gewalt beseitigen. Auch ein unglücklicher Krieg würde keines der beiden Länder mit seiner tüchtigen Bevölkerung und den reichen Bodenschätzen für längere Zeit von der industriellen Konkurrenz abhalten.

Der für beide Teile vorteilhafte Ausgleich kann nur in der friedlichen Verständigung gefunden werden.

Nach unendlichen wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen hat sich in Deutschland in steigendem Maße die Industrie zusammengetan zur gemeinsamen Arbeit im In- und Ausland. Warum soll es nicht möglich sein, die englische und deutsche Industrie demnächst ebenfalls zu gemeinsamer nutzbringender Arbeit zusammenzuschließen?

Das Opfer an Individualität mag bei ihrem ganzen Entwickelungsgang und dem Bevölkerungscharakter der englischen Industrie schwerer fallen als der nach dieser Richtung bereits weiter organisierten deutschen. Der aus einem gut organisierten industriellen Zusammenschluß sich ergebende unendliche Vorteil für beide Länder, die heute vielfach ihre Naturschätze und die Produkte des Fleißes ihrer Bevölkerung in sinnloser Konkurrenz an fremde Völker verschleudern, wird auf die Dauer nicht mißachtet werden können.

Wenn die Intelligenz jedes der beiden Länder nicht mehr darin das Endziel erblickt, das andere industriell oder mit Waffen niederzukämpfen, sondern wenn die beiden Länder es als ihre Hauptaufgabe ansehen, die übrige Welt ihrem Gewerbefleiß zahlungspflichtig zu machen, dann wird sich hoffentlich ein Zusammenstoß vermeiden lassen, der auch den Sieger über die Maßen schwächen und Mächten zum Weltübergewicht verhelfen würde, die dieses Übergewicht sicherlich in gleichem Maße zum Nachteil der Bevölkerung Englands und Deutschlands gebrauchen würden.

Mit hochachtungsvollem Gruß
Hugo Stinnes.

Wilhelm Freiherr von Pechmann,

Direktor der Bayerischen Handelsbank:

„Eine reale Basis für den Frieden?“

Sehr verehrter Herr Professor!

Es ist mir leider gegangen wie Mr. Garvin: Berufspflichten, die ich nicht zurückstellen konnte und durfte, haben mir auch nicht jenes Mindestmaß von Zeit und Ruhe übrig gelassen, dessen ich bedurft hätte, um Ihnen so zu schreiben, wie ich es Ihnen, mir selbst und vor allem der Sache schuldig gewesen wäre. Glücklicherweise habe ich indessen rechtzeitig für einen mehr als vollgültigen Ersatz gesorgt. Ich habe nämlich, als ich durch Ihre ehrenvolle Aufforderung überrascht wurde, mit einem ausgezeichneten Vertreter der englischen Geistlichkeit, dem Kaplan der hiesigen englischen Kirche, Rev. D. Cowling, darüber gesprochen und habe ihm nahegelegt, ob er mir nicht für Ihre Zwecke einen Brief schreiben wolle, in welchem er die Summe der Erfahrungen, Beobachtungen und Eindrücke

niederlege, die er im Laufe von 6 Jahren in verschiedenen Teilen von Deutschland gesammelt habe. Rev. Cowling hatte die Freundlichkeit, meiner Anregung zu entsprechen, und ich habe nun die große Freude, diesen seinen Brief Ihnen, sehr verehrter Herr Professor, und den Lesern Ihrer hochgeschätzten Monatsschrift, insbesondere aber den englischen Lesern der Juli-Nummer vorzulegen. Mit Rücksicht auf die letzteren bitte ich Sie, den Brief nicht in Übersetzung, sondern im englischen Texte abzudrucken. Er lautet:

Rev. D. Cowling, Chaplain of the English Church & to the British Legation Munich.

Munich, Juni 3rd. 1912.
Karlsplatz 5.

My dear Baron Pechmann!

I wish to express in writing what I already have expressed to you personally, i. e. my deep gratitude and appreciation for the practical sympathy and friendliness you have shown to me individually and to the English people generally, by your generous and spontaneous support of the new English Church in Munich. I rejoice particularly over your kind gifts because I know that the spirit which underlies them, is a heartfelt desire that a cordial, peaceful and trustful relationship should be always felt by our respective countrymen. In reality, I believe that desire to be almost universal, both here and in England. My experience also is, that not only the desire, but the confident feeling of friendship also very largely exists in both countries. During the 6 years I have lived in Germany, it has been my privilege and happiness to come into close personal contact with very many Germans in widely different stations of life, and in most parts of the country, but never on one single occasion have I found an unfriendly feeling — on the contrary, a wish to be on the best of terms, and a readiness not only to help on my work, but to make my life and the lives of the whole of our community as happy as possible.

You are familiar with the striking evidence we had last year of this friendship from the leading Officials in Munich. A similar spirit was displayed on the occasion of our annual Conference in Dresden a month ago. During the 3 years I was in Hannover I had many striking instances of real brotherliness from the Germans, which I shall never forget. I enclose herewith my comment*) upon it when I came to Munich.

---

*) Rev. Cowling bezieht sich auf das von ihm herausgegebene Munich Church Monthly Magazine, Juni 1909, worin es u. a. heißt:

I mention all this to emphasise my deep sense of gratitude to you and your countrymen, — and my great regret and astonishment that from time to time there should appear in the public newspapers, assertions or insinuations, so contrary to the facts based upon the personal, constant and long experience not only of myself but of many English Chaplains working in the chief towns of Germany. I am most thankful to be able to state with confidence that such friendly feeling is heartily reciprocated by every well-informed Englishman abroad and at home to whom it is painful to read anything to the contrary, which must arise from ignorance or some unaccountable prejudice.

Whatever the motive of such writers be, it is highly mischievous and fraught with the gravest danger. In my opinion, if something could be done to put an end to these, more or less, irresponsible and anonymous contributors to the worlds „news“ and „edification“, Germany and England would ever remain the best of friends, in perfect peace and mutual good-will, — that happy relationship we all anxiously desire and should earnestly strive and pray for.

With kindest regards
Believe me, my dear Baron,
Yours very sincerely
(sign.) D. Cowling.

„The Chaplain takes this opportunity of conveying his heartfelt gratitude not only to his many English and American friends for their helpful co-operation, but also to his many German friends who have stood by him most magnanimously in every undertaking, and enabled him to accomplish what, without them, would have been impossible.

„The town officials in various departments and on several occasions, have been most kind and considerate, and, as if to leave no stone unturned whereby they could prove their goodwill, the „Magistrat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt“ in Hannover have written to the Oberbürgermeister in Munich, commending the Chaplain and his work there, in strong and most cordial terms, to such generous consideration from the authorities in Munich as he has received in Hannover.

— —

„That work will certainly be very arduous — the building of Churches, etc., in one's own country is difficult enough, but in a foreign country it is, of course, still more so. The task, however, has been very materially alleviated by the kind action on the part of the Hannover authorities, and the continued help of the Chaplain's many supporters in Hannover. He, therefore, offers his most sincere thanks to all, and expresses his earnest wish that his successor in Hannover may experience at least as much practical sympathy as he has enjoyed — from English, Americans, and Germans alike.“

Wenn es sich nur darum handeln würde, die in Deutschland vorherrschende Stimmung und Gesinnung festzustellen, so würde ich mich darauf beschränken können, dieses einwandfreie und in jeder Hinsicht zuverlässige Zeugnis wiederzugeben. Aber unter den englischen Stimmen, auf welche wir die Ehre haben zu erwidern, finden sich solche, die nicht damit erledigt werden können, daß wir zeigen, wie viel guter Wille zur Verständigung auf deutscher Seite vorhanden ist: Stimmen, die ich als auffallend unfreundlich und ungerecht empfinde, und die mit Ernst zurückgewiesen werden müssen, wenn von einer aufrichtigen und nachhaltigen Verständigung die Rede sein soll. Zu dieser Zurückweisung sind gerade diejenigen berufen, die von jedem Vorurteil gegen England vollkommen frei, ja sogar eher zu gunsten als zu ungunsten Englands voreingenommen sind. Ohne je auf englischem Boden gewesen zu sein, habe ich in der Geschichte und Literatur, im Staatswesen und Kirchenwesen von Großbritannien eine zweite geistige und geistliche Heimat gefunden, und bei aller Treue gegen meine erste und eigentliche, meine deutsche Heimat, ist mir in bald 40 Jahren jene zweite Heimat so lieb geworden, daß für mich die Verständigung zwischen England und Deutschland nicht nur eine öffentliche Angelegenheit ersten Ranges, die Frage aller Fragen der auswärtigen Politik, sondern zugleich eine Herzenssache bedeutet, die mich auch rein persönlich im Innersten bewegt. Ich wage daher zu hoffen, daß die Herren, gegen welche ich mich wenden muß, geneigt sein werden, den Worten eines so treuen Freundes ihres Vaterlandes einiges Gewicht beizumessen. Es sind die Herren R. Said-Ruete und Sir Thomas Barclay.

Mr. R. Said-Ruete bespricht die deutsch-englischen Beziehungen im nahen Osten. Ich kann es leider nicht unternehmen, auf die Einzelfragen einzugehen, bin auch zu wenig darüber unterrichtet. Aber soviel weiß ich, daß nichts vorliegt, was Mr. Said-Ruete berechtigen könnte, in voller Allgemeinheit und in schroffer, verletzender Form ein Urteil niederzuschreiben wie das folgende:

> „Es ist eine beklagenswerte Schwäche des deutschen Charakters, daß die Machtentfaltung anderer Nationen, auch dort wo dieselbe in augenfälliger Weise nicht nur den eigenen Interessen nicht zuwiderläuft, sondern ihnen sogar direkt zugute kommt, eher kleinliche Mißgunst als Genugtuung und Erkenntlichkeit auslöst. Je früher dieser neulinghafte Wesenszug einer gründlichen Revision unterzogen wird, um so leichter dürfte sich das Deutschtum im Auslande, Sympathien werbend, durchsetzen."

Nicht weniger vergreift sich Mr. Said-Ruete im Tone, indem er am Schlusse seines Artikels von einem „warnenden hands off" spricht und damit eine Wendung gebraucht, welche schon vermöge der geschichtlichen Erinnerung, die sich damit verbindet, die peinlichsten Empfindungen erweckt. Was würde Mr. Said-Ruete sagen, wenn ein Deutscher in einem englischen Blatte — vorausgesetzt, daß ein solcher Fall denkbar wäre — eine gleiche oder auch nur ähnliche Sprache gegen England führen wollte? Es ist aber eine unerläßliche Voraussetzung für jede

Verständigung, daß der Verkehr von Volk zu Volk sich auf dem Boden einer gegenseitig anerkannten, vollkommenen Gleichberechtigung vollzieht, und daß die daraus entspringende Rücksicht in der Form auch dann gewahrt wird, wenn der eine meint, sich über den anderen mit Grund beschweren zu können. Die evangelische Mahnung Lucas 6, 31 verdient auch im internationalen Verkehr beherzigt zu werden.

Sir Thomas Barclay schreibt:

„Nie ist ein unglücklicherer Krieg für den Besiegten durch unglücklichere Bedingungen für den Sieger beendet worden, als der von 1870. Die Zeiten haben sich seither geändert; kein noch so mächtiger Sieger würde heutzutage die Torheit begehen, dem Besiegten derartige Friedensbedingungen aufzuerlegen, daß sie notwendigerweise auf alle Dauer die beigebrachten Wunden am Heilen verhindern müssen. Die Bedingungen des Frankfurter Friedens waren solche, daß sie noch heute so schmerzen, wie je ...."

Ich erlaube mir an Sir Thomas Barclay die Frage zu richten: woher stammt der Maßstab, den er an die Bedingungen des Frankfurter Friedens anlegt? Stammt er aus der englischen Geschichte? Ich glaube schwerlich. Stammt er aus der französischen Geschichte, etwa aus der Geschichte Ludwigs XIV. oder Napoleons? — — Aber lassen wir die Geschichte beiseite: was wäre das Schicksal Deutschlands gewesen, wenn sich die zuversichtlichen Siegeshoffnungen Frankreichs erfüllt hätten? Diese eine Frage genügt, um die ganze Ungerechtigkeit ins Licht zu setzen, mit welcher der Frankfurter Frieden von den Franzosen selbst und leider auch von vielen anderen, so nun auch wieder von Sir Thomas Barclay, beurteilt wird. Dasselbe Frankreich, das entschlossen war, im Falle des Sieges von dem Rechte der Eroberung weitgehenden Gebrauch zu machen, erklärt es für ein unerträgliches und unverjährbares Unrecht, daß nun auch einmal zu seinem Nachteil von diesem Rechte Gebrauch gemacht worden ist. Und worauf beruhte der Gebrauch, den das siegreiche Deutschland von seinem Rechte gemacht hat? Etwa auf Willkür oder auf Ländergier? Nicht im geringsten. Er beruhte nur zum Teil darauf, daß es sich um urdeutsche Städte und Dörfer handelte, deren Wiedergewinnung schon 1813 und 1815 als eine selbstverständliche Forderung erschienen war. In der Hauptsache aber war es bei der Annexion von Elsaß-Lothringen auf die Sicherstellung der Grenze gegen einen unruhigen Nachbarn abgesehen, der in langen Jahrhunderten alles getan hatte, um das Bedürfnis des neuen deutschen Reiches nach einer starken Westgrenze mehr als ausreichend zu rechtfertigen.

Es ist kein Streit darüber möglich: unter all den ungezählten Quadratmeilen Landes, deren Besitz auf dem Rechte der Eroberung beruht, gibt es nicht allzuviele, deren Besitztitel in jedem Sinne gleich unanfechtbar wäre, wie der Titel, kraft dessen das deutsche Reich Elsaß-Lothringen besitzt. Wer diese Berechtigung in Frage stellt, begeht ein Unrecht an Deutschland, und zwar ein

Unrecht, mit dem er uns an dem empfindlichsten Punkte zu nahe tritt, an einem Punkte, an dem für uns nicht nur unser gutes Recht in Frage steht, sondern zugleich die größten und heiligsten Erinnerungen unserer Geschichte und, wenn irgendwo in der Welt, das unveräußerliche und unantastbare Gut unserer nationalen Ehre.

Gegen alles klare Recht und gegen die ernste Sprache seiner eigenen Geschichte nimmt Frankreich sich heraus, den Frankfurter Frieden nicht als Frieden, sondern als einen einseitigen Waffenstillstand zu betrachten, der von deutscher Seite unkündbar sein soll, den aber Frankreich entschlossen ist, zu kündigen und zu brechen, sobald es Verbündete findet, mit welchen es einen neuen Waffengang erfolgreich wagen zu können glaubt. In dieser Sonderstellung, auf die Frankreich grundlos Anspruch macht, und die ihm unbegreiflicherweise auch von anderen, so auch von Sir Thomas Barclay, zuerkannt wird: in dieser Sonderstellung, und hierin allein, liegt die letzte Ursache der Unsicherheit der europäischen Lage. Und wer ernstlich dazu beitragen will, daß diese Unsicherheit beseitigt und der europäische Frieden auf sichere Grundlagen gestellt werde, der möge dahin wirken, daß Frankreich den Frankfurter Frieden endlich einmal ehrlicherweise als endgültig und unwiderruflich anerkennt.

Wir stehen wahrlich Frankreich nicht, wie Sir Thomas Barclay merkwürdigerweise meint, mit dem „unversöhnlichen Geiste eines Blut- und Eisen-Eroberers“ gegenüber; wir haben seit mehr als 40 Jahren oft genug, vielleicht nur allzu oft, das Gegenteil bewiesen und haben uns noch im letzten Jahre und bis in die letzten Monate hinein auch durch die stärksten Herausforderungen („France Militaire“ u. dergl. m.) nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen. Nicht wir sind unversöhnlich: unversöhnlich ist Frankreich, aber nicht, wenigstens im letzten Grunde nicht, weil es Elsaß-Lothringen verloren hat, sondern weil es nicht ertragen will, besiegt worden zu sein.

Nun sagt Sir Thomas Barclay weiter:

> „Für Großbritannien ist englisch-französische Freundschaft keine vorübergehende Laune. Frankreich ist als sein nächstsitzender Nachbar entweder sein mächtigster Freund oder sein möglichst gefährlichster Feind — wenn es *nicht* sein Freund ist. Das mag, ohne Gefühlsrücksichten ins Thema zu werfen, sattsam erklären, weshalb keine britische Regierung irgend eine Aktion, die französisches Gefühl verletzen würde, wagen könnte. Denn die britische öffentliche Meinung ist zu sehr zum Verständnis und zur Wertabschätzung der Vorteile einer englisch-französischen Freundschaft gelangt, als daß sie eine Störung derselben zulassen würde.“

Ich maße mir nicht an, darüber zu urteilen, ob die Vorteile der französischen Freundschaft für England so groß sind, wie sie der öffentlichen Meinung in England zu sein scheinen, und ich sage kein Wort darüber, ob England wirklich

in so hohem Grade auf diese Freundschaft angewiesen ist, wie auch Sir Thomas Barclay selbst anzunehmen geneigt ist. Aber eines ist sicher: auf französischer Seite ist diese Freundschaft nichts anderes als ein Mittel zum Zweck, d. h. ein Mittel, das früher oder später dazu dienen soll, die verletzte französische Eitelkeit durch Niederwerfung des deutschen Reiches zu befriedigen und damit die französische Hegemonie wieder herzustellen, ohne welche sich die französische Phantasie einen erträglichen Zustand der Dinge nicht vorzustellen vermag. Daraus folgt weiter, daß die englisch-französische Freundschaft von Deutschland nicht anders als mit einem nur allzu wohlbegründeten Mißtrauen aufgenommen werden kann, und daß dieses Mißtrauen in eben dem Verhältnis zunehmen muß, in welchem die englisch-französische Freundschaft an Intimität gewinnt. Hier liegt die entscheidende Ursache der beklagenswerten Spannung, und es ist nicht abzusehen, wie diese Spannung beseitigt werden soll, solange eine rückhaltlose und unbedingte Anerkennung des Frankfurter Friedens nicht zum Gemeingut des politischen Denkens in England geworden ist. Sind jene Vorteile der französischen Freundschaft für England wirklich so groß, daß sie mit den unermeßlichen Nachteilen und Gefahren einer dauernden Spannung der schwersten Art nicht zu teuer erkauft werden, und läßt sich nicht ein Zustand denken, bei welchem die englischen Interessen mindestens ebenso gut, vielleicht noch um vieles besser gewahrt würden, als bei dem gegenwärtigen, ohne daß England diese seine eigenen Interessen allzu eng mit den französischen zu verflechten hätte? —

Ich breche ab, möchte aber nicht schließen, ohne noch eine mir am Herzen liegende Pflicht der Pietät zu erfüllen. Vor einigen Jahren, als wir hier in München die große Freude hatten, eine Reihe von hervorragenden Vertretern der englischen Presse zu begrüßen, war unter diesen auch Mr. William Thomas Stead, und in einer unvergeßlichen Stunde auf der Herreninsel im Chiemsee war es mir vergönnt, dem durch und durch ideal gesinnten und zugleich durch und durch praktisch gerichteten Manne in gründlichem Gedankenaustausch näher zu treten. Zu dem Besuche in seinem Hause, in das er mich dringend einlud, ist es leider nicht mehr gekommen. Wir werden uns in diesem Leben nicht mehr sehen. Aber ich weiß, daß es, in seinem Sinn gesprochen, nicht unbescheiden ist, wenn ich diese Gelegenheit wahrnehme, um auch an meinem Teile öffentlich auszusprechen, daß England und die Menschheit unermeßlich viel verloren haben, als Gott den zu sich nahm, dessen Wahlspruch war: „Ich glaube an Gott, England und die Menschheit!“

München, 10. Juni 1912.

W. Frhr. v. Pechmann.

Geh. Regierungsrat Dr. h. c. v. Böttinger,

Mitglied des preußischen Herrenhauses:

Offener Brief an den Herausgeber.

Elberfeld, den 16. Juni 1912.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Sehr gut kann ich es verstehen, daß, nachdem in der Juni-Nummer Ihrer verehrlichen Zeitschrift eine so interessante Reihe englischer Urteile über die Beziehungen unserer beiden großen Nationen zueinander gebracht worden, Sie den Wunsch haben, auch von deutscher Seite diesbezügliche Anschauungen veröffentlichen zu können und somit „audiatur et altera pars“!

Ich kann Sie, geehrter Herr Professor, versichern, daß ich die sämtlichen englischen Aufsätze, Briefe usw., deren Verfasser mir vielfach persönlich bekannt und einzelne sogar befreundet sind, mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und mich ausnahmslos den darin entwickelten Anschauungen und den in denselben gemachten Ausführungen anzuschließen in der Lage bin, und zwar um so mehr, als ich mit England, dessen Volk, Verhältnissen, Gebräuchen und Sitten ebenso bekannt und vertraut bin, wie mit denjenigen meines deutschen Vaterlandes.

Zur Erklärung dieses darf ich Ihnen meine Ihnen seinerzeit mündlich gemachten Mitteilungen wiederholen, nämlich daß ich in England geboren, bis zum 15. Lebensjahre die englischen Schulen besucht, dann nach zweijährigem Aufenthalt in Deutschland, um die deutsche Sprache zu erlernen, nach England zurückkehrte, zunächst im Cheltenham College meine weitere Ausbildung erhielt und dann seit meinem zwanzigsten Lebensjahre, als meine Eltern wieder nach Deutschland übersiedelten, in Deutschland lebe.

Da nach englischem Gesetz jeder in England Geborene, unabhängig von der Nationalität der Eltern, Engländer ist, war auch ich bis zu meiner Verheiratung englischer Untertan. Ich habe aber sofort, nachdem ich voraussah, daß ich nunmehr dauernd in Deutschland bleiben würde, mich zunächst in Bayern und dann in Preußen naturalisieren lassen.

Bei diesem Entschluß war ich besonders mit beeinflußt durch die Erkenntnis, daß meine Söhne, die hier in Deutschland geboren, nicht unter fremder Nationalität leben durften, sondern sich voll und ganz als Deutsche fühlen mußten, auch ihre dem Vaterland schuldigen Pflichten (Militärpflicht usw.) erfüllen und so zu Vollbürgern werden.

Ich war mir dessen um so mehr bewußt, als ich selbst durch diesen Dualismus in meiner Jugend am meisten litt, da ich, obgleich ich die englische Natio-

nalität besaß, natürlich dorten doch nicht als vollwertiger Landsmann angesehen wurde.

Mit dem Wechsel der Nationalität haben aber meine Gefühle und Empfindungen für England und die Engländer nicht nachgelassen, sondern ich habe mich nicht nur immer redlich bemüht, die vielen, und ich kann sagen herzlichen und freundschaftlichen Beziehungen, die ich dort in meiner Jugend angeknüpft, treulich weiter zu pflegen; es ist mir auch gelungen, meine persönlichen Beziehungen noch weiter auszudehnen, und bin ich froh in dem Bewußtsein, auch in den späteren Lebensjahren die Freundschaft einer großen Anzahl hervorragender Engländer mir erworben zu haben, Freundschaften, die ich außerordentlich hochschätze und die mir zu bewahren ich als eine angenehme Aufgabe betrachte.

Durch all dieses habe ich naturgemäß nicht nur einen viel tieferen Einblick in die englischen Verhältnisse bekommen, als dies vielleicht bei Vielen sonst der Fall, sondern ich fühle mich auch mit Land und Leuten näher stehend, kann mich in ihrem Denken und Empfinden leichter zurecht finden, und so die Licht- und Schattenseiten unserer beiden Nationen miteinander vergleichend, bin ich oft und viel in der Lage gewesen, irrige Auffassungen und Anschauungen auf der einen wie auf der andern Seite richtigzustellen und ein richtiges Verständnis herbeizuführen.

Diese meine intimen und freundschaftlichen Beziehungen pflege ich auch heute noch, um so mehr, als ich die englische Sprache ebenso beherrsche wie die deutsche, ja, mir sogar schon oft vorgehalten wurde, daß ich mit der deutschen Grammatik öfters auf gespanntem Fuße stehe.

Verzeihen Sie, hochverehrter Herr Professor, diese langen, Ihnen und Ihren verehrten Lesern vielleicht etwas zu persönlich erscheinenden Ausführungen, aber ich hielt es für richtig, sie zu machen, um zu erklären, weshalb ich immer mit voller Intensität und vollem Bewußtsein eintrete, wo und wie ich kann, zur Förderung nicht nur einer „Entente cordiale", sondern eines auf festem Vertrauen, auf gegenseitiger voller Aufrichtigkeit und auf herzlicher Überzeugung aufgebauten Verhältnisses zwischen unsern beiden Ländern.

Daß ich dies aber nicht nur in Worten tue, sondern auch in die Tat umzusetzen bemüht bin, möge Ihnen das auf Anregung meines hochverehrten und teuern Freundes Seiner Exzellenz Herrn Ministerialdirektor Althoff durch mich errichtete Böttinger-Studienhaus in Berlin bezeugen. Oft und viel hatte ich Gelegenheit, mich mit Exzellenz Althoff über England, insbesondere die dort herrschende irrige Auffassung über Deutschland und deutsches Wesen zu unterhalten.

Bei dem so lebhaften Interesse, welches dieser hervorragende Mann nicht nur für Bildung, Wissenschaft und Kunst, sondern auch für die Förderung der internationalen Beziehungen immer hatte, war ich nicht sehr überrascht, als er mir eines Tages vorschlug, ein Studienhaus in Göttingen zu errichten, um dort

allen Ausländern Gelegenheit zu geben, sich mit deutschen Verhältnissen, deutschen Sitten, deutscher Literatur, deutscher Kunst und Wissenschaft vertraut zu machen und diesen dadurch zu ermöglichen, Deutschland nicht nur in der Studentenkneipe und an der Bierbank kennen zu lernen, sondern einen tieferen Einblick in unser Wesen zu bekommen, die Bedeutung unserer Nation in ihrer Arbeit und ihrer Forschung zu ergründen und dadurch, in ihre eigene Heimat wieder zurückkehrend, dort als Pioniere und Bahnbrecher zur Herbeiführung eines besseren Sichverstehens und Zusammenlebens zu wirken.

Den zahlreichen gebildeten Ausländern sollte hier ein geistiger Mittelpunkt für ihre Studien und Beobachtungen geboten werden, sie sollten zum besseren Verständnis deutscher Art angeleitet werden und die falschen Vorstellungen berichtigen lernen, die vielfach über Deutschland anzutreffen sind, sie sollten in die Denk- und Gefühlsweise unseres Volkes eindringen, um die reichen Schätze seiner Kultur zu finden, sich an ihnen zu bereichern und so zu internationalem Verständnis beizutragen.

Ich brauche Sie, hochverehrter Herr Professor, hier nicht zu versichern, mit welch inniger Freude und Begeisterung ich diesem Gedanken näher trat und, nachdem die Billigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs sicher war, sofort an die Ausführung desselben heranging, um das Studienhaus, welches meinen Namen zu führen Exzellenz Althoff zur Bedingung machte, obgleich ich meine ernsten Bedenken dagegen zur Geltung brachte, zunächst in Göttingen zu errichten.

Leider ist es dem eigentlichen Urheber des schönen Planes nicht mehr vergönnt gewesen, die Entwickelung seiner Ideen zu beobachten und damit die Freude, festzustellen, wie fruchtbringend sein neuer Gedanke sich gestaltete, zu erleben.

Nach zweijährigem Bestehen der Einrichtung in Göttingen war ich aber mit dem Ministerialdirektor im Kultusministerium, Herrn Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Dr. Schmidt zur Erkenntnis gekommen, daß im Hinblick auf die so wesentlich größere Anzahl fremder Staatsangehöriger in Berlin diese neue Schöpfung dort eine wesentlich größere Bedeutung erlangen würde, und hat deshalb im Oktober v. J. die Verlegung nach Berlin stattgefunden.

Unsere Annahme hat sich auch bestätigt, und bin ich sowohl dem Herrn Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Exzellenz von Trott zu Solz, wie auch Herrn Ministerialdirektor Dr. Schmidt zu großem Dank verpflichtet für ihre so tatkräftige Mitwirkung und ihre dem Institut erwiesene Förderung.

Ich gebe mich jedenfalls der besonderen Hoffnung hin, daß das Institut seine Zwecke vollauf erreichen und auch seinerseits zur Förderung eines besseren Verständnisses zwischen den Nationen beitragen wird.

Und nun fragen Sie mich noch, worauf ich die sich leider immer mehrende Mißstimmung zwischen Deutschland und England zurückführe —, aber auch ich kann Ihnen eine bestimmte Antwort nicht geben.

Ich kann nur annehmen, daß die außerordentliche Entwickelung unserer deutschen Industrie, die Ausdehnung des deutschen Handels und das gehobene Ansehen, welches Deutschland in aller Welt genießt, bei den Engländern die Befürchtung erregt, daß ihnen dadurch Schaden und Nachteil erwachsen würde. Wie unrichtig und unberechtigt eine solche Anschauung wäre, ergibt sich daraus am evidentesten, wenn man auf Grund der statistischen Zahlen die Entwickelung des englischen Handels auf allen Gebieten während der letzten Jahrzehnte verfolgt.

In der ganzen Entwickelungsgeschichte Englands ist keine Zeit gewesen, in welcher diese Entwickelung eine so intensive und fortschreitende war, als gerade in den beiden letzten Dezennien, und England hat daher wahrlich keinen Grund, auf Deutschland neidisch zu blicken, sondern im Gegenteil, es hat eher Veranlassung die vielen Anregungen, die es der deutschen Forschung, der deutschen Gründlichkeit und der deutschen bahnbrechenden Arbeit verdankt, anzuerkennen.

Auch hier bestätigt sich vollauf wieder der französische Spruch: La Concurrence est l'âme de Commerce.

Es geben doch auch die jährlichen englischen Etats-Aufstellungen beredtes Zeugnis von der zunehmenden Prosperität und Wohlstand des Inselreiches.

Auch ich stehe voll und ganz auf dem Standpunkt, daß alles, was mit der Ehre unserer Nation vereinbar ist, geschehen muß, um Folgen, deren endgültigen Verlauf niemand übersehen kann, zu vermeiden, alles herbeizuführen, daß Friede und Eintracht unter den Nationen herrsche und damit nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch vor allem die geistige und wissenschaftliche Entwickelung der Welt in ihrer Gesamtheit gefördert werde.

Die gesamte Weltgeschichte hat bewiesen, daß keine Nation aufgelöst werden kann, sie kann durch einen Krieg höchstens in ihrem Fortschritt und ihrer Entwickelung eine gewisse Hemmung erleiden, sie wird aber dann nur wie ein Phönix aus der Asche sich wieder erheben und neu gestärkt zu neuem Schaffen und neuem Wirken tatkräftig hervorgehen.

Jedenfalls spreche ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, gerne auch meinen besten und wärmsten Dank für Ihre Bestrebungen und Ihre Bemühungen aus und hoffe, daß auch Sie durch dieselben beitragen werden zur Verwirklichung des Wunsches des schottischen Dichters John Burns:

That sense and worth, o' er a' the earth.
May bear the gree, and a' that.

For a' that, and a' that,
It's comin' yet, for a' that,
That man to man, the world o' er,
Shall brothers be for a' that!

Ich verbleibe, hochgeehrter Herr Professor, mit vorzüglichster Hochschätzung

Ihr ergebenster

Dr. phil. h. c. von Böttinger.
Geh. Reg.-Rat, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses.

Graf von Schwerin-Löwitz,

Präsident d. Deutsch. Landwirtschaftsrats, d. Kgl. Pr. Ökonomie-Kolleg. u. d. Landw.-Kammer f. Pomm., M. d. R. u. d. H. d. Abg.:

Offener Brief an den Herausgeber.

Löwitz, 16. Juni 1912.

Hochverehrter Herr Professor!

In Erwiderung Ihres geehrten Schreibens vom 14. d. M. spreche ich Ihnen nochmals mein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß ich durch besondere Umstände verhindert wurde, Ihnen den gewünschten Beitrag für Ihre deutsch-englische Verständigungsnummer von „Nord und Süd" zu senden.

Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich die vaterländische Bedeutung Ihrer Anregung in vollstem Maß zu würdigen weiß, und gebe Ihnen gern anheim, diese meine Erklärung auch in Ihrer geschätzten Zeitschrift wiederzugeben.

In ausgezeichnetster Verehrung

Ihr ganz ergebener

Dr. Graf Schwerin-Löwitz
Wirkl. Geheimer Rat.

J. L. Garvin,

Chefredakteur der „Pall Mall Gazette" und des „Observer"*):

Die Zukunft der englisch-deutschen Beziehungen.

„Wir sind hier, um die Wunden des Staates bloßzulegen, nicht sie zu verdecken", hat Bacon in einem der Parlamente Königin Elisabeths gesagt. Dieses berühmte Wort sollte jeder ernste Politiker, der die englisch-deutschen Beziehungen verbessert sehen möchte, recht in Erinnerung halten. Wir haben das Problem, das die gefährlichste aller Weltangelegenheiten umschließt, gewissenhaft zu betrachten. Es ist besser, es zu durchprüfen, als seine Existenz abzuleugnen oder seine Gewichtigkeit zu verkleinern. Ich schreibe als Einer, der der deutschen Literatur und insbesondere deutscher Geschichts- und Sozialökonomiewissenschaft mehr schuldet, als bezahlt werden kann. Ich will mich bestreben, in einem Geiste voller Gewissenhaftigkeit als Lautdenkender die Wahrheit ohne Absicht der Beleidigung zu sprechen, indem ich mich stets an das wundervolle Wort Hegels halten werde: Tragik ist der Konflikt nicht zwischen Recht und Unrecht, sondern zwischen Recht und Recht. In Beziehung auf dieses Thema sind patriotische Engländer frei von gefühlserregter Feindseligkeit, erregten Illusionen oder niedrigem Vorurteil. Für manche unter ihnen hat das Studium der Bismarckschen Reden und Taten einen Teil der stärksten politischen Einflüsse gebildet. Sie erkennen also den Unterschied zwischen „Gefühlspolitik" und „Realpolitik". Sie versuchen, klar zu sehen. Sie glauben, daß die Schwierigkeit des englisch-deutschen Verhältnisses nicht durch einen Gefühlszustand, sondern durch einen Tatbestand verursacht ist. Sie hassen ebensowenig Deutschland, wie irgend ein anderes Land. Nur — sie lieben ihr eigenes. Manche unter uns, die oft Germanophoben genannt werden, haben immer ihre tiefgegründete Sympathie mit vielen Charaktermomenten des deutschen Temperaments, sowie mit vielem, das ebenso stark wie hervorragend in der intellektuellen, sozialen und Verteidigungsorganisation des modernen Deutschlands ist, bekundet. Wenn ein Mißverstehen auf unserer Seite liegt, liegt es nicht an einem Mangel des Verstehen-Wünschens. — Von den Gestellen rund herum um das Zimmer, in dem ich schreibe, schauen meine deutschen Bücher herab — meine Kantausgabe, welche einst dem Historiker

*) Bei der Stellung Garvins im öffentlichen Leben Englands werden seine Ausführungen, die den englischen Standpunkt in seiner schroffsten Ausprägung darlegen, allenthalben Beachtung finden. Es ist ein Gebot der Ritterlichkeit, auch dem entgegengesetzten Standpunkt offene Aussprache zu gewähren. Die hier vereinigten „deutschen Stimmen" enthalten bereits die offene Darlegung des deutschen Standpunktes gegenüber dem englischen. Rückhaltlose Redlichkeit auf beiden Seiten ist der sicherste Weg zu dem von uns allen gemeinsam angestrebten Ziele.
Ludwig Stein.

Buckle gehört hat; mein Clausewitz, den ich den größten Analytiker nicht allein militärischer Operationen, sondern alles menschlichen Tuns nennen möchte; mein Ranke in seiner ganzen Arbeit; die Gesamtausgabe von Treitschke und von Sybel, ebenso wie Mommsen, Curtius und spätere Autoren; Bismarcks Reden, Briefe und Aufzeichnungen; das meiste von Moltkes Veröffentlichungen, Sozialökonomiker aller Schulen und — wohl überflüssig, zu sagen — die Dichter von Goethe abwärts. — Nichts wird das Band zwischen diesen alten Kameraden und mir brechen. Sie mögen dafür Zeugnis ablegen, daß es einen Mangel an initiativem guten Willen bei mir nicht gibt. Aber, freilich stehen neben jenen alle Bände des „Nauticus", sowie die „Marine-Rundschau", welche mich täglich daran erinnern, daß die zweitgrößte Flotte der Welt in kaum mehr als zehn Jahren geschaffen und bislang ihrem Wachstum keine Grenze gesetzt worden ist. Das wenigstens ist kein Gebilde der Einbildungskraft, sondern eine Tatsache, eine gewaltige Tatsache, die jetzt, unabhängig von allen Rücksichten auf gutes oder schlechtes Gefühl, existiert. Zuletzt — liegt das letzthin erschienene Buch des Generals v. Bernhardi offen neben mir. Es ist geistvoll, ernst, patriotisch; und es atmet eine wohldurchdachte Philosophie des Krieges und der Zerstörung. Es beruft sich wieder und wieder auf Euren großen National-Historiker. Wir wollen diese angezogene Stelle untersuchen. Treitschke, ein machtvoller Geist, schrieb: Wagt unser Reich die neue Bahn einer selbständigen Kolonialpolitik entschlossen weiter zu verfolgen, so wird es unvermeidlich in einen Interessenkampf mit England geraten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die neue Großmacht Mitteleuropas sich mit allen anderen großen Mächten auseinandersetzen muß. Mit Österreich, mit Frankreich, mit Rußland haben wir bereits abgerechnet, die letzte Abrechnung mit England wird voraussichtlich die langwierigste und die schwierigste sein. (Deutsche Kämpfe, S. 349.) Soviel England gegenüber. Wie ist es mit seinen Freunden? General Bernardi schreibt: Auf die eine oder die andere Weise muß mit Frankreich abgerechnet werden, wenn wir Armefreiheit für unsere Weltpolitik gewinnen wollen. Das ist die erste und die unbedingteste Forderung einer gesunden deutschen Politik, und da die „französische Feindschaft" auf friedlichem Wege ein für allemal nicht zu beseitigen ist, muß es eben durch Waffengewalt geschehen. Frankreich muß so völlig niedergeworfen werden, daß es uns nie wieder in den Weg treten kann. (Deutschland und der nächste Krieg, S. 114.) — Diese Stellen drücken, so glaubt man in England, die Meinungen großer Teile des deutschen Volkes aus; besonders unter den stark sozialen Klassen, die weit größeren Einfluß auf die Regierung Deutschlands ausüben, als die entsprechenden Klassen auf die Regierung Englands. Im Hinblick auf die gegenwärtige Stärke der deutschen Flotte und das Anwachsen des deutschen Heeres stellen diese Zitate die Gefahren fest, gegen welche die Engländer mit allen verfügbaren Mitteln sich zu sichern gezwungen sind. Unter diesen Umständen hoffen wir das beste, bereiten uns aber selbstverständlich auf das Schlimmste vor.

Die deutsch-englische Schwierigkeit ist keine künstliche. Sie entspringt nicht der angekränkelten Phantasie zweier Nationen. Der Gefühlszustand reflektiert nur, wie gesagt, einen Tatsachenbestand. Das Problem ist nach den alten Bezeichnungen kein subjektives, sondern ein objektives. In den Rüstungen nimmt Deutschland mit vollem Recht den Schritt, die ihm gutdünkenden Machtmittel zu Wasser und zu Lande zu behaupten. Englands Mangel an einem großen Heere, das fähig wäre, etwa dieselbe Krafteinheit zu Lande darzustellen, wie sie die deutsche Flottenmacht jetzt zu Wasser bildet, rückt dieses Inselland in eine ernstliche Nachteilsstellung allen Angriffsabsichten gegenüber. Diesen letzten gegenüber sind wir zudem auch in einem tiefgreifenden politischen Nachteil. England ist eine effektive Demokratie; Deutschland nicht. Um so mehr ist es für England eine Sache von Leben und Tod, sein Ausmaß der Selbstsicherung, wie es durch die gegenwärtige relative Stärke seiner Flotte repräsentiert wird, ungemindert zu erhalten. Nach meiner persönlichen Überzeugung sollte dieses Maß eher noch gesteigert werden. Zu gleicher Zeit zwingt das Beispiel und das Gewicht der deutschen Allianzen notgedrungen die britische Politik, Verteidigungsbündnisse mit anderen Mächten einzugehen. Ich habe die Stelle aus dem Buche Generals Bernardi angezogen, um zu zeigen, daß Britannien notwendigerweise ebenso zuverlässig an seinen Freundschaftsverhältnissen festhalten müsse, wie Deutschland seinen Alliierten die Treue hält. Das Flottenproblem ist daher völlig untrennbar von dem diplomatischen. Keine wirkliche Verbesserung der englisch-deutschen Beziehungen ist unter Bedingungen möglich, die die britischen Beziehungen zu Frankreich und Rußland verletzen würden. Das ist das Problem, frei heraus, aber hoffentlich ehrlich festgestellt. Die englische Politik wird getragen von *einem* Leitwort „Sicherung". Das Wort wird gewöhnlich mit dem Namen Pitt's verbunden. Es ist aber viel früher von Cromwell in seiner bedeutsamsten Rede gebraucht worden. Er ersuchte das Parlament „alle Dinge, die getan werden könnten und sollten zur Sicherung," in Erwägung zu ziehen. Spanien war damals, was Frankreich bald hernach wurde und lange Zeit blieb — die herrschende Macht in Europa. Zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Sicherheit hat England, wie zur Zeit gegen den Flottenmitbewerb Frankreichs, ununterbrochen den Stand „zwei Kiele gegen einen" — auch das ist wieder keine Formel der Moderne — bewahrt und war in ständiger Freundschaft oder im Bündnis mit den Norddeutschen Staaten, um jeweilig das Machtgleichgewicht zu erhalten oder wiederherzustellen. Der Bau der neuen deutschen Flotte am Anfange des 20. Jahrhunderts revolutionierte naturgemäß die strategischen Bedingungen der englischen Sicherung. Durch diese Tatsache mußten auch die diplomatischen Bedingungen in Revolution geraten. Der Wandel in den politischen Beziehungen Englands zu Frankreich und Rußland war eine automatische Folge des Baues der neuen deutschen Flotte. Die wesentlichen Bedingungen wurden — losgelöst von allen Fragen des Motivs und Fühlens — jenen gleich, wie sie unter Lud-

wig XIV. und durch das 18. Jahrhundert obwalteten, mit dem Unterschiede allein, daß Deutschland jetzt die Stellung einnahm, die damals Frankreich inne hatte. England hat auch jetzt noch ein großes und wahrscheinlich ausreichendes, wenn auch gemindertes, Übergewicht in seiner Seemacht, aber seine Armeemacht ist im Vergleich zu kontinentalen Heeresmächten unbedeutend. Andererseits hat Deutschland jetzt zu seinem Heere eine Flotte gefügt, welche jetzt schon die zweitgrößte in der Welt und noch im Wachsen begriffen ist. Mit anderen Worten: Deutschland verfügt jetzt über eine vereinte See- und Landmacht, wie sie in Europa nicht bekannt war seit der Zeit Ludwigs XIV., wo es Colbert für eine Zeit gelang, den von Louvois organisierten Heeresmächten eine große Flotte beizugesellen. Dieses schafft eben vom strategischen Gesichtspunkte aus Möglichkeiten der unmittelbarsten Gefährdung der historischen Bedingungen der englischen Sicherheit, und macht die Wiederaufrichtung des alten Flottenstandes „Zwei Kiele gegen einen" zum Gebot, wenn anders jene Sicherheit noch weiter gewahrt werden soll. Abgesehen von der vereinten Land- und Seemacht, hat Deutschland auch in der Triple-Alliance eine breitere diplomatische Stütze, als je Frankreich sich einer solchen unter Ludwig XIV. erfreute. Aus diesen Gründen waren die Bemühungen um das Zustandebringen der Entente cordiale und die englisch-russische Annäherung Schritte zur Schaffung eines Gegensystems der gegenseitigen Versicherung. Sie waren Maßnahmen nicht des Angriffs, sondern der elementaren Vorsicht und gewöhnlicher Klugheit. Sie waren Schritte, wie sie Deutschland an unserer Statt sicherlich auch unternommen hätte. Die deutsche Flotte von heute, konzentriert in den engen Gewässern, ist kein Phantom, sondern eine Tatsache. Sie ist fraglos eine neue Gefahr. Der Natur der Dinge nach konnte es nicht anders sein. Jede Nation aber, die sich vor einer neuen Gefahr sieht, sucht neue Sicherheitsmittel. Das ist ein notwendiger Teil der Staatskunst. Fragen des Volksempfindens oder Vorurteils haben nichts damit zu tun. Es sei denn klar ausgesprochen: Mit Rücksicht auf die Seemachtfrage können wir uns dem Angriffe nicht mehr aussetzen lassen, als wir es sind. Wenn wir die diplomatische Frage anschneiden, ist es sonnenklar, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen die Triple-Entente ein natürliches Gegengewicht gegen die Triple-Alliance und notwendig dazu ist, die Schalen der europäischen Machtverhältnisse im Gleichgewicht zu halten. Das so erreichte Gleichgewicht ist indes, wenn auch ziemlich ebenwiegend, kein stetes. Es ist ein Zustand des labilen Gleichgewichts; es ist delikat, es ist gefährlich. Folgt aber deshalb daraus, daß es mit Gewalt aus dem Stabilen gedrängt werden muß? Wir müssen nicht so denken. Wir müssen auf das Schlimmste vorbereitet sein; und ich würde gern eine demokratische-industrielle, nicht militärische Staatsgesellschaft, wie die unsrige, bei weitem gründlicher vorbereitet sehen. Das braucht uns aber nicht zu verhindern, für das beste zu hoffen und zu wirken. Bismarck hat nach 1870 immer wieder seinen Unglauben an unvermeidliche Kriege ausgedrückt. Viele erwartete Kriege, die

lange Zeit unvermeidlich schienen, sind nicht geführt worden. Aber solange Krieg auch nur möglich ist, ist es die erste Pflicht eines jeden Patrioten, mit Wachsamkeit und Nachdruck für die nationale Verteidigung einzutreten, daß nicht das eigne Vaterland zugrunde gehe. Wo denn aber können wir die mögliche Lösung finden? Kein denkender Mensch wird behaupten, daß diese Antwort leicht zu finden sei. Wenn Deutschland, sei es allein oder mit Hilfe seiner Alliance, je zur See siegreich wäre, würde es für eine Zeit die herrschende Macht der Welt werden und sein. Späterhin würde eine nahezu universale Koalition gegen es gebildet, und das 20. Jahrhundert würde auch weiterhin mit Kriegen ausgefüllt werden. Andererseits ist kein engeres Ausmaß der maritimen Sicherheit, als das jetzt existierende, vereinbar mit der Sicherheit des britischen Reiches; und jetzt, wo die sich selbst regierenden Staaten in Verteidigungsangelegenheiten sich enger an das Mutterland anschließen, war nie größere Hoffnung für die Zukunft des britischen Reiches vorhanden, als im Augenblick. Es ist ein vitales Interesse für uns und andere Mächte, daß Frankreich n i c h t „für immer niedergeworfen werde". Wir müssen also unsre Frage wiederholen: Wo ist die Lösung? Es ist nicht unser Fehler, daß Deutschland zu später historischer Stunde auf die Szene der Weltpolitik getreten ist und in dieser Folge noch an den manchen Konsequenzen der Reformation und des dreißigjährigen Krieges zu leiden hat. Indes ist es wahr, daß Deutschland kein Kolonialreich im Verhältnissatz zu seiner Bevölkerung, seinem Handel und seiner Machtfülle besitzt. Wie und wo ist ein großes Kolonialgebiet für Deutschland mit Mitteln, die mit dem Frieden der Welt und der Unantastbarkeit der beiden Nationen verträglich sind, jetzt zu schaffen? Das ist die Grundfrage der Untersuchung. Es ist an den Deutschen selbst, die erste befriedigende Antwort für sie zu suchen; und es kann keine vernünftige Antwort geben, welche die Engländer in einem verbindlichen Geiste zu erörtern ablehnen würden. Europa, Asien und beide Amerikas sind schon unter Bedingungen territorialer Einteilung, die keineswegs ganz oder hauptsächlich vom englischen Einflusse abhängig war, geregelt; diese Einteilung könnte schwerlich ohne Krieg geändert werden. In Afrika sind friedliche Verrückungen, ja vielleicht ausgedehnte gar, mehr möglich; und die Diplomatie hat letzthin begonnen, eine andere Möglichkeit ins Auge zu fassen: die besonderen Sphären kommerziellen Einflusses, die ohne formelle Störung territorialer Oberherrschaft in Erscheinung treten könnte. In dieser Richtung sollte England willens sein, für irgend ein Arrangement, das mit seiner eigenen „Sicherung" und der seiner Freunde vereinbar wäre und festere Garantien für den künftigen Weltfrieden verspräche, einzutreten. Inzwischen mögen diese großen Probleme in einem nüchternen, suchenden Geiste verfolgt werden; zum wenigsten möge die unschöne Verdächtigung zwischen den zwei Völkern ein Ende finden. Auf diesem Wege mag „Nord und Süd", begleitet von den besten Wünschen aller Parteien in England und überall, dazu verhelfen, die bessere moralische Grundlage zu errichten, aus der eine praktische Lösung mählich und ruhig hervortauche. Ich

glaube, wie nur irgend ein Deutscher, fest an den moralischen und physischen Wert der „Wehrpflicht" als einer fundamentalen Vorbedingung bürgerlichen Verantwortlichkeitssinnes und nationaler Sicherheit in der modernen Welt. Auf dieser Grundlage kann nichts Deutschland hindern, eine der Hauptrollen unter den Reichen auch weiterhin zu spielen. Kein noch so umfassendes maritimes Unglück könnte die Quellen seines nationalen Lebens verstopfen. Niederlage zur See würde das Britische Reich, wie es im Augenblick existiert, zu seinem Ende bringen; mit allen Mitteln danach zu streben, diese Katastrophe zu verhindern, ist eine unabweisbare Notwendigkeit, vor der alles andere in der britischen Politik zurückzutreten hat. Aber, wenn auch das nationale Leben Deutschlands gesichert ist, ist es ebenso unser Glaube, daß die weltumspannende „Sprache, die Shakespeare gesprochen," den Genius Englands in Wahrheit unsterblich gemacht hat; und daß, wenn der „Trident" je für eine Zeit den Händen Englands entgleiten würde, er durch die geeinten Kräfteanspannungen aller englisch sprechenden Völker wiedergeholt werden würde. Eine Lösung des englisch-deutschen Problems und der anderen von ihm unabtrennlich gewordenen diplomatischen Probleme ist wohl schwer zu entdecken, aber sie mag möglich werden unter Bedingungen des F r i e d e n s. Eine wirkliche Lösung im Sinne der am Anfange zitierten Stellen im Treitschke und General v. Bernardi kann nie durch Krieg erreicht werden. Suchen wir, klarer zu zeigen, was unter Friedens-Bedingungen dazu getan werden kann, die deutschen Aspirationen nach vergrößerter See- und Landmacht mit der „Sicherung" seiner Nachbarn zu versöhnen. Das ist die rechte Linie zum Voranschritt. Bei der Erwiderung auf diese Gedanken, die von einem anderen Gesichtspunkte aus argumentiert, mögen Deutsche den Nachweis leicht finden, daß die deutsche Politik ebenso unvermeidlich und recht sei, wie ich glaube, daß die neuerliche Politik meines eigenen Landes in den Hauptpunkten es gewesen ist. Diese Antwort würde die Natur und die Bedeutung der Behauptungen nicht umstoßen. „Wahre Tragik ist der Konflikt nicht zwischen Recht und Unrecht, sondern zwischen Recht und Recht". Nichts ist wohl geeigneter, die Tragik im vorliegenden Falle abzuwenden, als die volle Anerkennung ihrer Möglichkeit und die gründliche Durchsprechung ihrer Ursachen und der Vorschläge zu ihrer Abwendung im reinen Geiste der gewaltigen Worte Hegels.

Wirklicher Geheimer Rat W. Wundt: Offener Brief an den Herausgeber.

Leipzig, 18. Juni 1912.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Empfangen Sie meinen besten Dank für die freundliche Zusendung der Äußerungen englischer Politiker und Gelehrter zur Frage der internationalen Verständigung in der Juninummer von „Nord und Süd". Ich habe unter ihnen mit ganz besonderem Interesse den Brief des Herrn A. J. Balfour gelesen, der, wie mir scheint, die Ursachen der in der Presse zum Ausdruck gekommenen Mißverständnisse überaus zutreffend auseinandersetzt und in ihrer Entstehung durchaus psychologisch begreiflich, ja notwendig erscheinen läßt. Es ist vollkommen einleuchtend, daß die von außen gesehen beinahe plötzlich erscheinende Entstehung des Deutschen Reiches bei den übrigen Nationen die Befürchtung erwecken mußte, in ihm sei eine durch ihre gewaltige militärische Rüstung den Weltfrieden gefährdende Macht entstanden, und daß diese Befürchtung in der alle Stimmungen der Bevölkerung so treu widerspiegelnden englischen Tagespresse ihren jene Stimmungen selbst wieder steigernden Ausdruck fand. Ich glaube, es fehlt in dem von Herrn Balfour entworfenen Bilde nur ein Zug, um die Situation vollständig zu zeichnen. Herr Balfour hat diese mit großer Klarheit so dargestellt, wie sie sich vom Standpunkte des vorurteilslosen englischen Politikers gesehen ausnehmen muß. Es mußten aber in seinem Bilde notwendig die Linien fehlen, die von deutscher Seite aus gesehen dazu die notwendige Ergänzung bilden. Mißverständnisse auf der einen erzeugen nach einem bekannten Gesetze geistiger Wechselwirkungen Mißverständnisse auf der andern Seite, Befürchtungen dort erwecken unvermeidlich Argwohn hier. Es konnte nicht ausbleiben, daß die in der öffentlichen Meinung Englands vielfach zutage tretende Ansicht, daß das neue Deutsche Reich den Frieden gefährden könne, in deutschen patriotischen Kreisen wiederum gelegentlich die Meinung erweckte, auf englischer Seite mißgönne man der deutschen Nation die Machtstellung, die sie sich durch die neueren Ereignisse errungen. Der früher so oft mit einem gewissen mitleidigen Wohlwollen gebrauchte Ausdruck von dem Volk der „Dichter und Denker" hat begreiflicherweise heutzutage in deutschen Ohren keinen guten Klang mehr. Wir freuen uns zwar, daß es unter uns, ebenso wie bei den anderen Kulturvölkern, Dichter und Denker gegeben hat, aber wir schöpfen bei jenem Ausdruck nur zu leicht den Verdacht, man wünsche uns die Rolle des Poeten in Schillers „Teilung der Erde" zuzuweisen. Gewiß ist das ein unbegründeter Verdacht, gerade so unbegründet, wie das bei unsern Nachbarnationen bestandene Mißtrauen in unsere Friedensliebe sich als unbegründet bis dahin erwiesen hat und, woran unter uns bei ernst-

haften Politikern kein Zweifel besteht, auch in Zukunft als unbegründet erweisen wird. Eben darum, weil diese Mißverständnisse auf beiden Seiten der Natur der Sache nach vergänglicher Natur sind, kann aber auch, wie ich meine, kein Zweifel daran bestehen, daß sie wirklich, so weit sie noch da und dort die Meinungen verwirren sollten, allmählich von selbst schwinden werden. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Lügen haben kurze Beine", ich glaube man darf hinzufügen: Mißverständnisse haben noch kürzere, wenn auf beiden Seiten, was in diesem Fall kaum zu bezweifeln ist, der gute Wille zu einer richtigen Einsicht besteht.

Ich teile nicht den Enthusiasmus Herbert Spencers für ein künftiges Zeitalter des absoluten „Industrialismus", ebenso wenig, wie ich daran glaube, daß uns ein solches Zeitalter den ewigen Frieden bringen würde. Ich kann aber auch die absolute Verwerfung eines „Militarismus", in der einige unserer eigenen Parteien mit dem ausgezeichneten englischen Philosophen einverstanden sind, nicht teilen. Vielmehr glaube ich, daß diese Verwerfung mit einer andern Anschauung im Widerspruch steht, die der gleiche Philosoph zur Geltung gebracht hat, und der ich nur zustimmen kann. Sie besteht in der Überzeugung, daß das Gleichgewicht der Macht der Nationen die sicherste Bürgschaft des Weltfriedens sei. Dieses Gleichgewicht setzt natürlich den Besitz der Macht bei jeder einzelnen Nation voraus, und ich sehe nicht ein, wie diese Macht bestehen kann ohne die Kraft sie geltend zu machen. Darum bin ich im Gegensatz zu Herbert Spencer der Meinung, daß ohne eine Verbindung von Industrialismus und Militarismus auch in Zukunft die Nationen nicht werden bestehen können, und ich glaube weiterhin, daß diejenige Form des Militarismus, in welcher er gewissermaßen mit dem Industrialismus zusammenfällt, und die wir Deutsche uns in der schweren Zeit der Befreiungskriege errungen haben, die allgemeine Wehrpflicht, nicht eine Gefahr für den Frieden, vielmehr die sicherste Friedensbürgschaft ist. Darum gibt es wohl keinen besonnenen Politiker bei uns, der nicht aufrichtig wünschte, daß die anderen Nationen diesem Beispiel nachfolgen und uns womöglich helfen möchten, diese Institution in einer vollkommeneren Form zur Durchführung zu bringen, als in der sie gegenwärtig auch bei uns besteht. Das „Volk in Waffen" ist innerhalb unserer heutigen Kultur zum Gegenteil dessen geworden, was es dereinst in den Zeiten eines Attila und Dschingiskhan gewesen. Aus einem Schrecken der Völker hat es sich in ein Mittel umgewandelt, das wahrscheinlich sicherer als Bündnisse, Verträge und Schiedsgerichte jenen von Herbert Spencer gepriesenen Gleichgewichtszustand bewirken kann, in welchem an die Stelle des Wettstreits der Macht der Wetteifer in der Pflege der allgemeinen Kulturgüter getreten ist.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

W. Wundt.

Baron A. de Rothschild: Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Zur Ergänzung dessen, was ich mit Ihrer freundlichen Erlaubnis in der Juninummer Ihres geschätzten Organs glaubte sagen zu dürfen und zu müssen, verweise ich ergebenst auf meine unter meinem nom de guerre (aus dem für die vorliegende Materie hoffentlich ein nom de paix werden wird) „An Englishman" am 15. Januar 1910 im Daily Telegraph veröffentlichte Ausführung, die in etlichen Kreisen Zustimmung gefunden hat.

. . . . Welchem letzten Zwecke diese gewaltigen Vorbereitungen (Deutschlands. D. Red.) zugeführt werden dürften, kann ich ohne mir fernliegende Anmaßung nicht voraussagen; sie mögen Angriffs- oder Abwehrmaßregeln sein. Die Zukunft allein kann dieses Problem lösen, wenn anders es gelöst werden wird. Ich gehöre aber nicht zu denen, die die Politik des deutschen Kaisers als eine in irgend einem Bezuge unsrem Lande feindliche ansehen. Ich schaue auf diesen Kaiser als einen Mann unter Millionen, und zwar schon deshalb als einen solchen, weil der Monarch zu suchen ist, der mit seinem Geiste und seinem Willen über das Schicksal von Millionen herrscht und dieses bestimmt. Ich schaue auf ihn als einen Mann unter Millionen, weil er 4 Millionen Soldaten in seiner Tasche trägt. Da dem aber so, und da dieser Mann zudem mit außergewöhnlicher Intelligenz und außergewöhnlichen Gaben ausgestattet ist, muß er die Überzeugung haben, daß ein besonders gutes Einverstehn zwischen der ersten Militär- und der ersten Seemacht der Welt im Interesse der Welt im allgemeinen und der Aufrechterhaltung des Friedens im besonderen liege. . . .

Vielleicht finden diese Worte den rechten Verständnisboden. Ich wünsche es.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

A. de R.

Dr. Walther Rathenau: Den Finger auf die Wunde.

Ne currente retro
Funis eat rota. Horaz.

Was nützen die Pflaster der Friedensliebe und die Umschläge der Blutsfreundschaft? Wenn wir heilen wollen, so müssen wir wagen, den kranken Punkt zu berühren, mag er auch schmerzen.

Wenn zwei kontinentale Nationen auf gespanntem Fuß leben, so werden sie Kosten und Sorgen aufwenden müssen, aber sie werden sich nicht verzehren und ruinieren. Denn den Territorialarmeen sind Schranken gesetzt, die Zahl der notwendigen Festungen und Verkehrsmittel ist geographisch festgelegt, und die Bewaffnungsmittel können nicht alle Tage reformiert werden.

Wenn aber eine Kontinentalmacht mit England zu rivalisieren gezwungen wird, so kann die Not bis zur wirtschaftlichen Gefährdung steigen. Denn die See ist breit, die größte Flotte bedeutet ihr einen winzigen Punkt, ein Schiff kostet vierzig Millionen und veraltet nach fünfzehn Jahren. Vielleicht trägt England seine Flottenlast leichter als wir, denn es hat keine Volksmacht in Waffen zu ernähren; aber jedes deutsche Schiff kostet zwei englische, denn auf dem Begriff der unbestrittenen Vormacht zur See beruht das Kolonialreich und auf der Getreidezufuhr die insulare Existenz.

Es ist daher die Versicherung vollkommen glaubwürdig, aber wenig fördernd, daß keine der Nationen den Wunsch hat, sich in friedlichem Wettrüsten zu ruinieren; es ist ferner glaubwürdig, daß von keiner Seite ein Krieg als erstrebenswert erachtet wird, der nur das eine sichere Ergebnis haben würde, die industrielle Vormacht der Welt endgültig über den atlantischen Ozean zu werfen.

Verständigung zwischen England und Deutschland kann aber niemals etwas anderes bedeuten als Beschränkung der Rüstung, somit grundsätzlich vertrauensvolle Friedfertigkeit.

Vertrauensvoll und friedfertig kann ich einem anderen in Geschäften gegenübertreten, wenn seine Situation der meinigen einigermaßen parallel und symmetrisch ist. Ich kann es nicht, wenn er einseitig über gefährliche Waffen, Interessen und Verbindungen verfügt, denen ich nichts entgegenzusetzen habe.

In verschiedenen Richtungen ist Parallelismus und Symmetrie zwischen England und uns vorhanden: wir beide sind aufstrebende industriell und kommerziell wirtschaftende Völker, wir haben keine europäischen Territorialambitionen, wir wünschen die Erhaltung des kontinentalen Gleichgewichts, wir hoffen unseren Kolonialbesitz zwar nicht gewaltsam zu erweitern, doch in gegebenen Grenzen zu

erhalten und abzurunden, wir wünschen unsere Wirtschaftskraft gegen östliche und westliche Konkurrenz zu behaupten und friedlich neue Absatzgebiete zu schaffen.

Alle diese parallelen Interessen lassen Verständigungen zu; selbst über die Tatsache, daß Englands Flottenmacht uns gewaltig überlegen ist und bleibt, können wir mit Vertrauen und gutem Willen hinwegkommen, denn in der Stärke unserer Landmacht läßt sich, wenn man will, eine gewisse Symmetrie zu dieser Eigenart erblicken.

Zwei Umrisse aber verändern das Bild gewaltsam und heben Symmetrie und Parallelismus zu unserem Nachteil auf.

Erstens ist England durch die Entente verbündet mit einer Macht, deren Volkserziehung, öffentliche Ethik und zeitweilig ausgesprochene Politik darauf ausgeht, das Deutsche Reich um einen bedeutenden Landbesitz zu verkürzen; einer Macht somit, die als eine Deutschland unfreundliche sich seit vierzig Jahren hingestellt hat. Wir haben niemals ein Bündnis gesucht mit einer Macht, die England bedrohte; seit dem Bestehen der Entente aber müssen wir befürchten, daß jeder französisch-deutsche Zwischenfall uns in einen Krieg mit England verwickelt; wir sind politisch Frankreich gegenüber geschwächt und müssen mit Besorgnis darauf achten, wie die englische Bundesgenossenschaft dort die nationalen, deutschfeindlichen Gedanken belebt.

Zweitens betreibt England seit Jahrhunderten eine eingreifende schiedsrichterliche Politik auf dem Kontinent, während wir eine Insularpolitik niemals für uns in Anspruch genommen haben. England hält sich für verpflichtet, gegen die jeweils stärkste Kontinentalmacht aufzutreten, also augenblicklich gegen uns. Mr. Balfour schreibt: „Wir haben eine zu bittere Erfahrung mit den Übeln durchlebt, welche aus dem Bestreben eines Einzelstaats, Europa zu beherrschen, fließen . . .“ Er nimmt damit für England in Anspruch, festzustellen, ob wir territoriale Bestrebungen auf dem Kontinent hegen (denn nur von diesem ist in seinen Darlegungen die Rede), und gegen uns einzuschreiten, wenn nach Englands Ermessen der Verdacht begründet ist.

Diese Situationen sind unsymmetrisch gegenüber der unsrigen. Wir haben nicht das Recht zu verlangen, daß England zu unseren Gunsten seine französische Freundschaft oder seine politische Tradition opfert, aber wir dürfen feststellen, daß diese Freundschaft und Tradition Ursache sind, daß eine Rüstungsbeschränkung bisher nicht möglich war. Hier liegt die Stelle, die bei der Berührung schmerzt: *die englische Politik schafft die Asymmetrie, die dem Vertrauen der beiden Nationen Eintrag tut.* Nur ein Abkommen wechselseitiger Neutralität könnte diese Anomalie beseitigen.

Diese englische Politik ist dem Außenstehenden nur dann vollkommen verständlich, wenn er annimmt, daß das englische Volk einen Krieg in sehr kurzer Zeit herbeizuführen wünscht. Denn aus mehreren Gründen muß, wenn nicht Unerwartetes eintritt, die Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes zum Kriege

führen, und zwar zu einem solchen, der aus englischen Notwendigkeiten hervorgeht:

Erstens, weil der Zweimächte-Standard mit der Zeit England größere Opfer auferlegt, als irgend eine andere Macht zu tragen hat,

Zweitens, weil neue technische Mittel die alte Überlegenheit der Flotte in Frage stellen können,

Drittens, weil die zunehmende Konzentration der Seemacht in nordeuropäischen Gewässern die Stellung Großbritanniens in anderen Erdzonen schwächt,

Viertens, weil in den Augen der Kolonien der Wettstreit zur See eine Gefährdung des Prestiges bedeutet,

Fünftens, weil eine Politik, die eine andere Nation zu isolieren bestrebt ist, dauernd Erpressungen ausgesetzt ist und dauernd Opfer bringen muß.

Die englische auswärtige Politik ist die stärkste, bewußteste und erfolgreichste, die wir kennen. Daß sie die Konsequenzen ihrer Prinzipien genau einschätzt, müssen wir mit Sicherheit voraussetzen. Wir dürfen daher, wenn wir auf die Friedensliebe des englischen Volkes rechnen, die Hoffnung behalten, daß nicht die Entfesselung eines Krieges, sondern nur eine Kraftprobe beabsichtigt ist, die vielleicht wie ein guter sportlicher Wettkampf mit einem Händedruck beschlossen werden soll. Möge es nicht zu spät werden.

Die beiden Völker benehmen sich, wenn man die Gefahr der Veranstaltung in Betracht zieht, als tadellose Zuschauer.

August Thyssen: Offener Brief an den Herausgeber.

Mülheim a. d. Ruhr 2, 19. Juni 1912.

Es ist heute an der Tagesordnung, über die zwischen England und Deutschland herrschende Spannung zu sprechen; diese Spannung wird von allen Seiten als gegeben angesehen und ist zweifellos auch vorhanden. Gemeinhin wird die Rivalität in dem Ausbau der Flotten als Grund und Ursache angegeben. Ich möchte der Ansicht sein, daß hier ein Irrtum obwaltet, der auf einer Verkennung von Ursache und Folge beruht. Die Rivalität im Flottenbau ist meines Erachtens die Folge; die Ursache liegt auf anderem Gebiete und zwar auf dem des wirtschaftlichen Wettbewerbes. Eine kleine historische Übersicht dürfte hier klärend wirken. England ist das klassische Land des Eisens und der Kohle. Das Puddel- und Schweißverfahren stand in England in Blüte, als wir von einer deutschen Industrie noch nicht sprechen konnten. Der Bessemer-Prozeß, der saure Siemens-

Martin-Prozeß und vor allen Dingen der Thomas-Prozeß wurden in England erfunden und ausgebildet, wobei jedoch, was für die Folgezeit erheblich ist, der Thomas-Prozeß auf die Seite geschoben werden mußte. Die Methoden der Eisendarstellungen wanderten vor etwa 70 Jahren von England über Belgien nach Deutschland, wo später der Martin-Prozeß, der das basische Verfahren aufnahm, in Sonderheit aber der Thomas-Prozeß ihre aufmerksame Pflege und großzügige Ausgestaltung fanden. Neben dem aus der politischen Einigung der deutschen Stämme erwachsenden Betätigungsdrang spielten hierbei die phosphorhaltigen Erze eine maßgebende Rolle, welche der deutschen Industrie in gewaltigen Mengen in Lothringen, Luxemburg und Ilsede zur Verfügung standen, nicht minder auch die Beziehungen, welche mit den schwedischen und anderen Erzgesellschaften angeknüpft wurden und eine starke Einfuhr brauchbarer Erze in die Wege leiteten. England verblieb im Gegensatz hierzu, weil seine reichen Erze das zweckmäßiger erscheinen ließen und weil es sich im Auslande vorzugsweise den spanischen Erzen zugewandt hatte, in der Hauptsache bei dem Puddeln, dem Bessemer- und sauren Martin-Prozeß und hat daher die glänzende Entwickelung des in seinem Lande geborenen Gedankens, den der Thomas-Prozeß in sich schließt, nicht mitmachen können. Die weitere Entwickelung und Entfaltung Deutschlands, die ich in der Kohle und dem Eisen begleitet und daneben an der chemischen Industrie beobachtet habe, hat in England zweifellos ein Gefühl der Beunruhigung wachgerufen, weil Stahl von Deutschland in großen Mengen sogar nach England ging, der in früheren Jahren nur von England nach Deutschland kam.

Wenn ich mir nun die Frage vorlege: „Hat England ein Recht, Deutschland seine wirtschaftliche Entwickelung zu neiden und sie als eine Verletzung seiner selbst anzusehen und anzufeinden?" so muß ich mit „nein" antworten. England hat Jahrzehnte lang mit seiner Kohle, seinem Eisen, seiner Textilindustrie und seiner Schiffahrt allein die Erde beherrscht. Das hat sich in den letzten 20 Jahren augenfällig geändert, nicht minder geändert aber haben sich auch die Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen diese Herrschaft sich vollzog und möglich war. In den letzten 20 Jahren sind die Bedürfnisse auf der ganzen Welt dermaßen gewachsen, daß England gar nicht mehr in der Lage sein würde, allein alle die Erzeugnisse herzustellen, welche zu der Befriedigung dieser Bedürfnisse erforderlich sind. Das würde einfach auch über die größten Kräfte und reichsten Mittel gehen, und die Weltwirtschaft würde ihre heutige Höhe weder erreicht haben, noch halten können.

Nun ist Deutschland, der Vetter von gleichem Blute, an seine Seite getreten, hat seine Kräfte erprobt und seine Mittel benutzt, um an der Versorgung der Welt mit den Gütern der Gewerbetätigkeit teilzunehmen. Das gleiche hat Belgien getan, das gleiche tut heute Amerika und Frankreich, ohne daß England dagegen in der Weise auftritt, wie es dies Deutschland gegenüber tun zu sollen glaubt. England ist auf Deutschlands wirtschaftliche Entwickelung eifersüchtig

und vergißt ganz, daß die großen und sehr differenzierten Bedürfnisse der Welt verschiedenster Art auch große und differenzierte Erzeugungsstätten verschiedener Art nicht nur haben können, sondern sogar bedingen. Zugegeben, daß die Entwickelung der deutschen Eisen-Industrie die englische Erzeugung überholt hat; zugegeben auch, daß deutsche Kohle in erheblichen Mengen ins Ausland wandert; zweifellos, daß die große chemische Industrie Deutschlands, die aber ihre Wurzeln ureigentlich in eigenem Lande hat und aus dem Laboratorium gelehrter Forscher ihre Befruchtung empfängt, in der ganzen Welt eine beherrschende Stellung einnimmt, so ist dagegen zu halten, daß die englische Eisenindustrie auch heute noch machtvoll und groß dasteht, daß England eine Schiffbau-Industrie hat, die ihresgleichen sucht, und auch heute noch die meisten Kriegs- und Handelsschiffe mit großem Geschick und unter großer Anerkennung baut, daß englische Kohle in aller Welt anzutreffen ist und daß der überwiegend größte Teil der Schiffe, welche die Meere durchkreuzen, unter englischer Flagge segeln. Ein Zeichen dafür, daß auch heute noch der internationale Handel von England gehalten und beherrscht wird. Auf einzelnen Gebieten der Wirtschaft — ich nenne hier die Textil-Industrie, die Weißblechherstellung, die Walzung dünner Feinbleche und die Fabrikation dünner verzinkter Bleche — steht England auch heute noch geradezu unerreichbar da. Der deutschen Gewerbetätigkeit ist es bisher nicht gelungen, die großen Leistungen Englands auf diesen Gebieten zu erreichen.

Ich meine, daß, wenn man die wirtschaftliche Stellung und Stärke beider Länder gegeneinander hält, für England zu Neid und Eifersucht auf Deutschland eine Veranlassung nicht vorliegt und daß beide Länder, jedes auf die Eigenart und Stärke seiner wirtschaftlichen Position fußend, als Freunde und Verbündete nebeneinander stehen und Hand in Hand miteinander gehen können, ohne daß dem einen oder dem anderen der Platz zu schmal oder zu eng wird. Es bedarf für mich keiner Frage, daß die Erschließung von weiten Gebieten, die bisher abseits der Kultur und der modernen Wirtschaftsführung lagen, die vorhandenen Bedürfnisse in ganz erheblichen Maßen noch steigern wird, und daß zur Deckung dieser Bedürfnisse auch eine entsprechende Steigerung der Gütererzeugung dauernd erforderlich ist. Diese Bedürfnisse werden meines Erachtens in solchem Maße auftreten, daß eine Spezialisierung der Gütererzeugung, noch mehr, als sie heute schon besteht, dadurch bedingt wird. Die Gegenüberstellung der englischen und deutschen Leistungsgebiete weisen nach meinem Dafürhalten beiden Ländern den Weg, den sie zu gehen haben. Jedes Land soll sich da spezialisieren, wo seine besondere Stärke liegt, und dabei mit den anderen gleichgearteten oder ähnlichen Produktionsländern, als welche ich schon Amerika, Belgien und Frankreich nannte, innige Fühlung nehmen und behalten.

Das letzte Jahrzehnt hat eine Reihe internationaler Beziehungen und Verständigungen geschaffen, man kann wohl behaupten, daß die Volkswirtschaft von Tag zu Tag internationaler wird. Die Amerikaner sind z. B. zu uns gekommen,

wir sind zu ihnen gegangen, sie haben unsere Einrichtungen gesehen und daran gelernt, wir sahen die ihrigen und konnten vieles lernen und neue Anregung finden. Der international gewordene Güteraustausch hat auch einen internationalen Gedanken- und Erfahrungsaustausch herbeigeführt, der jedoch zwischen England und Deutschland sehr bedauerlicherweise noch nicht lebhaft genug pulsiert. Es herrscht ohne Frage in England noch zuviel die ehemals wohl berechtigte Auffassung von der wirtschaftlichen Abhängigkeit Deutschlands und das Bestreben, diesen allerdings überholten Zustand zurückzuwünschen. England muß sich jedoch mit dem Gedanken abfinden, daß die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Erde nicht mehr allein von ihm, sondern von allen Kulturländern befriedigt werden, und wir würden meines Erachtens mit England auf einen ganz anderen Fuß kommen, wenn man dort den veränderten Verhältnissen, die, wie schon gesagt, nicht nur in der Gütererzeugung, sondern auch in dem Güterverbrauch sich vollzogen haben, mit ruhiger Sachlichkeit gegenübertreten würde, und das große, reiche und leistungsfähige englische Volk würde nach meinem Dafürhalten seiner Würde nichts vergeben, wenn es für Verschiebungen in seiner eigenen Wirtschaft und für das wirtschaftliche Heranwachsen Deutschlands nicht jemanden suchen und verantwortlich machen wollte, der ihm Feind ist und dem es Feind sein muß, sondern wenn es wirtschaftliche Momente wie die Erfindung und Ausgestaltung neuer Methoden der Eisendarstellung, das Auftreten und die erfolgreiche Mitwirkung der Technik in den Fragen des praktischen Lebens, die Erschließung großer Neuländer, die allgemeine Hebung der Lebenshaltung und die damit zusammenhängenden erheblich gesteigerten Bedürfnisse als Veranlassung sehen und anerkennen wollte. Diese lassen ihm und Deutschland zur Betätigung Platz genug, und da die Internationalisierung der Volkswirtschaft auch die Internationalisierung der Werte mit sich bringt, dürfte schon aus diesem Grunde ein Handinhandgehen geboten sein, um eine Vergeudung dieser Werte auszuschalten. Eine Verständigung über wirtschaftliche Maßnahmen, Preise usw. sollte zwischen England und Deutschland möglich sein und würde zweifellos eine Grundlage bilden, auf der eine Aussprache über alle wichtigen Angelegenheiten, auch über Sorgen und Befürchtungen, vor sich gehen könnte. Nicht darin, daß man sich im Kriegs-Flottenbau überbietet, sollte das Verhältnis zwischen England und Deutschland gegeben sein; weit größere und beider Nationen würdigere Aufgaben liegen auf wirtschaftlichem Gebiete, auf dem ein Zusammengehen beider Völker jedem von Vorteil sein, und auf dem jedes seine Eigenart und seine Kraft neben dem anderen entwickeln kann.

Nach meiner Überzeugung sind wirtschaftliche Fragen heute die wichtigsten politischen Fragen, und deshalb halte ich es für nötig, daß auch die Vertretungen und Vertreter der großen Nationen unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Schulung und des wirtschaftlichen Verständnisses gehalten und ausgewählt werden, damit auf beiden Seiten Männer vorhanden sind, welche als Kenner wirtschaft-

liche Fragen richtig und praktisch anfassen und lösen können. Ich bin davon durchdrungen, daß in der Zeit der Internationalisierung der Volkswirtschaft, des Handels und des Verkehrs die internationalen Beziehungen unter den Völkern in erster Linie auf wirtschaftlicher Grundlage liegen und daher auch auf wirtschaftlicher Grundlage geregelt werden müssen und daß auch das Verhältnis zwischen England und Deutschland eine Ausnahme hiervon nicht machen darf. Wenn man erst von gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen Englands und Deutschlands spricht und sie an tatsächlichen Vorgängen feststellen kann, wird das Gespräch über eine Spannung zwischen England und Deutschland bald von der Tagesordnung abgesetzt sein.

Oberstleutnant a. D. le Juge: Bedeutung und Wert der englischen Landarmee.

Wenn man in Deutschland zuweilen die Ansicht vernimmt, daß die Organisation des englischen Heerwesens einen Nonsens darstelle im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht, so kann ein solches Urteil nimmermehr aus fachmännischen Kreisen hervorgehen. Denn nicht bloß der Soldat, sondern jeder geschichtlich gebildete Deutsche muß anerkennen, daß das in heutiger Zeit gewiß eigenartig anmutende Bestehen eines Söldnerheeres in Europa für Großbritannien nicht als lediglich ein bequemes Festhalten an den Formen seiner geschichtlichen Heeresentwickelung anzusehen ist, sondern vielmehr für dieses große Insel- und größte Kolonialreich der Welt eine natürliche Notwendigkeit ist, soweit die Armee als Kriegsmittel außerhalb der Landesgrenzen und nicht lediglich zur Verteidigung des heimatlichen Bodens in Betracht kommt.

Da der gesicherte Besitz seiner Kolonien die Erhaltung des wichtigsten Lebensnervs für das britische Weltreich bedeutet, so muß seine reguläre Armee auch in erster Linie für diesen Zweck eingerichtet und derart beschaffen sein, um jeden Augenblick zur Verteidigung der durch einen äußeren oder inneren Feind gefährdeten Herrschaft in irgend einem Erdteile bereit zu stehen. Denn die in den Kolonien ständig untergebrachten Besatzungstruppen, sowie die organisierten Miliztruppen der Kolonien reichen zu einer ernsthaften Verteidigung und zum sicheren örtlichen Schutz gegen einen kraftvollen äußeren, evtl. auch — Indien, Ägypten! — von innen kommenden Angriff nicht aus und bedürfen in solchem Falle schnellster Unterstützung vom Heimatlande. Selbst die starke Besatzung Indiens (rund 235 000 Mann), sowie die in den Dominien in der Organisation begriffenen eigenen Milizheere könnten auf die Dauer schwerlich ohne eine wirksame Unterstützung seitens des Mutterlandes einem etwaigen ernstlichen Angriff eines großen Militärstaates im fernen Osten erfolgreich Widerstand leisten.

Für diese Zwecke muß die reguläre Home-Army so gestaltet sein, daß sie in bestimmten Zeiträumen die Ablösungen der kolonialen Besatzungstruppen sicher stellt und in der Zwischenzeit für dieselben dauernd die Aufgaben der Ersatzformationen im Kriege übernimmt, Ergänzungstransporte liefert usw., daneben aber bereit ist, jederzeit ganz oder teilweise zur schnellsten Unterstützung der örtlichen Besatzungen nach den Kolonien abzugehen. Es ist klar, daß solchen Aufgaben nur ein Söldnerheer mit langer Dienstzeit gerecht zu werden vermag, da man eine auf der Grundlage allgemeiner und natürlich nur verhältnismäßig kurz andauernder Wehrpflicht stehende nationale Armee zu derartigen fortgesetzten Auslandsentsendungen und kriegerischen Unternehmungen nicht wohl verwenden kann. Man darf nun sagen, daß die jetzige, seit den schlimmen Erfahrungen des Burenkrieges neugestaltete Organisation der englischen regulären Heimat-Armee, die am 1. 1. v. J. 167 354 Mann zählte, mit ihrer ständig wachsenden Zahl von Armee-Reservisten und der Gliederung in ein stets ausrückfähiges Feldheer (Expeditionary Force) von 1 Kavallerie-Division und 6 Divisionen (rund 165 000 Mann mit 456 Geschützen und 172 Maschinengewehren)*), durchaus der Bedeutung entspricht, die sie als Schutzwaffe für die politischen Interessen des britischen Weltreiches haben muß, — insoweit und falls letzteres jene Interessen nur in der Festhaltung, Entwickelung und Förderung seines kolonialen Besitzes und des damit verbundenen Welthandels erblicken will.

Über den militärischen Wert der englischen Armee als Kampfmittel sind bekanntlich die Ansichten nicht einhellig, selbst im eigenen Lande nicht: je nach Stimmung und Zweck der Veröffentlichung, nach der politischen Parteistellung usw. wird die eigene Armee bald als minderwertig, schlecht bewaffnet, nicht modern ausgebildet usw., bald aber wieder als das erste Heer Europas und das deutsche an Wert weit übertreffend — vergl. die Times-Berichte über das vorjährige Kaisermanöver — in der englischen Presse dargestellt. Eine ähnliche wechselnde Beurteilung finden wir in den französischen Blättern, je nachdem die Darstellung die „Alliance“ für die kriegerischen Sonderzwecke Frankreichs erstrebt und daher den Wert einer englischen Hilfsarmee gegen Deutschland bis zum Himmel erhebt — vergl. Senator Humberts („H“) Hetzartikel in der „France Militaire“ — oder vorsichtig als Preis für diese Alliance die Zusicherung einer ziffermäßigen Erhöhung und organisatorischen Erweiterung des englischen Heeres beansprucht**).

---

*) Da man die Kavallerie-Division nach ihrer Stärke auch als Kavallerie-Corps bezeichnen kann, so entspricht das englische Feldheer hinsichtlich des Gefechtswertes ungefähr einer aus drei Armeekorps und zwei Kavallerie-Divisionen zusammengesetzten deutschen Armee.

**) Es sei hierbei übrigens auch auf die neuerlichen Äußerungen des Obersten Repington in der „Times“ über dieses Thema (Erweiterung des Expeditionskorps) hingewiesen, über welche soeben Monsieur „H“ in der France Militaire — vom 21. Juni — mit hoffnungsvoller Begeisterung quittiert.

Ebenso gehen in Deutschland die Ansichten über diesen Punkt vielfach auseinander, und während ein ehemaliger höherer preußischer Offizier als Augenzeuge der letzten englischen Armeemanöver in einer viel gelesenen Tageszeitung von der Führung, dem taktischen Verhalten der Truppen und eigentlich allem, was er gesehen, nichts Günstiges zu berichten wußte, erfuhr kürzlich die englische Armee in allen ihren Teilen in einer von unserm Generalstabe herausgegebenen militärischen Zeitschrift eine geradezu ausgezeichnete Beurteilung*).

Als langjähriger Beobachter und ständiger Beurteiler des englischen Heeres in zwei ersten deutschen Veröffentlichungen**), zugleich auch als Verfasser des ersten deutschen Buches über dasselbe in den letzten zwei Jahrzehnten***) glaubt auch der Verfasser dieser kleinen Abhandlung zu einem unparteiischen Urteil nicht ganz unberechtigt zu sein. Sine ira et studio ausgesprochen, lautet dieses, daß die englische Armee in allen ihren Teilen durchaus als gut und modern zu bezeichnen ist, soweit sich ein solches Gesamturteil aufbaut auf den wichtigen Faktoren der Truppenausbildung, der Bewaffnung und Ausrüstung, der Disziplin und des Geistes der Truppen, sowie — last not least — der Zusammensetzung und Leistungen des Offiziers- und Unteroffizierskorps.

Vieles ist ja in dieser Hinsicht anders als im deutschen Heere, und ich will nicht sagen: besser. So findet wohl die taktische und Schießausbildung der Truppe bei uns infolge der Möglichkeit einer freieren Verwendung fremden Geländes kriegsmäßiger statt, als jenseits des Kanals, wo dazu nur die bestehenden Übungsplätze dienen; aus gleichem Grunde und weil auch die sonstigen Hilfskräfte des Landes gesetzlich dazu herangezogen werden können, spielen sich bei uns die Manöver wirklichkeitsgetreuer und daher auch lehrreicher für die Truppe wie für die Führung ab, unser Generalstab dürfte infolge seiner älteren und wesentlich weiterreichenden Organisation sowie der größeren Erfahrung wohl naturgemäß besser für seine Aufgaben im Ernstfall vorbereitet sein u. a. m. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Offizierskorps beider Armeen bekanntlich die einzigen in der Welt sind, die eine Homogenität ihres Ersatzes für eine Grundbedingung zur Erfüllung ihrer hohen Aufgabe ansehen; sie unterscheiden sich nur darin voneinander, daß der englische Offizier außer als Führer seiner Leute meistens auch als erfolgreicher und hervorragender Kolonisator für die Interessen seines Vaterlandes tätig ist, während sein deutscher Kamerad, der dazu viel weniger Gelegenheit findet, in erster Linie neben der militärischen Ausbildung und Führung seiner Leute seine Aufgabe in der Erziehung derselben erblickt, da bei uns

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. Herausgegeben vom Großen Generalstabe 1911, Heft 3 u. 4. „Die Landmacht des britischen Reiches."

**) „Löbells Jahresberichte über das Heer- und Kriegswesen" und „Militär-Wochenblatt".

***) „Das englische Heer einschließlich seiner Kolonialtruppen in seiner heutigen Gestaltung", Leipzig 1896.

die auf der allgemeinen Wehrpflicht aufgebaute Armee zugleich die anerkannt wirkungsvollste Schule der Nation sein soll und ist.

Über einige wesentliche, aber sattsam bekannte dunkle Punkte des englischen Heeres, wie Rückständigkeit des Infanteriegewehres, numerische Schwäche der Friedenseinheiten usw. hinweggehend, möchte ich hier nur die Mangelhaftigkeit der Mobilmachungsvorbereitung als eine Hauptschwäche der Armeeorganisation für eine Beteiligung an einem kontinentalen Kriege unterstreichen.

Aus einer offiziellen Äußerung des bisherigen Kriegsministers ist zu entnehmen, daß in etwa 10 Tagen nach der Mobilmachungsorder gegen 4 Divisionen des Feldheeres — aber noch ohne ihren vollen Pferdestand — und erst in frühestens 3 Wochen das ganze Expeditionskorps mobil sein würde. Man vergleiche damit die Tatsache, daß die deutsche Mobilmachung mit Stunden rechnet, und daß das deutsche Riesenheer bereits wenige Tage nach erfolgter Mobilmachung an der bedrohten Landesgrenze, bis auf den letzten Knopf des letzten Trainsoldaten fertig, planmäßig versammelt sein muß!

Wegen des mir für diese kleine Studie nur zur Verfügung stehenden beschränkten Raumes können über die durch Lord Haldane zur „Spezialreserve" modernisierte Old Constitutional Force, die Miliz, nur wenige Worte gesagt werden. Ihrem vielseitigen Zweck, mit einem kleinen Teil, etwa 20 000 Mann, die Reihen der Feldarmee zu füllen (als Nichtkombattanten, Train- und Etappenformationen usw.), mit einem größeren dagegen sowohl die Ersatzformationen dafür aufzustellen (74 Bat., 18 Batter., 14 Eskdr.), als auch mit dem Rest der zurückbleibenden regulären Truppen (45—50 000) und Armeereservisten (50—55 000) die Besatzungstruppen im Heimatlande zu bilden oder evtl. durch Ablösung der Überseeorganisationen (durch 27 Ersatzreserve-Bat. und 4 Eskd. Irish Horse) die Feldarmee indirekt zu verstärken, daneben eine wirksame Quelle für die Rekrutierung des regulären Heeres zu bilden — diesen vielseitigen Zweck zu erfüllen, ist die jetzige Spezialreserve wohl imstande; sie leidet jedoch bedenklich unter einem andauernden Rückgang ihrer Stärkeziffer und besonders einem steigenden Offiziersmangel.

Den zweiten Hauptteil der englischen Landmacht bildet die Territorialarmee, die bedeutsamste Schöpfung Lord Haldanes, durch die sich dieser energische und durch nichts in dem, was er für richtig erkannt, zu erschütternde Staatsmann um sein Vaterland wohl verdient gemacht hat. Denn er unternahm die große und schwierige Aufgabe, die militärisch ganz bedeutungslose und zur bloßen Soldatenspielerei herabgesunkene Institution der Volunteers in ein für die Verteidigung des Heimatlandes verwendbares Bürgerheer umzuwandeln, ohne dabei den Boden freiwilliger Zugehörigkeit zu verlassen, den er für das Gedeihen seiner Schöpfung auf Grund der Tradition und in Würdigung des Nationalcharakters seines Volkes nicht glaubte verlassen zu dürfen. Freilich hat er, wie die Erfahrung bisher zeigte, den guten Willen und das Können der Arbeitnehmer

und noch mehr der Arbeitgeber unterschätzt: infolge der höheren Anforderungen an Zeit und Leistungen der Territorials, welche zwar militärisch nur ein Minimum der zur Kriegsbrauchbarkeit erforderlichen Ausbildung darstellen, aber doch die an die früheren Freiwilligen gestellten Anforderungen weit übertreffen, ist die Zahl der Mannschaften und vor allem der Chargen ständig im Rückgange und besonders die Zahl der Offiziere für den Kriegszweck ganz unzureichend: etwas über 300 000 Mann sollte die Organisation zählen; — von 500 000 Mann in naher Zukunft träumten die Optimisten im Lager Haldanes, — und auf etwas über 250 000 Mann beläuft sich jetzt der tatsächliche Stand der Territorialarmee. Wenn augenblicklich die Gesamtziffer zum ersten Mal wieder eine kleine Aufwärtsbewegung zeigt, so ist dies doch nach Ansicht objektiver Engländer nur als eine momentane Unterbrechung der langsam aber sicher nach unten gerichteten Linie anzusehen.

Wenn auch die Territorialarmee in ihrer Organisation auf dem Papier fertig gestellt ist und ihr von Lord Haldane die Rolle einer Verteidigungsarmee des heimischen Bodens nur im Anschluß und unter Anlehnung an den Kern des nach Auszug des Expeditionskorps verbleibenden Restes des regulären Heeres und der Spezialreserve zugedacht ist, so kann sie doch diese Aufgabe nach Lage der Dinge, wie auch von englischer Seite vielfach offen betont wird, nicht erfüllen. Hierzu wäre vor allem notwendig: Erhöhung der Zahl der Dienststunden und der Lagerübungszeit, Aufhalten des ziffernmäßigen Rückganges, bessere Gelegenheit zur Schießausbildung für alle Waffen, bessere Ausrüstung der Artillerie hinsichtlich ihres Materials (Geschütze, Pferde) und noch manches andere, darunter in erster Linie Sicherstellung eines nach Zahl wie Qualität ausreichenden Offizierkorps, besonders in den jüngeren Graden. Da sich dieses alles aber im Rahmen der gegenwärtigen Organisation zweifellos nicht erreichen läßt, so ist es wohl verständlich, wenn gewisse patriotische Kreise, zu deren Sprachrohr sich ja bedeutende Männer wie Lord Roberts u. a. machen, die Schöpfung Lord Haldanes als ein Fiasko bezeichnen wollen und auf die Einführung einer allgemeinen Milizdienstpflicht hinarbeiten, die, evtl. im Rahmen der gegenwärtigen Territorialorganisation, ein wirklich brauchbares Verteidigungsheer für das Heimatland im Fall einer feindlichen Invasion schaffen soll. Unter Hinweis auf diese angeblich so drohende Gefahr, das seit lange auf dem englischen Volke so schrecklich lastende Nightmare of German Invasion, suchen sie das englische Volk von der Notwendigkeit der Übernahme jener ihm über alles drückend erscheinenden „bloodtax“ einer allgemeinen Dienstpflicht zu überzeugen. Aber — so muß man fragen —, existiert trotz aller Tartarennachrichten, Schauerdramen und Hetzartikeln von gewisser Seite wirklich die Gefahr einer überraschenden Landung der so gefürchteten 70 000 Mann deutscher Truppen? Unsre beruhigende, die Mehrheit jenseits des Kanals jedoch sicherlich nicht überzeugende Antwort, die ein Echo auch in dem ganzen Inhalte dieses Heftes von „Nord und Süd“ findet, lautet un-

bedingt: „Nein!" Überzeugender als noch so laute Worte würde aber eine Tatsache alle augenblicklichen Schwierigkeiten mit einem Schlage aus dem Wege räumen können und müssen: eine offene Verständigung zwischen hüben und drüben — blood is thicker than water! Die englische Armee hat, wie Mr. A. J. Balfour in der Juninummer dieser Zeitschrift mit warmen Worten richtig hervorgehoben hat*), in fast allen auf dem Kontinent geschlagenen Schlachten deutsche Soldaten an ihrer Seite fechten gesehen — so und nicht als Gegner mögen die beiden Heere auch in Zukunft nur miteinander in Berührung treten, denn „die deutsche Armee ist nie unser Feind gewesen"**). Auf dem Boden einer klaren, den Interessen beider großen stammverwandten Reiche voll entsprechenden Verständigung würde auch das Territorialheer, selbst in seiner jetzigen Organisation, vollauf genügen, um dem sportlustigen und körperlich so hervorragend ausgestatteten englischen Volke eine Gelegenheit zu mannhafter Waffenübung zu bieten, die niemals ohne Nutzen sein kann, für jeden Beteiligten wie für die Allgemeinheit. Außerdem würde sie als Nachfolgerin der früheren Volunteers der Staatsgewalt immer eine wirksame letzte Stütze in äußerster Not und Gefahr sein können, sowie teilweise zugleich ein Gefäß zur Unterstützung der Rekrutierung für das reguläre Heer darstellen. Mit einem Schlage würden sich dadurch auch alle jetzt das englische Volk bedräuende Sorgen hinsichtlich der gefürchteten allgemeinen Wehrpflicht lösen, für deren Schaffung, nach dem Geständnis von Sir Thomas Barclay***) „die britische öffentliche Meinung noch nicht ausgereift zu sein scheint", und nicht mehr begründet erscheint alsdann die Klage von Mr. A. J. Balfour†), daß es sich im etwaigen „Kriegs-Hazardspiel mit Deutschland um völlig ungleiche Einsätze" handeln würde, da England „weder für heimische Verteidigung noch den Auslandsdienst über ein ansehnliches Heer verfügt". Dieses Heer aber, das, wie oben gezeigt worden ist, für die Teilnahme an einem großen europäischen Kriege weder ziffernmäßig noch organisatorisch bereit erscheint, würde dann ganz allein seiner eigentlichen Bestimmung erfolgreich dienen können, für die es sich in vortrefflicher Verfassung befindet: den britischen Kolonialbesitz und damit die Macht und Quelle des Reichtums seines Vaterlandes zu schützen und die Existenz des letzteren, wenn nötig, auch gegen jeden äußeren oder inneren Feind erfolgreich zu verteidigen.

---

*) Seite 284.
**) Balfour, ebendaselbst.
***) Juniheft von „Nord und Süd" p. 328.
†) Juniheft p. 288.

Theodor Wolff,

Chefredakteur des Berliner Tageblatt:

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr verehrter Herr Professor!

Man kann bei uns nur mit Vergnügen konstatieren, daß die meisten der englischen Herren, die Ihnen Briefe und Artikel geschickt, von versöhnlichen Wünschen geleitet sind, und alle Deutschen, von ein paar aufgeregten Bierbankpolitikern abgesehen, schließen sich diesen Wünschen sicherlich an. Wie könnte das anders sein und wie könnte auch nur einen Augenblick bezweifelt werden, daß die Vernunft und die Vernünftigen hinter dem Versöhnungsgedanken stehen? Auch wenn man die tiefwurzelnden Gefühle der Bewunderung, mit denen wir — und mit denen besonders wir Liberalen — zu dem großen und freien britischen Volke hinübersehen, ganz beiseite läßt, machen uns tausend gute Gründe die Versöhnung erstrebenswert. In der Stunde, wo dieses Problem endgültig gelöst wäre, wären gleichzeitig die schwierigsten Probleme der Weltpolitik gelöst, und wenn dieses Hindernis für eine bessere Gestaltung der europäischen Verhältnisse fiele, purzelte manch' anderes Hindernis ganz von selbst hinterdrein. Wieviel ruhiger könnten wir heute der Entwirrung des tripolitanischen Konfliktes entgegenharren, wäre eine volle Einigkeit zwischen Deutschland und England schon erzielt! Die Entwickelung unserer Beziehungen zu Frankreich, die man in seltsamer Verkennung der Dinge abwechselnd durch Blumengrüße und durch derbe Theatercoups bessern zu können meinte, hängt in erster Linie von London ab. So führt jede Frage, die man betrachtet, zu der deutsch-englischen Frage zurück. Alles mündet dort und alles geht von dort aus.

Der kluge Leiter der „Westminster Gazette", J. A. Spender, hat in seinem Briefe an Sie gesagt, man solle erst die Annäherung zu schaffen suchen, dann würde auch die Flottendifferenz leichter zu bewältigen sein. Das ist ein sehr wahres Wort, denn mit dem Verschwinden der politischen Gefahr hätten die Propheten des endlosen Wettrüstens das zugkräftigste ihrer Argumente eingebüßt. Aber nachdem wir nun wissen, daß die politische Verständigung der Flottenverständigung vorangehen muß, bleibt die Frage: welche Ideen, Besorgnisse und Forderungen stellen sich jenem politischen Ausgleich am hinderlichsten in den Weg? Arthur James Balfour und der Herausgeber der „Pall Mall Gazette", J. L. Garvin, haben in ihren Briefen diese Ideen, Besorgnisse und Forderungen mit dankenswerter Klarheit berührt. Balfour hat auf die deutschen Eiferer hingewiesen, die nach „deutscher territorialer Ausdehnung" streben, und „in allen Ländern, welche, sei es auch nur in eigener Selbstverteidigung, die Verwirklichung dieses Ideals hindern", feindliche Mächte sehen, und er hat

versichert, „daß der Appetit nach Landeserweiterung einer überwundenen Phase des Patriotismus angehört". Und Garvin schreibt: „Kein Unionist könnte in diesem Augenblicke zu Ihrer Frage schriftstellerisch Stellung nehmen, ohne die Tatsache zu betonen, daß die entente cordiale für uns ein ebenso dauerndes und grundlegendes Prinzip der Politik bedeutet, wie es die Allianz mit Österreich für Ihr großes Vaterland ist."

Ich für mein Teil gehöre zu denen, die das höchste Heil nicht in einem Zusammenraffen von recht viel fernem Gebiet sehen und denen der deutsche Handelsreisende als ein ausgezeichneter Eroberer erscheint, und ich habe während der Marokkokrise die Ansicht vertreten, man solle von den Franzosen nicht die zweifelhaften Kongozipfel fordern — wodurch, nutzlos für uns, die französische Sentimentalität aufgestachelt wurde — sondern praktische Handelsfreiheiten in ertragreichen französischen Kolonien. Aber kann und darf man uns sagen, daß der „Appetit nach Landeserweiterung" gerade in dem Augenblick zum Verbrechen wird, wo alle Länder mit Ausnahme Deutschlands ihren vielfach sehr starken Appetit ausreichend gestillt? Gewiß, Balfour erläutert nicht genauer, was er unter „Landeserweiterung" versteht, und es mag sein, daß er nur deutsche Machtgelüste in Europa verfemt — aber derartige Machtgelüste werden doch höchstens von ein paar Alldeutschen und ein paar jungen Leutnants im Busen gehegt, und man begriffe nicht, warum ein Mann wie Balfour sich ernsthaft mit solchem Nebelspuk befaßt. Denkt er auch an „Landeserweiterung" in fernen Gegenden und besonders in Afrika? — Dann müßten selbst diejenigen, die nicht zu den Kolonialschwärmern zählen, entgegnen, daß das englische Aufsichtsrecht sich nicht bis in alle Winkel und Teile dieses Planeten erstrecken kann. Wie Balfour nicht die deutsche Hegemonie in Europa wünscht, so wünschen wir nicht eine — absolute und unbegrenzte — englische Welthegemonie, und darum wäre es sicher empfehlenswert, in diplomatischer Aussprache zu erörtern, wo das berechtigte Interesse Englands aufhört und beginnt.

Weit delikater noch als diese von Balfour angedeutete Frage ist der Punkt, den Garvin berührt. Wir wissen alle sehr wohl, daß England und Frankreich mündige Nationen sind, daß wir durchaus kein Recht haben, in ihre Bündnispolitik hineinzureden, und einige von uns sind immer überzeugt gewesen, daß mit ungeduldigem Hineingreifen nur eine Befestigung der Entente zu erreichen sei. Aber selbst wenn man vieles von dem mißbilligt hat, was während der letzten Jahre von amtlicher deutscher Seite geschah, so begreift man doch, daß die entente cordiale hier und da eine Nervosität erzeugte, denn diese Entente hat von ihrer Geburtsstunde an einen ganz besonderen Charakter, einen für Deutschland wenig freundlichen Charakter gehabt. Es stimmt durchaus nicht, wenn der Herausgeber der „Pall Mall Gazette" die englisch-französische Entente mit der deutsch-österreichischen Allianz vergleicht, denn dem deutsch-österreichischen Bunde fehlt jener bissige, verbitternde Ton, der sich in der entente cordiale allzuoft gezeigt. Warum hat

niemand in Deutschland sich über das russisch-französische Bündnis so aufgeregt, das doch den Franzosen eine noch erheblichere Stärkung ihrer strategischen Stellung bot? Weil man der Ansicht sein durfte, daß Rußland nicht geneigt sein werde, den aggressiven Tendenzen französischer Chauvinisten seine Unterstützung zu leihen. Warum hat die englisch-französische Entente einen so ganz anderen Eindruck gemacht? Weil vom ersten Tage an ein Teil der englischen Politiker sich jener aggressiven Tendenzen zur Nährung und Mehrung des kontinentalen Zwistes zu bedienen schien. Sehr geschickt wurden, durch Nachrichtenkartelle und andere Mittel, wichtige Pariser Blätter gänzlich unter den Einfluß dieser Londoner Kreise gebracht, die englisch-französische Meinungsbearbeitung wurde in großem Stile organisiert, und das Resultat war, daß der französische Chauvinismus, der um die Jahrhundertswende einer fast deutschfreundlichen Stimmung das Feld geräumt, bald wieder in voller Blüte stand. Ohne Zweifel, die unglückliche deutsche Marokkopolitik hat gleichfalls das ihrige getan, aber in England hat man das alles mit deutlicher Genugtuung gesehen, und nie hat Balfour den nach Wiedereroberung strebenden französischen Chauvinisten zugerufen, „daß der Appetit nach Landeserweiterung einer überwundenen Phase des Patriotismus angehört". Man soll und kann die entente cordiale nicht antasten, die nach Garvin das „dauernde und grundlegende Prinzip" der Politik Englands ist. Aber eine wirkliche Besserung der deutsch-englischen Beziehungen wird nur möglich sein, wenn diese Entente einen freundlicheren Charakter gewinnt.

Sie haben die Klippe umschiffen wollen und Sie haben, sehr verehrter Herr Professor, die These aufgestellt: nicht Verständigung zwischen Deutschland und England, sondern Verständigung zwischen Dreibund und tripleentente. Aber mir scheint, Ihr Schiff, das der Klippe ausweicht, verliert sich auf einen endlosen Ozean. Was Sie empfehlen, sind schon fast die Vereinigten Staaten von Europa — aller Friedensfreunde holdester Traum — aber hätte eine solche Vereinigung der sechs Großmächte heute schon Betätigungskraft und Bestand? Bereits in den beiden Mächtegruppen, die jetzt einander gegenüberstehen, ist einiges nicht lebensfähig, nur künstlich und vorübergehend geeint, und vielleicht ergibt sich grade aus dem allzu Gekünstelten dieser Gebilde manche Zukunftsmöglichkeit. Kann ein weitsehender Engländer in voller Aufrichtigkeit glauben, die englisch-russische Rivalität sei für alle Zeiten von der Erdkugel verbannt, und empfindet nicht jeder, mit wie bedenklichem Preise England, beim Abschluß des persischen Vertrages, die neue „Sicherheit" bezahlt? Auch die gegenwärtige Situation am Bosporus scheint doch zu lehren, daß es nicht die deutschen Interessen sind, die mit den englischen am weitesten auseinandergehen, und vielleicht bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß man wirkliche Gefahren unbeachtet gelassen und sich gegen Phantome geschützt. Es wäre Torheit, prophezeien zu wollen, was aus der politischen Verwirrung sich herausbilden und welchen Gang die Entwickelung nehmen wird, und diejenigen, die nur die Chronisten dieser Entwickelung sind und nicht in den Kulissen

agieren, überschätzen gewiß die Bedeutung ihrer Aussprüche nicht. Immerhin — wenn all' diese Aussprüche die gleiche Gedankenrichtung zeigen, wenn sich aus ihnen allen der gemeinsame Wunsch nach Versöhnung und Annäherung ergibt, so ist eine solche Kundgebung des allgemeinen Willens gewiß nicht ohne Wert, und sie wird um so wertvoller sein, je nüchterner und sachlicher man die Dinge bespricht. Wir wollen den Tatsachen nicht aus dem Wege gehen. Wir wollen niemanden betrügen, und nicht einmal uns selbst. Theodor Wolff.

Geh. Regierungsrat Dr. Gottfried Zoepfl,

Professor der Weltwirtschaftslehre und Kolonialpolitik an der Universität Berlin:

Der deutsch-engl. Gegensatz in der Weltwirtschaft.

Es liegt für mich nahe, das Problem der englisch-deutschen Verständigung unter dem Gesichtspunkte des Ausgleichs der weltwirtschaftlichen Interessen Englands und Deutschlands zu betrachten, nachdem ich mich seit einer Reihe von Jahren bemühe, die weltwirtschaftlichen Interessen, die wirtschaftlichen Beziehungen der Völker untereinander, zum Gegenstand einer von mir „Weltwirtschaftslehre" genannten Disziplin der politischen Ökonomie zu machen. Es kommt hinzu, daß ich mir von den sonstigen Beweggründen, die für eine Verständigung meist in den Vordergrund gestellt werden, nämlich von den verwandtschaftlichen Beziehungen und den geistigen, künstlerischen, überhaupt kulturellen Berührungspunkten der beiden Völker, nicht allzu viel praktischen Erfolg verspreche.

Die Verwandtschaft ist meines Erachtens eine Disposition zur Freundschaft, wenn kein Interessengegensatz vorhanden ist, aber eine Disposition zur Feindschaft, wenn ein solcher vorliegt. Auf Gleichgültigkeit sind diese Beziehungen seltener gestimmt als sonst bei den gegenseitigen Verhältnissen der Menschen. Wenn man zu sagen pflegt, Blut sei dicker als Wasser, so möchte ich dem hinzufügen: Gold ist noch dicker als Blut. Wenn dieser Satz für die Beziehungen der einzelnen Menschen zueinander glücklicherweise nicht die Regel bildet, so dürfte er doch für das Verhältnis stammverwandter Völker weit mehr allgemeine Geltung haben. Cecil Rhodes hat seinerzeit den Krieg Englands gegen das stammverwandte Burenvolk mit den Worten verteidigt: „Der Krieg ist gerecht, denn er bezweckt der englischen Flagge zu nützen, die heute die größte kommerzielle Kraft der Welt bedeutet."

Die Hervorkehrung gemeinsamer geistiger und ethischer Ideale, künstlerischer und sonstiger Kultur, die Bemühungen der Intellektuellen beider Völker, diese auf solchen Grundlagen einander näher zu bringen, halte ich gleichfalls erst dann für praktisch erfolgreich, wenn der Ausgleich der Interessen erzielt oder wenigstens auf gutem Wege ist. Die gewiß sehr nahe verwandten deutschen Stämme, die heute in ewigem Bunde, in dem unerschütterlichen und mächtigen Bau des Deutschen Reiches vereint sind, haben diese höchste Stufe einer „entente

cordiale", dieses hundertjährige Ziel ihrer Sehnsucht, auch nicht erreichen können kraft der bewundernswerten Propaganda ihrer erleuchteten und prophetischen Denker und Dichter, so nützlich auch deren Vorarbeit war. Es bedurfte erst der mächtigen Entwickelung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen und schließlich eines gewaltigen nationalen Interesses durch Abwehr eines Grenzfeindes, bis die Einigung der deutschen Stämme praktisch zustande kam. Ich kann mir denken, daß die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen Deutschlands und Englands, die sich aus dem Handel zwischen den beiden Staaten und den sonstigen wirtschaftlichen Beziehungen ergeben, heute schon von ähnlicher Bedeutung sind, wie die der deutschen Einzelstaaten bei ihrem Zusammenschluß zum Zollverein. Auch kann ich mir vorstellen, daß einmal ein großes gemeinschaftliches Interesse Englands und Deutschlands in der Weltwirtschaft und Weltpolitik beide Länder einander näher bringen könnte. Es ist jedoch nicht meine Absicht, auf dieses von anderen, berufeneren Persönlichkeiten schon viel erörterte Gebiet hier einzugehen.

Mein Beitrag zur Verständigungsfrage soll sich auf einen Gesichtspunkt beschränken, den ich für recht wichtig halte, und mit dessen Erörterung ich kürzlich an anderer Stelle begonnen habe (Zeitschrift für Weltverkehr und Weltwirtschaft, Berlin 1912, Maiheft). Es handelt sich um den Nachweis, daß die Befürchtungen der Engländer, auf allen Gebieten der Weltwirtschaft von den Deutschen verdrängt zu werden, namentlich auf Grund der neuesten Entwickelungstatsachen, maßlos übertrieben, es sei mir gestattet zu sagen, geradezu unsinnig sind. Und doch wirkt nichts verhetzender auf die englisch-deutschen Beziehungen als diese ungeheuerlichen Übertreibungen. Die Richtigstellung dieser Übertreibungen ist aber nicht bloß geeignet, den Boden für einen Interessenausgleich zwischen Deutschland und England zu ebnen durch Beruhigung der über den deutschen Wettbewerb hochgradig erregten, schwarzseherischen englischen Interessenten, sondern sie bildet auch eine unabweisliche Voraussetzung und Grundlage für diesen Interessenausgleich selbst wegen der Darlegung, wie weit das weltwirtschaftliche Expansionsbedürfnis Deutschlands und Englands zurzeit befriedigt oder nicht befriedigt ist. Geht man in England auf solche rein objektive, nüchterne, ziffernmäßig wohlbegründete Erörterungen nicht ein, läßt man die fable convenue weiter wirken, daß Deutschland dem Ziele immer näher komme, die weltwirtschaftliche Hegemonie zu erreichen, während wir aus der Statistik unserer weltwirtschaftlichen Interessen ersehen, daß wir bei dem natürlich wachsenden Expansionsbedürfnis uns außerordentlich anstrengen müssen, unsere im Vergleich zu England doch noch recht bescheidene weltwirtschaftliche Position zu erhalten und zu verstärken, so werden alle stammesverwandtschaftlichen und intellektuellen Beziehungen keine Verständigung zwischen den beiden Völkern herbeizuführen imstande sein.

Um dem Einwand zu begegnen, daß vielleicht die eben erwähnten statistischen Grundlagen, die zu diesem Ergebnis führen, einseitig deutsch aufgemacht seien, sollen im nachfolgenden nur englische statistische Quellen, amtliche

Weiß- und Blaubücher, namentlich das über die Enquete der Tarifkommission vom Jahre 1909 über die Fabrikatenausfuhr Englands, Deutschlands und der Vereinigten Staaten sowie Darstellungen des „Economist" und der „Times" und besonders auch eine Bearbeitung dieses Materials durch den französischen Nationalökonomen Bardoux (Revue économique internationale, Paris 1912, Januar, März) und nur zur Ergänzung deutsches Material (besonders die Abhandlung „Die Entwickelung der deutschen Seeinteressen seit 1904" in der Flottenvereinsschrift „Deutschland sei wach", Berlin 1912) herangezogen werden. Freilich wird man mir gestatten müssen, zu diesen statistischen Unterlagen vielfach einen anderen Kommentar zu geben, als dies seitens englischer Germanophoben und auch in der erwähnten, sonst vorzüglichen Arbeit des Franzosen Bardoux schließlich geschieht. Aber Bardoux wollte mit seinem Kommentar vielleicht auch nicht gerade einer deutsch-englischen Verständigung dienen. Er hätte am Schlusse seiner Artikel meines Erachtens zusammenfassend sagen müssen, daß es mit den weltwirtschaftlichen Interessen Englands neuerdings wieder mächtig vorwärts geht, wobei ja immerhin die Einseitigkeit der wirtschaftlichen Entwickelung Englands überhaupt besonders betont werden kann. Insbesondere ließ der erste Aufsatz ein solches Schlußergebnis vermuten. Statt dessen kommentiert er eine den zweiten Aufsatz zusammenfassende, aus einem englischen Blaubuch zusammengestellte Tabelle, mit deren Abdruck ich meine Betrachtungen des deutsch-englischen Wettbewerbs in der Weltwirtschaft sogleich beginnen werde, mit nachfolgendem, recht bemerkenswertem Satze: „Ce tableau devrait être affiché dans les écoles primaires, dans les salles de rédaction, dans les couloirs du Parlement. Il éclairerait les enfants, les journalistes et les politiciens sur la situation exacte de l'industrie britannique. Il leur rappellerait les nécessités de la modestie et les dangers de l'optimisme, l'insuffisance des théories abstraites et le péril des formules simples." Ich möchte im Interesse der deutsch-englischen Verständigung nicht empfehlen, die erwähnte Tabelle in allen Volksschulen, Redaktionsstuben und Parlamentswandelgängen aufzuhängen; denn vor allem scheint es fast, als ob tatsächlich bereits überall in England solche aufreizenden Tabellen verbreitet sind, und sodann verwirren solche ohne Kritik verbreiteten Ziffern nur die Köpfe und sind wegen des Scheins der Exaktheit noch schlimmer zu beurteilen, als die allgemeinen Redensarten, mit denen die Frage der deutschen wirtschaftlichen Gefahr und der wachsenden weltwirtschaftlichen Überlegenheit Deutschlands bisher gewöhnlich erörtert wurde. Die „modestie" werden die Engländer nach dem bekannten Wort Goethes, den sie ja nach Haldane so sehr verehren, ablehnen, und verbleiben wird eine gesteigerte Gereiztheit.

Die eben erwähnte, nach Ziffern des Blaubuches c. D. 4. 594 zusammengestellte Tabelle stellt den weltwirtschaftlichen Wettbewerb Englands

und Deutschlands, auch der Vereinigten Staaten, in seiner 30-jährigen Entwickelung, wie folgt, dar:

Jährlicher Durchschnitt (England = 100).	England	Deutschland	Ver. Staaten	England	Deutschland	Ver. Staaten	England	Deutschland	Ver. Staaten
	1880—1884			1885—1889			1904—1908		
Bevölkerung	100	128	149	100	129	160	100	141	194
Tonnage der in den Häfen eingelaufenen und gelöschten Schiffe	100	24	46	100	27	39	100	33	45
Tonnage der Handelsflotte	100	18	19	100	17	14	100	24	8
Verbrauch von Baumwolle	100	22	64	100	28	77	100	49	122
„ von Wolle	100	65	102	100	72	100	100	79	101
„ von Kohle	100	35	68	100	41	87	100	69	211
Produktion von Eisen	100	40	52	100	52	78	100	120	230
„ von Stahl	100	44	86	100	37	93	100	182	337
Ausfuhr im ganzen	100	65	71	100	67	65	100	60	50
„ von Fabrikaten	100	44	15	100	50	16	100	51	25
„ von Eisen u. Stahl	100	42	5	100	42	5	100	51	35
„ von Maschinen	100	23	23	100	22	20	100	66	77
„ von Wollwaren	100	61	0	100	38	0	100	66	1

Zu diesen Ziffern, die unter gefälliger Assistenz mancher Franzosen und anderer Freunde das englische Gemüt erregen, möchte ich den nachfolgenden, den einzelnen Punkten der Tabelle sich anschließenden, aber auch mehrere wichtige Lücken ergänzenden Kommentar geben, von dem ich eher wünschen möchte, daß er „in allen Volksschulen, Redaktionsstuben und Parlamentswandelgängen Englands" aufgehängt würde, um als Grundlage für eine deutsch-englische Verständigung zu dienen.

1. Allgemeines. Die Methode, Englands Zurückbleiben im weltwirtschaftlichen Wettbewerb damit zu beweisen, daß man die von England erreichten Entwickelungshöhepunkte als Maßstäbe, z. B. mittels der Inderziffer 100 für England nimmt, um daran das Entwickelungstempo Deutschlands zu messen, ist irreführend. Man wird zum mindesten bei Anwendung solcher Inderziffern darauf aufmerksam machen müssen, daß sie als Maßstab nur mit Einschränkungen gebraucht werden können. Die wichtigste ist im Falle England-Deutschland die, daß man bei einem anstrengenden weltwirtschaftlichen Wettbewerb von 10 Punkten zu 20 naturgemäß viel rascher gelangt als von 90 zu 100. Wie alles seine Grenzen hat, so auch die Expansionsfähigkeit eines Staates. Innerhalb dieser Grenzen wird ein expansionsbedürftiger Staat selbstverständlich viel rascher zu Beginn seiner Expansionstätigkeit fortschreiten als dann, wenn er sich deren Grenze nähert. Ganz besonders irreführend ist es demnach, wenn man 30 jährige Entwickelungs-

perioden behandelt und in einzelnen Abständen immer wieder die englische Entwickelungsstufe mit der Inderziffer 100 als Maßstab dazwischentreten läßt. Ein vorurteilsloser Vergleich der englischen und deutschen wirtschaftlichen Expansion zeigt, daß Deutschland in den letzten 30 Jahren das unter mißlichen politischen Verhältnissen Jahrzehnte lang Versäumte zum Teil rasch nachgeholt hat, wonach sich dann auch in Deutschland die Entwickelung ganz naturgemäß zu verlangsamen beginnt. Das zunächst eingeschlagene Tempo für die weitere Entwickelung als Maßstab zugrunde zu legen, ist falsch und kann nur beunruhigend auf das im Wettbewerb stehende England wirken. Richtig dagegen ist, daß Deutschland auch weiterhin noch in der Weltwirtschaft fortschreiten muß, weil sein wirtschaftliches Expansionsbedürfnis auch nicht annähernd so befriedigt und gesichert ist wie das englische.

2. Bevölkerung. Daß der Geburtenüberschuß Deutschlands in Europa nur hinter dem Rußlands der absoluten Höhe nach zurücksteht, nach dem Verhältnis der Einwohnerzahl aber bei weitem am größten ist, und sich gegenüber England, auf 1000 Einwohner berechnet, wie 13,8 : 10,7 verhält, ist eine für unser Expansionsbedürfnis wichtige Tatsache, mit der man rechnen muß und gegen die man sich nicht auflehnen kann. Niemand wird Deutschland zumuten können, etwa auch auf diesem Gebiete „abzurüsten".

3. Seeverkehr. England hatte 1850 ein Drittel der Welt-Tonnage (damals, vor dem Bürgerkriege, bedeutender Wettbewerb der Vereinigten Staaten), 1906 hatte es die Hälfte; 1900 hatte es gegenüber Deutschland einen Vorsprung von 10 Millionen Tonnen, 1906 einen solchen von 13 Millionen. Von 63 Schiffen über 10 000 Tonnen hatte 1901 Deutschland 24, England 23; von 104 solchen Schiffen hatte 1907 Deutschland 27, England 53. Wenn sich hierin auch in den letzten Jahren einiges zugunsten Deutschlands geändert hat, so stellt sich doch noch das Verhältnis zwischen der gesamten Handelsflotte Englands und Deutschlands im Jahre 1910 wie folgt dar: England hat 11,5 Millionen Registertonnen, Deutschland 2,9 Millionen. Richtig ist, daß nach Ausscheidung der Küstenschiffahrt und bei besonderer Berücksichtigung des Überseeverkehrs und des organisierten Großbetriebs Deutschland etwas besser abschneidet, aber immerhin bleibt der Vorsprung Englands noch außerordentlich. Beim Vergleich des Seeverkehrs deutscher und englischer Häfen ergibt sich namentlich für eine längere Entwickelungsperiode ganz naturgemäß ein verhältnismäßig rascheres Aufsteigen Deutschlands, weil eben dieser Verkehr in Deutschland erst zu entwickeln war. Damit hängt auch zusammen der steigende Anteil der deutschen Flagge an dem deutschen Seeverkehr und der verhältnismäßige Rückgang der britischen Flagge an dem gesamten Verkehr der britischen Häfen. Immerhin ist der Anteil der britischen Flagge am englischen Seeverkehr mit 54 % im Jahre 1909 und 57 % im Durchschnitt der letzten Jahre nur unwesentlich geringer als der deutsche Anteil am deutschen Seeverkehr mit 58 %. Der Anteil der englischen Flagge am englischen Kolonialhandel beträgt dagegen 91 und an der englischen Küstenschiffahrt 93 %. Der deutsche Seeverkehr hat sich eben selbständig, oder richtiger gesagt, selbständiger gemacht; denn auch heute sind wir vom englischen Seeverkehr noch nicht unabhängig. Das Verhältnis des englischen und deutschen Seehafenverkehrs im ganzen stellt sich dabei 1909 so, daß 133 Millionen Registertonnen auf britische Häfen und 57 Millionen auf deutsche Häfen kommen! Im Kabelverkehr besitzt England von dem rund 470 000 km langen Weltkabelnetz die Hälfte, während wir jetzt nach großen Mühen und Schwierigkeiten erst etwas über 40 000 km Kabel unser eigen nennen können.

Dabei sind noch nicht einmal alle unsere Kolonien an deutsche Kabel angeschlossen, Ostafrika noch gar nicht, während in Westafrika das Unternehmen erst im Gange ist. England hat mit seinen wichtigeren Kolonien meistens sogar eine doppelte Kabelverbindung. Der Anteil Englands am Schiffbau der Welt ist in den letzten Jahren 58—68 %, der deutsche 8—13 %. Wie man bei solchen Verhältnissen von einer Gefährdung der englischen Stellung im Seeverkehr sprechen kann, ist unerfindlich. Daß es in einigen der letzten Jahre, namentlich in den Jahren 1907—1909, dem Seeverkehr und infolge Überproduktion auch dem Schiffsbau nicht immer glänzend erging, ist eine Tatsache, mit der sich auch andere Länder, besonders auch Deutschland abfinden mußten. Die Ursachen solcher Krisen und die Heilmittel dafür werden aber sicher nicht richtig erkannt, wenn der deutsche Wettbewerb als Ursprung alles Übels hingestellt wird.

4. Produktion und Verbrauch. Die hierauf bezüglichen Vergleichsziffern entbehren der direkten Bedeutung für die Beurteilung des weltwirtschaftlichen Wettbewerbs, werden aber trotzdem von solchen, die auf die deutsche Gefahr nachdrücklich hinweisen wollen, in den Mittelpunkt gestellt. Da erscheint denn auch Deutschland, was übrigens bei den Vereinigten Staaten seit viel längerer Zeit der Fall ist, bei der Produktion von Eisen und Stahl im Vorsprung gegenüber England! Es ist doch ganz selbstverständlich, daß Deutschland bei seiner weit größeren Bevölkerung und deren rascheren Zunahme mehr produzieren muß und mehr von seinen Naturschätzen zum eigenen Verbrauch seiner Volkswirtschaft konsumiert als etwa England. Für den weltwirtschaftlichen Wettbewerb kommt nur der exportfähige Überschuß über diesen eigenen volkswirtschaftlichen Verbrauch in Betracht, und mit diesem macht Deutschland, wie sich sogleich zeigen wird, bei Eisen und Stahl England nur in sehr entferntem und seit 30 Jahren ziemlich gleichbleibendem Abstande Konkurrenz.

5. Welthandel. Der auswärtige Handel Deutschlands betrug im Jahre 1911 17,6 Milliarden Mark, der englische 21 Milliarden Mark. Aus den Ziffern der englischen Handelsstatistik ergibt sich, daß auf die Periode der geradezu monopolistischen Weltstellung der britischen Industrie von 1860—74 eine Zeit der Stagnation in den folgenden 25 Jahren sich einstellte. Eine Zunahme wies die Einfuhr auf, die Ausfuhr aber blieb ziemlich gleich. Deutschland und andere Industriestaaten hatten begonnen, ihren Anteil am Weltmarkt sich zu sichern. Dann aber, namentlich in den letzten Jahren, beginnt die englische Industrieausfuhr sich wieder stark zu heben, und in den letzten Jahren kommt sie auch hinsichtlich der prozentualen jährlichen Steigerung ihren hauptsächlichsten Konkurrenten, auch Deutschland, allmählich wieder gleich. Die Steigerung der Ausfuhr wirkt auf die Steigerung der Einfuhr von Rohmaterialien zurück. Von 1904—1910 hat sich die prozentuale jährliche Zunahme des englischen Gesamthandels von 2,1% auf 10,8 % gehoben, die der Einfuhr von 1,6 auf 8,6%, der Ausfuhr von 3,4 auf 13,9%. Die englische Ausfuhr ist pro Kopf der Bevölkerung von 7 £ in der Periode von 1870—1874 auf 5 £ 18 sh 1895—99 gesunken und hat seitdem ansteigend im Jahre 1910 die noch nie dagewesene Höhe von 9 £ pro Kopf der Bevölkerung erreicht. Deutschland hat seit 1870 diese Quote von 2,15 auf 6 £ gesteigert, also 1910 den Stand der Industrialisierung Englands von etwa 1895 erreicht. Die Ausfuhr Deutschlands war gegenüber der englischen geringer in der Periode 1880—1884 um 82 Millionen £, in der Periode

1904—1908 immer noch um 57 Millionen £. Deutschland steigert im Jahre 1910 seine Ausfuhr um 42 Millionen £, England die seinige um 52 Millionen £, die Ausfuhrsteigerung von 1903—1910 bedeutet für England ein Mehr von 108 Millionen £, also eine Zunahme von 46 %, für Deutschland ein Mehr von 82 Millionen £, also nur noch eine Zunahme von nicht viel mehr, nämlich 51 %. Dabei entwickelt sich die Zunahme der Einfuhr und damit die Höhe des Handelsbilanzdefizits in Deutschland relativ viel stärker als in England.

6. Exportindustrie. Daß die Position der englischen Exportindustrie in der Weltwirtschaft nicht gefährdet ist, ergibt sich schon aus den eben mitgeteilten Ziffern über die Entwickelung der englischen Ausfuhr. Zu gleichen Resultaten gelangt man bei Betrachtung der einzelnen Industrien. Gerade hierbei zeigt es sich aber auch, wie vollständig verkehrt es ist, alle Mißerfolge und kritischen Jahre der letzten Entwickelungsperiode auf den deutschen Wettbewerb zurückzuführen, statt auf die allgemeinen Verhältnisse des Weltmarktes und auf die eigenen Fehler in Betrieb und Organisation, nach deren Beseitigung sich die Position der betreffenden Industrie wieder entsprechend verbessert. Auch Bardour erkennt dies an, indem er schreibt: „Mais il est d'autre part certain que le réveil, dont ont bénéficié les industries les plus atteintes par la concurrence étrangère, eût été moins intense sans l'effort réel ententé pour renouveler des méthodes surannées et profiter des leçons acquises. Sheffield et ses fabricants d'acier pur, Huddersfield et ses tisseurs de laine, Wolverhampton et ses fabricants de produits pharmaceutiques ont travaillé, cherché et trouvé.“ Im einzelnen haben alle die großen Exportindustrien Englands durch den deutschen Wettbewerb nur wenig an Terrain verloren, sicher aber dafür andererseits an Terrain gewonnen. Die Welt ist eben durch den modernen Verkehr sozusagen größer geworden und im Verhältnis viel aufnahmefähiger, als sie vor 30 Jahren war. Sie bietet Raum für Deutschland und England. Wenn der englische Kohlenbergbau in den letzten Jahren gelegentlich Absatzstockungen hatte, so lag dies weit weniger an dem steigenden Wettbewerb Deutschlands auf dem europäischen Festlande, da der eigene Verbrauch Deutschlands an Kohlen sehr groß und steigend ist. Es dürften vielmehr die englische Überproduktion und die Arbeiterunruhen dafür in Betracht kommen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der großen englischen Metallindustrie, einem Gebiete, auf welchem die deutsche Konkurrenz besonders gefürchtet ist. Betrachtet man aber einerseits die Ursachen für gelegentliche Stockungen, nämlich allgemeine Schwankungen auf dem Weltmarkte und englische Arbeiterverhältnisse, andererseits die fast durchweg günstigen, vielfach glänzenden Resultate dieser englischen Industrie in den letzten Jahren, so wird man auch hier sagen müssen, daß die Gefährdung durch den deutschen Wettbewerb ein Phantom, ein Schreckgespenst ist. England hat seine Ausfuhr von Eisen und Stahl, roh und bearbeitet, von 28 Millionen £ in der Periode 1900/04 auf 44 Millionen £ im Jahre 1910 gesteigert, die Ausfuhr von Maschinen aller Art im gleichen Zeitraum von 19,5 auf 29,2 Millionen, die Ausfuhr von Stahlwaren, Messer- und Kurzwaren von 5,8 Millionen im Jahre 1906 auf 6,4 Millionen im Jahre 1910, von elektrischen Apparaten und Kupferwaren von 2,3 auf 4,1 Millionen £. Nur wenigen

Branchen, wie der Waggon- und Lokomotivfabrikation, geht es in den letzten Jahren weniger gut. Der Vorsprung Englands im Export von Eisen und Stahl — dies ist gegenüber den Ziffern über den Vorsprung Deutschlands bezüglich Produktion und Verbrauch ganz besonders hervorzuheben — beträgt 1908 gegenüber Deutschland 9,3 Millionen £, nachdem er in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts nur 2,3 Millionen £ betragen hatte. Daß sich der Wettbewerb Deutschlands in Maschinen aller Art stärker geltend macht, ist richtig und auf die Überlegenheit der deutschen Wissenschaft und Technik zurückzuführen, die wir England zuliebe doch unmöglich künstlich zurückschrauben können. Immerhin ist auch auf diesem Gebiet England im ganzen noch weit im Vorsprung. Wie liegen nun die Verhältnisse bei der chemischen Industrie, dem einzigen großen industriellen Gebiete, auf welchem Deutschland England überflügelte? Von 1905—1910 zeigt sich, daß England auf Grund starker technischer Anstrengungen wieder große Fortschritte macht. Der Export von Chemikalien stieg von 11 Millionen im Durchschnitt der Jahre 1890—1899 auf 16 Millionen in den Jahren 1905—1909 und auf 18 Millionen £ im Jahre 1910. Deutschland hat von 1885—1907 seinen Export an Chemikalien um 14 Millionen £ vermehrt, das ist = 126 %, England nur um 8 Millionen, das ist = 90 %! Also auch auf diesem siegreichsten Gebiete des deutschen Wettbewerbs keine vernichtende, und jedenfalls, wie die Exportziffern der letzten Jahre zeigen, noch nicht einmal eine definitive Niederlage! Dabei absolut genommen doch ein beträchtliches Fortschreiten auch dieser Industrie in England. Es verbleibt noch die größte Industrie Englands, die Textilindustrie, die einen Exportüberschuß von 29 Millionen £ an Wollwaren im Jahre 1910 gegen 17,7 Millionen im Jahre 1905 zu verzeichnen hat. Der zeitweise Verlust an Terrain in Luxusstoffen und Wirkwaren an Deutschland und Frankreich ist in den letzten Jahren seitens der englischen Industrie reichlich wett gemacht worden. An wollenen Wirkwaren hatte Deutschland im Jahre 1906 einen Vorsprung von 650 000 £ im Export, 1909 noch 23 000 und 1910 weist der englische Export bereits wieder einen Vorsprung von 108 000 £ auf. Die Verhältnisse in der Baumwollindustrie sind zu bekannt, auch von mir in der vom Reichs-Kolonialamt herausgegebenen Denkschrift „Die Baumwollfrage" (Jena 1911) so eingehend geschildert worden, daß ich mich ganz kurz fassen kann. Auf diesem Gebiete kann man wirklich nicht behaupten, daß die deutsche Industrie, die genau dieselbe Notlage durchzumachen hat wie die englische, an deren Schwierigkeiten die Schuld trägt. Es kann auch gar keine Rede davon sein, daß die Weltstellung der englischen Baumwollindustrie durch den deutschen Wettbewerb irgendwie erschüttert würde. Der Vorsprung der englischen Ausfuhr an Baumwollwaren über die deutsche betrug in den Jahren 1885—89 26 Millionen £, 1890—1895 55 Millionen und 1905—1908 78 Millionen £, während er von 1885—1908 Amerika gegenüber von 67 auf 91 und Frankreich gegenüber von 65 auf 86 Millionen gestiegen ist. Das Wettbewerbsland, das Englands größte Industrie wirklich bedroht, ist nicht Deutschland, sondern Nordamerika, einerseits durch das Monopol an den Rohmaterialien und andererseits durch die immer bedrohlicher werdende Entwickelung der im Produktionsgebiete der Baumwolle selbst begründeten Baumwollindustrie.

7. Auswärtige Kapitalsanlagen. Daß England der Bankier der Welt ist, und daß es in dieser Stellung von niemand bedroht wird, ergibt sich aus den folgenden Zahlen. Die auswärtigen Kapitalsanlagen Englands betragen zurzeit etwa 60 Milliarden, die Frankreichs 35 Milliarden und die Deutschlands etwa 30 Milliarden Mark.

8. Kolonien und Niederlassungen. Das englische Kolonialreich umfaßt ein Fünftel der Erde und hat einen Flächeninhalt von rund 29 Millionen qkm, eine Bevölkerung von 351 Millionen, eine Einfuhr von 419 Millionen £ und eine Ausfuhr von 481 Millionen £. Das deutsche Kolonialreich umfaßt 2,6 Millionen qkm mit einer Bevölkerung von 10,8 Millionen, einer Einfuhr von 129 Millionen Mark und einer Ausfuhr von 101 Millionen Mark, wozu noch der im wesentlichen als Transitverkehr aufzufassende Aus- und Einfuhrhandel von Kiautschou kommt. England besitzt die besten und größten Siedelungsgebiete der Erde, die reichsten tropischen Länder, ein Kolonialreich, das noch auf Jahrhunderte hinaus der englischen wirtschaftlichen Expansion Grundlage gibt. Zurzeit leben in den englischen Kolonien 12 Millionen Weiße und etwa 340 Millionen Farbige. Die deutschen Schutzgebiete haben eine weiße Bevölkerung von 21 600 Personen, wovon 13 900 auf Südwestafrika entfallen. Über die weitere Aufnahmefähigkeit der deutschen Schutzgebiete für Weiße gehen die Meinungen sehr auseinander. Für Südwestafrika, das allein als eine eigentliche Siedelungskolonie anzusprechen ist — Ostafrika kommt sicher nur teilweise in Betracht — haben Freunde des Landes die Besiedelungsfähigkeit im höchsten Falle auf 100 000 Farmer berechnet. Von dem Gesamtaußenhandel Deutschlands in Höhe von 17 Milliarden Mark kommen etwa 153 Millionen auf den Handel mit den deutschen Kolonien. Der Handel Englands mit seinen Kolonien dagegen beträgt rund 7160 000 000 Mark! Deutschland muß also für seinen Produktionsüberschuß seinen Export Absatz in allen Gegenden der Welt suchen und ebenso zerstreut sich seine Auswanderung seit Jahrzehnten nach allen überseeischen Siedelungsgebieten. Die zurzeit gerade sehr geringe Auswanderung kann aus volkswirtschaftlichen Gründen jederzeit wieder in verstärktem Maße einsetzen. Jedenfalls ist mit der Tatsache der großen Bevölkerungszunahme Deutschlands auch weiterhin zu rechnen.

Und nun, nachdem im vorstehenden auf 8 Gebieten die tatsächlichen Wettbewerbsverhältnisse Deutschlands und Englands in der Weltwirtschaft objektiv dargestellt sind, betrachte man nochmals die vorangestellte statistische Tabelle, die zur Verbreitung in englischen Schulen, Redaktionsstuben und im Parlament empfohlen wurde! Was dort so bedrohlich erschien, die deutsche Produktion und der deutsche Verbrauch von Eisen und Stahl, mußte als gegenstandslos bezeichnet werden. Der Kommentar zu den übrigen Punkten dürfte ergeben haben, daß die weltwirtschaftliche Position Englands durchaus nicht bedroht ist, die Lücken jener Tabelle, die ausgefüllt werden mußten, betrafen gerade die außerordentliche Überlegenheit der englischen Position, wie z. B. bezüglich der zuletzt erörterten Kolonien.

Wenn die englische Volks- und Weltwirtschaft auf einem Gebiete zur Zeit gefährdet ist, so ist sie es auf dem sozialen. Barbour weist nach, daß die Einnahmen aus den Einkommensteuern von 594 Millionen £ im Jahre

1900/01 auf 686 Millionen £ 1909/10 gestiegen sind. Die Lohnhöhe hat sich in diesen 10 Jahren aber nur um 2 850 000 frs. (pro Woche) gesteigert, was nach Barbour recht „piètre figure" macht gegenüber der Erhöhung der Einkommensteuer um 92 Millionen £. Die Zahl der Streiks ist von 355 im Jahre 1904 auf 531 im Jahre 1910, die der ausständigen Arbeiter in derselben Zeit von 87 000 auf 515 000, die der Arbeitstage von 1,3 Millionen auf 9,5 Millionen gestiegen. Auf die Verschärfung der sozialen Lage und damit auch auf die Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse wirkt meines Erachtens der geradezu unsinnige Luxus ein, der in immer weiteren Kreisen, und zwar nicht bloß Englands, leider auch mehr und mehr Deutschlands, um sich greift. Doch das sind Dinge, die ich nicht berühren will. Für die sozialen Verhältnisse in England kann der deutsche weltwirtschaftliche Wettbewerb jedenfalls nicht verantwortlich gemacht werden. Eher ergibt sich hier ein Feld internationalen Zusammenwirkens, gerade so, wie noch auf so manchen anderen Gebieten. Voraussetzung dafür erscheint mir aber, daß die Engländer aus der vorstehenden, meist ziffernmäßig belegten Darstellung nicht bloß ersehen, daß die Befürchtung einer Erschütterung ihrer weltwirtschaftlichen Stellung durch Deutschland maßlos übertrieben wird, sondern auch, daß Deutschland mit gutem Rechte sich außerordentlich rühren muß, um seine weltwirtschaftliche Position nicht nur zu behaupten, sondern sie im Hinblick auf deren im Vergleich mit der englischen ganz augenfällig hervortretende Schwäche noch wesentlich zu verstärken. Deutschland hat nur erfüllt und versucht, noch weiterhin zu erfüllen, was vor sieben Jahrzehnten sein großer Nationalökonom Friedrich List nach der Rückkehr von seiner Reise nach Nordamerika seinen Landsleuten zurief: „Die meisten Länder des gemäßigten Klimas sind für die gewöhnlichen Gewerbszweige ähnlich befähigt wie England und Nordamerika und können sie bei richtiger ökonomischer Erziehung erhalten." Deutschland folgt, nachdem es heute Großstaat geworden ist, einer weiteren Maxime Friedrich List's, die lautet: „Ein Großstaat muß entweder noch größer werden oder zugrunde gehen."

Nun könnte man vielleicht einwenden, daß Deutschland bei seiner so bedeutend geringeren weltwirtschaftlichen Expansion entsprechend auch keine große Seemacht brauche, um seine Interessen zu schützen. Meines Erachtens mit Unrecht. Vor allem dient die Macht nicht bloß dem Schutze der bestehenden Interessen, sondern deren weitere Entwickelung erfordert auch in erster Linie politisches Ansehen in der Welt und damit Macht. Dazu kommt, daß es mir nicht richtig scheint, die Flottenmacht nur sozusagen arithmetisch in ein Verhältnis zu den Ziffern der bestehenden Seeinteressen zu setzen. Ob ich einen in der ganzen Welt verzweigten und zersplitterten Welthandel von 17 Milliarden oder 27 Milliarden Mark zu schützen habe, ob in einem fernen Hafen drei Schiffe meiner Flagge oder fünf Schiffe Waren löschen, spielt

für die Schutzfrage doch wohl keine Rolle, ebensowenig, ob die Schiffe halb oder ganz, mit hochwertigen oder mit Massengütern beladen sind. Und wenn ich meine Kolonien schützen will, so brauche ich auch dazu einen gewissen Aufwand von Seemacht, wobei die Tatsache, ob ich drei oder sechs Besitzungen an derselben Küste, fünf oder zehn Inseln in demselben Archipel besitze, doch von geringerer Bedeutung ist. Hiezu kommt, daß gerade Deutschland in Ermangelung von Siedelungskolonien Niederlassungen nicht kolonialer Art und damit zu schützende Positionen in allen Teilen der Welt zerstreut liegen hat.

Diese Fragen der Seemacht und Weltpolitik will ich aber nicht weiter erörtern, um so weniger, als ich allen Abrüstungs- und Weltfriedensvorschlägen skeptisch gegenüberstehe. Ich kann mir nur denken, daß vielleicht einmal durch eine außerordentliche Verschärfung der Kriegsführung auf Grund von Fortschritten der Wissenschaft und Technik der Weltfriede sich von selbst durchsetzt. Vielleicht gehen die Völker einmal dazu über, statt wie bisher mit physikalischen und chemischen Mitteln, Pulver und Dynamit, sich mit biologischen Mitteln zu bekämpfen. Vielleicht beginnt einmal ein besonders kampflustiges Volk damit, das andere von Luftschiffen aus oder sonstwie mit riesigen Mengen von Bazillenkulturen, mit Pest und Cholera, auf Flüsse und Wohnstätten verbreitet, zu vernichten und auszutilgen. Das Völkerrecht wäre machtlos dagegen, da ein Nachweis, wie jetzt bei Dumdumgeschossen und dergl., nicht möglich wäre. Auch andere Entwickelungswege der Kriegstechnik ließen sich denken, die zu dem gleichen Ziele führten, den Krieg wegen der Steigerung seiner Furchtbarkeit unmöglich zu machen. Ihn auf andere Weise aus der Welt zu schaffen, halte ich für unmöglich. Wenn ich mich trotzdem mit den Ideen der Friedensfreunde und der Kosmopoliten, im konkreten Falle den Bemühungen einer englisch-deutschen Annäherung auf der Grundlage gemeinsamer Ideale befasse und sie zu verstehen suche, so komme ich doch immer wieder auf die Notwendigkeit hinaus, daß eine Nation, die etwas auf sich hält, sich auch in der Welt durchsetzen will. Denn schließlich wird ja die Kosmopolitie, und das heißt wohl auf Deutsch: Weltordnung, so zu denken sein, daß die würdigsten Völker und Staaten dazu bestimmt sind, der Welt ihr Gepräge zu geben. Und wenn ich nun lese und sehe, wie außerordentlich anerkennend die Engländer bei jeder sich bietenden Gelegenheit die intellektuellen Vorzüge und Charaktereigenschaften der Deutschen anerkennen, ihre Bedeutung für die Kultur mit aufrichtiger Bewunderung geradezu feiern, dann möchte ich sie immer bitten, doch auch die Konsequenzen zu ziehen und zu erklären, ein solches Volk darf an seiner Ausbreitung auf der Erde nicht gehindert werden, es ist würdig und bestimmt, im friedlichen Wettbewerb mit uns sein Wesen und seine Art in der Welt durchzusetzen.

Dr. Adrian Polly: Rußland und die Mongolei.

Petersburg, im Mai 1912.

Bald jährt sich zum zweiten Male der Zeitpunkt, seitdem eine damals noch kaiserliche Sondermission aus China unter Führung des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers im Haag, Lou-Tsiang-Tsang in Petersburg eintraf, um die Verhandlungen wegen Erneuerung des russisch-chinesischen Handelsvertrages vom Jahre 1881 aufzunehmen. — Auch die russische Regierung hatte bekanntlich ihre Bevollmächtigten für diese Verhandlungen bestellt, deren Leitung dem in der Behandlung von politischen und Handelsverträgen wohlerfahrenen vormaligen Direktor im ersten Departement des Ministeriums des Äußeren, jetzigem Botschafter in Tokio, Senator Malewski-Malewitsch anvertraut wurde.

In diesen beinahe abgelaufenen zwei Jahren hat sich mancherlei, darunter auch einiges von nicht geringer Wichtigkeit zugetragen: Zunächst hatte der bestandene Handelsvertrag zwischen Rußland und China schon im August 1911 seine natürliche Endschaft erreicht. Ist seither — mangels anderweitiger Vereinbarung — auf 6 Monate verlängert worden, und läuft seither automatisch unverändert weiter. Das chinesische Kaiserreich wurde durch eine Revolution von beispielloser Kraft und Ausdauer in seinen Grundfesten erschüttert, die Mandschu-Dynastie nach 300 jähriger Herrschaft vom Sturme der Bewegung hinweggefegt. Der Chef der chinesischen Mission erhielt unter Beibehaltung dieser Sonderaufgabe den Posten des Gesandten in St. Petersburg. Wurde als solcher auch von der Republik bestätigt, um schon wenige Wochen nachher als Minister des Äußeren der neuen Regierung in sein Heimatland zurückberufen zu werden. Auch die übrigen Mitglieder der chinesischen Vertragskommission haben sich inzwischen zerstreut und Petersburg verlassen. Darunter kam Herr Liou, der Stellvertreter Lou's auf den Gesandtschaftsposten nach dem Haag und soll nunmehr die leergewordene Stelle Lou's als Gesandter und Minister Chinas in Petersburg einnehmen.

Das Haupt der russischen Bevollmächtigten Malewski-Malewitsch ist mittlerweile gleichfalls auf seinen Tokioter Posten zurückgekehrt. Zu seinem Stellvertreter wurde der aus Peking zurückberufene Gesandte, Kammerherr J. Korostowetz ernannt, der zum Missionschef am Sheriffischen Hofe zu Fez in Aussicht genommen war, mit Rücksicht auf das inzwischen vollzogene französische Protektorat über Marokko jedoch diesen Posten nicht antreten dürfte, weil er, als entbehrlich, vollständig aufgegeben werden soll.

Die Tätigkeitsbilanz dieser beiden Kommissionen ist nun — was die Förde-

rung ihres Daseinszweckes: Festsetzung eines neuen russisch-chinesischen Handelsvertrages betrifft, äußerst schmal bestellt. Abgesehen von den erfüllten Begrüßungsregeln mit entsprechendem repräsentativen Pflichtenaustausch, ist man auf beiden Seiten nicht viel weiter gelangt. Um ganz gerecht zu sein, muß noch der geglückten Festsetzung einer gewissen Geschäfts- und Arbeitsordnung und der Einigung über den Verhandlungsort in bestimmten Räumlichkeiten des Ministeriums des Äußeren Erwähnung geschehen. Damit ist aber das Arbeitspensum von nahezu zweijährigem Beisammensein der russisch-chinesischen Staatsmissionen restlos erschöpft.

Erklärt wird diese auffällige Arbeitssterilität in der Hauptsache durch die Vorgänge in China. Die vielmonatliche Dauer des Aufruhrs mit der täglich zunehmenden Gefahr eines Zusammensturzes der gesamten Regierungsform war selbstredend nicht geeignet, auf das Fortschreiten in der Errichtung eines neuen Staatsvertrages günstig einzuwirken. Völlige Unterbrechung mußten die Verhandlungen jedoch von dem Augenblick ab erleiden, wo die Kaiserdynastie in Peking beseitigt wurde, ohne eine selbst im eigenen Lande anerkannte neue Regierung zu etablieren. Dieser Zustand dauert noch heute an.

Zwischen Nord- und Südchina, zwischen den Kantonesen und den die Herrschaft für sich beanspruchenden Anhängern der jungchinesischen Revolutionspartei, sowie den zahlreichen Überläufern, die sich aus allen möglichen Stämmen und Provinzen, Parteien und Gesinnungsrichtungen zusammensetzen, bestehen nach wie vor die schärfsten Gegensätze. Der Ausbruch einer Gegenrevolution kann stündlich zur Tat werden. Die verfassungsmäßige Herstellung der Republik ist noch weit im Felde. Der Übergang vom vorbereitenden zum konstitutionellen Parlament stößt auf den Widerspruch und das Fernbleiben der Abgeordneten zahlreicher Provinzen, die völlig losgelöst von der Zentralregierung ihren eigenen, selbstherrlichen Weg gehen, weder Steuern noch Abgaben, auch nicht Soldaten oder sonstigen Tribut für die Republik bereitstellen, sondern sich nach Willkür und Gefallen ihrer Gouverneure oder Vizekönige und deren Satrapen eine eigene Verwaltung zurecht gelegt haben. Schließlich hat die Mongolei mit ihren etwa 120 oder mehr Fürstenstämmen in radikal-feindseliger Stellungnahme gegen die Republik Front gemacht, sich als selbständiges Gemeinwesen von China losgelöst, um ein eigenes Mongolenreich unter der Regierung des Chutuchta aufzurichten.

Daß unter solchen Umständen der von den Revolutionsmachthabern zum ersten Präsidenten der jungen Republik gewählte Juanschikai nicht gerade auf Rosen gebettet ist, sogar — wie übereinstimmend aus dem ostasiatischen Nachbarreiche verlautet — bereits bei kaum begonnener Arbeit sich müde und abdankbereit fühlt, ist für den Kenner des chinesischen Volkscharakters, besonders aber für den mit der Persönlichkeit Juanschikais Vertrauten, mehr als verständlich. Der durch die Revolutionswelle an die Spitze des chinesischen Staatswesens gestellte Juanschikai ist freilich niemals ein überzeugter Monarchist gewesen; noch

weniger aber ein durchdrungener Republikaner; sondern in erster und letzter Reihe Autokrat von reinstem Geblüt. Zum Diktator vielleicht geschaffen. Nimmer zum verfassungsmäßigen Präsidenten, der nach rechts und links paktieren, nach oben und unten sich einfügen und ringsherum zur Einigung von Feind und Gegnern Zugeständnisse machen soll. Zahl und Macht seiner Antagonisten kennt er aber sehr genau. Und fürchtet sie. Namentlich die gesamten mit der Dynastie aus Amt und Würden, Ansehen und Staatslohn verdrängten Mandschustämmlinge, die sich natürlich mit den übrigen, oben aufgezählten Widersachern im gleichen Ziele einigen.

In dem Abfall der Mongolei von China liegt aber das zweite unübersteigbare Hindernis für die Fortführung der russisch-chinesischen Handelstraktatberatungen. Denn dieser zu erneuernde Handelsvertrag wurzelt im wesentlichen in den Beziehungen Rußlands zu Mongolien. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß Rußland unmöglich mit China und seiner bis zur Stunde noch nicht anerkannten Regierung über einen Handelsvertrag wegen Mongolien und den Verkehr mit diesem Gebiete zu abschließenden Verhandlungen gelangen kann, wenn die Mongolei ihre Selbständigkeit erklärt und von der chinesischen Zentralverwaltung völlige Unabhängigkeit anstrebt. Die außerordentliche Unklarheit, die über den Standpunkt Rußlands zu China in der mongolischen Frage in weiten Kreisen herrscht, ist einzig und allein auf Rechnung des vorhin berührten chinesischen Volkscharakters zu setzen. Der Chinese ändert seine Meinung, mindestens sein Handeln, weit öfter, als der Himmelsbogen seine Farbenschattierung. Nicht etwa darum, weil er nicht wüßte, was er will; — vielmehr in dem konsequent verfolgten Vorsatz, den Gegner durch Irrlichterei in die Enge zu treiben.

Die ersten Unabhängigkeitsbestrebungen der Mongolei, die schon um Jahre zurückreichen, wurden von den damaligen chinesischen Machthabern einfach verhöhnt und belacht; als ob ein Rudel unverständiger Schulkinder auf ihrem Spielplatz ein engeres Staatswesen aufbauen wollten. Als die mongolischen Fürsten jedoch aus der Umsturzbewegung im gesamten China auch ihrerseits die naheliegenden Folgen zogen, beeilte sich die chinesische Regierung Rußlands Intervention ebenso anzurufen, wie es die Mongolenfürsten durch Entsendung einer Deputation nach St. Petersburg schon getan hatten. Das russische Auswärtige Amt war bereit das Vermittleramt zu übernehmen, worauf sich flugs die Chinesen zurückzogen, mit der Erklärung, sie wollten selber Emissäre nach Urga schicken, um die Mongolen zur Vernunft zu bringen. In diesem nebelhaften Stadium ist alles bis zum heutigen Tage geblieben.

Die russische Regierung hat gleichwohl den Mongolen auf das bestimmteste widerraten, sich von der chinesischen Souveränität loszusagen. Ein Ratschlag, zu dessen Annahme die Mongolen bereit sind, gegen Erfüllung der von ihnen verlangten drei Hauptbedingungen: Die Mongolen stellen keine Soldaten und keine Abgaben an China zur Verfügung, sondern unterhalten ihr eigenes Heer. China

darf keine Beamtenschaft, noch auch Ansiedler nach der Mongolei entsenden. Die Mongolei wählt ihr eigenes Regierungshaupt.

Der Chutuchta, der eigentlich gar kein Mongole, sondern Tibetaner aus Lhassa ist, hatte bis nun ohnehin die religiöse Oberhoheit in der Mongolei ausgeübt. Seine, durch die unabhängigen Fürsten vollzogene Wahl zum Regenten beschränkt sich selbstredend nur auf seine Person. Er kann keine Dynastie begründen; seine Söhne sind nicht erbfolgeberechtigt, seine Frauen nicht staatlich anerkannt und treten in keine Beziehung zu den Regierungskreisen. Stirbt der Chutuchta, so wird eben aus Tibet eine neuer geholt und als geistliches, wie weltliches Oberhaupt eingesetzt.

Rußlands politischer Weg der Mongolei gegenüber ist klar vorgezeichnet; auch durch den Minister des Äußeren Sasonow in seiner Dumarede in festen Umrissen dargetan worden. Nicht an dem gesamten Mongolien, sondern nur an dem Chalcha genannten Gebietsteile der Mongolei hat Rußland ein vorwiegend wirtschaftliches Interesse, das seine hervorragende historische Begründung namentlich in vier Kreisen: Zerhenkhan, Tuschetukhan, Soin Noyon und Djasshaktu findet. Im übrigen wünscht das amtliche Rußland die Mongolei in unangetastetem Souveränitätsbestande der gesetzlichen Regierung Chinas zu belassen. Frei von jedem Eroberungsehrgeiz!

Dr. Schifferer-Hohenwarte,

Mitglied des Hauses der Abgeordneten:

Offener Brief an den Herausgeber.

Die Studienfahrt der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Rußland. (Juni 1912).

St. Petersburg, 8. Juni/26. Mai 1912.

Mein sehr verehrter Herr Professor!

Ihre Ansicht, welcher Sie vorgestern bei dem deutschen Botschafter Ausdruck gaben, mache ich mir zu eigen: dem Strom neuer und wichtiger Begebenheiten, welcher gegebenenfalls über uns dahinflutet, müssen wir unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten das Wesentliche zu entreißen und durch die augenblickliche Fixierung der Empfindungen ihre lebensfrische Wiedergabe zu erreichen versuchen. Eine besondere Freude ist es für mich, daß ich diese Auffassung in der Form eines an Sie, verehrter Herr Professor, gerichteten Briefes praktisch verwerten kann bei der skizzenhaften Wiedergabe der Eindrücke, welche mir in schier endloser Fülle die russische Reise der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung

beschert hat. Eine Studienfahrt — mit Mühen und Sorgfalt in allen Einzelheiten vorgedacht und vorbereitet, mit selbstloser Hingabe an die Sache in allen Teilen durchgeführt und mit kraftvollem Willen geleitet — von einem deutschen Gelehrten, Professor Sering, dem die Person nichts, die Aufgabe alles bedeutet. Welche Aufgabe? Einen Beitrag zu liefern zum Verständnis für russisches Volksleben und russische Kultur, unser Auge zu öffnen für die ungeheuren Entwicklungsmöglichkeiten im Wirtschaftsleben unseres östlichen Nachbarn, beseitigen zu helfen falsche Vorstellungen, welche einseitige, tendenziöse Berichte in deutschen Köpfen ausgelöst haben könnten, und endlich den Blick zu schärfen für die unumstößliche Wahrheit, daß sachlich begründete Gegensätze ernster Natur zwischen Deutschland und Rußland nicht vorhanden, daß aber gegenseitiges Sichverstehen und gegenseitiges Vertrauen geeignet sind, die wirtschaftliche und politische Entwickelung beider Länder zu fördern. Und ich meine: diese Gedanken und Erwägungen haben in manchen Kreisen, mit welchen wir in Rußland in Berührung kamen, Widerhall gefunden. Zunächst einmal bei den maßgebenden Stellen der kaiserlichen Regierung. Lebhaftes Interesse, so teilte uns ein hoher Staatsbeamter in Petersburg mit, bekundete der Zar für unsere Arbeiten; die einzelnen Ressortminister liehen uns ihre tatkräftige Unterstützung in weitgehendstem Maße, in der liebenwürdigsten Weise ebnete uns das offizielle Rußland unsere Bahn. Ob wir in Kiew die Bildungsstätten der Jugend besuchten oder in Moskau im Slavjanski Bazar als Gäste der deutschen Kolonie auf die Begrüßungsworte des Gouverneurs hörten, ob wir in der vor den Toren Kiews gelegenen Lawra am Pfingsttage von der Geistlichkeit empfangen und in den Stand gesetzt wurden, in diesem goldenen Kloster das faszinierende Bild einer nach tausenden zählenden, farbenprächtigen Pilgermenge auf uns wirken zu lassen, oder ob wir in der Reichsduma in St. Petersburg ihrem Präsidenten die Hand schüttelten — überall Liebenswürdigkeit, unermüdliche Bereitwilligkeit Auskunft zu erteilen, Gastfreiheit und Gastfreundschaft, überall der Reiz der breiten, der „Schirokaja"-Natur des russischen Volkes. Im Gegensatz hierzu steht allerdings die Haltung der großen russischen Presse, allen voran der leider manchmal allzu einflußreichen Novoje Wremja: gleichgültig, kalt, engherzig und unfreundlich, bewundernswert nur in der Beharrlichkeit, Feindschaft zu säen zwischen zwei mächtige Nachbarreiche. Cui bono? Sicherlich weder zum Nutzen Deutschlands noch Rußlands. Dieses gewaltige Reich mit seinen 160 Millionen Einwohnern steht am Ausgangspunkt einer neuen wirtschaftlichen Entwickelung. Die Stürme der Revolution haben eine Gesetzgebung ausgelöst, deren jüngste Emanationen in das Ende des letzten Jahres fallen. Die größte und gewaltigste Agrarreform, welche die Weltgeschichte bisher gesehen hat, ist im Zarenreiche in der Durchführung begriffen; wirtschaftliche Umformungen gehen vor sich, deren Bedeutung selbst die der Bauernbefreiung im Jahre 1861 zu übertreffen scheint. Es handelt sich um die Schaffung eines freien, kräftigen Bauernstandes auf eigener Scholle.

Die Umwandlung des Gemeindeeigentums, des Mir, in Einzelbesitz und die damit verbundene Umlegung des Bauernlandes, die Beseitigung der Gemenglagen, bilden die Hauptaufgabe. Für die Abrundung, Erweiterung und Ergänzung der Bauernstellen sind Domänen und Güter der kaiserlichen Familie zur Verfügung gestellt; der Ankauf größerer Güter und ihre Aufteilung durch die Agrarbank dient dem gleichen Zweck. Auf 126 Millionen Hektar Landes, von welchem 82 Prozent Gemeindebesitz waren, erstreckt sich die Agrarreform; bis zum 1. Januar 1912 sind bereits mehr als $1^3/_4$ Millionen einzelne Bauern mit $12^3/_4$ Millionen Hektar vom Gemeinde- zum Sonderbesitz übergegangen. Einen Bruchteil dieser ungeheuren Umwälzung haben wir auf ausgedehnten Wagenfahrten in den Gouvernements Charkow und Twer unter der Führung der beiden Gouverneure und des Revisors der Agrarorganisation, des allzeit unermüdlichen und sachkundigen Herrn Kofod, kennen gelernt. Ich gewann dabei den Eindruck, daß die Reform im Süden (Charkow) relativ leichter und eher zur Zufriedenheit der Bevölkerung durchgeführt wird, als im Norden (Twer); eine Erscheinung, falls sie zutrifft, vielleicht zurückzuführen darauf, daß im Süden hervorragender Boden — die schwarze Erde — vorhanden ist, welcher infolge seiner hohen Ertragsfähigkeit die Bedürfnisse der Bevölkerung leichter zu befriedigen vermag. Tagelang lebten wir in innigem, für uns lehrreichem Verkehr mit den Beamten der Agrarorganisation; sie haben auf uns den Eindruck gut geschulter, pflichttreuer Männer gemacht, welche sich ihrer Verantwortung bewußt und bereit sind, ihr Bestes in den Dienst des großen Reformwerkes zu stellen. An sein Gelingen glaube ich fest. Das Menschenmaterial auf dem Lande ist gut. Große, kräftige Gestalten mit freundlichen und intelligenten Gesichtern; im Norden scheinbar beweglicher und freier. Wir haben sie ausgiebig beobachten können, wenn wir ihre Dörfer durchfuhren. Auf beiden Seiten der von uns passierten Dorfstraßen waren sie in ihren bunten Gewändern aufmarschiert, die Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite, der Ortsvorsteher erkennbar an dem Zeichen seiner Würde, einer vermittels Kette um den Hals getragenen Medaille. Wir haben sie gesehen, die sehnigen Jungen und die gebeugten Alten, die reifen Frauen und die heranwachsenden Mädchen, dichtgeschart um den ritterlichen Gouverneur von Twer, als um den Mann ihres Vertrauens; ihm überreichen sie Bittschriften, von ihm heischen sie Rat und Trost in schwieriger Lage. Charakteristische, malerische Ausschnitte aus dem russischen Volksleben. In diesem Menschenmaterial steckt, jedem Auge sichtbar, die physische Kraft, welche für die intensivere Bearbeitung des Einzelbesitzes, für seine materielle Nutzung erforderlich ist. Bleibt die Frage, ob in diesen Menschen auch die ideellen Güter gedeihen, welche einem auf freier Eigenscholle sitzenden Landvolke sonst eigen sind: Bodenständigkeit und Heimatliebe, Familiensinn und wahre Religiosität. Ist das der Fall, und ich glaube es, ich vertraue der Macht der inneren Gründe, dann ist das Gelingen der Agrarreform gesichert und damit das Fundament des russischen Staates

neu und zuverlässig verankert. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die russische Gesetzgebung sich hier grundsätzlich auf dem richtigen Wege befindet. Ein Teil der Bevölkerung scheint allerdings mit der Neuerung unzufrieden zu sein. Mein Urteil wird dadurch nicht geändert. Die Verwirklichung großer Reformpläne bringt an sich stets eine gewisse Mißstimmung mit sich. Weitausschauende Umgestaltungen sind ferner, sintemal Menschenwerk immer Stückwerk bleibt, niemals frei von wirklichen Fehlern. Hierhin glaube ich einen gewissen, vielleicht mit der Entstehungszeit der neuen russischen Agrargesetzgebung in Verbindung stehenden Radikalismus rechnen zu dürfen; ich denke dabei u. a. an die völlige Abschaffung der Gemeindeweide und die damit verbundene Erschwerung der Viehhaltung. Weiter: die Umwandlung des Mir in Einzelbesitz ist mit einer teilweisen Proletarisierung des Landvolkes verknüpft; bei einigen haben bei der Landverteilung vielleicht die Vorbedingungen für die Überlassung genügend großer Landflächen gefehlt, andere wieder sind nachgeborene Mitglieder kinderreicher Familien; die Teilung des Landes im Wege des Erbganges aber ist beschränkt. Auf diese Weise wird ein Teil der Landbevölkerung veranlaßt, seinen Unterhalt als Arbeiter zu suchen, sei es auf dem Lande bei dem größeren Besitzer, sei es nach erfolgter Abwanderung in der Stadt. In der Agrarreform ist gleichzeitig die für die davon Betroffenen gewiß nicht erwünschte, für die wirtschaftliche Entwickelung des Landes aber notwendige Vermehrung des Arbeiterstandes enthalten. Wir sehen also rein gefühlsmäßige, unberechtigte und innerlich begründete, berechtigte Unzufriedenheit. Aber sie liegt auf Nebenwegen. Der Hauptweg scheint mir richtig angelegt und richtig vermessen. Bei seinem weiteren Ausbau werden die im Zarenreiche bisher fast ganz fehlende Einrichtung von Grundbüchern und die Schaffung eines passenden Erbrechtes als unbedingt notwendige Ergänzungen bedacht werden müssen. Die Neuordnung der ländlichen Verhältnisse hat einen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge. Einzelbesitz fördert die intensivere Bewirtschaftung. In gewaltigem Maße wird die Produktion des russischen Bodens steigen. Wessen er bei sorgfältiger Bewirtschaftung fähig ist, haben wir bei unserm Aufenthalt auf der bei Wodjanaja belegenen Herrschaft des Herrn Charitonenko kennen gelernt. Eine Riesenwirtschaft: 85 000 Morgen Eigentum, 15 000 Morgen Pachtland, zusammen 100 000 Morgen; musterhaft in Acker- und Viehwirtschaft, hervorragend in der Pferdezucht. Hier, allerdings in der Gegend der schwarzen Erde, haben wir erfahren, wie entwickelungsfähig die Produktion des russischen Bodens ist. Dieser Entwickelungsfähigkeit wird man in Deutschland aus naheliegenden Gründen die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken haben. Vielleicht lohnt es sich, auch einmal dem Gedanken nachzugehen, ob denn die Anlage deutschen Kapitals in russischem Boden nicht mindestens ebenso empfehlenswert und übersichtlich ist wie in argentinischem Land. Deutsche Industrie und deutscher Handel aber haben auf die Erscheinung zu achten, welche, wie bei uns, so auch in Rußland das Erstarken der Landwirtschaft begleiten wird: die Kräftigung des inneren Marktes. Russisches Er-

werbsleben hat sich, gespeist aus den natürlichen Hilfsquellen des gewaltigen Reiches, mächtig entwickelt. Das enorme Anwachsen von Petersburg, Moskau und Kiew bildet den sichtbaren Ausdruck. Kiew schlägt mit seinem Tempo im Wachstum sämtliche Städte der Welt. Einen neuen Impuls erhält dieser Aufschwung durch die Steigerung der Kaufkraft auf dem Lande. Von ihr wird auch der westliche Nachbar profitieren können. Schon jetzt sind Deutsche in nicht geringem Umfange an russischem Geschäftsleben beteiligt. In den großen Städten vermitteln starke deutsche Kolonien den wirtschaftlichen Zusammenhang zwischen beiden Reichen. In Kiew, Moskau und Petersburg sind wir von unseren Landsleuten glänzend empfangen. Ich habe mich dabei über ein doppeltes gefreut: diese Männer waren stolz auf das einige deutsche Reich, sie hielten in fremden Landen ihrer alten Heimat die Treue. Aber sie waren auch dankbar gegenüber dem Lande, in welchem sie eine zweite Heimat gefunden haben. Mit Genugtuung sprachen sie von ihrem guten Verhältnis zu den russischen Behörden. Von deutschen Kaufleuten erfuhr ich, daß jeder frei und ungehindert leben und in Ruhe seinen Geschäften nachgehen kann. Ein großes Maß persönlicher Freiheit ist jederman gewährleistet, die Einschränkungen erstrecken sich auf das, für den Reichsdeutschen in Rußland naturgemäß abseits liegende Gebiet der Politik. Es ist natürlich nicht Zufall, daß die deutschen Kolonien sich gerade in Petersburg, Moskau und Kiew günstig entwickelt haben. Diese Städte sind die Zentren von Handel und Industrie, Moskau die bedeutendste von den dreien. Moskau ist das Herz Rußlands, es ist zugleich die russischste Stadt, nach Bismarck die schönste Stadt der Welt. In Bewunderung versunken, habe ich das Städtebild auf mich wirken lassen. An der Stelle, von welcher vor 100 Jahren Napoleon auf das Flammengrab seiner Hoffnungen hinabschaute, habe ich gleißende, glitzernde Sonne auf den goldenen und silbernen Kuppeln des Kreml und auf den zahllosen Kirchen gesehen; grüne, blaue, rote Häusertöne darumgebaut, die gesamte Stadt umsäumt von dem blauen Bande der Moskau, von grünen Fluren und bewaldeten Höhen — ein Städtebild unvergeßlich dem, der es geschaut. Es verdankt seinen Eindruck im ganzen und, wenn man es bei Wanderungen durch die Stadt in Einzelteile auflöst, auch in ihnen, malerischen, nicht architektonischen Wirkungen. Das ist russischen Städtebildern, das ist einzelnen hervorragenden Bauwerken in den Städten z. B. der bizarren Basiliuskirche, das ist auch den Gebäudekomplexen auf dem Kreml ganz allgemein eigen: ihre Stärke liegt in ihrer malerischen Wirkung trotz oder vielleicht gerade wegen mancher architektonischen Unmöglichkeit. Die Architektur scheint sich der russischen Natur schwer einzufügen. Die neubebauten Teile der Städte rechtfertigen dieses Urteil. Das gilt besonders für Kiew und Moskau; Petersburg mit seinem durchweg westeuropäischen Anstrich unterscheidet sich, wie in vielem, so auch hier von den Städten mit echt russischem Charakter. Die Malerei hingegen ist die Herzenskunst des russischen Volkes. Die Tretjakoffgalerie in Moskau und das Museum Alexander III. in Petersburg ließen mich das mit Deutlichkeit erkennen. Es

wäre eine Aufgabe, würdig eines tüchtigen Verlegers, dem deutschen Volke die russischen Bilderschätze dieser Galerien zu vermitteln; zu zeigen, daß nicht Wereschtschagin den Gipfelpunkt russischer Malerei bedeutet, sondern daß das östliche Nachbarreich über eine große Reihe, vornehmlich moderner Maler verfügt, welche auch uns etwas zu sagen haben. Der liebenswürdige Konservator der Eremitage in St. Petersburg, Herr Dr. von Schmidt, führte uns in fesselndem Vortrage durch diese für mich größtenteils neue Welt, an seiner Seite habe ich kurz vor unserem Scheiden aus Rußland in der Eremitage in Petersburg Rembrandt und anderen alten Meistern von neuem gehuldigt.

In wenigen Stunden führt uns der Zug gen Westen. Die Zeit, welche mir für die Abfassung dieses Briefes zur Verfügung steht, ist verstrichen. Schade! Ich hätte Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, noch vieles zu sagen; der Bilder bunte Menge nimmt kein Ende. Ihre Gesamtheit bestärkt mich von neuem in meiner bisherigen Auffassung: die Fortführung Bismarckscher Politik ist auch unserm östlichen Nachbarn gegenüber das beste für uns und — für Rußland.

Auf Wiedersehen in Berlin

Ihr sehr ergebener

Schifferer.

Dr. W. Sörrensen:
Strömungen im modernen Kunstgewerbe.

Wer die Bewegung des modernen Kunstgewerbes bewußt miterlebt hat, wird gern und nicht ohne Verwunderung zurückblicken. Wir gedenken jener Anfänge, die sich gar wild gebärdeten, des „Jugendstiles", der das allzu schnell fertige Fabrikat aus unreifen Stilansätzen war. Wir denken an die ausländischen Einflüsse, die die Bewegung wohl zunächst anregten, dann aber gefährlich verwirrten, mochte es nun Belgien, England oder Wien sein. Wir freuen uns rückblickend zu sehen, wie sich aus dem Chaos gemach zwar noch kein fertiger neuer „Stil" herausschälte (wie sollte er auch!), aber doch die nötigen Grundlagen dazu: die Einsicht in die Probleme, um die es sich handelt. Denn mit dieser Einsicht fiel nichts weniger als das, was die jüngste Vergangenheit bis dahin kunstgewerblich gearbeitet hatte: das gedankenlose äußerliche Kopieren alter Formen. Im Kunstgewerbe begann das alsbald fühlbar zu werden. Denn wir sahen die bekannten Leitsätze sich immer klarer durchsetzen: vom praktischen Zweck, von der Ehrlichkeit in Form und Material und einer Zweck und Material entsprechenden Formengebung. Wo blieben da die aufgepappten Zierrichte und „Schmuckformen"? Und es ging vor-

wärts mit der Klärung und Beruhigung der ganzen Bewegung, die an reicher Mannigfaltigkeit immer gewann. Die Ausstellungen gaben uns die Übersicht darüber, Dresden 1906 etwa und München 1908. Was man da sah, war nicht etwa eine von Schönheit und Schmuck verlassene Nüchternheit, sondern ein reiches Erfinden und viel wahrhaft modernes Empfinden. Sicher suchte man die rein äußerlichen Ornamente vergeblich, Gott sei Dank; aber man fand dafür so viel feines Gefühl für Form, so viel kultivierten Geschmack in der Materialverwendung und -Zusammensetzung und so gut angebrachten Schmuck an richtiger Stelle, daß man sagen konnte, es sei eine unseren Zeiterfordernissen, die ja von allen vorhergehenden so verschieden sind, wie es noch nie der Fall war, angemessene Kunstübung im Begriff, unser Leben von neuem zu durchsetzen und zu verklären. Denn bei aller Mannigfaltigkeit strebten die schaffenden Kräfte, von e i n e m Geiste geleitet, in gleicher Richtung; wie denn auch rein technischen Dingen unter der Hand des Künstlers Formen zuteil wurden, die ihr Wesen trafen. Welche Perspektiven eröffneten sich dem interessierten Zuschauer! Frankreich fiel uns ein, das einmal die Erzeugnisse seines mit altem Erbe wirtschaftenden Kunstgewerbes für so unendlich viel Geld auch an uns verkaufte, weil die beliebten Formen bezahlt wurden; wir dachten an England, das uns seine ersten Produkte moderner Art als Vorbilder geliefert hatte; und wir glaubten schon bald die Zeit gekommen, da nicht nur deutsche A r b e i t, sondern deutsche F o r m geachtet, gesucht und bezahlt werden würde, die Form des 20. Jahrhunderts, die wir der Welt geben sollten und würden. In Brüssel hatte man den Eindruck (auch Ausländer), daß in dem spezifisch deutschen Kunstgewerbe wirklich ein Weg in die Zukunft liege und daß man nicht daran vorbei käme, ohne sich damit auseinanderzusetzen. Und weiter wuchs uns die Hoffnung, daß nun auch in unserem Vaterlande die Kreise sich erweitern würden, die das volle Verständnis dafür hatten, daß es sich nicht um eine willkürlich gemachte Sache, also eine Mode handle, wie man anfangs meinte (und der „Jugendstil“ w a r eine Mode!), sondern um den Kampf, das Ringen um die Ausdrucksformen unseres modernen Lebens überhaupt. Denn es hielten sich immer noch so viele fern, die sich, im Innern vielleicht unmodern und mit der bösen Gegenwart im Hader, unwillig abwandten, eben weil unser Kunstgewerbe diese Gegenwart verkörpern wollte; oder die mit alter Tradition belastet oder, im guten Sinne, gesättigt, es gar nötig hatten ihrem Leben einen adäquaten Ausdruck in kargen modernen Formen zu geben. Jetzt aber, so hofften wir schon, wird das Kunstgewerbe auch in solche Schichten dringen können, da es zu großen, festlichen oder feierlichen, reichen oder prunkvollen Wirkungen reif geworden ist. Die Aristokratie wird finden, was sie braucht, so gut wie die Finanz. Und mit den größeren Aufgaben wird die Entwickelung, angeregter vielleicht, verlaufen, auch weiterhin geleitet von dem Geiste, der sie bisher geführt: dem Geiste unserer Zeit, des 20. Jahrhunderts!

Und so hörten wir denn in neuerer Zeit öfters als erfreuliche Tatsache nennen,

daß in der Tat Annäherungen im Werke seien, und man nannte solche Fälle einen Fortschritt der Moderne. Man sprach auch davon, als Messel zum Architekten des neuen Museum in Berlin berufen wurde, Messel, der Erbauer des unübertroffenen Wertheimbaues; ebenso als Hoffmann an höchster Stelle Anerkennung fand. Aber wie die Architektur immer voraus war, so auch jetzt. Nicht jene andern Seiten bekehrten sich zur Moderne, sondern einzelne moderne Künstler suchten wiederum rückblickend nach Halt. Wir dürfen uns in diesen Architekturfragen keiner Täuschung hingeben: es ist der Rückschlag; und keine Phrase vom Anknüpfen an lokale Bautraditionen kann über die Tatsache weghelfen, daß der alte Eklektizismus wieder losgeht. Und zwar gefährlicher als früher, da er mit modernen Ideen durchsetzt und gelegentlich von geschultem Geschmack gehoben wird. Messels Nachfolge zeigt schon, was daraus wird. Die dorische Säule der Museumsbauten beginnt bereits vor vielen Bauten ihr mumifiziertes Dasein wieder zu fristen. Schinkel sei „der kommende Mann", konnte man sogar lesen und seine späte Zeit wird gemach zum Vorbild. Das spielt sich in der Architektur ab. Und wie steht es mit dem Kunstgewerbe? —

In der großen Berliner Kunstausstellung war eine Reihe von Zimmern zu sehen, die zumeist aus alten Stücken zusammengestellt waren; nicht mehr Biedermeier, wie vor einigen Jahren, sondern aus der Zeit von 1840—50, in jenem Stil, der nun schnell seine Etikette bekam: F. W. IV., das heißt Friedrich Wilhelm IV. Also jenen Ausklang des kalten blutlosen Klassizismus, vermischt mit gotischer Romantik und einem bißchen dürftigen Naturalismus. Schwarze Möbel mit Gold, Köcher mit Pfeilen als Beine, Füllhörner als tragende Glieder an Möbeln, schleppende Stoffdraperien mit Schnuren und reichlich Troddeln, Teppiche in hartem Grün und Schwarz. Der empfindende Besucher erschrak über die eindringliche Echtheit, mit der das „Gegenbeispiel" vor uns stand. Diese Räume waren die Umgebung, in der sich die vormärzliche Gesellschaft bewegte (in Berlin notabene!), die noch romantisch empfand (auch Klassizismus ist Romantik), während eine neue Zeit schon im Werden war. Es ist der Stil der unklaren Ideen von Revolution und Reaktion, des Spießertums und der Kannegießerei. Und diese Räume der Ausstellung fanden Interesse, man fand sie interessant, man nannte sie schön, man erklärte sie für eine neue Offenbarung, eine überraschende Entdeckung. Die Wirkung (vielleicht auch der Zweck?) war also nicht das historische Bild, sondern etwas so zu sagen Aktuelles. Dem Kunstgewerbe ergeht es wie der Architektur; in einzelnen Vertretern, vorläufig, kommt der Rückschlag zum Ausdruck. Und jene Räume des F. W. IV. waren als Vorbilder gedacht, sie waren die Eideshelfer für die neuen Schöpfungen einiger kunstgewerblicher Reaktionäre. Wir müssen es schon sagen, daß es sich um Fälle handelt, wo nach hoffnungsvollen Ansätzen die erfindende Kraft versagt hat. Und damit sind diese betreffenden Künstler auf dem toten Gleise. Noch sind es einzelne; aber werden es einzelne bleiben, wenn das Publikum, das sich alles einreden läßt, mag es Greco heißen

oder die modernste Malerei, Biedermeier oder (warum nicht?) F. W. IV., Gefallen finden wird an dem, was bislang als abgetan gelten konnte? Was war das letzte Bild des großen Stilfilms im 19. Jahrhundert? Die Biedermeierei. Es würde also folgen? — —

Wir sind so weit. Der Film beginnt von neuem. Schon finden wieder Möbel Beifall, die auf Köchern stehen, schon stützen wieder Füllhörner Spiegel und Konsolen, unterrockartige Volants verhängen die Fenster, Betten und Toilettentische; scheinbar umgekehrte Tischbeine tragen die Platten und die schwarzgrundierten Teppiche und Tapeten fehlen ebenso wenig wie die plumpen Schliffgläser. Rud. A. Schröder und P. L. Troost traten schon in Brüssel mit Proben auf den Plan und verblüfften zunächst mit großem Raffinement derart, daß viele sich dessen gar nicht bewußt wurden, daß es sich um einen neuen Beginn von Stilkopie handelte; zumal es sich offenbar um im Grunde begabte Künstler handelt. Wären es nur ein paar Eigenbrödler, so würde es gar nicht verlohnen sich mit ihnen zu beschäftigen. Da aber sogar Männer wie Bruno Paul angesteckt und gefährdet sind und da die „vereinigten Werkstätten" ganz in dieses Fahrwasser zu geraten drohen, so ist es doch nötig darauf hinzuweisen, daß wir im Begriffe sind, unsere eben gewonnene Klarheit einzutauschen gegen neue Stilkopie oder gar buntes Stilgemisch; denn auch Motive des 18. Jahrhunderts tauchen auf. War der Stil F. W. IV., als er neu war, schon ganz verstandesmäßig aufgenommen und schon aus zweiter Hand, so sind seine neuen Aufwärmungen vollends aus dritter Hand und künstlerisch für uns wertlos. Es ist genau dasselbe wie das Aufnehmen des Berliner Klassizismus und Gontardscher Formen. Nichts liegt uns ferner als die verworrene Zeit des F. W. IV., und wir wollen uns nicht von neuem mit anderen Sentimentalitäten von der Bahn drängen lassen, die sich aus den schweren Kämpfen der letzten Jahre ergeben hat. Es ist an der Zeit, zu warnen!

Dieser neue „Stil" ist eine Mode! Die steigende luxuriöse Prachtliebe der begüterten kaufenden Kreise, vielleicht auch (besonders in Berlin!) der geschäftliche Zwang, ständig und schnell wechselnd Neues zu bringen, führen zu allzu rascher Produktion, mit der die Erfindung nicht mehr Schritt halten kann, weil eine gesunde Weiterentwickelung nicht so rasch geht. Was liegt näher als neue Anlehnung?

Wir fürchten nicht, dahin mißverstanden zu werden, daß etwa die absolute Kahlheit das letzte Ziel der Wünsche wäre. Sicher nicht! Und das brauchen wir auch gar nicht zu fürchten; denn die fortschreitende Entwickelung wird ganz von selbst darüber hinausgehen. Aber was wir eben glauben, ist, daß es der Entwickelung überlassen bleiben muß und daß sie nicht gestört werden soll. Und Ansätze sind auch schon überall vorhanden zu einem organischen Schmuck, plastischen wie rein dekorativen. Daß wir vielleicht in nächster Zukunft überhaupt kein Or-

nament im alten Sinne bekommen werden, scheint mir ganz wahrscheinlich. Denn so wie sich in nur praktischen Dingen, die früher ein Tummelplatz lustiger Ornamentik waren, der Geist unserer Zeit schon ausgesprochen hat, so wird er es auch mutatis mutandis im Kunstgewerbe. In jenen Fällen haben wir schon Blick dafür, das „Schmucklose" als schön zu empfinden, und wir haben unsere Freude z. B. an einem Auto, dessen notwendige Form nur durch seine glänzende Lackierung gehoben wird. Und daß auch das größere Publikum diese Art Schönheit schon empfindet, zeigt sich z. B. in Berlin daran, daß in unserem Sinne häßliche Autos weniger gern benutzt werden.

Ein wucherndes Ornament, wie gesagt, werden wir nicht erleben. Aber schmucklos ist unser Kunstgewerbe bereits nicht mehr und wird es nicht sein. Die Anfänge sind verheißungsvoll: Die zum Aufbau eines Möbels verwandten plastischen Motive Pankoks, sehr gelungene Stücke Bruno Pauls, zu denen Wackerle Füllungen und durchbrochene Einsätze schnitzte, seien genannt. Hier ist ein Weg zu wahrhaft stilvoller Wirkung.

Aber schädlich und gefährlich für unsere ganze kunstgewerbliche Gegenwart und Zukunft ist es, wenn statt eigener Erfindung das Herübernehmen von allerhand Ornamentik wieder losgehen sollte. Bequem ist es freilich, sich von Vorlagen und vorhandenen Stücken „anregen" zu lassen; und verführerisch mag es auch sein, wenn jemand einmal Geschmack an einem Stil gefunden hat, wie offenbar Schröder. Aber das bleibt im besten Falle eine Künstlerlaune, die für seine eigene Person gut sein mag. Das muß dagegen ein für allemal gesagt sein: Ehe wir wieder solche Möbelbeine, als Köcher mit Pfeilen ausgebildet, sehen, ehe sich sinnlose Füllhörner, Vasen und überall schleppende Unterröcke an Fenstern, Sesseln und Tischen breit machen, eher wollen wir noch bei größter Schlichtheit verharren und geduldig warten, was sich von selbst entwickeln wird. Und wir wollen uns nicht wieder den Blick trüben lassen für die innerlich berechtigte Form, deren mannigfache Ausbildung übrigens noch im vollen Gange ist. Und wieviel Schönheit sich allein daraus ergibt, wieviel Eleganz die Reize des verwendeten Materials gewähren können, zumal wenn sie sich gegenseitig heben, das braucht gar nicht mehr erwähnt zu werden. Finden sich dann noch sparsame Intarsien ein, farbige oder fassettierte Gläser, schöne Beschläge oder, wie erwähnt, einiger plastischer Schmuck, so ist eine ganze Stufenleiter vom Einfachen bis zum eleganten Luxus gegeben. Und weil bei der Unverdecktheit und Klarheit unserer modernen Formen eine schlechte Arbeit nicht möglich ist, so sind wir damit zu solider Herstellung gezwungen und haben wieder Freude an rechter Qualitätsarbeit. —

Daß gerade das handwerklich Solide, auf klare und geschmackvolle Formen angewandt, für sich schon einen ausgezeichneten Eindruck machen kann, und daß hier die neugewonnene Tradition dem momentanen Rückschlag gegenüber steht, fiel uns recht auf, als wir eine Reihe neuer Arbeiten der Werkstätten von Bernard

Stadler in Paderborn sahen, die nach Entwürfen von Max Heidrich hergestellt werden. Bei der großen Kunstgewerbeschau in Brüssel (1910) war die Firma mit mehreren Zimmern vortrefflich vertreten. Das Arbeitszimmer des Reichskommissars wie die in gut angebrachter reiner Zweckmäßigkeit sehr gelungenen Zimmer eines Arztes zeigten die Stärke des entwerfenden Künstlers: Überall wohlerwogene Abmessungen und überall schöne Wirkungen, die sich aus geschickter Verwendung und Verarbeitung des Materials ergeben. Heidrich folgt ohne verblüffendes Experimentieren der neuen Tradition. Seine Möbel sind nicht mondän oder gar, wie manche der ganz neuen Erzeugnisse, ein wenig demimondän, sondern bürgerlich im besten Sinne. Und eine deutsche bürgerliche Wohnungskunst ist ja die notwendige Grundlage für unser kulturelles Weiterkommen. Heidrich hat nicht als Architekt oder Maler (Architekten kommen zuviel ins Kunstgewerbe und Bildhauer zu wenig!) angefangen, sondern als Tischler. Und darin liegt eine große Stärke, für die Herstellung und den Preis, und für den Stil. Denn der Handwerker kennt sein Material genau und weiß, was ihm ansteht und was nicht. Und dann überlegt er sofort beim Entwerfen, wie das praktisch auszuführen sei. Wie oft klagen Werkstätten darüber, daß sie nicht recht wissen, wie sie eine ganz schön aussehende Zeichnung in Holz umsetzen sollen; und oft wird das dann eine mühselige und teuere und nicht einmal stabile Sache.

Die Signatur der Arbeiten der Stadlerschen Werkstätten ist die ruhige und bestimmte, zweckvolle Form, die durch die Schönheit des Materials hauptsächlich veredelt wird. Wie gut sind häufig gekrümmte polierte Flächen angebracht. Darin zeigt sich schon schaffende künstlerische Erfindung, die sich übrigens auch in den Formen selbst ausspricht.

Heidrich ist einer von denen, die, ganz still und unbeirrt, die ruhige Entwickelung mitmachen und fördern helfen. Und wenn, wie wir hoffen, der Rückschlag wieder unmodern geworden ist und das Besinnen folgt, dann werden die Stadlerschen Werkstätten zu ihrem Teile dafür gesorgt haben, daß die neue Tradition wirklich Tradition geworden ist und daß wir auf dem Wege bleiben, den wir uns mühsam erkämpft haben. Und ihre schönen Erzeugnisse werden wie heute so auch weiterhin dem wahrhaft modernen Kunstgewerbe Freunde erhalten und neue werben.

Hans Land: Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

Vorwort.

Wenn ich als Kriminalist dem nachdenklichen Roman von Hans Land ein kurzes Geleitwort auf den Weg in die Öffentlichkeit mitgebe, so geschieht es nicht, weil der tragische Abschluß, den die rasch aufwärts führende Entwickelung des Titelhelden findet, in der Begehung eines schweren Verbrechens gipfelt. Denn das psychologische Problem, das kriminelle Verfehlung gerade der Tüchtigsten uns bietet, ist seit den Zeiten des Volksepos im Drama wie im Roman so oft und mit so tiefem Eindringen in die feinsten Verästelungen der seelischen Vorgänge behandelt worden, daß auch dem Berufensten völlig neue Bahnen zu wandeln versagt bleiben muß. Ein Anderes ist es vielmehr, das Interesse und Sympathie für das Buch in mir geweckt und gefestigt hat. Hans Land hat den kühnen Versuch unternommen, in dem Helden einen jungen, hochbegabten Juristen zu zeichnen, den scharfe Beobachtung des sozialen Lebens und warmherzige Menschenliebe zum Vorkämpfer der kriminalpolitischen Forderungen der modernen Strafrechtsschule gemacht haben. So erwuchs dem Verfasser die schwierige Doppelaufgabe: nicht nur das Lehrgebäude dieser neuen Richtung in seinem systematischen Aufbau zu zeichnen, sondern auch aufzuzeigen, wie diese Gedanken in dem Knaben aufwachen, wie sie immer klarere Gestalt und festeren inneren Zusammenhang gewinnen, wie sie endlich in ernster Arbeit gereift, von dem akademischen Lehrer mit begeisternder Beredsamkeit der hingerissenen Universitätsjugend vorgetragen werden. Daß die Lösung dieser Doppelaufgabe vollauf gelungen ist, möchte ich als Mann vom Fach dem Verfasser durch diese Zeilen bezeugen. Alfred von Ingelheim mußte werden, was er geworden ist: der Verkünder einer neuen Lehre von Verbrechen und Strafe, die an die Stelle der alten Dogmen von Schuld und Sühne zu treten bestimmt und berufen ist; und was er lehrt, das *sind* die Gedanken und Forderungen, die heute, wenn auch bei den Einzelnen verschieden ausgestaltet, das Bindeglied aller Anhänger der „jungdeutschen Kriminalistenschule" bilden.

Aber freilich, der Verfasser geht noch einen wichtigen Schritt weiter; und damit verläßt er, der seine Geschichte in einem deutschen Einzelstaate sich abspielen läßt, den Boden der Wirklichkeit, um sich in das freie Reich dichterischer Phantasie zu erheben: der Universitätslehrer wird von dem Landesherrn mit dem Auftrage ins Ministerium berufen, als Gesetzgeber seine Ideen zur Tat zu gestalten. Aber das ist ja das beneidenswerte Vorrecht des Dichters, daß er seiner Zeit und seinem Volke voraneilen und in souveräner Machtbefugnis die Hindernisse beseitigen kann, die Beschränktheit und Mißgunst dem Beschreiten neuer Bahnen mit zäher Widerstandskraft bereiten. Ich freue mich darüber, daß Hans Land von diesem Vor-

recht Gebrauch gemacht hat; aber die Verantwortung dafür muß ich dem Dichter überlassen.

Wie nun der Verfasser die beiden Probleme, das alte der Kriminalität und das neue des Kriminalisten, mit einander verknüpft hat, wie der Strafgesetzgeber zum Verbrecher wird, und wie trotz des Zusammenbruchs des Einzelmenschen die von ihm verkündete Wahrheit siegreich sich durchsetzt: das mag man in dem Roman selbst nachlesen. Nicht als reines Kunstwerk kommt er für mich an dieser Stelle in Betracht, sondern als ein Glaubensbekenntnis in künstlerischer Gestaltung. Und gerade weil die Gedanken, zu denen der Held sich bekennt, sich mit den auch von mir vertretenen fast völlig decken, wünsche ich dem Roman recht viele und recht aufmerksame Leser.

Charlottenburg, im März 1912.

Dr. Franz von Liszt.

1.

Von der Zinne des altersgrauen Königspalastes flatterte die Standarte halbmast. Ein trüber Novembertag verblich. Eine Equipage näherte sich dem großen schweren Eisenportal, das sogleich sich auftat, um den Wagen einzulassen. Der General der Infanterie, Baron von Ingelheim, entstieg, die Paradeuniform unter dem umgehängten Mantel, den wehenden Federbusch auf dem Helm, dem Wagen. Die Posten im Vestibül machten das Honneur mit fast maschinenmäßigen genau klappenden gleichmäßigen Bewegungen, und die betreßten Lakaien wiesen der Exzellenz den Weg zum Aufstiege zu den Königsgemächern.

Der General kannte das Schloß von den Neujahrsempfängen her und von den alljährlichen Festlichkeiten zu den Geburtstagen Sr. Majestät. Da waren diese hohen Empfangshallen, waren das ragende Vestibül, die breiten weißen purpurbelegten Marmortreppen von einer geschäftigen, wimmelnden, festlich zuströmenden Menge belebt. An diesem Herbstabend, in der sinkenden Dämmerung ragten die weiten Räume in dem beengenden Pathos ihrer Größe und Ungemessenheit mit seltsam düster beschatteten Ecken ungeheuer auf. Eine eigentümliche Beklommenheit legte sich dem General aufs Herz, jenes Gefühl, das der vor Jahrhunderten gestorbene Baumeister dieses Schlosses in jedem von dessen Besuchern auszulösen gestrebt hatte, das schwer einengende Gefühl, in die Nähe der Majestät zu kommen, die den Atem schnürende Gewißheit, sich dem Haupte der Nation zu nähern. Die Riesenmaße der Empfangsräume, die Marmorsäulen, die ungeheuren Vasen in den Ecken, die Embleme von Krone, Zepter, Reichsapfel und Schwert, die am Marmorgeländer, an Decken und Wänden fortwährend sich wiederholten, das ehrfürchtige Schweigen in den Gängen, in denen weiche Läufer die Schritte der lautlos huschenden Dienerschaft dämpften, und in denen auch die von der Audienz kommenden hohen Beamten und Offiziere nur flüsternd miteinander sprachen — all das verbreitete eine Stimmung von Feierlichkeit, die zu höchstem Ernste zwang, zur vollen Sammlung, von einem Momente

erfordert, der dem, der ihn erlebte, als ein Unvergeßliches in der Erinnerung haften blieb. Aber nicht nur die Gegenwart, auch die Vergangenheit lieh diesen Räumen ihre Bedeutsamkeit. Denn ein halbes Jahrtausend grüßte von diesen alten Wänden mit den lichten und schrecklichen Erinnerungen aus der Geschichte — mit Kriegslärm, Entthronungen, Mord, mit Königsflucht und Siegereinzügen —, ja selbst das Johlen der Revolution hatte in diesen Räumen widergehallt, die von dem plündernden Pöbel vor fünfzig Jahren gestürmt worden waren. Die Geschichte nicht minder hat sie geweiht und mit einem eigentümlichen Schauder erfüllt, der jedem, der in sie den Fuß setzte, durch die erbebende Seele ging ... Im ersten Stock, wo der General jetzt pochenden Herzens angelangt war, nahmen ihm Lakaien den Mantel ab und wiesen ihn in ein Vorzimmer, in dem eine bürgerliche Abordnung, sechs Herren im Frack und weißer Binde mit Ordensschmuck, flüsternd beisammen stand. Ein Kammerherr ersuchte den General, zu verweilen, bis die Reihe an ihn käme, was voraussichtlich nicht mehr allzulange dauern würde. Mit ehrfürchtigen Augen grüßte der ergraute General die Fahnen und Feldzeichen der Garde, die in langen Reihen hier im Vorzimmer des Königs in ihren schwarzen Lederfutteralen standen. In diesen Zimmern, wo des Landes Herz und Seele zu schlagen und zu weben schien, standen auch die Feldzeichen, die Fahnen, von denen manch eine kugelzerfetzt mit blutenden Leibern sich heldisch opfernder Krieger in mancher Schlacht verteidigt worden war. Hier standen die erinnerungsreichen kriegerischen Heiligtümer. — Wo konnten sie besser geborgen sein, als in dem geweihten Dunstkreis der höchsten Person im Lande? Wo waren sie sicherer, als unter den Augen des höchsten Kriegsherrn selbst? . .

Draußen klirrte es von Sporen und Säbeln. Eine größere Zahl von Offizieren schien aus des Königs Gemächern zu kommen und, einen Nebensaal passierend, sich zu entfernen. Ein Adjutant trat in den Fahnensaal und führte die sechs Herren nun zur Audienz. General von Ingelheim, der nun allein geblieben war, erhob sich von seinem Sitz, reckte die gedrungene Gestalt, zupfte hie und da an seiner Uniform und nahm das Ebenholzkästchen, das er auf den Sitz neben sich gelegt hatte, in die Hand. Es klirrte hell darinnen. Ungeduldig setzte der General sich wieder und lauschte hinaus, ob sich nichts rührte. Es währte lange, als schließlich Türen gingen, Schritte hörbar wurden, und der Adjutant wieder erschien, den General zum Könige zu geleiten. Wie pochte jenem doch das Herz! Er durchschritt ein zweites riesenhaftes Vorzimmer, den Admiralssaal, in dem in gläsernen Schaukästen zahlreiche Schiffsmodelle der Flotte standen, Gruppen von Ordonnanzen erfüllten den Raum, diensttuende Kammerherren in ihren roten Galauniformen, Offiziere der Leibgarde in weißen Kollern, Adjutanten in reichem Ordensschmuck standen umher. Ein Wispern leise geführter Gespräche schwirrte durch den Raum. Zwei Lakaien in goldbetreßtem Rot, weißen Strümpfen und niederen, schnallenbesetzten Lackschuhen öffneten jetzt lautlos je einen der riesigen Flügel jener hohen Tür, die zu des Königs Arbeitszimmer führte. Diesen Raum betrat der General jetzt zum ersten Mal in seinem Leben.

Sein Herz klopfte bis in den Hals hinauf. In dem Riesenraum mit seiner ungeheuren nun von reich drapierten Vorhängen verhüllten Fensterflucht, in dem der General jetzt mit dem Könige allein war, gab es im Augenblick kein Umschauen. Hinter einem kolossalen Schreibtisch von Mahagoniholz, auf dem ganze Gebirge von Akten lagerten, erhob sich des Königs nur mittelgroße Gestalt im geschlossenen Generalrock mit den Abzeichen der Feldmarschallswürde. Der Herrscher nahm eine goldene Brille ab, begrüßte mit leisem Neigen des von einem grauen Spitzbart umrahmten bleichen Kopfes den General, der in dienstlicher Haltung jetzt vor dem Könige stand und das Ebenholzkästchen, in dem es wieder klirrte, der Majestät überreichte.

„Die Orden Ihres Bruders", sagte der König und legte das Kästchen auf seinen Schreibtisch.

Einen Moment hatte der General in des Königs Augen geblickt und in ihnen jenen seltsamen Ausdruck mit Ehrfurcht wiedergesehen, den er oft bei Regierenden gefunden. Ihr Gehirn, das so unendlich viele Eindrücke zu fassen, so unendlich Mannigfaltiges zu überblicken und zu entscheiden hat, gibt ihren Augen einen eigenartigen Ausdruck. Es liegt etwas darin von einem Überschauen der Welt und ihrer Dinge wie aus Wolkenhöhe. Es liegt etwas darin von einem Willen, das große Überschauen der Gesamtheit für einen Augenblick einzustellen und sich auf den Einzelfall zu konzentrieren, den die Sekunde darbietet. Deshalb scheinen diese Blicke auch stets wie aus weiter Ferne zu kommen, wie die von Sterbenden . . . .

„Die Orden Ihres Bruders", hatte der König gesagt, sich in seinen Arbeitssessel niedergelassen und mit einem Wink den General zum Sitzen aufgefordert.

Der König, der seit dem kürzlich erfolgten Tode seiner Gemahlin sehr gealtert schien, sagte: „Mein lieber General, das Land beklagt in dem Admiral, Ihrem Bruder, einen seiner verdienstvollsten Söhne, den Begründer unserer Flottenmacht. Er stand mir, wie Sie wissen, persönlich nahe. Ich habe einen meiner treuesten Diener mit ihm verloren. Der Admiral hinterließ einen einzigen Sohn. Wie alt ist er?"

„Neun Jahre, Majestät."

„Er hat einen Geburtsfehler?"

„Leider, Majestät. Der Knabe brachte ein verkürztes Bein mit auf die Welt und hinkt."

„Ist Hoffnung vorhanden, daß dieser Schaden durch das Wachstum ausgeglichen werde?"

„Nein, Majestät."

„Hm. Sind Sie Vormund, Ingelheim?"

„Ja, Majestät."

„Ihr Bruder war nicht reich."

„Nein."

„Ein Krüppel, vater- und mutterlos — und arm dazu — . . . schlimm. —"

Einen Moment sah der König nachdenklich in die große Kristallkrone, deren zahlreiche elektrische Flammen eine Flut festlichen Lichtes durch den Raum ergossen. Dann sagte er: „Ist der Knabe begabt?"

„Im höchsten Grade, Majestät. Er liest unendlich viel."

„So, vielleicht also eine Gelehrtennatur. Hören Sie, Ingelheim, ich will Ihren Neffen zu mir nehmen, will ihn mit meinen eigenen Kindern erziehen lassen. Wären Sie einverstanden?"

Der König blickte verwundert auf. Der General saß mit gebeugtem Kopf und zusammengepreßten Lippen. In seinem hastiggehenden Atem tat sich tiefe Erregung kund.

Der König erhob sich, der General sprang auf. Der König reichte seinem Besucher die Hand, die dieser mit Ergriffenheit küßte.

„Ich bin Ihrem toten Bruder mehr als das schuldig. Und auch meinen Kindern, glaube ich, geschieht damit ein Dienst. Sie erhalten vorerst einen neuen Spielkameraden und später einen durch so bedeutsame Beziehungen, wie es Kindererinnerungen sind, ihnen um so enger verknüpften Ingelheim, von denen ich allen meinen Nachfolgern einen zum Freunde wünschte."

„Majestät beglücken mich und machen mich stolz."

„Ich lasse Ihren Neffen gleich morgen ärztlich untersuchen. Von diesem Befunde wird es abhängen, ob mein Plan sich durchführen läßt. Leben Sie wohl."

Eine Stunde später traten die königlichen Kinder in das väterliche Kabinett, um gute Nacht zu sagen. Der König erhob sich vom Arbeitstisch. Seine vom grauen Spitzbart umrahmten Züge zeigten tiefe Abspannung, als er jetzt die Brille von den Augen nahm. Mit ausgebreiteten Armen ging er seinen Kindern entgegen, ergriff jedes bei einer Hand, zog beide zu seinem Schreibsessel, setzte sich, und die Kinder an sich drückend sah er auf diese zarten braunen Häupter herab, die, wie schutzsuchend, sich an seine Brust schmiegten. Er streichelte liebkosend die weichen Kinderhaare, und ein solches Schmerzgefühl stieg in ihm auf, daß es ihm die Kehle schnürte. Welch einen Raub hatte das mitleidlose Schicksal an diesen unschuldigen Kinderhäuptern begangen. Da eben das erwachende Verstandes- und Gefühlsleben ihre Seelen weckte, hatte der Tod diesen Werdenden den besten Halt, die sicherste, treueste Führerin, die natürliche Gefährtin genommen. Denn auch sie war ein Kind gewesen, die junge blasse Königin, die mit den beiden hier wie ein fröhlicher Spielgenosse gescherzt und getollt, in beschaulicheren Stunden — im Abenddämmer — ihnen Märchen erzählt hatte, Ausgeburten ihres schwärmenden Dichtergeistes, der so versonnen in ihren großen suchenden Kinderaugen leuchtete ... Ein Seufzer aus gepreßter Brust entrang sich dem Könige. Die Kleinen blickten zu ihrem Vater auf, und diese beiden Kindergesichter erschienen dem Könige von ganz unheimlicher Blässe. Beide glichen der Mutter, zeigten in ihren Zügen die gleichen Linien, die deren Kindergesicht so reizvoll gemacht. Wilhelm, der Knabe, war ein noch treueres Abbild der Mutter, in seinen weichen Zügen lebte vollkommen der Träumerausdruck, der seiner Mutter etwas fast Weltentrücktes gegeben.

Der König richtete den Blick auf das große Pastellbild seiner Gemahlin, das dort auf dem Schreibtische stand, sah in die tiefen, mit lebendiger Kunst gemalten Braunaugen seines Weibes, hob das Kinn des Sohnes und blickte mit Erschütterung in ein Augenpaar, das fast geschwisterlich dem mütterlichen glich. Der kleinen Prinzessin, Luisens Züge, so verwandt sie Mutter und Bruder auch erschienen, waren von einem besonderen Ausdruck belebt, der dem Gesicht des Kindes etwas Tragisches verlieh. Es war schwer zu sagen, wo das lag. Ob in den ein wenig herabgezogenen Mundwinkeln oder im Schnitt der großen mandelförmigen Augen, über die die Lider langbewimpert so schwer herabfielen. Es war ein trauriges Kindergesicht, das die Prinzessin zu ihrem Vater erhob. Traurig, der Ausdruck deckte es nicht, denn das forschende Vaterauge las in diesen Zügen und fand darin die schmerzliche Vergeistigung einer endlosen Reihe fürstlicher Ahnen, die tragischen Abdrücke all der Lasten, Sorgen und Bekümmernisse, die eine zahllose Kette gekrönter Vorfahren, zepterschleppender Landesväter in den Mysterien einer durch Jahrtausende sich betätigenden Vererbung auf diese Kinderzüge übertragen hatten. Die feudale Inzucht der Ebenbürtigkeit hatte das ihrige dazu getan, daß das älteste und erwählteste Blut in diesen riesigen Zeiträumen immer wieder im engen Umkreise der wenigen alten Königshäuser des Erdteils sich gemischt hatte. Was Wunder, daß diese zarte Frucht jenes historischen Geschlechterbaumes — das kleine Prinzeßchen hier — in seinem achtjährigen Antlitz einen wehmütigen Abglanz zeigte all der Fürstengeschlechter, die ihm in endloser Reihe die Ahnenstaffel stellten und ihre Kämpfe, Schmerzen, Niederlagen und Enttäuschungen, die ganze erdrückende Melancholie ihrer verantwortungsvollen Erlesenheit und verpflichtenden königlichen Isoliertheit, in sichtbaren Zügen auf dieses Kinderantlitz geprägt hatten. In ihm stand heute schon das tragische Königinnenlos zu lesen, das Schicksal, das in Throneshöhe erhebt, ein sterblich Weib zur Gefährtin eines Fürsten macht und ihm die Bürde einer schwer zu tragenden Würde auferlegt. In ihm stand heute schon das tragische Los zu lesen, durch das Schicksal der Geburt aus dem Frieden und der Geborgenheit der alltäglichen Menschenlose herausgehoben zu sein. Gezeichnet durch das königliche Brandmal wird dieses Menschenkind im Banne einer von Ausnahmerücksichten gelenkten Lebensbahn seine Wege ziehen; es wird, ein Wesen, das sich nicht selbst gehört, sondern dem Staate, als dessen unumschränktes Eigentum im Lichte einer grausamen Öffentlichkeit von Millionen gierig betrachtet aufwachsen, ein Weib werden, und sein Heiligstes und Höchstes nur dem schenken dürfen, der der Staatsraison gemäß für das Reich am vorteilhaftesten erscheint, um als ihr Gatte und Herr den Interessen des Landes die besten Chancen zu bieten. Mit einem großen umfassenden Blick auf sein eigenes opferreiches Leben drückte der König die Kinder an sein Herz. Wie der kleine Wilhelm jetzt fragend den schweren Blick zu des Vaters Lippen erhob, die heute so seltsam geschlossen blieben, da sah der König auch in seines kleinen Sohnes und Nachfolgers an der Krone Zügen die gleichen schicksalsschweren Runen einer hohen Geburt, den tragischen Zug der Königskinder, denen die Schicksalsmächte alle

Schrecken einer ungeheuren Betätigung mit dem Drucke einer schweren Verantwortung in den Lebensweg gestellt haben, und in deren schmerzlich verwunderten und erschreckten Blicken die ganze Furcht vor diesem erdrückenden Lose zu lesen steht. All das verdüstert noch und verschärft durch die Trauerkleider, in die die zarten Kinder gehüllt waren, und durch dieses ganze Fluidum von Todesschatten und Waisenverlassenheit, das vom Sterben der königlichen Mutter her um dieses alte Schloß und seine Bewohner etwas wie Flöre schwarzer Bedrücktheit gehängt hatte. Es drängte den König, Trostworte zu reden, zu den Kindern so zu sprechen, wie sein eigener Vater am Konfirmationstage zu ihm selbst gesprochen. Worte der Beruhigung über das Grauen dieses ihn erwartenden Königsberufes. Worte der religiösen Tröstung, die den Jüngling verwiesen, seiner Sorgen Zentnerlast dereinst als Kronenträger auf den Herrn zu wälzen und in der Religion und dem festen Glauben an den göttlichen Schutz die Kraft zu finden, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Aber der König besann sich, daß diese Kinder noch zu klein waren, um solche Dinge zu begreifen, und daß die Zukunft vorerst noch ihnen unbewußt ihre Schatten über sie warf. Und obgleich sein Gemüt in diesem Augenblick übervoll war, von diesen bohrenden und quälenden Gedanken, in denen sein Vaterherz bangte, so mußte er dennoch die ihm nur zu wohl bekannte Königspflicht, von ganz anderen Dingen zu reden, als von denen, die ihn im Augenblicke gerade zutiefst bewegten, auch jetzt seinen kleinen Kindern gegenüber ausüben. Er spannte die Kräfte seines Willens, und aus dem Brunnendunkel seiner von Schatten erfüllten trauernden Seele kam ein heller Ton der Freude und Fröhlichkeit, der die Kinder, die seit der Mutter Hinsterben nur Gedämpftes gehört hatten, hell aufhorchen machte.

„Lieblinge," sagte der König, „ihr mein Einziges und Bestes, ich will euch eine große Freude machen. Ihr lauft mir so verloren herum."

„Wir haben doch zwei Gouvernanten", sagte das Prinzeßchen.

„Gewiß, gewiß, die habt ihr, ich meinte nicht, daß ihr zu viel allein seid — im Gegenteil, sie sollen euch — euch und eurem Spiel ruhig ein wenig mehr überlassen — aber jetzt sollt ihr Gesellschaft bekommen — Gesellschaft, die euch paßt, die zu euch paßt — einen Spielgenossen —"

„Wir haben doch unseren Pony, Papa", sagte der Prinz.

„Viel was Gescheiteres, Junge. Ponys sind doch stumm, mit denen könnt ihr doch nicht sprechen."

„Sollen wir ein Schwesterchen bekommen, Papa?"

„Ein Brüderchen sollt ihr bekommen."

„Ein ganz kleines, Papa? Eins, das ich im Arm tragen kann, wie meine Puppe Dolly — die im Steckkissen?"

Der König lachte hell auf, lachte herzlich, obschon es in seinen Augen feucht schimmerte.

„Nein, Luischen — einen großen Bruder. Einen, mit dem ihr in Charlottenhof im Schloßpark graben und bauen könnt und spielen und tollen."

„Wir wollen keinen Bruder", sagte Wilhelm.

„Einen großen?" schmollte Luise im Tone vollster Enttäuschung.

Einen Moment schwieg der König ratlos. Auf solche Einwürfe war er nicht gefaßt gewesen. Endlich sagte er: „Also du, Wilhelm, willst keinen Bruder. Weshalb nicht?"

„Es wäre ja doch kein richtiger."

„Na — das ist immerhin ein Grund. Und du, Luischen, willst nur einen kleinen Bruder fürs Steckkissen und die Wiege. Nun, hör mal ordentlich zu. Da ist also ein Junge, ein armer kleiner Kerl, der keine Mutter mehr hat, wie ihr, und nun auch noch den Vater verlor. Admiral Ingelheims, meines Freundes, kleiner Sohn. Er ist ein unglückliches Kind, nicht nur weil er eine Waise ist. Nein, denkt euch, er hat von Geburt her ein verkürztes Bein und hinkt."

„Der arme Junge", sagte Luischen.

„Ja, das ist er wohl gewiß. Ein sehr armer Junge. Und weil er das ist, deshalb eben möcht' ich ihn zu uns nehmen. Aber dazu ist nötig, daß ihr ihm freundlich entgegenkommt und ihn liebevoll aufnehmt. Denn was ihm nottut, ist doch gerade, daß er hier bei uns so viel Liebe finde, daß er für seine Verwaistheit wie für seine Krüppelschaft getröstet werde."

„Ist ein Krüppel sehr häßlich, Papa?", fragte der kleine Prinz.

„Nicht immer, Wilhelm. Man kann übrigens einen Menschen, der hinkt, nicht ohne weiteres einen Krüppel nennen. Wenn man aber um Mitleid für einen körperlich Benachteiligten angegangen wird, so fragt man nicht zuerst, ob er sehr häßlich, sondern ob er sehr unglücklich sei und wie man ihm helfen könne. Wollen wir ihm nicht helfen?"

„Ach ja, Papa", rief das Prinzeßchen.

„Oder soll ich ihm die Antwort geben, Kronprinz Wilhelm möchte den armen Jungen nicht um sich haben?"

„Nein, nein," rief der Knabe, „wir wollen ihn nehmen."

Aber es kam doch wie ein Entschluß heraus, der mehr von Pflichtgründen gezeitigt, als aus Begeisterung gefaßt wurde. —

2.

An einem hellen Frostmorgen betrat der Leibarzt des Königs Kabinett. Geheimrat Lenze war in Zivil, die Riesengestalt in einen knappen schwarzen Gehrock geknöpft. Mit seiner charakteristischen Lieblingsbewegung führte der Mann seine Tatze durch den gesträubten Urwald seines dicken Haupthaares, das er über Stirn und Schädeldach zurückstrich. Dann raffte er mit der gleichen behaarten Linken und gespreizten Fingern die dunkle Flut seines mächtigen Vollbartes zusammen. Als er sich aus seiner eckigen Verbeugung aufgerichtet hatte, kam er herangeeilt, um des Königs Rechte zu fassen, die dieser ihm, am Schreibtisch sitzend, entgegengestreckt hielt.

„Was gibt's, lieber Lenze?"

Mit einer Handbewegung lud der König seinen Leibarzt zum Sitzen ein. „Ich bringe den Knaben Ingelheim, Majestät. Er wartet im Vorzimmer."

„Der Gesundheitsbefund ist also gut?"

„Der neunjährige Knabe ist einwandsfrei gesund ohne ein irgendwie erkennbares organisches Leiden, wenn man von der von einem Geburtsfehler herrührenden ziemlich starken Verkürzung des linken Beines absehen will, die in einem Mangel im Hüftgelenk ihre Ursache hat. Operativ wird an diesem Schaden nichts mehr zu bessern sein. Er hat natürlich das Wachstum dieses Beines gehemmt und eine ansehnliche Atrophie des Organs nach sich gezogen. Das Hinken des Knaben hat seinerseits naturgemäß seine Wirkung auf die Charakterbildung des Kindes nicht verfehlt."

Der König stutzte.

„In welcher Hinsicht?" fragte er rasch.

„Jener körperliche Mangel hat eine Neigung zum Stillsitzen, zum Zimmerhocken und hiermit eine starke und rasche geistige Entwickelung nach sich gezogen. Das ist fast stets bei körperlich benachteiligten Kindern zu beobachten. Besondere Neigung zum Nachdenken, starker Drang nach geistiger Aufnahme, Lerndurst. Der Knabe erscheint mir hochintelligent und über seine Jahre hinaus geistig gereift."

„Das alles habe ich nicht anders erwartet, Lenze. Nun will ich mir den Jungen mal ansehen."

Der Leibarzt hob abwehrend die Hand. „Noch einen Augenblick, Majestät. Darf ich vorerst . . ."

„Haben Sie noch Bedenken, Lenze? Gesund ist der Junge doch?"

„Gesund ja — aber . . ."

„Was erregt Ihre Zweifel? Sprechen Sie doch!"

„Ich bin Eurer Majestät und der königlichen Kinder Arzt und somit verpflichtet, den König darauf hinzuweisen, daß hier noch ein Punkt der allerreiflichsten Überlegung bedürfen möchte. Wenn ich auch, meiner ehrlichsten Überzeugung folgend, den Knaben im allgemeinen für physisch gesund habe erklären müssen, so bliebe dennoch zu überlegen, ob es in seelischer Beziehung ratsam erscheint, den königlichen Kindern gerade diesen Spiel- und Erziehungsgenossen zu geben." Lenze brach ab und sah betreten vor sich hin. Ihn beengte der Gedanke, daß er — freilich nur seiner Amtspflicht getreu — hier Schicksal zu spielen gezwungen war. Bewegte er, wie er es eben zu versuchen im Zuge war, den König, von der Aufnahme des Knaben in den Schoß der Königsfamilie abzustehen, so war diesem blassen kleinen Kerl, der da draußen im Vorzimmer in so gefaßter Ruhe wartete, wahrscheinlich eine große Lebenschance genommen. Aber er, Lenze, stand hier als Leibarzt und hatte des Königshauses Interessen zu vertreten. Nichts anderes. Trieb das eines armen Waisenknaben Lebensschifflein in ein unruhigeres Fahr-

wasser, so ließ sich eben nichts dagegen tun. War es doch meist im großen Leben so, daß man dem Einen nehmen mußte, wollte man dem Anderen geben.

„Gerade diesen Spiel- und Erziehungsgenossen?" fragte der König. Sein im Ausdruck etwas müdes graues Augenpaar richtete sich aufklärungsfordernd auf Lenze.

„Was ich vor allem an ihm auszusetzen habe, Majestät, ist dieses, daß er vorerst einmal überhaupt kein Spielgenosse wird sein können. Kinder dieses Schlages spielen schwerlich viel. Der Knabe ist gar zu ernst und seinen Jahren voraus. Ich möchte meinen, es empfehle sich, den königlichen Kindern, die infolge ihres besonderen Schicksals ohnehin nicht die fröhlichsten sind, nunmehr einen Spiel- und Erziehungsgenossen zu geben, der minder ernst wäre als dieser Alfred von Ingelheim. In dieses graue Schloß, das um seine junge Königin trauert, zu diesen stillen Kindern, denen die Mutter entrissen wurde, gehört nun ein rotbäckiges, sonniges Naturkind, ein Knabe mit einem Siegfriedlachen, ein lebenbejahendes Glücks- und Weltkind, dessen Daseinsfreude wie ein belebender Hauch auf die Königskinder wirken sollte. Das, dächte ich, wäre das Richtige. Schade nur, daß es so ganz das Gegenteil ist, was dieser Knabe hier vorstellt."

„Hm, — ja. Mag sein." — Der König hatte das vor sich hingemurmelt und sah sinnend ins Leere. Dieses von Lenze angeregte Bedenken traf ihn tief. Er sprang auf, auch Lenze erhob sich sogleich. Der König war an eines der hohen Fenster getreten und sah auf den weiten Schloßplatz hinaus, über den in dunklen winterlichen Hüllen der Strom der Fußgänger zog, und die nimmermüden Wellen des Verkehrs, die endlose Kette der Gefährte jagte, deren Geräusch der sandbestreute Asphalt dämpfte.

Mit einer entschlossenen Bewegung wandte der König sich um.

„Lieber Lenze, ich danke Ihnen für Ihre Hingebung. Ich will, ehe ich mich entschließe, den Knaben sehen und sprechen. Schicken Sie ihn mir herein. Bitte, verziehen Sie selbst noch ein Weilchen inzwischen im Vorzimmer. Vielleicht komme ich rasch zu einem Entschluß."

Lenze ging, sich verneigend, hinaus.

Bald öffnete ein Lakai die hohe Flügeltür und ließ einen schlanken bleichen Knaben im Matrosenkostüm ein, in Bluse und langen Hosen. Lautlos schloß sich die Tür des königlichen Kabinetts, an der der Knabe stehen geblieben war, und von wo aus er einen festen und forschenden Blick auf des Königs untersetzte Gestalt richtete, die in Zivilkleidung, in mausgrauem Beinkleid, bequemem zugeknöpften braunen Sammtjacket dort am Fenster stand und so garnicht dem Bilde entsprach, das ein neunjähriger Knabe von einem Könige gemeinhin sich macht.

„Guten Morgen, mein lieber Junge, komm einmal her."

Jähe flammende Röte schoß dem Knaben plötzlich ins Gesicht, als er nun, den linken Fuß stark nachziehend, auf den König zuhinkte, der sich auf einen Sessel am Fenster niedergelassen hatte. Es lag etwas Rührendes in

diesem hilflosen Hinken und in der schweren Verlegenheit, die diese häßliche Bewegung über den Knaben brachte. Er schämte sich sichtlich seines unverschuldeten Unglücks. Jetzt war er herangekommen, der König legte ihm väterlich den linken Arm um die schmalen Schultern und zog ihn dicht an sich heran. Er sah in diesen hellen großen und intelligenten blauen Kinderaugen Tränen aufschimmern und strich begütigend mit seiner milden, weichen Hand, die für einen Mann ein wenig klein und hilflos erschien, über die Stirn und das linksgescheitelte, schlicht hellblonde Haar seines kleinen Besuchers.

„Du bist also der Alfred von Ingelheim. Laß dich mal anschauen. Ich freue mich, dich kennen zu lernen. Dein Vater war mein Freund, und deshalb habe ich den Wunsch, an dir wie ein Vater zu handeln. Ich höre, du bist ein verständiger, kleiner Kerl, und möchte gern das Meinige dazu tun, daß aus dir ein rechter Ingelheim wird, ein tüchtiger Mann im Staate."

Der Knabe sah jetzt den König fest und sicher an und hörte ihm gespannt zu.

„Du weißt, was dein Vater war?"

„Ja, Herr König."

„Was war er?"

„Admiral."

„Dein Großvater?"

„Mein Großvater, Baron Ingelheim, starb als Regierungspräsident, mein Großvater, Graf Monts, als General der Infanterie."

„Richtig. Und du, du selbst? Was möchtest du wohl werden?"

„Ich möchte viele, viele Bücher lesen, Herr König."

„Märchen — was?"

„Lieber noch andere Bücher."

„Was für welche, Alfred?"

„So Beschreibungen von Reisen, fremden Ländern. Über Amerika und Frankreich und über England, — darüber möchte ich Bücher lesen.

Wie es dort ist. Dann über die Sterne und den Himmel. Darüber möchte ich lesen. Und über die fremden Rassen. Über die Neger. Und auch über Geschichte. Was früher war. Über Römer und Griechen und alte Germanen. Das möchte ich."

„Na, da steckt wohl also ein künftiger Professor in dir. Ein ausgemachter Bücherwurm. Aller Ehren wert. Lies und studiere und lerne nach Herzenslust. Der Mensch kann nichts Vernünftigeres tun. Mußt aber auch in freier Luft dich bewegen, damit du frischere Farben kriegst. Du bist so blaß. — Hattest du Privatunterricht bisher?"

„Ja, Herr König, beim Doktor Jürgens."

„Gefiel dir der Lehrer?"

„Sehr. Ich bin, sagt er, für die Quarta des Gymnasiums reif."

„Soso. Das ist ja schön. Du sollst mal heute mit mir und meinen Kindern

speisen. Ich will dich mit ihnen bekannt machen. Mein Sohn ist in deinem Alter, vielleicht befreundet ihr euch. Er ist zwar gute zwei Jahre jünger als du — und lange nicht so klug. . . ."

„Ich bin nicht klug, Herr König."

„Hältst du dich für dumm?"

„Ja."

„Weshalb, mein Junge?"

Der Knabe sah zu Boden. In seinen nun wieder sehr bleichen Zügen zeigte sich plötzlich der Ausdruck eines tiefen Grams. Es zuckte um diesen schmallippigen Asketenmund, der so garnichts Kindliches hatte, und unter den langbewimperten Lidern quollen große Tropfen hervor.

„Weshalb hältst du dich denn für dumm, Alfred?"

Der König erhob die Hand, um dieses Kindergesicht begütigend zu liebkosen, ließ sie aber sogleich wieder sinken, weil er einen Gefühlsausbruch bei dem Knaben vermeiden wollte, der tief ergriffen sich abwandte.

„Sprich dich aus, lieber Alfred, ich meine es gut mit dir. Das wirst du bald genug merken. Sprich dich aus. Vertrau' dich mir an. Sag mir ruhig, was du über dich denkst. Ich möchte das so gerne wissen, weil ich großen Anteil an dir nehme. Weshalb glaubst du, daß du dumm seist?"

Der Knabe biß die Zähne zusammen, um nicht weinen zu müssen, dann sagte er: „Ich hab' ein lahmes Bein. Und wenn einer wie ich einen körperlichen Fehler hat, dann muß er wenigstens doch sehr klug sein. Ich weiß so wenig und bin so furchtsam und unbeholfen. Es hat sich niemand so richtig um mich gekümmert. Ich mache alles falsch. Bin immer verwirrt. Der Leibarzt hat mir vorhin noch gesagt, daß man zum Könige Majestät sagt, und das hab' ich natürlich sofort wieder vergessen und hab' mich hier — ganz — unpassend — betragen. . . ." Er brach in lautes Weinen aus, der König aber in ein herzliches Lachen. Jetzt zog er den Knaben an seine Brust, streichelte ihm Haar und Wangen und trocknete dem schluchzenden Kinde die überströmenden Augen. „Wenn's weiter nichts ist, — na hör' mal du, wenn's weiter nichts ist, da tröste dich nur — und das Eine laß dir gesagt sein: Mit deinem Verstande kannst du zufrieden sein. Da tröste dich nur. Ich bin überzeugt, es wird etwas aus dir. Das wirst du sehen. Ein Ingelheim wirst du werden, würdig derer, die vor dir diesen Namen trugen, und das bedeutet etwas."

Der König läutete. Dem eintretenden Lakaien sagte er: „Geheimrat Lenze soll mit dem Knaben heut an der Familienfrühstückstafel teilnehmen."

„Auf Wiedersehen, mein lieber Junge."

Er drückte dem Knaben die Hand und entließ ihn.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Koloniale Rundschau.

Theorie und Praxis.

Ein altes Bibelwort besagt: „Ein Mann, der nur Theorie besitzt, gleicht einem Baum mit vielen Blättern und kleiner Wurzel; besitzt er aber Praxis, so ist er ein Baum mit großer Wurzel ohne Blätter, der aber Theorie mit Praxis vereint, ist ein Baum mit starker Wurzel und großer Krone. Ihn kann kein Sturm entfesseln und sein Laub blüht." Diese goldenen Worte scheint sich Albrecht Freiherr v. Rechenberg gemerkt zu haben, der verdienstvolle langjährige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, der jetzt endgültig aus der Kolonialverwaltung ausgeschieden ist. Rechenberg ist der Typus eines Beamten, der praktische Erfahrung in jahrelangen Auslandsdiensten gesammelt und sie trefflich durch seine ausgezeichnete theoretische Ausbildung zu ergänzen verstand. Geschult durch ein auf Reisen gesammeltes Wissen, von dem ja Goethe schon sagt, daß es für den gescheiten Menschen das beste sei, hat er überall gesammelt, wo sich Interessantes bot, sei es in Spanien, sei es in Warschau, wo er Generalkonsul war, sei es auf seinen Reisen in Kleinasien, Nordafrika und in unserer eigenen Kolonie Deutsch-Ostafrika. So ist es daher auch erklärlich, daß sein Wirken für die Kolonie, an deren Spitze er stand, außerordentlich ersprießlich gewesen ist. Deutsch-Ostafrika hat sich unter seiner Herrschaft in ganz hervorragender Weise entwickelt. Die Kolonialwirtschaft machte kräftige Fortschritte, und dank seiner richtigen Eingeborenenbehandlung ist, — außer auf der Jagd, — während seiner Herrschaft kein Flintenschuß in Deutsch-Ostafrika gefallen. Das ist um so bemerkenswerter, als es unter seinen Vorgängern, die meist aus der Offizierskarriere hervorgegangen waren, zahlreiche Aufstände unter den Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas gegeben hat.

Albrecht Freiherr v. Rechenberg hat eben aus der Kolonialgeschichte und der Kolonialpolitik anderer Völker gelernt, was notwendig ist zur Entwicklung einer großen Kolonie, und er hat es verstanden, diese theoretischen Lehren in die Praxis zu übertragen, indem er nicht schematisch das, was die Engländer in Uganda oder die Holländer auf Java machten, ins Deutsche übertrug, sondern indem er die Erfahrungen

der anderen Völker unter Berücksichtigung der besonders gearteten deutsch-überseeischen Verhältnisse verwandte. Man muß direkt staunen, wie umfangreich die Bildung Rechenbergs gewesen ist, und wenn es wahr ist, wie behauptet wird, daß er ein Jesuitenzögling sei, so macht er dieser Schule alle Ehre. Vom Baumwollproblem bis zur Kaffeevalorisation, von den Handelsverträgen bis zur Währungsfrage, von der auswärtigen Politik bis zur Bagdadbahn, keines jener großen weltwirtschaftlichen Probleme war ihm unbekannt, ja er beherrschte sie oft in einer seltenen Weise.

Aber nicht nur jene gründliche Bildung war es, die Rechenberg auszeichnete, sondern das Bild, das hier skizziert werden soll, wäre unscharf, wenn hier nicht auch noch sein Charakter betont würde. Eine ungemein starke Persönlichkeit, die immer, wo es auch sein mag, der Arbeit das persönliche Gepräge verleiht, ist Albrecht Freiherr v. Rechenberg, von einer Energie, wie man sie bei Beamten nicht immer findet. Hatte er sich für einen Plan erwärmt, dann wurde er auch unter allen Umständen durchgesetzt; war er Gegner eines Planes, dann bekämpfte er ihn mit einer ungewöhnlichen Schärfe. Daß eine solch machtvolle Persönlichkeit vielfach Anstoß erregen mußte, ist klar. Es ist um so verständlicher, als Rechenberg oft mit einer etwas unnötigen Schärfe seinen Ideen Geltung verschafft hat. Er ließ es vielleicht zuweilen an der notwendigen Diplomatie im Verkehr mit den Auslandsdeutschen fehlen, und er hätte vielleicht genau dasselbe leichter erreichen können, wenn er nicht ein so offener und gerader Charakter gewesen wäre. In dieser Beziehung erinnert er viel an Bernhard Dernburg, der überhaupt mit ihm manches gemeinsam hat. Auch Dernburg wandte oft eine etwas unnötige Schärfe im Verkehr mit den Deutschen in Übersee an, und auch in den Ansichten über die Eingeborenenbehandlung und über die Förderung der Kolonialwirtschaft gleichen sich Rechenberg und Dernburg auffallend.

Trotz der vielen Gegner, die Rechenberg gehabt hat, haben alle ernsthaften Kolonialpolitiker anerkannt, daß sein Wirken für Deutsch-Ostafrika ersprießlich gewesen ist, und selten hat ein Staatsmann so einhellig im Reichstag Zustimmung gefunden, als der „schwarze Freiherr von Ostafrika". Abgesehen von Arendt, auf den hierbei das Wort „Arendts Fußtritt" geprägt wurde, haben sämtliche Abgeordneten sich äußerst anerkennend über die Tätigkeit Rechenbergs ausgesprochen, und ganz besonders Liebert, der Fraktionsgenosse Arendts und Vorgänger von Rechenberg, hat die Verdienste dieses Mannes entsprechend gewürdigt.

Jeder wahre Freund unserer Kolonien, sofern er nicht verblendet ist durch das egoistische Geschrei gewisser Interessentenkreise, wird den Austritt des Herrn v. Rechenberg nur bedauern können. Er bedeutet einen Verlust für unsere Kolonialverwaltung, der um so schwerwiegender ist, als wir gleiches Material an Beamten nur wenig besitzen. Wenn wir Rückblick unter unserer Kolonialbeamtenschaft halten, so finden wir Männer wie Rechenberg nur sehr wenige. Die meisten sind entweder einseitige Theoretiker, oder einseitige Praktiker. Beides ist aber für unsere Kolonialpolitik gleich schlimm. Die einseitigen Theoretiker, das sind die Juristen, die, wie Gleim, Seitz oder Brückner, vom Assessor an sich emporgeschwungen haben, denen aber die weltwirtschaftliche oder kolonialpolitische Ausbildung in sehr vieler Beziehung fehlt. Ebensowenig geeignet wie die reinen Formaljuristen sind die Beamten, die aus der Offizierskarriere hervorgegangen sind, oder Männer wie Schuckmann, der nur kurze Zeit an der Spitze von Südwest-

afrika stand. Diese Beamten sehen in den Kolonien meist nur ein Verwaltungsobjekt, in denen möglichst viele Gesetze gegeben, Erlasse geschrieben und verwaltet wird. Die notwendigen Bedürfnisse der Kolonien kennen sie in vielen Fällen nicht. Die Beziehungen der Kolonien zum Weltmarkt und die volkswirtschaftlichen Voraussetzungen für Produktion und Konsumtion sind ihnen nicht geläufig. In den meisten Fragen der kolonialen Wirtschaftspolitik sind sie entweder auf die Interessenten angewiesen oder auf eigens hierzu zitierte „Sachverständige". Mit Recht hat Dernburg einst das Wort geprägt, daß es Beamte gibt, die Sachverständnis besitzen, und solche, die verwalten.

Mindestens ebenso gefährlich sind die sogenannten reinen Praktiker, oder, wie man sie auch nennt, „die alten Afrikaner". Das sind solche Leute, die in jungen Jahren hinausgewandert sind, in Keetmanshoop einen Hühnerhof oder in Usambara einen kleinen Garten besessen haben und, wenn sie nach zehn Jahren zurückkehren, als unbedingte Autoritäten sich aufspielen. Nun ist es ja zweifellos gut, wenn ein Kolonialbeamter nicht nur die notwendige weltwirtschaftliche und wissenschaftliche Ausbildung hat, sondern auch in Übersee gewesen ist. Dabei ist es oft einerlei, ob er etwa deutsche, portugiesische, englische oder französische Kolonien kennen gelernt hat. Aber annehmen zu wollen, daß lediglich das Einatmen von überseeischer Luft den Kolonialbeamten macht, ist grundfalsch. Man kann jahrelang die Misthaufen von Kubub besichtigt haben und braucht deshalb noch kein großer Kolonialpolitiker zu sein, und wenn Paul Rohrbach meint, daß man unbedingt eine Kolonie kennen müsse, ehe man über Kolonialpolitik spricht, so kann dem gegenüber gehalten werden, was Karl Peters sagt. In seinem Buche „Zur Weltpolitik" betont Karl Peters nämlich sehr richtig, „es kann jemand ein sehr großer Afrikaforscher sein, ohne darum viel von Kolonialpolitik zu verstehen, und andererseits ist es doch sehr wohl möglich, daß jemand praktisch die Gesichtspunkte für eine gesunde Ansiedelungspolitik erfaßt hat, ohne auch nur ein einziges Mal afrikanischen Boden betreten zu haben." Hierin steckt zweifellos ein großer Kern von Wahrheit, und man soll sich hüten, die Fähigkeit eines Beamten lediglich deshalb zu überschätzen, weil er jahrelang an einem kleinen Küstenplatz oder im Innern Afrikas sich aufgehalten hat. Wer nicht von vornherein einen durch gründliche Wissenschaft ausgebildeten Sinn für kolonialwirtschaftliche Fragen hat, der wird auch in jahrzehntelangem Tropenaufenthalt nur wenig hinzu lernen. Wer aber, wie Rechenberg, einen Fundus von Wissenschaft, verbunden mit praktischer Erfahrung in Übersee, mitbringt, der steht über den Interessenten, der wird seine richtigen Wege schon gehen.

Notwendig ist es, daß unsere Kolonialbeamten, bevor sie herausgehen nach Übersee, zunächst in Deutschland mit den wichtigsten Problemen der Weltwirtschaft vertraut gemacht werden, damit sie in Übersee die Dinge besser begreifen und verstehen lernen, und gerade der jetzige Staatssekretär, Dr. Solf, beweist durch seine Reise nach Südwestafrika, daß auch er dieses System für richtig hält. Ebenso wie Dernburg zuerst wissenschaftlich die Richtlinien für eine gesunde Kolonialpolitik durch seine Denkschriften (Finanzpolitik, Eisenbahnwesen, Alkoholfrage, Baumwollbau usw.) festlegen ließ und dann erst Afrika sich ansah, so hat auch Dr. Solf sich zuerst rein theoretisch vorbereitet, um jetzt das vorher Gelernte durch die Tatsache nochmals zu kontrollieren. Nur wenn alle Beamten

die Erkenntnis haben, wie notwendig in der Kolonialpolitik die Vereinigung von Theorie und Praxis ist, dann werden uns Erfolge, wie sie Rechenberg und der ebenso verdienstvolle Gouverneur von Togo, Graf Zech, aufzuweisen haben, nicht fehlen. — Schlachtwortredner haben wir in unseren Kriegervereinen genügend, dafür sind unsere Kolonien zu wertvoll.

Coloniensis.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Nicht nur bei Tolstoi, auch im aktuellen Leben unserer deutschen Tage gibt es interessante Konflikte zwischen der Religion und dem Weltleben. An drei Punkten haben die letzten Wochen uns diese Reibung gezeigt.

1. Wieder hat ein sogenannter Adventist (Anhänger einer amerikanischen, in Deutschland kleinen, zähen christlichen Sekte) als Soldat die Arbeitsleistung am Sonnabend verweigert, weil Gott den Sabbat und nicht den Sonntag den Menschen zum Ruhetag bestimmt habe. Die Begründung ist unbestreitbar — zumal wenn man wie die christliche Kirche auch das Alte Testament als Urkunde der Offenbarung ansieht, die auch für die Christen verbindlich bleibt. Denn wie kann der Wochentag der Auferstehung Christi den von Gott, seinem Vater, ohne jeden Widerruf eingesetzten Ruhetag, also den auf sechs Arbeitstage folgenden siebenten Tag in seiner menschheitlichen Bedeutung ablösen? Die „Auferstehung Christi" als Abschluß des Erlösungswerks, und der Wechsel von Arbeit und Ruhe des Menschen sind zwei selbständige Größen, die sich keineswegs decken. Und wenn die Christen schon frühzeitig den jüdischen Sabbat durch ihren Sonntag abgelöst haben, so wäre diese Eigenmächtigkeit eben ein sehr alter Irrtum in der christlichen Kirche — wie denn Martin Luther in der Reformation mit anderen, gleichfalls ehrwürdigen Irrtümern der Kirche gründlich aufgeräumt hat. Hier gibt es keine Verjährung, wenn ein göttliches Gebot in Frage steht. Die Adventisten haben mit ihrem ungebrochenen Bibelglauben recht, wie die Baptisten mit der Verwerfung der Kindertaufe auf Grund der altchristlichen Praxis, die organisierte Kirche steht in beiden Fällen außerhalb der Bibel. Belanglos, wie für mich, wird die Sonntagsfrage und die Kindertaufe nur für den, der an die Offenbarung am Sinai nicht glaubt und dem die Taufe als sogenanntes Sakrament nichts gilt. Diese fanatisch frommen Sektierer läßt man nun wegen der sich naturgemäß an jedem Sonnabend wiederholenden Gehorsamsweigerung von einem Jahr zum andern im Gefängnis schmachten, die Leute fühlen sich als christliche Märtyrer und beharren dabei, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. So hielten es auch die Urchristen; nur daß sie die Strafe auf sich nahmen von dem heidnischen Cäsar, während die beiden Adventisten von dem christlichen Kaiser für ihre Ehrung des göttlichen Willens abgestraft werden. Die Verfolgung adventistischer Soldaten, welche am Sonnabend feiern wollen, ist vom religiösen Standpunkt aus anstößig; sie ist auch kleinlich und unklug: kleinlich, denn es handelt sich nicht um eine Gefahr für den bewaffneten Staat, vielmehr um eine handvoll kleiner Leute, deren fromme Gemeinschaft sich bei uns nicht vermehrt und zu der niemand, etwa aus Soldatenscheu, übertreten kann, weil die Sektierer auf strenge Zucht in ihren Reihen halten — das Schicksal

der Armee wird also durch die vereinzelten adventistischen Mitglieder in keiner Weise berührt. Unklug: es kann auf die Dauer dem Ansehen des obersten Kriegsherrn abträglich werden, daß er sich in diesem und jenem Punkt mit den heiligen Urkunden seiner Religion, welche die Staatsreligion ist, in Widerspruch setzt. Ein billiger Ausweg wäre leicht zu finden gewesen. Märtyrer sind niemals wünschenswert — sie sind noch immer die fruchtbare Aussaat für die Propaganda ihrer Überzeugung in der Geschichte gewesen.

2. Im Reichstag kam es zu einem erheblicheren Aufeinanderprall zwischen Staat und Kirche: der Streitpunkt ist das Duell, wieder einmal das Duell gewesen. Durch eine Kabinettsordre verabschiedet der Kaiser einen Offizier, der aus religiösen Gründen die Übernahme eines Duells abgelehnt hat. Zwiespältig heißt es in dem Erlaß des Generalissimus: a. die religiöse Ablehnung des Duells untersteht nicht der Beurteilung durch die Militärgewalt, das Aktenstück ist daher wegzulegen; b. der das Duell verweigernde Offizier setzt sich mit der Anschauung seiner Kameraden in Widerspruch und . . darf deshalb unverzüglich sein Abschiedsgesuch einreichen, das ihm in Gnaden bewilligt werden soll. Also Rang und Pension, statt des ruhmlosen schlichten Abschieds. Der Kriegsminister wird im Parlament vom Zentrum zur Rede gestellt und vertritt mit ungeschickten Worten ehrlich die kaiserliche Meinung: religiös reden wir dem Mann nicht drein, aber ins Offizierkorps gehört er nicht, weil er dessen Ehrbegriffe nicht teilt. Das Zentrum zieht den unabweisbaren Schluß: ein Christ kann nicht Offizier sein, weil er an die Ehre des Offiziers nicht „heranreicht", der Christenkaiser degradiert oder exkommuniziert den Offizier, der sich weigert, den Spruch des Ehrenrats auf sich zu nehmen und sich mit dem Kameraden — mag er noch so lumpenhaft gegen ihn und sein Haus gehandelt haben — nicht vor die Pistole stellt. Ein Rattenschwanz von Ungereimtheiten liegt vor: im Namen des Königs muß man sich duellieren, im Namen des Königs wird man dafür (auf Grund der bürgerlichen und der militärischen Gesetze) bestraft, im Namen desselben Königs wird man nach der Verurteilung begnadigt! Und der König wiederum — der für sich und seine Familie das Duell ablehnt — ist mit sich selbst in Zwiespalt, weil er zugleich zu den Grundsätzen des Evangeliums sich bekennt und als Summepiskopus die christlichen Kirchen vertritt. Der Kriegsminister hat gegenüber dem geschickten Vorstoß des Zentrums einen demütigenden Rückzug antreten müssen, doch in der Sache hat seine formelle Entschuldigung nichts geklärt oder entschieden. Die tapfere Berliner Kreissynode Friedrich Werder II., die in entschieden liberalem Geiste geführt wird, hat auf ihrer letzten erfreulichen Tagung durch den freisinnigen Pfarrer Heyn von der Kaiser-Wilhelmkirche energisch protestiert gegen Kaiser und Kriegsminister und in ihrer Resolution das Duell als Mittel zur Wiederherstellung beschädigter Ehre abgelehnt. Da die protestantischen Kirchbehörden bei Grenzfragen zwischen Staat und Kirche der römischen Kirche an Tapferkeit und Geschlossenheit (aus Opportunität) nachzustehen pflegen, ist solche Stärkung ihres Selbstgefühls durch den religiösen Liberalismus lebhaft zu begrüßen! Das Duell ist ein Unsinn, denn es vermag nicht über Schuld und Unschuld derer zu entscheiden, welche es austragen — nachdem der Aberglaube eines darin wirksamen Gottesurteils geschwunden ist; es ist ein Unfug, weil es dem Gesetz widerspricht und eine doppelte Justiz für die verschiedenen Stände des gleichen Volks etabliert. Es ist der geadelte Mord, weil es —

durchaus nicht aus germanischer Sitte erwachsen, vielmehr der französischen Verlotterung einer unrühmlichen Zeit entstammend — Standesvorrechte beschützt. Vollends darf keine christliche Kirche mit dem Duell paktieren, ohne sich selber das Urteil zu fällen.

3. Endlich hat es im Abgeordnetenhause des preußischen Landtags eine wiederholte charakteristische Szene zwischen einem temperamentvollen Sozialdemokraten und dem konservativen Präsidenten wegen des Krieges gegeben. Der Krieg ist als ein Hohn auf Gott, auf das Christentum und auf die Menschlichkeit bezeichnet worden, ein Ordnungsruf wurde verhängt; das Urteil wurde wiederholt und der Ordnungsruf desgleichen. Die Sozialdemokratie als Fürsprecherin des Christentums ist eine nicht unbedingt einwandfreie Größe; doch schon Schiller hat vom Feind geurteilt: Auch den Feind kann ich nützen, denn er zeigt mir, was ich soll, während mich der Freund meist positiv einschätzt mit seinem Blick für das, was ich kann. Das Kreuz als Ehrenzeichen für kriegerische Leistungen ist ohne Zweifel eine der seltsamsten geschichtlichen Paradoxien. Tolstoi stand mit seiner Ablehnung des aktiven Widerstandes gegen die Gewalt dem Evangelium Jesu innerlich näher als Luther, der gegen die den Krieg verwerfenden Schwärmer die „Gottesordnung" des Krieges in der Bauernbewegung gerühmt hat. Wir können im Ernstfalle den Krieg nicht entbehren, so sehr wir von der fortschreitenden Humanität die Beilegung der Völkerzwiste auf diplomatischem Wege erhoffen, mit Hilfe der internationalen Schiedssprüche; neben den Greueln des Krieges ergeben sich auch (direkt und indirekt) sittliche Wirkungen im Geleit des Krieges. Aber der Krieg und das Christentum sind u n v e r s ö h n l i c h e G e g n e r. Im Namen des Evangeliums darf man weder die Fahnen und die Truppen einsegnen, noch von einem deutschen Gott (Wodan war der Gott der Deutschen) reden und den Weltgott für Nationalinteressen in Anspruch nehmen. Wir sind durch unsere gesamte geschichtliche Entwicklung und nach der Neuschöpfung der deutschen Kirche durch Luther vom Evangelium Jesu in allen wesentlichen Stücken abgedrängt worden; wir können nicht wieder zu ihm zurück, ohne uns selber aufzugeben. Wir sind, auch wenn wir es wünschen, keine Christen mehr — das wird uns am Kriege ganz deutlich. Die deutschen Landeskirchen haben auch hier, wie zumeist, eine kostbare Gelegenheit versäumt, sich an die Spitze der Bewegung der Zeit zu stellen. Die soziale Strömung fand eine zaudernde Kirche, bis andere Geister die Führung übernahmen; vor der neuzeitlichen Wissenschaft hat die Kirche sich verschlossen und dem Materialismus den Platz geräumt, wie sie der modernen Kunst Türen und Fenster verschloß und sich mit der Nachahmung vergangener Formen begnügt. Die Verständigung über den Völkerfrieden sollte sie freudig begrüßen als Geist von ihrem Geiste — feige schweigt sie, bis die Machthaber der Erde ihr die Erlaubnis erteilen, ihr dekoratives Amen auf die fertige Sache zu setzen. So verwirkt die Kirche im Großen wie im Kleinen das Kreuz in ihrem Wappen.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Reise-Rundschau.

Wenn vordem Jemand auf die Wanderschaft ging, gab man ihm ein Sträußlein, eine Erquickung mit auf den Weg. Heut gibt man dem Scheidenden einen l i t e r a r i s c h e n R e i s e g e n o s s e n mit, als das weitaus Erfreulichste für einsam besinnliche Stunden. In einer ganzen Anzahl Zuschriften

werden wir gebeten, unsere Leser zu beraten über die Literatur, die für solchen Zweck am besten zu wählen wäre. Unter den hunderten von geeigneten Erscheinungen eine engere und engste Wahl zu treffen, ist nicht leicht. Denn der Übel größtes ist ein unpassendes Buch in unpassender Hand. Die Schwierigkeit wird hier erhöht durch den Umstand, daß für diese unendliche „Fülle der Gesichte" ein unendlich kleiner Raum verfügbar ist. Da heißt es, in leichter Variante auf Sirach: „Was du wählst, wähle klug und bedenke den Zweck". In Anlehnung an unsern unmittelbaren Zweck wollen wir also zunächst einige Bücher für die Reise selbst auswählen — pit bits für das Kupee. Natürlich auch hier unter zehntausend Nichtigkeiten nur einige wirkliche Elite-Erscheinungen — dem Grundsatz unserer Zeitschrift entsprechend.

Da ist vor allem ein kleines Bändchen der Gräfin Reventlow[1]) „Von Paul zu Pedro". Eine Reihe von feinsinnigen, zartfühlig und flott geschriebenen Briefen einer Dame an ihren Doktorfreund, deren Gegenstand amoureske Betrachtungen und Erlebnisse sind. Ein Büchlein für die Gourmets unter jenen Mimosa-Naturen, die so gerne und so weit wie möglich von ihrer Kupee-Umgebung abrücken. Da wäre weiter ein Band Skizzen[2]) von W. v. Huhn „Madame" und Anderes. Das Buch führt uns mit herzfrisch erzählten Erlebnissen aufs Meer, in ferne Länder, mit ersichtlicher Vorliebe nach den Städten und Stätten Ostasiens. Es läßt uns Abenteuer bestehen; es entschleiert Verhängnisse; wir lachen mit Herzlichkeit über des Lebens Unverstand und der Menschen Albernheit, über die Verschlagenheit der „Gerissenen" und die Gedankenlosigkeit der Alltagsfrohen. In allem aber spüren wir die taktvolle Feder in gepflegter Hand — die vornehme Dame.

Ob ich Ludwig Thoma[2]) nenne, mit seinem „Jozef Filsers Briefwerel". Ich denke, man braucht ihn eben nur zu nennen (mit Band II soeben erschienen) und „ein weiterer Kommentar ist nicht nötig". Nicht ohne erwogene Absicht stelle ich den sehr kurzweiligen Reisegenoß Albert Ehrenstein[4]) rühmend an diese Stelle. Da ist sein „Kater", dessen „Selbstmord" und andere kleine Geschichten von dem bestbekannten Dichter mit so streng gezügelter Kraft, so sorgsam gepflegtem Vortrag, so feiner Beobachtung und Lebensspiegelung erzählt werden, daß man wünschen möchte, das kleine prächtige Buch käme immer in die „richtigen Hände". Die richtige Wirkung könnte dann nicht ausbleiben. Füge ich für lachlustige Leser 4 Bände des Münchener Satirikers de Nora[3]) „Käfersammlung" Band I und II, „Nazzis Hochzeitsreise" und „Marl Bierjung" noch hinzu, so ist mein Raum erschöpft.

Und nun, nach diesem hors d'œuvre, zum eigentlichen Menu, den Büchern für die Erholungsstunden in der Fremde: Da möchte ich vor allem auf den Schweizer Großmeister Ernst Zahn[5]) hinweisen, der in seiner neuen Dichtung „Die Frauen von Tannô" ein ergreifendes Problem behandelt. Diese Frauen, durch eine gewisse Vornehmheit der Lebensauffassung abgesondert von der Umwelt ihrer Schweizer Bergdörfer, fassen den Heldenentschluß, in ihrer Gesamtheit eigenem Liebes- und Eheglück zu entsagen, um das furchtbare Verhängnis der im Dorfe forterbenden Bluter-Krankheit dauernd Einhalt zu tun. Alle diese Heldinnen bringen still und entsagend ihr Opfer — auch die führungsfreudigen schönen Töchter des Arztes, selbst dann, da sie erfahren, daß ihr Opfer nicht nötig wäre, denn sie gerade sind „frei vom Übel". In der fortschreitenden Entwickelung dieser Vorgänge entfaltet Zahn alle seine Vorzüge auf der Höhe seiner erlangten Reife.

Insbesondere hat sich seine Fähigkeit: sondierend zu beleuchten, was aus der Seele der Handelnden zu entscheidenden Lebensvorgängen bricht, ins Meisterliche verfeinert.

Eine gewisse Verwandtschaft der heimatfrohen Art zeigt Rudolf Hans Bartsch[7]), dessen frühere Dichtungen hier wieder in Erinnerung gebracht seien: Die prächtigen „Zwölf aus der Steiermark", die den Autor von heut zu morgen berühmt gemacht; „Die Heindlkinder", „Elisabeth Kött", „Bittersüße Liebesgeschichten". Neuerdings eine Reihe lustig-launiger Novellen[3]) „Vom sterbenden Rokoko", die in Wien und Paris spielen und hier die anmutigsten Liebes- und Lebensbilder auf dem Hintergrunde der Revolution mit zarten Gobelin-Tönen malen. Endlich sein letztes Opus: „Das deutsche Leid", ein Roman, in dem er mit blutender Seele klagt seinen Schmerz um das Weh der Deutschen in den Landesteilen Österreichs, wo von fremdsprachiger Bevölkerung Haß, Verfolgung, Abgunst, Neid und jede Untreue an der deutschen Sehnsucht nach Heimatfrieden geübt wird. „Das deutsche Leid" der böhmischen Tatsachen; das Weh der Zahlen und Zeiten; ein prachtvolles Buch!

Eine andere Art deutscher Sehnsucht ist es, die Otto Ernst[3]), der Hamburger Dichter-Pädagoge, in seinem Buche „Lasset uns unsern Kindern leben" einen tiefernsten, beredt-aufrichtigen Ausdruck gibt. In einer Anzahl reif durchdachter, empfindungfeiner Essays zeigt er uns, was unserer aufwachsenden Jugend vor allem nottut; wie die erziehlichen Elemente: Elternhaus, Schule, Kunst und Leben sich rationell verhalten sollten. In einem andern[3]), kritisch-ästhetischen Buche „Blühender Lorbeer" bietet Ernst eine Reihe „Plaudereien und Andachten über deutsche Dichter", unter denen insbesondere die Abhandlungen über Heine und Fontane bemerkenswert sind. Ein gleiches Thema in ungleicher Behandlung findet sich in dem ausgezeichneten Buche von Sigmar Mehring[6]) „Lorbeerkränze für deutsche und fremde Dichter", auf das ich noch eingehend zurückkomme.

Apropos fremde Dichter möchte ich auf einen jungen, frühverstorbenen Russen hinweisen: Alexander Andreas[7]), eigentlich Alexander A. Badendyk, und auf dessen liebenswürdige Begabung für musivische Kleinmalerei in seinem Roman „Botscharow, der Großkaufmann". Mit Geschick, Geschmack und Kunstfertigkeit fügt er Steinchen an Steinchen zu einem erwärmend lebendigen Kleinstadtbilde, dessen Gestalten mit ihren Erschütterungen, Herzenskämpfen und Siegen in ihrer Liliput-Lebensperspektive unsere Anteilnahme gewinnen.

Gerade diese Kleinstadtkunst, mit ihrem Unterton von Herzlichkeit, bringt mich auf einige Nachlaßwerke von dreien der größten Erzähler, die wir Deutschen gehabt: Fontane[8]) mit seinem herrlichen Buch „Kinderjahre". Aufzeichnungen, deren einfache Treue mit Ehrfurcht erfüllen muß jeden, dessen Seele fähig ist, menschliche Schlichtheit groß zu fühlen. Bis in seine beginnenden Mannesjahre schildert Fontane hier sein Leben und das seiner Eltern. Mit zahlreichen, vorzüglich reproduzierten Bildern der Vorfahren Fontanes und seiner Heimat ist der vornehm und gediegen ausgestattete Band geschmückt. Auf eine Kollektiv-Ausgabe der „Berliner Romane" Fontanes[8]) komme ich später zurück. Vollwertig schließt sich ein Band nachgelassener „Erzählungen und Geschichten aus schwerer Zeit" von Gustav Freitag[9]) an. Nach Ungarn und Siebenbürgen, nach Prag ins Ghetto, nach der Wallachei und ins Slovaken-

land, nach Jütland und in polnische Wälder, ja nach Afrika führt uns die still und stetig schreitende, klare, unaufdringliche Erzählerkunst **Freitags**, den wir in sträflichem Gegenwarts-Undank halb schon vergessen haben. Der Dritte ist **Friedrich Spielhagen**[3]) „Erinnerungen aus meinem Leben", der uns in einem Dutzend deutscher Städte mit seinen interessanten Erlebnissen Station machen läßt und förmlich zur Mitreise dorthin in seiner warmfühligen Weise einlädt.

Doch nun zurück zum Leben, zu dem kraftvoll pulsierenden Leben in **Gustav Frenssens**[10]) „**Untergang der Anna Hollmann**". Eines jener seltsamen Bücher, die das kritische Interesse nicht für den Helden aufbrauchen, sondern auf die Gestalt seiner Verderberin lenken. Ein Problem der Frauenliebe, das ganz nebenher läuft, wird hier zur psychologischen Quelle der Handlungen des Helden und schließlich zum tatharten Antrieb für seinen Untergang. Dieses Problem: Die Liebe eines stolzen, reinen, etwas nüchternen Mädchens, **nicht zu dem Geliebten der Wirklichkeit, sondern zu ihrem Phantasie-Erinnerungsbilde**, gehört mit zu dem Interessantesten, das jemals über die Möglichkeiten der Frauenliebe geschrieben worden ist. Schließlich noch zu dem oft und gern „verkannten" **Josef Lauff**[10]) mit seinem letzten Roman „**Lux aeterna**", der in den Vorläufertagen der Reformation spielt. Würde Lauff nicht von Zeptergunst so sichtbarlich und weithin hallend getragen, man stände seinen Arbeiten unbefangener gegenüber. Und was unzweifelhaft auch hier wieder an Talent und selbstgeschultem Können gestalterischen Ausdruck gewinnt, würde für minder „Ausgezeichnete" ausreichen, ihnen spontane Anerkennung zu sichern. Mit seiner antiquierenden, chronistizierenden Vortragsform, die uns die Zeitfarbe vermitteln soll, entgleist er freilich oft ganz bedenklich. Die Fabel dreht sich vornehmlich um zwei Theologen, die „von der Pfaffheit Fehle" vernunftgemäß abfallen und Luthern, dem aufsteigenden Stern der Erlösung, zustreben — der Eine sterbend im Sieg, der Andere, der Held des Buches, an der Leiche seines Kindes von seinem Weibe verraten.

Das wäre für heut das Wichtigste — der Raum verbietet mir, anders als nur andeutend Wert und Inhalt der genannten Bücher zu streifen. Ich erinnere aber nochmals, daß die **bloße Erwähnung** eines Buches, das aus **vielen seiner bestimmten Gattung ausgewählt ist**, an **dieser** Stelle hier schon so gut wie Empfehlung ist. So wollen es unsere Leser auffassen und als wohlbedachte Leitung freundlich aufnehmen.

1) Verlag von Albert Langen, München.
2) Verlag von Curtius, Berlin W.
3) Verlag von L. Staakmann, Leipzig.
4) Verlag von Georg Müller, München.
5) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
6) Verlag Continent, Berlin W.
7) Verlag der Grenzboten, Berlin.
8) Verlag von F. Fontane & Co., Berlin-Dahlem.
9) Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.
10) Verlag von G. Grote, Berlin.

Musikalische Rundschau.

Von Walter Dahms.

Karl Muck.

Einen großen Verlust hat Berlin als Musikstadt durch den Fortgang des

Generalmusikdirektors Dr Karl Muck erlitten, einen Verlust, dessen Folgen sich erst mit der Zeit fühlbarer machen werden. Muck ist einer von den großen Künstlern, die aller äußeren Reklame abhold, still und unentwegt, aber desto gründlicher und tiefgehender wirken. Nach einer wechselvollen Kapellmeisterlaufbahn kam der Dreiunddreißigjährige 1892 an das Berliner Opernhaus. Zwanzig Jahre durften wir ihn also unser nennen. Was er in dieser Zeit geleistet hat an dem Ausbau und der Festigung unserer musikalischen Kultur — namentlich als Wagnerdirigent — braucht nicht erst in den Einzelheiten festgestellt zu werden. Der Bayreuther Parzival-Dirigent verwaltete bei uns das Erbe Wagners, und seine Ringaufführungen waren Festspiele für Berlin. Gewiß hat er nicht alle seine Intentionen verwirklichen können; er war gezwungen, mit dem Personal zu arbeiten, das ihm in die Hände gegeben wurde. Daß er trotz mancher Mängel Großes erreicht hat, ist das Verdienst seiner genialen, inspirierenden Mitteilungsgabe. Auch als Dirigent der Sinfonie-Konzerte der Königlichen Kapelle hat er segensreich gewirkt. Für die Bruckner-Propaganda hat er viel getan. Man würdigte seine Tätigkeit damals nicht gebührend. Das geschah erst, nachdem er als Konzertdirigent eine Rarität für Berlin geworden war. Nun war sein jedesmaliges Auftreten ein Triumph. Seine Wirksamkeit blieb natürlich nicht auf die Reichshauptstadt beschränkt. Die großen europäischen Musikstädte sahen ihn am Pult, Paris, London, Petersburg, Moskau, Wien und andere. Und schließlich kam der Tag, wo Dr Muck nach Amerika ging. Er leitete dort für eine Saison das Bostoner Sinfonieorchester, das den Titel des besten Orchesters der Welt für sich in Anspruch nimmt.

Nun geht er definitiv über den Ozean. Amerika wird also von jetzt ab unseren Generalmusikdirektor besitzen. Sein Fortgang reißt in das Berliner Musikleben eine Lücke, die sobald nicht ausgefüllt werden kann. Denn er war eine Persönlichkeit. Wenn es an dem Publikum gewesen wäre, seinen Liebling zu halten, wäre gewiß nichts unversucht geblieben. Aber an leitender Stelle war man sich anscheinend der Tragweite von Mucks Scheiden nicht voll bewußt. Denn sonst hätte man ihn um jeden Preis gehalten. Besonders lebhaftes Befremden aber hat es erregt, daß offiziell so wenig Notiz von seinem Weggang genommen worden ist. Ein Künstler, der zwanzig Jahre lang seine beste Kraft einem Kunstinstitut in aufreibender Tätigkeit gewidmet hat, hätte wohl Besseres verdient. Jedoch das ist nun nicht mehr zu ändern. Dr Muck kann aber in dem Bewußtsein scheiden, daß die musikliebenden Kreise Berlins unauslöschliche Erinnerungen seines Wirkens bewahren und die Hoffnung nicht aufgeben, ihn in absehbarer Zeit wieder hier zu sehen. Wir sagen: er war unser! Und fügen hinzu: möge er bald wieder unser werden!

Wirtschaftliche Rundschau.

Die Reichsbank hat sich endlich dazu entschlossen, den hohen Diskontsatz von 5% , der ununterbrochen seit dem September des vorigen Jahres in Kraft gewesen ist, um 1/2% zu ermäßigen, — 3 Wochen vor dem Julitermin, der ja kein Zahlungstermin ersten Ranges ist wie etwa der 1. Oktober oder der 1. Januar, aber doch immerhin eine respektable Mobilmachung von Geldmitteln erforderlich zu machen pflegt. Die Gründe, aus denen die Diskontermäßigung erst jetzt und nicht schon ein paar Wochen früher vorgenommen wurde, lassen sich aus dem Status der Bank und aus der ganzen Lage

des Geldmarktes nicht recht ersehen. Der Metallbestand der Reichsbank — wohl zurzeit der höchste, den das Institut je zu verzeichnen gehabt hat — ist in den letzten Wochen noch weiter aufgefüllt worden, aber auch vor mehreren Wochen bereits war er stattlich genug, und der Status der Bank hätte trotz der sehr hohen Wechsel- und Lombardanlagen eine Diskontermäßigung vertragen. Wenn der Reichsbankpräsident trotzdem immer noch an der „Politik des Abwartens" festhielt, so tat er dies, weil er der internationalen Geldmarktslage noch nicht so recht traute und bei dem zeitweilig für uns nicht sonderlich günstigen Stande der Devisenkurse trotz der geringen in Deutschland befindlichen Auslandsguthaben mit der Möglichkeit von Goldabflüssen rechnete. In den letzten Wochen scheint nun insofern eine Klärung der Lage eingetreten zu sein, als der Goldbegehr am internationalen Markte nicht sonderlich groß war und es der Reichsbank sogar unschwer gelang, vom Auslande nicht unerhebliche Goldbeträge allerdings unter Gewährung sogenannter „Facilitäten" heranzuziehen. Abgesehen von diesen rein geldtechnischen Momenten dürfte aber noch ein anderes Motiv zu dem Entschluß beigetragen haben, die Diskontermäßigung, an die mancher schon nicht mehr glaubte, nun doch vorzunehmen: der unaufhaltsame Rückgang der heimischen Staatsanleihen. Naturgemäß ist es keineswegs richtig, die rückwärtige Tendenz unserer Staatsanleihen lediglich auf den hohen Diskontsatz zurückzuführen, aber die Erschwerung des Kredits, die aus den hohen Zinssätzen resultierte, wird gar manchen Geschäftsmann zum Verkauf seiner Staatspapiere bewogen haben. An der Börse gab es außerdem böse Zungen, die behaupteten, daß gewisse Finanzkreise in der letzten Zeit systematisch heimische Anleihen auf den Markt geworfen haben, um eine Diskontermäßigung zu *erzwingen*. Diese Version mag dadurch entstanden sein, daß in der Tat in den letzten Tagen vor der Diskontermäßigung größere Anleiheverkäufe stattgefunden haben.

Die jetzige geringe Verbilligung des Bankgeldes vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, daß wir für den Herbst mit recht schwierigen Geldverhältnissen zu rechnen haben werden. Der Ultimogeldsatz von 6%, der zum Ultimo Juni die Regel bildet, gibt einen kleinen Vorgeschmack von den „Freuden", welche die Spekulation im Herbst zu erwarten hat. Bisher hat die Börse allerdings von ihrem Spieleifer noch nicht viel eingebüßt. Besonders am Kassaindustrieaktienmarkt, nach dem sich die Spekulation von den früher viel beliebteren Ultimomärkten in letzter Zeit immer mehr hingezogen hat, dauerte der „Tanz um die schweren Papiere" mit unverwüstlicher Leidenschaft an. Neben den Aktien der Stickmaschinenfabriken („Vogtländer" und „Kappel") sind in letzter Zeit besonders die Aktien des sogenannten Waffenkonzerns, vor allem die der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken auf den Schild erhoben worden. Kapitalserhöhungsgerüchte und natürlich auch hier wieder Patente (auf automatische Gewehre) sind in diesem Falle die Stimulationsfaktoren.

Die Diskussion über die Konjunktur ist inzwischen immer noch nicht verstummt. Hellhörige Leute wollten hier und da bereits gewisse Überspannungssymptome konstatiert haben. „Unterbietungen am Stabeisenmarkt", der in den letzten Jahren in der Tat das am feinsten reagierende Konjunkturbarometer für die Eisenindustrie geworden ist, — ferner eine leichte *Abflauung* auf manchen *Seefrachtmärkten*, das könnten in der Tat Vorboten für einen Konjunkturumschwung sein. Mög-

licherweise handelt es sich aber nur um vorübergehende Erscheinungen. Der deutsche Stahlwerksverband, der sich allerdings schon manchmal in der Beurteilung der Konjunktur geirrt hat, berichtete über eine unvermindert lebhafte Geschäftstätigkeit.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Moritz Frühling, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Ferdinand I., König der Bulgaren.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Gegründet von Paul Lindau

Herausgegeben von Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

München — Budapest

A. Mayr, Verlags-Kom.-Buchhandl. — Berthold Sutter. — Grill'sche k. u. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 142. Heft 455 August 1912

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig	Wien	München	Budapest
E. F. Steinacker.	R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl.	Berthold Sutter.	Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 142. Heft 455 August 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Die sozialen Fürsorgeanstalten der Firma Krupp.
(Ein Beitrag zur Hundertjahrfeier.)

Vor Jahren habe ich vor den höheren Beamten dieses Weltwerkes einen Vortrag über „Glauben und Wissen" gehalten. — Bei dieser Gelegenheit war es mir vergönnt, neben den technischen, maschinellen auch die sozialökonomischen Einrichtungen dieses Vorbildes unbeugsamen deutschen Unternehmersinnes und Gewerbefleißes, auf die der Typus des deutschen Arbeitunternehmers eingestellt ist, zu studieren und insbesondere meine soziologischen Theoreme an der dort ins Leben gerufenen Praxis messen zu können. Die sozialen Fürsorgeeinrichtungen haben mich, wie selbstverständlich, am lebhaftesten angesprochen. Das Wort Alfred Krupps, des zweiten in der Kruppschen Fabrikgeschichte führenden Generals dieser größten deutschen Arbeiterarmee wurde lebendig: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein". — Die Feier der hundertsten Wiederkehr des Gründungstages der Kruppschen Fabrik, die für deutsches Arbeiterleben einen glorreichen Gedenktag und so einen Tag des gerechten Stolzes, wie gerechter Zukunftsausschau darstellt, wird in den nächsten Tagen in Anwesenheit des deutschen Kaisers begangen werden. Wir glauben, unsrer Neigung nach, unseren Glückwunsch am geeignetsten durch eine Übersicht der sozialökonomischen Tätigkeit der Krupps übermitteln zu sollen. Ist doch diese Folie der Kruppschen Tätigkeit von solch eminenter Bedeutung gewesen, daß, als seinerzeit die deutsche Arbeiterversicherungsgesetzgebung in Angriff genommen wurde, Fürst Bismarck es ausgesprochen hat, daß die erprobten Kruppschen Kassen ihm als Anhalt für die Schaffung ähnlicher Einrichtungen dienen würden, und daß ihre Statuten bei den im Gange befindlichen gesetzgeberischen Vorarbeiten berücksichtigt werden sollten. An dieser vorbildlichen Arbeiterfürsorge, die zu einer Zeit einsetzte, als weder Staat noch einzelne an diese ideale Praxis dachten, sind die drei Kruppschen Generationen (Friedrich, geb. 1787, gest. 1826; ganz besonders Alfred, geb. 1812, gest. 1887; Friedrich Alfred, geb. 1854, gest. 1902) und die jetzigen Besitzer Herr und Frau Krupp von Bohlen-Halbach nicht am wenigsten beteiligt. Die Maxime, die für den Arbeitsentgelt an sich in allen, selbst den ungünstigen Entwickelungsstadien dieses mächtigen

Betriebs in Geltung gehalten wurde, ist wiederum von Alfred Krupp in die leitende Formel gemünzt worden: Die Arbeiter sollen das Maximum bei uns verdienen, was eine Industrie bieten kann. Ferner verlangte er, daß die treuen Arbeiter auch in Zeiten ungünstigen Geschäftsganges weiter beschäftigt werden mußten, Entlassungen möglichst vermieden werden. Im Jahre 1848, als die Zeiten sich für die Fabrik besonders ungünstig gestalteten, ließ er das letzte Familiensilber einschmelzen, um seinen Arbeitern, die er nicht entlassen wollte, den Lohn zahlen zu können. Aber mit hohem Lohn allein war sein Ziel, die Wohlfahrt aller zum Fabrikverband Gehörigen zu begründen und zu fördern, nicht zu erreichen. Besonders die Erfahrungen der 60er und 70er Jahre zeigten dies. Damals waren infolge des industriellen Aufschwungs die allgemeinen Lohnsteigerungen an der Tagesordnung; auf der Kruppschen Fabrik betrug der Lohn im Durchschnitt: 1865 = 2,37 Mark, 1870 = 3,08 Mark, 1874 = 3,86 Mark. Aber die Leute waren dadurch nicht zufrieden geworden. Die höheren Löhne wurden bald wieder aufgezehrt durch die Steigerung der Preise für das zum Lebensunterhalt Notwendige, namentlich für Miete und Kostgeld. Alfred Krupp schrieb damals: „Niemals hat der Arbeiter so viel Lohn verdient, als gerade jetzt; es ist also nicht der geringe Lohn, der ihn unzufrieden macht, sondern der geringe Genuß von der Menge von Geld, namentlich die hohen Mieten und das teure Kostgeld." Aus dieser Erkenntnis heraus griff er durch den Bau von Wohnungen für die Verheirateten, die er dann unter Selbstkosten an seine Arbeiter vermietete, dem Übel an die Wurzel; ebenso errichtete er Logier- und Kosthäuser für die Unverheirateten und schuf schließlich eine weitverzweigte Konsum-Anstalt, welche gute und billige Waren, vor allem für den notwendigen Lebensbedarf lieferte. Die große Bedeutung der Wohlfahrtseinrichtungen in sozialer Hinsicht zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt im Fabrikverbande sah Alfred Krupp vor allem in ihrer lohnergänzenden Wirkung. Lohn und Bedarf des Arbeiters stehen in vielen Fällen in keinem geometrischen Verhältnisse; Größe wie besondere Umstände der Einzelfamilie schaffen Divergenzen in derselben Lohngrenze, während der Entgelt der Arbeitsleistung auf den Bedarf wenig, auf diese Divergenz gar keine Rücksicht nehmen kann. Hie Leistung, hie Lohn. In diese Gerechtigkeitsbresche, die der Geschäftsmarkt in kühler Berechnung legen mußte, sprang der ausgleichende, warme Wohlfahrtssinn Alfred Krupps. Die nach dieser von ihm aufgestellten Richtlinie geleitete Wohlfahrtspflege in dem ausgedehnten Fabrikbetrieb sollte herrliche Früchte zeitigen. Die Fabrikwohnungen — heute über 6000 an der Zahl allein bei der Gußstahlfabrik — werden in erster Linie an die älteren Arbeiter vermietet. Da die Miete heute kaum $^{3}/_{5}$ der ortsüblichen beträgt, stellen die Kruppschen Wohnungen eine Art von Altersprämien dar. Außerdem gewähren diese Wohnungen den kinderreichen Familien noch den besonderen Vorteil, daß sie hier auch in den Zeiten der Hochkonjunktur vor der Kündigung durch den Vermieter gesichert sind.

Die Konsum-Anstalt verkauft die Waren billig; sie muß nicht verdienen; der Überschuß wird als Rabatt den Käufern zurückvergütet; an diesem Vorteil partizipieren die größeren Familien also in besonderem Maße. Die Festsetzung der Verkaufspreise richtet sich je nach der Bedürfnisquote des Materials; für Brot, Fleisch, Butter, Schmalz, Hülsenfrüchte, Mehl, Kohlen usw. sind die Preise niedrigere, als die für mehr entbehrliche, geschweige denn Luxusartikel. Diese stets festgehaltene Preispolitik der Konsum-Anstalt macht es auch den größeren Arbeiterfamilien leichter, mit dem Lohn hauszuhalten. Die Kranken- und Pensionskassen mit den dazu gehörigen Einrichtungen — Krankenhaus, Erholungshäuser usw. — der Kruppwerke haben durch die Reichsversicherungsgesetzgebung nur wenig von ihrer Bedeutung als lohnergänzende Institutionen verloren. Die Pensionskasse gewährt neben den Bezügen aus den gesetzlichen Kassen hohe Pensionen nicht nur an Männer, sondern auch an Witwen und Waisen. Aus besonderen Stiftungen werden in Fällen des Bedürfnisses, namentlich wenn das pensionsfähige Dienstalter noch nicht erreicht ist, einmalige oder fortlaufende Unterstützungen gewährt. Diese Institutionen sind dem Arbeiterkreise des Kruppschen Kulturkreises zur fakultativen Benutzung geöffnet worden. Ausgenommen von dem Fakultativen sind allein die Pensions-, sowie die damals (50er Jahre) betriebene Fabrik-Krankenkasse. Für sie galt Beitrittszwang für alle. Bei ihrer Begründung war der Beitritt freiwillig; der sich mählich erweisende Zwang der Verhältnisse erforderte die Änderung des Grundstatuts. Die Einrichtung der Pensionskassen als selbständige Rechtssubjekte, welche im Falle der Dienstunfähigkeit usw. nicht Unterstützungen auf Zeit, sondern lebenslängliche Renten von bestimmter und beträchtlicher Höhe gewähren, erforderte die Beteiligung aller Werksgenossen, also die Beitrittspflicht aller. Der schon im Jahre 1836 gegründeten Fabrik-Krankenkasse ging's nicht anders. Der Beitritt war freiwillig; der Mitgliedsbeitrag belief sich anfangs auf 1 Silbergroschen wöchentlich; außerdem flossen die Strafgelder in die Kasse. Die Firma scheint die Arzt- und Apothekerrechnungen bezahlt zu haben. In den Jahren 1845—1847 war ein Kassenarzt fest angestellt. Das Krankengeld nahm keine Rücksicht auf die verschiedene Höhe des Verdienstes; es betrug bis zum Jahre 1841 5 Silbergroschen, später 7½ werktäglich, für jene Zeit ein recht ansehnlicher Betrag. Wenn der Stand der Kasse es gestattete, wurden auch Unterstützungen an bedürftige Arbeiter und an Witwen gewährt. Die Verwaltung der Kasse lag in den Händen von Arbeiter-Deputierten. Die Beteiligung der Arbeiter an der Kasse schwankte zwischen 58 und 90 Prozent. Als die Zahl der Arbeiter im Anfang der 50er Jahre stark zunahm, erwies sich die bisherige Einrichtung als unzulänglich, und es wurde 1853 auf einer breiteren Grundlage die „Kranken- und Sterbekasse der Gußstahlfabrik" gegründet, aus welcher im Laufe der Zeit die heutige Kruppsche Krankenkasse und die Arbeiterpensionskasse der Gußstahlfabrik hervorgegangen sind. Die Firma überwies der Kasse 100 Taler und verpflichtete sich, jedes Jahr den gleichen

Betrag zuzusteuern „unter der Bedingung, daß dieses so nützliche Institut gewissenhaft und so, wie dasselbe es verdient, von den Deputierten verwaltet werde". Der Beitrag für 2 Wochen wurde auf 3 Silbergroschen erhöht. Aus den Überschüssen der Kasse sollten Unterstützungen an dienstunfähige Arbeiter gewährt werden. Im Jahre 1855 gehörten von 700 Arbeitern nur etwa 200 der Kasse an. Es wurde darum 1855 der Beitrittszwang angeordnet; auf andere Art war ein Gedeihen nachweislich unmöglich. Der Beitrag wurde erhöht und nach der Lohnhöhe abgestuft, ebenso das Kranken- und Sterbegeld. Die höchste (vierte) Verdienstklasse rechnete mit einem Tagesverdienst von 25 Silbergroschen und mehr; der Beitrag dieser Klasse für 2 Wochen betrug 8 Silbergroschen. Das tägliche Krankengeld wurde auf 12 Silbergroschen bei Familienpflege und 3 Silbergroschen bei Krankenhauspflege, das Sterbegeld für die vierte Klasse auf 15 Taler festgesetzt. Das Jahr 1858 brachte höchst bedeutsame Verbesserungen für die Krankenkasse, indem die Leistungen der Firma in ein festes Verhältnis zu den Beitragsleistungen der Mitglieder gebracht wurden. Die Firma verpflichtete sich, 50 Prozent der Mitgliederbeiträge zu zahlen; sie erhielt den Vorsitz im Vorstand und verfügte in der Generalversammlung über $^1/_3$ der Stimmen. Es wurden 2 weitere Verdienstklassen mit einem versicherten Lohn von 30 resp. 35 Silbergroschen aufgesetzt. Für die Kasse wurde die Rechtsfähigkeit erlangt. Die damalige Kruppsche Kasse entspricht in ihren wesentlichen Einrichtungen, insbesondere in Hinsicht auf Beitrittszwang, Leistungen und Verfassung fast völlig den 3 Jahrzehnte später auf Grund der Reichsgesetzgebung geschaffenen gesetzlichen Krankenkassen. Im Laufe der Zeit sind die Einrichtungen der Kasse noch weiter ausgebaut, insbesondere die Leistungen wesentlich erweitert worden. Verheirateten Kranken wurde für Kinder unter 15 Jahren neben dem Krankengeld ein Zuschuß (Kindergeld) gegeben, und den Unfallverletzten wurde ein Zuschuß zum Krankengeld gesichert, so daß der Verletzte $^2/_3$ seines Lohnes erhielt. Ferner wurde eine Familienarztkasse errichtet, welche den Angehörigen der Kassenmitglieder in Krankheitsfällen freie ärztliche Behandlung gewährte. Seit 1885 unterliegt die Krankenkasse der Gußstahlfabrik den reichsgesetzlichen Bestimmungen über die Krankenversicherung. Die über den Rahmen des Gesetzes hinausgehenden sogenannten Mehrleistungen wurden eine Zeitlang durch eine besondere Krankenunterstützungskasse gewährt, die aber seit 1904 mit der Krankenkasse wieder vereinigt ist. Die Kasse erhebt zurzeit als Beitrag 4,5 Prozent des Lohnes, soweit derselbe 5 Mark für den Arbeitstag nicht übersteigt. In ihren Leistungen geht sie erheblich über das hinaus, was das Gesetz als Regelleistung festsetzt. Zur Ergänzung der Leistungen der Kasse bestehen noch besondere Stiftungen bei der Firma, deren Erträgnisse dem Vorstand der Kasse zur Linderung in Notfällen zur Verfügung stehen, namentlich können Barunterstützungen in Krankheitsfällen von sechswöchiger und längerer Dauer gewährt werden. Von den am 31. Dezember 1911 der Kasse angehörenden 35 400 Personen waren 25 800 mit dem gesetzlichen

Höchstlohn von 5 Mark versichert. Ein so versichertes Mitglied bezieht bei Krankheit ein Krankengeld von 3 Mark täglich, ein Familienvater mit 3 Kindern 3,75. Etwa 20 000 Versicherte haben sich noch Nebenkassen angeschlossen, von denen Zuschußkrankengeld bis zu 3 Mark für den Tag gezahlt wird, so daß Krankengeldbezüge von mehr als 6 Mark keine Seltenheit sind. Im Jahre 1911 haben die Mitglieder 1 342 000 Mark, die Firma 670 000 Mark an Beiträgen geleistet. Für Behandlung durch Ärzte und Heildiener, für Arznei, Heilmittel und Verbandstoffe, an Sterbegeld und an Kur- und Verpflegungskosten in Krankenanstalten wurden gleichzeitig 907 000 Mark aufgewandt. An Krankengeld hat die Kasse 1 222 000 Mark gezahlt. Die Werke besitzen ein eigenes Krankenhaus, das in erster Linie für die Mitglieder der Krankenkasse bestimmt ist. Es verdankt seine Entstehung dem Kriege von 1870/71. Alfred Krupp ließ damals ein Barackenlazarett mit 100 Betten für verwundete Soldaten errichten und überwies dasselbe 1872 der Fabrik. Das Krankenhaus wurde im Laufe der Zeit erheblich erweitert; 1888 sind auch Abteilungen für Frauen und Kinder von Werksangehörigen eingerichtet worden. Im ganzen stehen heute 355 Betten zur Verfügung. Die Angehörigen der Kassenmitglieder werden in dem Krankenhause zu ermäßigten Sätzen verpflegt und behandelt. Im Jahre 1903 wurde als eine weitere Fürsorgeeinrichtung, deren Genehmigung noch durch F. A. Krupp erfolgt war, die Kruppsche Zahnklinik begründet, zu deren Benutzung hauptsächlich die Mitglieder der Kruppschen Krankenkassen berechtigt sind. Die im Jahre 1853 ins Leben gerufene Pensionseinrichtung wurde erst 1858 in die Form eines als Rente zu beanspruchenden Pensionsrechts gegossen. Dieses Jahr ist also ihr Gründungsjahr zu nennen. Zunächst gab's drei nach der Dienstzeit bestimmte Klassen; trat die Arbeitsunfähigkeit nach einer Dienstzeit von mindestens 35 Jahren ein, wurde der ganze Lohn, nach 25 bis 35 Jahren $^2/_3$ und nach 20 bis 25 Jahren die Hälfte des mittleren letztverdienten Lohnes, soweit er 40 Silbergroschen für den Tag nicht überstieg, als Pension gewährt. Die Pensionsberechtigung wurde nach 20, bei Verrichtung schwerer Arbeit, z. B. im Feuerbetriebe, nach 15 Dienstjahren erlangt. Die Witwen pensionierter oder ihrem Dienstalter nach pensionsberechtigter Mitglieder erhielten eine pensionsmäßige Unterstützung in Höhe von $^2/_3$ der Pension des Mannes. Wer infolge Betriebsunfalles arbeitsunfähig wurde, erhielt den vollen Lohn als Pension, jedoch aus der Geschäftskasse; die Witwen dieser Pensionäre bekamen $^2/_3$ der Pension des Mannes. Die anderen Witwen erhielten nur Unterstützungen aus dem Pensionsfonds. In dieser Verfassung hat die Pensionseinrichtung bis zum Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes bestanden. Dieses Gesetz machte eine Trennung der beiden Versicherungszweige erforderlich, und am 1. Januar 1885 trat die Arbeiterpensionskasse für die Gußstahlfabrik als selbständig organisierte Kasse ins Leben. Sie übernahm den bei der alten Krankenkasse angesammelten Pensionsfonds in Höhe von $1^1/_2$ Millionen Mark und die auf Grund

des früheren Reglements bereits bewilligten Pensionen. Gleichzeitig wurden Pensionen für Witwen und Waisen eingeführt, und die Witwenpension wurde auf $^1/_3$ der Pension des Mannes festgesetzt. Im Jahre 1886 wurden Teilpensionen für Halbinvaliden eingeführt, die nach Ablauf der für Ansprüche festgesetzten Dienstzeit sogenannte Invalidenbeschäftigung auf dem Werk verrichten. Weiter wurde der pensionsfähige Arbeiterverdienst von 4 Mark auf $6^2/_3$ Mark für den Arbeitstag, oder 2000 Mark für das Jahr erhöht. Die Witwenpension wurde auf 50 Prozent der Pension des Mannes heraufgesetzt. Zur Deckung der größeren Leistungen brachte die Firma ihre Beiträge auf die gleiche Höhe der Mitgliederbeiträge, erhöhte sie also auf das Doppelte des bisherigen Betrages. 1895 wurden die Beiträge allgemein erhöht und für beide, Mitglieder und Firma, auf je $2^1/_2$ Prozent des Arbeitsverdienstes festgesetzt. Die Pensionierung wurde unabhängig vom Nachweis der Dienstunfähigkeit bei erreichtem 65. Lebensjahre nach Ablauf der zur Pensionierung berechtigenden Dienstzeit, sowie nach Ableistung von 40 Dienstjahren bedingungslos, gemacht. Die Pension für ein Kind unter 15 Jahren wurde auf 10 Prozent der Pension des Vaters fixiert. Der Höchstbetrag der für Witwe und Kinder zahlbaren Pension beträgt 90 Prozent. Für Vollwaisen werden 15 Prozent gezahlt. Ende 1911 hatte die Pensionskasse 34 581 Mitglieder; rund 9800 Personen fanden in diesem Jahre ihre Versorgung durch die Kasse. Bis Ende 1911 sind $26^1/_2$ Millionen Mark an Pensionen gezahlt worden. Die Rücklage der Kasse beträgt über $24^1/_2$ Millionen Mark. Neben den regelmäßigen Beiträgen hat die Firma zu Zeiten außergewöhnliche Zuwendungen gemacht. Diese betrugen von 1895 bis 1911 rund 4 Millionen Mark. Die Verwaltungskosten trägt die Firma allein. Es ist Alfred Krupps unvergeßliches Verdienst, den großen Gedanken der Arbeiterversicherung schon in so früher Zeit der praktischen Verwirklichung entgegengeführt zu haben. Facta loquuntur. Seine Wohnungsfürsorge hat die gleiche gerade Linie, deren Zeichnung und Verfolgung nur dem Genie gegeben ist. Sie nimmt ihren Anfang zu Beginn der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Fabrik, die 1860 rund 2000 Mann beschäftigte, zählte 1867 6900; 71 = 8900; 73 = 11 600 Arbeiter. Woher Wohnung nehmen für diese stationäre Armee? Mit einem Aufwand von rund 12 Millionen Mk. schuf er, unter Anspannung seines Kredits, in kurzer Zeit große Kolonien mit 2500 Wohnungen. In den Jahren 70 bis 74 entstanden die heute unmittelbar an die Fabrik angrenzenden Kolonien „Nordhof", „Westend" und „Schoderhof", ferner im Westen der Fabrik der „Cronenberg", der „Bannhof" usw. Für die unverheirateten Arbeiter wurde eine Arbeitermenage errichtet, in der 600 Leute Wohnung fanden und die doppelte Anzahl gespeist werden konnte. Von den bis 74 errichteten Familienwohnungen bestand etwa die Hälfte aus zweiräumigen Wohnungen, d. h. es waren eine Wohnküche und eine Schlafstube vorhanden. Die andere Hälfte war zumeist dreiräumig, ein kleiner Teil vierräumig. Alfred Krupp wollte, daß die Häuser Besitz der Fabrik bleiben sollten; sie wurden darum

nur vermietet. Wo immer nur die Ökonomie Spielraum gelassen, grünt und blüht und rankt's sich mitten im geschäftigen Treiben, durch den Ruß, den Dampf, den Rauch hindurch. Alfred Krupp's ästhetischer Gesundheitssinn geht um. Seine dritte Gründung, die Konsumanstalt, stammt aus dem Jahre 1868. Er selbst schrieb über die Ziel- und Zweckrichtung im Jahre 1873: „Die Konsumanstalt hat in erster Reihe die Bestimmung, für die geringsten Arbeiter, die mit dem Wenigsten auskommen müssen, die Bedürfnisse billigst zu beschaffen. Das war der Grund der Stiftung. Es ist die Ausführung nach allen Richtungen erfolgt, und Gegenstände des Luxus werden beschafft. Jede nützliche weitere Ausbeutung zum Vorteil aller kann nur angenehm sein, jedoch soll man in der Befriedigung der Bedürfnisse nicht vergessen, daß die Ärmsten zuerst bedacht werden müssen." Zu dieser Anstalt gehören eine Schneiderei, Schusterei, Schlächterei, Bäckerei usw. usw. Die Anstalt besitzt eine große Anzahl von Verkaufsstellen, die nur den Angehörigen der Kruppschen Werke offenstehen; nur gegen Barzahlung wird verkauft. Im Jahre 1910/11 sind 43 897 Warenkontobücher ausgegeben worden. Von den oben besprochenen Rabattvorteilen, in die der jeweilige Überschuß aufgeteilt wird, sind im Jahrgang 1890/91 auf ein Arbeiter-Warenkontobuch 345 Mk., im Jahrgang 1910/11 681 Mk. gefallen. Dies sind im Verhältnis zum durchschnittlichen Arbeitslohn im ersten Jahre 28 Prozent, im letzten 41 Prozent. Bei dem Einkaufsübergewicht der Anstalt stellt sie, die nach sozialtechnischen Fürsorgetendenzen als petitiones principii arbeitet, einen preisregulierenden Faktor dar, der namentlich in Zeiten einer Hochkonjunktur bei rascher Zunahme der Bevölkerung ein Schutz ist gegen unangemessene und übertriebene Erhöhungen der Warenpreise. In Verbindung mit dem Wohnungsbau zu Anfang der 70er Jahre stand die Begründung einer simultanen Volksschule durch Alfred Krupp. Sie umfaßte z. Zt. je 8 Klassen für Knaben und Mädchen. Der simultane Charakter, den diese Schule in der beginnenden Zeit des Kulturkampfes erhielt, wurde bis zum Jahre 1905 festgehalten. Dann wurde die Schule von der Stadt Essen übernommen. Die im Jahre 1875 von Krupp begründete Industrieschule wird aber noch heute von der Firma unterhalten. Es ist dies eine Frauen-Arbeitsschule, welche die Aufgabe hat, Mädchen über 14 Jahre und Frauen in allen weiblichen Handarbeiten, namentlich im Hand- und Maschinennähen, im Kleidernähen und Sticken, in kunstgewerblichen Arbeiten und im Plätten gründlich auszubilden, und zwar nicht nur für Zwecke des eigenen Hauswesens, sondern auch zur Förderung der Erwerbsfähigkeit. Die Zahl der Schülerinnen beträgt zurzeit rund 380. Für schulpflichtige Töchter von Werksangehörigen bestehen noch Handarbeitsschulen, in denen im Stricken, Häkeln und Nähen Unterricht erteilt wird. Die Schulen werden zurzeit von etwa 3500 Kindern besucht; der Unterricht findet zweimal in der Woche statt. Im Jahre 1877 wurde der Lebensversicherungsverein gegründet. Er hat den Zweck, die Ausbreitung der Lebensversicherung unter den Angehörigen der Fabrik zu fördern und als Vermittler die Versicherungsaufnahme selbst zu

erleichtern. Gleichzeitig wurde eine Kasse eingerichtet, welche durch Gewährung von Rabatt auf die Prämien die Lebensversicherung für die Werksangehörigen verbilligen und in Notfällen die Aufrechterhaltung der Versicherung durch Vorschüsse oder zeitweilige Bezahlung der Prämien ermöglichen soll. Mit einer Reihe von Versicherungsgesellschaften wurden Verträge abgeschlossen; die dabei erzielten Vergünstigungen fließen in die Vereinskasse. Durch Vermittelung dieses Vereins sind 17 045 Versicherungen mit rund 36 Millionen abgeschlossen worden, und in 2477 Fällen sind rund 4 Millionen Mk. fällig geworden. Zurzeit sind 9431 Policen mit rund 22 Millionen Mk. Kapital vorhanden, und es wird auf die Prämien der Mitglieder ein Rabatt von 5—8 Prozent aus der Vereinskasse gewährt. An Unterstützungen zur Aufrechterhaltung der Policen wurden im letzten Jahre rund 10 000 Mk. verausgabt. Alfred Krupp hatte dem Verein 50 000 Mk. überwiesen. Auf diesen drei Grundpfeilern, die Alfred Krupp gefestet hat, — Pensionskasse, Wohnungsfürsorge und Konsumanstalt — ruht die gesamte Kruppsche Wohlfahrtspflege. Dem Ausbau der väterlichen Gründungen war die werktätige Liebe Friedrich Alfred Krupp's, des würdigen Sohnes des großen Vaters, zugedacht. Zunächst zog er den von den Vorteilen dieser Segnung bedachten Menschenkreis weiter, dehnte ihn auf die Beamtenschaft aus. Im besonderen galten seine Bestrebungen der Förderung des Unterrichts, der Erholung und des Sports, der allgemeinen Bildung und Unterhaltung; eine ganze Reihe von Einrichtungen, welche diesen Zwecken dienen, sind in der Zeit von 1887—1902 neu entstanden. Auch zur Hebung des Sparsinns schuf er neue Einrichtungen. Aber mit gleichem Interesse pflegte er den Weiterbau des Bestehenden. Gleich nach dem Tode des Vaters begründete er die „Arbeiterstiftung" mit einem Stiftungskapital von 1 Million Mk. Sie galt der Unterstützung in Fällen unverschuldeter Not von Arbeitern und von Witwen und Waisen solcher Arbeiter, die vor Erreichung des pensionsfähigen Dienstalters gestorben sind. Ferner wurden Fälle von andauernder Krankheit, in denen die Leistungen der Krankenkasse aufhören oder nicht ausreichen, auf die Stiftung verwiesen. Die Stiftungsmittel dürfen auch verwendet werden, um Anstalten zur Förderung des leiblichen und geistigen Wohls der Arbeiter zu errichten oder bestehende Anstalten dieser Art zu unterstützen. Die Verwaltung der Stiftung ist einem aus Beamten und Arbeitern zusammengesetzten Kuratorium übertragen. Gleichen Zwecken dient die „Invalidenstiftung", welcher F. A. Krupp im Jahre 1897 gleichfalls 1 Million Mk. überwies. Auch sie dient einer Ergänzung der staatlichen Fürsorge für den Arbeiter und seine Familie. Ihre Verwaltung ist dem Kuratorium der Arbeiterstiftung übertragen. Durch weitere Zuwendungen ist das Kapital dieser Stiftungen am 1. 1. 1912 auf die Höhe von rund $8^1/_2$ Millionen gebracht worden, so daß für das laufende Jahr ein Ertrag von rund 325000 Mk. zu Unterstützungszwecken zur Verfügung steht. In weitgehendem Maße sorgte F. A. Krupp auch für die Beamtenschaft. 1890 wurde mit einem Kapital von $^1/_2$ Millionen Mk. die Beamten-Pensions-, Witwen-

und Waisenkasse begründet, der jeder Kruppsche Beamte mit einem Diensteinkommen von mehr als 2000 Mk. beizutreten hat. Beim Eintritt in die Kasse ist ein Monatsgehalt zu entrichten, weiterhin 3 Prozent des Jahresgehalts als laufender Beitrag. Denselben Betrag leistet auch die Firma, welche überdies der Kasse inzwischen 4,65 Millionen Mk. zugewendet hat. Die Pensionsberechtigung wird mit 5 Dienstjahren erlangt. Der Höchstbetrag des pensionsfähigen Diensteinkommens ist auf 10 000 Mk. festgesetzt. Die Pension beträgt $^{15}/_{60}$ des Gehalts bei Eintritt der Pensionsberechtigung und steigt alljährlich um $^{1}/_{60}$ bis zu vollendetem 35sten Dienstjahre. Die Höchstpension beträgt also nach 35 Jahren bei 10000 Mk. Gehalt 7500 Mk. Die Mindestpension bei 2000 Mk. nach 5 Jahren 500 Mk. Witwen und Waisen sind ebenso pensionsberechtigt; die Pension der Witwe beträgt die Hälfte, die der Waisen nach 18 Jahren $^{1}/_{20}$ der Pension des Mannes. Nach dem Abschluß zum 30. 6. 1911 zählte diese Kasse 4120 Mitglieder. Das Vermögen der Kasse betrug rund 11 Millionen Mk. Die Leistungen betrugen 1910/11 an Pensionäre 473500 Mk., an Witwen 214300 Mk., an Kinder 11950 Mk., an Unterstützungen 3250 Mk. Seit ihrem Bestehen hat die Kasse $6^{1}/_{4}$ Millionen Mk. ausbezahlt. Neben dieser Kasse wurde die Unfallversicherung für die der reichsgesetzlichen Versicherung nicht unterstehenden Beamten eingerichtet. Die Renten betragen, wenn der Betriebsunfall Erwerbsunfähigkeit verursacht, $^{2}/_{3}$ des Gehalts, im Todesfalle erhält die Witwe 20 Prozent, jedes Kind bis zum 18. Lebensjahre 15 Prozent, die Hinterbliebenen im ganzen höchstens 60 Prozent des Gehalts. Im Jahre 1900 errichtete A. F. Krupp ein Sparbureau auf breiterer als bisher bei der Firma eingeführt gewesenen Grundlage. Bisher konnten die Beamten Spargelder in Höhe von mindestens 200 Mk. gegen 5 Prozent Verzinsung bei der Firma anlegen; von dieser Einrichtung machen heute über 6000 Personen mit rund 30 Millionen Mk. Einlage Gebrauch. Auch hatte die Konsumanstalt die Vermittelung von Spareinlagen bei der städtischen Sparkasse und den Verkauf von Sparmarken übernommen. Die neu geschaffene Spareinrichtung ist in der Art mit der Lohn- und Gehaltszahlung verbunden, daß auf Antrag regelmäßige Sparbeiträge in Höhe von 1 bis 20 Mk. für 14 Tage einbehalten werden. Die Beteiligung ist eine durchaus freiwillige und kann jederzeit aufgehoben werden. Die Spargelder werden bei der städtischen Sparkasse in Essen angelegt. Die Vorteile für den Sparenden bestehen darin, daß die Firma die Sparkassenzinsen durch entsprechenden Zinszuschuß auf 5 Prozent erhöht und daß alljährlich ein weiteres Prozent der gesamten Spareinlagen in Form von Sparprämien nach der Höhe der Sparguthaben verlost wird. Die Beteiligung beträgt 4775 Personen mit über 1 Million Mk. Guthaben. Der weitere Ausbau der Wohnungsfürsorge begann Ende der 80er Jahre mit einem Versuch, durch Gewährung von Darlehn einem Teil der Arbeiterschaft die Erwerbung eines eigenen Hauses zu ermöglichen oder zu erleichtern. $^{1}/_{2}$ Million Mk. wurde für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Die Erfahrungen indes befriedigten nicht überall. In Essen selbst vor allem waren

die Verhältnisse der Großstadt dem Versuch nicht günstig. Die Spekulation trat hindernd in den Weg. A. F. Krupp wählte für Essen darum den Weg des Darlehns an gemeinnützige Baugenossenschaften. Der beste Weg blieb aber immer der Bau von Wohnungen durch die Firma selbst. Die Zahl der Werkswohnungen stieg von 3400 im Jahre 1887 auf 4300 im Jahre 1902. „Bannhof" und „Cronenberg" wurden, soweit wie möglich, erweitert. 1894 wurde die Kolonie „Alfredshof" angelegt. Hier im freien Felde kam zuerst das System des Einzelwohnhauses zur Anwendung. 1899 wurde mit dem Bau der Kolonie „Friedrichshof" begonnen; auf den Außenwerken, wo im Jahre 1887 531 Wohnungen errichtet waren, wurden 1902 solcher 1307 gezählt. Hieran reiht sich der bekannte „Altenhof", das Invalidenheim Krupps, auf dem sich auch das mit einem Stiftungskapital von 300 000 Mark ausgestattete Kaiserin-Augusta-Viktoria-Erholungshaus befindet. Besondere Liebe hat F. A. Krupp auf die Errichtung von Anstalten für die Erziehung und den Unterricht der Kinder, sowie für Belehrung, Fortbildung und Unterhaltung seiner Untergebenen verwendet. 1890 begründete er die Stipendienstiftung mit einer Jahreszuwendung von 12 000 Mark. Sie dient der besseren technischen Ausbildung der Söhne von Meistern und Arbeitern. Die zur selben Zeit errichtete Haushaltungsschule hat den Zweck, schulentlassene Töchter der Arbeiter durch praktische Anleitung in der Führung eines einfachen Haushaltes auszubilden. Der Unterricht in dem eigens zu diesem Zwecke errichteten Schulgebäude dauert 4 Monate. 1890 wurde für Erholung, Unterhaltung und Sport das Beamtenkasino erbaut und von F. A. Krupp dem gleichzeitig gegründeten Kasinoverein Kruppscher Beamten angegliedert; 1894 entstand das Werkmeisterkasino. Aus dem Jahre 1884 stammt die F. A. Kruppsche Gründung des Essener Turn- und Fechtklubs, für welchen ein besonderes Gebäude errichtet wurde, das einen großen Turn- und Fechtsaal, einen kleineren Saal mit Apparaten für Heilgymnastik und eine Badeeinrichtung enthält. An das Gebäude schließen sich die Tennisplätze an. Eine der anmutigsten der F. A. Kruppschen Schöpfungen ist das Bootshaus, das Krupp im Jahre 1899 unterhalb des Kruppschen Herrenhauses, des „Hügels" erbauen ließ. Der allgemeinen Bildung und Unterhaltung dienen endlich die zwei F. A. Kruppschen Gründungen aus dem Jahre 1899: der Bildungsverein und die Bücherhalle. Ersterer dient der Pflege allgemeiner Bildung und bildender Unterhaltung seiner Mitglieder. Er veranstaltet Vortragsabende, an welchen gemeinverständliche, tunlichst durch Lichtbilder oder Experimente anschaulich gemachte Vorträge gehalten werden; Unterhaltungsabende, an welchen durch musikalische und deklamatorische Vorträge sowie dramatische Aufführungen Erholung und Unterhaltung geboten werden; Unterrichtskurse und Vortragsreihen des verschiedensten Inhalts; Pflege des Gesanges und der Instrumentalmusik und sonstige Veranstaltungen, für die sich ein Bedürfnis geltend macht. Seit mehreren Jahren steht dem Verein in der Wochenzeitschrift „Nach der Schicht" ein eigenes Organ zur Verfügung. Der Verein zählt 3270 Mit-

Alfred Krupp

F A Krupp

Dr. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach und Frau Bertha, geb. Krupp.

glieder; aus seinen Veranstaltungen ist der Essener Museumsverein hervorgegangen, der neben seinem großen Tätigkeitsplan neuerdings auch die Jugendpflege in sein Programm aufgenommen hat. Die Bücherhalle wurde 1899 eröffnet. Sie wurde mit 8000 Bänden eröffnet, während heute rund 82 000 in ihr vorhanden sind. F. A. Krupp hat mit seinen Schöpfungen ein herrliches Denkmal seines weitsichtigen, warmen sozialökonomischen Tätigkeitsdranges hinterlassen. Seine Witwe setzte mit löblichem Eifer sein Werk fort. 1903 wurden die Kruppschen Werke in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt. Den jetzigen Besitzern, Herrn und Frau Krupp v. Bohlen-Halbach ist es zu danken, daß die Kruppsche Note trotzdem dem Geiste dieser vorbildlichen Werke erhalten bleibt. Möge dieses Vorbild, insbesondere nach der sozialökonomischen Seite hin, weiter wirken intra muros et extra zum Ruhme und Segen deutschen Arbeitsgeistes.

Paul Lindenberg: Ferdinand I., König der Bulgaren.

In der ersten Julihälfte des Jahres 1887 tauchten in den Wiener Blättern Notizen auf, die sich mit der Nachricht beschäftigten, daß die bulgarische Regierung ernstlich an eine Wahl des Prinzen Ferdinand von Coburg zum Fürsten von Bulgarien dächte. Man belächelte zunächst diese Mitteilungen als eine Frucht der journalistischen sommerlichen Ebbezeit, denn man kannte den Prinzen Ferdinand in seiner Vaterstadt Wien recht gut und schätzte ihn in vielen Kreisen als liebenswürdigen, bescheidenen, sich gern wissenschaftlich beschäftigenden Menschen, aber man hatte nie gehört, daß er sich je mit Politik abgegeben oder gar von ehrgeizigen Wünschen nach einer Krone erfüllt gewesen wäre. Bald aber konnte man nicht mehr an der Wahrheit jener Gerüchte zweifeln; die in der alten bulgarischen Zarenstadt Tirnovo zusammengetretene Große Sobranje hatte den Prinzen einstimmig zum Fürsten des jungen Reiches erkoren und sich alsbald eine zehngliedrige Deputation jener Nationalversammlung nach dem unweit der österreichischen Kaiserstadt gelegenen Schlosse Ebenthal begeben, der elterlichen Besitzung des Prinzen, der sich dort aufhielt und den bulgarischen Abgesandten die Annahme der ihm angetragenen Würde erklärte. Hei, wie rauschte und brauste es nun durch den Blätterwald. In allen Tonarten wurde gewarnt und beschwichtigt, auch gedroht und geunkt, die Offiziösen ersuchten den Prinzen, von seinem „Argonautenzuge" nach Bulgarien abzusehen, da Österreich nicht für sein abenteuerliches Unternehmen und nicht einmal für seine persönliche Sicherheit die geringsten Garantien übernehmen könne, man müßte ihm auf das dringendste von seinem Vorhaben abraten, das niemandem, am wenigsten ihm, Nutzen bringen dürfte. Und es hieß in einer dieser vom Wiener Ballplatze beeinflußten Auslassungen: „Prinz Ferdinand Coburg geht aus eigenem Entschlusse, auf eigene Gefahr, ohne Ermutigung der Mächte und ohne Bestätigung durch die Pforte nach Bulgarien; sein Regime ist mit den Bestimmungen des Berliner Vertrages nicht in Einklang zu bringen. Dieser Tatsache muß er sich bewußt bleiben, mit ihr wird er zu rechnen haben, wenn er sein Glück auf der Balkanhalbinsel herausfordert."

Ein Vierteljahrhundert später widmen dieselben Blätter dem gleichen Prinzen, der unterdessen König der Bulgaren geworden und mit seiner Gemahlin sowie seinen beiden Söhnen zum Besuche des Kaisers Franz Josef in Wien eingetroffen ist, die wärmsten Willkommensartikel. Seinen großen Erfolgen, die er für Bulgarien errungen hat, ohne die Sicherheit seines Landes oder den Frieden Europas zu gefährden, seiner klugen Führung, die auch unter den schwierigsten Verhältnissen nicht versagte und dem bulgarischen Volke eine ruhige Entwickelung in stetig

fortschreitender Arbeit ermöglichte, wurde die lebhafteste Anerkennung gezollt und bemerkt, daß auf dem Vertrauen, das sich der König auf solche Weise erworben, die Sympathien beruhen, deren er sich überall erfreut. — Dieses eben erwähnte Vertrauen klang auch eindringlich und herzlich in den Trinksprüchen wider, die in Schönbrunn Kaiser Franz Josef, und wenige Tage später im Neuen Palais bei Potsdam Kaiser Wilhelm dem Herrscher Bulgariens, den Seinen und der bulgarischen Nation gewidmet hatte.

Das war eine andere Tonart, als wie jene vor fünfundzwanzig Jahren, und sie zeigt am deutlichsten, was der bulgarische Zar in diesem Zeitraume seiner Regierung geleistet und was er erreicht. Ein wagemutiger Jüngling war ausgezogen, um ein ihm gewiß in schillernden Farben gezeigtes Phantom zu erringen, ein auf der Höhe des Lebens, der Kraft und Macht stehender Fürst kann mit aufrichtiger Befriedigung auf den langen und oft genug recht harten Weg zurückblicken, der ihn zu dem festgesetzten Ziele geführt. Dazu gehörte eine ernste, selbstbewußte, auf sich und seinen Stern vertrauende Natur, die sich keinerlei trügerischen Hoffnungen hingab, ihre Lehren aus der Vergangenheit zog, kühl mit der Gegenwart rechnete und klug die Zukunft in Betracht zog. So zeigt sich uns, wenn wir auf sein bisheriges Lebenswerk zurückblicken, König Ferdinand, der, wie alle Menschen und unter ihnen nicht zuletzt die Fürsten, auch manchen Irrungen und Wirrungen unterworfen war, der sich aber nie hierdurch entmutigen ließ und mit kühlberechnender Bedächtigkeit auch die hartnäckigsten Aufgaben zu lösen verstand, mit den politischen Vorteilen auch stets wirtschaftliche verbindend, daneben einsichtig die kulturelle Hebung des Volkes in Betracht ziehend. Recht lange schwankte das Bild des Königs in wechselnder Beleuchtung, wobei mit Vorliebe grelle Farben aufgetragen wurden, an herben Verdächtigungen, die nicht immer lauteren Gründen entsprungen, fehlte es nicht; die Parteileidenschaften bulgarischer Politiker vereinten sich mit der Unkenntnis europäischer Journalisten, um ein Zerrbild herzustellen, das geeignet war, die freundlichen Gefühle für Fürst und Land in herber Weise zu beeinträchtigen. Das ist in den letzten Jahren erheblich besser geworden und kennzeichnet gleichfalls den Umschwung der Verhältnisse.

Wenn wir heute sachlich die Laufbahn des Königs überschauen, so tritt klar sein Bestreben hervor, daß er von Anfang an nur bulgarischer Herrscher sein wollte, jedem waghalsigen Unternehmen im Interesse des Fürstentums abgeneigt, da er des letzteren von ihm ersehnte Wohlfahrt nur auf friedlichen Pfaden fördern konnte. Hand in Hand damit ging sein Bestreben, alles zu verhüten, was die Großmächte zu einer Einmischung in die inneren Verhältnisse Bulgariens hätte veranlassen können, die stets mit Argwohn nach jenem Wetterwinkel am Balkan blickten und nur immer Gefahrbringendes für den so ängstlich gehüteten europäischen Frieden von dort erwarteten. Bulgarien mußte zunächst den Bulgaren selbst überlassen bleiben, das heißt mit anderen Worten, es mußte nach der

letzten unruheerfüllten Periode eine Zeit der inneren Beruhigung eintreten, um die Entspannung der leidenschaftlich erregten Gemüter herbeizuführen und sie auf die Ziele hinzulenken, die innerhalb der heimatlichen Grenzen lagen und mit denen aufs engste Gedeihen und Fortschritt des Landes verbunden waren.

Wie klar Fürst Ferdinand bald nach seinem Eintreffen in Sofia die Lage überschaute, und welche Richtschnur er sich für sein ganzes Verhalten gleich nach Antritt seiner Regierung genommen, geht aus seinen Äußerungen hervor, die er zu einem ihn damals besuchenden Vertrauten gemacht: „Man kennt in Europa noch viel zu wenig das bulgarische Volk. Ich habe es, bevor ich nach Bulgarien kam, auch nicht so gekannt, wie jetzt. Man muß eben in einem Lande leben, um es richtig beurteilen zu können. Bücher und Berichte geben immer nur eine subjektive Darstellung. Der Bulgare hat vor allem ein ausgebildetes Nationalbewußtsein, wie wir es sonst in dem Maße nur bei jenen Völkern finden, die auf einer hohen Kulturstufe stehen. Durch verschiedene politische Einflüsse oft mißbraucht und getäuscht, ist der Bulgare begreiflicherweise sehr mißtrauisch geworden; die Aufgabe der bulgarischen Staatsmänner muß hauptsächlich deshalb darauf gerichtet sein, das eingerostete Vertrauen wieder aufzufrischen. Die verschiedenen schädlichen Einflüsse haben auch das Rechtsbewußtsein, zumal unter der niederen Klasse der Bevölkerung, erschüttert; auch dieses Rechtsbewußtsein muß also allmählich wieder hergestellt werden. Wir müssen Gesetze geben, welche die Rechtsverhältnisse des Volkes regeln, und überhaupt auf allen Gebieten Zustände zu schaffen suchen, wie sie der Eigenart der Bevölkerung entsprechen. Das sind nun freilich große und wichtige Aufgaben, solche, die nicht im Handumdrehen gelöst werden können. Dazu braucht man Jahrzehnte und aufopferungsfähige, geschulte und energische Männer, vor allem aber ruhige Verhältnisse. Wenn uns Europa in unserer Entwickelung nicht stört, dann wird man staunen, was in einem kleinen Lande mit den bescheidensten Mitteln zum Wohle der Nation geschehen kann. Aber in Ruh' muß man uns lassen!"

Wie einsichtig der junge Fürst die Zustände beurteilte und wie richtig er sich sein eigenes Verhalten vorgezeichnet, beweisen die ersten Jahre seiner Regierung und deren Ergebnisse. Er mischte sich zunächst nicht oder doch nur möglichst wenig in die innerpolitischen Zustände ein, die außerordentlich verwickelt waren, und suchte sich auf vielfachen Kreuz- und Querfahrten mit der Stimmung im Lande, mit Wesen und Art der Bevölkerung, mit der allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Lage in Stadt und Dorf bekannt zu machen, daneben im stillen seine Aufmerksamkeit dem Parteigetriebe und dessen Führern widmend. Eine schnelle und scharfe Beobachtungsgabe, ein sicheres Erkennen der menschlichen Vorzüge und Schwächen, ein rasches Erfassen und Verstehen fremder Ideen, Wünsche und Pläne kam ihm hierbei sehr zu statten. Denn von früh an hatte er das lebhafteste Interesse gehabt für Naturkunde und Geschichte, hatte seinen Blick auf weiten Fahrten, die ihn durch ganz Europa, nach dem Orient und dem

südlichen Amerika geführt, geschärft und verfügte über ein sich nach außen gelassen zeigendes, im Innern aber alles Wichtige sogleich in Berechnung ziehendes Anpassungsvermögen. Vereinen sich doch in ihm von den Coburgern her deutsche Gründlichkeit und Zähigkeit mit der von den Orléans her ererbten Gabe des scheinbar gemächlichen Abwartens und des umsichtigen Ausnutzens jeder günstigen Situation. Das Bindeglied dieser beiden Eigenschaften bildete der tiefverinnerlichte Wunsch, den Platz, den ihm das Geschick angewiesen, mit Hingebung seiner ganzen Persönlichkeit würdig auszufüllen und vor dem gerechten Urteil Europas gerecht zu bestehen. Nie hat er sich Illusionen hingegeben, daß die übernommene Aufgabe leicht zu bewältigen wäre, er hat ihre Schwierigkeiten in allen Einzelheiten erkannt und war nicht enttäuscht über Fehlschläge, die nicht ausgeblieben. Stets stand er auf realem Boden und hatte den für Fürsten so oft gefährlichen Fehler vermieden, sich nach eigner Lust und Laune eine eigene Welt zu bilden, die nichts mit der Wirklichkeit gemein hat. Von früh an hatte seine Mutter, die Prinzessin Clementine, eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit, den Sinn ihres Lieblingssohnes auf das Große und Hohe gerichtet, hatte dem lauschenden Knaben, des Morgens an seinem Bette sitzend, aus französischen Geschichts- und Erzählungsbüchern vorgelesen und das Gelesene aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen zu vervollständigen und interessant zu formen gewußt. Sie war dem Sohn nach Bulgarien gefolgt und hatte mit außerordentlich feinem Takt und Gefühl die Herzen in Sofia gewonnen, manch politische und soziale Schwierigkeiten ebnend, die aus der Eigentümlichkeit der damaligen Stellung des Fürsten und seiner Regierung hervorgingen. In ihrem Salon konnte sie die Diplomaten empfangen, deren Beziehungen zu ihrem Sohne noch unbestimmt waren, sie stellte sich an die Spitze einer Gesellschaft, in der die Frauen eben anfingen, sich von der strengen Abgeschlossenheit orientalischen Lebens zu entfernen, sie tat viel für das Schulwesen und für Wohltätigkeit, gern mit vollen Händen aus ihren reichen Mitteln spendend. Man nannte sie dankbar „die Mutter Bulgariens", und bei einem Rückblick auf das Leben ihres Sohnes muß man ihrer mit tiefer Verehrung gedenken, wie auch des Vaters des Königs, der seine Freude an erlesenen Kunstwerken, mit denen er sein Wiener Palais reich geschmückt, und an anregender wie gewählter Gesellschaft, in der jeder bedeutende Mensch, weß Namens und Standes, willkommen war, von früh an seinem Sohne mitgeteilt hatte.

Mehrere Jahre vergingen, ehe Fürst Ferdinand mit gereiftem Sinn und gestählter Hand in die Geschicke des Landes eingriff. Es war ein Prüfstein, ob er sich Vertrauen erworben und man seiner Führerschaft folgen würde. Jene nicht ungefährliche Probe aufs Exempel bildete die Entlassung Stambuloffs, die im Mai 1894 erfolgte und die wohl keinem überraschender kam, als dem Betreffenden selbst. Die wesentlichsten Verdienste hatte sich Stambuloff um sein Vaterland erworben, aber mehr und mehr hatte seine Eigenliebe und Eigenmächtigkeit zugenommen, ließ er sich häufig in seinen Entschlüssen und in seiner

meist rücksichtslosen Behandlung von Personen und Dingen durch Sympathieen und Antipathieen leiten, hierdurch das Ansehen des Fürsten, den man natürlich für alles verantwortlich machte, beeinträchtigend und schädigend. Je mehr Stambuloff merkte, wie sehr seine Partei zusammenschrumpfte, wie die Opposition gegen ihn stets heftiger auftrat und an Mitgliederzahl wuchs, desto empfindlicher, kühner und überhebender wurde er; sein staatsmännisches Talent verschwand unter einer bis zum höchsten Grade gesteigerten Leidenschaftlichkeit, und seine Energie und Tatkraft arteten in Gewalttätigkeiten aus. Die Entlassung Stambuloffs wurde vielfach im Auslande so aufgefaßt, als ob sie irgend einer persönlichen Empfindlichkeit des Fürsten entsprungen sei, und man prophezeite ihm eine blutige Empörung des Volkes und seine jeden Tag zu erwartende gewaltsame Absetzung und Fortführung aus Bulgarien nach bekanntem Muster. In Bulgarien selbst freilich sah es anders aus; man atmete wie von einem schweren Druck auf und zollte, bis auf wenige Ausnahmen, der Entschlossenheit des Fürsten, dessen eigentliches Wesen vielen jetzt erst klar wurde, vollste Anerkennung.

Nun konnte der Fürst auch entschiedener die auswärtige Politik beeinflussen und suchte sich Rußland zu nähern, dem Stambuloff stets feindlich gegenüber gestanden, wodurch er gleichfalls Erbitterung hervorgerufen. Denn wenn man im Lande auch nichts von einer direkten Einmischung Rußlands wissen wollte, so war man doch von den Gefühlen der Dankbarkeit und häufig auch Freundschaft für das mächtige Zarenreich erfüllt, welches schon in früheren Zeiten von dem geknebelten Bulgarentum als Retter aus bitterster Not betrachtet worden war. Jahrhunderte lang waren die Augen der Bulgaren gen Westen gerichtet gewesen, von wo sie Erlösung von dem schier unerträglichen türkischen Joch erhofften, bis die Kunde von dem Erscheinen Peters des Großen, des orthodoxen Zaren, am Pruth sich auf bulgarischem Boden verbreitete, die Herzen erwartungsvoll höher schlagen ließ und die Blicke nun gen Osten wandte. Von dort erfolgte denn auch, wenngleich viel später, die Befreiung von einer einhalb Jahrtausend langen Knechtung, deren Geschichte nur mit Blut geschrieben war; am furchtbarsten jene des Frühlings 1876, wo nach einer erneuten Aufstandsbewegung in Südbulgarien über hundert Ortschaften geplündert wie zerstört und viele Tausende und aber Tausende von Menschen hingemetzelt worden waren. Durch ganz Europa ging ein Schrei des Unwillens über diese schreckensvollen Greuel, aber die Mächte taten nichts, um ihnen Einhalt zu gebieten und sie zu sühnen. Unnötig zu sagen, wie groß die Erbitterung darüber auf bulgarischem Boden war und mit welcher Begeisterung im folgenden Jahre die Kunde von der Kriegserklärung Rußlands gegen die Türkei aufgenommen wurde.

Wenn Fürst Ferdinand nach der Entlassung Stambuloffs mit Rußland bessere Fühlung zu gewinnen suchte, so entsprach er damit nur einer vorherrschenden Stimmung im Lande, das in all den schweren Krisen keinerlei Beweise einer freundlichen Gesinnung seitens der Westmächte erfahren hatte. Rußland, dem

nichts an kriegerischer Verwickelung lag, wollte den Frieden am Balkan bewahrt wissen, der im Jahre 1895 durch die von bulgarisch-mazedonischen Komitees ausgehenden Aufstandsversuche erheblich gefährdet schien. Dem Fürsten Ferdinand gelang es, jene Revolten einzuschränken und zu bewirken, daß die aus Bulgarien über die Grenze gegangenen Freischärler zurückkehrten. Hierbei darf man nicht vergessen, daß in Mazedonien etwa sechsmalhunderttausend Bulgaren und in Bulgarien zirka hundertfünfzigtausend bulgarische Mazedonier leben, die allen Ständen angehören, den vornehmsten wie den geringsten. Und man muß ferner bedenken, daß ganz Bulgarien mit den jenseits der türkisch-mazedonischen Grenze lebenden Landsleuten sympathisiert und jede Unterdrückung derselben so empfindet, als wenn sie dem eigenen Körper zugefügt worden. Auf der einen Seite standen die Neigungen und Leidenschaften des bulgarischen Volkes, auf der anderen die Freundschaft Rußlands, der Türkei und der übrigen Großmächte, die unter allen Umständen die Ruhe im Orient nicht gestört sehen wollten. Hier zeigte sich in glänzendem Licht das diplomatische Geschick des Fürsten, der sich weder mit seinem Volk verfeindete, noch sich in Gegensatz zu den Wünschen Europas brachte.

Die Bemühungen des Fürsten, den Ausbruch eines verheerenden Unwetters zu verhüten, waren nicht nur in Rußland einem wohlwollenden Verständnis begegnet; der Erfolg bestand in der sich schnell einstellenden Anerkennung seiner Fürstenwürde durch die Großmächte, die sich auch in anderer Weise freundlich gegen den Herrscher und sein Land benahmen. Nicht mehr durch äußere politische Ablenkungen gehindert, konnte sich Bulgarien im Innern ruhig entwickeln, was in überraschendster Weise geschah. Viel war ja nachzuholen, denn die türkischen Machthaber hatten gewaltsam jeden Bildungs- und Aufklärungsdrang als staatsgefährlich in dem unterworfenen Lande unterdrückt, und viel wurde nachgeholt. In hervorragender Art zeigte sich die geistige Spannkraft der Bulgaren, ihre unermüdliche Arbeitsamkeit, ihr reges Interesse für Handel und Wandel, ihr Lerneifer und ihre Vaterlandsliebe, die sich nicht nur in dem rastlosen Streben, sich immer weitere Kulturgebiete zu erschließen, sondern auch in großer Opferwilligkeit kundgab. Volk und Staat arbeiteten Hand in Hand, beide darin angeregt, unterstützt und gefördert von dem Fürsten, dessen stille und emsige Tätigkeit bei der Regeneration des Fürstentums viel umfassender und stärker ist, als man im allgemeinen annimmt, und erst später im vollen Umfange geschätzt werden wird. Persönlich, wo es nur ging, zurückstehend, da er die Selbständigkeitslust und Eifersucht des bulgarischen Volkscharakters kannte, verfügte er jedoch über genug Kanäle, um seinen auf die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes und die geistige Hebung der verschiedenen Bevölkerungsklassen gerichteten Vorschlägen Verbreitung und Geltung zu verschaffen, ohne jegliche Überhastung und Übertreibung. Wie als Politiker, war er sich als Volksbildner bewußt, der Fürst eines demokratischen Landes zu sein, dessen Bewohnerschaft durch lange Zeiten die Freiheit als kaum noch zu erringendes Ideal vorgeschwebt, und die, als sie letzteres

nun greifbar erhalten, es argwöhnisch hütete und von ihm gelegentlich einen gar zu willkürlichen Gebrauch machte. Dem mußte behutsam vorgebeugt werden, um die Absicht des Fürsten zu erfüllen, Bulgarien als vollwertiges Glied in die europäische Kulturgemeinschaft einzuführen.

Mit der dauernden Einkehr von Ruhe und Ordnung griffen auch die Erkenntnis von dem Nutzen der Gesetzlichkeit und das Verständnis für die Durchführung der verfassungsmäßigen Einrichtungen mehr und mehr um sich und ließen die Bevölkerung, die zu über drei Vierteln den ländlichen Distrikten angehört, heranreifen zur Bewältigung stets neuer Aufgaben. Schule und Heer erwiesen sich hier als helfende Kräfte, die festen Säulen des Staates bildend, der in dem bedeutsamen Herbst des Jahres 1909 bewies, daß es in entscheidender Stunde für ihn und seinen Führer kein Schwanken und Hinhalten gab. Auf dem sagenumwobenen Hissar, dem einst von der Burg der bulgarischen Zaren gekrönten Hügel nahe der ehemaligen uralten Hauptstadt Tirnovo, konnte am 5. Oktober des eben genannten Jahres Fürst Ferdinand feierlich die völlige Unabhängigkeit des Reiches und dessen Erhebung zum Königtum proklamieren.

Das muß ein stolzer Tag im Leben des Königs gewesen sein, der jetzt sein geduldiges Ausharren, seine Hingebung an ein großes Ziel, seine zähe, so oft verkannte Arbeit, das häufige Einsetzen seines vollen Selbst reich belohnt sah. Nicht in überstürzter, rücksichtsloser, friedengefährdender Weise war er seinen zur Höhe leitenden Weg gewandelt, sondern Schritt für Schritt, fest und stark, alles umsichtig bedenkend und erwägend, dann klugsinnig handelnd, die Saat nicht eher erntend, als bis sie reif geworden.

So mußte der Mann beschaffen sein, der unter den schwierigsten Umständen ein schweres Werk übernommen und es planmäßig durchgeführt, den Erfolg erstrebend und erzwingend. Als Mensch von fesselnder Eigenart und mit scheinbaren Gegensätzen in seinem Wesen — jetzt kühl berechnender Realist in stundenlangen Verhandlungen mit bulgarischen Politikern, und dann ein schwärmerischer Romantiker, sich ebenso viele Stunden in die Tonwogen des großen Bayreuther Meisters versenkend, — als Staatsmann von weitausschauender Umsicht, der, ohne seiner und der nationalen Würde irgend etwas zu vergeben, jede günstige Konjunktur geschickt ausnutzte, ist er auch der geistige Führer seines Volkes geworden, das heute einen wichtigen Macht-, aber zugleich auch Friedensfaktor am Balkan verkörpert. Mit Dank und Vertrauen blickt Bulgarien auf seinen König, voll froher Hoffnung in die Zukunft schauend; mit warmer Anerkennung gedenkt seiner Europa, das dem jungen Staate seine volle Bedeutung zugesprochen — es ist die schönste Gabe, die König Ferdinand bei seinem baldigen Regierungsjubiläum dargebracht werden kann.

A. Papadopoff,

Oberst im Kriegsministerium (Sofia):

Die bulgarische Armee (1887—1912).

Von allen staatlichen Institutionen Bulgariens ist unbedingt dessen Armee diejenige, welche die größten Fortschritte aufweist und sich während der 25 jährigen Regierungszeit König Ferdinand I. zu einem wichtigen Machtfaktor auf dem Balkan herangebildet hat. Das Volk ist sich bewußt, daß es nur durch eine starke Armee seine Unabhängigkeit bewahren und seine politischen Ideale erreichen kann, und darum scheut es keine Opfer. Ihre Entwickelung und ihre innere Kräftigung verdankt aber die Armee ausschließlich der unermüdlichen und weisen Fürsorge ihres erhabenen Oberbefehlshabers. Bei seinem Regierungsantritt war die Armee, obwohl sie einen glücklichen Feldzug hinter sich hatte, in einem keineswegs befriedigenden Zustande, da ungünstige politische Umstände, welche im Lande vor der Erwählung des Prinzen Ferdinand von Coburg zum Fürsten von Bulgarien herrschten, nicht ohne Einfluß auf die Armee, sowohl in moralischer, als auch in materieller Hinsicht geblieben waren.

Zur Zeit der Thronbesteigung des Fürsten Ferdinand I. war die Einteilung der Armee durch die „Provisorischen Bestimmungen" vom Jahre 1879 in folgende zwei Kategorien festgesetzt: 1. Stehendes Heer und seine Reserven; 2. Landsturm. Die Aufstellung und Ergänzung des stehenden Heeres basierte auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Die Dienstzeit im stehenden Heere betrug für die Infanterie zwei Jahre bei der Fahne und drei Jahre in der Reserve; für die übrigen Waffengattungen drei Jahre bei der Fahne und fünf Jahre in der Reserve. Im Landsturm verblieb jeder Staatsbürger bis zu seinem 40. Lebensjahre.

Die Armee bestand aus zwölf Infanterie-Regimentern, drei Kavallerie- und drei Artillerie-Regimentern, einer Gardeeskadron, einer Gebirgshalbbatterie und einer Batterie Belagerungsartillerie, ferner einem Pionierregiment und einer Telegraphenkompagnie.

Was die Bewaffnung anbelangt, so führte die Infanterie das Berdana-Gewehr, die Kavallerie Karabiner desselben Systems, die Artillerie Kruppsche 87 und 75 cm Feldgeschütze.

Schon in den ersten zwei Regierungsjahren des neuerwählten Fürsten wurde zu wichtigen Neuformationen geschritten, die für den weiteren zielbewußt angelegten Ausbau der Armee dienen sollten. So wurde die Zahl der Infanterie-Regimenter verdoppelt, indem je zwei Bataillone zu einem Regiment vereinigt wurden. Ferner wurde in jedem der drei Artillerie-Regimenter je eine neue Feldbatterie aufgestellt; die so zu 8 Batterien entwickelten Artillerie-Regimenter

wurden noch in demselben Jahre in 6 Regimenter, zu je 4 Feldbatterien und 1 Gebirgshalbbatterie, entwickelt und zwar nach der Zahl der Infanterie-Brigaden. Endlich wurde auch noch ein viertes Kavallerie-Regiment aufgestellt.

Eine bedeutsame Frage, die zur Entscheidung drängte, war die Einführung von Schnellfeuergewehren. Man entschied sich für das österreichische Manlichergewehr Modell 88, mit dessen Lieferung 1890 begonnen wurde.

1891 wurde der Kammer das erste Wehrgesetz vorgelegt und von derselben einstimmig angenommen. Dadurch war der Grundstein zu einer guten und dauernden Organisation der bulgarischen Wehrmacht geschaffen und eventuelle parlamentarische Einflüsse auf rein technische und militärische Organisationsfragen beschränkt.

Auf Grund des erwähnten Gesetzes wurde die Dienstzeit um sechs Jahre verlängert und dauerte dieselbe vom 21. bis zum 46. Lebensjahre. Die Entwickelung der Armee erfuhr insoweit eine Veränderung, daß, anstatt zwei, drei Kategorien festgesetzt wurden: a) Stehendes Heer; b) Reserve-Armee; c) Landsturm.

In dem folgenden Zeitabschnitt, der bis 1903 reicht, schreitet die Entwickelung der Armee stetig, jedoch in einem ruhigeren Tempo weiter. So wurden die 6 Infanterie-Brigaden in Divisionen entfaltet und 12 Infanterie-Reserve-Regimenter neu aufgestellt. An Artillerie wurde in jedem der 3 Artillerie-Regimenter je eine neue Abteilung zu 3 Batterien formiert, sodaß jedes Artillerie-Regiment aus 3 Abteilungen, à 3 Batterien, bestand. Die 3 Festungs-Artillerie-Kompagnien (Sofia, Widin, Schumla) wurden in Bataillone entwickelt. Schließlich wurden aus dem unterdessen neuformierten 5. Kavallerie-Regiment und den 5 Eskadronen der anderen Kavallerie-Regimenter 6 selbständige Divisionen, à 2 Eskadronen, formiert und den Infanterie-Divisionen zugefügt.

Das Jahr 1903 war für die Armee in bezug auf ihren weiteren Ausbau eines der günstigsten. Die Armee erhielt durch die Umbildung der 12 Reserve-Regimenter in aktive einen Zuwachs von 12 Infanterie-Regimentern à 2 Bataillone, wodurch es möglich wurde, 3 neue Infanterie-Divisionen (7., 8., 9.) zu formieren, was wieder die Aufstellung von 3 neuen Artillerie-Regimentern zur Folge hatte. Um die 3 neuformierten Infanterie-Divisionen mit den entsprechenden Pionier-Truppen zu versehen, wurden die 6 bestehenden Pionier-Bataillone in 9 entfaltet, jedes zu 2 Pionier- und einer technischen Halbkompagnie. Die Eisenbahn-Kompagnie wurde in ein Bataillon zu 2 Kompagnien entwickelt, ebenso die Brücken-Kompagnie. Neu gegründet wurde nun auch eine Luftschifferabteilung.

Auch die Gebirgs-Artillerie erfuhr eine wesentliche Veränderung, und zwar wurden die unterdessen 3 neu aufgestellten Batterien mit den 3 bereits bestehenden zu einer selbständigen Gebirgs-Artillerie-Brigade vereinigt.

1903 wurde eine der wichtigsten Fragen für die Armee aufgeworfen, nämlich

die neue Bewaffnung der Artillerie mit Schnellfeuergeschützen. Nach längeren Versuchen mit verschiedenen Systemen entschloß man sich für das von Creusot vorgeführte Modell 75 cm. Ende 1907 war die Lieferung sämtlicher Schnellfeuergeschütze sowohl für die Feldartillerie (darunter auch 12 cm Feld-Haubitzen), wie auch für die Gebirgsartillerie vollendet. Im selben Jahre fanden noch andere wichtige Neuerungen statt; so wurden 36 Maschinengewehrabteilungen aufgestellt und mit Maschinengewehren „Maxim" ausgerüstet und 7 neue Kavallerie-Regimenter aus der Leibgarde-Eskadron und den 6 selbständigen Divisionen formiert. Sämtliche Kavallerie-Regimenter, mit Ausnahme der Leibgarde, wurden in 3 Brigaden eingeteilt.

Die Armee umfaßt gegenwärtig im Frieden 36 Infanterie-Regimenter zu je 2 Bataillonen und mit je einer Maschinengewehrabteilung, 11 Kavallerie-Regimenter, von denen gleichfalls jedes eine Maschinengewehrabteilung besitzt, 9 Feldartillerie-Regimenter und 3 Gebirgsartillerie-Regimenter, zu denen sich 3 Bataillone Festungsartillerie gesellen. Die technischen Truppen umfassen 9 Pionierbataillone, ein Telegraphen- sowie ein Brückenbataillon, ferner ein Eisenbahnbataillon mit Luftschiffer-, Automobil- und Scheinwerferabteilungen.

Das Offizierkorps ergänzt sich ausschließlich aus der Militärschule in Sofia. Jährlich werden 150—160 Zöglinge aufgenommen, die das Maturitätszeugnis vorweisen müssen. Die Schule hat drei Jahrgänge: eine Vorbereitungsklasse und zwei Spezialklassen. Nach Absolvierung der Vorbereitungsklasse werden die Zöglinge nach den verschiedenen Waffengattungen verteilt. Zu ihrer höheren Ausbildung wird alljährlich eine bestimmte Anzahl von Offizieren nach Rußland, Frankreich, Italien und Belgien auf Kriegsschulen kommandiert. Im laufenden Jahre aber ist zur Gründung einer eigenen Kriegsschule in Sofia geschritten worden und es werden somit die bisherigen Kommandierungen in fremde Kriegsschulen eingestellt werden.

Zur Ausbildung von Reserve-Offizieren besteht seit zehn Jahren eine spezielle Schule. Es werden in diese jene Militärpflichtigen eingereiht, die eine Hoch- oder Mittelschule absolviert haben. Auf Grund ihrer Vorbildung werden die Frequentanten in zwei Kategorien geteilt: diejenigen, die höhere Bildung besitzen, werden nach elfmonatlicher Kursdauer und nach Ableistung einer Waffenübung im folgenden Jahre zu Reserve-Leutnants ernannt; jene mit mittlerer Bildung werden nach bestandener Prüfung als Kandidaten für Reserve-Offiziere zur Truppe kommandiert. Ihre Beförderung zu Reserve-Leutnants erfolgt erst nach Ableistung der gesetzlichen Dienstpflicht.

Zur weiteren Ausbildung der Kavallerie-Offiziere besteht die Kavallerie-Schule bei Sofia. Zuletzt wäre noch die für dieses Jahr zu gründende Infanterie-Schießschule zu erwähnen.

Auch auf dem Gebiete des Remontewesens wurden während der Regierungs-

zeit des Königs Ferdinand die erheblichsten Fortschritte gemacht. Bis zum Jahre 1887 bezog die bulgarische Armee ihre Pferde ausschließlich aus Rußland und Ungarn, da zur Hebung der Pferdezucht im Lande soviel wie gar nichts geschehen war. Heute bestehen in Bulgarien mehrere Gestüte, Fohlen- und Hengstdepots, und durch verschiedene Maßnahmen wurde eine erhebliche Besserung des einheimischen Pferdematerials erreicht, sodaß gegenwärtig von den 11 Kavallerie-Regimentern 7 ihre Remonten aus dem Lande selbst beziehen können.

Seine rege Sorgfalt widmete der König auch der Pflege der Militärliteratur, die, als er in das Land kam, in bulgarischer Sprache überhaupt nicht vorhanden war. Selbst die verschiedenen Dienst- und Exerzierreglements, die Vorschriften, die in der Militärschule benutzten Lehrbücher usw. wurden aus Rußland bezogen. Allmählich schritt man zur Abfassung eigener Reglements. Sodann wurde neben dem dreimal wöchentlich erscheinenden amtlichen Blatt „Woeni Isvestia", in welchem außer den offiziellen Verordnungen noch Aufsätze von Offizieren über eigene und fremde Angelegenheiten erscheinen, auch die Monatsschrift „Woeni Jurnal" gegründet. Seit einigen Jahren erscheint auch eine Monatsschrift, eigens für die Mannschaft bestimmt. In dem letzten Jahrzehnt mehrte sich auch beträchtlich die Zahl der Einzelschriften von Offizieren, was als Beweis des regen Strebens innerhalb des Offizierkorps dienen darf.

Zum Schluß wäre noch zu erwähnen, daß unter König Ferdinand I. auch die Grundlage für eine in der Zukunft zu bildende Flotte geschaffen wurde. So erwarb das Kriegsministerium das in den 90er Jahren in Frankreich gebaute Schulschiff „Nadejda" (715 T.); dasselbe ist mit zwei 10 cm Kanonen und mehreren Geschützen kleineren Kalibers armiert. 1909 wurden 6, ebenfalls in Frankreich gebaute Küstentorpedoboote geliefert.

Das wäre in großen Zügen der Werdegang der jungen bulgarischen Armee während der überaus erfolgreichen Regierungszeit des Königs Ferdinand I. Innerhalb dieses Vierteljahrhunderts hat sich die Armee mehr als verdreifacht. Nicht minder wuchsen auch beständig die Hilfsquellen des Landes, was aus folgenden Zahlen ersichtlich ist:

1887; gesamte Staatsausgaben: 47 218 000 Frank, wovon für das Heer — 18 207 000 Frank.

1912; gesamte Staatsausgaben: 190 278 000 Frank, wovon für das Heer — 47 218 000 Frank.

Zwar ist vieles noch zu erreichen, an vielem noch zu schaffen, um allen Ereignissen erfolgreich die Stirn bieten zu können — — das zu erringen, ist das Ziel, nach welchem alles Streben der Armee gerichtet ist, um hierdurch die hohe Gunst und das Vertrauen ihres Oberbefehlshabers, zu welchem sie treu und felsenfest steht, zu rechtfertigen.

Dr. W. Nikoltschoff,
Generalsekretär des bulgarischen Unterrichtsministeriums:

Überblick über das bulgarische Bildungswesen.

Das Morgenrot der Befreiung rief das bulgarische Volk zu neuem Leben empor. Das mehr als vierhundertjährige Joch eines kulturfeindlichen Volkes wirkte auf das Volksbewußtsein wie ein Gewicht, unter dessen Schwere sich eine große Spannkraft entwickelte, und sobald die Last beseitigt wurde, äußerte sich diese Kraft als ein Streben zu geistigem Schaffen. In dieser Beziehung haben die Bemühungen unseres Volkes um das Bildungswesen eine ganz besondere Bedeutung. Schon vor der Befreiung waren die Bulgaren zu der Einsicht gekommen, daß die Volksbildung eine Macht ist, ohne welche kein Fortschritt denkbar ist. Dies bezeugt auch das vielgebrauchte Sprichwort: „der Gebildete hat vier Augen". Nur dadurch erklärt sich auch der Umstand, daß gleich nach der Befreiung der allgemeine Schulzwang in Bulgarien gesetzlich eingeführt wurde, und in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum tatsächlich durchgesetzt werden konnte. Artikel 78 der Staatsverfassung lautet: „Der Elementarunterricht ist unentgeltlich und obligatorisch für alle Untertanen des Fürstentumes (jetzt Zarenreiches) Bulgarien." An dem Ziel, diese Bestimmungen durchzusetzen und in dem neuen Staate ein modernes Schulsystem zu schaffen, hat man mit Ernst und Fleiß gearbeitet und, ungestört von jeder Tradition, ist man heute soweit gekommen, daß der bekannte Verleger Johannes Fr. Dürr in der Vorrede zu dem Buche „Das bulgarische Bildungswesen" schreiben konnte: . . . „und so ist Bulgarien in vielen gesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen dem Abendlande voraus." Ich zitiere diese Zeilen, nicht um meinen Landsleuten zu schmeicheln, sondern als einen Beweis dafür, wie fremde, unparteiisch denkende Sachkenner über das bulgarische Schul- und Bildungswesen urteilen. Die Bulgaren selbst bilden sich nie ein, das höchste Ziel schon erreicht zu haben und daß ihnen nichts mehr zu tun bliebe, als auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Nein! Vor uns liegt noch ein großes Stück Arbeit, nämlich der äußere Ausbau, wie auch die innere Vervollkommnung des schon geschaffenen Schulsystems.

Vor der Befreiung sorgte für die bulgarische Schule die Schul- und Kirchengemeinde gerade so, wie überall die verschiedenen Religionsgemeinden ihre Privatschulen unterhalten. Es bestanden in jener Zeit fast nur Elementarschulen; nur hier und da gab es in den größeren Städten Schulen mit höher gesteckten Bildungszielen. Die Lehrer in diesen Elementarschulen, deren man während des Befreiungsjahres (1877/1878) 1638 zählte, stellten, was ihre berufliche Vorbildung betraf, ein recht buntes Gemisch dar. Es gab akademisch gebildete Lehrer, aber

es fehlte auch nicht an solchen, die kaum lesen und schreiben konnten. Als Schulräume dienten mit wenigen Ausnahmen gewöhnliche Wohnhäuser, und die Lehrmittel waren sehr dürftig. Aus diesem Kern hat sich dann rasch das heutige Schulsystem entwickelt, welches folgende Schulgattungen umfaßt: Kindergarten, Elementarschule, Institute für anormale Kinder, Progymnasium, Fortbildungskurse, Gymnasium, Universität. An diese, der allgemeinen Bildung dienenden Schulgattungen reihen sich noch verschiedene Fachschulen an, wie: Haushaltungsschulen, Handelsschulen, Ackerbauschulen, Musikschulen, Lehrerseminare, Theologisches Seminar, Technikum, Kunstgewerbeschule und Pädagogische Hochschulkurse. Wie die Benennungen selbst zeigen, haben diese Schulgattungen verschiedene Zwecke.

Die Elementarschule erfreute sich vom Anfang an besonderer Aufmerksamkeit seitens des Staates. In allen Ortschaften des Landes die notwendigen Elementarschulen zu eröffnen, darin alle schulpflichtigen Kinder unterzubringen, die geöffneten Schulen mit den gut vorbereiteten Lehrern und mit den pädagogischen Anforderungen entsprechenden Lehrmitteln zu versehen, — das war eine Aufgabe, auf deren befriedigende Lösung die Leiter des bulgarischen Schulwesens stolz sein können. An dieser Stelle muß ich mit Nachdruck betonen, daß die Bildung eines selbständigen Unterrichtsministeriums ein Glück für die bulgarische Schule war. Dieses Ministerium sorgte wie eine Mutter für die Schule und, um sichere Erfolge zu erreichen, steckte es sich stets auch nur erreichbare Ziele. Aus diesem Grunde wurde die obligatorische Kursusdauer der Elementarschule auch nur auf vier Schuljahre festgesetzt. Während des Schuljahres 1910/1911 gab es im ganzen Lande bereits 3482 Volks- und 1237 Privat-Elementarschulen, besucht von 453 592 Kindern; das sind 76,3 Prozent von allen schulpflichtigen Kindern. Ebenso großen Wert hat man auch auf die Vorbereitung der Lehrer, besonders der Volksschullehrer, gelegt. Die ungenügend vorbereiteten Lehrer hat man allmählich durch solche ersetzt, die ein Lehrerseminar oder ein Gymnasium mit Reifeprüfung absolviert haben; und so stehen wir jetzt vor der erfreulichen Tatsache, daß fast alle Volksschullehrer den gleichen Bildungsgrad besitzen, wie ihre Kollegen im Abendlande. Seit 1892 sind alle Kandidaten verpflichtet, ein besonderes Staatsexamen abzulegen, um als ordentliche Elementarschullehrer angestellt werden zu können. Für die Unterhaltung und Ausstattung der Volkselementarschulen sorgen die Gemeinden und der Staat gemeinschaftlich. Was man in dieser Beziehung leistet, geht aus der Tatsache klar hervor, daß im Schuljahre 1910/1911 für diese Schulen 16 300 910 Franks ausgegeben worden sind. Nur bezüglich der Schulgebäude bleibt noch manches zu wünschen übrig. Die Hoffnung, sich in dieser Beziehung mit den ordentlichen Budgetmitteln zu behelfen, hat man aufgeben müssen und man mußte seine Zuflucht zu Anleihen nehmen. Im Jahre 1904 wurde auf Anregung des Unterrichtsministeriums und unter der Garantie des Staates eine Anleihe von 6 000 000 Franks zu genanntem Zwecke aufgenom-

men, und die guten Erfolge bewogen die Nationalversammlung, im Jahre 1911 noch eine zweite Anleihe von 20 000 000 Franks zum selben Zwecke gutzuheißen. Die Bedingungen, unter welchen diese Anleihen verwertet werden, sind zugleich eine sichere Bürgschaft dafür, daß in Bälde der heutige Notstand behoben sein wird. In den letzten zehn Jahren ist der Rahmen der allgemeinen Volksbildung noch dadurch erweitert worden, daß man Institute für taubstumme und blinde Kinder eröffnet und Vorbereitungen getroffen hat, auch besondere Schulen und Kurse für geistig schwachbegabte und stotternde Kinder ins Leben zu rufen.

Die Vermittlung zwischen der Elementarschule und dem Gymnasium bildet das Progymnasium, das seinem Charakter nach der Elementarschule näher steht und mit seinem dreijährigen Kursus die allgemeine Grundlage aller höheren Bildungsanstalten darstellt. Bestehend schon vor der Befreiung, hat diese Schulart unter verschiedenen Bezeichnungen große Umwandlungen erfahren, bis sie ihre heutige Gestalt angenommen hat. Anfangs war das Progymnasium organisch verbunden mit dem Gymnasium und galt als ein Privilegium der Städte; jetzt aber ist diese Schulart in Bulgarien weit verbreitet und im Schuljahre 1911/1912 gibt es im ganzen Zarenreich schon 316 Progymnasien, besucht von 55 512 Schülern und Schülerinnen. Auch hier, wie in den Elementarschulen, werden Knaben und Mädchen gewöhnlich gemeinsam unterrichtet, nur in den größeren Städten gibt es besondere Progymnasien für Mädchen und solche für Knaben.

Das Gymnasialbildungswesen befindet sich ebenfalls schon in einem beneidenswerten Zustand der Blüte. Vor der Befreiung gab es im ganzen Lande nur ein einziges Gymnasium, das seinem Charakter nach mehr eine Realschule war; jetzt aber zählen wir bereits 18 Gymnasien für Knaben und 13 für Mädchen, die bezüglich ihrer Lehrpläne drei verschiedene Typen darstellen: mit Latein und Griechisch, nur mit Latein und ohne die alten Sprachen. Das heutige Gymnasium baut sich auf dem Progymnasium auf und hat einen fünfjährigen Kursus. Demnach setzt sich die höhere Bildung aus folgenden Bestandteilen zusammen: 4 Jahre Elementarschule, 3 Jahre Progymnasium und 5 Jahre Gymnasium. Also am Ende seines 19. Lebensjahres ist der Jüngling zum Studium an der Universität bereit. Realgymnasien, in deren Lehrplänen die pädagogische Theorie und Praxis als Hauptfach in den zwei vorletzten Klassen aufgenommen ist, werden pädagogische Schulen (Lehrerseminarien) genannt. Solche gibt es 9 (5 für Knaben und 4 für Mädchen). Im Schuljahre 1911/1912 gibt es: in den Knabengymnasien 9660 Schüler, in den Mädchengymnasien 5176 Schülerinnen, in den pädagogischen Schulen für Knaben 1923 Schüler und in den pädagogischen Schulen für Mädchen 1883 Schülerinnen.

Um das Gebiet des höheren Bildungswesens abzuschließen, müssen wir noch die Fachschulen erwähnen, die zwar spezielle Zwecke verfolgen, aber dem Range nach dem Gymnasium gleichgesteellt sind. Es sind dies das Theologische Seminar,

3 Handelsgymnasien, 3 Ackerbauschulen, das Technikum, die Kunstgewerbeschule und die Musikschule. Alle diese Schulanstalten haben das Progymnasium als allgemeine Grundlage und einen mindestens dreijährigen Kursus als Fortsetzung.

Alle höheren Bildungsanstalten befinden sich unter der strengen Aufsicht des Staates. Dies und der Umstand, daß die darin wirkenden Lehrer akademisch ausgebildet sind, hat viel dazu beigetragen, um das höhere Schulwesen auf eine würdige Höhe zu bringen und den Anstalten selbst die allgemeinen Sympathien zu gewinnen.

Das allmähliche Werden des bulgarischen Schulsystems hat sich mit der Eröffnung der Universität zu Sofia abgerundet. Ihr erster Name war sehr bescheiden, man nannte sie einfach Hochschule, legte ihr aber das Prinzip der Lehr- und Lernfreiheit zugrunde und gab ihr dadurch die Möglichkeit, sich zu entwickeln und zu blühen. Dies erfolgte rascher, als die meisten dachten. Eröffnet nur mit zwei Fakultäten: historisch-philologische und physikalisch-mathematische, gliederte sich bald die dritte, die juristische, an, und im Jahre 1904 erhielt sie den Namen Universität. Im Sommersemester 1912 zählt die Universität 2116 Studierende, 21 Professoren, 24 Dozenten, 8 Lektoren und 17 Assistenten. Das Studium an der Universität ist mit zwei Examina verbunden: nach dem 4. und nach dem 8. Semester. Die Universität hat leider noch kein eigenes Heim, wird es aber, dank der reichlichen Spende des patriotisch gesinnten, unvergeßlichen Eulogio Georgiew, bald erhalten. Die Baupläne sind bereits fertiggestellt, und in diesem Jahr noch wird die Ephorie zum Bau schreiten.

Das bis hier entworfene Bild bedarf noch der Erwähnung einer Reihe Institutionen, die der Kultur und der Bildung große Dienste leisten und die auch für den Fortschritt unseres Landes auf geistigem Gebiete sprechen. Solche sind: a) die Akademie der Wissenschaften zu Sofia, gegründet im Jahre 1869 als Literarischer Verein; b) das Nationaltheater zu Sofia; c) das Nationalmuseum zu Sofia; d) das ethnographische Museum zu Sofia; e) das Schulmuseum bei dem Unterrichtsministerium; f) die Nationalbibliotheken zu Sofia und zu Plovdiv, und g) die öffentlichen Lesehallen in den Städten und größeren Dörfern. Alles dies sind keine bloßen Namen, sondern Institutionen, die man mit einem klaren Blick in die Zukunft und in unermüdlicher Arbeit geschaffen hat, als sprechende Zeugen für die Kulturfähigkeit des bulgarischen Volkes.

Dr. Miklos Král,
Kgl. ung. Bezirksrichter in Budapest:

Die Verwaltung Bosniens.

Schon in dem Augenblick, da die Kandidatur des G. d. J. Oskar Potiorek für den Posten des bosnischen Landeschefs aufgetaucht war, wußte man, daß sich der zukünftige Leiter der Landesverwaltung nicht, wie manche seiner Vorgänger, mit dem bloßen Titel seines neuen Amtes begnügen werde, und diese Erwartung ist durch die nachfolgende Tätigkeit Potioreks vollauf erfüllt worden. Er gibt sich nicht damit zufrieden, allgemeine Direktiven zu erlassen, sondern er trifft selbst die nötigen Entscheidungen, und in jenen speziellen Fällen, die der Allerhöchsten Entschließung vorbehalten sind, bilden seine Informationen und Vorschläge die Richtschnur. Der vornehmlichste Zweck der durch den jetzigen Chef der bosnischen Landesregierung inaugurierten Politik ist es, dem monarchischen und dynastischen Prinzip in der Verwaltung volle Geltung zu verschaffen und mit den herrschenden Sitten, Gewohnheiten und Formeln zu brechen. G. d. J. Oskar Potiorek war in den neunziger Jahren mehr als drei Jahre Brigadier in Budapest, und seine militärischen Fachkenntnisse, seine tiefe allgemeine Bildung und sein umfangreiches Wissen haben ihn bald in jene Kreise der ungarischen Hauptstadt eingeführt, wo Militärpolitiker mit der Aussicht auf eine große Karriere gern gesehene Gäste sind. Dabei hat Potiorek auch die Gelegenheit, sich mit den ungarischen Verhältnissen vertraut zu machen, keineswegs unbenutzt vorübergehen lassen, und auch diese Kenntnisse werden ihm bei der Realisierung der großen Aufgaben, die seiner in Bosnien harren, gute Dienste leisten.

Es ist zweifellos eine sehr heikle Sache, Chef der Landesregierung in Bosnien zu sein. Man hat seit der Okkupation immer Soldaten mit diesem Amte betraut und sie jeweils auch zum kommandierenden General ernannt. Als Herr von Kallay gemeinsamer Finanzminister war, gab es einmal einen solchen Landeschef, der nicht nur den Titel führen, sondern auch die Macht ausüben wollte, aber der Minister stellte die Kabinettsfrage und der General mußte in Pension gehen. Die Reden, die in der jüngsten parlamentarischen Körperschaft der Monarchie gehalten werden, beweisen aber, daß es hoch an der Zeit ist, daß wieder eine stramme militärische Hand die Verwaltung beeinflußt. Diese Reden intendieren eine politische Erziehung des Volkes, die in nichts begründet und nur dazu geeignet ist, das Land als ewig glimmende Feuerecke zwischen Serbien und Montenegro zu erhalten. Mit nationalen Idealen hat sich die autochthone Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina nie abgequält. Wäre die türkische Verwaltung vor dem Jahre 1878 humaner und in wirtschaftlichen Dingen entgegenkommender

gewesen, die Monarchie hätte ihre expansive Balkanpolitik auf andre Weise als durch die Okkupation der beiden Länder betätigen müssen. Auch mit der Politik geben sich die eingeborenen Bosniaken nicht allzu viel ab, sie kümmern sich weit mehr darum, ob die Steuern rechtmäßig auferlegt und eingehoben werden, und wie die Kmetenbefreiung vonstatten geht. Nur die Entwickelung, die die Schule nimmt, bildet eine Gefahr. Die Lehrer an den staatlichen und geistlichen Schulen entstammen den älteren Jahrgängen der intelligenten Klasse, sind heute in ihren Ansichten solidarisch mit den Wortführern im Sabor und befinden sich mit ihrer politischen Rührigkeit in diametralem Gegensatz zur Indolenz des Volkes in politischen Fragen. Jeder dieser Pädagogen ist ein Fanatiker seines nationalen Bekenntnisses, das sich jeweils nach seiner Konfessionszugehörigkeit richtet. Der griechisch-orientalische Christ ist Groß-Serbe, der römisch-katholische Christ Groß-Kroate, beide verkünden das Heil ihrer nationalen Lehren mit großem Eifer. Die Mohammedaner sind in ihrer Minderheit entweder Anhänger der Serben oder der Kroaten, die große Mehrheit hat jedoch überhaupt kein Nationalgefühl. Sie träumt nur von einer künftigen Autonomie Bosniens und der Herzegowina, aber sie tut nichts für die Verwirklichung ihres Traumes, weil sie eben prinzipiell nichts tut. Eingeborene, die sich der großen Vorteile bewußt wären, deren sie aus Österreich-Ungarn teilhaft werden könnten, gibt es nicht. Einfach darum nicht, weil die Landesregierung bis jetzt zu dieser Erkenntnis auch nicht das geringste beigetragen hat, und zwar auch nicht in jener Richtung, die vom Volke am leichtesten erfaßt würde, in volkswirtschaftlicher. Und doch hätte fruchtbares Handeln in diesem Verwaltungszweige Wunder wirken können. Daß es unterlassen wurde, ist die Ursache der Entstehung des geflügelten Wortes budala svaba (dummer Schwab'). Svaba wird jeder Eingewanderte ohne Rücksicht auf seine nationale Herkunft genannt, der Ausdruck erhält im Munde der Einheimischen an sich schon einen etwas verächtlichen Beigeschmack und die Verbindung mit dem ehrenden Beiwort dient zur Charakteristik der Provenienz aller Aktionen einer hohen bosnisch-herzegowinischen Landesregierung. Jede Kritik amtlicher Verfügungen erfreut sich dieses edlen Schmuckes. Der Mittelstand, das sind die Grundbesitzer, Gewerbetreibenden, Kaufleute und die freien Berufsarten, nützt die Unzufriedenheit der Volksmasse mit der Svabaregierung nach Kräften für seinen höchsteigenen privaten Vorteil aus und erweitert die bestehende Kluft nach Möglichkeit. Die konstitutionelle Ära — wohl ein etwas zu hochtrabender Titel — hat diese Verhältnisse eher verschlechtert als gebessert. Vielleicht nicht zuletzt aus dem Grunde, weil seit der Sabortagung einzelne höhere Funktionäre der Landesregierung ein wahres Wettlaufen um die Gunst der Einflußreichen veranstalten, dessen Kosten leider die Monarchie tragen muß.

Der dynastische Gedanke hat im autochthonen Volke kaum noch Wurzel fassen können. Die Repräsentanten dieser Idee sind ausschließlich die Eingewanderten und deren Nachwuchs. Das Volk ist trotz der triefenden Loyalitätserklärungen

seiner Führer nicht dynastisch veranlagt, und die Verantwortung hierfür trägt wohl in erster Linie die Schule. (Eben in den jüngsten Tagen revidiert man die Lehrbücher, speziell der Geschichte, in den Schulen.) Czar Dušan und König Krescimir sind die Nationalheroen der heranreifenden Intelligenz. Die Lehrer schwärmen vor ihren Schülern von jenen glänzenden Tagen, da Bosnien unabhängig und das bosnische Königtum in der Blüte war, und von der Wiederkehr dieser schönen Zeiten, und zwar je nach ihrer Nationalität auf der Basis entweder des serbischen oder des kroatischen Staatsrechtes. Vorträge, welche die Zusammenhänge der Geschichte Bosniens und der Herzegowina mit jener Ungarns und später der Monarchie objektiv darstellen würden, werden in den Schulen nicht gehalten, aber eine Gelegenheit, die Herzen der wißbegierigen slavischen Jugend mit idealen Schilderungen von Heldentaten serbischer oder kroatischer Märtyrer zu entflammen, finden die Professoren immer. Das wird wohl der wesentlichste Grund dafür sein, daß monarchische und dynastische Gefühle im Volke Bosniens und der Herzegowina bisher noch keine starke Stütze gefunden haben. Die Zivilregierung hat dieser wichtigen Aufgabe bis jetzt auch nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet, vielleicht hat sie überhaupt noch nicht daran gedacht, daß sie auch hierin unabweisliche Pflichten zu erfüllen hat, aber nachgeholt muß unbedingt werden, was diesbezüglich in 33 langen Jahren versäumt wurde. Die Unruhen, die fortgesetzt am Balkan herrschen, bezeugen, daß diese Nachlässigkeit eine unverzeihliche Sünde war, sie zwingen aber auch dazu, die Sünde wieder gut zu machen und zwar mit Mitteln, die der Ideologie, dem Gedankengange und dem Gefühle der autochthonen Bevölkerung angepaßt sind. Wer den Charakter und die Naturanlagen slavischer Völker kennt, weiß, daß sich nur die kraftvolle Macht des Staates mit den imponierenden Attributen seiner exekutiven Gewalt in die slavische Volksseele Eingang verschaffen kann, daß aber Hinterlist, raffinierte Geschicklichkeit oder diplomatisierende Schlauheit als Werkzeuge zur Gewinnung slavischer Herzen unbrauchbar sind. Denn genau mit denselben Werkzeugen hat das bosnische Volk gegen seine türkischen Ausbeuter gearbeitet, und als die militärische Gewalt der Pforte gebrochen war, hat es wieder mit den gleichen Werkzeugen die Okkupation vorbereitet.

Der jetzige Landeschef von Bosnien, G. d. J. Potiorek, kennt die hier geschilderten Verhältnisse genau und darum will er sich nicht mit dem bloßen Titel begnügen, sondern selbst auf jedem Gebiete der Verwaltung zu Worte kommen. Es werden sich gewiß Kräfte finden, die den Intentionen Potioreks Hindernisse in den Weg zu legen versuchen werden, aber man braucht darum nicht besorgt zu sein, denn an jener Stelle, von der aus die Geschicke der Monarchie gelenkt werden, kennt man die Verhältnisse in den annektierten Ländern ganz genau und weiß sehr wohl, daß nur die Macht dem Volke zu imponieren vermag. Ist dann diese Macht auch in der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verwaltung einmal fühlbar, dann wird die neue Generation darauf verzichten dürfen,

schwülstige Loyalitätserklärungen abzugeben. Der dynastische Gedanke wird, wenn er in jeder Maßnahme der Administrative sichtbaren Ausdruck findet, seinen Einzug in die Seele des Volkes halten und gründlich aufräumen mit den Träumern, die sich verfolgt und gedrückt glauben, und mit den von selbstsüchtigen Interessen geleiteten politischen Strebern.

Dr. Bluwstein:
Wilhelm Wundt.
(Zum 16. August 1912.)

In einer Zeit der weitgehendsten Spezialisierung, die nur zu oft eine Selbstbeschränkung bedeutet, in einer Zeit der Fachmänner und Stückwissenschaften, lebt ein Großer, dem man einen ihm gebührenden Rang einräumt, wenn man ihn in eine Reihe mit Aristoteles und Leibniz stellt. Gleich jenen, beherrscht er das unermeßliche Wissen seines Zeitalters und hat neue Gebiete dem forschenden Geiste eröffnet.

Man gedenkt großer Menschen oft nur bei äußerlichen Anlässen . . . Für Wundt bedeutet der 80 jährige Geburtstag keinen Abschluß und keinen Abschnitt, er ist für ihn nur ein kalendarisches Ereignis. Ein Zeitpunkt, in dem so viele andere sich längst schon überlebt hätten, in dem sie für ihr eigenes, besseres Ich jedes Verständnis verloren hätten, beschließt eines seiner fruchtbarsten, schaffensfreudigsten Jahre. „Kleine Schriften", „Elemente der Völkerpsychologie", sechste umgearbeitete und erweiterte Auflage der „Grundzüge der physiologischen Psychologie", ebenso die umgearbeiteten und erweiterten neuen Auflagen der „Ethik", der „Völkerpsychologie", und rechnet man hierzu noch die unermüdliche Tätigkeit Wundts als Lehrer . . . fürwahr! ein beispielloses Schaffen!

Wundt wiederholt niemals seine Werke. Er arbeitet an ihnen unausgesetzt, weist über sie hinaus, und so lebt er. Sein Leben läßt sich darum leicht erzählen, weil die Werke die großen Ereignisse dieses Lebens waren. Am 16. August 1832 geboren, wurde er mit 23 Jahren Arzt, darnach Privatdozent der Physiologie. Er hatte schon mehrere streng wissenschaftliche Werke auf dem Gebiete der Physik und der physiologischen Erforschung der Sinnesempfindungen verfaßt, als er sich die Aufgabe stellte, eine Philosophie als Wissenschaft auszubauen. Damals zählte er erst 30 Jahre. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verflossen, währenddessen er sein Programm erfüllt hat! „Grundzüge der physiologischen Psychologie", „Völkerpsychologie", „Logik", „Ethik", „System der Philosophie" sind seine fünf Hauptwerke, die ebenso viele neue, lichtvolle Wege der Wissenschaft wiesen. Nur flüchtige Hinweise können hier Platz finden. Zu der Zeit, wo Wundts

Schaffen einsetzte, hatte die deutsche Philosophie eine gärende Übergangsperiode durchzumachen. Die alten, großen Systeme der Philosophen-Dichter hatten die Macht über die spekulationsmüden Gemüter verloren. Für die Schönheit des Versuches, ein allumspannendes, künstlerisch vollendetes System zu schaffen, war kein Sinn mehr vorhanden. Man konnte wohl begreifen, warum Hegel auf die Bemerkung, seine Planetentheorie stimme nicht mit den Tatsachen überein, mit souveräner Ruhe erwidert haben soll: desto schlimmer für die Tatsachen ...

Wundt als Denker verbindet in seiner Weise den Universalismus der klassischen deutschen Philosophen mit dem ungeteilten Drang nach Gewißheit, nach dem Ziel des ganzen modernen Forschens. Er übertrug den Geist der Naturwissenschaften, der in unumstößlicher Feststellung von Tatsachen gipfelt, auf das schrankenlose Gebiet der Seele. So schuf er einen Versuch der wissenschaftlichen Philosophie. Die Wirklichkeit verriet ihr Inneres dem Naturforscher, der an sie mit methodisch geleiteten Beobachtungen und Experimenten herantrat. Nun sollte der Zauber des Unerforschlichen, Unberechenbaren, Unzugänglichen der Seele, hinter dem so lange nur Vorurteile ihr wüstes Spiel getrieben haben, fortan dem Wirklichkeitssinne des Philosophen weichen. So entstand eine Psychologie, die sich alle nur erdenklichen Verfahrungsweisen der naturwissenschaftlichen Forschung anzueignen bestrebt ist. Das erste psychologische Institut in Leipzig wurde durch Wundt ins Leben gerufen, das heute überall seine Nachahmer findet. Ein ungewöhnliches Schauspiel eröffnete sich da: Wechselstrommaschinen, allerhand schwierige mechanische Apparate sind der Erforschung der Seele dienstbar gemacht worden. Statt jener gar zu oft willkürlichen Selbstbeobachtung der alten Psychologen, die so gern nur in den höchsten, kompliziertesten Offenbarungen des Seelenlebens verweilten, stellt eine Forschergemeinschaft infolge der überwältigenden Menge von Tatsachen überall da Gesetzmäßigkeiten fest, wo einst der Ahnung voller Spielraum gelassen war. Seele wird Natur, der Gedanke wird in seinem zeitlichen Verlauf, in seiner physiologischen Bedingtheit aufgefaßt. Wohl handelt es sich zunächst um die elementarsten Prozesse des inneren Lebens, um Sinnesempfindungen, um reflexartiges Urteilen, vor allem aber kommt es hier auf die Richtung der neuen Forschung an, nicht auf die zurückgelegte Strecke. Die Seele wird nicht dadurch gedemütigt, daß sie in ihrer natürlichen Gesetzmäßigkeit erfaßt wird, denn dies tut sie selbst, sie als forschender Geist. Noch nie hat Selbsterkenntnis den menschlichen Stolz verletzt. Mögen die übereifrigen Schüler den großen Richtungsgedanken des Meisters verengen und das Hilfsmittel der Experimente feierlichst zum einzigen Hauptzweck stempeln. Wundt hat sich mehrfach ausdrücklich gegen die Überschätzung der psychologischen Klärungsfähigkeit der Experimente ausgesprochen. Wies er doch unermüdlich in seinen Werken auf das ureigene schöpferische Wesen des Bewußtseins hin, dem mit landläufigen, vereinfachenden Erklärungen materialistischer Art nicht beizukommen sei. Es galt, die Natur mit ihrer ewigen Gesetzmäßigkeit im Bereiche der geistigen Schöpfungen

zu durchschauen und dadurch erst die Bahn für deren volles Verständnis freizumachen. So mußte nach der experimentellen Psychologie des einzelnen die Völkerpsychologie auf vergleichender Grundlage geschaffen werden. Von den gewaltigen Schöpfungen der Gemeinschaft, — der Sprache, der Kunst, der Religion, der Sitten, — sucht Wundt die ureigene Beschaffenheit der Seele abzulesen. Ein Riesenwerk, dem gewiß in solcher Anlage nichts Ebenbürtiges an die Stelle zu setzen ist, liegt vor uns. Das menschliche Vorstellungsleben ist aus der vergleichenden Betrachtung aller bekannten Sprachen in solchen Tiefen enthüllt worden, wohin die Psychologie des einzelnen niemals hinabzusteigen vermag, die Kunst, die Religion haben in die Werkstätte der ewig schaffenden Phantasie, des erlösungsdurstigen Gefühls geleitet, die Sitten, die sozialen Einrichtungen jeder Art offenbaren den Gesamtwillen, rücken uns die verborgenen Triebfedern der Geschichte näher. Der Abschluß des ganzen Werkes wird noch aus der stillen Studierstube des Unermüdlichen heraustreten.

Die Psychologie ist für Wundt die zentrale Geisteswissenschaft. Das eigentlich Menschliche tritt nur dem verständlich entgegen, der die Fähigkeit besitzt, sich in die volle Wirklichkeit der Erlebnisse anderer mitempfindend zu versetzen. Das seelische Leben ist in seinem Verlauf ein einheitliches, einzigartiges Ganze. Im Geiste dieser Anschauung, für die das ganze moderne Zeitalter deutlich spricht, hat der Philosoph die weiteren Geisteswissenschaften, Logik und Ethik, ausgebaut.

Es gibt für ihn keine abstrakte, rein formelle Wahrheit, keine schulmäßige, geistestötende, empfindungsleere Logik. Das Wahrheitsbewußtsein löst sich allmählich von den begleitenden Vorstellungen und Gefühlen ab. Wo ist nun die Wahrheit? Zunächst wohl dort, wo sie ihre Machtvollkommenheit durch die stolze Geschichte des menschlichen Forschens, durch die märchenhaften Errungenschaften der modernen Naturerkenntnis überwältigend bewiesen hat. So führt uns die „Logik" Wundts in die Werkstätten der Einzelwissenschaftler, wo wir die Verfahrungsweisen im Suchen und Tasten nach den Wahrheiten erkennen. Das Spezifische eines Chemikers oder eines Ökonomisten miterleben, von der ihnen eigenen Freude an der Lösung des Problems sich mitergreifen lassen, dies lehrt die Methodik der Wissenschaften, die den größten Teil jenes Werkes ausmacht. Um einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein, müßte man die gesamten Wissenschaften erfaßt haben, die aus der Periode der bloßen Vermutungen herausgetreten sind. Wundt war gerade geeignet, eine derart schwierige und komplizierte Aufgabe zu lösen.

Als er nun die Wege aller Einzelwissenschaften durchwandert und ihre Ergebnisse in ein großartiges, künstlerisch geordnetes Ganze gebracht hatte, ergab sich ihm ein Weltbild der modernen Philosophie. Es war kein lückenloses System, das er sein „System der Philosophie" nannte. Das Verlangen nach Gewißheit, der Wille zur Aufrichtigkeit verbieten es ihm, die Lücken durch Lügen zu ersetzen. Jede Einzelwissenschaft langt bei Hypothesen an, die an die Grenzen des jeweils

Erkennbaren führen. Vereinigt man solche hypothetischen Begriffsbildungen mit den sicheren Bestandteilen der Wissenschaft, aus denen sie sich dem ahnungsvollen Geiste logisch ergeben, so hat man vielleicht keine „exakte", wohl aber mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit harmonierende Philosophie.

Es bleibt aber noch ein Gebiet, das nach fast allgemeinem Vorurteil durch die Berührung mit der nüchternen Wissenschaft nicht geklärt, sondern entweiht werden müsse, dies ist das sittliche Leben. Wie sollte man mit dem Drange nach allgemeingültigen Formeln dem urpersönlichen Pflichtbewußtsein beikommen, was soll die Wissenschaft, für die Mathematik und Mechanik Ideale sind, mit der Freiheit der moralischen Selbstbestimmung anfangen! Antwort darauf gibt die Ethik von Wundt, sie zeigt, wie die zauberhaft schöne Blume der Sittlichkeit aus der in der Erde der Tatsächlichkeit verborgen ruhenden Wurzel ihre Lebensfähigkeit schöpft, wie das Pflichtbewußtsein aus der notwendig bedingten Rücksichtnahme der Menschen aufeinander im sozialen Leben hervorgehen mußte. Zu oft wurde den Menschen gepredigt, wie sie leben sollten, zu selten hat man sich darüber Rechenschaft gegeben, wie sie in Wirklichkeit leben. „Liebt eure Feinde" war das Sollen, Kriege zwischen Kulturstaaten — das Sein. Erst nachdem die rein natürliche, gruppenpsychische und soziale Entstehung der Sittlichkeit überzeugend klargelegt worden ist, weist der Forscher auf die von Hoffnung und Kampfesfreude umstrahlten Höhen des zum Sein gewordenen Sollens, auf die verwirklichte Humanität hin. Die Menschheit soll der Menschlichkeit den Weg bereiten, und sie wird es nach aller wissenschaftlichen Voraussicht tun. Aus der Familie, dem Stamm, dem Staate bildet sich, mit historischer Notwendigkeit, der große Menschheitsverband aus. Die eigenen Ansichten Wundts, die in der „Ethik" zum Ausdruck gelangen, sind von ihm selbst aufs deutlichste von den verbürgten Tatsachen seiner Wissenschaft gesondert. Gerade er, dessen Gedanken nie ruhen, der sich selbst unausgesetzt berichtigt, ruft die Freiheit des Widersprechens heraus, wenn er nur als Mensch zu uns spricht. Der Gedanke weist oft über seinen Urheber hinaus.

In Wundts beispiellos regem Schaffen findet das wissenschaftliche Bewußtsein unseres Zeitalters seinen reinsten Ausdruck. Gewiß erschöpft der Drang nach Wahrheit noch nicht den ganzen Menschen. Die seelische Voraussetzung eines erfolgsicheren Forschers ist Besonnenheit, Behutsamkeit, die den ungeduldigen Drauflosgängern und Knotenzerhauern von Fach als schwächliche Unentschiedenheit und Halbheit erscheinen mögen. Es sind auch Vorwürfe laut geworden, Wundts Denken lasse in der gleichmäßigen Tagesklarheit der Gewißheit die Tragik der tieferen Wirklichkeit ungewürdigt, die dem erschütterten Künstler gesteigert vernehmlich wird. Es ist kaum noch nötig, zu bemerken, daß derartige Vorwürfe jeden Ernstes ermangeln, wenn sie von einem Menschen den Reichtum an seelischen Arten verlangen, die nur die Gemeinschaft offenbaren kann.

Vielleicht charakterisiert Wundts Schaffen am besten eine Bemerkung in

der Vorrede zur zweiten Auflage der „Physiologischen Psychologie". Aus dem einen Band der ersten Auflage, bemerkt er, sind „unversehens" zwei Bände geworden, da er mit den Fortschritten der von ihm geschaffenen jungen Wissenschaft Schritt gehalten hat. „Unversehens"! . . . . . So schafft die Natur, so schafft ein großer Geist in seiner schlichten Erhabenheit! Die Natur beweist zum Glück für die Menschen zuweilen, daß sie auf ihr vornehmstes Erzeugnis, auf den Geist, stolz ist. Schonend hält die Natur den Unermüdlichen in seinem 80. Lebensjahre von den Folgen ihrer unerbittlichen Gesetze unangetastet fern. Und so möge sie ihn noch für eine lange Reihe von Jahren dem Schaffen, der Menschheit erhalten!

Heinrich Embser:
Vom philosophischen Messias.

(Zum 50. Geburtstage Constantin Brunners.)

Ein Hinweis für Suchende.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Segen spendend, reich gesegnet —
Seele, sieh, wer dir begegnet:
Ohne Kronen, ohne Knechte
Wandeln Könige durch die Nächte.
Viktor Hardung.

Also der Dichter: wir aber lagen auf der Lauer in der Nacht unsres peinvollen Agnostizismus und unsre Seele sah, wer ihr begegnete; und da wir unsren König, unsren Messias in der Lebensweisheit erkannten, da freuten wir uns und ließen ihn nicht vorübergehen, sondern schlossen ihm jauchzend die Tore unsrer sehnsüchtigen Herzen weit auf: wir, unablässig die Wahrheit mit der Seele suchend.

Wie spricht er zu uns, unser Meister, von der Wahrheit: „Dieses ist die Zeit, darin sie die Wahrheit totsagen, ohne sie auch nur zu betrauern . . . Die Wahrheit, die in sich ganz bestimmte und ganz zuverlässige, die beseligende Wahrheit von objektivem Inhalte, sie lebt, sie lebt! Gegen allen Aberglauben, der, indem er für Wahrheit sich ausgibt, uns um sie betrügt; und gegen alle Sophistik, wodurch ihr Vorhandensein geleugnet wird; gegen den Skeptizismus, die Verleumdung der Vernunft und die Verschmähung unsrer selbst, wollen wir unser Leben lang diesen Satz und damit unser Recht und unsern ewigen

Adel verfechten: die Wahrheit lebt! Und dies ist Leben, welches mir lieber ist als dieses mein Leben; und so gewiß ist es, wie mir und dir Geborenem der Tod ist." —

Und nochmals, am Schlusse des ersten Teiles seines weltumspannenden Lebenswerkes ertönt seine Stimme im Orkan: — — „Die vielen Wahrheiten, die müssen aus der Welt. Ihr seht das nicht und fühlt das nicht, dieses unsäglich Furchtbare ihrer vielen Wahrheiten! Aber ich habe es gesehen und habe das für sie alle, o wie tief! gefühlt und gelitten, denn jeder Blutstropfen hat mit dem Gedanken daran mein Herz bewegt; und das weiß niemand, was in diesem lebendigen, zuckenden Herzen gewesen, als ich diesen Wahrheiten, einer nach der andern, die Larven abriß, und da war kein Gesicht!! — und ehe dieser, mein so totkalt klingender, „abstrakter" Satz sich mir fügte: „Der Aberglaube ist das Nichts, das Nichts, welches wie ein Etwas gedacht wird", und was mir da aus der Finsternis ins Herz gehackt kam. Und ich hasse sonst nichts als nur . . . aber dies mit einer Leidenschaft meines Blutes, wovon ihr nicht wißt, die ihr nur andre Leidenschaften kennt — ich hasse dieses Nichts des Aberglaubens — und gleichwie Alexander und Tamerlan kein Volk unbesiegt wissen wollten, so möchte ich keinen einzigen Gedanken des Aberglaubens unüberwunden lassen, und packen, die Zipfel des Lakens festpacken, welches ihr Denken bedeckt, und es ihnen ganz davon herunterreißen, und möchte den Aberglauben auf allen Welten überwinden!" — — —

So also spricht er, der begeistertste Schüler und berufenste Interpret des Meisters Spinoza. Aber er baut noch weit über Spinoza hinaus: die Gralsburg der Allmutter Philosophie. — Er baut: „Was bis heute in zwei Bänden vorliegt, ist nur der erste Teil des Werkes, dem ein ganzes Leben geweiht ist. Doch kommen wir durch diesen ersten Teil sehr wohl auf den Weg, der noch zu gehen sein wird, sein Ziel und die Hauptstationen. Und es wird in uns laut wie Gebet und Segen: möchte das Ganze zur Vollendung gedeihen! Ein Geistesbau wird hier unternommen, wie er nie von einem Menschen erdacht, geschweige denn erschaffen wurde. Ja, ein gewaltiger Bau ist dieses Werk, dessen erstes Stockwerk nun aufgerichtet vor uns steht. Ein tief gegrabenes Fundament, Mauern, die keinem Ansturm weichen werden, die Steine sorgsam behauen und fest aneinander gefügt, und nicht vergessen wurde der Schmuck, daß alles nicht nur gut und stark, sondern auch schön sei. Vor unsern Augen, ja, wie mit uns zusammen führt er das Gebäude seiner Lehre auf, in dem wir am Ende so heimisch geworden sind, daß es uns Vaterhaus zu sein dünkt. Das ist es bereits für viele geworden." (Moebius.)

Was aber bringt uns Constantin Brunner in seinem gigantischen Werke „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke", was ist das für eine neue Lehre?

Zuerst öffnet er uns die Augen über die dreierlei Weisen des menschlichen Auffassens, er nennt diesen Teil seiner Lehre

die Fakultätenlehre.

Drei Arten des menschlichen Denkens gibt es. Allen Menschen gemeinsam ist das Denken des praktischen Verstandes: die Welt der relativen Wirklichkeit, in der das Absolute nicht gedacht und nicht gefunden werden kann. Hier, im praktischen Verstande, der lediglich unsrer Praxis, unsrer Lebensfürsorge dient, hier sind wir weiter nichts als ein Ding unter Dingen: ein bewegliches Ding innerhalb der allgemeinen dinglichen Bewegung; hier müssen wir so denken, — „weil wir ohne solches Denken nicht sein könnten dieses Ding, dieses lebende Ding Mensch, welches wir durch solches Denken sind."

Als bewegtes Ding „treiben wir mit unsrem Fühlen, Wissen und Wollen eben das, was die übrigen Dinge der Natur auf andre Weise treiben, oder vielmehr, wir werden getrieben, gleich diesen in der einen Bewegung, darin jedes Ding nach seiner Besonderheit bewegt ist, — wir erfassen die Besonderheit unsrer Bewegung, die wir sind, in uns auch nach unsrer Innerlichkeit, während die der übrigen Dinge nur als äußerliche Existenz oder Bewegung von uns wahrgenommen wird." — An andrer Stelle: „Dinge, Dinge, Dinge — ihr werdet nichts sehen als eure Dinge, und wenn euch das eine Auge zum Mikroskop und das andere zum Teleskop wird." —

Soviel in gedrängtester Kürze über die erste Fakultät des Denkens, über den praktischen Verstand, über die Relativität.

„Grundverschieden von der ersten ist die zweite Weise der Auffassung, deren Gedanken uns nicht keimen aus unsrem Leben, aus unsrem praktischen Verstande, und ihm nicht dienen. Mit der zweiten Weise des Auffassens denken wir nicht als Menschen und nicht als zugehörig zur Welt der Vielheit von Dingen oder zur Bewegungswelt. Hier findet sich Besinnung auf unser wahrhaftes und ewiges Wesen, auf das, was aller relativen Existenz, mithin auch der unsrigen zugrunde liegt. Hier ist eigentliche Erkenntnis der wirklichen Einheit oder der absoluten Wirklichkeit, die tatsächlich im Denken vollziehbar ist; die das Einzige ist, was im Denken tatsächlich widerspruchslos vollzogen werden kann.

Ich nenne diese Weise der Auffassung Geist.

Entsprechend dem, was uns im relativen Denken des praktischen Verstandes bewußt wird als Fühlen, Wissen, Wollen: erscheint im geistigen oder absoluten Denken Kunst, Philosophie, Liebe." — (Liebe im höheren, philosophischen Sinne wie Spinozas amor dei, Platons Eros und Brunos eroici furori.) Bei Kunst und Philosophie ist zu bemerken, daß der echte Reproduzierende dem echt Produzierenden völlig gleich zu achten ist. Diese beiden Fakultäten des Denkens sind von den Philosophen anerkannt. Was aber völlig neu und nur dem Genie Brunners zu danken ist, das ist die scharfe Absonderung dieses

Denkens des Geistes vom Denken des Aberglaubens, des Analogons, wie Brunner es nennt.

„Diese dritte Fakultät des Denkens, grundverschieden von der ersten wie von der zweiten, denn sie hat nicht gleich dem praktischen Verstande die relative Wirklichkeit und nicht gleich dem Geiste die absolute Wirklichkeit zum Gegenstande, sondern ihr Gegenstand ist die verabsolutierte Relativität oder das fiktiv Absolute (wovon das deutlichste Beispiel wir fühlbar nahe genug besitzen an der modernen Naturmetaphysik vom materialistischen Monismus) — diese dritte Fakultät ist die Weise der abergläubischen Auffassung oder das Analogon, wie ich sie darum nenne, weil sie — in der Verkehrung — das Analogon zur Wahrheit des Denkens oder zum Geiste bildet. Sie ist die Umkehrung der geistigen Wahrheit und erscheint in dieser Umkehrung als ihre Nachahmung; sie bejaht in absoluter Weise, was die geistige Erkenntnis verneint: die Relativität."

Es ist dies keine Einteilung, die der eine so und der andre anders treffen könnte; nicht nach Willkür, Gelüst oder Spielerei wird so eingeteilt — nein, hier sind gar nicht wir es, die da einteilen, sondern wir sehen nur, wie eingeteilt ist: bei dieser unsrer Einteilung ist es um nichts zu tun, als daß wir erkennen die Teilung, welche die Gedanken in uns und mit uns vornehmen. Und da nun erscheint es um so seltsamer verwunderlich, daß in dem Schema der Einteilung, welches doch in aller Strenge ein Bild sein müßte jener Teilung, daß da die Menschen nicht bis drei zählen konnten, und daß von dem Dritten jener drei, die sich in uns Menschen geteilt haben, gar nicht die Rede ist, obwohl dieser Dritte den Löwenanteil genommen hat."

Dieser Dritte aber, der mit dem Löwenanteil, der Aberglaube, er erscheint entsprechend dem Fühlen, Wissen und Wollen des praktischen Verstandes und der Kunst, Philosophie und Liebe des Geistes, er kommt zutage als Religion, Metaphysik, Moral. (Moral ist nicht zu verwechseln mit Ethik, die aber zum geistigen Denken gehört!)

„Religion, Metaphysik, Moral — das sind die drei Äste des Urbaumes Aberglaube, die ihr Gezweig über die ganze Menschheit ausbreiten." — — —

Die zweierlei Menschen.

Auf Grund dieser einzigartigen und großzügigen Fakultätenlehre Brunners haben wir endlich eine feste Basis zur Kritik der Menschen, des menschlichen Lebens und zur Selbstkritik: das geistige Normalmeter ist uns in die Hand gegeben, um mit richtigem Maße uns und die Umwelt zu messen, und der wahre Probierstein ward uns verliehen, um lautres Gold von Talmi zu unterscheiden. Denn je nachdem bei den Menschen gedacht wird die Wahrheit, das ist das Denken des praktischen Verstandes auf Grund des geistigen Denkens, also praktischer Verstand + geistiges Denken, oder der Aberglaube, das ist praktischer Verstand + Analogon d. h. aber Nichtdenken — Ungedanken — da dieses Denken kein Denken ist, denn nur das geistige Denken ist wirklich denkbar — je nachdem

also den Menschen dieses oder jenes Denken, und entsprechendes Handeln, zukommt nach der ewigen Urentscheidung der Natur — je nachdem sind sie zu rechnen: zu den Geistigen oder zum Volke.

Und „Volk" kann noch so lebensklug, noch so gebildet sein oder noch so hoch stehen: wer im Aberglauben steht, ist Volk.

Und noch ein Wort zum „Aberglauben": „Man verlerne, nach Art des Volkes, Aberglauben immer nur zu suchen in der Vergangenheit, in „niederen" Kulturkreisen und in bestimmten, wie man glaubt, absterbenden Erscheinungen; darf auch von der Gegenwart sich nicht irre machen lassen und demjenigen, was von den Gebildeten und Gelehrten für Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnis gehalten wird, nur entnehmen, was dies wirklich ist, hat am meisten sich zu hüten vor dem uns gefährlichsten Aberglauben in wissenschaftlicher Ausstaffierung — — —."

So zeigt uns der Weise von Tempelhof den Riß, der durch die ganze Menschheit geht und führt uns mit fester Hand an die gähnende Schlucht, die sie unüberbrückbar scheidet: die Geistigen und das Volk.

Und wie zeigt er uns alle diese Erkenntnisse: in welcher klingenden, klassisch schönen Sprache, mit welchen Worten und Bildern, in welcher Bewegung und Erregung und mit welcher warmen Liebe! Nicht in der eiskalten Rede und im herzlosen Stile vieler Kathederphilosophen, nicht in der bekannten harten und rauhen Weise, die abstößt statt anzuziehen; nicht so, sondern als liebender Künstler — Philosoph, liebespendend und darum liebeweckend, und in dieser geistigen Dreiheit bezeugend den unauslöschlichen Adel des Geistesaristokraten.

Er, der große, leidenschaftliche Denker kristallklarer Gedanken: „Das Denken ist die stärkste Leidenschaft, und der leidenschaftlichste Mensch ist der Denker; in ihm sind Tiefen von Leidenschaft, in seinem gewaltigen Fühlen und Wollen; er vollbringt mit heroischer Kraft aus der Tiefe des menschlichen Wesens, darum auch ist der Erfolg seines Vollbringens der größte und nachhaltigste unter den Menschen, und er gelangt zur Weltherrschaft im höchsten Sinne: über die wechselnden Menschen aller Zeiten, aller Reiche, er mit seiner gewaltigen Leidenschaft . . . Die Leidenschaft des Denkens gehört zum Philosophen wie überhaupt zum geistigen Menschen: nur die Gewalt und der Glanz dieser Leidenschaft ist es, was die großen geistigen Naturen groß macht." —

Ja, so will ich schließen: wenn von einem das Wort gilt, das Brunner auf den Herakleitos geprägt hat, so gilt es von ihm selbst: „So erklingt die Harfe der Menschheit nur, wenn einer von den ganz Gewaltigen sie spielt." — — —

Literaturnachweis.

1. Constantin Brunner: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Berlin, Axel Junker.

2. Constantin Brunner: Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit. Ebenda.
3. Constantin Brunner: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Archiv für system. Philosophie. Augustheft 1911.
4. A. Moebius: Constantin Brunners Lehre, das Evangelium für die Gemeinschaft der geistig Lebendigen. Berlin, W. Borngräber.
5. Dr. Ed. Baeumer: Constantin Brunner über die Prinzipien der Naturwissenschaft und der Aberglaube in der modernen Medizin. München bei Otto Gmelin.

Max Lesser:
Gerhart Hauptmann in Lauchstedt.

Die Aufführung von Hauptmanns Gabriel Schilling bot manche mit Dankbarkeit gefühlte Überraschung. Zunächst: Viele Menschen konnten an diesem erlesenen Tage willkommene Entdeckungen im eigenen Busen machen. Viele, die nach Lauchstedt fuhren, empfanden mit erstaunter Freude, daß ihnen die Fähigkeit zu reinem Genießen durch den Dunst des Alltags, durch die Last, mit der die Ketten des Berufs sie beschweren, denn doch nicht verloren gegangen ist. Nur verschüttet war sie, nur der Gelegenheit bedurfte sie, um sich wie eine ermattete, aber noch triebkräftige Pflanze zu erholen. Wie geht man denn sonst ins Theater? Aus drängender Hast der Arbeit heraus, den Blick rückwärts zur Arbeit gewendet, mit immer noch aufgepeitschten Nerven, unfroh, oft genug geladen mit heimlicher Erbitterung gegen den Mann und das Werk, die sich anmaßen wollen, uns für diese Sinnlosigkeit eines leeren Lebenstages eine höhere Ordnung, Tiefe und Schönheit zu geben. Wir nehmen die mit Staub und Ausdünstung erfüllte Atmosphäre des Werktags mit in den Theatersaal; wir sollten, wenn wir genießen wollen, zuerst werden wie die Kinder, aber das können wir nicht. Der Dämon der Unruhe lauert auch im Theater auf uns, und gerade hier werden wir ihm am schnellsten zur widerstandsunfähigen Beute. Wie anders, wenn man zu einer Aufführung wie zu einer festlichen, aus dem Bereiche des grauen Tages reinlich abgegrenzten Veranstaltung kommt! Es ist das erste Mal, daß ich an mir selbst verspürt habe, welche Seelennot Wagner und nach seinem Vorbild andere Männer dazu trieb, ein Theater außerhalb des Qualms der großen Städte zu schaffen und zwischen Arbeit und Kunst einen breiten Raum zu schieben, bei dessen Zurücklegung der Besucher sich innerlich reinigen und sich

bereit machen kann für ein starkes Erlebnis. So aber empfanden Hunderte, die nach Lauchstedt fuhren und dann in lockerem Zuge durch das verschlafene Städtchen zum Kurpark und zum Goethe-Theater schritten, wirkliche Pilger, denen eine gemeinsame Erwartung freudig, hebend und gehoben die Gemüter erfüllte. Und dies war die zweite wunderschöne Überraschung, die uns dieser Tag bereitete, daß man nämlich mit frohen Gefühlen kam, mit einem leisen, den meisten gewiß schwer erklärlichen Jubel in den Seelen, mit einer neugierigen Lustigkeit, die willens war, ein Fest mitzumachen. Wahrhaftig, man war sich gegenseitig beinahe gut. Verrückte Frage, ob sich sonst wohl ein Premièrenpublikum in unseren Millionenstädten gut ist! Verrückt klingt die Frage, weil ein stürmisches und hartes Nein von tausend Lippen springt. Hier aber war man anders gestimmt. Hier waren zumeist nur Männer und Frauen erschienen, die Verehrung vor dem Genius haben und die an einer schönen Veranstaltung nicht bloß als Empfangende sondern auch als Gebende teilnehmen wollten, als Gebende in der Weise, daß sie ihre Dankbarkeit genießend und verstehend als Gastgeschenk gegen erhaltene Gaben auszutauschen gedachten. Und so wurde es zu reizendem Auftakt, daß das Publikum, bestaunt von den schlichten braven Lauchstedtern, im Schatten der Biedermeierhäuschen durch das Städtchen wanderte, bis der Park uns aufnahm, dies köstliche Stück halb gepflegter und halb verwilderter Natur mit seinen gewaltigen Linden und Kastanien rings um den stillen Teich, auf den das Kurhaus, das Brunnenhaus, die Kolonnade, das Theater noch so blicken wie in den Tagen von Goethe und Schiller, das Ganze eine Überlieferung edler Zeiten, umwittert von dem immer noch fühlbaren Hauch einer erschütternd großen, an die Seelen rührenden Vergangenheit.

Das liebe Theaterchen ist vor einigen Jahren wohl etwas aufgefrischt worden, aber selbstverständlich hat man es sonst gelassen, wie es zu Goethes Zeiten war. Ganze zwölftausend Taler hatte der Bau gekostet, der im Sommer 1802 mit Goethes Festspiel „Was wir bringen" eingeweiht wurde. Eine Viertelkreisdecke, die wie ein Zeltdach behandelt ist, spannt sich über den Saal, ein Balkon springt vor, leichtes, weißgestrichenes Gitterwerk grenzt die Estrade nach dem Parkett hin ab, und den einzigen Schmuck der schmalen Umgänge wie der Wände des Zuschauerraums bilden einige Kupferstiche, Porträts der großen Dichter, Szenen aus ihren Stücken, dann auch eingerahmte Theaterzettel. Man sitzt auf schmalen, mit Stoff bezogenen Bänken, die mit ihren weißen quadratisch geteilten Lehnen wie Gartenbänke aussehen. Links von der kleinen Bühne ist der Platz, von dem aus Goethe die Aufführungen leitete. In diesem Raume, in diesem Rahmen also sollten wir Hauptmanns Stück sehen, das der Dichter jahrelang mit schwer zu begreifender Scheu zurückgehalten hatte und von dem er beim ersten Abdruck in der „Neuen Rundschau" bemerkt hatte, er wolle es nicht auf den Hazardtisch einer Première legen, es sei keine Angelegenheit für das große Publikum sondern für die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises; jedoch eine ein-

malige Aufführung vollkommenster Art im intimsten Theaterraum sei sein Wunsch. Die vor kurzem (bei S. Fischer) erschienene Buchausgabe des Dramas enthält diese Vorbemerkung nicht mehr, so daß man annehmen darf, Hauptmann habe seine Bedenken fallen gelassen. Hat er sie aufgegeben, so ist es mit vollem Recht geschehen. Denn dies ist eine der weiteren willkommenen Überraschungen der Lauchstedter Veranstaltung, daß „Gabriel Schillings Flucht" seine starke Bühnenfähigkeit siegreich erwiesen hat, und es ist jetzt außer Frage, daß das Stück im nächsten Winter in vielen Städten gegeben werden wird. Der Dichter wird nach der Erprobung der Wirksamkeit keine Einwendungen mehr machen.

Der Eindruck, den die Lektüre zurückließ (nach dem Erscheinen des Dramas in der „Neuen Rundschau"), fand durch die Aufführung Bestätigung, Ergänzung und Korrektur zugleich. Das Stück ist ungemein fest gefugt, in allen seinen Teilen gut ineinander verzahnt, klug berechnet und mit einer bei Hauptmann nicht immer anzutreffenden Sorgfalt disponiert. Es ist neben seinen sonstigen Qualitäten ein ganz vortreffliches Theaterstück voller nicht erzwungener, sondern lebendig und organisch aus den Vorbedingungen herausspringender Spannungsmomente. Es hält den Zuschauer durch die klare Linienführung ebenso in Atem wie durch die Entfaltung einer reichen seelischen Entwickelung. Spieler und Gegenspieler sind mit einnehmender Meisterschaft einander gegenübergestellt. Man fühlt sehr bald, daß es mit dem morschen und doch so bemitleidenswerten Gabriel Schilling abwärts gehen wird, aber man ist begierig auf das Wie, und die Ahnung seines furchtbaren Schicksals setzt sich im Betrachter in eine vorwärtsdrängende Neugier um, die an der geschickt geführten Handlung keine Hemmnisse einer quälenden Retardation findet. Das alles sind Vorzüge, die dem Stück als einem Bühnenwerk nützen, ohne ihm als einem Drama und einer Dichtung zu schaden. Dies Schauspiel ist ein Musterbeispiel dramatischer Gerechtigkeit. Der Dichter kontrolliert sich unausgesetzt, und wenn er urteilt und verurteilt, so wird er doch wieder selbst zum Anwalt der Personen, denen er den Stab bricht. Die Menschen zeigen sich von vielen Seiten, wir sehen ihre Vordergründe und ihre Hintergründe, wir sehen, warum sie schuldig wurden, und daß sie Unschuld inmitten ihrer Schuld besitzen. Diese Russin Hanna Elias ist kein Vampyr, dem es gierige Wonne wäre, sein Opfer zu zerstören, sondern sie liebt den Maler Schilling und sie glaubt wirklich, daß er sie brauche, daß gerade sie ihm notwendig sei. Wenn Schilling von seiner Frau Eveline spricht, so sieht man sie als ein verknöchertes Nichts, als das beinahe mit Bewußtsein wollende Unglück seines Lebens. Wenn sie aber die Bühne betritt, dann ist sie plötzlich ein Mensch, an dem zwar kein Zug anders zu sein braucht als in Schillings Subjektivismen über sie, so aber, daß diese Züge sich unversehens mit Blutwärme anfüllen, und daß aus der Zerrissenheit eines gequälten Daseins ein Gemüt aufleuchtet. Ein Schicksal wird enthüllt, und diese Frau hat vielleicht soviel Recht, wie sie Unrecht hat. Zu jedem Schatten setzt Hauptmann etwas Licht, jedes Licht konturiert er mit mahnendem Dunkel. Gabriel

Schilling und Hanna Elias sind kontrastiert mit dem Bildhauer Mäurer und seiner tapferen, klugen Lebensgenossin Lucie Heil, der reizendsten Frauengestalt, die dem Dichter bisher gerundet und gesund aus der formenden Bildnerhand gesprungen ist. Wundervoll, wie der Atem der Gesundheit, des geistigen und seelischen Gleichgewichts uns von Mäurer und seinem „Schusterchen" entgegenweht, aber wir wissen nicht, ob es dauern wird. Wir wollen es wünschen und hoffen, denn um Schusterchen wäre es schade und um Mäurer schließlich auch. Jedoch wer weiß, ob dies bewegliche Mannesherz, das der kleinen Russin Majakin schon allzu kräftig entgegenzuschlagen begann, nicht eines Tages für eine Nachfolgerin von Lucie Heil erglühen mag. Und auch er könnte sich alsdann wohl verlieren.

In diesem Stück drängt die Entwickelung zum stärksten Zusammenstoß zwischen den um Schilling kämpfenden Frauen hin, und der Anprall ist furchtbar genug, aber das Drama selbst spitzt sich doch nicht auf diese Szene zu, sondern sie ist (ein Zeugnis für die Weisheit des Dichters) nur eine, wenn auch entscheidende Episode. Einem anderen Verfasser wäre es verlockend erschienen, die Entladung noch entsetzlicher sich ausrasen zu lassen, hier jedoch bleibt es dem Zuschauer vorbehalten, das verhältnismäßig Wenige, das freilich auch schon viel ist, in seiner mitschaffenden Anteilnahme zu steigern und zu der wildbewegten Oberfläche die Tiefe hinzuzufügen, aus der diese Ströme von Haß und Wut, von Klagen und Anklagen emportauchen. Wieder aber sind Recht und Unrecht gleich verteilt, unser Urteil verurteilt, unser Mitleid versteht. Es schwebt etwas über diesem Drama, was die Stickluft, in der drei Menschen seelisch verkommen und einer von ihnen als Gebrochener, von Ekel Geschüttelter den Tod findet, mit befreiendem Hauche hinwegbläst. Der reine Atem des Meeres säubert die Luft, und Symbole, die gleich wegweisenden Meilensteinen an einem Weg des Irrtums und des Sichverlierens stehen, werden mit ihrer stummen und doch sprechenden Größe lebendig.

„Gabriel Schillings Flucht" bedeutet, man fühlt es, viel im Leben des Dichters. Den Wert der Tragödie empfindet man aber erst ganz, wenn man mit bejahender Empfänglichkeit wahrnimmt, daß es Hauptmann gelungen ist, sie aus der Tatsächlichkeit eines Geschehnisses herauszureißen und in die höheren Gefilde einer sinnbildlichen Allgemeinheit menschlicher Schicksalsmöglichkeiten zu verpflanzen, die uns alle angehen.

Max Lesser.

Heinrich Spiero: Der Dichter und sein Publikum.

Seitdem sie zum erstenmal erklungen ist, zitiert man immer wieder die Lessingsche Klage der Dichter, die weniger erhoben, aber fleißiger gelesen sein wollen. Besonders im letzten Abschnitt der seitdem abgelaufenen literarischen Entwickelung hat ihre Wiederholung nicht ganz ausgesetzt, und noch vor wenigen Jahren hat Gustav Falke schmerzlich ausgerufen:

> Wenn Ihr uns nur wolltet lesen!
> Was haben wir von dem Denkmalwesen?
> Ach, wonach wir gedarbt im Leben,
> Jetzt könnt Ihr es so leicht uns geben:
> Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
> Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wir willig.
> Mehr freut uns, wenn Ihr ein Lied von uns kennt,
> Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.
> Eure Liebe sei unser Postament.

Und dem gegenüber werden alljährlich hohe und höchste Bücherauflagen verzeichnet, und es sieht aus, als ob eine ungeheure Aufnahmefähigkeit für Dichtungen vorhanden ist. Denn keineswegs handelt es sich bei diesen Erfolgen ausschließlich um Unterhaltungsromane und gefällige Bühnenstücke. So vollgültige Werke, wie die Dichtungen Liliencrons, sogar sein „Poggfred", wie die Ausgewählten Gedichte Richard Dehmels, wie die Romane Theodor Fontanes und nach jahrzehntelangem Harren sogar ein Teil der Meisterwerke Wilhelm Raabes, finden wirklich ihren Weg, nicht nur in die Leihbücherei, sondern anscheinend auch in die häuslichen Bücherschränke.

Und dennoch erleben wir es immer wieder, daß Hunderte, ja Tausende Menschen, die wir zu den Gebildeten rechnen, zur Poesie kein Verhältnis haben, mit den Namen unsrer größten Dichter (und nicht etwa nur der lebenden) gar keinen Begriff verbinden. Und trifft man jemanden, der in der Literatur gut Bescheid weiß, warmes Interesse und einigen Anteil hat, so kann man überzeugt sein, er macht heimlich Verse oder schreibt im stillen für Zeitungen. Liliencron, der doch viel umher kam, pflegte zu erzählen, daß er in seinem Leben nur zwei Menschen kennen gelernt habe, die für Lyrik Interesse hatten, ohne selbst Verse zu machen; die anderen dichteten alle auch. Freilich ist dabei anzumerken, daß gerade die größten Dichter sich oft gegenseitig nur dem Namen nach kennen — man erlebt da die ergötzlichsten Beispiele.

Woher aber nun der starke Büchervertrieb, obwohl eine wirkliche literarische

Atmosphäre, im allerbesten Sinne gesprochen, fast nirgends existiert? Die Antwort ergibt sich sehr leicht, wenn man sich die Leser all der vielen verkauften Bücher einmal näher ansieht: es sind fast immer Frauen. Der größte Prozentsatz des deutschen Lesepublikums ist zweifellos weiblichen Geschlechts — keineswegs eine neue Erscheinung, wenn wir an den kritischen und unkritischen Einfluß denken, den gerade die Frauen, insbesondere zur Zeit der Romantik und des jungen Deutschlands, bei uns ausgeübt haben. Ging er doch so weit, daß eine ganze Reihe an sich unproduktiver weiblicher Naturen noch heute aus der Literaturgeschichte nicht zu streichen ist, wichtiger ist als manche selbstschöpferische männliche Natur ihrer Zeit.

Freilich darf man bei der Beurteilung des Verhältnisses von Dichter und Publikum die Zeitung nicht vergessen, deren literarischer Teil immer größer und bei den guten Blättern immer anspruchsvoller geworden ist und manchem neben dem Theater die Buchlektüre vollständig ersetzt. Und vollends darf man bei der Beurteilung der großen Zahlen der deutschen Verleger die ungeheuer gewachsene Volkszahl und die stark angewachsene Volksbildung nicht übersehen. Würde man die Zahl der gekauften Bücher heute und vor fünfzig Jahren ins Verhältnis setzen können mit der Zahl der deutschen Bevölkerung und der Zahl der Männer und Frauen mit geregelter Schulbildung, so wäre es noch fraglich, ob das Verhältnis für unsre Zeit so günstig sein würde, wie es beim ersten Anblick erscheint und gern zum Ruhme der Gegenwart verkündet wird. Endlich müßte bei einer solchen Statistik auch der Preis miteinander verglichen werden, den Bücher damals und den sie heute haben — war doch für unsre Großeltern und zum Teil noch für unsre Eltern die Anschaffung eines Klassikers etwa eine Angelegenheit, die selbst in wohlhabenden Familien lange erwogen und für die unter Umständen längere Zeit gespart werden mußte. Für das Geld, das einst die zwölfbändige Schillerausgabe kostete, kann man sich heute Schiller, Goethe, Lessing, Hebbel, Grillparzer und Kleist alle zusammen in tadelloser Ausstattung und in wohl durchgesehenen und eingeleiteten Ausgaben anschaffen.

Mehr aber als diese Frage bewegt uns die eine: ist das Verhältnis des Dichters zum Publikum heute anders, ist es inniger, wärmer oder kälter, fremder als früher? Es wird darauf ankommen, wie weit man bei einer solchen Abwägung historisch zurückgeht. Erstreckt man den Vergleich nur bis auf die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, so kommt unsre Zeit gut fort: denn damals hatten gegenüber den Schriftstellern des Tages die Dichter so gut wie jede Fühlung mit dem Publikum verloren, die Großen der nächsten Vergangenheit waren verschollen, und die großen Lebenden — etwa Keller, Raabe, Storm, Mörike — saßen wenig bekannt in der Ecke. Es ist das große Verdienst der Bewegung der achtziger Jahre, diesen Bann gebrochen, die wirkliche Dichtung dem Bewußtsein breiterer Schichten wieder näher gebracht und, zum Teil ohne es zu wollen, die großen

Dichter der jüngsten Vergangenheit wieder lebendig gemacht zu haben, ein Verdienst, von dem freilich ein guter Teil Männern wie Adolf Stern und ihrer jahrzehntelangen stillen Arbeit gutzuschreiben ist.

Gehn wir aber zurück bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, etwa bis zum Jahre 1840, so erscheint unsre Zeit im Nachteil. Denn in allen Jahrzehnten von der Blüte Weimars an bis tief in die Jahre der Reaktion stehn Dichter und Publikum in innigem Zusammenhang — trotz allen Klagen, die auch damals laut geworden sind. Die Dichter nehmen an allen kleinen und großen Leiden des Volkes innigen Anteil, sind vielfach auch äußerlich die Führer im politischen Kampf wie in dem Kampf um andere Ideen, und man hört sie. Selbst die spröde Natur Hebbels und die in allen literarischen Geschäften gleichgültige und unbehilfliche Otto Ludwigs erscheinen bei ihrem Auftreten und noch auf lange hinaus bis zu einem gewissen Grade von der Nation getragen und gehalten.

Heute liegen die Dinge ganz anders. Von dem Tagesschriftsteller und dem Unterhaltungsschriftsteller (ganz roh gesprochen) einmal abgesehn, ist ein wirkliches Band zwischen dem Poeten und dem Publikum fast nirgends vorhanden. Daß jene aus Schwäche scheuen Naturen keine Resonanz finden, die sich in prunkenden Gewändern und hinter schön bemalten Wänden freiwillig abschließen und sich für den gemeinen Markt zu gut halten, ist selbstverständlich — sei ihnen diese Abgeschlossenheit gegönnt, bei der sie mehr verlieren als wir. Aber auch so vielen andern fehlt das wirkliche Maß für den Pulsschlag des deutschen Lebens — sie scheinen nicht mit ihm, sondern neben ihm zu existieren, und seltsam schauen uns in einer Zeit rastloser politischer, technischer, industrieller, kaufmännischer, pädagogischer Arbeit die blassen Schemen, die künstlichen, oft in erlesene Form gekleideten Gestalten an, die aus den Büchern so vieler Talente uns entgegenblicken.

Das Publikum empfindet das wohl. Berauscht und betäubt von einzelnen sensationellen Erfolgen der Bühne und des Romans, hat es ohnehin wenig Ohr für stillere Gaben einer unaufdringlichen Kunst. Wie sehr aber gerade auch der unverbildete Leser nach dichterischem Gut und dabei nach warmer Teilnahme an seinem eignen Leben verlangt, dafür war mir ein in die Augen springender Beweis die jüngst erfahrene Tatsache, daß in der öffentlichen Bücherhalle Hamburgs unter allen Werken der schönen Literatur Gustav Freytags „Soll und Haben" das bei weitem gelesenste ist. Man bedenke: die Leser dieser Anstalt sind fast alle irgendwie mit dem Hamburger Welthandel und der Hamburger Großindustrie verknüpft, selbst als Angestellte oder Arbeiter in ihr tätig oder durch ihre Angehörigen, auch durch alles, was sie sehn und hören, ihr eng verbunden. Das Kaufmannsleben jedoch, das Gustav Freytag schildert, liegt diesem Riesenbetrieb der größten deutschen Seehandelsstadt ganz fern, hat nur noch bestimmte Grundzüge, in Aussprache und Handhabung aber so gut wie nichts mehr mit unsern Tagen gemein. Und trotzdem greift dies Publikum immer wieder

nach diesem Werk, das doch ästhetisch nicht so turmhoch aus den Meisterwerken seines und der folgenden Jahrzehnte hervorragt. Dies Publikum empfindet eben mit Recht in einer solchen Schöpfung den unlösbaren Zusammenhang, in dem ein Mann wie Freytag und sein ganzes Geschlecht mit Taten und Gedanken seiner Mitbürger gestanden haben. Man halte einmal ein durch Umkreis und Herkunft verwandtes Werk unsrer Jahre dagegen, von dem wir bereits Abstand nehmen können, — ich denke an Thomas Manns gewiß außerordentlich talentvolle Schöpfung „Buddenbrooks" — ich glaube nicht, daß auch nur nach fünfundzwanzig Jahren dieses feine Buch auch nur annähernd die Lebenskraft haben wird, die das Breslauer Kaufmannsbuch noch nach fünfzig Jahren unverändert ausübt. Denn jenem, aus dem das feinere Ohr immer wieder die leise Ironie gegenüber dem „Bürger" und seinem Tun heraushört, fehlen der Ernst und die Liebe, die Gustav Freytag seinen Gestalten und seiner Welt entgegenbrachte.

Man hat es unserm Kaiser oft zum Vorwurf gemacht, daß er zur deutschen Dichtung der Gegenwart niemals ein warmes Verhältnis gewonnen hat. Gewiß ist diese Antipathie da bedauerlich, wo sie sich auch gegenüber solchen Dichtern aussprach, denen das letzte Mitschwingen mit der Menschheit ihrer Tage nicht fehlt, die aus solchem Mitgefühl heraus Meisterwerke gestalteten, wie Gerhart Hauptmann. Aber der Kaiser lebt wie wenige von uns ganz und gar als ein Mensch unsres industriellen, weltpolitischen, kolonisatorischen Zeitalters. Wer wollte ihm da verdenken, daß er schließlich zu Hebbel zurückkehrt, aus dessen ehernen „Nibelungen" er Laute deutscher Zukunft heraushört, während die lebende Literatur, und gerade die ernste Dichtung unsrer Tage, die Laute des Deutschtums der Gegenwart nur zu oft vermissen läßt.

Gewiß läßt das Publikum immer wieder seine Dichter im Stich; aber es zeigt ja auf der andern Seite — man denke nur an Liliencron —, daß es sie auch wiederum zu finden weiß, wenn sie ihm etwas zu sagen haben. Man sieht es auch an den großen Erfolgen Gerhart Hauptmanns, die den Verfertigern der Tagesware des Theaters am Ende nicht nachstehn, und man erlebt es, wie schon gesagt, an dem langsamen Aufsteigen unsres Größten, Wilhelm Raabe. Ich will nicht an der Forderung rühren, die Schiller einmal aufgestellt hat, als man ihn fragte: „Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen?" Da antwortete er: „Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen." Aber wohl gemerkt, Schiller spricht hier von den V e r d e r b n i s s e n einer Zeit, und er redet

an derselben Stelle von dem großen, geduldigen Sinn, das Ideal „in das nüchterne Wort auszugießen und es den treuen Händen der Zeit zu vertrauen". Diese treuen Hände strecken sich auch dem Poeten entgegen, und es ist nicht die Schuld der Zeit und nicht nur die Schuld des Publikums, wenn er sie immer wieder zurückstößt.

Dr. Martin Ehrenhaus: Englisches Drama und Theater von heute und gestern.

I.

Es wäre ein vergebliches Bemühen, den Geist Shakespeares bei einer Beurteilung des modernen englischen Dramas heraufbeschwören zu wollen. Shakespeare ist tot, und das heutige England ist weiter von den künstlerischen Idealen des großen Elisabethanischen Zeitalters entfernt als je. Abgesehen vom Lustspiel, hat die englische Bühne seit beinahe dreihundert Jahren keinen universalen Dramatiker zu Worte kommen lassen. Die Versuche der deutsch-beeinflußten Dichter des 19. Jahrhunderts haben kein befriedigendes Ergebnis gezeitigt, da es keinem von ihnen gelungen ist, Dichtung und Theater glücklich zu vereinigen. In bezug auf das Verständnis der germanischen, insbesondere der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts ist das jüngste Großbritannien (mit Ausnahme eines sehr kleinen, literarisch feingebildeten Kreises) um zwanzig Jahre zurück. Ibsens Revolutionswirkungen blieben hier auf Einzelerscheinungen beschränkt; die dramatische Weltdichtung Kleists und Hebbels ist noch so gut wie unbekannt, und Schillers und Goethes Tragödien, deren Aufführung wenigstens ab und zu versucht wurde, werden gleich den Dramen des großen Briten mit stark theatralischem Einschlag aufgefaßt und demgemäß zur Darstellung gebracht. So bleibt einzig das realistische Schauspiel, das Problemstück, als die ernst zu nehmende Seite des englischen Theaters der letzten Vergangenheit einer kritischen Betrachtung wert, die um so eher allgemeines Interesse beanspruchen dürfte, als sich innerhalb gewisser Grenzen dieser Gattung frische Kräfte in jungen, starken Talenten zu regen beginnen. Allerdings: auch auf diesen Zweig des Dramas hat ein (in der Kunst) spezifisch englischer Zug seinen verderblichen Einfluß ausgeübt, der am besten als lebensunwahr, als sentimental-unaufrichtig, als weichlich einlullend bezeichnet wird. Ich meine natürlich das Volksbeglückungsmittel in dramatischer Form, das Melodrama. Das Melodrama, in keinem andern Lande so überaus erfolgreich, vom rohen Ausstattungsstück über die Pantomime und das Invasionsspiel hinweg zur romantischen Pseudohistorie,

beherrscht durchaus den Herdengeschmack der großen Masse des englischen Publikums, weil es alles bringt, was der Durchschnitts-Engländer von seinem Theaterstück verlangt: glänzende Bühneneffekte, aufregende und nervenaufpeitschende Sensationen, schemenhafte Figuren, derbe Komik und sentimentale Musik mit mindestens einem rührseligen „song". Am nächsten kommt ihm wohl das Schauerdrama des Kinos, nur mit dem Unterschied, daß in England die ersten Schauspieler, die vornehmsten Theater und die besten Hilfskräfte an dieser dramatischen Verirrung mit ihrem ganzen Können beteiligt sind. Da ist zunächst die „Drury Lane Pantomime", das Ereignis der Saison, wo man die letzten technischen Errungenschaften bewundern kann, wo ein veritabler Eisenbahnunfall oder ein feuerspeiender Berg nichts Ungewöhnliches mehr sind. Da ist ferner die „adaptierte Novelle" mit den gräßlichsten und dramatisch unglaubhaftesten Vorgängen, wie z. B. Hichens „Bella Donna", die durch die brillante Leistung von Georg Alexander soeben das Jubiläum der hundertsten Wiederholung feiern konnte und wohl noch auf Monate im Spielplan gehalten werden wird. Und endlich ist auch Julia Neilson reuig zu ihrer ersten Liebe zurückgekehrt und entzückt allabendlich als bezaubernde Schauspielerin Nell Gwynn in Paul Kesters „Sweet Nell of Old Drury", einer „romantischen Historie" aus der Zeit Karls II. von etwas besserem Schlage, während ihre Tochter zusammen mit Herbert Beerbohm Tree-Svengali als Trilby ihre ersten derartigen Lorbeeren erringt. Eines muß ohne weiteres zugegeben werden: man behandelt alle diese Stücke wie wirkliche Kunstwerke, und der Erfolg ist eben zum großen Teil der prächtigen Aufmachung und bis ins Detail durchgefeilten Darstellung zuzuschreiben. Für das „Volk" sorgen eifrigst die Brüder Melville, die augenblicklich in ihrem neuerbauten Theater „Wein und Weib" geben und außerdem ein höchst verlockend betiteltes Machwerk „Der Mönch und das Weib" zu einem 500-Rekord zu treiben suchen. Nimmt man zu diesen Produktionen, die so manchen Direktor auf ein halbes Jahr oder länger aller Sorgen entheben, noch die englisch-imperialistischen Operetten „Peggy", „Quaker Girl", „Mousme", „Sunshine Girl", die importierten Wiener Erzeugnisse (Fall, Léhar, Reinhardt, Oskar Strauß) und die erotischen Phantasiestücke „Kismet", „Sumurun", „Buddha" hinzu, so hat man ein ungefähres Bild von der buntschillernden, tausendfarbig glitzernden und vielbeinig zappelnden, künstlerisch so gut wie wertlosen Macht, die das Londoner Theater in der eben verflossenen Spielzeit in erster Reihe auf- und eingenommen hat.

II.

Innerhalb des ernstere Ziele anstrebenden Dramas selbst jedoch haben sich feindliche Strömungen gegen eine Gesundung der Verhältnisse bemerkbar gemacht. Einmal hat man den Londoner Varietés, diesen Betäubungsanstalten jeder künstlerischen Erziehung, von seiten der Schauspieler zu weitgehende Konzessionen eingeräumt, die besonders materiell eine Schädigung der Theater bedeuten, dann aber

haben sich die englischen Dramatiker zu lange und zu liebevoll mit dem französischen Gesellschaftsstück beschäftigt. Die Technik und der Dialog waren indessen schon von vornherein das Beste am realistischen englischen Schauspiel; was ihm fehlte, war vor allem das persönlich Große, das problematisch Tiefe und das wahrhaft Historische. Hier hätte man von Kleist, Ibsen und Hebbel lernen müssen, um auf moderner Höhe stehen zu können. Doch welchen Lauf hat die Entwickelung der hoffnungsvolleren „playwrights" Englands genommen? H. A. Jones hat nur mehr Mißgeschick, Alfred Sutro bringt anständige, im besten Falle witzige Konversationslustspiele zustande (sein letztes war „Der Feuerschirm"), und Arthur Pinero, den man ja einst als den englischen Ibsen (!) bezeichnet hat, bewegt sich ebenfalls auf absteigender Linie, wie seine kürzlich uraufgeführte Komödie „The Mind-the-Paint Girl" („Nehmt euch vor der Schminke in acht", oder „Das Mädel ohne Heil'genschein", wie das Werk in der demnächst zu erwartenden deutschen Bearbeitung heißen soll) zur Genüge dargetan hat, weil sie fast nichts enthält als eine allerdings wohlgelungene Milieuschilderung der Operettenwelt, insbesondere der Operettensängerinnen, und ihrer Schattenseiten.

Besser steht es auf dem Gebiete des leichteren Lustspiels aus. Denn wenn auch in den rein englischen Schwänken das possenhafte und exzentrische Element meist zu stark hervortritt, so hat doch irischer und schottischer Humor im Verein mit englischer Theatermache manch' erfreuliches Ergebnis gezeitigt. Irland hat ja von jeher die eigentlichen Lustspieldichter des Landes hervorgebracht, wie die bloße Aufzählung der Namen Farquhar und Congreve, Goldsmith und Sheridan, Oscar Wilde und Bernard Shaw beweist. Im heutigen Irland vertritt der Bauer die literarische Überlieferung stärker als anderswo; in ihm sind noch aus der Keltenzeit sagenhafte und wunderbare Vorstellungen lebendig; er träumt sich aus einer kleinlich-armen Gegenwart in eine bessere Welt der Vorzeit hinüber. Daraus ergibt sich ein krasser Gegensatz einmal zum Utilitarismus des materielleren Engländers, vor allem jedoch ein seltsamer Zwiespalt zwischen wirklichem und eingebildetem Leben. Bernard Shaw hat diese beiden Eigentümlichkeiten scharf in seinem Tendenzdrama „John Bull's Other Island" (John Bulls andre Insel) beleuchtet. Auch das letzte Werk, das das irische Theater in London darbot, zehrte stark von der eben erläuterten Art einer „tragikomischen Romantik". „Die Drohne", von Rutherford Mayne, spielt im Milieu der kleinen Bauernstube und erinnert mit dem wohligen irischen Dialekt des Englischen an den Heimatsbodengeruch von Schönherrs „Erde", nur daß die Technik hier viel primitiver ist, die Einheitlichkeit durch konventionelle Hilfsmittel abgeschwächt wird. Dafür stechen solche Stücke, die in der gesunden Kraft eines Volkstums wurzeln, durch ihre Aufrichtigkeit angenehm von ausgeklügelten Salontiraden ab. Auch das schottische Lustspiel „Bunty Pulls the Strings" (Bunty hat die Hosen an) hat den Vorzug der ungeschminkten Natürlichkeit, und obwohl eine unscheinbare Handlung durch drei Akte hindurch

mittels bloßer Situationstechnik weitergeführt wird, erlahmt das Interesse an den famosen Typen einer klein-schottischen Krämerfamilie, des Küsters, der Erbtante und des churchwarden nicht einen Augenblick, weil sehr viele gute Worte für das Leben und gegen die Kirche fallen, und der kernige schottische Humor eine durchaus behagliche Stimmung verbreitet. Der erfolgreichste Komödiendichter Englands ist ebenfalls ein Schotte. J. M. Barrie hatte schon mit seinem lebenswahren „What Every Woman Knows“ (Was jede Frau weiß) ein Werk voll echten Lustspielgehalts, ein Seitenstück etwa zu Hermann Bahrs „Konzert“ geschaffen; nun zeigte er uns in einem äußerst knappen Einakter „The Twelve Pound Look“ (Der Zwölfpfundblick), daß äußerer Glanz und Erfolg nie inneres Glück ersetzen können, daß der in den Ritterstand erhobene Cityparvenü doch tief unter der Frau steht, die er verlassen hat, weil sie seiner „Karriere“ im Wege war. — Bernard Shaw endlich hat mit seinem letzten Schwank „Fanny's First Play“ wohl die höchste Aufführungszahl erreicht, die ihm je in England beschieden war, brachte aber mehr eine soziale Satire auf den englischen Mittelstand zustande als ein wirklich allgemeinverständliches Lustspiel. Daraus läßt sich auch der Berliner Mißerfolg des Werkes ohne weiteres erklären.

Der Dichter unter den Dramatikern Großbritanniens ist unzweifelhaft John Galsworthy, wenn man von einer neuen, noch wenig an die Öffentlichkeit gelangten, anscheinend vielversprechenden Generation — ich möchte nur die Namen John Masefield und Granville Barker nennen — fürs erste absieht. Galsworthy, der auch in Deutschland geschätzt zu werden beginnt, hat mit seinem letzten Drama „The Pigeon“ (d. i. ein taubengleicher, gutmütiger Mensch) ein hervorragendes Bild des modernen Großstadtlebens gezeichnet, zugleich die verschiedenen Richtungen der bürgerlichen Reformatoren, die über alles theoretisieren, den Gestalten des wirklichen, grausamen Lebens, das jedem Konstruieren Hohn spricht, gegenübergestellt, vor allem aber in dem Maler Wellwyn einen Vertreter echter Humanität und edelster Menschlichkeit geschaffen, der um so eindrucksvoller wirkt, als sein Idealismus aufs schamloseste mißachtet und ausgenützt wird und nur durch die Fähigkeit zur Ironie aufrecht erhalten werden kann. Weniger durch dramatische Schlagkraft als durch die Tiefe einer gemütvollen Persönlichkeit besticht diese „Phantasie“, wie der Dichter sein Werk betitelt, wohl weil er mitten in das Leben des Alltags mit dessen objektiv geschauten Figuren seine eigensten Anschauungen durch das Medium eines feinen Spottes gedämpft hineinträgt und so dem Ganzen einen bewußt subjektiven Charakter — die Vorgänge wickeln sich in dem gleichen Raum am Weihnachtsabend, Neujahrsmorgen und ersten April ab — verleiht.

Eine der erfreulichsten Neuerscheinungen ist dem als Romanschriftsteller hochgeschätzten Arnold Bennett, dessen kleinem Lustspiel „Der Honigmond“ die Interpretationskunst Mary Tempests am Beginn der Herbstsaison zu einem anhaltenden Erfolg verholfen hatte, mit Hilfe von Edward Knoblauchs geschickter

Dramaturgenhand gelungen. „Milestones“ (Meilensteine) erzählen von der Entwickelung einer englischen Kaufmannsfamilie durch drei Generationen hindurch. Die Handlung spielt sich in den Jahren 1860, 1885 und 1912 ab und zieht recht glücklich allgemeine Fragen jeder Periode, soziale Strömungen, die industriellen Verhältnisse in die persönlichen Ereignisse hinein. Auch in Sprache, Sitten und Geschmacksrichtung tritt der Unterschied scharf beobachtet, aber nie aufdringlich, hervor. Überraschend kernhaft sind einige der Hauptpersonen gezeichnet, besonders der heißblütige, wagemutige John Rhead und seine altjüngferlich verbitterte und doch herzensgute Schwester Gertrude. Ohne die grotesken Übertreibungen und paradoxen Verkehrtheiten eines Bernard Shaw gewinnt man durch das anmutige Werk ein lebendiges Bild des englischen middle class life, wie es sich von der angenehmen Seite her betrachtet ausnimmt. Wie sich immer die Anschauungen verändern mögen mit der Umgebung, dem „Milieu“ und den äußeren Einflüssen, wie anders sich im Jahre 1912 das Verhältnis der Geschlechter zueinander gestaltet hat, die Kinder zu den Eltern stehen als vor einem halben Jahrhundert, die Charaktere bleiben dieselben, und da Bennett uns Menschen von Fleisch und Blut geschildert hat, lassen wir uns gerne von seinem Optimismus leiten und danken ihm für seine wohlig-sympathische Arbeit.

III.

Die eigentlichen Kunststätten des englischen Dramas darf man nicht nur in den ersten Theatern Londons (dem vornehmen „His Majesty's“, dem intimen „Little Theatre“, den modernen „Kingsway“ und „Royalty“) suchen, sondern man wird sich mit den privaten Bühnenvereinen bekannt machen müssen, um die frischen Strömungen, die Zukunftsaussichten und die historischen Überlieferungen verfolgen und verstehen zu lernen. Von dem humanistischen Zeitalter her sind die Aufführungen klassischer Tragödien eine ständige Einrichtung in England, und neuerdings hat Gilbert Murray verständnisvolle Übertragungen der Alten geliefert, von denen nicht weniger als drei im vergangenen Winter herausgebracht wurden (Medea, Iphigenie auf Tauris, und Oedipus Rex, letzteres unter der bekannten Max Reinhardtschen Regie). Andererseits haben sich einige dramatische Gesellschaften die Wiederbelebung der alten Moralitäten und Mirakelspiele zur Aufgabe gemacht, und Karl Vollmoellers Riesenschaustück „The Miracle“ fügte sich gar nicht unnatürlich in diese Abzweigung von der Moderne ein. Die Hauptbedeutung dieser Vereinigungen liegt indessen darin, daß sie im engen Kreise jungen Autoren zur lebendigen Darstellung ihrer Werke verhelfen, und daß sie feinere literarische Kost zu bieten pflegen. Hier kann man Oscar Wilde („Florentinische Tragödie“) in seiner Sprachkunst bewundern, hier interessante Wiedergaben von Maeterlinck („Tod des Tintagiles“, „Maria Magdalene“) erleben, Ibsen in Archers Übersetzung genießen und auch deutsche oder germanische Werke in englischer Interpretation sehen (Schnitzlers „Anatol“,

„Märchen", Hauptmanns „Biberpelz", Strindbergs „Fräulein Julie" und „Gläubiger", Bahrs „Der Narr und der Weise" u. a.). Hier wird auch so mancher Erstling unter dem wohlwollenden Beifall der Freunde und Bekannten aus der Taufe gehoben, und wenn auch mitunter daneben geklatscht und gegriffen wird, so ist doch schon oft eine bemerkenswerte Arbeit von der unscheinbaren Probebühne auf die weltbedeutenden Bretter gelangt und hat dem glücklichen Verfasser Ruhm und Ehre eingetragen. Erst in den letzten Monaten passierten zwei solcher Fälle.

In einer ganz bescheidenen Matinee erfuhr der Versuch einer jungen englischen Dame seine Erstaufführung und überraschte durch seine kraftvollen, sowohl menschlich als künstlerisch starken Qualitäten. „Rutherford und Sohn" von K. G. Sowerby ist die Tragödie des einst stolzen, nun verfallenden Kaufmanns- und Fabrikantenhauses aus dem Norden Englands. Sowohl in der bewundernswert geschlossenen Milieuschilderung des ungastlichen Wohnzimmers der Rutherfords wie in den furchtbar aufeinander prallenden Gegensätzen von Vater und Kindern, alter und neuer Generation, offenbart sich die Begabung und energische Persönlichkeit der Dichterin, die nur im Schlußakte nicht fähig war, den ganzen aufgespeicherten Zündstoff zur vollständigen Entladung zu führen.

In dieser Hinsicht steht das zweite Versuchsobjekt viel höher, weil sein Verfasser auch die dramatische Technik schon mühelos zu beherrschen scheint. Macdonald Hastings ist durch sein Schauspiel „The New Sin" („Die neue Sünde") mit einem Schlage in die vorderste Reihe der englischen Bühnenschriftsteller gerückt. Wie Galsworthy und Sowerby verzichtet auch er entsagungsvoll auf alle hergebrachten Effektmittelchen und melodramatischen Rezepte, begnügt sich in der Wahl der äußeren Wirkung auf einen Schauplatz und bemüht sich, seltenere Probleme und Konflikte des modernen Menschen zu ergründen. Die neue Sünde besteht nach Hastings in der Fähigkeit eines Menschen weiterzuleben, wenn sein Dasein andern im Wege steht, andre um ihr Glück bringt. Der Zeichenkünstler Hilary Cutts, der älteste Sproß einer kinderreichen Familie, hat sich mit seinem Vater entzweit und ist gänzlich enterbt worden. Seine Brüder und Schwestern aber sollen das Vermögen ihrer Eltern erst nach seinem Tode erhalten. Im Vertrauen auf ihren Reichtum sind sie alle Taugenichtse geworden und machen dem schwerringenden ältesten Bruder das Leben unerträglich. Cutts beschließt, Selbstmord zu begehen. Da rät ihm sein sozialistischer Freund, lieber einen Blutsauger des Volkes zu ermorden, sich anzuzeigen und somit wenigstens nicht umsonst zu sterben. Doch Cutts will davon nichts wissen. Nun aber trifft es sich, daß ein solcher Parvenü-Volksschinder, der sich mit dem Künstler befreunden will, einen der jüngeren Brüder unter Schimpf und Schande aus seinem Blumengeschäft gejagt hat. Prinzipal und Angestellter begegnen sich in der Wohnung des Zeichners. Als der heuchlerische Geldmann den Jungen vor seinem Bruder von neuem reizt,

schießt jener ihn in wahnsinniger Wut mit demselben Revolver nieder, der dem Opferbereiten das Lebenslicht ausblasen sollte. Auf die Frage der herbeieilenden Freunde bezeichnet sich der Ältere für den Jüngeren als der Schuldige. Im letzten Aufzuge erfahren wir, daß Cutts durch eigene Aussage und den falschen Eid seines Bruders zum Tode verurteilt worden ist. Der jüngere Bruder kann kaum seine Freude verbergen, aber gerade durch seinen unvorsichtigen Triumph verrät er sich in dem Kreuzverhör, in das ihn Cutts „melodramatischer" Dichterfreund nimmt. Was jedoch unfehlbar im Melodrama eintreten würde, geschieht hier nicht. Man läßt den Lumpen laufen, denn man hat Cutts versprochen, nichts zu tun, um seine „neue Sünde" zu verlängern oder aufzuhalten. Durch Extrablätter und Telephon aber wird gemeldet, daß der zum Tode Verurteilte begnadigt worden ist zu lebenslänglichem Zuchthaus. — Das ist kurz der Gang der Handlung dieses weitaus besten englischen Dramas der letzten Monate. Ohne die übliche Liebesepisode, ohne Frauenpartieen, nur durch vortreffliche Charakterisierung der verschiedensten männlichen Typen — des so natürlich-lebensstarken „Helden", der im Schlußaufzuge gar nicht mehr auftritt und doch hinter jedem Satze steht, des verfeinerten Melodramendichters, der sich selbst und die ganze Gattung weltmännisch gewandt ironisiert, des rücksichtslosen, dann doch von Gewissensbissen geplagten Sozialisten, des brutalen Parvenüs, des gutmütig-beschränkten Dieners und des schwächlichen, elenden Bruders — nur dadurch und durch eine überaus geraffte, kräftige Szenenführung, bei der auch jedes scheinbare Abschweifen vom Thema nur dem Hauptmotiv dient, erläutert, Lichter aufsetzt (wie der famose Auftritt mit einem schottischen Wucheragenten) oder die Spannung vermehrt, ist dem Autor diese respektable Kraftleistung gelungen. Wenn Macdonald Hastings es in der Zukunft fertig bringt, allen schädlichen Einflüssen seines heimischen Theaters zu widerstehen, dann kann vielleicht ihm die „Rettung des englischen Dramas" zufallen. Allem Anschein nach dürfte sich diese zunächst im Bereiche des modern-realistischen Prosaschauspiels vollziehen, denn bis jetzt sind alle Anläufe zu einer historischen Tragödie größeren Stils (zuletzt Israel Zangwills „Kriegsgott") an den eingangs gestreiften Klippen gescheitert.

IV.

Wenn nicht sichere Anzeichen trügen, wird sich im Theaterleben Englands in nicht allzu ferner Zeit ein Wechsel zum Guten geltend machen. Was die Metropole London bisher noch nicht fertig gebracht hat, die Aufrechterhaltung eines Repertoiretheaters, das haben Provinzstädte wie Manchester und Liverpool — von Schottland und Irland zu schweigen — nun erreicht, und es steht zu erwarten, daß sich von diesen Stätten aus, wo echte Kunst gepflegt wird, immer eindringlicher die Überzeugung verbreitet, daß auch in der Hauptstadt eine oder mehrere Municipalbühnen von größtem Vorteil für einen gedeihlichen Fortschritt des Dramas und der Erziehung zu ihm wären. Das kleine Stratford-on-Avon,

eine Art britischen Bayreuths*), schreitet in dieser Hinsicht an der Spitze der englischen Kultur, und es war eine zum Teil ungetrübte Freude, dort im Frühjahr auf einer unscheinbaren, technisch ganz unzulänglichen Bühne die Shakespeare-aufführungen der Benson-Company zu erleben, die wirklichen Stil hatten und tiefstes Verständnis für den größten dramatischen Genius, den die Welt besitzt, offenbarten.

Im Jahre 1916 wird Shakespeare dreihundert Jahre tot sein. Die Britische Shakespeare-Gesellschaft will dieses Ereignis dadurch würdig begehen, daß sie im Herzen Londons ein Shakespeare-Nationaltheater, ein Festspielhaus für das ganze Volk, errichtet. Wenn dieser Plan sich verwirklicht haben wird, und wenn die Ziele, die sich das mit der Ausführung betraute Komitee gesetzt hat, nämlich „die Werke des Meisters ständig im Spielplan zu halten, neuere Stücke von Verdienst vor Vergessenheit zu bewahren, die Entwickelung des modernen Dramas zu fördern, Übersetzungen bedeutender ausländischer, alter wie neuer Schauspiele zu veranlassen, und die Kunst der Darstellung durch die mannigfachen Gelegenheiten, die sich dem Schauspieler darbieten, zu heben", programmäßig durchgeführt werden — dann wird eine neue Ära für das englische Drama und Theater hereingebrochen sein. Daß sich dabei der Einfluß der großen deutschen Dramatiker des 19. Jahrhunderts, Kleists, Grillparzers, Hebbels, aber auch der unserer Modernen, als gedeihlich erweise, ist sowohl vom künstlerischen wie vom Standpunkt einer persönlichen Annäherung nur aufrichtig zu wünschen.

Friedrich von Hindersin,

kaiserl. Landgerichtsrat a. D.:

Zur Abschaffung des Duells.

Ein Vorschlag für die Gesetzgebung.

Vorkommnisse der neuesten Zeit regen die Duellfrage wieder an, eine Reform des Strafgesetzbuches ist seit langem im Gang, — aber von durchgreifenden Maßregeln gegen das Duell hört man nichts. Die folgenden Zeilen wollen eine durchgreifende Maßregel in Anregung bringen. —

*) Vgl. den Aufsatz von W. S. Brassington „Shakespeare Memorial Theatre" im Stage Year Book 1912, S. 33.

Der Zweikampf wird in den Gesetzgebungen aller zivilisierten Staaten mit Strafe bedroht, das deutsche Strafgesetzbuch behandelt ihn in den §§ 201—210, das deutsche Militärstrafgesetzbuch in den §§ 112, 113. Aufgeklärte Herrscher wie Königin Elisabeth von England, energische und weitsichtige Staatsmänner wie der Kardinal Richelieu sind konsequent und in zuweilen fast grausamer Weise gegen den Zweikampf vorgegangen, und es wäre leicht, eine große Reihe von weiteren historischen Ausführungen zu geben, was ich hier indessen nicht will. Diese Bemühungen, den Zweikampf auszurotten, waren nicht umsonst, denn tatsächlich besteht der Zweikampf in England nicht mehr, desgleichen in Holland, und mit Modifikationen läßt sich von andern Staaten das Gleiche sagen, so von den Vereinigten Staaten Amerikas. In Deutschland dagegen besteht der Zweikampf als Standessitte fort, und wer sich dieser Standessitte nicht fügt, der hat den Bann seiner Standesgenossen zu befürchten. Mehr als das: Eine Person, die im Militärverhältnis steht, kann, wenn sie sich weigert, eine Herausforderung anzunehmen, veranlaßt werden, den Dienst zu verlassen, und wenn ein höherer Regierungsbeamter das Gleiche täte, so steht sehr zu befürchten, daß er es niemals zum Regierungspräsidenten bringen würde.

Diese Zustände stehen nicht im Einklang mit dem Gesetz. Das Gesetz verbietet eine Handlung unter Androhung schwerer Strafen, aber wenn sich ein Offizier oder Beamter weigert, diese strafbare Handlung zu begehen, so wird der erstere — wenn auch auf Umwegen — veranlaßt, den Dienst zu verlassen, und der zweite leidet unter Umständen Nachteile in seiner Karriere. Das Gesetz des Staates wird also von seinen eigenen Organen nicht geachtet, um nicht zu sagen, verachtet.

Man könnte nun zunächst für Militärpersonen die Auffassung vertreten, daß sie ihrem Beruf nach einen besonderen Mut zu beweisen haben, und daß dieser „besondere“ Mut sich im Privatleben nötigenfalls auch durch ein Duell zu betätigen hätte. Aber die staatlichen Organe, die diese Ansicht vertreten, sollten dann ihrerseits auch den Mut haben, einen Gesetzentwurf einzubringen, der die Duelle der Militärpersonen für straffrei erklärte, — was nicht geschieht, „weil es aussichtslos ist“. Und doch hält man — anscheinend — an der Ansicht fest, daß das Offizierkorps minder tüchtig würde, wenn man strenger gegen das Duell vorginge oder es gar verböte, — eine in der Tat seltsame Anschauung! — Ich will hier keine Lobrede auf auswärtige Nationen halten, aber nur ein äußerst beschränkter Chauvinist wird behaupten wollen, das englische Offizierkorps sei minder tüchtig, weil es sich nicht duelliert. — Es geht eben auch ohne Duell und zwar recht gut. Derartige Gründe sind einfach unmöglich.

Man hat das Duell als eine mittelalterliche Sitte bezeichnet, wobei man das Mittelalter indessen ein wenig verleumdet hat. Man muß es historisch wohl auf noch frühere Zeiten zurückführen, auf die Zeiten, wo die Selbsthilfe galt und mit ihr die Blutrache. Auch der Zweikampf ist ein Akt der Selbsthilfe und der Blutrache nahe verwandt. Mit dem Begriff des Staates aber verträgt sich der Zwei-

kampf ganz und gar nicht, denn es gehört zum wesentlichen Begriffe des Staates, daß er die Zwistigkeiten der Bürger unter sich unterdrückt und, wo trotzdem ein Unrecht geschieht, die notwendige Sühne für dieses Unrecht selber verhängt. Wer die Sühne mit eigener Hand sucht, der handelt unzweifelhaft und dem griechischen Sinne des Wortes entsprechend anarchisch, das heißt, der staatlichen Herrschaft zuwider. Wenn man dies Fremdwort also einmal brauchen will, so täte man besser daran, es umfassender zu gebrauchen. Es ist ebenso anwendbar auf den, der einen Aufruhr erregt, wie auf den, der die Verfassung bricht.

Dem allen hält man entgegen, daß es nun einmal besondere Fälle gäbe, in denen keine andere Sühne genüge als Blut, und man führt dann wohl als Beispiel grobe tätliche Beleidigung und die Beleidigung der eigenen Ehefrau oder einer nahen Anverwandten an und dergleichen mehr. Man kann auch sehr wohl zugeben, daß in solchen Fällen ein sehr natürliches, sehr entschuldbares Gefühl dazu drängt, in eigener Person Rache zu nehmen, und das ist selbstverständlich bei allen Ständen der Fall. Trotzdem wird eine solche Selbstrache bestraft, und es ist völlig unerfindlich, warum gerade die Selbstrache in der Form des Duells eine besondere Berücksichtigung und Begünstigung verdienen sollte. Und in sehr vielen Fällen ist ja bei den Personen, die dem Duell huldigen, das Duell in jedem Falle vollständig ausgeschlossen, so schwer die Beleidigung an sich auch sein mag, — nämlich immer dann, wenn der Beleidiger „nicht satisfaktionsfähig" ist. Dann stellt man nämlich in zuweilen recht überraschender Weise die Fiktion auf, daß die Ehre durch eine solche Person nicht gekränkt werden kann. Und wer ist nun „nicht satisfaktionsfähig"? Ich will gar nicht von den sogenannten „ungebildeten Klassen" reden, denn die scheiden von vornherein aus. Aber „nicht satisfaktionsfähig" ist ferner so ziemlich der gesamte Kaufmannsstand und überhaupt die gesamte Mittelklasse, also ein Teil der Nation, der an Bildung den Kreisen der Duellfreunde selten nachsteht und sie zuweilen übertrifft. Und von allen diesen nimmt man an, daß sie eine „Ehre" im eigentlichen Sinne nicht besitzen, und läßt nur allenfalls durchblicken, daß sie vielleicht zwar auch etwas wie „Ehre" haben, aber eine anders geartete, gleichsam eine Ehre zweiter Klasse. Hier offenbart sich bereits der eigentliche Charakter des Duells, das man als Standes- und Kastenprivileg ansieht und als solches beibehalten will, nicht aus Gründen des persönlichen Muts, sondern aus Gründen des Hochmuts, aus den Gründen des Kastenhochmuts. — Und die studierende Jugend treibt es um kein Haar besser und betrachtet sich untereinander als keineswegs unbedingt satisfaktionsfähig. Und auch hier ist es immer wieder der Kastenhochmut, der entscheidet.

Was nun weiter die Auffassung des Duells als „Gottesurteil" anlangt, so braucht man sie in der Tat nicht ernstlich zu nehmen, denn niemand stellt sie mehr ernstlich auf. Was entscheidet denn auch in einem solchen körperlichen Kampf? Der Zufall entscheidet und die Stärke des Tieres und die persönliche Geschicklich-

keit und Ausdauer. Diese letzteren Eigenschaften sind an sich ja sehr schön, aber sie zeigen sich besser auf dem Fechtboden oder dem Schießstand. Und es wäre nun wirklich an der Zeit, einzusehen — was die Masse der Gebildeten schon längst eingesehen hat — daß eine persönliche Kränkung durch Blutvergießen nicht besser wird.

Ich habe es schon gesagt: Es sind nicht Gründe des persönlichen Muts, die zur Aufrechterhaltung des Duells führen, es ist der Kastenhochmut. Aber das will man natürlich nicht zugeben, und man wendet den Spieß um und wirft den Gegnern des Duells Feigheit vor.

Und in der Tat: Die Furcht mag im einzelnen Fall mitsprechen, und es mag einzelne geben, die zu einem solchen Kampfe nicht den nötigen Mut haben, und das ist nicht übermäßig sympathisch, wenn auch begreiflich und verzeihlich. Aber es gibt verschiedene Arten von Mut, und beispielsweise gibt es sehr viele Leute, die nicht den Mut ihrer eigenen Meinung haben, sobald diese eigene Meinung der Meinung ihrer Standesgenossen zuwiderläuft, zum Exempel in der Frage des Duells. Auch das ist ein Mangel an Mut und nicht übermäßig sympathisch, wenn auch begreiflich und verzeihlich. —

Es gibt nun schließlich noch Leute, die sagen so: Das Duell ist Unsinn, aber eine bestimmte Gesellschaftsklasse will es nun einmal haben. Also laß sie es in Gottes Namen behalten! Denn sie wollen es so.

Aber hier liegt das Tragikomische der Situation. Die Kreise, die den Zweikampf kultivieren, wollen ihn innerlich der erdrückenden Majorität nach durchaus nicht.

Und das gilt auch von dem Offizierstand, obgleich die Offiziere ja ihrer gebundenen Stellung nach ganz und gar nicht in der Lage sind, der freien Meinung ihres Herzens Ausdruck zu geben. Sie sind aber tatsächlich und der erdrückenden Majorität nach weitaus zu vernünftig, um sich für den Zweikampf irgendwie zu begeistern, sie haben andere, weit bessere und wichtigere Interessen.

Aber bleiben wir beim „Zivil", das heißt in diesem Fall, bei den Kreisen, in denen der Zweikampf herrschende Sitte ist. Mindestens 75 Prozent dieser Kreise sind im Herzen ganz und gar für die Aufhebung des Zweikampfes und sehnen sie herbei, etwa 15 Prozent stehen der Frage gleichgültig gegenüber, und höchstens 10 Prozent sind Anhänger des Zweikampfes. Unter diesen 10 Prozent befinden sich zunächst einige höchst ehrenwerte, aber in dieser Frage doch ein wenig beschränkte Herren, die den Zweikampf in allem Ernst für unentbehrlich halten. Aber neben ihnen und größer an Zahl stehen die Streber und Schreier, die „Kavaliere", die mit einem kaum noch verborgenen Blick nach oben als Ritter des gefährdeten Palladiums der Standesehre in die Schranken reiten. Ihre Zahl würde sich in höchst überraschender Weise vermindern, wenn an einer gewissen Stelle ein anderer Wind wehte. Und diese neuen Kreuzritter terrorisieren die andern, und diese andern schweigen und ducken sich. Und das ist diesen andern

nicht einmal sehr zu verübeln, denn sie halten eine Besserung der Zustände für äußerst unwahrscheinlich, und sie wissen wohl, daß ein offenes Eintreten gegen den Zweikampf ihnen nicht eben zum Vorteil gereichen würde.

Und auf diese Weise wird so hier und da einer totgeschossen, der sehr wohl wußte, daß die angeblich unheilbar verletzte Ehre bei ihm nichts anderes war als die „Furcht vor der Meinung anderer", und der nur dem Zwange dieser Meinung gehorchend in den Kampf ging. Und dann wird hin und wieder noch einer totgeschossen. Und so weiter in infinitum!

* * *

Aber wie dem abhelfen, das ist die Frage. Denn daß die bestehenden Gesetze nicht genügen, ist über allen Zweifel erhaben.

Man hat daran gedacht, die Paragraphen des Zweikampfes aus dem Strafgesetzbuch auszuschalten, was zur Folge hätte, daß die Paragraphen wegen Tötung und Körperverletzung zur Anwendung kämen, die allerdings härtere Strafen vorsehen. Aber das Strafmaß ist weit, und man hofft auf Begnadigung. Ich habe persönlich die Ansicht, daß diese Änderung eine wirkliche Besserung nicht herbeiführen würde und keinesfalls eine tatsächliche Aufhebung des Duells. Die Sache ist auch juristisch nicht völlig unbedenklich, denn der Zweikampf unterscheidet sich von der gewöhnlichen Körperverletzung dadurch, daß hier eine Vereinbarung zwischen den Duellanten vorliegt, eine Vereinbarung, die darauf hinausläuft, daß einer dem andern das Recht einräumt, ihn zu verletzen und zu töten, — wenn er kann, aber nur unter Einhaltung der bestimmten Kampfregeln.

Und ich wiederhole es: Man würde mit dieser Verschärfung wenig, sehr wenig gewinnen.

Und dennoch läßt sich der Zweikampf mit Stumpf und Stiel ausrotten. Man brauchte den Bestimmungen über den Zweikampf nur folgende Bestimmung hinzuzufügen:

„Jede Verurteilung wegen Zweikampfs hat von Rechts wegen die dauernde Unfähigkeit zum Dienst in Heer und Marine sowie die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter zur Folge, desgleichen den dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte."

Also ein Beamter oder Offizier schiede im Falle eines Duells dauernd aus dem Dienste aus und verlöre Titel und Orden. Ferner ginge jedem Verurteilten das aktive und passive Stimmrecht für immer verloren. Die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte hat dann noch eine Reihe von weiteren Folgen — so auch auf dem Gebiete des Handels- und Gewerberechts. Aber diese Folgen kommen hier weniger in Betracht, und ich erwähne sie darum nicht. Die Duellsitte ist ganz wesentlich auf Kreise beschränkt, in denen Ämter und Würden die wesentliche Rolle spielen, das heißt, auf Beamte und Militärs.

Man wird einwenden: „Diese Bestimmung ist zu drakonisch, vor allem auch

für die Bestimmungsmensuren der Studenten", und ich würde diese Mensuren auch ohne weiteres ausnehmen. Hierüber vielleicht ein anderes Mal, denn es ist ein anderes Kapitel.

Aber für die wirklichen Zweikämpfe — und natürlich auch für die wirklichen Zweikämpfe der Studenten — ist diese „drakonische" Bestimmung unerläßlich. Und sie ist in Wahrheit gar nicht drakonisch, sie ist milde.

Sie ist darum nicht drakonisch, weil bei einer solchen Strafandrohung niemand — und vor allem kein Beamter und Offizier — es mehr wagen würde, sich auf ein Duell einzulassen. Und wenn sich die Beamten und die Offiziere nicht mehr duellieren, dann duellieren sich auch die übrigen nicht mehr. Das weiß jeder Kundige. — Ganz abgesehen davon, daß die Folgen auch für die Nichtbeamten und Nichtoffiziere äußerst schwerwiegend wären.

Das Duell wäre damit also tatsächlich beseitigt. Vielleicht, daß ein paar besonders unvernünftige Hitzköpfe es trotzdem riskieren würden. Nun, dann würden sie eben als Opfer fallen und als warnendes Beispiel dienen, das die anderen abschreckte. Ist denn jemals eine gute Sache ganz ohne Opfer durchgeführt worden? Wohl niemals! Und ich wiederhole, es würden sehr wenige Opfer fallen.

Und wie steht die Sache jetzt? Jetzt fallen jährlich einige blutige Opfer, und es ist nicht abzusehen, wie und wann das ein Ende nehmen soll. Und ferner werden jährlich eine größere Reihe von Strafen wegen Zweikampfs ausgesprochen, und diese Strafen können bis zu fünfzehn Jahren Festung gehen. Das alles würde fortfallen. Und darum noch einmal: Die neue Bestimmung wäre in Wahrheit milde.

Und um ein Stück Kultur wäre man ja auch wohl weiter. Und um ein Stück Kastenhochmut ärmer.

Und das alles ist erreichbar durch einen Paragraphen, der im Reichstag einige Aussicht hätte, durchzudringen. Vielleicht sogar sehr viele Aussicht! Und man ist ja nun einmal an der Arbeit, das Strafgesetzbuch zu reformieren. Man reformiere also auch hier, denn es tut auch hier not. Vielleicht, daß die Gelegenheit günstig ist, und man soll die günstige Gelegenheit nicht vorbeilassen!

* * *

„Caveant consules, ne res publica quid detrimenti capiat!"

Edmund Scheibener:
Über die Erscheinung des „roten“ Schnees.

Gemeinhin scheint es paradox oder doch zum mindesten unverständlich von „rotem“ Schnee zu sprechen; ist doch die reine weiße Farbe des Schnees geradezu sprichwörtlich geworden und wurde auch auf anderes übertragen; reden wir doch auch von Blütenschnee. Freilich, um die reine unberührte Pracht des Schnees in ihrer ganzen Majestät auf uns wirken zu lassen, müssen wir dem Ruß und Rauch der Städte entrinnen, wir müssen uns zurückziehen in die Welt des Gebirges. Dort erst, unverfälscht, vom Hauch der Fabrikschlote befreit, finden wir sein eigentliches Reich, dort wo seine blendende Weiße in ewig stillem erhabenen Leuchten gen Himmel strahlt.

Aber sonderbar; die Natur liebt die Gegensätze. In jenen Gebieten gerade, an den Hängen des Hochgebirges, auf den eiserstarrten Zungen der Gletscher finden wir die merkwürdige Erscheinung des roten Schnees.

Man denke nun aber nicht, daß roter Schnee etwa vom Himmel falle, wie etwa zu jenen Zeiten angenommen wurde, da man noch an Blutregen glaubte. Unser fortschrittliches Zeitalter hat in uns den naiv kindlich frommen Wunderglauben mit dem scharfen Stachel wissenschaftlicher Wahrheit sukzessive ertötet. In solchen Dingen aber führt der Weg zur Wahrheit in den weitaus meisten Fällen erst durch ein verschlungenes Labyrinth von Irrungen, und so ging es denn auch ziemlich lange, bis man der Erscheinung des roten Schnees auf den Grund kam. Wir wissen heute, daß der rote Schnee in seiner Gesamtheit nichts anderes darstellt als eine ungeheuer große Kolonie von kleinsten pflanzlichen Lebewesen, von Algen. Der Botaniker bezeichnet diese Alge als Clamydomonas nivalis und reiht sie ein in die Familie der Volvocaceae. — Versuchen wir es, den toten Namen zu beleben.

Schon aus dem wenigen, das hier angeführt wurde, sehen wir, daß es roten Schnee im eigentlichen Sinne des Wortes nicht geben kann. Es ist vielmehr die kleine Alge, welche in ihren Lebensbedingungen auf den Schnee angewiesen ist; sie lebt auf ihm, und durch ihre Lebensbedingungen wiederum produziert sie einen roten Farbstoff, das sogenannte Hämatochrom, welches, da die Alge in ungeheurer Zahl, herdenweise gleichsam zusammenlebt, geeignet ist, an der Stelle ihres Vorkommens einen roten Teppich über den Schnee zu breiten. Millionen von Algenpflänzchen beginnen ihr geheimnisvolles Treiben, oft nach einigen Tagen schon wieder verschwindend, ebenso plötzlich und lautlos als sie gekommen, um an anderer Stelle das gleiche Schauspiel zu wiederholen.

Nach den übereinstimmenden Berichten der Autoren, die ich zu Rate zog, und welche diese Erscheinung untersuchten, findet sich der rote Schnee meist an

Stellen, welche durch ihre Lage von einer gänzlichen oder allzu raschen Schneeschmelze verschont bleiben, welche zudem von einer dünnen Schicht erdiger Bestandteile überdeckt sind, eine Erscheinung, welche allen alten Schneeplätzen der Alpen zukommt, und auch den Bewohnern der flacheren Gegenden ist die graue Schmutzfarbe des Schnees im Frühjahr wohl bekannt. Tritt nun an solchen Stellen doch während einiger Tagesstunden Schneeschmelze ein, so graben die schmalen Wasseräderchen, welche über das Schneefeld hinfließen, kleine Kanälchen in ihre Unterlage ein, und auch die einzelnen Erdpartikelchen vergraben sich gleichsam selbst in den Schnee; denn ihre dunkle Farbe befähigt sie mehr Wärme in sich aufzusaugen; unter ihnen schmilzt der Schnee rascher hinweg als an den daneben liegenden Orten; es entstehen winzig kleine Höhlungen. Der rote Schnee bedeckt niemals ausgedehnte Flächen, mit Ausnahme ähnlicher Vorkommnisse des hohen Nordens; er dehnt sich meistens in engeren Grenzen aus. Seine Farbe schwankt von einem hellen Rosa bis zu tiefem Blutrot. In den durch die Schmelzwasser verursachten Kanälchen und Höhlungen jedoch, in denen sich natürlich auch Wasser ansammelt, ist die Färbung intensiver; die genannte Alge scheint sich dort besser zu entwickeln, und wir können schon jetzt daraus schließen, daß in ihrem Werdegange das Wasser eine wichtige Rolle spielt. Auch in die Schneefläche selbst dringt die Färbung ein, meistens in eine Tiefe von wenigen Zoll, seltener bis zur Tiefe eines Fußes.

Überall wurde die Erscheinung beobachtet, in den Alpen und den Pyrenäen, in Skandinavien sowohl, wie auch im höchsten Norden, auf Grönland und Spitzbergen.

Das einzelne Pflänzchen stellt sich uns dar als einzelliges winziges Lebewesen von rundlich-ovaler Gestalt. Am vorderen Ende besitzt es zwei lange fühlhornähnliche Gebilde, welche in steter Bewegung sind. Sie haben einen wichtigen Zweck; denn mit ihrer Hilfe vermag die Alge frei umherzuschwimmen. Wir bezeichnen solche Bewegungsorgane als Geißeln oder als Cilien. Die beiden Cilien entragen einem mundartigen Gebilde, einer sogenannten Vakuole, welche, einem kleinen Mäulchen vergleichbar, ebenfalls dem Vorderende eingefügt ist. Im Innern finden wir einen Zellkern, sowie merkwürdige Körperchen, welche den schon erwähnten roten Farbstoff, das Hämatochrom enthalten und daher Farbstoffträger oder Chromatophoren genannt werden. Das Ganze wird durch eine Wand oder Membran nach außen hin abgeschlossen.

Sind nun die Lebensbedingungen günstig, so schreitet das Pflänzchen alsbald zur Vermehrung. Zu diesem Zwecke werden innerhalb der Membran kleine Fortpflanzungsgebilde, sogenannte Gameten erzeugt, welche schließlich den Mutterleib verlassen. Sie besitzen ebenfalls zwei Cilien und dazu einen roten Augenfleck, ein farbloses Vorderende, und sind von länglicher birnförmiger Gestalt. Mit ihren Cilien oder Wimperhärchen schwärmen sie eifrig im Wasser umher. Nun aber setzt ein merkwürdiger Vorgang ein. Die Gameten beginnen sich einander zu nähern, vereinigen sich zu je zweien in ein einziges Gebilde.

Durch diese Kopulation zweier Geschlechtszellen entstand ein neues Körperchen, die Gametospore. Gemäß ihrer Abstammung vereinigt sie zunächst die Merkmale ihrer beiden Eltern in sich, sie besitzt vorderhand vier Cilien und zwei Augenflecke, ist jedoch von mehr kugelförmiger Gestalt. Sie bewegt sich noch einige Zeit lang umher, verliert aber schließlich ihre Wimperhärchen, wird bewegungslos und umgibt sich mit einer festen Wandung. Nach einiger Zeit keimt sie dann aus, und ein neues Algenpflänzchen verläßt ihre schützende Hülle. Und nun wiederholt sich derselbe Vorgang in stetig unentwegtem Kreislaufe. Sind jedoch die Lebensbedingungen ungünstig, so keimt die Gametospore überhaupt nicht, sondern in weiser Voraussicht wartet sie erst günstigere Zeiten ab.

Darauf beruht wohl oft das plötzliche Verschwinden der Erscheinung des roten Schnees. Wenn die Temperatur zu niedrig wird, so kann der Schnee nicht schmelzen, das zur Vermehrung der Alge so notwendige Wasser fehlt. So begreifen wir jetzt auch, warum die Erscheinung gerade in den durch das Schmelzwasser erzeugten Vertiefungen der Schneeoberfläche sich am schönsten zeigt. Dort ist eben das meiste Wasser, dort kann die Vermehrung am ausgiebigsten und ungehindertsten einsetzen; dort werden die meisten Individuen gebildet, welche nun vermöge ihrer Chromatophoren in Gesamtheit eine viel lebhaftere Färbung ihres Untergrundes bewirken.

Um diese Zeit feiert der rote Schnee sein rund 150jähriges Jubiläum seines Bekanntwerdens mit der Wissenschaft; denn im Jahre 1760 entdeckte ihn der berühmte Genfer Naturforscher Saussure auf dem Mont-Brevent und führte ihn ein in die wissenschaftliche Welt. Er hielt die Erscheinung für auf die Schneefelder gewehten Blütenstaub. Auch die spätere Forschung unterlag vielfachem Irrtume. Am meisten aber trug dazu wohl die mangelhafte Konstruktion der Mikroskope bei, so daß die verschiedenen Stadien der Entwicklung lange Zeit nicht klar erkannt wurden. Auf diese Weise durchwanderte unsere Alge Clamydomonas nivalis fast das ganze Pflanzenreich. Wurde sie erst als Blütenstaub diagnostiziert, so wurde sie später für eine Flechte gehalten, teilweise auch als Pilz angesehen, kam dann lange Zeit bald zu den Pilzen, bald zu den Algen, bis sie nun jetzt endgültig zu den Algen gerechnet wird. Daß sie dabei unzählige Male ihren Namen wechselte, ist wohl selbstverständlich.

All unser heutiges Wissen über diesen Gegenstand verdanken wir der Glaslinse, die uns Höhen und Tiefen in gleicher Weise erschließt, sei sie dem gewaltigen Fernrohre des Astronomen oder dem Mikroskope des Naturwissenschaftlers eingefügt.

Gern hätte ich diesen oder jenen Punkt noch weiter ausgeführt, leider aber gestattete der Raum ein Breiterwerden nicht, und so mußte ich mich auf das Hauptsächlichste beschränken.

Geh. Archivrat Professor Dr. C. Grünhagen: Der Lord von Burleigh.

Eine Erinnerung an Alfred Tennyson, geb. 1809.

(Lord Burleighs Mesalliance.)

Das Jahr 1909 brachte die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Englands gefeiertem Dichter Alfred Tennyson. Am 6. August 1809 ward er in dem Pfarrhause zu Sommersby in der Grafschaft Lincolnshire geboren und ausschließlich von seinem Vater unterrichtet, bis er 1828 die Universität Cambridge bezog. Ohne sich für einen bestimmten Beruf entscheiden zu können, trat er bereits in den Jahren 1830 und 1833 mit Gedichten an die Öffentlichkeit, denen aber einflußreiche Kritiker rechte Anerkennung weigerten. Den schwergetroffenen Dichter vor verzweifelter Entmutigung zu bewahren, gelang seinen Freunden nicht ohne Anstrengung und es vergingen zehn Jahre, bevor er nach Sichtung und teilweiser Neubearbeitung seiner Jugendgedichte mit diesen nebst neugeschaffenen, weiteren Erzeugnissen seiner Muse in einer zweiten Gedichtsammlung, vornehmlich epischen Inhalts, eine neue Werbung um die Gunst seiner Landsleute versuchte (1842), der dann ein durchschlagender Erfolg beschieden war. Wohl wird nicht leicht jemand, der diese Sammlung von 1842 näher kennen gelernt hat, bestreiten, daß in ihr eine reiche Dichterader sprudelt, daß hier ein Geist zu uns spricht, der über eigenartige schwungvolle Gedanken verfügt, deren Ausdruck ein feingestimmtes, lebhaftes Naturempfinden einen besonderen Zauber verleiht, aber es hat doch etwas Überraschendes wahrzunehmen, wie damals unsrem Dichter die Verehrung seiner Nation sich so mit einem Schlage zugewendet hat, und was vielleicht noch merkwürdiger erscheint, ihm bis an seinen Tod treu geblieben ist, während er selbst trotz seines glühenden Patriotismus niemals eigentlich um Volksgunst gebuhlt hat. Es konnte als ein nicht geringes Wagnis erscheinen, als er 1850 mit dem Buche In memoriam A. H. H., der Totenklage um einen früh dahingegangenen, ihm besonders nahestehenden Freund, vor die Öffentlichkeit trat, wo doch der durch die Wahl des Stoffes unvermeidlich beschränkte Gesichtskreis eine gewisse Eintönigkeit und in weiterer Folge eine Minderung des für ihn erwachten Interesses befürchten ließ. Doch tatsächlich gewann ihm auch dies Büchlein neue Verehrer, zu denen Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria, gerechnet zu werden wünschte. Tennyson gelang es ja seine als nüchtern verschrieenen Landsleute sogar für die Tafelrunde des romantischen Königs Arthur (uns ist die Namensform Artus geläufiger) mit seinen „Königsidyllen" poetisch zu interessieren, und wenngleich seine Muse vielfach auf zu hohem Kothurne daher zu schreiten schien, um den Beifall breiterer Volksschichten

zu finden, so erfreuten sich doch manche seiner Balladen, wie z. B. die Maikönigin, der größten Popularität, und die ergreifende Robinsonade des so heldenmütig resignierenden Enoch Arden hat, soweit die englische Sprache klingt und darüber hinaus in Übersetzungen, unzählige Herzen gerührt.

Tatsächlich hat Tennyson für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Literatur seines Heimatlandes unbestritten den ersten Platz eingenommen. Entsprechend hat dann auch sein äußeres Leben sich gestaltet, und wenn in seiner Familie nach dem frühen Tode des Vaters Kummer und Sorge Eingang gefunden und schwere Schatten auch über das reizbare Herz Alfreds sich gebreitet hatten, so wurden diese durch die Sonnenstrahlen des Ruhmes verscheucht.

Es war schon von großer Bedeutung, daß 1848 der Minister Robert Peel unsrem Dichter eine Staatspension von 200 Pfund Sterling auswirkte. Im Jahre 1850 ward ihm dann bei dem Tode von Wordsworth die von diesem bekleidete Würde eines Hofpoeten (poeta laureatus) zugewandt. In dieser Eigenschaft verfaßte er 1852 den poetischen Nachruf beim Tode des Herzogs von Wellington und besang 1854 den todesmutigen Angriff der englischen Reiterei in der Schlacht von Balaklava; seine Popularität wuchs, 1855 erkor ihn die Universität Oxford zum Ehrendoktor, ein Polarforscher nannte im arktischen Meere einen schroff abstürzenden Felsen den Tennysonfelsen, und englische Kolonisten tauften nach ihm eine imposante Wasserfläche auf Neu-Seeland. In London kamen Tennyson-Kalender in Mode, die auf einzelnen Blättern neben dem Kalender der verschiedenen Monate feine farbige Darstellungen aus den Schöpfungen des Dichters zierten.

Tennyson hatte 1850 seine Jugendliebe heimgeführt, die er 1853 in ein neues eigenes Heim, eine Villa auf der schönen Insel Wight, zu führen vermochte, wo ihm dann auch sein dritter Sohn geboren ward. Und an diesen Landsitz, zu dem bald noch ein zweiter, Aldworth, jenseits des breiten Meerarmes des Solent trat, knüpfte dann der Minister Gladstone auf besonderen Wunsch der Königin Victoria 1884 die dem Dichter schon früher zugedacht gewesene, aber von ihm bescheiden abgelehnte höchste Ehrung der Peerwürde an. Im Januar 1884 wohnte der Baron von Aldworth und Farringford zum ersten Male einer Sitzung des Oberhauses bei. Auf den genannten beiden Landsitzen, daneben wohl zuweilen auch auf Reisen, hat er dann noch Jahrzehnte eines lange Zeit kaum getrübten Glückes erlebt, in unveränderter Produktivität und speziell auch auf dramatischem Gebiete in der Zeit von 1872 bis 1882 eine lebhafte Tätigkeit entfaltend, von der eine Reihe von Stücken Zeugnis ablegen, Königin Maria, Harold, Becket, Die Erzählung des Liebenden, Der Falke, Der Becher, Die Verheißung, Der Mai, Stücke, die auch auf der Bühne ihre Verehrer und einen succès d'estime fanden, wenngleich für unsern Dichter die vollsten Kränze nicht auf diesem Gebiete gelegen haben.

Wohl brachten auch ihm die späteren Lebensjahre manches Leid. 1886 fand sein jüngster Sohn Lionel auf weiter Reise fern von der Heimat seinen Tod, und im Winter 1888/89 brachte ihn selbst eine schwere Krankheit an den Rand des Grabes. Aber der merkwürdig schnell sich Erholende vermochte noch vor Ablauf des Jahres 1889 mit einem neuen Bändchen Gedichte an die Öffentlichkeit zu treten, und für die Zahl seiner Verehrer dürfte die Tatsache sprechen, daß in der ersten Woche nach dem Erscheinen dieser späten poetischen Gabe 20 000 Exemplare verkauft wurden. Seine Phantasie schien an schöpferischer Kraft kaum etwas eingebüßt zu haben und umkleidete selbst die ernsteren, weihevollen Gedanken, die sich ihm jetzt wohl öfters in die Feder drängten, mit eigenartiger, mehr allegorischer Gewandung; Gedanken, die, wenngleich dogmatischer Fassung widerstrebend, dem Tode seine Schrecken zu nehmen und ein Hoffen im Trauern zu lehren suchten. Auch für das Jahr 1892 hatte er ein neues Bändchen Gedichte seiner siebenundsiebzigjährigen Lebensgefährtin gewidmet und die Druckbogen Ende September durchgesehen, als wenige Tage darnach, am Abend des 5. Oktober, ein sanfter Tod diesem reichen Leben ein Ziel setzte. In dem Flügel der Westminsterabtei, der Englands Geistesheroen vorbehalten ist, hat auch Alfred Tennyson seine letzte Ruhestätte gefunden.

Früh schon haben in unsrem Vaterlande, wo man seit langer Zeit gewohnt ist, dem englischen Geistesleben eine erhöhtere Aufmerksamkeit zuzuwenden, den poetischen Schöpfungen Tennysons berufene Kräfte sich zugewandt, um sie durch Übersetzungen uns näher zu bringen, und es liegen solche in größerer Anzahl vor, ebensowohl Gedichtsammlungen, schlechthin vollständig oder in Auswahl, wie Zyklen (z. B. die Königsidyllen und die Elegien des in memoriam), ja es gibt von den längeren poetischen Erzählungen Übertragungen in Einzelausgaben und die in Hamburg erschienene Bearbeitung des oben erwähnten Enoch Arden zählt 12 Auflagen. Den Reigen der Tennysonübersetzungen hat der als Übersetzer nach verschiedenen Seiten hin bewährte Professor Hertzberg begonnen, indem er 1857 die Jugendgedichte des englischen Poeten (abgeteilt in Veröffentlichungen aus den Jahren 1830, 1832, 1842) in deutscher Sprache erscheinen ließ (zweite Auflage 1868). In der hier angehängten Nachschrift und ausführlicher noch in einem Aufsatze der deutsch-amerikanischen Zeitschrift Atlantis (I 7) bemüht er sich, die Ausschaltung einer kleineren Anzahl von Gedichten uns plausibel zu machen, was ihm bei einigen an Freunde gerichteten als solchen, die für ein deutsches Publikum wohl zu wenig Interesse zu bieten vermöchte, wohl gelingen mag, doch nicht bei den zwei Balladen: „Die Schwestern" und „Der Lord von Burleigh", bei denen ästhetische Ausstellungen den Grund zur Ausschließung gebildet haben, während doch bei Übertragungen, wo es sich nicht von vornherein um eine Auswahl, sondern im Gegenteil um eine gewisse Vollständigkeit handelt, die Ausschließung einzelner immer etwas Bedenkliches hat. Wer wird es zu billigen vermögen, daß Hertzberg „Die Schwestern" zurückgelegt hat, weil ihm der Gegen-

stand allzu „grausig" erschien, während für den Kundigen eben diese Ballade als ein schlagendes Beispiel einer direkten Einwirkung der auf die englische Literatur so einflußreichen Percyschen Sammlung altenglischer Volkgesänge auch speziell auf die Tennysonsche Dichtung von besonderem Interesse, und deshalb für eine Ausgabe, wie die Hertzbergsche, nicht wohl zu missen ist. Und nicht viel anders verhält es sich mit der zweiten jenes verschmähten Balladenpaars, dem Lord von Burleigh, von dem Hertzberg äußert, er habe dieses Gedicht beiseite gelegt, weil gerade in ihm der Dichter allzusehr in einen Bänkelsängerton verfallen sei. Auch hier wird man bezweifeln dürfen, daß eine derartige Meinung einem Übersetzer das Recht geben konnte eine Ballade ganz zu unterdrücken und auszuschalten, und nicht einmal der Vorwurf des Bänkelsängertons braucht für uns festzustehn, solange ihn nicht auch englische Federn bestätigen; aber gerade davon, daß in England diese Ballade wegen vulgärer Sprache bei den Kritikern Anstoß erregt, ist nichts verlautet, im Gegenteil vermag der Verfasser dieser Blätter zum Zeugnis einer gewissen Beliebtheit dieser Ballade anzuführen, daß, als diese ihm in einer um mehrere Jahrzehnte zurückliegenden Zeit zuerst vor die Augen kam, er sie in dem Album einer deutschen Dame fand, in das sie eine englische Freundin als ihr Lieblingsgedicht eingeschrieben hatte. Wenn es damals wohl begreiflich schien, daß das englische Original Rührung und Teilnahme für das Schicksal der Lady Burleigh erwecken könne, so ist diese Meinung durch das ungünstige Urteil Hertzbergs um so weniger erschüttert worden, als ihm selbst oft sich die Wahrnehmung aufgedrängt hatte, daß bei Dichtungen von irgend wie volkstümlichem Charakter ein Engländer sich ungleich freier bewegen dürfe als ein Deutscher, dem der Vorwurf eines Hinabgleitens vom Kothurn, mit anderm Worte, des Bänkelsängertums ungleich leichter zu drohen pflege.

Es kann vielleicht als ein naheliegender Gedanke angesehen werden jene, einst von dem Übersetzer verschmähte, und so dem deutschen Publikum vorenthaltene Ballade: Der Lord von Burleigh, diesem Erinnerungsblatte für Tennyson anzufügen im Geleit einiger vielleicht nicht ganz uninteressanter Bemerkungen, zu denen sie Anlaß gibt, und es brauchte davon nicht abzuschrecken die Tatsache, daß schon früher von anderer Seite jene Unterlassungssünde Hertzbergs gutgemacht worden ist und die beiden Balladen „Die Schwestern" und „Der Lord von Burleigh" von Adolf Strodtmann in dessen 1868 erschienenen Übersetzung einer Auswahl Tennysonscher Gedichte abgedruckt worden sind, denn von Strodtmanns kaum anzuzweifelnder dichterischer Begabung hat schwerlich eins dieser ausgewählten Gedichte so blutwenig empfangen wie der Lord von Burleigh. Was Hertzberg mit dem „Bänkelsängerton" gemeint, zeigt uns erst diese Verdeutschung, bei der die Schlichtheit des Tennysonschen Ausdrucks vielfach durch eine im Deutschen abstoßend wirkende vulgäre Sprache wiedergegeben wird, unterbrochen durch Stellen, die zwar einen gehobeneren Ton, doch dafür auch dem Originale fremde, leidenschaftlich extravagante Akzente vernehmen lassen.

Es hätte geradezu riskant erscheinen müssen, den Lord von Burleigh in diesem Gewande dem deutschen Publikum vorzuführen und dessen Interesse für Ausführungen über ein wenig anmutendes Gedicht in Anspruch zu nehmen; das Wagnis einer neuen Übersetzung ward unvermeidlich, und ihr Verfasser mag sie nun vorführen, eins über alles wünschend und hoffend, daß sich der Möglichkeit, als ein deutsches Gedicht angesehen zu werden, keine Schwierigkeiten entgegenstellen.

Der Lord von Burleigh.

„Mädchen, darfst es mir gestehen,"
Flüstert er mit heitrem Mut,
„Hab dir tief ins Aug' gesehen
Und ich weiß, du bist mir gut."

Ja, ins junge Herz sich stahl er,
Sanft errötend räumt sie's ein,
Und der junge Landschaftsmaler
Nennt des Dorfes Schönste sein.

Neigungsvoll im Kuß begegnet
Ihre Lippe seinem Mund,
In dem schlichten Kirchlein segnet
Bald der Priester ihren Bund. —

„Bring' nicht reiche Hochzeitsgaben,
Denn nur wenig nenn ich mein,
Doch wird, wenn wir lieb uns haben,
Unsre Hütte sonnig sein."

Nun dem eignen Heim entgegen
Führt er sie; es gehn die Zwei
Auf vom Lenz geschmückten Wegen
Manchem stolzen Schloß vorbei.

Einst spricht er nach kurzem Schweigen,
Wie zu neuem Plan erwacht:
„Komm, mich lockt's dir mehr zu zeigen
Von der Edelsitze Pracht."

Froh sie wandelt ihm zur Seiten,
Lauschend lieber Stimme Laut,
Durch der Schlösser Herrlichkeiten,
Die der Reichtum sich erbaut.

Ruht im Schatten stolzer Bäume,
Schwelgt in duft'ger Gärten Zier,
Blickt in glanzerfüllte Räume
Einer Welt hoch über ihr.

Wohl solch Schauen sie entzücket,
Doch nach fern hin schweift ihr Blick,
Sucht, was stündlich näher rücket,
Erst in seinem Heim ihr Glück.

Dort will sie ein heiß Bestreben
Treuster Pflichterfüllung weihn,

In her ear he whispers gaily,
„If my heart by signs can tell,
Maiden, I have watch 'd thee daily,
And I think thou lov'st me well."

She replies in accents fainter:
„There is none I love like thee;"
He is but a landscape painter
And — a village maiden she.

He to lips that fondly falter,
Presses his without reproof:
Leads her to the village altar,
And they leave her fathers roof.

„I can make no marriage present:
Little can I give my wife,
Love will make our cottage pleasant,
And I love thee more than life."

They by parks and lodges going
See the lordly castles stand:
Summer woods about them blowing,
Made a murmur in the land.

From deep thougt himself he rouses,
Says to her that loves him well,
„Let us see these handsome houses
Where the wealthy nobles dwell."

So she goes by him attended,
Hears him lovingly converse,
Sees whatever fair and splendid
Lay betwixt his home and hers;

Parks with oak and chestnut shady,
Parks and order'd gardens great,
Ancient homes of lord and lady,
Built for pleasure and for state.

All he shows her makes him dearer:
Evermore she seems to gaze
On that cottage growing nearer
Where they twain will spend their days.

O but she will love him truly!
He shall have a cheerful home;

Ihn nur lieben, ihm nur leben,
Ihm die beste Gattin sein.

Doch der süßen Träume Walten
Weicht — vor mächt'gem Tor sie stehn,
Wappenbilder, Steingestalten
Stolz auf sie herniedersehn.

Alles überragend steiget
Vor ihr auf das schönste Schloß,
Vor dem Gatten tief sich neiget
Goldbetreßter Diener Troß.

Folgen ihm mit leisen Tritten,
Ob ein Wink, ein Blick sie sucht,
Während er mit sichern Tritten
Führt durch prächtiger Säle Flucht.

Als sie Staunen drob empfindet
Wie in schweren Rätsels Pein,
Stolz er ihr die Lösung kündet:
„Alles dies ist mein und dein."

Ja hier herrscht er, sein die Hallen,
Er, Lord Burleigh ehrenreich,
Keiner von den Großen allen
Kam an Würd' und Rang ihm gleich.

Aber ihr, in Schreck und Bangen
Wandelt sich der frohe Mut,
Erst ergießt auf Stirn und Wangen
Wie von Scham sich Purpurglut,

Dann mit eins sie jäh erblasset,
Totenbleich wird ihr Gesicht,
Daß er sie bestürzt umfasset,
Tröstend Liebesworte spricht.

Doch die Schwachheit zwingt ihr Willen,
Ob ihr Herz auch ängstlich schlägt,
Lehrt sie ganz die Pflicht erfüllen,
Die ihr Rang ihr auferlegt.

Voll Bewundrung er sie findet,
Wie sie schlicht, doch voll Bedacht
Würd' und Güte schön verbindet,
Jedes Herz sich eigen macht.

Doch der Zweifel Qual zu wehren,
Ach so recht vermag sie's nie.
Bringen Segen Glanz und Ehren,
Wo Geburt kein Recht verlieh?

Schwer und schwerer drückt sie's nieder,
Traurig schaut sein Bild sie an;
O wär' er der Maler wieder,
Der mein junges Herz gewann.

Und es wächst der düstre Schatten,
Bald erlischt der Wangen Rot,

She will order all things duly,
When beneath his roof they come.

Thus her heart rejoices greatly,
Till a gateway she discerns
With armorial bearings stately,
And beneath the gate she turns;

Sees a mansion more majestic
Than all those she saw before:
Many a gallant gay domestic
Bows before him at the door.

And they speak in gentle murmur,
When they answer to his call,
While he treads with footsteps firmer,
Leading on from hall to hall.

And, while now she wonders blindly,
Nor the meaning can devine,
Proudly turns he round and kindly.
„All of this is mine and thine."

Here he lives in state and bounty,
Lord of Burleigh, fair and free,
Not a lord in all the county
Is so great a lord as he.

All at once the colour flushes
Her sweet face from brow to chin:
As it were with shame she blushes,
And her spirit changed within.

Then her countenance all over
Pale again as death did prove:
But he clasp'd her like a lover,
And he cheered her soul with love.

So she strove against her weakness,
Tho' at times her spirits sank:
Shaped her heart with woman's meakness
To all duties of her rank.

And a gentle consort made he,
And her gentle mind was such
That she grew a noble lady,
And the people loved her much.

But a trouble weigh'd upon her,
And perplex'd her night and morn,
With the burden of an honour
Unto which she was not born.

Faint she grew, and ever fainter,
As she murmur'd, „Oh that he
Were once more that landscape painter
Which did win my heart from me."

So she droop 'd and droop 'd before him,
Fading slowly from his side:

Von den Kindern, von dem Gatten Scheidet sie ein früher Tod.	Three fair children first she bore him, Then before her time she died.
Auf dem Schloß liegt Grabesstille, Nur des Lords gramvollen Sinn Führen zu der Teuren Hülle Ruhelose Schritte hin.	Weeping, weeping late and early, Walking up and pacing down, Deeply mourn'd the Lord of Burleigh Burleigh house by Stamford-town.
Schaut auf sie mit stummer Klage, Spricht: „Bringt her ihr Hochzeitskleid; Was sie trug am schönsten Tage, Sei im Tod auch ihr geweiht."	And he came to look upon her And he look 'd at her and said, „Bring the dress and put it on her, That she wore, when she was wed."
Trauernd alle sie geleiten Ihrer stillen Klause zu, In dem Schmuck beglückter Zeiten Geht ihr edler Geist zur Ruh.	Then her people softly treading, Bore to earth her body, drest In the dress, that she was wed in, That her spirit might have rest.

Der Titel dieser Ballade weist auf eins der angesehensten Adelsgeschlechter Englands hin, die Nachkommen jenes auch bei uns aus Schillers Maria Stuart weiteren Kreisen bekannt gewordenen William Cecil, des Kanzlers der Königin Elisabeth, dem diese um seiner Verdienste willen im Jahre 1571 mit dem Titel des Lords von Burleigh zugleich auch reichen Grundbesitz verliehen hatte.

In deren Überlieferungen findet sich nun eine Nachricht dahin lautend, daß gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ein jüngerer Sproß dieses Hauses, Henry Cecil zu Hodnek, in der Grafschaft Shropshire gelebt, der, wie das ja bei jüngeren Söhnen aus den höchsten Familien nicht eben selten vorkommt, wenig mit Glücksgütern ausgestattet an dem genannten kleinen Orte sehr bescheiden im Hause eines schlichten Farmers namens Hoggins zur Miete wohnte. Hier hatte er, selbst von seiner Gattin geschieden, die Neigung Sarahs, der Tochter seines Wirtes, gewonnen und diese als Gattin heimgeführt. Da hat es sich nun und zwar sehr überraschend zugetragen, daß infolge von Todesfällen im Hause der Cecils jener Henry Haupt der Familie und Erbe des Ranges und der Reichtümer der Lords von Burleigh wurde, während er seiner Gattin die, auch sie aus den bescheidensten Verhältnissen zu fürstlichem Glanze emporhebende, Schicksalswendung zunächst verschwieg, um sie dann bei Gelegenheit eines Besuches des Stammschlosses der Burleigh durch die Kunde davon auf das höchste zu überraschen. Die Lady hat dann allerdings sich ihrer Erhöhung nicht lange freuen können; sie ist bereits 1797 gestorben.

Schon vor Tennyson ist diese familiengeschichtliche Überlieferung von dem beliebten Dichter Thomas Moore (geb. in Irland 1780, gest. 1852) zu einem Gedichte unter dem Titel: Do you remember Ellen? benutzt worden, wie wir trotz der Namensänderung des Lords aus der Wiederkehr des charakteristischen Motivs der Geheimhaltung und überraschenden Entdeckung des Glückswechsels schließen dürfen. Das kurze Gedicht ist in England in solchem Maße populär, daß es in die überaus verbreiteten Penny-Balladenbücher seinen Weg gefunden hat. Es mag hier als Gegenstück zu Tennysons Ballade eine Stelle finden.

Des Städtchens Zierde, wer kannte nicht Ellen?
William, einen Fremden, den hatt' sie gefreit;
Durch Liebe ihr ärmliches Heim zu erhellen,
War allzeit ihr fröhliches Herz bereit.
Hart schafften sie beide, doch karg nur belohnet.
Er klagt's ihr: „ich weiß einen andern Ort,
Versuchen wir's, ob man dort besser nicht wohnet,"
Sie fügt sich seufzend; das Paar zieht fort.

Nach langem Wandern die Kräfte ihr sinken,
Ihr Herz ist schwer und von Heimweh bedrückt,
Ein Trost ist's, daß, als die Sterne schon blinken,
Ein stolzes Schloß durch die Bäume blickt.
Da spricht er: „s'wird kalt, und spät ist die Stunde,
Wie gut, daß ein Obdach zur Nacht sich zeigt."
Und ein Hornruf ertönt von seinem Munde,
Auf tut sich das Tor, und der Pförtner sich neigt.

„Willkommen, Mylady," ruft William, „erfahr' heut,
Das Schloß, es ist dein mit den Gärten all;"
Er träume, so meint sie, doch spricht er die Wahrheit,
Denn Ellen gebeut jetzt in Rosnahall.
Und zärtlich der Lord von Rosna umfaßte,
Was William, der Fremd', einst umwarb und gewann,
Und so hell strahlt die Lieb' in dem stolzen Palaste,
Wie einst sie's in niederer Hütte getan.

Man wird beiden Gedichten einen volkstümlichen Charakter zusprechen dürfen, und in der Mooreschen Bearbeitung vermögen wir sogar die Sonderart des Volksliedes, die kurzgedrängte, sprunghaft fortschreitende Form der Darstellung wiederzuerkennen, wenn wir gleich das sonst für die englischen Volkslieder fast typisch gewordene Metrum hier nicht wiederfinden, wohl aber bei Tennyson, während dagegen hier die eingehendere Schilderung eines in dem Herzen der Lady Burleigh vorgehenden seelischen Prozesses aus dem Rahmen eines Volksliedes herauszutreten scheint, trotz der sonst auch hier bevorzugten schlichtern Ausdrucksweise, so daß man wohl meinen könnte, es habe dem Dichter die Idee einer in dem Hause der Burleighs fortgepflanzten, an den Namen jenes Lords Henry geknüpften Geschlechtsballade vorgeschwebt*).

In durchaus verschiedener Weise haben, wie wir wahrnehmen, die beiden Dichter den gleichen Stoff, das Schicksal einer Mesalliance, behandelt, nur in einem allerdings bedeutungsvollen Punkte übereinstimmend, insofern beide, nicht ohne die ihnen vorliegende Überlieferung umzumodeln, die betreffende Ehe auf Grund einer Täuschung abschließen lassen, in der die Gattinnen über den vornehmen Rang ihrer Gemahle bis zu deren plötzlicher Demaskierung erhalten werden. Von da an gehn die Wege beider Dichter weit auseinander. Bei Moore bewährt die Liebe ihre beglückende Kraft gleich siegreich in dem stolzen Palaste, wie sie es in niederer Hütte getan, während bei Tennyson die Liebe nicht zu hindern vermag, daß der durch den Schicksalswechsel aus dem Gleichgewicht gekommene Geist der Lady einem frühen Tode verfällt.

*) Aus dieser Annahme könnte dann vielleicht auch eine nicht wohl übersetzbare Zeile, die dem trauernden Lord Burleigh angehängt wird, „Burleigh-House by Stamford-town", eine Erklärung finden und vielleicht auch der für die Ballade gewählte Titel the Lord of Burleigh, statt des offenbar doch korrekteren the Lady of B.

Vielleicht läßt sich hier die Schlußfolgerung ziehen, daß in der, unserer Ballade zugrunde liegenden Überlieferung für den baldigen Hingang der Lady Burleigh Tennyson ein Motiv gesucht hat, analog der in England hoch entwickelten aristokratischen Anschauung, daß nur der auf den Höhen der Gesellschaft zu atmen und zu leben vermag, der aus dieser Sphäre hervorgegangen ist.

Diese oben erwähnte schlichtere Ausdrucksweise, auf Grund deren wohl Hertzbergs stark übertreibendes Urteil beruht, kann nur für einen deutschen Übersetzer zur Versuchung werden, bei wortgetreuer Wiedergabe Wendungen zu gebrauchen, die die Schranken überschreiten, die im Deutschen das streng waltende Gesetz dem poetischen Sprachgebrauch gezogen hat. Jenen Versuchungen ist nun Strodtmann gerade in der vorliegenden Ballade Tennysons vielfach erlegen, als er die Versäumnisse Hertzbergs nachholen wollte*).

Derartige kritische Wahrnehmungen, die sich leicht noch wesentlich vermehren ließen, mußten nun abmahnen, diese Übersetzung den Lesern des Aufsatzes, der speziell an jene Ballade anknüpft, darzubieten, und so ward denn der Versuch einer neuen Übertragung gewagt, die, ohne für die fremde Herkunft Privilegien in Anspruch zu nehmen, schlecht und recht gleich irgend einem andern Gedicht um den Beifall des Publikums wirbt.

Möchte die Ballade in dem neuen Gewande auch in Deutschland Freunde finden.

---

*) Es möge gestattet sein, einige besonders abstoßende Stellen dieser Übersetzung anzuführen: „Sie ist eine Bauerndirne und ein Landschaftsmaler er," „Arm an Gütern nenn' ich mich, aber Liebe wird uns lenken —" „Und sie geht von ihm geleitet, hört der Rede Honigseim, sieht die prächtige Schau gebreitet zwischen alt' und neuem Heim," „O wie liebend will sie schalten, daß kein Los dem seinen gleicht, Alles schön in Ordnung halten, wenn sie erst sein Dach erreicht", „Edel war er wie sein Name, und, mit Freundlichkeit belehrt, ward sie eine edle Dame und vom Volke rings geehrt", „Ihre Kraft ward täglich minder, langsam welkt' und starb sie ab, schenkt ihm erst drei schöne Kinder, sank dann vor der Zeit ins Grab", bei diesen Wendungen würde Hertzberg vermutlich den Bänkelsängerton wiederfinden und eine poetische Sprache nicht leicht Jemand. Ein Dichter aber hätte guten Grund zur Unzufriedenheit mit einem Übersetzer, der z. B. die Stelle: „He to lips that fondly falter, presses his without reproof," im Deutschen durch die Worte wiedergibt: „Wie sie sträubend sich gebare, ihr den Odem küßt er aus," und damit einen Ton stürmischer Leidenschaft anstimmt, die dem englischen Text so wenig entspricht wie „das fröhliche Entgegenrufen" Strodtmanns dem „ins Ohr Flüstern" Tennysons oder bei der Wanderung das „lustdurchbebt" dem „Erwachen aus tiefen Sinnen" oder bei der Überraschung das dem Originale ganz fremde „Herbeiwanken" und „in starrer Ruh Stehen".

Excellenz Dr. Wilhelm Exner: Prof. Julius Wolf's National-Ökonomie.

Wenn man auch in irgend einem Falle den von Prof. Wolf eingenommenen Standpunkt und seine Deduktionen nicht gutheißt, immer wird man durch seine Ausführungen gefesselt und nie wird die Zeit verloren sein, die man an die Lektüre seiner von ehrlicher Überzeugung getragenen Arbeiten wendet. Trotz meiner persönlichen Voreingenommenheit für den originellen Autor würde ich mich nie in eine Auseinandersetzung mit ihm einlassen und öffentlich ein Urteil über seine Lehrmeinungen abgeben, wenn ich nicht, wie diesmal, zu denjenigen gehören würde, denen er sein Buch ausdrücklich gewidmet hat, zu den Technikern.

Meine obige Behauptung, daß man der Wolf'schen Feder immer mit gespanntem Interesse folgt, findet sicherlich in weiten Kreisen diesmal ungeteilte Billigung. Ja selbst die „wissenschaftlichen" Gegner Wolf's dürften dem Hauptabschnitte des Buches ihre Anerkennung nicht versagen können.

Julius Wolf hat, wie er in dem Vorwort erzählt, im Zweigvereine Breslau des deutschen Bankbeamtenvereins 7 Vorträge über Volkswirtschaft gehalten, die großen Anklang fanden und nach einer vorgenommenen Erweiterung und Vertiefung des Textes veröffentlicht wurden. Er wollte einen Teil seines im Jahre 1908 erschienenen Werkes über „Nationalökonomie" „so dicht wie möglich komprimieren und auf der anderen Seite durchsichtig gestalten und schmackhaft genug zubereiten, daß auch der Laie in der Lage wäre, sich ihn mühelos anzueignen und all der Reize teilhaftig zu werden, über die der Gegenstand verfügt". Diesem Programme entsprechen sämtliche Abschnitte des Buches zweifellos. Mich aber hat am meisten der VI. Abschnitt: „Der wirtschaftlich technische Fortschritt und die Zukunft der Volkswirtschaft" angezogen und gefesselt.

Ich bin der Meinung, daß jeder auf allgemeine Bildung Anspruch machende Ingenieur diesen Abschnitt des Wolfschen Buches kennen lernen sollte. Wir Techniker sind gewohnt — denn wir haben es tausendfältig erfahren —, daß Nicht-Techniker, und seien sie noch so gelehrt, wenn sie über unsere Leistungen und Aufgaben sprechen, sofort dem Dilettantismus verfallen. Es hat mich daher außerordentlich überrascht und auf das angenehmste berührt, wahrzunehmen, daß Julius Wolf die heikelsten Themen ohne Irrtum abhandelt. Die Kapitel „Fortschrittsbegeisterung unserer Tage", „Das Gesetz des Fortschrittes", „Spielraum und Maßstab des Fortschrittes", „Leistungen und Aussichten des Fortschrittes", „Fortschrittshemmungen" sind tadellos aufgebaut und durch eine Fülle von Daten illustriert. Auch das Beiwerk transatlantischen Ursprungs kann man sich wohl gefallen lassen. Die jüngsten Er-

rungenschaften des technischen Fortschrittes, die jetzt nach Erscheinen des Buches von Julius Wolf vielfach besprochen werden, wie z. B. der künstliche Kautschuk, sind nicht geeignet, die Thesen, die Wolf aufstellt, zu erschüttern. Ich bekenne mich daher als Anhänger seiner Auffassung, daß wir bei der Peripetie des technischen Fortschrittes angelangt sind, und die sogenannte „Eroberung der Luft" wird daran, soweit menschliche Voraussicht reicht, nichts ändern. Die Fortschrittsmöglichkeiten sind natürlich nicht beschränkt und werden es nie sein, aber die Grade des Fortschrittes als wirtschaftliche Impulse dürften in ihren Maxima erreicht sein.

In der Abhandlung der verschiedenen Fortschrittshemmungsgesetze ist besonders prächtig der Nachweis gelungen, daß immer wieder die Gegenwart mit der Hypothek der Vergangenheit belastet ist. Dort liegt die Begrenzung der Entwicklung aller bestehenden Einrichtungen größeren Stils. Die Luftschiffahrt hat es in dieser Beziehung freilich gut, da sie von vorne anfängt und nicht an Spurweite und Steigungsverhältnisse gebunden ist.

Das Bild der Zukunft, das Julius Wolf entwickelt, ist in einen Rahmen gefaßt, der sich nicht erweitern oder sprengen läßt; man wird sich eben in das Unvermeidliche fügen und die unwillkommene Wahrheit anerkennen müssen, daß die Ergiebigkeit der Erdrinde eine beschränkte, der Entwickelung des Menschengeschlechtes Grenzen setzende ist.

Diese spärlichen Andeutungen sollen nur eine dringende Einladung dazu sein, das Wolfsche Buch zur Hand zu nehmen und die Lektüre desselben beim VI. Abschnitte zu beginnen. Ich zweifle nicht, daß es dem Leser so ergehen wird wie mir, der dann das ganze Buch mit Eifer studierte. Freilich wird für andere Teile als den VI. die Einstimmigkeit des Beifalls nicht gesichert sein. Insbesondere der I. Teil: Geschichte der Nationalökonomie wird manchen Widerspruch wachrufen. Doch dieser I. Teil ist eigentlich nicht für uns Techniker geschrieben, sondern mehr an Wolf's Kollegen gerichtet.

Im V. Abschnitt behandelt Wolf das Vermehrungsgesetz der Menschheit. Seit Malthus ist wohl diese interessante Frage niemals so erschöpfend und zugleich überzeugend erörtert worden wie in diesem Buche, und dies verleiht ihm auch einen besonderen Wert und Anreiz.

Die pessimistische Anschauung von der wirtschaftlichen Weltlage, die Julius Wolf vertritt, kommt auch in einem jüngst erschienenen Aufsatze über die „Zukunft der Preise" zum Ausdruck, wo er eine weitere Erhöhung der Preise auf dem Weltmarkt im Durchschnitt der kommenden Zeit vorhersagt. Wer wagt ihm zu widersprechen? Ein Techniker gewiß nicht.

Carl Gebhardt:
Ausstellung klassischer französischer Malerei des 19. Jahrh. im Kunstverein zu Frankfurt.

Wenn es eine Möglichkeit gibt, einen Ausgleich zwischen den Nationen herzustellen, der sie dem Ideale des ewigen Friedens näher führt, so kann sie nur darin bestehen, daß die Völker es lernen, sich als eine Einheit, als eine große Kulturgemeinschaft zu fühlen. Nicht im Sinne eines vagen, inhaltlosen Kosmopolitismus. Vielmehr soll gerade jedes Volk sich auf seinen eigentümlichen Wert besinnen, um in dem eigentümlichen Werte des andern Volkes die notwendige Ergänzung zu erkennen. Wenn Deutschland die Aktivbilanz seiner Kultur aufstellt, so hat es genug Werte aufzuführen, die Philosophie Kants, Fichtes, Schellings, Hegels, Schopenhauers und Nietzsches, die Dichtung Goethes, Kleists, Heines, Kellers, die Musik Bachs, Haydns, Mozarts, Beethovens, Wagners. Ist es da ein Wunder, daß ein Volk, das in solcher Weise den Visionen des inneren Sinnes Gestalt verliehen, nicht auch in gleichem Maße die Erscheinungen des äußeren Sinnes zu gestalten gewußt? Hätte nicht dieses Volk ganz anders organisiert sein müssen, um Maler von dem Rang hervorzubringen, wie es Philosophen, Dichter, Musiker hervorgebracht hat? Ist es wirklich, wie man gesagt hat, eine Selbstdemütigung des deutschen Geistes, wenn man offen zugibt, daß die Deutschen einem andern Volke als Maler nicht ebenbürtig sind? Mir scheint ein solches Bekenntnis der höchste Ausdruck nationalen Stolzes, denn unsere Kultur hat solche Werte der Welt gegeben, daß sie selbstbewußt genug sein darf, auch von andern einen Wert, eine Bereicherung zu empfangen. Daß dieser andre gerade Frankreich es ist, daß Frankreich gerade in der Malerei die vorbildlich neue Kunst geschaffen, ist wie eine glückliche Fügung. Denn gerade in diesem Sichergänzen zeigt sich das Aufeinander-Angewiesensein der beiden Völker, zeigt sich ihre Zugehörigkeit zu einer Kulturgemeinschaft. Nichts anderes kann so sehr die geistige Annäherung der beiden Völker fördern, als dieses Sichbesinnen auf ihren gemeinsamen Besitz geistiger Werte.

In Frankfurt hat nun in diesem Sommer ein Komitee durch den Schreiber dieser Zeilen im Frankfurter Kunstverein eine Ausstellung organisiert, die es unternimmt, von der gesamten französischen Malerei des 19. Jahrhunderts eine Anschauung zu geben. Es ist zum ersten Male, daß in Deutschland dieser Plan in diesem Umfange aufgestellt und verwirklicht worden ist. Er hat Werbekraft besessen, denn keine der großen Privatsammlungen Deutschlands und Österreich-Ungarns, keiner der großen Kunsthändler von Paris und Berlin versagte seine Unterstützung, und so konnte eine Ausstellung zusammengebracht werden, wie sie gleich lückenlos und von gleicher Qualität in Deutschland noch kaum gesehen

worden ist. Der französische Staat hat die künstlerische, die kulturelle Bedeutung des Unternehmens anerkannt, indem er seinerseits eine Reihe von Werken aus dem Besitz der Luxembourg-Galerie zur Verfügung stellte.

Der Zweck, dem eine solche Ausstellung dient, ist nicht einfach der, unsere Bekanntschaft mit schönen Dingen zu vermehren. Indem sie mit Werken guter Kunst, großer Kunst zusammenbringt, dient sie ganz von selbst einer Erziehung zur Kunst. Und Erziehung zur Kunst bedeutet in unserer Zeit noch immer, einer zwanzigjährigen Entwickelung der Malerei unbeschadet, Erziehung weg von der Literatur, Erziehung weg von einer Kunst, die Literatur in Farben gewesen ist. Gerade die französische Malerei ist berufen, einer solchen Erziehung zu dienen. In der Geschlossenheit vollkommener Einheit steht sie vor uns, in der Einheit der Tradition. Was irgendwann einmal, fern im Trecento oder Quattrocento, begonnen hat, ist, durch die Jahrhunderte weitergetragen, in ihr unser geworden, zum Ausdruck unseres Lebensgefühls umgeschaffen. Und in dieser Kunst lebt die große Einheit, die allem Gewordenen innewohnt und allem Gemachten sich versagt. In ihrer Entwickelung herrscht die Notwendigkeit.

Ein neues, ursprüngliches, ein wesentlich modernes Lebensgefühl ist es, das als innere Einheit alle Äußerungen dieser Kunst beherrscht, das ihren Stil bestimmt. Denn dieses Lebensgefühl faßt auch den Menschen nicht als Reservat der Natur, sondern als Teil des Kosmos, in seinem Ambiente, stellt ihn in Luft und Licht, stellt ihn malerisch dar. Der Impressionismus ist nur ein Teil dieser Kunst, eine letzte Konsequenz vielleicht — seine Tendenz ist die Tendenz der großen französischen Malerei überhaupt, Leben zu schaffen, gelebtes Leben, nicht erdachtes, nicht Ideen.

Die Ausstellung hat Géricault mit einer großen Reihe von Werken an ihre Spitze gestellt, weil in ihm zum ersten Male diese Sehnsucht erwacht, weil er in diesem Sinne der französischen Kunst ihren Weg gewiesen. Er hat das Lebendigste, das Lebenskräftigste gebildet, die Urnatur des Negers, den stolzen Kopf des Pferdes, sein gewaltiges Selbstporträt (Werke der Sammlung Ackermann-Paris und v. Goldschmidt-Rothschild-Frankfurt), in allen diesen Bildern ein gesteigertes Leben und in allen die Erscheinung in ihrer Einheit mit allem Erscheinenden, in ihrer Atmosphäre. Dann der große Fortsetzer des Frühgeschiedenen, Delacroix, sehr gut vertreten mit dem köstlichen Werk der Sammlung Gerstenberg-Berlin, „Laras Tod“, und wiederum das gleiche, tiefe Lebensgefühl, das aus dem übernommenen Stoff keine Illustration werden läßt, sondern ein Stück erlebtes Leben, in einer Farbenpracht von wundersamer, berauschender Pracht. In Daumier erreicht dieses Lebensgefühl, diese Macht, Leben zu bilden, eine höchste Potenz. Sein „Drama“, das wohl einmal der Münchener Pinakothek gehören wird, zeigt die Menge vor der Bühne, als eine einzige, von gewaltiger Leidenschaft bewegte Masse, die in die Handlung vor ihr hineingezogen, hineingelebt ist, wie die Wasserwoge in den Strudel gewaltsam, unwider-

stehlich hineingerissen wird, und sein Aquarell „Publikum“ zeigt jenen grandiosen Haß, der das Leben zu gigantischer Verzerrung steigert. Daran schließen sich die Meister des zweiten Kaiserreiches, Fantin-Latour, der große Meister des Stillebens, Monticelli, der in juwelenhaftem Farbenprunk seine romantischen Parkbilder dichtet, Guys, der feine Schilderer mondänen Lebens.

Die andre Tendenz französischer Kunst geht von der Natur, vom Naturgefühl aus. Die Schule von Barbizon, auf der Ausstellung mit hervorragenden Werken vertreten, bezeichnet die erste Etappe dieser Entwickelung. Corot hat diese tiefe Einheit alles Naturseins empfunden, diesen zarten Duft, in dem alle Dinge leben und atmen, und er hat es vermocht, in seinem herrlichen „Sommer“ vor allem, den Menschen als Naturwesen in diese Natur hineinzustellen. Dramatischer, bewegter folgt ihm Daubigny in zwei Hauptwerken, der „Abendlandschaft“ und dem „Schäfer im Mondlicht“. Immer mehr und mehr verfeinert sich die Fähigkeit, die Natur reich, malerisch, in ihrem atmosphärischen Leben darzustellen, und in seinem „Blick auf Antwerpen“ kommt Boudin, der Fortsetzer der Fontainebleauer, schon hart an den Impressionismus heran.

Dann kommt die große Wendung durch Courbet, den die Ausstellung mit vier Hauptwerken („Woge“, Sammlung Dr. Blank-Hofheim, „Akt“, Sammlung Köhler-Berlin, „Die Ringer“ und „Schweinehirtin“) und einer Anzahl bedeutender kleinerer Werke, namentlich den „Trauben“ der Sammlung Duret-Paris, in seiner ganzen Großheit darzustellen vermag. Seine ungeheure Vitalität bildet diese gewaltigen Landschaften, die verhaltener Leidenschaft voll sind, bildet diese gewaltigen Menschen, in denen ein volles, stark gelebtes Leben pulsiert. Und nun gibt Manet, an alter Malkultur sich schulend, dem modernen Lebensgefühl die neue Sprache. Das Porträt seiner Frau, das zum herrlichsten Besitz der Samlung Gerstenberg gehört, ist ganz Leben, ganz Lebendigkeit, dabei in dem üppigen Pflanzengerank des Hintergrundes von einer wundervollen, blühenden und glühenden Farbigkeit. Daneben treten die Pfirsiche der Sammlung Ullmann-Frankfurt in ihrer noch nie von der Kunst erreichten Naturnähe, tritt das „Bar aux Folies-bergère“, sein berühmtes Spätwerk in seiner großen Einheit mannigfaltigen Lebens. In dem vierten Werke der Ausstellung aber, in dem Porträt der Rositta Maury, verzichtet Manet auf alle Farbe, bildet er mit einem Minimum von Mitteln, einem bißchen Braun, einem bißchen Grau, und dieses Porträt wirkt in seiner vollkommenen Schlichtheit, seiner absoluten Zurückhaltung wie eine große Offenbarung, und durch diese Schöpfung letzter, verfeinertster Kunst hindurch glaubt man die Seele eines großen Menschen zu sehen.

Um Manet gruppiert sich der Kreis der großen Impressionisten, die mit dem Edelsten ihrer Kunst in dieser Ausstellung vertreten sind. Monets Schaffen beginnt mit der frühen „Marine“ im Kreise Courbets, nähert sich in der „Mühle“ der Klassizität der großen Holländer, läßt sich in der „Frau im Garten“ der Sammlung J. Stern-Berlin und dem „Blumenbeet“ der Sammlung Baron

Herzog-Budapest von der sanften Lieblichkeit idyllischer Natur zu zarten Farbgedichten begeistern, um schließlich in den grandiosen „Booten am Strand" eine Ausdruckskraft des Pinselzugs zu erreichen, über die hinaus nur noch van Gogh dringen konnte. Renoirs „Kinder am Piano" zeigen die ganze reiche, sinnlich zärtliche Natur, die ganze aus banalsten Farben merkwürdigste Akkorde hervorzaubernde Kunst des Meisters, und wundervoll lebenskräftige, farbenkräftige Stilleben, feinste Figurenbilder, darunter die schöne „Promenade" der Sammlung Köhler schließen sich an. Sisley und Pissarro schildern die Natur in ihrer schönsten Schönheit, in ihrem feinsten Dufte. Dann Degas. Er ist mit einem Hauptwerke vertreten, der „Place de la Concorde" der Sammlung Gerstenberg. Dieses Werk gehört zum Vollendetsten, was neuere Kunst geschaffen. Es hat eine geradezu geheimnisvolle Vollendung, man vermag nicht zu sagen, was schön daran ist, was so wundersam ergreift; es ist geheimnisvoll, unreduzierbar für den Verstand wie das Leben selbst. Eine Reihe Degasscher Pastelle, schimmernd in ihrem Farbenschmelz wie Schmetterlingsflügel, umgibt dieses Bild.

Cézanne ist der letzte in dieser Kette großer französischer Tradition. Ein frühes Bild, „Akt", zeigt, wie er aus einer Romantik der Farbe im Daumierschen Sinne hervorgegangen ist. Dann kommen zwei Landschaften, in denen der paysage intime der Fontainebleauer, der Impressionisten überwunden, in denen eine neue, eine heroische Landschaft geschaffen ist. Und in den zwei Frauengestalten der Ausstellung ist etwas Großes gebildet, etwas, das die Ewigkeit griechischer Karyatiden ahnen läßt. Das Letzte, Höchste aber hat Cézanne im Werk seines Alters gegeben, in der „Frau mit dem Rosenkranz" — hier spricht er mit einer Tiefe, mit einer Einfachheit, die nur dem Greise möglich ist, hier hat er letzte Geheimnisse des Seins uns enthüllt, nicht anders als der späte, der greise Rembrandt.

Die tragische Wendung in der französischen Kunst vollzieht sich, wie van Gogh in ihren Kreis tritt, der Germane in diese germanisch-romanische Welt. Seine Kunst stärksten Ausdruckes, in dem Wunderwerke des Städelschen Museums, dem Dr. Gachet ergreifend dargestellt, zerschlägt die Form, die alte Kultur gebildet. Das Schicksal der französischen Kunst ist vollbracht. Van Gogh vollendet sie, wie Michelangelo die Renaissance vollendet — indem er sie vernichtet.

Dieses große, vorbildliche Geschick einer Kunst, die als der letzte Träger alter Tradition vor uns steht, wollte diese Ausstellung zeigen, Schritt vor Schritt eine notwendige Entwickelung mit dem jeweils besten Beispiele illustrierend. Ich glaube, daß ihr das gelungen ist.

A. Kutschbach:
Bei dem rumänischen Königspaare in Sinaia.

Ein Gespräch mit König Carol über den tripolitanischen Krieg und anderes.

„D'ordre de Sa Majesté le Roi j'ai l'honneur de vous communiquer que vous êtes invité à déjeuner au château de Pelech demain jeudi 21/4 juin/juillet à une heure. Tenu en redingote. Prière de répondre. Colonel, Aide de camp Baranga."

So lautete das Telegramm, das ich empfing, als ich nach meiner Rückkehr vom tripolitanischen Kriegsschauplatze um eine Audienz bei dem Könige Carol von Rumänien nachgesucht hatte, um ihm Mitteilungen über meine Beobachtungen auf dem Kriegsschauplatze zu machen. Durfte ich doch mit Recht annehmen, daß der König, der ruhmgekrönte Feldherr in dem russisch (rumänisch)-türkischen Kriege, lebhaftes Interesse hierfür haben würde. Selbstverständlich lautete meine Antwort mit ehrerbietigem Danke zusagend und am nächsten Morgen reiste ich von Bukarest nach dem sich immer mehr zu einem Weltkurorte allerersten Ranges entwickelnden Sinaia, der Sommerresidenz des Königs. Pünktlich um 1 Uhr mittags traf ich in dem herrlichen, von dem König nach seinen eigenen Plänen geschaffenen Schlosse Pelesch ein, das noch immer in alljährlichen Um- und Neubauten neue Schönheiten an die alten reiht und zu einem Fürstensitze von märchenhafter Pracht geworden ist.

Der Colonel Baranga empfing mich und führte mich in den Empfangssalon, wo ich der Oberhofmarschallin Ihrer Majestät der Königin, Frau Mavrocordato, vorgestellt wurde. Unmittelbar darauf betrat der König den Salon und begrüßte mich als alten Bekannten. Er sah äußerst wohl aus, und nichts an ihm erinnerte mehr an die schwere Krankheit, die er in den letzten Jahren zu überstehen hatte. Wenige Augenblicke später erschien die Königin in der von ihr bevorzugten weißen Tracht, die sie so gut kleidet, das interessante Haupt von vollen, kurzen Locken ihres schneeweißen Haares umrahmt. Auch sie hatte die Gnade, mich mit großer Liebenswürdigkeit zu begrüßen. Nach kurzen Worten zwischen dem Königspaar und mir, die sich auf Tripolis und meine Heimkehr bezogen, wurde gemeldet, daß die Tafel bereit sei, und man begab sich in den Speisesaal. Auf der einen Seite der Tafel nahm das Königspaar Platz, während auf der anderen Seite Frau Mavrocordato, Colonel Baranga und der Leibarzt des Königs, Dr. Mamulia, sowie ich saßen. Ich hatte meinen Platz zwischen Frau Mavrocordato und Colonel Baranga.

Der König leitete das Gespräch zunächst auf den Krieg, und ich durfte berichten, welche schwere Kämpfe es die Italiener gekostet hat, sich in den unbestrittenen Besitz der Oase von Tripolis zu setzen, denn jeder Oasengarten war

mit seinen Lehmmauern und den darauf wachsenden Feigen-Kakteen einer festen Schanze gleich. Der König stimmte dieser Bemerkung lebhaft zu und bemerkte weiter: „Ich habe ja diese Oasengärten selbst kennen gelernt, als ich anfangs der sechziger Jahre meine Reise nach Algier unternahm."

Der König fragte sodann nach dem Eindruck, den der italienische Soldat auf mich gemacht habe. Ich konnte nach den Beobachtungen, die ich bei den verschiedenen Gefechten in der Feuerlinie gemacht, berichten, daß dieser Eindruck ein ausgezeichneter sei. Der italienische Soldat lege große Tapferkeit an den Tag, er gehorche den Befehlen seiner Vorgesetzten in exakter Weise und gehe mit Ruhe und Entschlossenheit vor, auch ertrage er die Strapazen des Krieges ohne Murren.

Das Gespräch spann sich hierüber weiter. Ich gab hierbei meiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß die Italiener ihre Siege fast nie ausnutzten und den geschlagenen Feind nur selten verfolgten. Den König interessierte besonders eine Episode in dem Gefecht bei Zanzur am 8. Juni, über die ich berichtete. Hier wurde ein vom Feind besetzter Hügel in der linken Flanke der Italiener auffallenderweise nicht erstürmt, obgleich diese Stellung des Feindes durch ein stundenlanges, sehr wohl gezieltes Geschützfeuer der Italiener stark erschüttert worden war, so daß ein Sturm sicher im ersten Anlaufe hätte gelingen müssen; aber gerade zu der Zeit, wo dieser Sturm hätte erfolgen müssen, wurde — wohl um die Mannschaften zu schonen — das Gefecht abgebrochen, nachdem die Italiener das Ziel des Kampfes, die Besetzung des Marabuthügels vor Zanzur, erreicht hatten.

Diese Ausführungen brachten das Gespräch auf den Beginn des Krieges, den die Italiener mit unzureichenden Mitteln unternommen. „Die Italiener," sagte der König, „einmal zum Kriege entschlossen — dem übrigens König Victor Emanuel und der Ministerpräsident Giolitti bis zum letzten Augenblicke widerstrebten und darin schließlich nur der Volksstimmung nachgaben — hätten unter dem Vorwand von Manöverübungen 50- bis 60 000 Mann mit allem erforderlichen Material bei Neapel sammeln und eine entsprechende Anzahl Schiffe in der Nachbarschaft in Bereitschaft halten müssen. Dann hätten sie mit dieser Truppenmacht plötzlich an der Küste von Tripolitanien erscheinen und in machtvollem Vorstoße die überraschten Türken zu einem baldigen Friedensschlusse nötigen können. Nachdem der Krieg aber eine andere Wendung genommen hat, fürchte ich, daß er noch lange andauern wird, denn auch die Franzosen haben mehrere Jahrzehnte gebraucht und erst mühsam Kommunikationswege bauen müssen, ehe es ihnen gelang, Algier zu unterwerfen."

Ich berichtete ferner, daß die italienische Artillerie sich vorzüglich bewähre, und daß in den letzten Gefechten die Verwundeten zum Teil mit Lastautomobilen, welche die Italiener in großer Anzahl nach dem Kriegsschauplatz gebracht haben,

aus der Feuerlinie geholt worden seien, Mitteilungen, die den König lebhaft interessierten.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf den vor einigen Tagen plötzlich verstorbenen serbischen Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen Milowanowitsch, dessen Klugheit und Charaktereigenschaften der König sehr lobte, und ich konnte diesen Bemerkungen zustimmen, da ich den Verstorbenen gut kannte. „Ich habe," fuhr der König fort, „unter den serbischen Ministern und Diplomaten überhaupt nur sehr tüchtige Herren kennen gelernt. Im vorigen Jahre war ja auch der ehemalige serbische Ministerpräsident Herr Dr. Gruitsch hier, der einen sehr sympathischen Eindruck hinterlassen hat."

Ich sprach von Pasitsch, von dem die Rede sei, daß er jetzt wieder die Ministerpräsidentschaft übernehmen werde. „Ich kenne Herrn Pasitsch nicht persönlich," sagte der König, „habe aber viel von ihm gehört. Wir haben ihn übrigens hier einmal auf Wunsch des damaligen Königs Milan, der ihn in Attentatsverdacht hatte, interniert gehalten."

Die Rede kam sodann auf die vielen Schwierigkeiten, mit denen König Peter zu kämpfen hat, was eine Folge der Umstände sei, unter denen er den Thron bestiegen. Man sprach ferner von dem ermordeten König Alexander, von dem die Königin, die sich schon früher lebhaft an dem Gespräch beteiligt hatte, eine interessante psychologische Charakteristik gab. Zwanglos führte dies auf den König Ludwig von Bayern. „Ich habe Ludwig II. nur einmal gesehen," sagte die Königin, „aber er steht mir noch lebhaft vor Augen. Er war ein sehr stattlicher Mann von idealer Schönheit. Aber sein Auge hatte schon damals etwas Unruhiges, Irrendes. Daß er trotz seines Irrsinns noch so lange regieren konnte, beweist die große Liebe und Verehrung, mit der das Bayernvolk an ihm hing. Selbst als er in geistiger Umnachtung einige Male Leute aus seiner näheren Umgebung so schwer körperlich mißhandelt hatte, daß sie an den Folgen dieser Mißhandlungen starben, verschloß diese Liebe und Verehrung den Sterbenden den Mund und sie verrieten nicht, wer ihnen die schweren Wunden zugefügt habe."

Der König erkundigte sich hierauf nach meinem ältesten Sohne, von dem er bereits bei einer früheren Gelegenheit von mir erfahren hatte. Die Königin nahm dieses Thema auf und fragte, wieviel Kinder ich besäße. Als ich berichtete, daß ich sieben Kinder habe, daß mir aber zehn, fünf Söhne und fünf Töchter, geboren worden seien, von denen drei im zarten Alter gestorben, rief sie mit verklärtem Gesicht: „Ach wie entzückend, so viele Kinder!" Ich dachte an ihren ehemals so glühenden Wunsch, so viele Kinder wie möglich, zehn, zwölf zu besitzen, und das leider nur kurze Mutterglück, das ihr beschieden gewesen, da ihr einziges Kind ihr nach wenigen Jahren bereits wieder durch den Tod entrissen wurde, in ihrem Herzen eine Wunde hinterlassend, die auch jetzt, nach vier Jahrzehnten, noch nicht vernarbt ist. Ich sah und fühlte, wie sie mich um meinen reichen Kindersegen beneidete, und schwieg ehrfurchtsvoll. —

Der König nahm das Gespräch über Tripolis erneut auf. Während er mit mir plauderte, sagte die Königin zu Frau Mavrocordato in französischer Sprache, daß mein Äußeres und mein Gehaben sie an Dr. Kremnitz erinnerten. Ich durfte diese Bemerkung als ein Kompliment für mich auffassen, denn der längst verstorbene Leibarzt der rumänischen Königsfamilie, Dr. Kremnitz, genoß nicht nur bei Hofe, sondern auch im rumänischen Volk eine ganz besondere Verehrung und sein Andenken lebt noch heute in Rumänien fort.

Sodann fragte die Königin teilnehmend nach der Hitze, die in Tripolis herrsche und unter der ich wohl viel zu leiden gehabt. Ich berichtete, daß es mitunter allerdings sehr heiß gewesen sei, und daß man unter der Hitze um so mehr gelitten habe, als es wegen Eismangels kühlende Getränke nicht gegeben habe. Die Königin bemerkte darauf: „O, da kann ich Ihnen ein gutes Rezept mitteilen, das den Durst sofort löscht. Wenn Sie sehr heißes Wasser nehmen und darein etwas Zitronensaft träufeln, so wird schon nach den ersten Schlucken jedes Durstgefühl geschwunden sein. Zucker darf allerdings nicht hinzugenommen werden."

Anschließend hieran erkundigte sich die Königin nach meiner engeren Heimat. Als sie vernahm, daß ich aus dem Königreiche Sachsen stamme, sagte sie: „Ich liebe die sächsische Sprache sehr. Sie hat etwas Anheimelndes, Gemütvolles, zu Herzen Gehendes. Ich hatte einmal eine Hofdame, Fräulein von Abeken, die Tochter des früheren Justizministers von Abeken in Dresden, die ihren heimatlichen Dialekt niemals ablegte, und ich fand das reizend. Etwas Drolliges ist allerdings einer Jugendfreundin von mir zugestoßen, die zu ihrer weiteren Ausbildung vom Rhein nach Gotha oder, wie man dort sagt, Gothe kam. In dem Institut, das sie in Gotha besuchte, war ein alter Professor tätig, der sprachlich seine echt sächsische Abstammung niemals verleugnen konnte. Eines Tages gab er ein Diktat und es kam hierbei der Satz vor: „Alexander zog über den Pontus". Meine Freundin schrieb genau so, wie ihr Ohr den Satz aufgefangen hatte: „Alexander zog über den Bondus". Der gute alte Professor war darüber sehr erregt, alle Welt wisse doch, wie Pontus geschrieben werde, aber indem er sich darüber ereiferte, sprach er doch nur immer wieder statt Pontus — Bondus!"

Ich erwähnte, daß wiederholt versucht worden wäre, den sächsischen Dialekt in die Literatur einzuführen, daß aber alle diese Versuche an der Abneigung, die man ihnen entgegengebracht hätte, gescheitert seien. Ein Fritz Reuter werde dem sächsischen Volke kaum erstehen.

„Ach, Reuter, wie liebe ich ihn", rief die Königin. „Ich lese gern sein Platt, obgleich ich ja nur das rheinische Plattdeutsch sprechen gelernt habe."

Wir sprachen weiter über Reuter, und die Königin bemerkte dabei, daß sie ihn für den größten deutschen Romanschriftsteller halte, da in seinen Romanen Humor und Ernst in glücklichster Weise vereinigt seien. —

Hierauf wurde die Tafel aufgehoben und wir kehrten in den Empfangssalon

zurück. Dieser bildete früher einen Hof, ist jetzt aber mit Holzschnitzereien, Galerien, Friesen und Gemälden auf das reichste und geschmackvollste ausgestattet. Jeder Gegenstand, den man dort vorfindet, ist ein Kunstwerk. Die Königin besaß die Liebenswürdigkeit, mich selbst herumzuführen und mich auf einige besonders kostbare Gemälde, unter denen sich auch ein Tizian befindet, aufmerksam zu machen.

Während wir darüber plauderten, verschwand die Glasdecke, die den mehrere Stockwerke hohen Salon überwölbt, geräuschlos, und das blaue Himmelszelt trat hervor. Der König machte mich selbst hierauf aufmerksam, und es ist in der Tat eine Einrichtung, die des lebhaftesten Beifalles aller neuen Besucher dieses Märchenschlosses stets sicher ist. Ich konnte jedoch mitteilen, daß mir schon vor Jahren eine ähnliche Einrichtung begegnet sei. Als ich nämlich vor etwa 20 Jahren im Saale des Kristallpalastes in Köln eine Wahlrede zugunsten des als liberalen Reichstagskandidaten aufgestellten Direktors des Walraf-Museums zu Köln, Herrn Hofrat Aldenhoven, hielt und die Luft in dem mit Menschen angefüllten Saale eine erdrückende geworden war, teilte sich plötzlich mitten in meiner Rede die Decke oben in zwei Hälften, so daß der Himmel in den Saal herabschaute, um sich dann, nachdem ein genügender Luftwechsel vollzogen, wieder zu schließen. Den König interessierte dies. „Wissen Sie, wie die Einrichtung beschaffen war? War dabei auch Elektrizität wie hier tätig?" Ich glaubte dies verneinen zu müssen, da damals die Elektrizität noch keine solchen Fortschritte und allgemeine Anwendungen aufwies, wie dies heute der Fall ist.

Die Königin aber interessierte etwas anderes. „Ach, mein lieber alter Aldenhoven," rief sie, „also haben Sie den auch gekannt?"

Ich bejahte und fügte hinzu, daß die damalige Kandidatur des inzwischen längst Verstorbenen eine vergebliche gewesen, da die Zentrumspartei ihren Kölner Sitz behauptete.

Man setzte sich. Der König neben die Königin, die eine halb liegende Stellung auf einer Chaiselongue einnahm und sich mit einer Handarbeit beschäftigte, während ich links vom König, das Gefolge hinter dem Königspaare Platz nahm. Noch einmal entspann sich ein längeres Gespräch über den italienisch-türkischen Feldzug, wobei der König noch manche treffende Bemerkung machte. Schließlich erhob er sich und er und seine hohe Gemahlin verabschiedeten sich in der leutseligsten Weise von mir. Ich aber ging aus dem Schlosse in dem Bewußtsein, soeben einige der genußreichsten Stunden meines Lebens erlebt zu haben.

Carmen Sylva:
„Die Gedanken“.

O kommt von eurer Höhe nicht
Herunter, ihr Gedanken!
Ihr sollt in Gottes Sonnenlicht
Nicht blinzeln und nicht wanken.

Ihr sollt mit so erhabner Kraft
Die Fittichspannung halten,
Daß hoch ihr, ob der Tannen Schaft,
Ob Nebeltalgestalten,

So ruhvoll in den Lüften liegt,
Als wär't ihr da zu Hause,
Als wär't von dem, was stürmt und fliegt,
Ihr eine große Pause,

Ein harrend wunderbarer Strich,
Ein schwebend Fragezeichen,
Das einem Götterhaupt entwich,
Um Gott dort zu ereichen,

Wo es kein heißes Fragen gibt,
Kein dürstendes Entsagen,
Kristallen selbst die Luft zerstiebt,
Und keine Klagen klagen.

Ihr sollt ins Himmelland hinein
Mit Kinderaugen schauen,
So tief, so ganz unnahbar rein,
So grenzenlos vertrauen,

Daß ihr zuletzt dort oben schwebt,
Ins Sonnenland verloren,
Wenn tief im Dunkeln alles bebt,
Was nicht für dort geboren.

O kommt von eurer Höhe nie
Herunter, da zu wanken,
Wo Erdenschmerz einst zweifelnd schrie —
Bleibt schweben, ihr Gedanken!

Timm Kröger: Ein schlechter Mensch.

Was half es ihm, daß alle Leute sagten, er sei der Stärkste im Dorf, setzten sie doch gleich hinzu, er sei auch der Beste und Gutmütigste. Denn in der ihm zugeschriebenen Gutmütigkeit entdeckte er das Hemmnis, das ihn im Leben bei manchen Sachen, bei allen Wettläufen zumal, nicht so zur Geltung kommen ließ, wie es ihm sonst wohl geglückt wäre, und wie er bei Anderen sah. Sie trug ihm wohl Liebe und Freundlichkeit ein, minderte aber seines Dafürhaltens den Respekt, den er verlangen konnte.

Er mußte zugeben, daß was dran sei, was die Leute sagten, daß er am letzten Ende keinem weh tun konnte, auch dann, wenn er mal aufbrauste und im Begriff schien, alles vor sich niederzustoßen. Aber ganz konnte er sich von der Richtigkeit des Urteils nicht überzeugen. — Scheinen mochte es so, mehr als Schein war es aber doch nicht. Die erste Innenschicht seines Wesens mochte richtig eingeschätzt sein, der letzte Kern aber, so meinte er, sei nichts als Glut und Feuer und Tat. — Er war kein Büchermensch und kein Gelehrter, sonst hätte er das Bild eines unter dem Aschenkegel schlummernden Vulkans zu Ende gedacht.

Aber die Welt hatte doch wohl recht, wenn sie ihn gutmütig nannte. Wo wäre sonst wohl ein Mann dieser Kraft zu finden gewesen, der ein Mädchen immer weiter liebte, wie Anna Schlüter, die mit einem Andern schön tat, als sie schon seinen Verlobungsring am Finger trug?

Wie war es möglich? — Wie konnte der starke Klaus Kipp so töricht sein? — Ja, fragt lieber: wie konnte die Natur es verantworten, einen so hübschen braunen Kopf auf das Gehäuse einer so leichtfertigen Mädchenseele zu setzen? — Oder fragt: wie konnte der starke Mann so ganz dem Zauber von zwei weichen Mädchenlippen erliegen, die sich (zum ersten Mal war es in Johann Krischan Hebbels Weidenhecke) auf seinen Mund gelegt hatten, dem Reiz der beiden Mädchenarme, die ihn in Johann Krischan Hebbels Weidenhecke umhalst hatten?

Denn das war kein Trugbild, in Johann Krischan Hebbels Weidenheckengang war es geschehen. Da hatte sie, als er um ihre Liebe bat, ihm an Hals und Mund gehangen, dort hatte sie ihm ewige Treue gelobt.

Ein großer Stein lag, wo das geschah, hart am Wagengeleise, ein Stein, den kein Mann bewegen konnte, so groß und rund und schwer war er. Seine Geliebte aber sagte zu Klaus: „Heb den Stein, ich will den stärksten

Mann haben, den es gibt!“ — Da ging er hin, rüttelte den Koloß aus seiner Lage und hob ihn eine Elle hoch und trug ihn mit beiden Händen nach dem Graben, aus dem der Knick ausgehoben war, und warf ihn hinein. Und Anna, ganz außer sich, jauchzte: „Was krieg ich für einen starken Mann!“

Und, wie sie das sagte, kam der alte Trotz, das alte Aufbäumen in ihm auf, vielleicht auch die Ahnung, daß es ganz gut sei, seine leichtblütige Braut zu bedeuten, daß auch seine Gutmütigkeit auszuschöpfen sei. — Daher sagte er, als er wieder an ihrer Seite stand: „Diese Arme und diese Fäuste sollen über jeden kommen, der sich zwischen uns stellen will.“ — Das Mädchen erkannte nicht, was er damit sagen wollte, sie hörte kaum hin, flog wieder an seinen Hals und rief: „Wat krieg ick för'n starken Kirl!“

Damals stand Friedrich Volkens' Nebenbuhlerschaft noch nicht in Frage, Klaus Kipp war eine gute Partie, und Anna Schlüter war froh, daß sie ihn hatte.

Er hatte als Knecht gedient, seinen Lohn gespart und für seine Ersparnisse das wilde Heide- und Moorland erworben, das an dem hohen Koppelland der Dorfschaft nach den Wiesen hin hinabfällt. Die Heide hatte er urbar gemacht, zweimal schon hatte sie ihm Buchweizen getragen.

An der Seite des neuen Ackers lagen freilich noch große, runde Steine. Klaus hatte sie aus dem Boden herausgearbeitet und einstweilen an den Rand des Feldes gerollt, sie später ganz fortzuschaffen. Das dahinter liegende Moorland hatte er durch tiefe Gräben trocken gelegt; noch ein Jahr und der Wind wird auch dort Wellen in gelben Ähren schlagen.

Kam man den Weg vom Dorfe, dann sah man die großen weißen Findlinge im Buchweizenfeld vor sich. Und sie lagen dick und schwer vor dem Beschauer, als wollten sie sagen: bis hierher hat er uns gekriegt, wollen schauen, ob er sich noch weiter getraut.

Als der Hufner Hans Busch seinen alten Stall zum Abbruch verkaufte, war Klaus Kipp der Käufer und baute daraus seine Kate am oberen Ende des Buchweizenfeldes auf.

„Was ist er für ein starker Mann, wie wird er seine Frau, wenn er eine so gute bekommt, wie er verdient, wie wird er sie durchs Leben tragen! Schade daß sie Anna Schlüter heißt.“ — So sprach damals das Dorf. — Und er selbst dachte: „Das Heim ist fertig, Tischler und Zimmerer und Maler sind weggegangen, sogar der Hof ist gepflastert; vor der Hand hat die Mutter alles zum Empfang hergerichtet. Nun komm, Erwählte meines Herzens! Nun darfst du für und für in meinen starken Armen ruhen!“

Aber .... aber ... Wenn er sich's auch noch nicht gestehen wollte, ganz leise kam die Ahnung, daß er auf Sand gebaut habe und daß der Baugrund seines Glückes sich zu lockern beginne. Aber er machte die Augen zu,

wollte nichts sehen, im Grunde aber traute er schon damals nicht mehr seinem Glück. Friedrich Volkens' Nebenbuhlerschaft war aufgetaucht. Friedrich Volkens war der Sohn eines großen Bauern, er begann sich um Klaus Kipps Braut mehr, als nötig war, zu mühen. In den Stunden der Aufrichtigkeit gegen sich selbst schätzte Klaus Kipp sich schon damals als Bären ein, der nur so lange am Seil geführt werde, bis der andere bereit sei, anstatt seiner den Ring zu tragen.

Meistens wollte Klaus es aber auch jetzt noch nicht sehen.

„Komm, Geliebte meiner Seele, meine starken Arme sollen die Diener deines Willens sein!"

Aber eines Abends kam, als er mit Schaufel und Spaten von der Arbeit heimkehrte, ihm aus der Tür seines Hauses, anstatt seines jungen Glücks, eine alte Frau entgegen. Es war seine Mutter, sie führte ihm den Hausstand. Sie zeigte ein ernstes Gesicht, und den großen Sohn faßte sie an der Hand.

„Ich habe dir böse Briefe zu bringen," sagte sie. „Es wird dich betrüben. Aber wer weiß, vielleicht meint der liebe Gott es gerade darin gut mit dir."

Sie standen an der Hauswand vor der Bank, worauf sie an schönen Sommerabenden zu sitzen pflegten. Klaus Kipp nahm Schaufel und Spaten von der Schulter und trug sie schweigend in den Stall. Er war ein großer Mann, von lässigem Herkulesbau, mit lichtbraunem Haar, breitem, ruhigem Gesicht. Es war aber um einen Ton bleicher, als er Spaten und Schaufel, die er im Kleigraben gebraucht hatte, wegtrug. Als er zurückkehrte, fand er die Mutter noch am alten Platz. Und er schien ganz ruhig zu sein.

„Anna war hier?" fragte er.

„Ja."

„Sie hat die Zeit abgepaßt, wo sie mich auf Arbeit wußte."

„Das hat sie wohl."

„Sie will nicht mehr, sie gibt mir den Laufpaß. — Nicht wahr?"

Als er das sagte, lief doch ein leises Zittern durch seine Stimme.

„Ja," erwiderte die alte Frau. „Sie meint, Ihr paßtet doch nicht recht zueinander."

Klaus Kipp schlug eine leise Lache an. Aber der Ton sagte, daß es nicht das Lachen der Überlegenheit sei.

„Sie hat ein bißchen viel Zeit gebraucht, das einzusehen. Sie will Friedrich Volkens lieber. Ist es nicht so, Mutter?"

„Sie sagt, das passe besser, und sie habe sich mit ihm versprochen."

„Ja, Mutter, da hast du recht, das sind böse Briefe."

Die Alte fuhr mit der Hand über das Gesicht ihres Sohnes.

„Wer weiß, Klaus, wozu es gut ist."

„Ich will es mal überdenken," erwiderte dieser. „Laß mich hier draußen ein bißchen sitzen. Es steht so schönes Abendrot am Himmel, und Sterne kommen auf. Will mal bei Abendrot und Sternenschein überdenken, wie ich die Medizin vertrage."

Er saß lange vor der Tür auf der Bank, unbedeckten Hauptes (bei der Arbeit trug er selten etwas auf dem Kopf), die großen schweren Kleigrabenstiefel an den Füßen. Ein Riese. Er sah erst ins Abendrot und dann in die Nacht und sah in die Einsamkeit und sah auf die blanken Steine, die, vom Tageslicht gesättigt, noch immer einen hellen Schein abgaben. Und er sann und sann, wußte nicht gleich, worüber, sann erst im Zickzack, dann etwas stetiger. Er hatte gehört, wer sich zwischen ihn und sein Mädchen gedrängt hatte. Er hatte gelobt, jeden, der das tun würde, zu vernichten, und er dachte: nun mußt du dein Wort einlösen. Er wußte daher, wen er mit seinen großen starken Fäusten erdrosseln müsse. Er hatte es gewissermaßen geschworen, als er den großen Stein hinter Johann Christian Hebbels Weidenknick hob und in den Graben schleuderte. Es tat ihm leid, daß er ein Mörder werden müsse, aber es war doch wohl nicht zu vermeiden.

Die Mutter ließ ihn lange in Ruhe. Sie dachte, das Ärgste muß er mit sich allein ausmachen, da ist es nicht gut, hineinzureden. Er wird wohl kommen und mit seiner Mutter ein Wort sprechen wollen. Er hat ja auch noch keinen Bissen genossen, der arme Junge! — Er wird wohl kommen.

Aber er kam nicht. Da rief seine Mutter zum Essen, er aber blieb, wo er war, und schaute in die Weite. Denn das Gewölk fing an, sich zu verteilen, und in dem hellen durch freie Stellen quellenden Schein vermutete er den Mond. Und das traf zu. Frei und kahl und ruhig und kalt stieg der Vollmond empor. Und die Heide und das Buchweizenfeld füllte er mit Glanz und Licht. Und wie Graupelschnee auf Friedhofplatten lag er auf den Steinen.

Schließlich fühlte der Träumer wieder die Mutterhand auf seinem Haar. „Komm rin, Klas," sagte die Alte. „Hest gar keen Müz op, un büst natt vun Sweet. Verköhlst di na. Komm rin, Kind!"

Er blieb sitzen, die Mutterhand aber, die über sein Gesicht fuhr, merkte, daß er Tränen vergossen habe. — Der starke Mann. —

„Das ist recht, Klaus," sagte sie, „wein nur mal, das gibt Luft. Die alte Mutter darf's wissen, und sonst sieht es kein Mensch."

„Will Licht machen," setzte sie hinzu. Und tat so. Und als der Kerzenschein aus dem Fenster des Stübchens fiel, erhob sich der Starke und ging nunmehr ein vollständig Gefaßter, in die Stube.

Er schämte sich seiner Tränen. Und die vielfache Quelle dieser Tränen schoß vor ihm auf. Erstens und zumeist hatte er um seine Liebe geweint

und um die große Täuschung seines Lebens. Denn er hatte sie wirklich geliebt, liebte sie wohl noch. — Sodann hatte er geweint, weil er nunmehr, wie er gelobt, denjenigen töten müßte, der sich zwischen sie gestellt hatte. Es entsprach das so ganz und gar nicht seiner Natur, aber es ging nicht anders. Und wieder hatte er geweint, weil er wußte, daß doch nichts daraus werde, da seine Gutherzigkeit es nicht zuließ. Und endlich hatte er geweint, weil er nach alledem erkennen mußte, wie viel schwächer er sei, als die meisten anderen Menschen, seiner bärenhaften Stärke zum Trotz. Aber zugleich keimte das Gefühl der Erleichterung, der Entlastung in seiner Seele auf. Und als er ganz genau hinmerkte, sah er, daß er sich über seine Gutmütigkeit freute, die kaum eine Gewalttat gegen Andere zuließ. Und wenn auch dadurch das Bewußtsein der Kraft und der gerechten Vergeltung um seine Rechte betrogen wurde: es überwog doch das Glück der Entlastung von einer ihm aufgebürdeten Hamletstat.

Und dann wieder Pendelschlag aus entgegengesetzter Richtung.

Wie schlecht war doch das Mädchen, an das er seine Liebe verschenkt hatte! Die Mutter hatte recht, der liebe Gott meinte es eigentlich gut mit dieser Prüfung. Wie hatte er nur dazu kommen können, sich so in das falsche Ding zu vergaffen! — Das falsche Ding. — Und immer noch fühlte er schneidendes Weh, wenn er sie für immer verloren halten mußte.

Wie war es möglich gewesen? Daß er sie geliebt? Und wie, daß er sie noch liebte? Denn die letzten Wurzelhäkchen, das fühlte er, waren noch auszugraben.

Wie war es möglich? Aber er fing an, die Gründe zu erkennen.

Wegen ihrer hübschen Larve hatte er ihrer Seele allerlei Vortrefflichkeiten angedichtet. Die Natur kann nicht täuschen, uns nicht betrügen, hatte er gemeint. In Wirklichkeit hatte sie das auch nicht getan. Denn nun besann Klaus sich darauf, daß ihr Auge ihm immer viel zu rund und zu glatt vorgekommen sei, und daß ihr Blick flackernd und unstet gewesen.

Jetzt erkannte er ihre eigennützige Seele. Sie war ein Weib, das versorgt sein wollte, und zwar möglichst gut, und von der Freude des Lebens mitnehmen wollte, was sich nur fassen ließ. Sie gab Versprechen mit dem inneren Vorbehalt, sie zu halten, wenn es ihr passe, sie aber zu brechen, wenn es ihr anders passe. Dabei forderte sie von ihm unverbrüchliche Treue. Ja, so war sie, und das tat sie, ohne sich ihrer unschuldigen Gewinnsucht und der Verwerflichkeit ihrer Gesinnung bewußt zu sein.

So ganz klar und kahl sah er es wohl nicht, aber es gingen ihm doch die Augen auf. Das ihrer Seele angehängte Flittergold riß er ab; das war nichts als Verfälschung. Und ihr Auge konnte er sich nur noch vorstellen mit hinterhältigem Ausdruck.

Als er ins Haus getreten war und die schweren Stiefel abstreifte, sagte er zu seiner Mutter: „Es geht mitunter wunderlich zu in der Welt. Lange habe ich mit jedem Gedanken an der Dirn gehangen und geglaubt, ich müßte die Welt auf den Kopf stellen, wenn nichts daraus würde. Und nun, da es aus ist, begreife ich's kaum noch. Erst war mir, als ob ich Mord und Totschlag begehen müsse. Und nun, nachdem ich's überdacht habe, seh' ich die Sache ganz anders an."

Und wieder lag die Mutterhand auf seinem Scheitel: „So ist recht, mein Sohn, das sind Gedanken, die Gott lieb hat."

„Ja Mutter, der Spott und das Gerede werden nicht ausbleiben. Aber das laß die Leute man tun, die sollen ja nur was zu reden haben. Und es ist ja nicht das erste Mal."

„Lat doch de Lüd reden", entgegnete die Mutter. — Und wieder streichelte die magere Hand den starken Sohn.

* * *

Nach ein paar Wochen war Sonntags Tanz im Krug. Klaus Kipp wollte nicht hin, und seine Mutter bestärkte ihn darin. Er wollte lieber nach dem Jungvieh sehen, das auf der Pachtwiese einer benachbarten Feldmark weidete.

Seine Mutter gab ihm recht. Jetzt ins Wirtshaus, das paßt sich nicht. „Ich geh inzwischen ein bißchen ins Dorf zu Meister Nissen. Da holst du mich ab, nicht wahr?" Meister Nissen war der ihnen befreundete Schmied des Dorfs.

Bei dem Jungvieh war alles in Ordnung. Als Klaus heimkehrte, stand die Sonne zwar noch am Himmel, aber es ging gegen Abend. Am Tage hatte es geweht, nun legte sich der Wind. So war es auch bei Klaus; auf dem Hinweg hatte es noch in ihm geweht, nun gingen seine Gedanken zu Rüste. Kälberkropf wuchs überall am Wege, ihm schien, als läge hinter jedem Heckenzaun ein Friedensengel und „schneide sich ein Pfeifchen aus dem Rohr".

Sein Fußweg führte über die hohen Koppeln am Kienberg.

Auf dem Kienberg hörte er Gesinge und Gedudel, Klarinette und Geigen vom Kruge her. — Jawohl! Die Dielentore sind offen, die Töne quellen heraus, das ist der Jubel vom Gelagshaus.

Er stand still.

So ist es. Das sind die Töne. Er sieht ordentlich die Röcke der Dirnen fliegen und atmet den Dunst und den Schweiß der lärmenden Freude. Die Alten stehen herum und sehen zu, und alle lassen verstohlen die Augen

herum ergehen, ob die zugegen sind, von denen heute das ganze Dorf spricht: Friedrich Volkens und Anna Schlüter und der von ihnen betrogene Klaus.

Noch immer horcht Klaus, und die Töne schmeicheln sich ein. Ob Friedrich und Anna wohl im Gelage sind? Ob sie es wohl gewagt haben, hinzugehen? Wenn er mal ins Dielentor sähe, nur um zu wissen, ob sie da sind.

Sie werden da sein. — „Klaus Kipp ist aber nicht da," werden die Leute sagen. „Da ist er zu gutmütig zu, Klaus Kipp läßt sich alles gefallen, mit dem kann man Fangball spielen, so stark er auch ist."

Und siehe! Es siedete die Feueresse seines Innern, und er ging hinunter nach dem sogenannten grünen Weg, und im grünen Weg angekommen, wandte er sich rechts nach dem Krug.

Dicht vor dem Wirtshaus begegnete ihm Detel Wurm. Detel Wurm und Klaus Kipp konnten sich nicht leiden, ohne eigentlich zu wissen, warum. Sie fühlten aber heraus, daß ihr Wesen auf entgegengesetzten Grundsätzen aufgebaut sei. Detel hatte immer ein gelbes, schadenfrohes Gesicht, heute lachte er Klaus Kipp schon von ferne an.

„Na Klaus? Hast die Braut weggegeben? Ja, hätte ich das geahnt, hätte gewußt, daß die zu haben, da wäre ich auch Bieter gewesen."

Weiter kam er nicht, Klaus' gewaltige Faust war dicht vor seiner Nase. Und er hörte die Worte:

„Will dir was sagen, Detel. Kennst du die Hand? — Nein? — Willst sie auch nicht kennen lernen? — Nun, da rate ich dir den Mund zu halten."

Detel war nicht schlecht erschrocken. So hatte er den guten Klaus noch nicht gesehen.

„Jung Klaus, verstehst keinen Spaß? — Ich mein ja man."

„Ich mein auch man."

Detel machte sich eilig davon, und Klaus ging weiter.

Es war ein landesüblicher Weg, in dem er ging, einer mit hohen Heckenzäunen, so hoch, daß man ihn von der andern Seite nicht sah. Und dort sprachen zwei Mädchen, Anna Holz und Liese Wieben miteinander. Klaus erkannte sie an den Stimmen.

„Scham ist da gar nicht drin," sagte die eine — „Wie sie das wohl tun mögen, so vor aller Welt. Gestern Braut von dem, heute im Arm eines andern."

„Deern, das sag man mal!" So die Zweite.

„Klaus Kipp ist nicht da."

„Da ist er viel zu vernünftig und zu anständig zu."

„Ich glaube gar nicht, daß es zu Stück kommt mit Friech und Anna. Den alten Volkens soll es gar nicht recht sein."

Klaus Kipp zu anständig dazu, sich zu zeigen ... Und er, Klaus Kipp in Person, was wollte er tun? Was hatte er eben noch aufgeführt? Wäre er nicht bald handgemein geworden? — Was wollte er eigentlich im Gelage?

So dachte er, und doch näherte er sich dem Tanzhaus. Es lag hinter einem Vor- und Hofplatz, — ein breit ausgeladenes Strohdach. Auf der Diele ging es her, wie im Faust unter der Linde: Juchhe, Juchhe! Juchheisa, Heisa, He! Geschrei und Fiedelbogen! Man sah es dem alten Kasten ordentlich an, wie heiß ihm der Atem ging. Vor dem Dielentor im Freien übten sich halbbetrunkene Knechte im Balgen und Ringen. Aus der Pforte der Hofstelle schritt ein Mädchen.

„Klaus, böst du dat?"

„Ja, Elsbe."

Es war Elsbe Nissen, die Tochter vom Schmied. Klaus war mit ihr zur Schule gegangen, sie hatten sich immer gut vertragen. Sie war ein nicht zu großes, blondes Bauernmädchen mit schlicht gescheiteltem Haar und schlichter Gesinnung, — nicht so hübsch, wie Anna, aber treu und zuverlässig. Wann und wo es sich traf, bemutterte sie Klaus Kipp ein wenig.

„Wolltest auch hin?"

„Ich dachte."

„Klaus, soll ich dir'n Rat geben?"

„Ja gern."

„Geh nicht hin! Das ist besser, du weißt selbst, warum. Anna ist da mit Friech, und du bist da zu gut und anständig zu."

„Habe ich nicht eben so viel Recht, wie die?"

„Recht? Ja. Aber man darf nicht alles tun, wozu man ein Recht hat, Klaus."

* * *

Und Klaus betrat nicht das Tanzhaus, er begleitete Elsbe Nissen vielmehr nach Haus und traf dort verabredetermaßen seine Mutter. Sie nahmen an dem einfachen Abendessen teil. Klaus machte noch ein Spielchen Karten mit dem alten Meister, während die Mutter nach Hause ging, da für das kommende Tagwerk noch etwas vorzubereiten war. Und als er selbst aufbrach, war es dunkel geworden.

In Johann Christians Hebbels Weidengang stieß er auf Friedrich Volkens und Anna Schlüter, und zwar bei der Bornkoppel, wo die abgesägten Weidenstämme stehen, und der große Stein im Graben liegt. Er hätte sie garnicht

erkannt, wenn Friedrich nicht im Vorbeigehen die Worte gesprochen hätte: „Er hat es doch nicht gewagt.“ Als Klaus das hörte, fing es bei ihm unter der zweiten Schicht zu sieden an.

„Guten Abend“, sagte er und stellte sich breit in den Weg.

„Was willst du, Klaus?“

„Ein Wort mit Anna reden!“

„Dazu ist hier nicht der Ort.“

„Das sehe ich nicht ein. Aber, wenn du uns beide auf eine Minute allein lassen wolltest, das, denk ich, würde sich passen.“

„Weißt du auch, daß das unverschämt ist?“

„Friech, nun will ich dir mal was sagen. — Sieh da mal hin im Graben, da liegt ein Stein. So viel hell ist's noch, daß du ihn sehen kannst. Den hab' ich, als das Mädchen da sich mit mir versprach, hineingeworfen und dabei geschworen, jeden niederzuwerfen, der sich zwischen uns stelle. Du bist's, der sich zwischen uns gestellt hat. So dachte ich damals. Nun aber denk' ich, laß fahren, was fahren will, und vergesse den törichten Schwur. Nimm aber deine Reden in acht, sonst könnte es doch noch ernst werden!“

„Du bist verrückt.“

„Das bin ich also. Ich will dir nur soviel sagen: hör' ich das noch mal, dann kriegst du mit diesen Fäusten zu tun.“

Klaus Kipp erhob drohend seine Hand.

Da tat Friech Volkens einen Sprung und einen Stoß. Aber gleich saß sein Handgelenk im Schraubstock von Klaus Kipps großer Faust. Das von dem Angreifer geführte Messer fiel zu Boden.

Da folgte von Klaus ein zweiter Griff mit der Linken und Friedrich deckte der Länge nach den Boden.

„O, o . . .“ rief Anna.

Friech konnte nur zischen und fauchen.

Klaus bändigte ihn mit einer Hand, die andere hob das Messer auf.

„Sieh,“ sagte er, „ein richtiger Genickfänger. So einer bist du also.“

„O, o“, rief das Mädchen, der Geschlagene konnte nur fauchen.

„Wenn du so einer bist, dann müssen wir doch wohl ein bißchen Ernst machen mit meinem Schwur. — Erst werde ich dich ein wenig im Graben taufen und dir dann einen kleinen Denkzettel geben. Es ist ja nicht das, was ich gelobt habe, aber doch etwas.“

„O, o!“ klagte Anna. Friech zischte und fauchte.

Aber Klaus tat nicht so, wie er gesagt hatte. Er hielt den Überwundenen ruhig am Boden.

„Ich will es doch lieber nicht tun — ihretwegen nicht und meinetwegen nicht. Ich habe mich schon genug an dir verunreinigt.“

Und er stellte sein Opfer auf die Beine. Aber den Genickfänger schlug er bis zum Heft in den Weidenstamm am Weg und sagte dazu:

„Wenn du die Kraft und den Mut hast, den herauszuziehen, dann kann das Spiel von neuem beginnen."

Über Friedrichs Lippen kam kein Laut.

Klaus kehrte sich um und ging nach Haus.

„Gute Nacht", rief er, bekam aber keine Antwort.

* * *

Und es verging eine lange Zeit. Es wurde Sommer und Herbst und Winter, und wieder kamen Frühling und Sommer und dann ein warmer, wundervoller Herbst. Draußen „am Moor" hörte man wenig von dem, was im Dorf geschah. Noch immer stand die Hochzeit von Anna Schlüter und Friedrich aus. Den Alten war die Partie ja niemals recht gewesen, Friedrich sollte auch anderen Sinnes geworden sein, man sprach so allerlei, man hörte aber nichts Rechtes.

Der Tagesweg führte Klaus Kipp öfters durch Johann Christian Hebbels Weidengang. — Viele Wochen lang stak der Genickfänger noch immer in dem abgesägten Stamm. Klaus hatte, wenn er es sah, immer ein Gefühl des Triumphs, zugleich aber auch der Scham. Wer dächte nicht so menschlich, daß ihn nicht das Bewußtsein schwellte, einen Gegner gedemütigt zu haben! Stärker war aber doch das Gefühl, daß sein Verhalten unter der Durchschnittslinie seines Wesens gestanden habe, daß es sich vergessen gehabt habe, als er es getan. Er hatte selbst keinen Namen dafür: in Wahrheit aber wuchs der neue Klaus Kipp über den alten Klaus, der sich in die nette, leichtfertige Anna Schlüter vergafft hatte, hinaus. Was war ihm jetzt Anna Schlüter? — Er hoffte und durfte hoffen, die Stelle, die er lange mit dem Bewußtsein der Leere in sich herumgetragen hatte, ausgefüllt zu sehen, und nicht durch eine so leichtfertige, unbeständige Person, wie jene.

Wenn er durch Hebbels Weidengang kam und das sich mehr und mehr mit Rost überziehende Heft des Genickfängers sah und nach etwa vier Wochen nicht mehr sah (wer es geholt hat, hat er niemals erfahren), wenn er an dem großen Stein vorbeiging, der für und für im Graben lag, dann hatte der neue Klaus Kipp Neigung, sich über den alten Klaus Kipp lustig zu machen. Er glaubte auch nicht mehr an die Feueresse seines Innern. Mehr und mehr gab er der öffentlichen Ansicht recht, wenn sie den hervorstechendsten Zug seiner Gesinnung in seiner Gutherzigkeit sah. Doch hätte er es lieber Gerechtigkeitssinn nennen gehört, als glatte Gutmütigkeit.

Und es war Winter geworden und wieder Frühling, und Sommer und

Herbst, ein Jahr und darüber war seit dem Zusammenstoß in Johann Christian Hebbels Weidengang verstrichen. — Und wieder war es Sonntag. Das Abendbrot war früh eingenommen, weil die Mutter vorhatte, wie es auch geschah, ins Dorf zu gehen, den Schmied und seine Tochter, mit denen der Verkehr jetzt häufiger hinüber und herüber ging, zu besuchen. Klaus blieb einstweilen zu Hause, die Wirtschaft zu besorgen. Später wird er das Haus abschließen, die Mutter zu holen.

Das Wetter war warm und angenehm und still, er saß an der Hauswand auf der Bank. Die brennende Petroleumlampe stand darauf (so vollständig schlief der Wind), Nachtfalter flogen und klebten an Glas und Kuppel. Er achtete nicht darauf. Die Arbeit war besorgt, nun wollte er mit Behagen seine lange Pfeife, seinen Portorico rauchen, in den prächtigen Abend schauen und dann aufbrechen, zum Schmied gehen und mit dem Alten und mit der mehr und mehr von ihm als echt erkannten Elsbe das sprechen, was zu sagen noch immer nicht hatte passen wollen . . . das heißt, wenn er heute dazu Gelegenheit und Mut fand.

Die Pfeife . . paff . . paff! — Ein echter Raucher muß den Rauch sehen, deshalb ist die Lampe am Platz. Und wenn man sich in den Rand des Lichtscheins, ins Zwielicht setzt, dann hat man beides, den Rauch und die Schönheit des Abends; dann verschließen sich dem Auge auch nicht die Geheimnisse der Nacht.

Nicht die Geheimnisse der Nacht, zumal nicht die einer hellen Mondnacht. Es ist, wie damals, als er auf derselben Bank saß und seinen Kummer durchdachte — der Mond ist aufgekommen, und in voller Scheibe steht er am Himmel.

Und Klaus Kipp atmete die Ruhe und die Wunder der wunderbaren Nacht. Wieder lag der Graupelschnee des weißen Lichts auf den Steinen des neuen Feldes. Diese sackartig, lang und rund, wie bäuchlings mit dem Nabel in den Acker hineingeworfene, dicke Teufel — lauernd, als ob in heutiger Nacht das kommen müsse, worauf sie schon lange warteten. — Und Klaus Kipp dachte daran, welch' eigenartige Vorstellungen mondbeschienenes Land auslöse, ganz anders, als der helle Tag und als die schwarze Nacht. Dem großen, von Kindheit an im Herzen getragenen Gott fühlte er sich niemals so nahe, wie im Weben des Monds, niemals war ihm das Vorhandensein einer anderen höheren Welt gewisser, und niemals glaubte er mehr an Engel und Geister, als beim Leuchten und Verbergen des guten Monds.

Zur rechten Andacht gehört die volle Pfeife. Er zündete sich eine neue an, da sanken seine Gedanken erdenwärts und kamen mit praktischen Aufgaben des Tages.

„Ich muß Anstalt machen," dachte er, „die Steine fortzuschaffen, um auch die Stücke, wo sie liegen, unter den Pflug zu nehmen. Ich denke, es soll die Arbeit meiner Hände lohnen."

Die Steine. —

Was ist das?

Die Steine lagen noch da, wo sie immer gelegen, aber es kam etwas mitten durch das Steinfeld zu ihm hergeschritten. — — Ein Phantom? — ein Mann? — eine Frau? — Jedenfalls ein Mensch. Und wie der Mensch die Pforte seines Gartens bewegte, jankte sie. — „Die hat Öl nötig," dachte der Hausherr, „soll morgen besorgt werden." Stumm ging die Erscheinung in den Gartensteig hinein. Es war kein Zweifel, der, der da kam, wollte zu ihm. Es war aber, wie er jetzt sah, kein Mann, es war ein Weib, und die Umrisse wurden ihm immer bekannter. — Es war Anna Schlüter, seine gewesene Braut.

Er stand auf und stellte die lange Pfeife an die Wand.

„Guten Abend", sagte er.

„Guten Abend", sagte sie.

Eine kleine Weile zögerte er, dann gab er ihr die Hand.

„Sieh Anna!" sagte er. Dann schwiegen beide.

„Das ist später Besuch," fing Klaus dann an und setzte hinzu: „du hast mir wohl was zu sagen, da ist es besser, wir gehen hinein."

„Laß uns hier bleiben, Klaus. Es hört uns hier keiner."

„Das wohl nicht; es müßte wunderlich zugehen, wenn uns hier einer hörte. Und, wenn es dir lieber ist, dann setz' dich auf die Bank. Dann machen wir es hier im Freien ab.

„Ich stehe gern."

„Wie du willst."

Beide standen.

„Wie geht es Anna?"

„Ach Klaus!"

Und sie fing zu weinen an. Sie weinte, wie eine schlechte Schauspielerin, mehr durch die Nase als mit den Augen und mit dem Gesicht, der Schmerz wurde weder aus dem Innern eines qualvoll geschüttelten Leibes, noch aus der Tiefe der Seele herausgeworfen.

Er ließ derweilen seine Augen über sie hingehen. Ihm schien, sie habe einen Hof um die schönen, falschen Augen, und sei um einen Ton blasser als früher.

Anna Schlüter faßte sich und fing zu reden an:

„Was bist du für ein guter Mensch, und wie bin ich schlecht gegen dich gewesen!"

Sie tat einen Schritt zu ihm hin, Klaus aber trat unwillkürlich zurück.

„Meinst du, Anna?" entgegnete er.

„Klaus, ich glaube, du hast mich sehr lieb gehabt!"

„Meinst du, Anna?" wiederholte Klaus und setzte dann hinzu: „Weiß Gott! Und du, und du!"

„Ach Klaus!"

„Was, Anna?"

„Ach Klaus, ich bin so unglücklich."

„Er ist dir also untreu geworden, will nicht mehr?"

„Nein, er will nicht mehr."

Nach diesen Worten setzte Anna sich auf die Bank und fing wieder zu weinen an, diesmal mit dem Anschein von etwas mehr Aufrichtigkeit.

„Er hat sich mit der Line Schümann aus Bornholdt versprochen, mit der, die so viel Geld hat", schluchzte sie.

„Sieh, sieh! — Das geht rasch. Alle Jahre eine andere."

Klaus saß jetzt auch, ließ aber einen Zwischenraum der Fremdheit zwischen ihm und ihr.

„Ich habe mir's übrigens gleich gedacht, daß es so kommen werde", setzte er hinzu.

Und wieder weinte Anna.

„Und ich", fragte Klaus. „Was soll ich? — Soll ich mit den großen Fäusten über ihn kommen?"

Anna schüttelte den Kopf.

„Gut, daß du das nicht verlangst. Ich bin's auch nicht mehr gewohnt."

Das Weinen ließ nach.

„Ach Klaus! Das, was ich sagte, ist nicht das Schlimmste!"

„Noch schlimmer?"

Als Klaus das gesagt hatte, setzte wieder Weinen ein, heftiger als früher, auch gelungener, wenn man will, ehrlicher.

„Hat er dich angeführt?"

Stärkeres Weinen; Klaus hatte das Richtige getroffen.

„Ich habe mir's gleich gedacht", bemerkte Klaus. „Das mußte wohl kommen. Und nun kommst du zu mir?"

Anna nickte.

„Weil ich ein so guter Kerl bin."

„Ja, ja!"

„Und meinst, da könnte ich, wie man so sagt, in die Bucht springen, dich und das andere auf meine Rechnung nehmen?"

„Ach ja, Klaus."

Es lag eine schier verbrecherische Unschuld im Ton und Augenaufschlag.

Sie war sich ihrer Schamlosigkeit nicht bewußt, und Klaus hatte Mitleid mit dieser naiven Niedertracht. Er lächelte.

„Ach ja, Klaus", ahmte er nach.

Der Ton, in dem Klaus sprach, machte sie stutzig. Sie wußte nicht recht, was sie davon halten dürfe. In ihrem unschuldigen Egoismus sah sie aber darin noch nichts Schlimmes.

Für Anna Schlüter war die Welt „Wille und Vorstellung", das heißt: ihr Wille und ihre Vorstellung. Sie der Mittelpunkt, der dem All allein Berechtigung zum Dasein gab. Dabei war sie zugleich der Meinung, daß die Welt auch in den Köpfen ihrer Mitmenschen nichts anderes sein könne, als Anna Schlüters Wille und Anna Schlüters Vorstellung.

„Habe ich mir gleich gedacht", setzte Klaus hinzu. „Wofür hieße ich sonst der gute Klaus?"

Er nahm die Pfeife wieder zur Hand, die hielt noch Feuer, er paffte.

„Ja, Mädchen, bin, glaube ich, nicht gerade schlecht. Das geht aber doch über mein Können. So haben wir nicht gewettet. Das geht nicht."

Anna erschrak ein bißchen bei diesen Worten, konnte aber nicht gleich glauben, daß jemand so schlecht sein könne, hielt es daher für Spaß. Und dann hatte sie auch noch einen Trumpf.

„Aber Klaus!"

„Nu!"

„Friech will mir zwei Tausend Mark geben. Das ist doch auch was!"

Unschuldig sah sie zu ihm auf, mit einem Gesicht, auf dem geschrieben stand: „Was sagst du nun? Das streckt dich zu Boden."

Klaus tat wirklich überrascht und verwundert. „Tausend noch mal," erwiderte er, „dann bist du ja ein reiches Mädchen. Zwei Tausend, da kann man eine Katenstelle für kaufen. Und da sollte sich niemand finden, der über das bißchen Schande hinwegsähe?"

„Zwei Tausend", wiederholte er und wog gleichsam die Summe in seiner Stimme.

Anna Schlüter hielt die Partie für gewonnen.

„Ich will aber drei Tausend haben, unter dem will ich es nicht", erklärte sie und bestärkte und begleitete das mit kräftigen Bewegungen ihres für und für hübsch aussehenden Kopfs.

„So gehört es sich auch", erwiderte Klaus. „Mit fordern und bieten und ablassen wird man einig. Und dann ist es ein Handel, bald über Kuh und Korn, bald über Kind und Ehe und so was. Vielleicht wirst du mit Volkens auf den Halbschied einig."

Der Ton gefiel Anna nicht, aber den Spott und den Hohn hörte sie nicht heraus. Dazu war sie zu töricht und zu eigennützig.

„Vielleicht wirst du mit Volkens auf den Halbschied einig", wiederholte Klaus und paffte kräftig aus der Pfeife.

„Detel Wurm sagt, für fünf und zwanzig hundert wolle er es tun."

„Siehst du wohl! Na also! — Dann hast ihn ja schon den Mann, der sich nicht daran stößt. Der alte Wurm hat eine eigne Kate, die Detel doch auch noch mal bekommt. Was ist denn da zu weinen und traurig zu sein? — Bist ja ein Glückskind!"

Es wurde ihr schwül, und sie beschloß, alles auf eine Karte zu setzen. Und da Klaus an seiner eigentlichen Gesinnung vorbeiredete, glaubte sie noch immer das Mißliche seiner Äußerungen für Spaß halten zu dürfen.

„Ich wollte lieber, daß du es tätest. Wir haben uns doch früher so gern gehabt."

„Haben wir?"

„Ja, mein Klaus."

„Wollen's gut sein lassen. Es geht nicht, Anna, da kann nichts aus werden. Ich bin nicht für Kuckuckseier, auch nicht für goldene."

„Ist das dein Ernst, Klaus?"

„Ja, mein Anna, in solchen Dingen soll man nicht spaßen."

Er hatte sich erhoben, stand ganz im Lichtkreis, sie sah seine Miene, nun wußte sie, daß ihre Sache hoffnungslos war.

„Klaus!" rief sie. Und sie kochte vor Zorn.

„Klaus, du bist . . .!" Weiter kam sie nicht . . . Klaus sah nicht gleich den Grund . . . aber das Mädchen erhob sich und stob mit rauschenden Röcken davon.

Das machte, daß die Pforte wieder gejankt hatte. Es war gut, daß sie kein Öl hatte, sonst hätte man die beiden noch gar beim Zank überrascht. Frau Kipp und Elsbe kamen den Garten herauf. Anna rannte wortlos an ihnen vorüber, stand dann still . . . die Wut suchte einen Ausweg. Sie kehrte in stiebendem Lauf zurück und kam gleichzeitig mit den andern bei dem ruhig rauchenden Klaus Kipp an.

„Elsbe Nissen," schrie sie, „will dir was sagen! Der da" (und sie zeigte auf Klaus) „gut und sanft stellt er sich, aber nimm dich vor dem in acht! Und ich will's ihm ins Gesicht sagen. Er ist ein ganz schlechter, unanständiger, gemeiner Mensch . . . Pfui! — Pfui!"

Und sie trat dicht vor den Riesen hin und spie vor ihm aus. — „Pfui!" Und sie spie noch einmal.

„Nun weißt du Bescheid! Und nun habe ich hier nichts mehr zu suchen."

„Gute Nacht!" rief Klaus.

Es kam keine Antwort. Die Pforte wurde heftig an den Pfahl geschlagen. Man sah noch eine Gestalt hinter dem Gartenzaun mit der Hand herüberdrohen, dann verschlang sie der Mondnebel und die Nacht.

Die alte Frau fand zuerst die Sprache.

„Das war ein wunderlicher Besuch!" sagte sie.

„War es auch." — Klaus Kipp erzählte.

Die Mutter lachte: „Nun weißt du, was deiner Mutter Sohn für einer ist."

„Ich hab's so gut, wie schwarz auf weiß. Das ist doch mal was anderes. Just, wie wenn ich als Junge im Oktober im Mergelloch badete."

„Und die hast du zur Frau nehmen wollen?"

Über Elsbes Lippen kam unwillkürlich dieser Ruf.

„Nicht wahr, der kann von Glück sagen", entgegnete die Alte, räusperte sich und fuhr fort:

„Laß gut sein. Ich habe dir was Besseres mitgebracht. — Der Mond schien so schön, da bin ich früher gegangen und Elsbe mit mir. Klaus, sagte ich, soll dich wieder nach Hause bringen. Willst du?"

Es bedurfte nicht dieser Frage. Die Jungen standen Hand in Hand.

„Und dann", fuhr die Mutter fort, „habe ich mir gedacht, beim Nachhausegehen fände sich vielleicht Gelegenheit, ein Wort zu sprechen, das doch mal gesagt sein muß."

* * *

Das Wort ist gesprochen. — Klaus Kipp und Elsbe Nissen sind ein Paar geworden, ein glückliches.

Detel Wurm und Anna Schlüter sind auch ein Paar.

Sonderbar — höchst sonderbar!

Ihren Lohn hatte Anna Schlüter immer durchgebracht, und von Haus aus besaß sie kein Vermögen. Aber, als sie in die Wurmsche Kate einzog, fand sich in der Stützlade ihrer Kleidertruhe ein Sparkassenbuch über zwei Tausend fünfhundert Mark.

Sie schenkte ihrem Mann auch schon in ganz junger Ehe einen kräftigen Knaben.

Auch merkwürdig!

Hans Land: Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

3.

In menschlichen Beziehungen ist der Augenblick des ersten Zusammentreffens häufig von weittragender Bedeutung. Als der König seine Kinder vor Beginn der Tafel mit dem Knaben Ingelheim zum ersten Male zusammenführte, bemerkten seine Augen, die wohl gelernt hatten, in menschlichen Mienen scharf zu lesen, daß Kronprinz Wilhelm den fremden Knaben erwartungsvoll betrachtete, mit einem erregten Interesse, in dem sehr erkennbar ein scheues Fernhalten sich kundtat. So mustert man wohl einen erwarteten Eindringling, von dem man auf mancherlei unliebsame Störung sich gefaßt machen muß, ohne die Macht zu haben, ihn fernzuhalten oder fortzuweisen. Besonders Alfred von Ingelheims Körperfehler, sein starkes Hinken, beobachtete der kleine Prinz mit kaum verhohlenem Grauen. Es war, als beleidige ihn diese unschöne Geste des Beinnachschleppens und des Körpereinsinkens, welche das starke Hinken des fremden Knaben als ein unschönes Bild den Augen des Prinzen peinigend darbot.

Anders die Prinzessin Luise. Sie streckte bei der ersten Gegenüberstellung sogleich dem armen fremden Jungen ihre beiden feinen schlanken blassen Hände entgegen und lachte ihn freundlich an. Als sie sein Hinken zum ersten Male sah und die Pein bemerkte, die dem Knaben dieser schreckliche Fehler bereitete, schossen ihr die Tränen in die Augen, und sie wandte sich ab. — An der Tafel zeigte der sonst so schweigsame König heute vorzügliche Laune. Er plauderte lebhaft mit den drei Kindern, brachte sie zum Lachen und half auf solche Weise dem kleinen neuen Gast über die ersten Beengungen der ungewohnten Umgebung hinweg. Auch mit dem Leibarzt scherzte der König heut seit langer Zeit zum ersten Male wieder, und es war, als habe der Knabe, der wie ein vom Schicksal verschlagenes Stück Strandgut in diesen Kreis geraten war, trotz des eigenen traurigen Loses und trotz der Trauerstimmung, die in der königlichen Familie herrschte, ein Element des Frohsinns in diese Räume mitgebracht, die eben noch von den Schauern des Sterbens erfüllt schienen. Das Lachen war endlich wieder in ihnen erwacht. Die Wintersonne fiel goldig in den festlichen Raum. Als der Kaffee gereicht wurde, sagte der König: „Wie wäre es, Kinder, mit einer kleinen Spazierfahrt nach Charlottenhof?" Ein zweistimmiges Hurrageschrei aus den prinzlichen Kehlen begrüßte diesen Vorschlag. Auf des Königs Wink eilte ein Adjutant

hinaus, die Automobile zu beordern. „Ach — aber mein Pony" — schmollte der Prinz, „wir könnten so fein im Park kutschieren."

„Verlaß dich nur auf deinen Vater," entgegnete der König lächelnd, „vor einer Stunde schon habe ich dein Gespann hinausbringen lassen. Wenn's nicht zu kalt ist, könnt ihr kutschieren."

Erneutes Hurra. — Der Kronprinz stürmte davon, Prinzessin Luise faßte Alfred von Ingelheim bei der Hand. „Komm," sagte sie, „wir wollen uns anziehen lassen . . ."

Der König fuhr mit dem Leibarzt voraus, die Kinder folgten mit der Hauptgouvernante, einer verwitweten adligen Offiziersdame im Anfang der Vierziger, sehr blond und sehr mager und ernst aussehend, in einem zweiten Auto. Die beiden königlichen Geschwister im Fond des Wagens, Frau von Fredell mit Alfred auf dem Rücksitz. Als die Wache vor den Kindern ins Gewehr trat, zog Wilhelm seine Matrosenmütze, und auch Alfred grüßte.

„Das darfst du nicht," verwies ihn der Kronprinz. „Das Honneur gilt uns, mir und meiner Schwester. Du grüßt nicht wieder, auch nicht, wenn die Leute auf der Straße die Hüte abnehmen."

Alfred von Ingelheim blickte ratlos und betroffen drein.

„Es ist doch kein Unrecht zu grüßen," vermittelte die Prinzessin. „Ein Unrecht nicht," sagte Frau von Fredell, „aber der Kronprinz hat recht, die Grüße gelten Ihren königlichen Hoheiten, aber nicht uns. Dem kleinen Alfred so wenig wie mir. Deshalb sollen wir beide auch nicht wieder grüßen."

„Na, dann grüßt du eben einfach nicht mit, Alfred," sagte das Prinzeßchen und strich ihrem Gegenüber begütigend über die Handschuhe, als hätte sie Alfred zu trösten. Alles Mütterliche regte sich in dem neunjährigen Mädchen. Von Stunde an war ihr, als sei sie berufen, diesen blassen Jungen, den der Papa erbarmend ins Haus genommen, gegen jedes Leid und Ungemach tapfer zu schützen.

Draußen im Park von Charlottenhof war's herrlich. Das Stadtschloß, im Zentrum der Residenz gelegen, umschloß nur große Höfe und entbehrte des Gartens. Hier aber, um dieses unbewohnte, halbverfallene Rokokolustschloß, das ein Vorfahr des Königs einst einer Favoritin hatte erbauen lassen, einer spanischen Tänzerin, die, ehe noch das Dach diese Mauern krönte, von einem typhösen Fieber, zwanzigjährig dahingerafft worden war, hier um dieses Schlößchen breitete sich ein wundervoller, mächtiger alter Park mit hohen Bäumen und launisch gewundenen breiten Pfaden, die über anmutig geschwungene Brücken führten, unter denen das stille Wasser heut die erste, dünne, im Sonnenscheine glitzernde Eisdecke trug. Während der König mit dem Leibarzt, den er sehr mochte und oft in wichtigen Fragen um Rat anging, eifrig redend spazierte, beide im Pelz und Zylinder, hatten die Kinder das Ponygespann von den Lakaien bringen lassen. Der Kronprinz bestieg den Kutschbock, ließ

die Schwester und Alfred in dem leichten Korbwägelchen Platz nehmen und schwang die Peitsche über dem geduldigen kleinen Braunen, während Frau von Fredell die beiden Passagiere sorglich in Decken hüllte. Dann setzte sich das Gefährt in Gang. Frau von Fredell schritt wacker hinterdrein und schlug selbst einen Hundetrab an, als der Kronprinz durch Zuruf und Zungenschnalzen, wohl auch durch einen sanften Peitschenhieb, das Braunchen zu einer bewegteren Gangart ermunterte.

„Sitzest du gut? Friert dich nicht? Hast du Angst?" fragte Luise ihren Schützling leise. „Angst brauchst du nicht zu haben, der Pony ist sehr brav, und Willy fährt sehr gut."

„Ich fürchte mich garnicht," sagte Alfred bestimmt.

Luise hatte seine Hand ergriffen, und seinem Ohre sich zuneigend flüsterte sie: „Hast du oft Schmerzen an deinem bösen Bein?"

Ein Schatten ging über Alfreds Gesicht. Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Bist du durch einen Sturz dazu gekommen?"

Jetzt zuckte es in des Gefragten Zügen, ein Ausdruck so bitteren Leidens trat in sie, daß das Prinzeßchen tief erschrak.

„Es ist ein Geburtsfehler," stieß Alfred hinter zusammengebissenen Zähnen hervor, während eine tödliche Blässe sein Gesicht überzog. Luise ließ des Knaben Hand los und biß sich auf die Lippen, während ihre ausdrucksvollen dunklen schweren Augen noch immer mit entsetztem Staunen auf Alfreds verstörte Züge gerichtet blieben. Die kleine Prinzessin erwarb eine Erkenntnis, eine seltsame erstaunliche Erkenntnis, unter deren Einwirkung ihr junges Gemüt erschauerte. Sie meinte es doch gut, so sehr gut mit diesem armen Jungen und fragte ihn doch nur, einzig nur aus herzlichem Mitgefühl und innigem Trösterdrange. Und dennoch tat sie dem Knaben weh. Sie hatte es wohl gesehen, wie ihre Frage ihn schmerzte. Sein Gesicht zeigte dies ganz unverkennbar. O, — wie mußte man sich doch in acht nehmen! Man konnte es von ganzem Herzen gut und ehrlich mit den Menschen meinen und ihnen dennoch wehe tun. Nie, — nie würde sie mit Alfred von seinem schlimmen Beine jemals wieder reden. Er war gewiß zu stolz, um gerne Mitleid zu empfangen. Er litt darunter, zu empfinden, daß er ihr leid tat. Das war eigentlich schön. Sie beschloß bei sich, ihm niemals solche Regungen mehr zu zeigen, denn sie verletzten ihn, weil sein Stolz sie nicht ertrug. Man mußte vorsichtig mit ihm umgehen. Er war kein kleines Kind, das sich ruhig bemuttern ließ. Sie sah es ein, mit einer kleinen Enttäuschung, die ihr wehe tat. Denn sie hatte sich vorgesetzt, unendlich lieb und gut mit ihm zu sein. Nun wollte er das garnicht. Aber, obschon sie sich enttäuscht fühlte, sah sie nun doch mit einer Art von Respekt auf ihren Schützling, an dem sie Wohlgefallen fand. Der Knabe imponierte ihr, denn Stolz — Stolz mochte sie eigentlich doch sehr. Und nun plötzlich sah sie

ihn wieder mit großen strahlenden Augen an, denn sie war dankbar, daß er so war, daß er gerade so war. Ja, das war schön.

Im gleichen zweiten Stockwerk des Schlosses, in dem die königlichen Kinder wohnten, erhielt auch Alfred von Ingelheim seine Räume angewiesen. Ein Schlaf- und ein Wohn- und Arbeitszimmer. Sein Einzug ins Schloß hatte noch andere Veränderungen im Gefolge, denn der junge klassische Philologe, der am königlichen Wilhelmsgymnasium wirkte und den Kronprinzen und seine Schwester bis dahin zwei Stunden täglich in den Elementarfächern unterwiesen hatte, wurde jetzt veranlaßt, sein Amt vorläufig aufzugeben und ins Schloß überzusiedeln, woselbst er als Erzieher und Lehrer des Kronprinzen wirken sollte. Dr Otto Geßner war ein schlank gewachsener Mann mit blondem Haupthaar und Vollbart und von gesunder Gesichtsfarbe. Er war um ein Gutachten darüber ersucht worden, ob er einen gemeinsamen Unterricht der königlichen Kinder mit dem jungen Ingelheim zusammen empfehlen und übernehmen wolle. Er äußerte sich dem Könige gegenüber in direktem Vortrage betreffs dieser Angelegenheit so: Die königlichen Geschwister konnten etwa noch ein Jahr lang in den Elementardingen gemeinsam unterrichtet werden, wohingegen der junge Ingelheim in Rücksicht auf die zwei Jahre und das Maß seiner Kenntnisse, womit er dem Kronprinzen voraus war, eines gesonderten Studienganges bedurfte. Es würde sich mit Rücksicht auf die Individualität des Knaben wohl empfehlen, ihn am Wilhelmsgymnasium einzuschulen, woselbst er seiner Vorbildung gemäß sogleich in die Quarta aufgenommen werden müßte. Obschon der Knabe bis dahin im Einzelunterrichte erstaunlich rasch vorwärts gekommen sei, so empfehle es sich doch, ihn aufs Gymnasium zu bringen, damit er seinen Bildungsgang nicht allzusehr beschleunige, und seine geistige Reife der körperlichen Entwickelung nicht zu eilig voranschreite. Das Gebrechen des Knaben, das ihn leicht zu Menschenscheu und Beengung im Verkehr mit anderen führen könnte, mache es ganz besonders wünschenswert, daß Alfred in Gemeinschaft mit Altersgenossen den Unterricht empfange, damit er lerne, im kameradschaftlichen Umgange mit vielen sein Gebrechen zu ertragen und der Vereinsamung zu entgehen, in die er anderenfalls hineintreiben könne. Dem König leuchtete diese Ansicht ein, und er genehmigte den Plan, wenngleich auf solche Weise seine Lieblingsidee der gemeinschaftlichen Erziehung Alfreds und Wilhelms durchkreuzt wurde. Um doch, wenn auch nur weniges von ihr zu retten, verfügte der König, daß sein Pflegebefohlener mit beiden königlichen Kindern den Religionsunterricht des Oberhofpredigers Kanthenius empfange und mit dem Kronprinzen die Reit- und Turnstunden teile. In diesen erwies es sich dann ebenfalls schnell genug, daß Alfreds Körperschaden eine weit vom herkömmlichen Turnunterricht abweichende orthopädische Behandlung erforderte, die dann auch einem berühmten Spezialisten in die Hände gegeben wurde, der soviel bei Alfred er-

reichte, daß sein Hinken ein wenig gelindert wurde, und eine geringe Stärkung des verkümmerten Organs eintrat. Nach Verlauf eines Jahres erwies sich eine weitere große Umwälzung als notwendig. Die Knaben sollten den beständigen Störungen des Hoflagers, das im Sommer in Schloß Edenhof, im Winter in der Hauptstadt aufgeschlagen wurde, entzogen werden, in der Frische und Ruhe des platten Landes ihrem Lerngange zugeführt werden. Man richtete ein altes, im Waldrevier belegenes Jagdschlößchen, Nixental, zu einer Art pädagogischen Konviktes her, in dem der Kronprinz in Gemeinschaft mit vier adligen Altersgenossen seine Gymnasialbildung erhalten sollte. Der König bestand darauf, daß auch Alfred von Ingelheim dieses Konvikt bezog, von dem aus er täglich in halbstündiger Automobilfahrt das nächste Provinzstädtchen erreichte, dessen Gymnasium er nun besuchen wird. Die Leitung des Konviktes erhielt trotz seiner Jugend Dr Geßner, den ältere Lehrkräfte aus den hohen Schulen der Umgegend im Nebenamte unterstützten.

Die vier Edelknaben waren zur Vorstellung befohlen worden. Der König empfing sie im Beisein seiner Kinder sowie Alfreds, des Dr Geßner und der Erzieherin, Frau von Fredell. Zwei Vettern, Grafen Löwenzahn, und ein Fürst Bent, blonde wohlgenährte, gutträniert Landedelknaben, erschienen tadellos, nach englischer Mode gekleidet, in kurzen runden offenen englischen Jacketts mit breiten weißen Halskragen, Lackschuhen, ziemlich stutzerhaft, in selbstsicherer Haltung. Sie nahmen die Berufung zum Könige, wie die zur gemeinschaftlichen Erziehung mit dem Thronerben als etwas ziemlich Selbstverständliches auf. In den gesunden und energischen Gesichtszügen stand schon heute etwas von der willensstarken Entschlossenheit ihrer Kaste. Die Überlieferung stellte sie so früh in die persönliche Nähe des künftigen Königs, damit sie es nachher um so leichter hatten, die einflußreichsten Ämter der Monarchie ihrem Klüngel zu erhalten. Dann war da noch ein weniger selbstbewußter Junge, ein von Specht, Generalssohn, ein Knabe aus der selbstlosen, treu arbeitenden Beamten- und Offiziersschicht. Er gehörte jenen Sphären der Arbeit und der Einsetzung des ganzen Menschen für Amt und Staat an, die, ohne Reichtümer zu sammeln, im Gedanken an das Staatsganze und sein Bestes ihr Leben verbracht und wie ihre Vorfahren sich verbraucht hatten. Der Sprößling *dieser* Schichten stand in seinen bescheidenen schlichten Kleidern, denen jede Spur von Eleganz fehlte, in fast ergriffener Andacht und Demut vor der höchsten Autorität des Landes — vor des Königs Majestät . . .

Bei einer Nachmittagsschokolade einte der König nach stattgehabter Vorstellung die Kinder um sich. Der Schlagsahne und dem Kuchen wurde tapfer zugesprochen, und der Kronprinz erbat und erhielt die Erlaubnis, zur Feier des Abschieds in dem einen der großen Schloßhöfe „ohne jede Aufsicht“, wie seine Sonderbedingung lautete, mit den neuen Kameraden zu spielen.

Prinzessin Luise wollte durchaus mitmachen, und als man mit Hallo herunterstürmte, da nahm sie ihren Tischnachbar Alfred von Ingelheim bei der Hand und zog ihn mit hinaus. Er hinkte durch die langen teppichbelegten Gänge langsam neben ihr her, während vom Schloßhofe schon die hellen Stimmen der spielenden Knaben die Treppe herauf ihnen entgegenschallten.

Alfred blieb stehen. Er war in diesem Jahre um einen Kopf gewachsen, und seine bleichen Züge mit dem über dem linken Auge gescheitelten rötlichen schlichten Haar zeigten eine verblüffende Reife für einen Zehnjährigen. Auch das gleichaltrige Prinzeßchen war ein wenig in die Höhe geschossen und trug zur Feier des Tages heute sein dunkelblondes Gelock offen, von einem blaßblauen Bande nur locker zusammengehalten. Über ihr weißes Kleid hatte sie einen dunkelblauen faltigen Kragenmantel geworfen.

„Ich möchte nicht mitspielen," sagte Alfred, „geh du allein herunter, Luise."

„Sie rennen dir wohl wieder zuviel. Na ja, Zeck und Verstecken mit Anschlag. . . ."

Sie seufzte.

„Geh du allein herunter," wiederholte Alfred.

Sie schüttelte den Kopf.

„Den letzten Tag . . . Nein. Da bleib' ich lieber bei dir. Hast du denn schon der Mutter Ambrosius Adieu gesagt?"

„Bei Gott — nein," sagte Alfred. „Das hätte ich sicher vergessen."

„Na — da gehn wir doch gleich mal herauf zu ihr. Ich habe sie auch ein paar Tage schon nicht besucht."

Mutter Ambrosius war eine Achtzigerin, die seit zehn Jahren im obersten Geschoß des Schlosses, an den Beinen gelähmt, vor einem Fenster in ihrem Stuhle saß und das Gnadenbrot des Königs mit ihrer verwitweten Tochter aß. Die beiden Frauen waren die Überreste einer Kastellanfamilie, die seit vielen Generationen den Dienst im Schlosse getan und mit den Schicksalen des Königshauses seit mehr als hundert Jahren in vielerlei menschlichen Beziehungen sich verknüpft hatte. Mutter Ambrosius war Kinderfrau schon bei des Königs Vorgänger gewesen, der an ihrer Hand das Gehen gelernt hatte, und ihre persönlichen Erinnerungen reichten in Zeiten und Geschehnisse des Schloßlebens zurück, deren letzter Augenzeuge sie war. . . So wob die Geschichte etwas wie einen ehrwürdigen Nimbus um dies weiße Haupt, das im Dachgeschosse des Schlosses am Fenster träumte und aus der schwindelnden Höhe drunten das Getriebe des Alltags sich gleichmäßig abspielen sah, Tag für Tag, in den gleichen bunten und bewegten Szenen. Mutter Ambrosius erhielt an ihrem Geburtstage jedes Jahr den persönlichen Besuch des Königs, der es liebte, in diesem Dachzimmer, das mit alten, schönen sonnenscheinhellen Birken-

möbeln im Biedermeierstil ausgestattet war und von altväterlicher liebevoll gehegter Sauberkeit glänzte, einmal ein halbes Stündchen zu verbringen und mit der Greisin von alten Tagen zu schwatzen, deren sonstige Zeugen fast alle schon in ihren Gräbern ruhten. Vor drei Jahren hatte der König zum ersten Male sein Töchterchen mit heraufgebracht, das seitdem ein häufiger Gast in dem verträumten hellen Altweiberzimmer wurde, in dem man beim Sturmwetter die große rote seidene Königsstandarte rauschen und knattern hörte, deren Mast gerade über dem Fenster stand, an dem Mutter Ambrosius saß. Der jungen verstorbenen Königin hatte es auch in diesem Raume gut gefallen. Ihr romantischer Sinn hatte in der Greisin eine Vertraute gesucht, der sie in kurzen Jahren sehr nahe gekommen war, und in deren stille, gleichsam zeitlose Welt sie sich ab und zu mit ihren Stimmungen und Beengungen flüchtete. Prinzessin Luise hatte diese Neigung von der Mutter geerbt und kam gern hier herauf, vor allem deshalb, weil sie sich hier von ihrer toten Mama erzählen lassen konnte. Kindheit und Greisentum fühlen sich ja doch oft gegenseitig angezogen. Es ist, als strebten die beiden Pole des menschlichen Seins aus ihrer zeitlichen Getrenntheit und Unvereinbarkeit sehnsüchtig zu einander, als tauschten Vergangenheit und Zukunft mitsammen hastig die letzten Grüße, ehe denn die Knochenhand, beide für immer scheidend, gewaltsam zwischen sie fuhr. Prinzessin Luise saß gern auf dem Taburett zu Füßen der schönen stattlichen Greisin, aus deren Haube das schneeige Haar so unbändig in starken Locken hervorquoll, blickte gern in diese klaren großen blauen Augen, die so viel Feuer noch ausstrahlten, wenn sie von alten Glanztagen berichteten, lauschte gern dieser tiefen noch immer melodischen Stimme, mochte diese faltigen gutgeformten Hände, die nur erzitterten, wenn sie erinnerungsbewegt alte Schubfächer erschlossen, um aus ihnen stumme Zeugen der Vergangenheit zu entnehmen, vergilbte Briefe aus alten Zeiten, Bücher mit Widmungen verstorbener Königinnen, getrocknete Myrtenblätter aus Brautkränzen, die vor einem halben Jahrhundert Prinzessinnenstirnen am Altar geschmückt hatten. Stundenlang konnte man ihr lauschen, wenn sie von vergangener Tage Herrlichkeiten erzählte, von Hochzeiten, Taufen, fremden Fürstenbesuchen, Friedensfesten, Heereseinzügen und Krönungen, von düsteren Totenfeiern und pomphaften Leichenzügen, die sie gesehen und erlebt in ihrem märchenhaft langen Leben, das sie in ansehnlicher menschlicher Vertrautheit mit manchen, die die Krone getragen, oder ihr nahegestanden, verbracht hatte. Als vor einem Jahre Alfred von Ingelheim ins Schloß gezogen war, hatte Luise der alten Freundin von dem neuen Kameraden erzählt, dessen beide Großväter Mutter Ambrosius als Kinder schon gekannt und als Gespielen der königlichen Sprossen seinerzeit oft und oft in diesem altersgrauen Schlosse gesehen hatte. So war es geschehen, daß die kleine Prinzessin Luise dann eines Tages ihren Freund Alfred mit zu Frau Ambrosius heraufgebracht hatte, dessen empfängliches

Gemüt in dem seltsamen Zauberkreise der Greisin einen tiefdringenden Eindruck empfing . . .

Die beiden Kinder waren die große Staatstreppe des Schlosses bis zum dritten Stock hinaufgestiegen, schlugen nun einen Seitengang ein, an dessen etwas finsterem Ende eine Wendeltreppe ziemlich steil in das Dachgeschoß mit seinen zahllosen Lakaienwohnungen emporführte. Als sie bei der Alten eintraten, vergoldeten die letzten Strahlen der sinkenden Sonne das stille Zimmer. Frau Ambrosius saß an ihrem Fenster und streckte den beiden Ankömmlingen ihre Hände entgegen.

„Also morgen geht es fort, Alfred," sagte sie, ihr mächtiges Haupt gegen den Knaben neigend. „Luischen wird traurig sein, denn sie bemuttert dich so gern."

Wie zur Bekräftigung dieser Worte faßte das Prinzeßchen ihres Freundes Hand.

„Freust du dich auf das neue Leben in Nixental?"

„Sehr," sagte Alfred mit einer Festigkeit in der Stimme, als gälte es einer aufsteigenden Rührung zu gebieten. „Es ist doch schön," setzte er hinzu, „mit lauter Knaben zu lernen und zu arbeiten. Und das Schloß liegt so herrlich, und wir werden immer in der schönen frischen Luft sein — und die Autofahrt in die Schule täglich — das wird alles so wundervoll. Ich bin Seiner Majestät so sehr dankbar."

Der Druck der kleinen Hand, die die seine hielt, veranlaßte ihn wohl hinzuzufügen: „Ja — und in den Ferien, Frau Ambrosius — da kommen wir zum Besuch jedesmal nach Hause und sehen den König wieder und die Prinzessin — und — wenn es erlaubt ist, dann melde ich mich bei Ihnen wieder . . ."

„Wenn du mich dann noch antriffst, Alfred."

„Wollen Sie verreisen, Frau Ambrosius?" fragte Alfred, die Greisin mit der ganzen Unbefangenheit des Knaben voll anblickend. Frau Ambrosius lächelte.

„Verreisen," sagte sie, — „nicht gern. Noch nicht gern. Ich sitze mit so großer Freude in diesem Lehnstuhl und seh' mir die Welt von oben an. Es ist so interessant. Und wenn, wie eben jetzt, junge oder auch mal alte Freunde kommen — man freut sich. Ich freue mich an meinem Dasein. Vielleicht — ja — ja — gewiß, Alfred — ich hoffe, ich bin noch da, wenn deine nächsten Ferien kommen."

In den zwei Kindern dämmerte das Verständnis für das, was zwischen und hinter diesen Worten lag. Dem Kindersinn aber ist und bleibt jeder Todesgedanke so weltenfern und von so unsagbarem Grauen erfüllt, daß er sich von diesem wie mit Eisesschauern angeweht fühlt; mit nichts anderem

erfüllen ihn die Ideenverbindungen der Vernichtung. Sie sahen mit entsetzten Mienen zu ihrer alten Freundin auf, diese beiden jungen Kinder . . .

„Na — nun nur nicht so verstörte Gesichter! Was braucht ihr über sowas nachzudenken. Das liegt euch noch so fern. Aber auch junge Menschen sterben — es kommt ja vor. Wenn ihr das einmal erleben solltet, so laßt euch davon nicht allzu sehr erschüttern. Der Volksmund preist die glücklich, die in jungen Jahren in frischen Sand gelegt werden. Und wenn ich mich auch freue, so lange meines Lebens froh geworden zu sein, es muß doch wohl was Wahres dran sein. Nie sah ich seligere Menschenzüge, als auf den Gesichtern jung Verstorbener. Noch etwas soll uns die Furcht und das Grauen nehmen: Je älter man wird, je näher einen die Zeit der Schwelle des Jenseits bringt, um so vertrauter wird man mit dem Tode. Mir erscheint er immer wie ein guter Freund, der fortwährend winkt, ich solle schlafen gehn, und dem ich vertraulich zunicke, er möge mich nur noch ein Weilchen auflassen. Wir stehen ganz gut miteinander, und wenn er kommt, will ich mich getrost und ruhig in seine Arme legen. — Ist es die Abendstunde und der Sonnenuntergang, der uns diese Gedanken bringt? Nie habe ich mit Kindern so gesprochen. Aber es ist auch für euch gut, mal davon zu hören. Nun aber zum Leben. Zu eurem Leben."

Mit Zärtlichkeit nahm sie jedes der beiden Kinder in einen Arm und drückte sie an sich, die jungen Häupter gütig streichelnd.

„Luischen, du legst dich so fest an mein Herz. Wirst wohl nicht oft verzogen?"

„Wir sehen unseren Papa einmal nur am Tage. Und er ist immer so in Gedanken und beschäftigt."

„Ist Frau von Fredell nicht sehr gut mit dir, Luischen?"

„Sie ist streng und recht steif. Immer nur königliche Hoheit — nie Luischen sagt sie zu mir. Ich komme schon deshalb so gern zu dir herauf, Mutter Ambrosius, weil du mich Luischen nennst. Ich hör' es so gern, und du sagst es so lieb . . ."

Es ist manche schon zu mir heraufgekommen, manche aus eurem königlichen Kreise, die da unten in den Staatsräumen fror, dachte die Alte, und fester drückte sie das mutterlose kleine Mädchen an ihr Herz. Dann sagte sie: „Seht den roten Abendschein. Wie festlich und weihevoll er in die Stube bringt. Manchmal sieht die Welt so aus, daß man wünschen möchte, sie bliebe so in dieser Verklärung. Aber der Goldschimmer sinkt bald in Grau, und rasch verblaßt dann die Welt und ertrinkt in Schatten. Gebt mir eure Hände. Ihr sollt einmal später an diese Stunde denken. Ich lege eure kleinen Hände zu treuem Freundschaftsbunde in einander. Nie in meinem langen Leben war hier oben in meiner armen Stube ein Kind unseres Königshauses mit einem Sproß aus niederer Schicht zusammen. Unseren Fürsten fehlen, das hab' ich oft gesehen, Freunde und Vertraute, die nicht ihrem eigenen Kreise

zugehören. Und daran leiden sie oft. Ihr seid heute noch zu klein und zu jung, das zu verstehen. Aber obschon eure Lebenswege euch zwei weit auseinanderführen werden, laßt diese beiden Hände stets in der Bedrängtheit eine zu der anderen finden. Ihr ahnt nicht, was es im Lebenskampfe bedeutet, eine von Kindheit an erprobte treue Freundesseele zu besitzen. Halte zu Luischen, Alfred, bleib deiner Kindheitsfreundin treu, vielleicht wird das Schicksal es fügen, daß ihr eurer Kinderfreundschaft einmal bedürfet, und dann soll sie sich treu, fest und hilfreich erweisen. Dazu gebt euch jetzt die Hände."

Die Kinder taten das in seltsamer Ergriffenheit, als verstünden sie den ganzen tiefen Ernst dessen, was die weißhaarige Frau wie im Prophetengesicht gesprochen . . .

Von der Zinne des Daches klang Gesang herein. Der Rekrut, der die Standarte jetzt nach Sonnenuntergang niederholte, sang, das Herz von Heimweh beschwert, dort oben mit heller Stimme, in die lichte Abenddämmerung hinein das alte Volkslied:

Goldne Abendsonne, wie bist du so schön,
Nie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn . . .

4.

Mit der Wahl des Doktor Geßner zum pädagogischen Leiter des Prinzenkonvikts zu Schloß Nixental hatte der König einen guten Griff getan. Hiervon überzeugten ihn sowohl die klugen knapp gefaßten Berichte, die Geßner in periodischer Regelmäßigkeit einsandte, wie auch einige Besuche, die der König bei den Knaben abstattete. Diese waren sämtlich Feuer und Flamme für Geßner, der in der Tat ein pädagogisches Talent ersten Ranges schien und die eine so überaus wertvolle Gabe besonders besaß, bei Wahrung der vollen Autorität des Erziehers sich die Freundschaft und das Zutrauen der Zöglinge zu erwerben. Geßner war ein frischer, gesunder Mann, mit Neigung zu jedem Sport, saß gut zu Pferde, gewann jede Tennispartie und hatte auch ein gut Teil Schöngeisterei in sich, die schwärmerische Liebe des Altphilologen zu Schönheiten der Antike, in deren Erklärung und Ausdeutung er selbst ein wenig zum Dichter wurde, besonders Homer gegenüber, in dessen Welt er die Knaben garnicht früh genug einführen zu können glaubte. Noch standen sie in den Anfängen der Sprache Platos, und schon wurden sie mit vielen Episoden der Odyssee durch Lektüre der Vossischen Übertragung bekannt gemacht und durchaus vertraut mit all den Hauptgestalten des ehrwürdigen Hochgesanges. Selbst das altmodische, ein wenig philiströse Prinzenerziehungsbuch des Fénélon „Telemach" mußte dazu dienen, die odysseische Welt in den Knaben lebendig zu machen. Kronprinz Wilhelm horchte hoch auf bei allem Anekdotischen. Er liebte „Geschichten". Die Schwärmerei seiner Seelen-

anlage trieb ihn, sich mit Inbrunst in alle Sagen und Märchen zu vertiefen, die ihm zugänglich gemacht wurden. Solches nahm er fast gierig auf. Was die Bibel an menschlichen Stoffen bot, nahm ihn gewaltig ein, jedes Lesestück, in dem ein Lebensabschnitt steckte. Dahingegen versagte sein Aufnahmevermögen den Realien gegenüber stark. Rechnen, die Anfänge der Algebra und Geometrie, Geographie — das alles wollte ihm nur sehr schwer in den Kopf. Diese Anlage, die allerdings eine nicht geringe Sprachbegabung in etwas wieder ausglich, teilte der Prinz mit dem Generalssohn von Specht, der auch ein Träumer war und in dieser Gleichgeartung sich enger an den seelenverwandten Kronprinzen anschloß.

Die drei anderen Junkersprossen waren robusterer Natur, ohne Neigung zu Empfindsamkeiten, keine irgend hervorstechenden Talente aufweisend, sehr gesund, sehr lustig, mit Neigungen zu Knabenroheiten, sehr faul nud nur geneigt, das Allernotwendigste an Arbeit zu verrichten. Ihnen allen weit voraus schritt Alfred von Ingelheim. Sein tiefstes Wesen war der Ernst, mit dem er jedem Wissensstoff gegenübertrat. Es war ein Lerndurst in ihm, der schwer zu stillen war, und Dr. Geßner hatte diesem Zöglinge gegenüber stets nur zu bremsen. Ihn mußte man geradezu vor den Gefahren der Überarbeitung schützen, ihm abends um elf das Licht abschneiden und ihn ins Bett beordern. Die Rolle des Musterknaben ist ja nie dankbar, und sie brachte Alfred von seiten der übrigen Jungen mit Einschluß des Kronprinzen keinerlei Sympathien ein. Kam dazu, daß die Gesondertheit seines Gymnasialbesuches ohnehin einen Keil zwischen ihn und die jüngeren Knaben trieb, so daß Alfred in Nixental vor allem auf Dr. Geßner sich angewiesen sah, der sich ihm freilich sehr eng anschloß. Alfred von Ingelheim kam Tag für Tag mit wissenschaftlichen Fragen aufschlußbittend zu dem Erzieher, dem es eine besondere Lust war, die gewaltige geistige Anlage, die in dem Knaben reifte, zu fördern und zu führen. Dr. Geßner tat das mit um so größerem Eifer, als man es Alfred nahegelegt hatte, auf dem Gymnasium des Städtchens Erbheim, dessen Schüler er war, keinerlei engere Freundschaft mit den Kameraden zu schließen. Es war sehr natürlich, daß die Schüler sich neugierig dem Prinzengefährten aus Nixental anzuschließen suchten, der täglich im Automobil mit dem königlichen Chauffeur zur Schule kam. Aber man wollte es bei Hofe vermieden sehen, daß die kleinstädtischen Gymnasiasten zu Genaues und zu Intimes aus dem Prinzenkonvikt erfuhren, und deshalb hatte man Alfred von Ingelheim auf ein stark reserviertes Verhalten seinen Mitschülern gegenüber verpflichtet. Dieses Gebot erfüllte Alfred auf das gewissenhafteste, wenngleich es ihm wirklich Pein bereitete. Denn er kam in den Ruf des Hochmuts und der Verachtung des bürgerlichen Elements und sah sich zudem außerstande, manche Knabenfreundschaft zu erwerben, die ihn sonst wohl gelockt hätte. Denn es waren einige liebe und tüchtige Jungen am Erb-

heimer Gymnasium, mit denen freundschaftlich zu verkehren es sich schon verlohnt hätte. So schien die Isolierung Alfreds von Ingelheim frühes Schicksal zu bedeuten. Auf dem Gymnasium isoliert, im Konvikte nicht minder. Die Altersgenossen hier wie dort für ihn nicht erreichbar. Auf der Schule als Folge einer höfischen Vorschrift, im Nixentaler Schloß in Konsequenz der zwei Jahre, um die Alfred älter war, als die übrigen Knaben, zwei Jahre, aus denen seine große geistige Reife, seine außerordentliche Begabung, sowie sein elementarer Fleiß einen noch viel größeren Abstand gemacht hatten. Den König enttäuschte diese Entwickelung. Sein Wunsch, dem Sohne und Thronfolger das wertvolle Geschenk der innigen Knaben- und Jugendfreundschaft mit diesem Hoffnungsvollen und Hochbegabten zu machen, blieb unerfüllt, und keine persönliche Vermittelung des Königs, die Knaben einander nahe zu bringen, hatte Erfolg. Jene andere Freundschaft des Kronprinzen dagegen, die dieser mit dem ebenso träumerisch romantisch wie weltfremd angelegten von Specht geschlossen hatte, war dem Könige durchaus unerwünscht, weil er es ungleich lieber gesehen hätte, wenn ein tüchtigeres, begabteres und den Realitäten ernster zugeneigtes Naturell, wie Ingelheim, des Thronfolgers Intimus geworden wäre. Der König erwog sorgenvoll, ob es nicht geraten erschiene, den jungen von Specht aus dem Konvikte zu entfernen, doch dünkte beiden Männern diese Maßregel zu hart. Man sollte doch nicht allzu kühn Schicksal spielen, denn die Entwickelungen erwiesen sich ja doch stärker als alle Pläne vorausſorgender Berechnung. Dieses Bedenken hinderte vorerst noch einen zweiten Eingriff, der den König und seinen Freund eine kurze Zeit hindurch beschäftigt hatte. Der innige Anschluß, der leider zwischen dem Kronprinzen Wilhelm und Alfred nicht zur Tatsache geworden war, hatte vielmehr des Königs Pflegebefohlenen Alfred mit der Prinzessin Luise um so fester verbunden. Sie standen in regem brieflichen Verkehr, auf den zuerst die sorgsame, pflichtgetreue, nur allzu korrekte Frau von Fredell Sr. Majestät Aufmerksamkeit gelenkt hatte. König und Leibarzt fanden zuerst auch, es sei wohl am besten, die Kinder zu ersuchen, von diesem Briefwechsel abzustehn. Es sollte zwischen diesen beiden langsam Heranwachsenden keine zu enge Gemeinschaft angesponnen werden, denn beiden war ja doch vorbestimmt, sehr verschiedene Lebenswege zu gehen. Man war anfänglich um so eher geneigt, diesen Briefwechsel der Kinder zu untersagen, als man den Eindruck gewann, er hätte eine Entfremdung der beiden königlichen Geschwister zur Folge, denn sie schrieben einander sehr selten. Alfred von Ingelheim sollte nicht den brüderlichen Platz neben der kleinen Prinzessin einnehmen, der einem Höheren gebührte. Als aber dann Prinzessin Luise ihrem königlichen Vater die Briefe ihres jungen Freundes aus Nixental auf des Vaters Wunsch vorlegte, fand dieser, daß hier auch nicht die geringsten Bedenken ein Verbot erforderten. Alfreds Briefe waren voller gedanklicher Anregungen. Sie enthielten allerlei

Antworten auf mehr oder minder naive Fragen des Prinzeßchens, die von dem tiefen Ernste des Befragten sachlich klare und wundervoll reife Unterweisungen darstellten. Es sprach aus diesen Knabenbriefen eine geradezu stürmische Dankbarkeit und Verehrung für den König, für Dr. Geßner und alle anderen Lehrer Alfreds, eine rührende Anhänglichkeit an die Prinzessin, die im Ausdruck so taktvoll, ehrlich und stolz dabei war, daß man sehr rauh hätte verfahren müssen, in diese schönen Beziehungen mit einem Verbote einzugreifen. Auch die Vereinsamung Alfreds, die unbewußt aus diesen Briefen sprach, rührte den König und seinen Freund so, daß sie dem Jungen diese einzige Beziehung zu einem gleichaltrigen Wesen nicht hätten nehmen mögen. Die drohende Gefahr eines so innigen Anschlusses der beiden Kinder, die in den nun beginnenden Entwickelungsjahren aus der Freundschaft etwa eine notwendig unglückliche Zuneigung hätte erwachsen lassen können, redete man sich aus. Die Prinzessin war heute elf Jahre alt und würde im achtzehnten vermählt werden, zu einem Zeitpunkte, an dem Ingelheim etwa an einer ausländischen Universität die ersten Studien würde treiben müssen. Man sah da wohl Gespenster. Immerhin wirkten diese Bedenken dennoch soweit, daß weder die Prinzessin trotz ihrer dringenden Bitten den König auf seinen Besuchen nach Nixental begleiten durfte, noch auch Alfred den Kronprinzen, wenn er jetzt regelmäßig zu den Ferien heimreiste. Alfred begriff dieses Fernhalten nicht. War doch der König, so oft er nach Nixental kam, ihm so gnädig wie stets. Dr. Geßner suchte dem Knaben klar zu machen, es läge nichts in diesem Fernhalten, als die Rücksicht auf Alfreds Studien, denen er auch in den Ferien nicht sollte entzogen werden. Des Königs große und echt väterliche Fürsorge tat sich dann darin noch besonders kund, daß er, während zur Sommerszeit der Kronprinz und die übrigen Konviktszöglinge in ihre Familien heimkehrten, den Dr. Geßner mit Alfred in diesem besonders zuträgliche Bäder schickte, von deren Einwirkung eine Stärkung des geschwächten Beines des Knaben zu erhoffen stand. Alfreds Besuche in der Hauptstadt waren seit drei Jahren auf die Weihnachts- und Neujahrswoche beschränkt worden, in deren Verlauf er zwar seine alten Räume im Schlosse wieder bezog und wie früher an der Familientafel regelmäßig teilnahm, aber bei den Ausfahrten saß er nicht mehr mit den königlichen Kindern im Wagen, er fuhr jetzt mit Dr. Geßner, der gleichfalls Weihnachtsgast im Schlosse war. Die Prinzessin Luise, die nun schon seit zwei Jahren keine regelmäßigen Briefe an ihn mehr richten durfte (Frau von Fredell hatte es durchgesetzt), sondern nur einmal zu Alfreds Geburtstag nach Nixental schrieb, die Prinzessin sah Alfred niemals mehr ohne Zeugen. Sie kam ihm Jahr für Jahr wie er selbst ansehnlich gewachsen, mit der gleichen alten Herzlichkeit entgegen, aber in ihren klagenden Augen lag die Trauer darüber, daß man ihr den Jugendgespielen und Freund so unerbittlich fernhielt. Frau von

Fredell war sofort hinter ihr, wann immer die Prinzessin mit Alfred ins Gespräch kam. Diese stete Überwachung machte die Kinder unsicher — auch in ihren gegenseitigen Empfindungen, in denen sie selbst keinerlei Unrecht finden konnten, und die doch der erwachsenen Umgebung so schwere Bedenken zu erwecken schienen. Die Kinder erduldeten diese Trennung widerwilliger, als irgendeine der anderen zahlreichen Einengungen, welche die Gesetze der Hofgesellschaft über die ihr Zugehörigen verhängte.

All diese Umstände wirkten auf Alfreds von Ingelheim reifende und wachsende Seele in eigener und sehr sonderlicher Art. Ein Zug von Einsamkeit war ihr Wesentlichstes geworden, ein Gefühl der Vereinsamung und schmerzlicher Losgelöstheit. Für den König empfand der Knabe mit dem ganzen überströmenden Drange sohnlicher Dankbarkeit. Er fühlte fast körperlichen Schmerz, wenn bei den Königsbesuchen zu Nirental er den Kronprinzen wild in des Königs ausgebreitete Arme sich stürzen sah, während er selbst, vom gleichen Drange getrieben, in der vorschriftsmäßigen Verbeugung verharren und dem innigstgeliebten und verehrten Wohltäter in der Gemessenheit der Etikettefom nahen und gegenübertreten mußte. Oft, wenn Alfred des Königs Rechte küßte, schossen ihm Tränen ins Auge. Aber er drängte sie zurück. Denn bei aller empfangenen Güte war doch ein Stachel in ihm, der ihn schmerzhaft verletzte. Alfred fühlte, daß man ihn vom Hofe in geflissentlicher Entfernung hielt — und er konnte die weit ausschauenden Gründe hierfür nicht überblicken und erfassen. Um so tiefer schmerzte ihn die Tatsache. Er sprach niemals mit Dr. Geßner hierüber, aber er sog das Gift einer neuerlichen und bitteren Isolierung aus diesen Umständen. Er war daheim im Königshause — und war dennoch dort ein Fremder. Dort war der Boden nicht, in den er seine Wurzeln senken konnte, er war eben ein heimloses Waisenkind, nirgend wurzelständig. Das war nicht zu ändern, und in der Erkenntnis, daß diese Gedanken- und Gefühlkreise ihn nur mit Traurigkeit erfüllten und zur Arbeit minder gesammelt und weniger willensstark machten, beschloß er, sich von ihnen abzuwenden. Er mied es, über diese Dinge zu grübeln, zwang sich, seine Ausnahmeexistenz als schicksalgegeben anzusehen, und deren gesamte Beschaffenheit alles in allem als eine dennoch unendlich glückbegünstigte zu erkennen und zu beurteilen. Die für seinen Bildungsgang gegebenen Faktoren waren glänzende. Wie vielen im Lande waren sie so geboten? Erraffte er an Wissen und Können, was immer erreichbar war, so standen ihm die Wege zu einflußreichem Wirken im ganzen Staatsgebiete offen, hierfür bürgte ihm sowohl der eigene Name, Herkunft, Geschlecht, wie auch die Beziehungen zum Königshause, wie sie jetzt waren. Und das war Glückes genug. Jetzt war es an ihm, diese Umstände zur möglichst harmonischen Ausbildung all seiner Gaben zu nützen, und ein Mann zu werden, der in außergewöhnlichen Leistungen dem Lande das wiedererstatten konnte, was er an Wohlwollen,

Förderung und Fürsorge aus den Händen des Königs so überreich empfangen hatte. Und nun spannte er seinen Willen zu immer nachdrücklicherer Leistung, jetzt rang er sich Arbeitsergebnisse ab, die Lehrer und Mitschüler in Erstaunen setzten. Aus seinem blassen Knabengesicht war in diesen Jahren der Zug des Leidens geschwunden. Er war einem Ausdruck gespanntester Willenskraft gewichen, der in dem festen Blick der blauen Augen sich kundtat, die stets wie auf ein Ziel gerichtet blickten. Um diesen schmallippigen Mund bildeten sich Züge eisernen Wollens, die diesem Knabengesicht eine Frühreife gaben, wie sie bei körperlich Benachteiligten manchmal gefunden wird . . .

Dr. Geßner brachte jetzt öfter das Gespräch auf Alfreds Berufswahl. Es dünkte ihn notwendig, die Ziele dieser hervorragenden Begabung beizeiten zu erkennen, und deren Richtung bestimmt zu sehen. Auf direkte Fragen, was er zu werden gedenke, hatte Alfred so geantwortet: „Meine Vorfahren waren zumeist Soldaten und Seeleute. Vom Frontdienst schließt mich mein Körpergebrechen aus. Ich werde Philologe oder Jurist werden, um in irgend einem Fache, als Lehrer oder Beamter dem Staate dienstbar zu sein." Dr. Geßner wunderte sich und sprach das auch aus, daß Alfred, der nun im vierzehnten Jahre stand und bereits Obersekundaner war, noch keinerlei bestimmte Wünsche für die Berufswahl fühle. Ein Philologe, das wisse er aus Erfahrung, werde geboren und verspüre seine Bestimmung sehr früh. Alfred dachte hierüber tief nach und empfand es als einen neuen, bisher nicht erkannten Mangel seiner Anlagen, daß er noch keinen bestimmten Beruf in sich fühle. Das bereitete ihm scharfe Gewissensqualen und ließ ihm Zweifel darüber erstehen, ob er denn überhaupt eine Sendung im Leben zu erfüllen haben, ob er zu einer großen Aufgabe berufen sein könne, wenn er sie heut noch nicht erkannt habe. Er litt bei diesem Suchen und vermochte sich dennoch nicht über diese wichtige Frage klar zu werden.

Von Martin Luther erzählt man, daß ein Blitz, der neben ihm in die Erde fuhr, ihn, den jungen Juristen ins Kloster und in die theologische Laufbahn trieb. Ein Erlebnis von ähnlicher Unvermitteltheit begab sich in Alfreds von Ingelheim jungem Schülerleben. Es war an einem hellen Maimorgen, als er, wie er es liebte, in gemächlicher Fahrt seinen Schulweg im Auto durch die ergrünenden Fluren hin nach Erbheim zurücklegte. Da sah er auf der linken Seite des Weges, in der Nähe des Schaakeflusses, einen Auflauf. Geschrei ertönte, und die Menschen, die vereinzelt rings auf den Feldern bei der Arbeit gewesen, strömten aus allen Richtungen herzu. Auch der Helm des Gendarmen blitzte schon über die Köpfe weg vom Wasser her in der Frühsonne herüber. Alfred ließ halten, stieg aus und ging die wenigen Schritte zum weidenumkränzten Flußufer hinüber, über dem die Lerchen in märchenblauen Höhen jubilierten.

„Mörderin! Mörderin! Kindesmörderin!" schrien die Bauern, die Fäuste

in wilder Empörung gegen ein junges Weib schwingend, das soeben aus tiefer Ohnmacht erwachend, triefend naß, mit gelöstem schwarzem Haar am Ufer lag und von des Gendarmen roher Faust jetzt vom Boden emporgerissen wurde. Hart neben dem Ufer lag die Leiche eines etwa zweijährigen Mädchens, gleichfalls von Wasser triefend.

Nie in seinem ganzen ferneren Leben hat Alfred von Ingelheim jemals wieder einen erschütternderen Ausdruck von Verzweiflung fürder gesehen, wie in den todblassen Zügen der verhärmten jungen Mutter, die der Polizist soeben mit rohen Püffen aufrichtete. In diesen verängstigt umherschweifenden, wie nach einem Ausweg, einem Verstecke suchenden dunklen Augen lag ein so hilfloses Erstaunen, eine so bodenlose Verwunderung, ein so von dem Geschehenen überwältigtes Erstarren, daß die Frau einem Wesen glich, das aus tiefster Geistesnacht plötzlich zu sich kommt und über die Grauenhaftigkeit dessen, das es nun sah und erlebte, in Wahnsinn zu fallen schien. Sie schwankte wie von Kopfschlägen betäubt und drohte, während ihr haltloses Haupt matt in den Rücken sank, hintenüber zu stürzen, indes der Gendarm sie fester packte und mit roher Soldatenstimme barsch anfuhr. „Na nu los! Vorwärts! Und keine Geschichten gemacht!" Er zog ein Paar Handfesseln aus der Tasche, während die wütenden Bauern von neuem mit Verwünschungen auf die Frau eindrangen. „Totschlagen! Totschlagen das Luder! Mörderin! Bestie! Kindesmörderin!"

Alfred drängte sich, zitternd vor Aufregung, an den Gendarmen, der den vornehmen Schüler vom Sehen kannte und militärisch grüßte. Die entsetzte Frage in Alfreds Augen beantwortete der Beamte in hastigem Diensteifer. „Sie hat ihr Kind ertränkt! Eine Kindesmörderin, Herr Baron."

„Schlagt sie tot! Schlagt sie tot! Ins Wasser mit ihr!" brüllte die Menge in toller Wut.

„Herr Gendarm," stotterte Alfred, „die Frau ist ja doch selbst im Wasser gewesen!"

„Wir haben sie rausgeholt! Wollte sich ertränken! Sich und das Kind! Das Kind lag unter ihr! Schlagt sie tot! Schlagt tot das Luder!"

„Sie hat — — sich — — doch — also — — also — auch — selbst — umbringen wollen" — — —

„Zu Befehl, Herr Baron — das scheint so . . ."

„Nun also — dann — dann ist sie ja doch keine — keine gemeine Mörderin, sie wollte doch — wollte doch selbst — — selber auch sterben — — nicht wahr?" Ein Blick auf die ohnmächtig umsinkende Frau schnürte Alfred die Kehle zu, er konnte nicht weiterreden. Tränen schossen ihm aus den Augen.

„Zu Befehl — scheint so — — scheint so . . . Jetzt aber in die Stadt mit der Weibsperson! Gleich auf Nummer Sicher — Anzeige erstatten, Meldung machen, vorwärts los!" . .

„Laufen kann doch die arme Frau nicht — — ist ja — — ist ja doch halbtot" . . .

„Zu Befehl — werd' ihr — werd' ihr schon Beine machen", sagte der Gendarm, kniete auf die Erde und fesselte die Ohnmächtige, die mit geschlossenen Augen lag und mühsam atmete, an den Handgelenken. Alfred drängte sich zu dem toten Kinde, das mit offenen blauen Augen und offenem Munde dalag, die Arme über den Rasen gebreitet, die kleinen Fäuste zusammengekrampft. Ein Ausdruck wahnsinnigen Schreckens lag auf dem Kindergesicht, aus gepreßter Kehle hätte Alfred aufschreien mögen, ihn packte der ganze Jammer einer Menschentragödie, von der sein Knabengemüt doch nur einen winzigen Ausschnitt erst ahnte. Aber er biß die Zähne zusammen, wandte sich mit einem Ruck, die Bauernknechte beiseitedrängend, zu dem Gendarmen und sagte kurz und bestimmt: „Das Kind sofort in das Auto. Wir fahren zum Arzt. Vielleicht ist Rettung. Die Frau fährt mit. Sie auch. Ich fahre Sie dann zum Landgericht! Chauffeur!" Er winkte diesen, der sich neugierig herzugedrängt hatte, heran und befahl ihm, das tote Kind aufzunehmen und in den Wagen zu legen. Die plötzlich ruhig gewordenen Zuschauer sahen mit großen Augen zu, und einige von ihnen griffen mit an, als jetzt die noch immer regungslose Frau zum Auto getragen wurde. Nach Alfreds Anordnung legte man sie auf den Vordersitz und deckte sie sorgsam zu. Der Gendarm, das tote Kind auf den Knien, saß neben Alfred auf dem Rücksitz, und nun ging es in rascher Fahrt dem Städtchen zu, das von der grausen Kunde im Nu durcheilt, wie in ein Fieber geriet. Das Schicksal der armen Frau, die jetzt ihr erstes Verhör bestand, war aber dieses gewesen: Seit drei Jahren war sie mit einem Glasermeister glücklich verheiratet, einem fleißigen, nüchternen Manne, der die Achtzehnjährige, ein zugewandertes Dienstmädchen, geliebt und geheiratet hatte. Er bekam gute Arbeit, das Kind wurde geboren, und alles war in schönem Geraten. Da ließ sich der Mann mit einer Kellnerin im Städtchen ein und ging mit ihr durch, Frau und Kind blieben in Elend zurück. Die Eheverlassene arbeitete, ihren Schmerz bekämpfend, fleißig auf den benachbarten Gütern, von Tag zu Tag Nachrichten von dem Treulosen erwartend, auf dessen reumütige Heimkehr sie um so sicherer rechnete, als sie einem zweiten Kinde in einem Vierteljahr das Leben schenken sollte. Da kam nach endlosen Wochen eine mit Bleistift geschriebene Karte des Pflichtvergessenen aus Südamerika. Er schrieb, er bleibe dort und heirate die Geliebte. Da übermannte die Verzweiflung das betrogene Weib, das für sich, für ihr geborenes und ihr ungeborenes Kind Zuflucht im Flusse suchte . . . Diese Alltagsgeschichte griff in das Knabengemüt Alfreds mit ehernem Finger ein. Sie erschütterte sein Seelenleben mit solcher Gewalt, daß der Knabe unvermittelt in ein heftiges Nervenfieber verfiel, das mit seinen Nachwehen ihn lange Monate zum Patienten machte. Sobald der Kranke endlich wieder soweit gekräftigt war, daß er Teilnahme für die Außenwelt bekundete, drang er darauf, von den ferneren Schicksalen der verlassenen

Frau zu hören. Man wollte ihm die Auskünfte vorenthalten, weil man einen Rückfall befürchtete, machte aber die Erfahrung, daß das Verweigern weiterer Aufschlüsse den Genesenden quälte und aufregte, und so entschloß sich Dr Geßner, seinem noch sehr schwachen jungen Freunde Aufschluß zu geben. Das Kind war tot, die Wiederbelebungsversuche waren erfolglos geblieben. Das Geschworenengericht hatte die Frau wegen Mordes zum Tode verurteilt. Die Strafe sollte an ihr nach der Geburt des zweiten Kindes vollstreckt werden. Mildernde Umstände hatte die Geschworenenbank, fast nur aus Gutsbesitzern und Bauern des Kreises bestehend, versagt. Die Gnade des Königs war angerufen worden. Die Wirkung dieser Mitteilungen auf Alfred war grausam. Er sank blaß und stumm in die Kissen zurück und blieb einen vollen Tag mit geschlossenen Augen regungslos liegen, dann und wann ging ein Zittern durch seinen Körper. Die Beruhigungsmittel, die der Arzt reichte, bewirkten nur für Stunden ungestörten Schlaf, aus dem der Knabe in der Stille der Nacht mit Geschrei auffuhr. Schreckliche Traumphantasien mußten ihn quälen, denn die Laute, die seiner gemarterten Brust sich entrangen, klangen schauerlich, und die folgenden Tage zeigten den Leidenden in schwere Melancholien versunken. Er sprach fast nichts. Es war, als lauerten Schrecken an seinem Lager. Er verbrachte die Zeit im verfinsterten Zimmer, er duldete kein Licht, blieb jedem gütigen Zureden stumm, unbewegt von allem, was um ihn her sich begab.

Eines Nachmittags schreckte ihn die Flut des Frühlingslichts, das golden durch die geöffneten Fenster drang, aus seinem Schlafdämmer auf, und mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen nahm Alfred plötzlich des Königs langentbehrten Anblick an seinem Bette wahr. Da ging es wie ein Ruck durch seinen abgezehrten Körper. Der Kranke schnellte hoch, riß mit einem Schmerzensschrei die mageren Arme empor, umschlang des Königs Schultern, den Kopf an des Königs Brust, brach er in einen Strom befreiender Tränen aus. Dabei schluchzte er Unverständliches, aber immer deutlicher rang sich aus ihm hervor, was ihn in diesen Wochen in Banden des Verzweifelns gefangen gehalten.

„Majestät — Majestät — Majestät" — in dreifachem Anruf, wie in feierlicher Beschwörung gurgelte es aus dieser zusammengeschnürten Kehle hervor. „König — König — Gerechtigkeit — Recht — Recht — Gott — Vater im Himmel — Unrecht! Unrecht! Richter — Gericht! König! König! Furchtbares geschieht! Ihr Name — das Recht — ein Gerichtsmord — ein Justizverbrechen! Ich schwöre, Majestät, ein Justizmord — der König — muß eingreifen."

Die Tränenflut erstickte alles, in klammernder Umarmung hielt Alfred, wie letzte Rettung suchend, des Königs Schultern umschlungen, bis dieser die Arme des Knaben sanft löste, den Kranken sacht auf sein Lager legte und ihm die strömenden Tränen begütigend trocknete.

„Ruhe — Ruhe — mein Sohn. Weine nicht, Alfred. Ich weiß alles. Dr Geßner hat mir's erzählt. Heute abend noch lass' ich die Akten einfordern.

Ich prüfe genau. Ich versprech dir's, der armen Frau soll kein Unrecht geschehen, du hast mein Wort" . . .

Da — wie von einem Zauberwort beschworen, versiegten mit eins die Tränen, dieser gemarterte, entkräftete Körper begann ruhig zu werden, langsam fing die noch eben von Fieberstürmen gepeitschte Brust zu atmen an, und mit ergreifend beruhigten, mit verklärten Zügen lag der Knabe da, ein sanftes Rot schlich in seine abgezehrten Wangen, ein rührendes Lächeln spielte um seine blutleeren Lippen, und in seine umschatteten Kinderaugen kam ein Ausdruck so seliger Freude, daß der König sich ergriffen abwandte, während er auf seiner schlaff herabhängenden Rechten den matten Kuß der trockenen Krankenlippen spürte . . .

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatspräsidenten Dr. Flügge.

Es sind im letzten Winter vierzig Jahre vergangen gewesen seit dem Tage, an dem nach vielen Jahrzehnten zum ersten Male wieder ein deutscher Nationalökonom die Behauptung aufgestellt hat, seine Wissenschaft habe einen ethischen Charakter. Es war Adolf Wagner, heute der ehrwürdigste von den Altmeistern nicht nur der volkswirtschaftlichen Wissenschaft im engeren Sinne, sondern der Staatswissenschaften überhaupt. Was er damals, ein Mann von 36 Jahren, behauptete, fand keineswegs den Beifall der herrschenden Publizistik. Die öffentliche Meinung stand unter der Herrschaft der Lehren von Adam Smith und Cobden. Man freute sich, dem Vorbilde Englands folgend, alle staatliche Fürsorge im wirtschaftlichen Leben als polizeiliche Bevormundung abweisen zu dürfen, und segelte heiter auf dem scheinbar glatten Meere der von selbst wirkenden, sozialen Kräfte einher. Führende Männer im öffentlichen Leben wie Karl Braun, Faucher, Michaelis, Prince-Smith wiesen die neue Lehre mit überlegenem Lächeln ab, und H. B. Oppenheim, später ein Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, gab ihr, weil manche jüngere Professoren sich zu ihr bekannten, den Spottnamen Katheder-Sozialismus.

Aber es muß doch wohl mehr als blasse Theorie gewesen sein, was Adolf Wagner an jenem Oktober-Abend im Jahre 1871 verkündete. Denn zehn Jahre später bekannten sich Kaiser, Kanzler und Reichstag zu seinem Gedanken, indem sie mit der Arbeiterversicherungs- und Arbeiterschutzgesetzgebung den Anfang machten. Und seitdem ist das Wort wahr geworden, das Bismarck ausgesprochen, der Staatssozialismus hat sich durchgepaukt, und jahrzehntelang ist in der Gesetzgebung nicht mehr das „ob", sondern nur das „wie", nicht mehr das Prinzip, sondern das Maß, in dem das Prinzip zu erfüllen sei, streitig gewesen.

Doch es kann wohl nicht anders sein, als daß alle großen zivilisatorischen Ideen sich in einer Wellenlinie, nicht in einer Geraden durchsetzen: auf Zeiten gewaltigen Impulses, der sie hoch empor hebt, folgen andere, in denen sie bekämpft werden und einen Teil ihrer Macht über die Geister der Menschen verlieren. Und eine solche Zeit mag vielleicht jetzt für die Idee des Staatssozialismus gekommen sein.

Daß in der deutschen Unternehmerschaft sich stets Männer gefunden haben, die dem Eingreifen des Staates in die sozialen Verhältnisse widerstrebten, ist nur natürlich, und man wird es verstehen, daß, je selbstbewußter und energischer ein Unternehmer überhaupt ist, er desto

mehr geneigt sein mag, den Standpunkt patriarchalischen Herrentums in der Industrieverfassung zu vertreten. Auffallender aber ist es, daß sich in der letzten Zeit aus dem Kreise der Wissenschaft die Stimmen gemehrt haben, die dem Kathedersozialismus den Vorwurf der Verquickung von Wissenschaft und Ethik gemacht haben und seine Postulate als wissenschaftlich begründete nicht gelten lassen wollen. Und ebenso aufmerksam wird der Sozialpolitiker es beachten, daß neuerdings an der Arbeiterschutz- und besonders an der Arbeiterversicherungsgesetzgebung des Deutschen Reiches eine zum Teil recht abfällige Kritik geübt worden ist.

Mit den wissenschaftlichen Gegnern des Kathedersozialismus — es sind, in verschiedenem Grade, Sombart, Max und Adolf Weber, Ehrenberg, Pohle und andere — setzt sich Professor Herkner im letzten Hefte von Schmollers Jahrbüchern auseinander, und es darf auf seine Ausführungen hier lediglich verwiesen werden. Aber auch für eine eingehende Kritik der Angriffe, die gegen die soziale Gesetzgebung und ihre Handhabung gerichtet worden ist — sie geht vor allem von meinem ehemaligen Kollegen Friedensburg und von den Professoren L. Bernhardt und v. Wiese aus — fehlt hier der Raum. Vielmehr muß ich mich darauf beschränken, diesen Kritikern folgendes entgegenzustellen.

Die Förderung der leiblichen und der geistigen Wohlfahrt derjenigen Klassen unseres Volkes, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, ist ein Gebot der sittlichen Pflicht, mag man diese Pflicht gründen auf das Gebot der christlichen Nächstenliebe oder auf einen, wie immer, philosophisch konstituierten Altruismus. Aber nicht nur das ist sie, sondern sie ist auch eine Forderung der politischen Klugheit, denn es kann eine hochstehende Arbeiterschaft nicht nur für die Volkswirtschaft eines Landes (unter sonst gleichen Umständen) Besseres leisten als eine niedrig stehende, sondern eine solche Arbeiterschaft ist es auch, die dem Staate die Massen liefern muß, mit denen er die von früher her bestehenden Fundamente seiner Ordnung gegen Angriffe von außen und innen verstärkt. Und, daß für die leibliche und geistige Wohlfahrt der Arbeiter in Deutschland nichts mehr zu tun übrig bliebe, wird wohl kaum jemand zu behaupten wagen, er müßte sich sonst an die Wohnungsnot in unseren Großstädten erinnern lassen, die kürzlich z. B. für Berlin eine neue Beleuchtung in der über das Jahr 1911 aufgemachten Wohnungs-Enquete der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker erfahren hat, müßte sich an die Tatsachen erinnern lassen, daß in einzelnen Metallindustrien noch manche Feuerarbeiter eine Arbeitszeit von 12 Stunden haben, oder an die armseligen Löhne in der Heimindustrie. Solche und andere Tatsachen, die sich beliebig vermehren lassen, machen es gewiß, daß die Grenzen des Staatssozialismus noch nicht erreicht sind.

An dieser Überzeugung sollte man sich auch nicht irre machen lassen durch die Wahrnehmung, daß die staatssozialen Gesetze nicht alle die guten Wirkungen gehabt haben, die man von ihnen erhofft hat, und daß sie neben den erhofften auch andere Wirkungen gehabt haben mögen, die man nicht gewollt hat. Freilich, wer sich beklagt, daß auf dem Wege von den gesetzgebenden Gewalten bis zu den letzten, ausführenden Instanzen etwas von den guten Absichten dieser Gesetze verloren gehe, der beweist damit nur, daß ihm die Praxis des staatlichen Lebens fremd ist. Mehr ist an der Behauptung, daß die soziale Gesetzgebung nicht durchführbar sei ohne unbequeme Eingriffe in die Freiheit des Arbeitgebers, aber zu begegnen ist diesem Einwande mit der Frage, was für die Gesamtheit, für das Staatswohl nötiger

sei, die Förderung des Wohls der arbeitenden Massen oder die Erhaltung der uneingeschränkten Freiheit der oberen Klassen. Und am schwersten würde es wiegen, wenn es richtig sein sollte, daß unsere soziale Gesetzgebung unser arbeitendes Volk „wehleidig" gemacht hätte, rentensüchtig und unfähig zu tapferer Selbsthilfe in den Nöten des Lebens. Aber abgesehen davon, daß mir dieser Vorwurf noch nicht bewiesen zu sein scheint, am wenigsten im Sinne einer größeren Wehleidigkeit der unteren Klassen im Verhältnis zu den oberen — wäre er richtig, so würde daraus nicht folgen, daß unsere ganze soziale Gesetzgebung zu verwerfen sei, sondern nur, daß ihren nachteiligen Nebenwirkungen mit aller Kraft entgegen gewirkt werden müßte. Wie das geschehen könnte, das auszuführen reicht heute hier der Raum nicht aus, doch mag noch gesagt werden, daß es dann neben anderem nötig sein würde, die Aufgaben, die sich die moderne Jugendbewegung, besonders der Verein „Jungdeutschland" gesetzt hat, zu erweitern und sie von Staats wegen, nicht nur durch freiwillige Vereinstätigkeit, zu erfüllen: die Wohltaten, die der englischen Jugend die Nähe des Meeres und die Fülle seiner Kolonien, die der Jugend anderer Länder teils Kolonien, teils weite Räume wenig oder gar nicht benutzten Bodens bescheren, müssen wir, ein Volk mit engbesiedeltem Boden und nicht im Besitz von Siedlungskolonien, von Staatswegen unserer Jugend zu beschaffen lernen, damit sie ein lebensfröhliches und standhaftes Geschlecht bleibe.

Koloniale Rundschau.

„Neu Deutschland."

Zu einer Zeit, in der unsere Minister der heimischen außerordentlichen Hitze entfliehen, um fern von ihrem oft recht unangenehmen Wirkungskreise sich von den Aufregungen ihrer Regierungsgeschäfte zu erholen, sitzt der Leiter unserer Kolonialverwaltung Staatssekretär Dr Solf im dunklen Erdteil, in Südwestafrika, wo er selbst nach dem Rechten sehen will.

Südwestafrika, die einstige Sandwüste, dann das Diamantenland genannt, ist die Kolonie, die stets dem Mutterlande die meisten Sorgen gemacht und die auch die heimischen Kolonialpolitiker am meisten beschäftigte. Angefangen bei den ebenso blutigen wie kostspieligen Kriegen gegen die Herero und Hottentotten bis zum Auffinden der Diamanten, immer stand Südwest im Vordergrunde des Interesses. Dabei ist es die Kolonie, die dem Mutterlande infolge des Krieges, der militärischen Besatzung und der umfangreichen Verwaltung am meisten gekostet hat. Diese Tatsache hindert aber nicht, daß die Einwohner von Südwest immer wieder von neuem gezwungen sind, an das Reich mit Bitten um Unterstützung — sei es in Form von Zollnachlässen, sei es in Form von Hypothekenkredit und dergl. — heranzutreten.

Es ist gar keine Frage, daß die meisten Kolonisten, die s. Z. im Vertrauen auf die zukünftige Entwicklung von Südwest hinauszogen und sich dort ansiedelten, z. T. in einer keineswegs beneidenswerten Lage sich befinden. Nur wenige haben das erreicht, was ihnen vorschwebte, die meisten ernteten Enttäuschung und kommen nur schwer vorwärts. Es hat sich eben gezeigt, daß der Kleinsiedler in Südwest — „Radieschenzüchter" nennt ihn dort der Volksmund — ohne Kapital nicht reüssiert, besonders da ihm große Absatzgelegenheiten fehlen. Er ist gezwungen, immer neuen Kredit aufzunehmen, um sein Anwesen instand zu halten, und so sinkt er immer tiefer in Schulden, die ihn schwer belasten. Die unvermeidliche Folge davon ist, daß der

Ruf nach Grundkreditquellen stets von neuem ertönt. Bis jetzt war es dem Ansiedler nicht möglich, Geld auf sein Anwesen zu erhalten zu einem Zinssatze, der ihm ein gutes Auskommen sicherte. Also mußte er Schulden zu hohen Zinssätzen machen, und da man damit nicht auf die Dauer wirtschaften kann, soll das Reich jetzt helfen.

Die Erwägungen hierüber schwebten schon unter Solfs Vorgänger, Herrn von Lindequist, der die Kreditfrage in der wirtschaftlichen Kommission des Kolonialamts beraten ließ. Der Rücktritt Lindequists machte die weitere Ausführung des Gedankens einer staatlichen Institution zur Regelung der Kreditfrage in Südwest einstweilen unmöglich. Jetzt hat nun Dr Solf diese Frage wieder aufgenommen und das Gastgeschenk, das er den Südwestern mitbrachte, ist die Zusicherung, daß bald staatliche Hülfe den bedrängten Farmern winke — wenn der Reichstag die in Betracht kommenden Millionen, die das Reichskolonialamt hierfür fordert, bewilligt. Denn die Millionen, die zur Fundierung des neuen Institutes dienen, sind sozusagen à fonds perdu gezahlt, und es hängt vom Reichstage ab, ob und wieviel hierfür bewilligt wird. Allzugroß wird die Geneigtheit des Parlaments zu dieser Bewilligung nicht sein, und es wird im Winter Herrn Solf einen nicht leichten Kampf kosten, die Mehrzahl der Reichstagsmitglieder für sich zu gewinnen.

Sehr viele Abgeordnete stehen — und das vielleicht nicht ganz mit Unrecht — auf dem Standpunkte, daß uns Südwestafrika bereits genug gekostet hat und daß es bald an der Zeit ist, daß dieses Land finanziell etwas mehr auf eigene Füße gestellt wird. Wenn der Reichstag überhaupt für eine neue Zahlung von einigen Millionen einwilligt, dann dürfte dieses sicherlich nur unter ganz bestimmten Kautelen für die Sicherheit des Geldes sein und nicht in so freigebiger Weise, wie man in Südwest es wünscht.

Überhaupt hegt man in Südwest recht viele Wünsche, deren Erfüllung zum Teil sehr schwer ist. Das dürfte Herr Solf jetzt bei seiner Anwesenheit von neuem erfahren haben. Trotzdem, er hat — den bis jetzt bekannt gewordenen Berichten zufolge — in Südwest recht gut abgeschnitten und einen großen Teil der Bevölkerung bei seinem gewandten Auftreten für sich gewonnen. Nicht zum mindesten verdankt er das seiner Rednergabe, die ihm auch in Südwest zustatten kam. Von neuem appellierte er an das „Neudeutschland", das Südwestafrika zu werden verspreche, und dieses Wort verfehlte seinen Widerhall im Schutzgebiete nicht. Wenn dieses Wort aber zur Wahrheit werden soll, dann muß gesorgt werden, daß es mehr ist als ein Schlagwort, dann müssen die Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonie ganz anders gestaltet werden, als es jetzt der Fall ist: jetzt sendet Südwest seine Diamanten statt nach Hanau nach Amsterdam und Antwerpen, sein Kupfer nach der Union von Nordamerika, sein Vieh nach dem Kaplande! Gewiß soll nun nicht verlangt werden, daß alle diese Produkte nach Deutschland gehen; ein solches Verlangen wäre töricht, denn die Südwester verkaufen dorthin, wo sie den höchsten Preis erzielen. Aber ein Gebiet gibt es, wo sich ein engerer Anschluß des Schutzgebietes an das Mutterland ermöglichen läßt: näher und näher rückt nämlich der Zeitpunkt, in dem Südwestafrika als Exporteur von Fleisch und Vieh in Betracht kommt, beides Produkte, die Deutschland in wachsendem Maße benötigt. Trotzdem sind die Grenzen des Mutterlandes dem südwestafrikanischen Fleisch in derselben Weise verschlossen wie dem Auslande, dieselben Zollsätze und Einfuhrbeschränkungen lasten auf dem Fleisch

aus „Neudeutschland“ wie auf Produkten aus Argentinien! Diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu bereiten, muß unbedingt Aufgabe der Kolonialverwaltung sein. Die Mauer, die dem südwestafrikanischen Fleisch den Weg nach dem Mutterlande, wo es dringend gebraucht wird, versperrt, muß unbedingt fallen, wenn ein Anschluß Deutschlands an die überseeische Ansiedlung erzielt werden soll. Wird diese Möglichkeit versäumt, dann vollzieht sich auf die Dauer ein wirtschaftlicher Anschluß von „Neudeutschland“ an die südafrikanische Union. Was das für uns heißt, das hat die Kolonialgeschichte anderer Länder uns schon bewiesen; man braucht nur an Canada zu denken, dessen wirtschaftlicher Anschluß an die Vereinigten Staaten ja eine Frage der Zeit ist.

Coloniensis.

Kirchlich-theologische Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Der neue Apostolikumstreit.

Ein lebhafter Vorgang auf der liberalen Berliner Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt ist nicht nur als Losung für die im Herbst bevorstehenden neuen Kirchenwahlen zu begrüßen — die Debatte gewinnt durch die bedeutsame Kundgebung des neuen Berliner General-Superintendenten D. Lahusen, der auf Schleiermachers Kanzel (Dreifaltigkeitskirche) in mildpositivem Geiste wirkt, eine über den Tag hinausgreifende Kraft, zumal der Geheime Konsistorialrat Lahusen zugleich im Sinne der übrigen Generalsuperintendenten (mit besonderer Beziehung auf D. Dryander und den bereits verstorbenen D. Braun) sich aussprach. Die Liberalen fordern Parallelformulare für die Konfirmation, in denen der Zwang zur Verpflichtung der Kinder auf das sogenannte „Apostolikum“ beseitigt ist. Die letzte Brandenburgische Provinzialsynode hatte in dieser Sache einen ihrer orthodoxen Mehrheit angemessenen Beschluß gefaßt; der Evangelische Oberkirchenrat hält in seinem Erlaß vom 6. Juni 1911 zwar an der Pflicht zum Apostolikum fest, betont indes in der Begründung, es handle sich keineswegs um eine Bindung an den Ausdruck, der Pfarrer übe vielmehr Recht und Pflicht, wenn er im vorangehenden Unterricht die Konfirmanden in den Geist des evangelischen Glaubens im Anschluß an das „Apostolikum“ einführe. Der Oberkirchenrat sanktioniert damit eine doppelte Stimmung der Konfirmanden zum alten Credo: eine gebundene und eine freie, je nach der theologischen und religiösen Stellung der konfirmierenden Pfarrer. Daher die gründliche Abneigung unserer Orthodoxie gegen den Oberkirchenrat, durch dessen konziliante, der Theologie seiner einflußreichsten Mitglieder entsprechende Kirchenpolitik auch der Fall Heyn die günstige Wendung vor dem Kleinen Spruchkollegium genommen hat. Auf der liberalen Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt gerieten liberale und orthodoxe Pfarrer, nach dem Vorstoß des freisinnigen Realschuldirektors Pohle, heftig aneinander; der liberale Pfarrer Steiniger berichtete, vor seiner Ordination habe der pietistische Generalsuperintendent Braun die Ordinanden nur auf die evangelische Substanz des Apostolikums (unter ausdrücklichem Dispens von dessen Wortlaut) verpflichtet. Sein Amtsbruder Augar sekundierte ihm, auch er sei nicht auf den Wortlaut des Apostolikums ordiniert worden, und der orthodoxe Debatter mußte zugeben, daß es ein evangelisches Lehrgesetz allerdings nicht gebe — dann fuhr er erleichtert in seinen Ausfällen (im Namen seiner Freunde) fort: die Liberalen mögen die „Wahrhaftigkeit“ be-

tonen, die Orthodoxen bekennen im Apostolikum die göttliche „Wahrheit".

Generalsuperintendent D. Lahusen erkannte an, daß es sich bei der Frage der apostolikumfreien Parallelformulare nicht nur um die Konfirmation handle, sondern zugleich um den Gottesdienst, um die Taufe, letztlich um die Ordination. Eine vollgültige evangelische Konfirmation könne sehr wohl auch ohne Apostolikum gehalten werden, Apostolikum und evangelischer Glaube seien nicht identisch! Er würde nicht imstande sein, evangelische Theologen zu ordinieren, wenn er sie auf die einzelnen Stücke des Apostolikums verpflichten sollte, wie Jungfraugeburt, Auferstehung des Fleisches usw. Der evangelische Glaube habe in dem ehrwürdigen Bekenntnis einen unvollkommenen Ausdruck gefunden. Es sei „keine Frage" mehr, daß dieses menschliche Bekenntnis uns nicht genüge: wir wünschen, daß dieser und jener Ausdruck darin nicht stünde oder daß andere Dinge sich dort vorfänden! Beim Apostolikum handele es sich lediglich um das, was „darin evangelischer Glaube" sei, zu dem sich der Pfarrer und die Gemeinde bekennen. „Wo die Grenze ist, das bleibt eine Frage des Gewissens und der inneren Stellung des einzelnen Protestanten. Da können wir kein Gesetz aufrichten." Lahusen schloß seine kirchenpolitische Antrittsrede mit den versöhnlichen Worten, welche ihn ehren: „Im Grunde sind wir einig; wir möchten das, was das Apostolikum in sich trägt, als evangelischen Glauben immer tiefer ergreifen, aber auch die Freiheit von menschlichen Formen uns allezeit bewahren." Dieser Standpunkt ist nicht nur evangelisch und protestantisch, er ist zugleich das Programm des Oberkirchenrats, das im deutlichen Widerspruch steht zu der Haltung des Brandenburgischen Konsistoriums, das über den eigenen Kirchturm in bürokratischer Verknöcherung nicht hinauszublicken vermag.

D. Lahusen hat vor etlichen Jahren eine Reihe Predigten, die er in der Dreifaltigkeitskirche gehalten hat, über das „Apostolikum" veröffentlicht, nachdem er schon vorher in einem Vortrage das Dogma von der Jungfraugeburt zum Verdruß der Ausschließlichen preisgab. In jenen Apostolikumspredigten wird an Ostern und Himmelfahrt unmißverständlich erklärt, daß es sich um den Geist handelt, daß aber der Leib zum Staube zurückkehrt und daß Fleisch und Blut Gottes Reich nicht ererben. Gewiß, Lahusens Predigtserie ist anders orientiert als die gleichfalls im Druck vorliegenden Predigten zum Credo von dem liberalen Berliner Pfarrer Nithack-Stahn an der Kaiser-Wilhelm-Kirche; der Unterschied ist kein genereller, lediglich ein Gradunterschied. Der evangelische Glaube wird hier wie dort nicht festgelegt auf die alten Glaubensformen: in stärkerer und geringerer Umwertung der kirchlichen Überlieferung schafft sich protestantische Überzeugung ihren modernen und beredten Ausdruck. Und darauf kommt's an. Es ist jedem klar, daß das Apostolikum als fester Bestandteil evangelischer Gottesdienste, der Einsegnung, der Taufe und der Ordination nach den Erklärungen des Oberkirchenrats und des D. Lahusen ein verlorener Posten ist, der nur noch aus einer letzten Furcht vor den orthodoxen Lärmmachern mit leidlichem Anstand (äußerlich) eine Weile behauptet wird. Nach Lahusens öffentlichem Eingeständnis ist es „keine Frage", daß eine Verpflichtung auf die einzelnen Stücke des Apostolikums unevangelisch sei. In der Tat gibt es keinen einzigen namhaften Theologen mehr, der ohne Abzug die Sätze des Apostolikums festzuhalten vermag! Als unsere Orthodoxie im April nach mühseliger Vorbereitung und unter kläg-

licher Beteiligung die erste Tagung des „Allgemeinen Positiven Verbandes" abhielt, dessen Abkürzungszeichen: A. P. V. man als Allgemeine Positive Verlegenheit lesen muß, da wurden in der Diskussion die beiden theologischen Referenten des Kongresses, Professer Schäder-Kiel und Professor Kropatscheck-Breslau in bezug auf die sogenannten „Heilstatsachen" aus der Versammlung heraus schlimmer Ketzereien überführt; nur mit äußerster Not gelang es dem unentwegten, theologisch ahnungslosen Grafen Hohenthal, den Skandal in der eigenen Mitte der zur Tötung des Liberalismus herbeigeeilten Brüder zu verhüten und die Glaubensversammlung als Wrack in den Hafen zu ziehen. . . Das „Apostolikum" ist eben nicht mehr das Bekenntnis der evangelischen Kirche; keine theologische und kirchliche Gruppe im Gesamtbereich des Protestantismus steht noch auf diesem Boden! Bei Protestversammlungen gegen den „grundstürzenden" Liberalismus läßt man es mit kluger Regie von der „wogenden" Versammlung, die sich wie „ein Mann" erhebt, „einmütig" auffagen — und nachher lächeln die Auguren sich verständnisvoll an, wenn sie beim Dauerschoppen sich gemütlich niederlassen und unter sich sind.

Die Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt hat bereits vor einem Menschenalter, als Kögel noch die Macht in Händen hatte, am 5. Juni 1877 eine Sturmsitzung in Sachen des Apostolikums erlebt, als der Kochhannsche Antrag verhandelt wurde, der das Glaubensbekenntnis aus den Gottesdiensten und allen kirchlichen Akten entfernt wissen wollte. Der liberale Prediger Rohde hielt damals eine ausgezeichnete Rede, welche der übergläubige Oberhofprediger von Hengstenberg mit den „bewegten" Worten unterbrach: „Ich kann es nicht länger mit anhören, daß unser Heiland in dieser Weise verunglimpft wird und das Heiligste unseres Glaubens mit Füßen getreten . ." In begreiflicher Erregung hat Rudolf Kögel die orthodoxe Position mit militärischer Bildkraft (Schloßkapelle!) zu verteidigen versucht: „Man hat dieses Banner ein mit Kugeln durchlöchertes und unleserlicher Inschrift versehenes genannt. Meine Herren! Unter diesem Banner ist noch nie eine Schlacht verloren gegangen! Rühren Sie nicht an die Fahne des Königs aller Könige! In diesem Apostolikum steht geschrieben: Er wird kommen zu richten die Lebendigen und die Toten — sowohl die, die sein Bekenntnis abschaffen wollen, wie auch uns, die wir auf diesem Bekenntnis stehen und auf und für dasselbe zu sterben begehren."

Diese Erinnerung an ähnliche Vorgänge auf derselben Synode von 1877 ist wertvoll, weil wir die Entwicklung der Zeit daran erkennen können: im Einklang mit den andern „Oberhirten" und dem Oberhofprediger — der zugleich die geistliche Spitze des Oberkirchenrats bildet — gibt der Berliner Generalsuperintendent den dogmatischen Gehalt des Apostolikums frei und beschränkt sich auf „den evangelischen Glauben darin". Von der „Fahne des Königs aller Könige", womit damals Herr Kögel dem alten Kaiser die Niederzwingung des Liberalismus pfäffisch nahelegte, ist nicht mehr die Rede. Im alten Berliner Dom inszenierte Kögel am Sonntag nach jener Synode eine theatralische Demonstration: er hielt selber die Liturgie, fiel beim Verlesen des Apostolikums auf die Knie und hypnotisierte die Gemeinde zu gleichem Kniefall, in „tiefer Inbrunst" bekannten sie laut miteinander die „Heilstatsachen" des Christentums. Vielleicht ist das alte Rezept noch hier und da zu gebrauchen?! Aus Kögels Aufzeichnungen biete ich noch folgende Charakteristik: „Die Rede Rohdes brachte Lästerungen wider die jungfräuliche Geburt des Herrn. Als ich am nächsten Morgen nach der ge-

lieferten Schlacht (!) meine Kollegen in der Hindersinstraße aufsuchte, fand ich sie alle verstört (von Hengstenberg, Baur, Stöcker). Mich selbst hatte in der Frühstunde der rotblühende Kastanienbaum meines Stiftsgärtchens wunderbar getröstet: wenn Gott der Herr solchen Baum mit Blüten kleidet, wird er seine Kirche nicht ohne Schutz und Schmuck lassen. Ich schlug meinen Kollegen eine Partie nach dem Zoologischen Garten vor . . Im Zoologischen Garten (!) entwarf ich eine Abwehr, die ich tags darauf im Einverständnis mit meinen Amtsbrüdern gedruckt an den Türen des Doms verteilen ließ." Alle diese rührenden Bemühungen haben die Entwicklung nicht aufzuhalten vermocht. Die Jahre folgen einander, doch sie gleichen sich nicht. Das fälschlich sogenannte „Apostolikum" — es ist das vieldeutige Taufgebot der südgallischen Kirche seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts! — muß und wird fallen, gestürzt durch den kirchlichen Liberalismus. Das ist die Bedeutung und die Losung der Stunde.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Ludwig Fulda, dem glücklichen Jubilar der viel berufenen „Fünfzig", ist über seine „Persönlichkeit" soviel Schönes, zum Teil Bedeutendes gesagt worden, daß dem später Kommenden zu sagen fast nichts mehr übrig bleibt. Und auch nur auf ein allenthalben übersehenes Moment möchte ich hinweisen:

Fuldas Poetenseele, zu vornehm, um geräuschvoll zu sein, zu tief, um anders als einfach zu sein, zu reich, um von anderer Besitz leihen zu müssen, hat u. a. ein Merkmal, sie lösend aus der großen Gemeinsamkeit der „Moderne": ihr lauteres Eigenverhältnis zu dem dichterischen Problem der Liebe und ihre konzentriert selbstische Kraft, den Künstler zurückzuhalten von jedem letzten Worte der Enthüllung, jedem letzten Striche der Entfaltung bei der versuchten Lösung des Problems. Diese glückliche Reinheit und Scheu vor der letzten Konsequenz bildnerischer Ausdrucksmittel ist bei Fulda gepaart mit jener Grazie des bauenden Wortes, wie wir beides oft und schön bei den älteren Franzosen, und hier mit besonders künstlerischem Schliff und eindrucksicherer Prägsamkeit bei Molière finden. Aus solcher naturinnerlichen Artverwandtschaft mag zunächst Fuldas von jung an genährte Vorliebe für Molière, später seine suchend eindringende Vertiefung in dessen geistige Welt, endlich — und als natürliches Ergebnis — seine unmeßbar meisterliche Übertragung und teilweise Umdichtung von Molières unsterblichen Werken erwachsen sein. Und seine Molière-Übertragungen [1]) sind auch das unverrückbar Bleibende in Fuldas bisherigem Schaffen! Fulda hat Molière für die deutsche Literatur nicht „gewonnen", denn er war in deutscher Sprache längst gekannt; aber Fulda hat Molière zur deutschen Buch-Klassizität erhoben! Er hat, auch für die deutsche Bühne, Molière erneuert und ihm für unser verstehendes Genießen Dauer gegeben! Der Fulda-Molière [1]) (2 Bände ausgewählte Dramen Molières enthaltend) wird für immer der deutsche Molière bleiben, da er vorher an Kunstwert nicht erreicht worden und fernerhin nicht zu überbieten ist.

In gleichem Sinne mußte Fulda von Rostand [1]), dem ziselierenden Wortkünstler und zartsinnigen Poeten, dem witzigen Kritiker und humorvollen Ausdeuter, dem „Schelm" der französischen Moderne sich angezogen und aufgefordert fühlen, insbesondere seinen

„Cyrano" der deutschen Literatur und Bühne übersetzend zuzuführen. Und auch in punkto Rostand ist ein sehr merkwürdiges Moment bei Fulda allenthalben übersehen worden. Nämlich: daß Fuldas Meisterwerk „Der Talisman" — so viel früher entstanden, als Rostands „Cyrano" — daß beide, trotz der Verschiedenheit ihrer Stoffe, in deren künstlerischer Behandlung eine wahrnehmbare physiognomische Ähnlichkeit aufweisen. Man lese den „Talisman" und man lese den „Cyrano", beide als Buchdichtung[1]) heut unter diesem Gesichtswinkel! Daß Fulda übrigens auch einen Band vornehmschlichter Novellen[1]) „Lebensfragmente" geschrieben, deren Lektüre zu den ganz intimen Literaturfreuden stiller Stunden gehört, scheint wenig bekannt zu sein. Auch auf seine, mehrere Bände füllende Lyrik[1]), auf diese fein ziselierten Verse, auf seine „Sinngedichte" mit ihrem scharf pointierten kritischen Witz oder Humor möchte ich hier mit Nachdruck hinweisen.

* * *

Im Anschluß an unsere „Reise-Rundschau" der Juli-Nummer von „Nord und Süd" beginne ich heut mit einem erlesenen Reisegenossen, mit Oskar A. H. Schmitz, dem geistvoll erziehlichen Autor des „Breviers für Weltleute"[2]), der uns in seinem soeben erschienenen Buche „Fahrten ins Blaue"[2]) zu seinen Begleitern auf ergiebigen Mittelmeerzügen macht. Wir landen an allen interessanten Stätten des Balkan, der Levante; kreuzen die Riviera di Ponente, streifen an der ganzen französischen Westküste, bis hinunter nach Spanien und den Malorka-Inseln. Aber wir sind keine oberflächlichen Küstenfahrer; wir machen wundervolle Ausflüge tief in die Länder hinein, deren Völkerschaften ihre Sitten und Bräuche, ihr Gelebtes und Gefühltes uns erschließen müssen unter des Autors scharfer Beobachtung und sicherer Schilderung, die seinem reserviert verwendeten Worte bewunderungswürdig gehorcht. In der struktiven Solidität seiner Sprachbehandlung liegt etwas von der gesunden und feinen Achtung vor der Kunst, die so garnicht mehr modern ist, die aber an die Besten einer vergangenen Epoche erquicklich erinnert.

Ich denke, zu Schmitzs Ruhm, z. B. an Fritz Mauthners[1]) „Aus dem Märchenbuche der Wahrheit". Welch eine unsagbar fertige, in sich geschlossene Sprachform, die das gedanklich Tiefe, sinnvoll Erhellte in den einfachsten Worten geadelt ausdrückt. Und welch ein Reichtum der betrachtenden Lebensvergleichung. Ich denke weiter an „Hermann Isinger" von Adolf Wilbrandt[1]), dessen Vortrag soviel erweckliche Stimmung und poetische Schönheit zeigt, wie ihr Schöpfer selbst später sie kaum je wieder erreicht hat. Und diese vielverschlungenen Schicksalswirrnisse in der Komposition, als Hintergrund für das gestaltenreiche und doch so leicht übersehbare Menschenbild, in dessen Mitte der Sonderling-Gelehrte sein Wesen treibt. Was ist das, rein als Arbeit, profund und zuverlässig! Ja, damals „arbeitete" man eben noch, bis eine Aufgabe wirklich beendet, von innen her logisch durchgeführt „fertig" war. Ich denke weiter an des alten Kügelgen[1]) „Erinnerungen eines alten Mannes". Wie ist das erzählt, geplaudert, geschildert! Wer sich zu besinnlich stiller Erholungsstunde in dieses Stück Jugendleben vertieft, hat einen verläßlichen Freund, einen Berater in der wohlbestellten Weltklugheit, dem gefaßten Menschenverstehen des alten Mannes gefunden. Es ist etwas darin, das mich an das Beste und Edelste in dem sonnigen, traulichen, weitschauenden „Waldschulmeister" von Peter Rosegger[3]) erinnert. Nur was bei Kügelgen Kontemplation, ist bei dem einsamen, simplen Schulmeister goldene Herzenseinfalt.

Es ist erwogene Absicht, wenn ich in einem Atemzug mit diesem eine Neuerscheinung erwähne: die „Goethe-Bibliothek“, von Karl Georg Wendriner herausgegeben[4]), in der bislang 2 Bände erschienen sind. Band I „Goethe, aus näherem Umgange dargestellt“. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk, im Jahre 1824 beendet. Daß der Band, mit Goethe-Begegnungen und -Aussprüchen gefüllt, des Interessanten viel enthält, versteht sich von selbst. Ebenso bei dem II. Band „Erinnerungen“, — Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe — von J. P. Eckermann. In leicht erklärlicher Gedankenverbindung: Goethe — Faust — Kainz, möchte ich für besonders gesammeltfrohe Feierstunden einer Kainz-Hinterlassenschaft gedenken, die dieser Tage erschienen ist: „Der junge Kainz“ Briefe an seine Eltern[5]). Lauter Dokumente einer schlichthin unbeschreiblichen Sohnesliebe: tiefinnig, treu-kameradschaftlich, lebenverwurzelt, respektlos, kindisch-unartig und wieder kindlich-demütig — alles aber so schön menschlich und seelenverbunden, so traulich-vertraut. Weiter erzählen diese Briefe in köstlicher Naivität von dem Beginne seiner Bühnenlaufbahn. Worunter sein erstmaliges Auftreten in der Faust-Rolle als siebzehnjähriger Grünling bemerkenswert ist. Wie das noch alles in dem selbstüberzeugten, schon damals übrigens in allem Jugendübermut sehr ernsten Jungen schäumt und braust und jauchzt und rattert! Und wie solid erzogen er spart und mit seinen Groschen haushält! Und wie stets und überall wieder das Studium gewichtig in den Vordergrund gestellt wird. Ein liebes, freundsames Buch — von Arthur Eloesser, dem verdienten Literatur-Historiker, mit einer herzwarmen, feingedachten Einleitung versehen und mit zehn Bildern von Kainz und seinen Eltern geschmückt. Eloesser, der als intimer Freund den Menschen Kainz verstanden hat, der als Theaterkritiker von Beruf dem Künstler Kainz bis in die letzten Geheimgänge seiner Intuitionen zu folgen wußte, war wie kaum ein anderer erlesen, das Verstehen dieser zusammengesetzten Künstlernatur dem Leser zu erschließen.

Ist dieses Buch in allem Frohsinn von ernster Art, so ist ein anderes umgekehrt in äußerer Gemessenheit voll heimlicher Ulkstimmung. Ich meine Curt Kamlahs[6]) Bekenntnisbuch „Die Erziehung zum Lyriker durch Otto Erich Hartleben“. Der Autor ist jener Vetter Hartlebens, der in dessen Lore-Satiren eine so beneidenswerte Wurschtigkeit der Pedanterie an den Tag legt. In diesem Fahrwasser bewegt sich das ganze, nicht grade anspruchberechtigte, noch weniger anspruchlose Buch, das dennoch manchem Leser manche Freude bereiten dürfte. Insbesondere in jenen trinkfest frohen Kreisen, die dem frühverblichenen Otto Erich nahegestanden.

Eines jener großen Talente, deren gutgeordnete Verwaltung fast noch mehr Freude macht, als die Begabung selbst, ist Hans Hart[3]), der neuerlich wieder mit einer „frohen Rokokogeschichte vom Rhein“, des Titels „Kupidos Bote“ Ehren gewinnen dürfte. Hans Hart ist heut kein Unerklärter mehr, und man braucht nur hinzuzufügen, daß es hier wirklich sich um eine sehr frohlaunige Liebesabenteuer-Geschichte handelt, die viel mehr wert ist, als bloß eine leere Stunde mit Unterhaltung zu füllen. Nicht so frohlaunig, aber von gleicher Respektabilität der Begabung erweisen sich einige Bände Erzählungen von A. de Nora[3]) „Sensitive Novellen“ und „Totentanz“ — ein Dutzend Novelletten. Von einem eignen Geist der Frage und zugleich der wissenden Augen spürend bewegt, greifen die aufgeworfenen Probleme

mit ihrer versuchten Lösung und Klärung tief hinein ins Menschenleben, ins menschliche Herz und Weltbewußtsein. Wirkt de Nora zuweilen exzentrisch, so weckt der Spanier Luis Coloma[7]) innerhalb eines handlungbewegten Carlisten- und Hochadel-Milieu warme Teilnahme mit seinem tragischen Romanstoffe „Boy“, der bis ans Ende unser aufhorchendes Interesse fesselt: „Boy“, eines alten Herzoghauses letzter Sproß und aller Grazien und Anmut Liebling, voll keuschen Edelsinnes, leichtfertig und unberaten wie ein Kind, wird von einer vulgären Stiefmutter aus dem reichen, edlen Hause in peinliche Ratlosigkeiten, Schulden und zu dem Ausweg der Carlisten-Umtriebe gedrängt, bei denen er sein junges Leben einbüßt. Coloma, als Autor noch von unerprobter Potenz, empfiehlt sich in diesem Buche als ein Erzähler, dem gut zuzuhören ist, der spannend zu entwickeln weiß, der folgerichtig aufbaut und seinen Gestalten pochendes Blut in die Adern gießt. Das ist, weiß Gott, nicht wenig!

Schließlich noch eine ganze Festtafel von Delikatessen: ein Buch von Peter Altenberg[5]), das er „Altes Neues“ nennt. Nun weiß jeder, der Altenberg kennt, wie dieser die Welt seiner Umwelt in seiner Netzhaut auffängt, und was aus dem winzigsten Bildzipfelchen bei dieser Reflex-Arbeit wird. Und jeder weiß, daß all sein „Altes“ für uns Empfangende immer wieder neu wird, sobald er es neu zu sehen beliebt. Und ein wirklich Neues hat sich diesmal eingeschlichen: da und dort ein verhaltenes, scheues Humörchen, das recht wehmütig wirken kann. Als fröhlicher Champagner-Nachtisch endlich einen Schöttler[3]), der Mann der turbulenten Wahrheiten, der einen neuen Band Lachbarkeiten unserm lieben Leser auf den Weg geben möchte — „Weib, Wahn, Wahrheit“. Wer auf heiterem Wege zu beachtenswerten Denk-Ergebnissen gelangen will, der packe das Büchlein in seinen Koffer, und er wird mir danken, wie ich möchte, daß alles hier Gesagte Dank finde — vor allem Dank verdiene!

1) Verlag von J. G. Cotta, Berlin.
2) Verlag von Georg Müller, München.
3) Verlag von L. Staackmann, Leipzig.
4) Verlag von Morawe und Scheffelt, Berlin.
5) Verlag von S. Fischer, Berlin.
6) Verlag von Schmitz und Albartz, Düsseldorf.
7) Herderscher Verlag, Freiburg i. B.

Geisteswissenschaftliche Rundschau.

Philosophische Betrachtungen. Fragmente aus dem literarischen Nachlaß von Gustav Levinstein. 99 Seiten. 1912. Berlin. Leonhard Simion Nf.

Zu diesem Büchlein hat die Witwe des Verstorbenen ein kleines Vorwort geschrieben, in welchem sie Dr Kupperberg, der die vorliegenden Fragmente bearbeitet hat, ihren Dank ausspricht und weiter sagt, daß ihr Mann lediglich aus dem „unbezwinglichen Streben nach poetischer Betätigung, nicht aber als fachmännisch gebildeter Philosoph seine Reflexionen zu Papier gebracht hat“. Die beste Bestätigung für diese Charakteristik ist aber der Inhalt des Buches selbst. Von einer strengen Beurteilung fachmännischerseits kann freilich keine Rede sein. Der philosophierende Laie ist der wahre Pragmatist. In die ihm fremde Eigenwelt des philosophischen Gedankens vermag er sich nicht hineinzuleben, und wenn er eine Weltanschauung rezipiert, so beurteilt er sie stets entweder vom Standpunkt eines persönlichen Wertes, den er hochhält, oder unter dem Gesichtspunkte des praktischen Nutzens. Levinstein war aber, wie es seine Reflexionen erkennen

lassen, eine idealistisch veranlagte Persönlichkeit, und so lag ihm die erstere pragmatistische Betrachtungsweise näher. Mit der ganzen Kraft seines religiösen Empfindens kämpft er gegen streng phänomenalistische Denkrichtungen an, die das menschliche Ich und das objektive Sein entwerten und illusorisch erscheinen lassen. Das macht die vorliegenden „Philosophischen Betrachtungen" interessant. Sie sind ein schönes und lehrreiches Beispiel dafür, daß philosophische Systeme nicht nur im Nacherleben verstanden, sondern erst dann bejaht verneint und umgedacht werden können, wenn man den Eigenwert der menschlichen Persönlichkeit und die idealen Werte der Menschheit nicht aus den Augen verliert.

Max Schlesinger. Geschichte des Symbols. Ein Versuch. VIII und 474 Seiten. 1912. Berlin. Leonhard Simion Nf.

Mit besonderem Interesse griff ich zu diesem vom Verlag stilvoll ausgestatteten Buche. Ich wollte sehen, wie die erhabenen Geschehnisse der Natur sich im Lebensbewußtsein des Menschen, wie in einem Prisma, symbolisch gestalten und verklären und wie die Menschheit in Zeiten innerer Umwandlung und im Drange nach Selbstdarstellung die Natur zu Hilfe ruft, um ihre tiefsten Erlebnisse und geahnten kosmischen Beziehungen in Symbolen zu versinnbildlichen. Ein Stück Lebens- und Geistesgeschichte der Menschheit glaubte ich also vor mir zu haben. Allein das Buch Schlesingers, sonst eine außerordentlich fleißige Arbeit, ist rein historisch, selten kultur-, vorwiegend aber literaturgeschichtlich gehalten und erweist sich als eine gehaltvolle Literaturgeschichte des Symbols. Der Verfasser hat viele Gebiete durchwandert, den zerstreuten Stoff mit Sorgfalt und Liebe gesammelt und zu einem sprachlich, wie sachlich wohlgeformten Ganzen vereinigt, das den Leser allseitig über Ursprung (philologisch und historisch), Wesen und Bedeutung des Symbols in der Wissenschaft, Kunst und Religion belehrt. Schade nur, daß wir die Kulturpsyche, die dieses feine Gewächs menschlichen Gemütslebens speist und in verklärten Umrissen in den Symbolen ruht, nicht zu fühlen bekommen. Die gehaltvollsten Partien des Buches sind die Kapitel über Philosophie und Symbolwissenschaft, Ästhetik und religiöse Symbolik (auffallend arm ist das Symbol in der Malerei behandelt). Die in Fülle vorgetragenen Wesensbestimmungen und Erklärungen des Symbols (häufig im Zusammenhang der Weltanschauung ihrer Autoren) sind selbst so gedankenreich, daß wir uns leicht über die, mir scheint, etwas voreingenommene skeptisch-kritische Auffassung des Verfassers hinwegsetzen können und ihm dankbar bleiben wollen für seinen als gelungen anzusehenden Versuch, der einem offenen Bedürfnis entgegenkommt.

Dr M. Kupperberg.

Wirtschaftliche Rundschau.

Diejenigen deutschen Kapitalisten, die vor einigen Monaten bei der Einführung der Aktien der Naphthaproduktionsgesellschaft Gebr. Nobel an der Berliner Börse Aktien dieses größten russischen Petroleumunternehmens gekauft haben, können sich einen glänzenden Gewinn ins Hauptbuch schreiben. Im allgemeinen hat das Strohfeuer, das bei Neuemissionen künstlich von den Emissionsfirmen und ihren Agenten angefacht zu werden pflegt, keinen langen Bestand. Wenn erst das richtige Verkaufsmaterial an den Markt kommt, sinken die anfangs durch künstliche Zurückhaltung des Materials emporgetriebenen Kurse bald in sich zusammen. Bei den Naphtha-Nobel-Aktien war das aber einmal anders. Wer da am Anfang

kaufte, hat glänzend verdient, und das Merkwürdigste bei der Sache war, daß die deutsche Emissionsfirma, die Diskontogesellschaft, durch die Kurssteigerung und die Dividendenerhöhung, die sie einleitete, wenn auch nur zum Teil begründete, ebenso überrascht wurde wie das Publikum. Das Merkwürdigste, — weil in Paris, London und New York, an den Märkten, wo sonst die großen internationalen Petroleumwerte notiert waren, bereits lange vor der Naphtha-Nobel-Hausse ein veritabler Boom in Petroleum-Aktien sich abgespielt hatte. In New York waren die Shares der Standard oil Co. von dem Moment ab, in dem der große Rockefeller-Trust durch das Urteil des Obersten Bundesgerichts in 33 immer noch recht anständige Stücke zerlegt worden war, in eine aufsteigende Bewegung geraten. Daß die Kraft und der Zusammenhang des Trusts durch die rein theoretische, nur für das Auge berechnete „Auflösung" nicht geschmälert wurde, konnte nicht den Grund für diese Aufwärtsbewegung bilden. Denn niemand hatte ernstlich geglaubt, daß es sich um mehr als eine Scheinauflösung handele. Schon eher hatte die Auflösung insofern eine stimulierende Wirkung, als man jetzt, wo die Dezentralisation die Vorgänge bei vielen bisher in dem großen Trust völlig verschwundenen Tochterunternehmungen ins Licht der Öffentlichkeit gerückt hatte, erst sehen konnte, wie reich der Trust eigentlich war. Den Hauptgrund für die Hausse der Petroleumaktien in New York wie auf den anderen Aktienmärkten bildete die Steigerung der Petroleumpreise, die seit einiger Zeit eingetreten war und fast mit einem Schlage den Preiskampf auf den umstrittensten Absatzgebieten u. a. auch in Deutschland beendigt hatte. Diese Steigerung der Petroleumpreise hatte zwei Gründe, einen *positiven*, und einen *negativen*. Der positive bestand darin, daß die Nachfrage nach Petroleum einen starken Aufschwung nahm, weil die Technik dazu übergegangen war, dieses bisher hauptsächlich nur zu Leuchtzwecken verwendete Produkt auch in größerem Umfange für Heizzwecke zu verwenden, nachdem es gelungen war, leistungsfähige Petroleummotore zu konstruieren. Das zweite, negative Moment, kam darin zum Ausdruck, daß dieser erhöhte Bedarf nicht durch eine erhöhte Produktion befriedigt werden konnte, sondern daß sich in wichtigen Petroleumproduktionsgebieten im Gegenteil eine verringerte Ergiebigkeit zeigte. Beide Momente wirkten in derselben preissteigernden Richtung zusammen, aber während das erste — positive Moment — ohne Einschränkung — als günstig für die Industrie und ihre Unternehmungen bezeichnet werden kann, muß das andere — die nachlassende Ergiebigkeit — für die davon betroffenen Unternehmungen nach einer Zeit, vielleicht durch Raubbau gesteigerter Blüte, verhängnisvoll werden. Ganz der Gefahr entrückt ist in dieser Hinsicht vielleicht nur die Standard Oil mit ihrem märchenhaften Ölreichtum, für die österreichischen, russischen und die sonstigen Erdöldistrikte wird aber, je erheblicher und schneller der Petroleumverbrauch steigen, also je stärker sich das positive Moment akzentuieren wird, umso eher die Stunde kommen, wo sich für sie das negative Moment, d. h. der Mangel an Öl, empfindlich fühlbar machen wird. Man versucht, dies voraussehend, sowohl in Rußland wie in Österreich die bisher etwas ungeregelten und unökonomischen Betriebsmethoden durch erhöhte Wirtschaftlichkeit zu ersetzen und will dies einmal durch die Zusammenfassung aller Stadien der Erdölindustrie, nämlich der Rohölproduktion, der Raffinerie und der Transportmittel, andererseits durch die Bildung möglichst großer Betriebe erreichen. Dagegen ließe sich auch garnichts einwenden, wenn nicht derartige

an sich durchaus zweckmäßige Transaktionen unter dem Schutze der gegenwärtigen Hausse hier und da zur skrupellosen Agiotage und zur Erzielung fetter Zwischengewinne ausgenutzt würden. Es liegt so die Gefahr vor, daß die betrieblichen Vorteile, die auf der einen Seite durch die Konzentration erreicht werden können, auf der anderen Seite durch Überkapitalisierung zugunsten der Gründer den Unternehmungen wieder verloren gehen.

Das sollte der bedenken, der sich gegenwärtig zu den hohen und hochgetriebenen Kursen Petroleumaktien als Kapitalsanlage hinlegen will. Für den Spekulanten, der nur die Bewegung ausnutzen will, mag ja vielleicht — ehe die Sintflut kommt — noch hier und da eine üppige Frucht zu pflücken sein. Er darf sich aber nicht in der Distanz irren und muß sich hüten, daß er nicht zu den Letzten gehört, die bekanntlich die Hunde beißen.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. **Ludwig Stein** in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — **Verantwortlicher Redakteur:** Dr. **Sylvius Bruck** in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. **Sinnreich**, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: **Robert Mohr**, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: **Grill'sche** k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: **Carl Krause** in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. **Schottlaender**, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

NORD UND SÜD

Andrew Carnegie

NORD UND SÜD

Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung
Boll & Pickardt, Berlin NW. 7.

... und Süd

...che Monatsschrift

...ründet von Paul L...au

Professor Dr. Ludwig Stein

...druckerei, Kunst- und Verlagsanstalt

...Schottlaender, A.-G., Bre...au.

Wien | München | Budapest

...sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 142. Heft 456 September 1912

[illegible]

[illegible] [illegible]tung der [illegible]
Verl[illegible] [illegible] Pickar[illegible]

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig	Wien	München	Budapest
E. F. Steinacker.	R. Mohr, Verlags-Kom.-Buchhandl.	Berthold Sutter.	Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

36. Jahrgang. Band 142. Heft 456 September 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Das europäische Gleichgewicht.

Die Unkenrufe der Wühler und Schürer diesseits und jenseits des Kanals, die einen bevorstehenden Weltkrieg als einzige Lösung aus der weltpolitischen Misère der Gegenwart künden, werden diejenigen nicht aus der Fassung bringen, die an den endgültigen Sieg unseres Kultursystems unerschütterlich glauben. Während die Vertreter der Regierungen bei allen feierlichen Anlässen und die Staatsoberhäupter bei allen offiziellen Zusammenkünften mit Nachdruck betonen, daß der einzige Zweck aller Bündnisse die Aufrechterhaltung des Friedens sei, wird es den Befürwortern internationaler Verständigung verdacht, wenn sie dieselben Forderungen wissenschaftlich formulieren, die Staatsmänner und Fürsten laut und vernehmlich genug künden. Warum soll es antinational sein, für den Frieden Europas durch die Herstellung eines Völkergleichgewichts einzutreten, wenn die Souveräne einander in Friedensbeteuerungen überbieten?

Das europäische Gleichgewicht, welches durch das offizielle Communiqué in Baltisch-Port zum ersten Male die förmliche Sanktion seitens der Dreibundmächte erhalten hat, erweist sich als natürliche, geschichtlich notwendige Lösung aus den politischen Irrungen und Wirrungen unserer überreizsamen Zeit. Am Beispiele der zerfallenden Reiche im Orient können wir uns geschichtlich am wirksamsten orientieren. Die Türkei, Persien und China haben ihr Gleichgewicht verloren und taumeln rettungslos ihrem staatlichen Untergang entgegen. Die älteste Kultur der Welt, die chinesische, ist in voller Auflösung begriffen, weil ihr das Rückgrat des politischen Gleichgewichts abgeht. Große geschichtliche Erscheinungen der Vergangenheit, wie die Völkerwanderung z. B., sind nur ein Kinderspiel gegenüber den Umwälzungen, die sich augenblicklich im fernen Osten vollziehen. Das älteste und größte Reich der Erde geht in Trümmer, und wir stehen vor völlig neuen Aufgaben. Wird China aufgeteilt? Wird es das Schicksal Persiens erleiden? Und wird das alte Europa abseits stehen und die Abwicklung dieses weltgeschichtlichen Prozesses in der Neuordnung Chinas den Japanern oder Amerika überlassen? Wenn wir in Europa durch gegenseitiges Mißtrauen und kriegerische Selbstzerfleischung das Heft aus der Hand geben, dann werden die geschworenen Gegner, Amerika und

Japan, sehr bald Verbündete. Die Konkurrenten werden nach dem Muster des amerikanischen Trust-Systems Kompagnons, um die europäische Konkurrenz endgültig aus dem Felde zu schlagen.

Wenn Europa einig ist, wenn die Entspannung zwischen den beiden großen Mächtegruppen, für die ich an dieser Stelle nach der Formel: Détente zwischen Allianz und Entente unverdrossen eintrete, Wirklichkeit geworden ist und Körper bekommen hat, dann kann im nahen oder fernen Orient ebensowenig etwas ohne oder gar gegen den Willen Europas geschehen, wie in irgend einem Erdenwinkel. Weltherrschaft unseres Kultursystems oder Kulturimperialismus, wie ich diese geschichtliche Tendenz unseres Zeitalters zubenannt habe, bedeutet die Respektierung des Willens der weißen Rasse, der offenkundig vom Gott der Geschichte das Zepter der Weltherrschaft zugewiesen ist. Der Orient hat uns die Religion gegeben. Aber wir haben Wissenschaft, Technik, Armee und Marine in einer Weise ausgebaut, daß dem Herrscherwillen unseres Kultursystems der Orient rettungslos untertan wird, wenn und wofern wir die organisatorische Kraft aufbringen, das politische Gleichgewicht Europas dadurch endgültig herzustellen, daß die beiden großen Mächtegruppen für die nächsten Jahre, etwa bis zur nächsten Haager Konferenz, ihre gegenseitigen Reibungsflächen, die ja nirgends den Charakter von Lebensfragen angenommen haben, abschleifen, um bei der Neuregelung des Ostens ihrem gemeinsamen Machtwillen die gebührende Nachachtung zu schaffen. Schillers Klage, daß der Poet d. h. das Volk der Dichter und Denker bei der Verteilung der Erde zu spät gekommen ist, soll uns Mahner sein, daß wir nicht auch noch den psychologischen Moment bei der Neugestaltung Asiens verpassen, da wir uns schon Afrika bis auf wenige Brocken haben entgleiten lassen. Ein europäischer Krieg würde den Sieg der östlichen Kultur bedeuten. Jedenfalls wäre der Orient der tertius gaudens. Und so versteht man es denn auch, daß der Gedanke einer europäischen Konföderation im kulturpolitischen Interesse des Weltimperiums Europas nicht bloß in den Köpfen pazifistischer Schwärmer auftaucht, sondern auch in ganz nüchternen Erwägungen ernster Geschichtsforscher als unabweisliche Forderung der politischen Logik Kraft und Konsistenz gewinnt. So veröffentlicht beispielsweise der bekannte Historiker Professor Dr Arthur Böthlingk soeben (bei Puttkammer und Mühlbrecht) eine feinsinnige Studie: „England und Deutschland oder der europäische Frieden", in welcher dieser namhafte Geschichtsforscher, der nichts weniger als Antimilitarist ist, vielmehr für „eine möglichst starke deutsche Seemacht" eintritt, doch zu der Schlußfolgerung gelangt, daß England sein Weltreich nicht besser zu sichern vermag, als im Einvernehmen mit dem Deutschen Reiche. Gar wenn, so fügt Prof. Böthlingk hinzu, wie bei der europäischen Situation zu erwarten steht, dies *das Präludium zu einer europäischen Konföderation sein sollte*?

Englands eigenstes Interesse, heißt es an anderer Stelle, erheischt ein möglichst starkes Europa, wie es nur dessen Einmütigkeit und das Einvernehmen mit ihm verbürgen können. Anstatt, wie bisher, die europäischen Mächte zu entzweien, müßte England mehr als irgend eine andere Macht darauf bedacht sein, sie zu einigen und somit der europäischen Konföderation zuzusteuern. Im Zeichen dieser können England und Deutschland nicht anders, als sich begegnen und zusammenfinden. Haben die Engländer erst einmal erkannt und erfaßt, was das Deutsche Reich in Wahrheit ist, werden sie auch zu der Überzeugung kommen, daß sie in ihrem eigensten Interesse nicht besser tun können, als ihm die Friedenshand entgegenzustrecken. Diese wird, des können sie gewiß sein, nicht zurückgewiesen werden. Was hier über das Verhältnis von England und Deutschland als Vormächte der beiden Völkergruppen Europas gesagt ist, gilt vom ganzen europäischen Staatensystem. Unser Kulturtypus ist von drei Seiten bedroht, und deshalb ist es unabweisliche Aufgabe der Kulturpolitiker, wachsamen Auges die Gefahren zu erkennen, denen unser Kultursystem ausgesetzt ist.

Die oberste und bedeutendste Gefahr ist der Orient, obenan die „gelbe Gefahr". Gelingt es uns, den fernen Osten so zu internationalisieren, wie es einmal bereits unter der Wucht der geschichtlichen Ereignisse in China geschehen ist, so stellt das geeinigte Europa eine geschlossene Macht dar, gegen welche weder China selbst, noch Japan oder Amerika, noch endlich ein Bündnis zwischen Japan und Amerika ernstlich aufzukommen vermögen. Sicherlich kann vorerst von einer Paragraphierung irgend welcher Abmachungen zwischen den beiden Mächtegruppen keine Rede sein. Wohl aber ist es denkbar, daß der „gute Wille", der in den offiziellen Regierungskundgebungen von allen Seiten und in allen Tonarten verkündet wird, nicht mehr auf dem Papier steht, sondern als politische Notwendigkeit in die Herzen beider Völkergruppen einzieht und dort eine dauernde Stätte findet. Das allgemeine Mißtrauen, das heute die Völker Europas entzweit, kann und wird einem gegenseitigen Vertrauen weichen, wenn die Solidarität der europäischen Völker angesichts der Vorgänge im fernen und nahen Osten auch dem Widerstrebenden die Binsenweisheit aufnötigt, daß Einigkeit uns dem Orient gegenüber stark macht, während Zwietracht, Mißhelligkeiten oder gar eine kriegerische Katastrophe in Europa uns für immer die Herrschaft über den Osten entwindet. Wir bilden aber im europäischen Gleichgewicht eine solche solidarische Einheit, weil wir unter den zwei führenden Mächtegruppen zwar verschiedene Sprachen, Nationalitäten, Konfessionen, Regierungsformen und wirtschaftliche Interessengegensätze antreffen, hingegen einen gemeinsamen okzidentalen Kulturtypus darstellen, dem der orientalische schroff gegenübersteht. Die Einheit der weißen Rasse, die zur Weltherrschaft prädestiniert ist, bedeutet eine Kultureinheit, welche die nationalen, religiösen, politischen und wirtschaftlichen Gegensätze

in einer höheren Synthesis aufhebt. Diese Kultur gilt es, durch die Wahrung und Festigung des europäischen Gleichgewichtes nach innen zu schützen und nach außen in alle Weltteile hinaus zu tragen, bis unserem Kultursystem der endgültige Sieg auf unserem Planeten zugefallen ist.

Die zweite Gefahr, von welcher unser Kultursystem bedroht wird, ist die innere, durch die individualistische Bewegung hervorgerufene, die mit Renaissance und Reformation einsetzt und in politischen Revolutionen sich entlädt. Es ist dies der weltgeschichtliche Kampf zwischen Autorität und Anarchie, zwischen Gattung und Individuum, zwischen Allgemeininteresse und Eigeninteresse, zwischen dem Nationalstaat, der militaristisch organisiert ist und das Wohl der Gesamtheit wahrt, und der wildegoistischen Doktrin: Mir geht nichts über mich! Das Individuum ist in unserem Kultursystem entfesselt, im guten, aber auch im staatsfeindlichen Sinn. Es gibt Hooligans und Apachen hüben und drüben, diesseits und jenseits des Kanals. Bricht ein europäischer Krieg aus — und der nächste Krieg zwischen den beiden, durch Ententen und Allianzen geeinigten Völkergruppen kann nur ein paneuropäischer sein — dann ist der „große Kladderadatsch" vor der Türe. Ob die Feinde der gegenwärtigen Gesellschaftsform sich in dem einen Lande Antimilitaristen, im anderen Anarchisten, im dritten Revolutionäre nennen: gleichviel! Sie alle, die subversiven Elemente unseres Kultursystemes, stehen auf der Lauer, um in dem ihnen geeignet scheinenden Momente unser Kultursystem, dessen Rückgrat das Staatstum ist, in Trümmer zu schlagen. Die Greuel der Kommune und die Guillotinenwirtschaft der Montagnarden sind geradezu Geringfügigkeiten gegenüber den Vernichtungsmitteln chemischer Art, welche den heutigen grundsätzlichen Gesellschaftsgegnern und Staatsfeinden zu Gebote stehen. Nur die Phantasie eines politischen Höllen-Breughel's vermag auszumalen, was unserem Kultursystem bevorsteht, wenn die „schwarze Bande" aller Länder in den Wirren eines europäischen Krieges über Nacht die Oberhand gewinnt. Gewiß wird diese Schreckensherrschaft so wenig von Dauer sein wie irgend eine vorangegangene, aber sie kann Menschenleben und Kulturwerte im Nu zerstören, die man in Geschlechtern nicht wieder aufzuerbauen vermag. Warum sollen wir nun unser ganzes Kultursystem auf eine Karte setzen, wenn der Einsatz unermeßlich groß ist und sich die Gewinnchancen umgekehrt proportional zu den Verlustmöglichkeiten verhalten? Das hieße Va-banque mit unserem Kultursystem spielen, und dazu wird sich das mündig gewordene, seine Schicksale selbst lenkende Europa nicht verstehen! Jede der großen Kulturnationen braucht im Innern Ruhe, um die sozialen Klassengegensätze auszugleichen. Wir brauchen durch den Welthandel Arbeitsgelegenheiten für unsere Hände, soziale Gesetzgebungen zum Ausgleich der unaufhebbaren Klassengegensätze zwischen Kapital und Arbeit. Wir sind in den Kulturstaaten daran, das soziale Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit allmählich herzu-

stellen, aber all unsere Arbeit in Jahrzehnten wird zurückgeworfen und zunichte gemacht, wenn wir in Europa das politische Gleichgewicht einbüßen. Ein unglücklicher Krieg, und die soziale Revolution mit allen ihren Schrecknissen pocht an unsere Türe. Europa braucht Ruhe nach außen, und das heißt: Friede durch Herstellung eines gesunden politischen Gleichgewichts, aber auch Ruhe im Inneren, und das heißt: Herstellung eines gesunden sozialen Gleichgewichts zwischen Kapital und Arbeit.

Die dritte Gefahr endlich, welche unser Kultursystem umlauert, während die orientalischen Völker vorerst noch von ihr verschont werden, ist der Neu-Malthusianismus, das Zweikindersystem, der ständige Bevölkerungsrückgang, der Frankreich nur deshalb am empfindlichsten trifft, weil es die älteste und feinste Kultur des Kontinents hat. Der Geburtenrückgang ist eine ständige Begleiterscheinung eines jeden kapitalistischen Wirtschaftssystems. Rom und Athen liefern genau so greifbare Belege dafür im Altertum, wie Frankreich in der Neuzeit. Frankreich ist kinderärmer, weil es kapitalkräftiger ist und dieses System schon seit zweihundert Jahren etwa durchsetzt. Die anderen Nationen mit stark entwickelter kapitalistischer Wirtschaftsform folgen Frankreich unweigerlich nach, wenn sich auch das Tempo zuungunsten Frankreichs deshalb verschiebt, weil dieses heute schon populationistisch dort angelangt ist, wo die Anderen erst nach hundert Jahren sein werden. Setzen wir den Fall, der europäische Krieg bricht heute aus irgend einem politischen Wetterwinkel aus — man stolpert bekanntlich über Apfelsinenschalen —, und ganz Europa steht unter Waffen. Gekämpft wird, das ist bei der nationalistischen Tendenz aller europäischen Staaten unzweifelhaft, bis zum letzten Blutstropfen. Lassen wir den Erfolg ganz aus dem Spiel. Was wird, vom Standpunkte des Bevölkerungsstatistikers, Hygienikers und Eugenikers gesehen, die unvermeidliche Folge eines solchen Vernichtungskrieges „bis auf's Messer" sein? Millionen und Abermillionen unserer jugendkräftigen, gesunden, tapferen, tüchtigen und zeugungskräftigen Männer bedecken als Leichen die Schlachtfelder. Gerade diejenigen Gestalten, von denen man sich im Interesse der Rassenhebung und Arterhöhung das Wertvollste für das nächste Geschlecht verspricht, verschwinden für immer ins Schattenreich. Zurück bleiben Greise, Schwächlinge, Kränklinge, Invalide, zumal ja bei der allgemeinen Wehrpflicht jeder waffenfähige Mann ins Feld muß. Die Bestausgestatteten gehen also für den Erzeugerberuf verloren, während die Schlechtausgestatteten ihn zu Hause üben. Aber auch die aus den Schlachtfeldern Heimkehrenden sind keine erwünschten Fortsetzer des Geschlechts, wenn der Nervenarzt das Wort führen darf. Die neuere Kriegstechnik, das Flugwesen, das rauchlose Pulver, wobei der Soldat alles sieht, enerviert ihn noch ganz anders als wohltätig verhüllender Pulverdampf. Nun ist unser Nervensystem, wie Jeder offenkundig gewahr wird, infolge unserer Technik, unserer Verkehrsmittel mit ihren Geräuschen, endlich und insbesondere

durch unser Industriesystem ohnehin bis zur Unerträglichkeit gereizt, ja überreizt. Treten nun noch die Kriegsgreuel mit ihren Schrecknissen und aufpeitschenden, zerrüttenden Eindrücken hinzu: welches Geschlecht von Neurasthenikern haben wir alsdann zu erwarten, das sich dann in Geschlechtern fortpflanzt?

Wir treiben mit vollem Recht Eugenik d. h. die Wissenschaft von der Erzeugung gesunder Menschentypen. Wir streben Rassenveredlung an. Wir alle sind bemüht, den Typus der weißen Rasse wie geistig, so auch körperlich durch Sport und Spiel, durch Leibesübungen und sexuelle Moral zu heben. Alle diese Bestrebungen werden aber an jenen verkümmerten Sprößlingen zunichte, welche aus so beschaffenen, überreizsam gewordenen Nervensystemen hervorgehen. Wir setzen das Wohl und Wehe der weißen Rasse aufs Spiel.

Diese drei Gefahren sollte sich Jeder gegenwärtig halten, der sich von einem „frischen, fröhlichen" Krieg eine Gesundung und Wiederherstellung unseres „erschlafften, schlapp gewordenen Geschlechts" verspricht. Gewiß werden männliche Tugenden, wie Tapferkeit, Aufopferungsfähigkeit, Vaterlandsliebe, Hingebung, Heroismus durch den Krieg gezüchtet. Aber der Einsatz ist zu groß! Er ist nicht mehr und nicht weniger als unser ganzes Kultursystem. Und deshalb werden Kulturpolitiker, die aller Mystik abhold sind und nur der Logik der Tatsachen Rechnung tragen, der Festigung des europäischen Gleichgewichts das Wort reden müssen. Wir sind keine Utopisten, Schwärmer, Phantasten, sondern Soziologen, die den Tatsachen der Geschichte fest ins Auge schauen. Als Forderung der Selbsterhaltung unseres Kultursystems verlangen wir daher die Herstellung eines europäischen Gleichgewichts behufs Aufrechterhaltung des Weltfriedens. Dieses Gleichgewicht aber ist nur dann möglich und durchführbar, wenn die Ententemächte und die Dreibundmächte planmäßig und zielsicher an einer „Entspannung" zusammenarbeiten.

Staatsminister a. D. Dr. Sigurd Ibsen: Machtpolitik und Kulturpolitik.

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.

II. Kulturpolitik.

Freilich braucht ein Machtverhältnis nicht an und für sich verwerflich zu sein. Es ist zum Beispiel nichts dagegen einzuwenden, daß England Ägypten unter seine Herrschaft gebracht hat, denn dadurch sind Zivilisationsmöglichkeiten verwirklicht worden, die die eingeborene Bevölkerung des Landes aus eigenem Antrieb niemals gefördert hätte. Umgekehrt ist es mit der russischen Oberhoheit über Finnland: hier sehen wir eins der im sozialen Sinne tüchtigsten Völker Europas gehemmt und gehindert durch die Staatsorgane eines andern Volkes, das in jeder sozialen Hinsicht weniger tüchtig ist, sich jedoch durch seine ungeheuren Massen Gewicht zu verschaffen weiß. Dieser innere Widerspruch ist es, der das Machtverhältnis zum Gegenstand der Kritik macht, nicht die äußerliche Tatsache der Unterdrückung. Weil eine Unterdrückung konstatiert wird, ist es noch nicht gesagt, daß diese verdammenswert ist. Die Vernunft empört sich nicht darüber, daß der eine Hammer ist und der andere Amboß, wenn nur jeder zu seiner Rolle paßt. Aber das ist auch eine unerläßliche Forderung, und gerade daran nehmen wir bei so vielen Machtverhältnissen Anstoß, daß sie Recht und Billigkeit umkehren, daß sie Menschen und Dinge an falsche Plätze stellen.

Als Tatsachen betrachtet, erzählen die Machtverhältnisse uns nur, daß ein Staat, eine Institution, eine Klasse, eine Partei oder ein Individuum ein Übergewicht über andere desselben Schlages erlangt hat. Aber für die Berechtigung dieses Übergewichtes gewährt uns das bloße Vorhandensein dieses Machtverhältnisses keinerlei Sicherheit. Darüber werden sich wohl die allermeisten einig sein, wie sehr sich die Geschichtsphilosophie auch bemüht hat, den Gang der Dinge im besten Licht darzustellen, und wie gern auch ein mißverstandener Darwinismus, für das soziale Leben zurechtgestutzt, uns die Vorstellung hat beibringen wollen, Macht sei Recht und der Erfolg das einzige Kriterium der Politik. Da Erfolg gleichbedeutend sein kann mit Glücksfall, muß er erst auf sein Anrecht geprüft werden, woraus folgt, daß ein Machtverhältnis nicht an sich wertbestimmend ist.

Allerdings, solange die Politik fortfährt, Kampf zu sein, wie bisher, ist es für diejenigen, die aktiv in ihren Gang eingreifen wollen, unmöglich, auf Machtmittel zu verzichten. Sehr wohl erklärlich ist es, daß das Machthabertum in der Politik geradezu zum Prinzip erhoben ist, das findet seine Begründung sowohl in den historischen Überlieferungen, als auch in den tatsächlichen Verhältnissen, die noch immer ihre Bedeutung haben. Der politische Kampf ist ein Kampf um Existenzbedingungen, oft ist er schlecht und recht ein Kampf ums Brot; kein Wunder also,

daß die Machtfrage dominiert. Aber dieser Umstand darf die Erkenntnis nicht verdunkeln, daß der bestehende Zustand nicht der wünschenswerte ist, sondern nur ein mehr oder weniger notwendiges Übel, dem man nach Möglichkeit abhelfen sollte.

Ohne Zweifel wäre denn auch die Politik auf einer niedrigeren Stufe stehen geblieben als die in unserem abendländischen Zivilisationskreis erreichte, wenn sie ausschließlich von Machtverhältnissen bestimmt worden wäre. Die Entwickelung wäre in diesem Falle mit unmerklicher Langsamkeit vor sich gegangen; denn Machtverhältnisse, es seien naturgegebene oder soziale, verändern sich selten von selbst; wir erkennen ihre Stabilität im Pflanzen- und Tierreich, wir beobachten sie auch in primitiven Menschengemeinschaften. Der Fortschritt ist nur dadurch ermöglicht worden, daß der den Machtverhältnissen innewohnenden Trägheit teilweise eine hebende Kraft entgegengewirkt hat. Es besteht unleugbar ein politisches Kulturbewußtsein, das regelmäßig einen Vorsprung vor der politischen Praxis hat, und dieses Kulturbewußtsein verursacht, worauf ich bereits hingewiesen habe, daß die reine Macht nicht mehr in unverhüllter Form aufzutreten wagt, sondern die eine oder andere Rechts-Verkleidung anlegen muß. „Die Heuchelei," sagt Larochefoucauld, „ist die der Tugend dargebrachte Huldigung des Lasters," und die politische Heuchelei macht keine Ausnahme. Trotz der Traditionen und der scheinbaren Notwendigkeiten der „Realpolitik" ist offenbar das Gefühl vorhanden, daß Machtverhältnisse nicht unser rechtes Element sind, oder daß sie zum mindesten mit einer höheren Ordnung der Dinge in Übereinstimmung gebracht werden müssen.

Wodurch wird nun diese Vorstellung erweckt? Nicht die Erinnerung an ein goldenes Zeitalter, an ein verlorenes Paradies kann dem politischen Idealismus zugrunde liegen, dieser pflegt ja vielmehr Zustände anzustreben, die in der Vergangenheit nicht ihresgleichen haben. Die höhere Ordnung kann sich also ursprünglich nur in uns selbst finden, ihren Sitz nur in dem menschlichen Gehirn haben. Das politische Ideal hat, ebenso wie das des Künstlers und Erfinders, seine Quelle in einem inneren Schauen, in einer Vision davon, wie die Dinge sein *sollten*: die Forderung des Menschenwesens behauptet sich gegenüber der Unvollkommenheit der äußeren Tatsachen. Diese Vision ist das Vorbild und der Maßstab für unsere Beurteilung eines Gemeinwesens, und wenn der Widerspruch zwischen den Verhältnissen, wie sie sind, und den Verhältnissen, wie sie sein müßten, von einer wachsenden Schar immer deutlicher erkannt wird, dann bereiten sich die Verbesserungen und Umwälzungen vor.

Es gibt eine sogenannte materialistische Auffassung der Geschichte, die diesen psychischen Faktor unterschätzt, indem sie alle sozialen Veränderungen auf Verschiebungen der Machtverhältnisse und namentlich der ökonomischen zurückführt. Der berühmteste Vertreter dieser Anschauung ist Karl Marx. Die Parallele zwischen seiner und der Darwinschen Lehre ist augenfällig. Darwin erklärt den biologischen Entwicklungsmechanismus mit dem Kampf ums Dasein, der teils

zwischen Individuen derselben Art und teils zwischen verschiedenen Arten sich abspielt. Ebenso meint Marx, den sozialen Entwicklungsmechanismus in dem Gesetz des Klassenkampfs entdeckt zu haben, in dem Kampf der Klassen um die wirtschaftliche Existenz und das wirtschaftliche Übergewicht. Für ihn sind Moral, Recht und Politik nur Ausflüsse des herrschenden wirtschaftlichen Regimes.

In dieser Lehre überwiegt die Wahrheit, doch die ganze Wahrheit gibt sie uns nicht. Die wirtschaftliche Organisation einer Gesellschaft verleiht allerdings auch deren juristischem und politischem System ihr Gepräge, aber alleinbestimmend ist sie nicht immer. Es ist unbestreitbar, daß Moral, Recht und Politik Zufuhr bekommen haben von Gebieten, die mit dem ökonomischen Regime nichts zu tun hatten; ich möchte nur die christliche Lebensanschauung nennen und die Philosophie des Aufklärungszeitalters. Erscheinungen wie die französische Revolution oder die sozialisierende Bewegung unserer Tage lassen sich nicht rein mechanisch als Folgen von veränderten Machtverhältnissen deuten. Die Machtverhältnisse haben sich freilich verschoben, aber wenn es so gekommen ist, so ist es zu einem nicht geringen Teil seelischen Momenten zuzuschreiben: einerseits der Kritik der beeinträchtigten Klassen, die sie zum Angriff gereizt hat, und andererseits der Selbstkritik der begünstigten Klassen, die ihren Willen zum Widerstand geschwächt hat. Kritik und Selbstkritik, das ist das große Korrektiv. Ohne dieses würden die sozialen Machtverhältnisse fast ebenso stationär bleiben, wie die naturgegebenen es sind, und die Geschichte würde selbst des Mindestmaßes an vernünftigem Sinn entbehren, das wir doch hier und da in sie hineinlegen können.

Der Mensch ist ein seltsam amphibisches Wesen, zugleich erdgebunden und emporstrebend.

Selbsterhaltung und Kampf sind Grundtriebe, die er mit anderen Organismen gemein hat, nur hat er sie im Laufe der Zeit verfeinert. Er hat den Krieg zu einer Kunst und einer Wissenschaft gemacht, er hat ihn vergoldet mit äußerem Glanz und mit dem Pathos der großen Gefühle. Er hat eine Gemeinwirtschaft entwickelt und wendet ihren unendlich komplizierten Apparat dazu an, seine Mitgeschöpfe auf die wirksamste Weise auszubeuten, sie von ihrem Platz an der Sonne zu verdrängen, Beschlag zu legen auf Reichtum und Erwerbsquellen, die rechtmäßig allen gehören sollten. Aber trotz allem Raffinement läßt es sich nicht verbergen, daß die Nebenbuhlerschaft, die ökonomische wie die militärische, zwischen Nationen, Klassen und Individuen nur das soziale Seitenstück zu dem biologischen Prozeß ist, den man im Tierreich beobachtet. Insofern ist es schon richtig, daß die Machtpolitik tief in der Vergangenheit und in den Voraussetzungen des Geschlechtes wurzelt.

Aber was den Menschen zum Menschen macht, sind nicht die Impulse, die er mit anderen Wesen teilt: es ist eine besondere Triebkraft, die über diesen Impulsen steht, sie regelt und modifiziert, umschaffend und neu schaffend. Ich meine

die Triebkraft, die uns anspornt, unser Dasein und die Verhältnisse um uns in Übereinstimmung zu bringen mit einem Idealbilde, das wir in unserem Innern tragen. Bei den meisten sind die niedrigen Impulse die überwiegenden, ist die rein menschliche Triebkraft schwach und das Bild nur in matten Farben und nebelhaften Umrissen vorhanden. Aber es pflegt doch in irgend einer Form da zu sein, und es muß hinzugefügt werden, daß das Ideal, in wie verschiedenen Gestalten es sich auch offenbart, im Grunde doch überall ein und dasselbe ist. Es geht auf einen Zustand aus, der ursprünglich nicht von dieser Welt, das heißt nicht der naturgegebene ist, sondern ein Spiegelbild einer Eigentümlichkeit in der seelischen Anordnung des Menschen.

Jeder Mensch, der nicht abnorm ist, findet Gefallen an Einklang, Folgerichtigkeit und Leistungsfähigkeit, während er zurückweicht vor Mißklang, Selbstwiderspruch und Kraftvergeudung. Wir sind in der Weise geschaffen, daß wir nach einer Verhältnismäßigkeit trachten und uns dabei wohl fühlen. Die intellektuelle Freude am Nachweis eines Zusammenhanges der Dinge; das moralische Bedürfnis eines Ausgleichs zwischen Taten und Folgen, einer Proportion zwischen Verdiensten und Lebenslos; die technisch-ökonomische Befriedigung über das gegenseitige Gleichgewicht von Kraftanwendung und Nutzwirkung; der künstlerische Genuß am Reim und Rhythmus, an der Symmetrie der Formen, an der Übereinstimmung der Farben, an der Ahnung rätselhafter Harmonien, für die die Sprache keine Worte besitzt: all diese Erscheinungen haben einen gemeinsamen Ursprung.

Und insofern als auch die Politik eine Äußerung des Menschengeistes ist, kann ihr Ideal sich von dem allgemein menschlichen nicht unterscheiden. Die Politik sollte Menschenkunst in hervorragender Bedeutung sein, verstanden als die Kunst, den Menschen zu erhöhen, seine Potenz zur Aktualität zu wecken, indem sie eine Verhältnismäßigkeit zwischen den sozialen Bedingungen und den menschlichen Möglichkeiten zustande bringt. Diese Aufgabe: die Fähigkeit der Menschen zu heben, indem man ihnen eine Umwelt schüfe, so eingerichtet, daß sie ein Höchstmaß menschlicher Werte erzeugte, kann sich von verschiedenen Seiten darstellen. Sie kann als ein wissenschaftliches Problem betrachtet werden, als eine sozialtechnische Frage, sehr wohl auch als eine künstlerische Umformung des Gegebenen. Aber mit Machthabertum hat sie nichts zu schaffen, ebenso wenig wie mit Machtlosigkeit. Sie liegt in einem andern und höheren Bereich, wo die Macht ein Akzidens sein kann, aber nie das Wesentliche, möglicherweise ein Mittel, aber keineswegs das Ziel. Denn das Ziel der Idealpolitik ist nicht die Macht, sondern der Mensch.

Nur verwirren sich die Begriffe durch den Umstand, daß die Instinkte des Naturzustandes noch einen so großen Spielraum in der politischen Praxis haben. Die Realpolitiker und Soziologen sind vom Vorurteil des Tatsächlichen befangen

und lassen sich zu dem Fehlschluß verleiten, daß die Politik, da sie hauptsächlich eine Arbeit für die Erhaltung und Förderung der Macht war und noch ist, das auch notwendig für alle Zeiten weiterbleiben soll und muß. Aber auch auf dem politischen Gebiet muß das naturgegebene Element allmählich dem menschlichen weichen, so daß die Machtpolitik sich mehr und mehr zur Kulturpolitik umbildet.

Dr. A. Polly:
Mutsu-Chitos Erbe.

Trauernd umsteht das Kaiserreich im fernen Osten die Bahre seines geliebten Herrschers. Verkündet der erste Staatsakt des jungen Mikado Joschihito seinem Volke einjährige Landestrauer, um das Andenken seines heimgegangenen Vaters äußerlich zu ehren, so weiß der Kaiser, wie jeder Kenner der japanischen Volksseele, daß die Söhne und Töchter des Inselreiches am Gelben Meer auch ohne vorgeschriebenes Zeremonial das Hinscheiden des Landesvaters in gleich tiefwurzelnder Herzenspein beklagen, wie wenn der Familie durch das eherne Naturgesetz das eigene geliebte Oberhaupt entrissen wird. Mehr noch! Der Japaner, für den Vaterlandsliebe nicht allein höchste Tugendblüte vollendeten Moralempfindens, die Summe der höchsten unter allen durch Tradition und Zucht zu erreichenden Erziehungswerte ist, sondern zugleich den Inbegriff des reifsten Religionskultes ausmacht, trägt seinem Kaiser eine wahrhaft fanatische persönliche Liebe und Ehrerbietung entgegen.

Mutsu-Chitos fast ein Halbjahrhundert währende Regierung umfaßt aber auch nicht weniger und nicht mehr als die Neugeburt, den Werdegang, die Umformung, Entwickelung und Vollendung als Staatengebilde vom bescheidensten, zerklüfteten, in Europa kaum gekannten, gewiß aber nicht beachteten insularen Gemeinwesen zur Weltgroßmacht.

Der Ruhm für die Initiative zivilisatorischer Umgestaltungsarbeit Japans gebührt allerdings Mutsu-Chitos Vater, dem Mikado Osachito, der im Jahre 1854 durch den damals mächtigsten Staatsmann Jemotschi die ersten Verträge zur Eröffnung des japanisch-amerikanischen Handels mit dem Kommodore Pery abschloß. Doch erst mit der Thronbesteigung Mutsu-Chitos im Januar 1867 begannen die gewaltigen Kämpfe für die Reform Japans gegen die Altgläubigen, die den Verkehr mit Fremden als Entheiligung des Landes nicht zulassen wollten, sowie eine Reihe gefährlicher Aufstände im Innern, die erst im Jahre 1884 endgültig und erfolgreich unterdrückt wurden.

Mutsu-Chito verlegte die Hauptstadt aus dem alten Residenzsitz Kyoto nach

Yeddo und nannte diese Niederlassung Tokio. Er gab seinem Lande gleichfalls in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Verfassung, milderte den früher bestandenen scharfen Gegensatz zwischen höheren und niederen Klassen. Er flößte seiner Regierung den ihn beseelenden ritterlichen Geist ein, den er als Ansporn zu den in der Geschichte aller Zeiten beispiellosesten kriegerischen Erfolgen formte und nutzte, die dann zur Eroberung von Formosa und Korea, zum Siege über China und Rußland führten.

Das Jahr 1871 brachte Japan die erste Eisenbahnlinie; im nächsten Jahre zwei neue Abzweigungen. Ende der 70er Jahre erfolgte die Einführung des Gregorianischen Kalenders, der Anschluß an den Weltpostverband, die Reform der Gerichtseinrichtungen, die Schaffung des Inneren- und des Kriegsministeriums, sowie die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit den Auslandsmächten mit entschiedener Annäherung an England.

Dieser kurze historische Rückblick war unerläßlich, wenn man erschöpfend und restlos die wirtschaftlichen und finanziellen, die militärischen und politischen Verhältnisse Japans würdigen will, wie sie der Thronerbe Joschichito beim Tode des Mikado als dessen bewunderungswertes Erbe heute vorfindet. Dabei muß festgehalten werden, daß mit Japans kriegerischem Geist und mit seiner Vaterlandsliebe als höchstentwickeltem moralischen Volksschatz zugleich die ungeheuerliche finanzielle und industrielle Entwickelung unter der Regierung Mutsu-Chitos die eisernen Fundamente für den Aufschwung Japans zur heutigen Großmacht liefern. Das mag das nachstehende Bild überzeugend dartun:

Angesichts der ausschlaggebenden Bedeutung, welcher der Besitz einer erstklassigen Streitkraft zur See gegenwärtig jeder Großmacht verleiht, hat Japan in den letzten beiden Jahren, besonders in den jüngst verstrichenen Monaten, mit seinem bereits festgesetzten Schiffbau- und Bewaffnungsprogramm Änderungen vorgenommen, die wohlgeeignet sind, seine Seestreitmacht zu mustergültiger Vervollkommnung zu führen. Die für diesen Zweck festgesetzten Kredite wurden allein im Jahre 1911 um 82 223 170 Yen*) erhöht, welche über einen Zeitraum von 6 Jahren zu verteilen sind. Für das Finanzjahr 1911/12 wurde überdies die Summe von 14 869 723 Yen nachbewilligt. Zu den zwei Dreadnoughts, die Japans Marine heute schon besitzt, gesellt sich noch ein dritter (gegenwärtig im Bau begriffen). Außerdem sind vier Schnellkreuzer nach dem englischen Typ Lion, zwei Estafettschiffe und zwei Torpedos mit je 700 Tons neubestellt. Mit der Fertigstellung dieser Kriegsfahrzeuge, die für Ende 1916 vorgeschrieben ist, wird die japanische Seemacht über folgende Flotte gebieten: Acht große Kreuzer (Dreadnoughts), fünf Schnellkreuzer, vier weitere Panzerkreuzer, sechs Aufklärungsschiffe, sechs große Torpedos, 56 Torpedozerstörer, eine große Zahl von Unterseeboten.

---

*) Ein Yen = 1 Rubel = 2 Mark 10 Pf.

Die Friedenspräsenzstärke des stehenden Heeres aller Waffengattungen ist in 19 Divisionen mit insgesamt 230 000 Mann eingeteilt, umfaßt somit nur ungefähr 2 Prozent der Bevölkerung. Die Kriegsstärke beträgt heute insgesamt 1 150 000 Mann. Nach dem vorliegenden Entwickelungsplan soll die Kriegsstärke des Heeres nach 10 Jahren auf 1 638 000 Mann erhöht werden.

Für Verbesserung der Wasserwege, um die japanischen Inseln vor den häufigen Überschwemmungen besser zu schützen, sind im Jahre 1911, verteilt auf einen 18 jährigen Zeitraum, beinahe 200 Millionen Yen bewilligt worden. Für die Errichtung von Zufuhrbahnen und für Verbesserungen bestehender Eisenbahnen sieht der Finanzplan von 1911 und den folgenden Jahren über 96 Millionen Yen vor. Für die Verkehrswege und sonstige zivilisatorische Arbeiten auf dem jüngst einverleibten koreanischen Gebiete hat die Regierung im Jahre 1911 allein rund 12½ Millionen Yen verausgabt.

Der Staatshaushalt im Jahre 1911/12 balancierte mit einer Summe von 568 903 916 Yen. Überdies war durch die Revolutionsunruhen in China und durch die entstandene Reisteuerung, welche den Unterhalt der Truppen erschwerte, eine Nachforderung von über 5 Millionen Yen notwendig geworden. Der gesamte Haushaltbedarf für das Jahr 1912 ist aber durch die Staatseinnahmen nicht allein vollständig gedeckt, sondern diese übersteigen noch den Bedarf um 82 Millionen Yen.

Im Außenhandel machte Japan im Jahre 1911 ganz bedeutende Fortschritte. Die Ausfuhr erreichte eine Höhe von 447 Millionen Yen, die Einfuhr 513 Millionen. Die Gesamtsumme der Handelsbilanz, in bisher unerreichter Höhe, überstieg die vorjährige um 38 Millionen. Die Einfuhr im Jahre 1911, welche somit die Ausfuhr um rund 60 Millionen überstieg, umfaßte hauptsächlich Rohmaterialien für Fabrikationszwecke oder Maschinen zur Förderung der industriellen Tätigkeit japanischer Unternehmer.

Einen weiteren Beweis für den wirtschaftlichen Höhepunkt, den das japanische Reich erzielt hat, bietet der glänzende Stand der staatlichen Eisenbahnen: Im Jahre 1911 wurden insgesamt 27 950 000 Tonnen, um 3 810 000 Tonnen mehr als im Vorjahre, mit einer Einnahme von 45 850 000 Yen befördert. — Die Zahl der Reisenden erreichte 115 Millionen, um 13 Millionen mehr als im Jahre 1910, mit 50 Millionen Yen als Einnahme. Der von den japanischen Eisenbahnen erlöste Gesamtbetrag von 95 860 000 Yen ist die höchste Einnahmeziffer seit Verstaatlichung des Eisenbahnnetzes.

Die Finanzlage der Halbinsel Korea war Jahre hindurch in äußerster Unordnung, bis nach dem japanisch-koreanischen Übereinkommen des Jahres 1904 ein japanischer Finanzmann den Weg zur Regelung bahnte. Nach Abschluß des zweiten Übereinkommens im Jahre 1907 wurde ein Generalresident als Vertreter der japanischen Regierung ernannt, mit der Obliegenheit, den Schutz und die Leitung des Landes in seine Hände zu nehmen. Das Reformwerk nahm hier-

auf einen ganz außergewöhnlichen Fortgang. Die durchgreifenden Neuerungen in dem einverleibten Korea, von welchen ein Teil bereits verwirklicht ist, haben die Verbesserung des Abgabe- und Steuerwesens, die Umgestaltung des Münzsystems, die Förderung der Einnahmequellen, den Hafenausbau, die Verbesserung der Verkehrswege, die Förderung des Ackerbaues, des Forstwesens und die Verwertung der Seeprodukte, vor allem aber den Ausgleich der öffentlichen Jahreseinnahmen und Ausgaben zum Gegenstande. Seit Abschluß des Annexionsvertrages und Einsetzung eines Generalgouverneurs auf der jetzt „Chosen" benannten koreanischen Halbinsel haben Finanzen, Industrie, Verkehrswesen und Volksunterricht eine noch bedeutendere, von Jahr zu Jahr wachsende Entwickelung erfahren.

Ein weiterer Bestandteil Japans, die Insel Formosa, oder Taiwan genannt, gelangte bekanntlich als Ergebnis des japanisch-chinesischen Krieges 1894—95 in japanischen Besitz. Im folgenden Jahre ersetzte die japanische Regierung die Militärverwaltung durch eine Ziviladministration und machte sich an die Aufgabe, für den kulturellen und wirtschaftlichen Ausbau des Gebietes zu sorgen. In finanzieller Hinsicht wurde die Insel bereits im Jahre 1905—1906 von japanischer Beihilfe unabhängig. Nicht allein konnten die Verwaltungsausgaben ohne materiellen Beistand der Zentralregierung aus den Einnahmen der Taiwaner Insularregierung bestritten werden, sondern auch die für die Neuanlagen erforderlichen Summen lagen bereit, sodaß die beabsichtigten öffentlichen Anleihen fortbleiben konnten. Seitdem haben die Finanzen der Insel Formosa stets befriedigende Ergebnisse und ein ständiges Wachsen der Einnahmen gezeitigt.

Die wirtschaftliche Tätigkeit Japans auf der Insel Taiwan wird durch Einführung der staatlichen Monopole, wie Opium, Salz, Kampfer und Tabak gekennzeichnet. Ferner organisierte die japanische Regierung einen regelrechten Dampfschiffverkehr zwischen Formosa und dem eigentlichen Japan. Die Einführung einer Dampferlinie Formosa-Südchina folgte. Neben Erweiterung der Verkehrswege zur See wendete Japan seine Aufmerksamkeit der Hebung der Zuckerindustrie Formosas zu, nahm Verbesserungen in den Teeanpflanzungen und bei der Fabrikation von Papier vor. Landmessung und Grundbucheintragungen wurden durchgeführt. In den letzten Jahren arbeitete die Insularregierung an der Ausgestaltung der Wasserkraftwerke und am Bau eines Hafens in Takaw. Die im Jahre 1908 beendete Taito-Eisenbahnstrecke von 271 Meilen Länge, welche die Insel von Nord nach Süd durchquert, hat erheblich zur Entwickelung der Kampferindustrie, des Ackerbaues, der Holz- und Zuckerindustrie beigetragen.

Der Porthmouther Friedensvertrag, der den russisch-japanischen Krieg im Oktober 1905 abschloß, brachte bekanntlich den südlich des 50. Breitengrades gelegenen Teil der Insel Sachalin in japanischen Besitz. Seit 1907 wirft die japanische Regierung alljährlich eine bestimmte Summe aus, die zusammen mit den Steuer- und sonstigen Einnahmen der Insel zur Deckung der Ansiedlungs- und Verwaltungskosten dient. Die einträglichste Beschäftigung der Insular-

bewohner war seit alters her der Fischfang. Vor allem der Heringsfang. Doch werden auch Karpfen, Lachs und in den letzten Jahren sogar Krebse in großen Mengen ausgeführt. So z. B. wurden im Jahre 1911 nicht weniger als 6000 Kisten Krebskonserven abgefertigt, wovon Amerika den größten Teil abnahm.

Die japanische Regierung ist eifrig bemüht, Maßnahmen zur Förderung und Verbesserung des Fischereigewerbes durchzuführen. Die angestellten Bodenforschungen haben ergeben, daß weite Landstrecken von Sachalin für Ackerbau und Viehzucht geeignet sind. Seit 1906 hat die japanische Regierung dafür Sorge getragen, daß die Ansiedlung auf diesen Landstrecken nach Kräften gefördert und begünstigt wurde. Dank dem gewährten Schutze, der Überlassung von Haustieren und Aussaat an die Kolonisten waren Ende 1911 nicht weniger als 1737 Familien auf einer Landstrecke von 2347 Cho*) erfolgreich im Ackerbau tätig. Insgesamt sind nicht weniger als 130 000 Cho auf dem japanischen Teile der Insel kulturfähig. Die Haupterzeugnisse sind gegenwärtig Weizen, Hafer, Gerste, Roggen, Raps, Kartoffeln und Gemüse. Landwirtschaft wird stärker betrieben als Viehzucht. Der Mineralreichtum der Insel Sachalin besteht hauptsächlich aus Kohle; ferner aus Flußgold und aus Eisen. Im Jahre 1907 wurden an der Westküste auch reiche Naphthafundorte entdeckt. An Wäldern ist Sachalin dem übrigen Japan weit überlegen. Auf einer Fläche von nicht weniger als 2 144 462 Cho ziehen sich reiche Blätter- und Nadelwaldstrecken hin, eine neue Quelle bedeutenden Reichtums.

Die im südlichsten Teile der Liautungshalbinsel gelegene Provinz Kwantung, deren Areal mitsamt den benachbarten Inseln 219 Quadr.-Ri (1 Ri ungefähr 4 Kilometer) beträgt, besaß Anfang 1912 eine Gesamtbevölkerung von 488 089 Personen, darunter etwa 41 000 Japaner und 447 000 Chinesen. Die Ausgaben der Kwantungverwaltung wurden seit der Besetzung der Provinz durch die japanischen Truppen aus dem außerordentlichen Kriegsfonds Japans bestritten. Mit der Zeit soll auch hier die örtliche Finanzgebarung von der Zentralregierung unabhängig gemacht werden. Die unter Kultur befindlichen Landflächen betrugen Ende des Jahres 80 000 Cho; hauptsächlich wurden Mais, Bohnen, Reis, Buchweizen usw. hervorgebracht. Auf industriellem Gebiete stehen die Erzeugnisse von Bohnenöl, Ölkuchen, Zement, Ziegel, Kalk und Glas an erster Stelle. Salzlagerungen nehmen weite Strecken des Gebietes ein. Auch das Fischereigewerbe wird erfolgreich betrieben. Die Gesamteinfuhr erreichte für das Jahr 1910/11 etwa 47 Millionen; die Gesamtausfuhr 42 Millionen Yen.

In Übereinstimmung mit dem Abkommen zwischen Japan und China über die Errichtung eines Marinezollamtes in Dairen (Dalny) wurde beschlossen, die ganze Provinz Kwantung zu einer freien Zone zu gestalten. Die auf dem Seewege nach Dairen gebrachten Waren unterliegen dem Einfuhrzolle nämlich nur dann, wenn

*) 1 Cho = etwas weniger als 1 Hektar.

sie die Grenze zwischen Kwantung und China durchlaufen. Die aus China stammenden Herkünfte zahlen umgekehrt Ausfuhrabgaben nur in dem Falle, wenn sie aus Dairen weiter befördert werden.

Die politischen Beziehungen des heutigen Japan zu den auswärtigen Mächten bezeichnete mir ein japanischer Staatsmann noch in einer jüngst geführten Unterhaltung als überaus einfach und klar. „Wir haben eine Allianz mit England, eine Entente mit Rußland und Frankreich, sowie eine Reihe wohlbekannter Handelsverträge mit fast allen Kulturstaaten der Welt. Wir leben mit jedermann in Frieden. Wir haben den Frieden nötig und wünschen nichts sehnlicher, als ihn uns in möglichster Dauer zu erhalten!"

Kaiser Mutsu-Chito hat seine Regierung beim Antritt vor 49 Jahren mit dem Beinamen „die glänzende" bezeichnet. Er hat sich als Prophet erwiesen. Denn seine Thronbesteigung bedeutet das Ende der einsamen Weltabgeschiedenheit, den Beginn der neuen Geschichte, den Aufstieg zur jetzigen Größe Japans. Japan hat die Etappen seines modernen geschichtlichen Lebens in einem Zeitminimum von Jahrzehnten sieghaft durchschritten, wozu das alte Europa ebenso viele Jahrhunderte gebraucht.

Deshalb wird eine künftige Geschichtsschreibung den Vorausblick Mutsu-Chitos vor fast 50 Jahren, sein Kaisertum „das glänzende" zu taufen, willig anerkennen, wie auch den Beinamen, den die ostasiatischen Völkerschaften dem in die Ewigkeit eingegangenen Mikado Mutsu-Chito beigelegt haben: *Mutsu-Chito, der japanische Peter der Große!*

J. Ramsay MacDonald,

Führer der Arbeiterpartei im Parlament:

Offener Brief an den Herausgeber.

Der zugunsten eines vollen Verstehens zwischen Groß-Britannien und Deutschland in den Blättern von „Nord und Süd" mit so großer Energie und Auszeichnung geführte Kampf ist der Unterstützung eines jeden Führers der öffentlichen Meinung ohne Rücksicht auf dessen politische Stellungnahme so würdig, daß ich mich durch die Aufforderung zur Teilnahme an ihm geehrt fühle. —

Daß im Laufe ihrer ökonomischen Entwickelung Ihr Land, wie das meine, durch eine Periode der Eifersucht und des Mißtrauens gehen mußte, war unver-

meidlich. Als der europäische Frieden nach der Aufhebung der Wirkungen der künstlichen Beschneidung und Umzeichnung der Landkarte Europas durch Napoleon und der ihm folgenden Diplomaten gekommen war, mußte Deutschland sich ausdehnen, seine natürlichen Hilfsquellen mußten zur Entwickelung ihrer Kräfte gebracht werden und eine Wiederaufrichtung nationaler Einflußsphären an den Weltmärkten mußte Platz greifen. Das ist immer eine unbequeme Erfahrung für Länder, die daran gewöhnt sind, eine unnatürliche Ausnahme-Vorzugsstellung einzunehmen, und mag von internationaler Gefahr begleitet sein. Diese Gefahr ist stark verschärft, wenn eine beider Nationen sich von dem Gedanken erfassen läßt, daß sie Macht zur Schau stellen muß, um sich sicher zu stellen. Das ist nicht allein ein Spiel, das zwei spielen können — bei dem der eine dem Spiele des anderen folgen muß, ob er will, oder nicht — sondern eines, das beide in immer größere Unsicherheit treibt und die Gefahren gerade vergrößert, gegen welche es eine Schutzwehr darstellen sollte. Große Rüstungen bilden keine Sicherung des Friedens, im Falle beide Rivalen über ungefähr gleiche Kräfte an Hilfsquellen und Stolz verfügen; sie sind nur eine Sicherheit dafür, daß der Krieg, den sie unvermeidlicherweise hervorrufen werden, im weitesten und das größte Verderben bringenden Maßstabe ausgefochten werden wird. —

Unglücklicherweise ging zur Zeit, wo die ökonomische Rivalität die politischen Beziehungen unserer Länder zu beeinflussen begann, ein Geist engen Nationalismus — eine Bastardabart nur jenes geistigen Nationalismus, der die Seele eines Volkes ist — um. Bei uns erregte er politische Gefühle von großer Torheit und fand die Hilfe weit verbreiteter Zeitungen, die in der Richtlinie geleitet werden, die Technik des Journalismus zu einer hohen Stufe der Größe, seine Ehre aber zugleich zu den niedersten Tiefen der Schande zu bringen. Zudem arbeiteten industrielle Interessen aus den niedrigsten Tendenzen mit. Es gab gewisse Industrien, die aus nationalem Mißtrauen und den es ausdrückenden Rüstungen zu gewinnen hatten. Denn es gibt keinen größeren Irrtum oder keinen, der uns mit größerer Wahrscheinlichkeit verleitet, auf die beklagenswerterweise täuschenden Sicherheiten zu bauen, als den, der annimmt, daß, weil nationalen Interessen durch Krieg nicht gedient werden könne, Kriege deshalb nichts einbringen und umsonst seien. Es gibt Interessen innerhalb einer Nation, die durch politische Maßnahmen, die eine Nation zum Bankerott führen, gewinnen. Die Gesichtspunkte dieser Interessen mögen kurzsichtige sein, indes das Motto der individuellen Industrie ist: „Hinreichend für den Tag ist sein Nutzen." —

So hat ein System zusammenarbeitender Einflüsse sowohl Deutschland wie Groß-Britannien gezwungen, sich auf gefährliche und gedankenlose politische Maßnahmen einzulassen, bis heute beide Länder ihr moralisches und materielles Wohl durch gewaltige Ausgaben, die als „Mittel zur Selbstverteidigung" bekannt sind, schädigen, und die öffentliche Meinung in beiden Ländern so mißtrauisch und erregbar geworden ist, daß der dümmste Anlaß zum Kriege führen kann. An einen

solchen Krieg, sei es in Verbindung mit seinen unmittelbaren Folgen oder seinen Nachwirkungen zu denken, ist zu schrecklich. Es würde der Selbstmord der Zivilisation sein. Was also muß von jenen, denen die europäische Zivilisation am Herzen liegt, so wie sie ist, die unsre Völker auf den Straßen der friedvollen Entwickelung voranschreiten zu sehn begehren und dem nationalen Reichtum zu gebieten wünschen, Behaglichkeit und Glück zu vergrößern getan werden?

Das gute Gefühl allein ist nicht genug. Dieses muß der Anfang von allem sein, aber es ist nur ein Anfang. Die zwei Länder müssen sich einigen in einer ökonomischen Politik mit politischen Konsequenzen, in deren Ausführung der eine den andern nicht hindern solle. Welche die Punkte einer solchen Politik sein sollten, will ich nicht zu zeichnen versuchen. Unsre verantwortlichen Staatsmänner müssen dies unter dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten ordnen. Es sollte indes in keiner Weise ein Bündnis für Angriffszwecke einschließen; und jene unter uns, die den Zielen und Idealen des heutigen Imperialismus abgeneigt sind, werden daran arbeiten, zu verhindern, daß sie nur einen Ausdruck einer Rassenmacht und politischer Eroberung darstellen solle. Es gibt eine Menge Raum „an der Sonne" für Deutschland und England, und gerade die Tatsache, daß wir augenblicklich unsrer beider Bahnen kreuzen, will sagen, daß unsre Zusammenarbeit für das künftige Werk der Zivilisation nötig ist. — Ein Wort der Warnung mag von Nutzen sein. Das gute Einvernehmen kann nicht sofort mit Verminderung der Flottenmacht beginnen. Ich gehöre zu einer Partei, welche niemals für Bewilligung der Flottenvergrößerung gestimmt, sondern stetig eine Freundschaft mit den Arbeiterklassen Deutschlands zu verdichten gesucht hat. Die Quellen unsres Mißtrauens und gespannter Beziehungen entspringen weder den Gefühlen, noch den Interessen der Arbeiterklassen. In diesem Bezuge sind die Arbeiterklassen nur Werkzeuge in den Händen anderer. Für unmittelbare Zwecke müssen wir aber die reale und nicht die ideale Welt nehmen. — Ich vertrete in der Politik eine Minorität, nicht eine Majorität; einen Einfluß mehr, denn eine Macht, und meine deutschen Kollegen sind in derselben Lage. — So muß denn ein Übereinkommen bezüglich des Flottenbaues den Abschluß, nicht den Anfang eines guten Einverständnisses bilden. Es kann nicht ein erster Schritt sein. Wenn wir unsern Weg fortsetzen, versuchen, unsre eignen Köpfe kühl und unsre eignen Herzen edel zu erhalten, und uns bestreben, die öffentliche Meinung mit common sense zu festigen, muß ein englisch-deutsches Einvernehmen bald kommen und der Alp bewaffneten Kampfes vorüberziehen.

J. Ramsay MacDonald, M. P., Leader of the Labour Party.

Kurt Walter Goldschmidt: Zur Psychologie der Könige.

Das Königsproblem nimmt einen breiten Raum im modernen Denken und Dichten ein, und keineswegs nur die Praktiker, Politiker, Soziologen und Nationalökonomen machen sich sehr lebhafte und merkwürdige Gedanken darüber. Es ist heut vielmehr vor allem ein Problem für Künstler, Psychologen, Philosophen; denn nur tiefe Seelen, weite Geister, feine Finger dürfen es anzurühren sich getrauen, und es erschöpft sich auch gar nicht im Politischen, sondern reicht weit darüber hinaus in oft noch jungfräulich-unerforschte Gelände hinein; ja sein eigentlicher und tieferer Sinn beginnt erst jenseits des Politischen, wird erst da für eine Fülle scheinbar abliegender Menschlichkeiten symbolisch und stellvertretend. Auch in der Politik freilich wirkt sich ein Menschlich-Seelisches aus, so oft es auch unter dem Kleinkram und den Äußerlichkeiten des politischen Tageskampfes zu entschwinden droht, und als ein wichtiges, ja zentrales Lebensgebiet unter mehreren wird die Politik stets ihren Rang behaupten, ja, in einem tieferen Sinne dürfte sie auch auf eine stärkere Schätzung und Beteiligung der Intellecktuellen Anspruch erheben. Aber es gibt tiefere seelische Schichten zumal des persönlichen Eigenlebens, in die sie nicht mehr ihre Wurzeln senkt, es sei denn gewisse allerdünnste, dem Allgemeingeschehen verwobene Fäserchen — und gerade in diesen Tiefen werden die Probleme erst wahrhaft problematisch und damit interessant; erst in ihnen winkt der Deutung und Gestaltung lohnende Ausbeute. Der moderne Geist hat ja überhaupt immer tiefere Gänge in das Labyrinth der Seele hineingetrieben, und manches ist so der Kritik und Diskussion anheimgefallen, was frühere Geschlechter noch nicht zu durchleuchten und zu erörtern wußten oder wagten. Von unbestechlicher Redlichkeit und Rücksichtslosigkeit ist dieser Geist der modernen Kritik, und mitunter mag uns selbst ein Schauer vor seiner grundstürzenden Arbeit ergreifen, die fromme Wünsche, zarte Träume, berechtigte Überlieferungen, große Ideale und Illusionen nicht zu schonen pflegt. Der Menschheit bestes Teil, die Ehrfurcht, scheint uns dadurch gefährdet — und doch können wir den Siegeslauf der Kritik nicht aufhalten und auch ohne Kritik geradezu nicht mehr auskommen. Vielleicht sollten wir aber auch hier dem Gekrächze der Unheils-Unken das Ohr verschließen und nicht gleich an eine Götterdämmerung glauben, weil ein paar, wenn auch ehrwürdige, so doch zeitgebundene Besitztümer des menschlichen Geistes wanken. Auch eine Kritik von großem und geradezu religiösem Ernste hat ihre Notwendigkeit und ihre Idealität, und nur ängstliche Schwäche lebt des Glaubens, daß Ehrfurcht und Kritik sich schlechthin ausschließen. Aber Kopf und Herz, Urteil und Gefühl können sich vertragen, ja im Vollmenschen sollten sie immer zusammengehen — was einer oft ehrfurchts-

los vordringlichen und verstandesdünkelnden Generation freilich immer noch fabelhaft genug klingen mag. Auch so heiklen und gewiß mit Respekt zu diskutierenden Problemen wie dem des modernen Königtums darf der moderne Geist nicht ausweichen, weil er mit solcher Abbiegung seinen eigenen Mut, seine Fähigkeiten, ja seine Daseinsberechtigung in Frage stellen würde. Es gibt ja auch zweierlei Kritik: eine plebejische, die dem Kritisierten, auch der schonungsbedürftigen, schonungswürdigen Menschlichkeit in ihm, nicht nahe genug kommen kann, die über dem skalpierten und zerlegten Opfer ihre selbstgefällig rüden Schlachtfeste feiert, — und eine vornehme, die ihr notwendiges und nicht immer unblutiges Werk mit Scheu, Vorsicht, Menschenkenntnis und Menschlichkeit verrichtet, die das Leben des vielleicht nur im einzelnen unvollkommenen Organismus nicht antastet und vor allem immer den Abstand wahrt, mit dem Hut in der Hand kritisiert, ja selbst im ganz Mißlungenen noch das ringende Bemühen und das reine Wollen ehrt. Es ist im Grunde mehr menschlicher Korpsgeist in ihr, mehr Einsgefühl zwischen Kritisierendem und Kritisiertem, auch ein tieferer Schauder vor den Offenbarungen und Fragwürdigkeiten des Lebensmysteriums, kurz: die größere und reichere metaphysische Anlage. Vor allem aber das bessere Blut, das adligere Geblüt, der höhere unterscheidende und auszeichnende Instinkt. Adlige Probleme besonders — und wo gäbe es ein adligeres als das des Königtums im überpolitischen, d. i. kulturellen Geiste? — wollen auch adlig kritisiert sein. —

Auf eine eindeutige Formel ist diese widerspruchsvoll gärende Zeit überhaupt nicht zu bringen. Jede Diagnose ließe sich sofort durch eine sehr entgegengesetzte übertrumpfen. Ist das Königtum heut im Wert gestiegen oder gesunken? Beides ließe sich bedingt bejahen. Der revolutionäre und skeptische Zug der Zeit zerrt freilich längst, und gewiß nicht erfolglos, an dem autoritären Nimbus und allerlei mystischen Gloriolen des Königtums. Aber andererseits lebt in den Seelen der meisten wie der Besten (was sonst so selten, ja fast nie zusammentrifft) ein Bedürfnis nach Unterwerfung unter den oder die wahrhaft Tüchtigen und Königlichen, und z. B. die Literatur, die ja immer ein guter Kulturspiegel ist, kreist seit einiger Zeit mit bezeichnendem Eifer um das Königsproblem, ja sie ist teilweise von einem Sehnsuchtsfieber nach den großen, klassischen, monumentalen Linien — nach der tragischen Hoheit heldisch-königlichen Menschentums gepackt. Bedeutet dies schlechthin Rückkehr zu überwundenen Standpunkten? Hat es den üblen Beigeschmack der „Reaktion"? Und geben wir nicht damit gerade wertvollste moderne Errungenschaften preis? Haben wir nicht gerade die intimere und lautlos tiefere Tragik des Alltags und der Bürgerlichkeit schätzen gelernt — und müssen durchaus wieder Könige und Helden mit pompöser, aber seelisch nichtssagender Gebärde durch unsere Welt und unsere Dichtung schreiten? Wäre das nicht geradezu Verflachung und Veräußerlichung? Aber auch die ältere Dichtung hatte es doch nicht nur um des bißchen Pompes willen so besonders

gern mit Königen und Helden zu tun; das hieße sie doch allzu äußerlich auffassen. Auf die Stilisierung großen Menschentums, großer Schicksale vor allem wollte sie hinaus, und dazu bediente sie sich der Könige und Helden, weil nur diese ihr die notwendige große Linie boten und, nach dem guten Ausdruck der alten Ästhetik, die entsprechende tragische „Fallhöhe" besaßen. Ohne Bild- und Symbolwerte können Dichtung und Kunst überhaupt nicht bestehen — ja, selbst noch der dürftigste künstlerische Alltags-Ausschnitt zeugt von wählendem Stil, wirkt mit den sinnfälligen Reizen der Form und steht stellvertretend für eine Fülle verwandter Fälle, spiegelt also im engen Bilde einen Weltsinn, einen Menschheitssinn. Daß bei den blutleer nachäffenden Epigonen dieser große Stil der Königsdichtung verloren gegangen ist, dafür ist diese schließlich nicht verantwortlich zu machen. Gewiß war es notwendig und förderlich, auch einmal eine schlichtere, bürgerlichere Tragik entdecken und gestalten zu lernen — aber wir würden geradezu wieder in Äußerlichkeit und Dogmatismus verfallen, wenn wir uns ein für allemal darauf festlegten und der nicht nur groß empfundenen, sondern auch groß stilisierten Tragik schlechthin das Lebensrecht absprächen. Wie sich nach der kurzen Herrschaft des Naturalismus sogleich wieder das Bedürfnis nach Glanz, Farbe, Phantasie regte, so ist man heut auch die allzu unscheinbare Innerlichkeit moderner Seelendichtung wieder in große, prächtige, klassisch edle Formen umzusetzen bemüht. Und solange dies nicht zum Schaden der schwer errungenen und vertieften Innerlichkeit geschieht, von der wir gewiß nichts opfern wollen, ist künstlerisch nichts dagegen einzuwenden. Denn alle Entwickelung steht unter dem Gesetze der Abwechselung und des Gegensatzes. Und die rechte Kunst ist eine gnädige und duldsame Herrin, vor deren Angesicht sehr wohl ein Typus neben dem anderen bestehen kann. Überdies kann doch auch nur eine sehr naive Auffassung den grundlegenden Unterschied zwischen der älteren und der modernen Königsdichtung übersehen. Shakespeares Könige und Helden sind im ganzen und wesentlichen wirklich noch das, was sie vorstellen, und ihr tragisches Handeln und Leiden ist auf das Maß von Königen und Helden zugeschnitten. Das ist also noch eigentliche Monumentalkunst — während die moderne Königsdichtung Problem- und Symbolkunst ist. Äußeres Königs- und Heldentum ist für uns heut nur noch ein Mittel, inneres, seelisches Königs- und Heldentum künstlerisch auszudrücken — und seine Stellung zur modernen Welt, seine Problematik und Tragik innerhalb der modernen Welt. Hier liegt das Grundproblem unserer Zeit und Gesellschaft überhaupt, und die politische Königstragik ist da nur ein, wenn auch hervorstechender, Fall von mehreren. —

Denn der politische König tritt für unsere Betrachtung hinter dem höheren und herrschenden Menschen schlechthin zurück, und wie denn ein jeder auf seinem, wenn auch noch so kleinen Lebensgebiete Herr und König sein soll und kann, so ist der herrschende Mensch durchaus nicht nur an die äußerliche staatliche Würde

gebunden; ja er kann sich im bescheidenen Kreis vielleicht weniger umfassend, aber dafür wirksamer und eindringender entfalten. In der Gebundenheit des politischen Königs, die im Gegensatz zum äußeren Umfang seiner Machtsphäre steht, liegt sogar nicht zum wenigsten seine spezifische Tragik. Und diese Gebundenheit ist gewiß nicht nur äußerer, sondern vor allem innerer, persönlicher wie zeitlicher Natur. Für den Bestand des politischen Königtums lassen sich natürlich sehr gewichtige Gründe der historischen Überlieferung und Stetigkeit, Gründe der Klugheit wie des Gefühls anführen; und überhaupt ist ja alles Menschliche bedingt und zweischneidig, hat seine Vorzüge und Unzulänglichkeiten, seine Licht- und Schattenseiten, auch sind politische Einrichtungen zum guten Teile Tatsachenfragen, von Nationalcharakter und Weltlage abhängig, und die Theorie hat da nichts oder wenig dreinzureden. Endlich werden die äußeren Formen des öffentlichen Lebens und Wirkens ja in der Regel gewaltig überschätzt, und das, worauf es eigentlich ankommt, die nationale Seele und Kultur, ist davon viel weniger berührt, als man im Durchschnitt zu glauben pflegt. Es hat gesunde Zustände, reiche Kulturen in Monarchien so gut wie in Republiken gegeben, und es gereicht allerdings der Monarchie zur Ehre, daß sie der Entfaltung großer herrschender Persönlichkeiten doch die günstigeren Bedingungen bereitet — wenn sich dieser Segen auch in Fragwürdigkeit, ja in Fluch verkehren kann. Aber alle diese Probleme der praktischen Politik, so sehr sie auch an das große Problem der Kultur grenzen mögen, stehen hier gar nicht in Frage; festzuhalten bleibt nur, daß das politische Königtum gewiß nicht mehr abzuändernde Wandlungen durchgemacht hat, mit denen sich der moderne König wohl oder übel auseinanderzusetzen hat. Jenseits aller zeitlichen Konflikte gibt es auch hier natürlich den allgemeinen tragischen Kampf und Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der platonischen Idee gleichsam des Königtums und seiner realen Erscheinung. Und wiederum kann sich auch hier die faustische, hochstrebende und umfassende Natur an solchem Zwiespalt eher verbluten als die durchschnittliche, phantasielose oder resignierende, die sich nie oder nicht mehr über die Grenze des Möglichen gerissen fühlt. Eben diese Grenze aber ist dem modernen König immer mehr und ganz besonders eng gezogen worden. Der politische König darf aber immer nur als ein, freilich krönender und beziehungsreicher, Einzelfall gelten; denn all dies gilt, entsprechend abgestuft, eben für den herrschenden Menschen von heut überhaupt. Wer nicht nur als König, sondern auch zum König geboren ist (auf welchem Lebensgebiet auch immer); wer seine Aufgabe wahrhaft königlich ernst und weit nimmt — der wird ins Ganze und Innerste seiner Welt ein- und übergreifen wollen; der wird sich gleichsam mit der geistigen Wollust und dem religiösen Egoismus des Künstlers seinem Rohstoff einzudrücken suchen; der wird allen Machtrausch und alle Machtenttäuschungen durchkosten. Denn auch der höchstgestellte, ja selbst der berufenste und genialste Einzelne vermag nicht den vollen Umfang und Inhalt seiner Welt auszumessen;

nur im Einklang mit großen Gesamtkräften und überpersönlichen Notwendigkeiten wird er überhaupt etwas auszurichten vermögen, und weder die Menschen noch die Dinge lassen sich von seiner losgelösten Willkür schieben und vergewaltigen — am wenigsten die Menschen, die um so individueller werden, je moderner sie werden, und eben damit aufhören, Nummern und Werkzeuge in der Hand eines Überlegenen, Herrschenden zu sein. Die Lage dreht sich schließlich gar so völlig um, daß die Dienenden, die zum Dienen Geborenen, über den Herrschberufenen Herr werden und ihm die Wege zu *ihren* Zielen vorzeichnen. Das ist eine Art „Sklavenaufstand", den man beklagen mag, aber hinnehmen muß. Und mit sentimentalem Pathos sollte man auch nicht allzu rasch bei der Hand sein — denn auch in der verkümmertsten Kreatur schlummert immer noch der Gottesfunke der Persönlichkeit, und selbst der Geringste ist noch zu gut, um der Willkür oder selbst dem befangenen guten Willen eines Einzelnen zum Spielball zu dienen; überdies sind ja in der Wirklichkeit die echten und natürlichen Werte so oft verkehrt und verfälscht: auf den Herrscherstühlen jeder Art sitzen nicht immer die wirklich Herrschberufenen, und in den Sklavenjochen schmachten nicht immer die rechten Sklaven — so bedarf es oft gerade erst einer wohltätigen Umschüttelung, um jeden an seinen Platz gelangen zu lassen. Und so mancher „Sklavenaufstand" bringt gerade erst die geborenen Herrscher herauf, die sonst in lichtloser Tiefe verdorben wären. Die größere Raum- und Wertnähe von Herrschenden und Beherrschten ist ja in der modernen Welt zum legitimen und normalen Zustand geworden, und gerade die ihre Zeit verstehende und durchfühlende Herrschnatur wird sich darnach zu richten wissen. Sie wird den wesenlosen und gefährlichen Allmachtträumen entsagen und im Begrenzten jetzt Größeres und Dauernderes wirken, als sie es je im Uferlosen vermöchte. Auf einem weithin sichtbaren Höhepunkte des Daseins wiederholt sich hier eigentlich nur jenes Erlebnis der Reife und Entsagung, das mehr oder minder jeder Mensch einmal durchmachen muß. Und je größer, je faustischer, je königlicher eine Natur ist, desto schwerer fallen, desto bitterer ankommen wird ihr natürlich der Verzicht. Je eigener und bedeutender der Einzelne, um so größer auch der Bruchteil *Tragik* in ihm. Und das moderne Leben vervielfacht diese Tragik. Es stemmt sich der Auswirkung großen und besonderen Menschentums entgegen; es pfercht selbst den Genius in die Wesensgrenzen der Mittelmäßigkeit und beschneidet alle schöpferische Natur. Es ist im höchsten Sinne gegen das Außerordentliche, gegen die Individualität ungerecht, weil es gegen die Persönlichkeit selbst im ordentlichen, nahezu unpersönlichen Durchschnitt allzu gerecht sein will. Darin liegt etwas vom Geiste des antiken Scherbengerichts, der niemand um Haupteslänge über den Durchschnitt hinausragen sehen möchte. Dieser Geist ist freilich besonders dazu angetan, den Menschen von seinen ins Leben mitgebrachten Illusionen zu kurieren. Gibt es doch auch eine Königs-Illusion, einen Königs-Traum, den wir wohl alle einmal geträumt haben und den doch die großen und kleinen, die wirklichen und mar-

kierten Könige dieser Welt, dieser modernen zumal, gleich wenig verwirklichen können! Führer, Erlöser, Wohltäter wollten wir alle einmal der Menschheit sein; der Entwickelung den Weg weisen; Kultur und Gesellschaft ihrem, unserem Ideal entgegenformen — aber das Allgemeine ist immer unendlich mächtiger und dauernder als der Einzelne, und die Schiebenden, so selten sie es auch durchschauen mögen, sind zumeist doch nur die Geschobenen. Menschen und Dinge lehnen sich auch mit einem gewissen Rechte dagegen auf, daß man sie, wenn auch zu ihrem wirklichen oder vermeintlichen eigenen Besten, zu meistern sucht. Seinen Inhalt, seine Schicksalslinie suchen muß sich jedes Wesen, auch jede Kultur und Gesellschaft, selbst, und kein Genie, Held oder König kann ihr da sein Gesetz aufdrängen wollen; zumeist ist auch die instinktive Weisheit, Weg- und Zielgewißheit des Allgemeinen viel größer, als es die auch des genialsten Einzelnen sein könnte. Wie wenig etwa die großen Philosophenträume eines Plato in die Wirklichkeit eingewirkt, wie wenig Dauerndes selbst die organisatorische Riesenkraft eines Napoleon erzielt hat: das hat sich der Chronik der Menschheit scharf und lehrreich genug eingezeichnet. Das ist die bitterste Wirklichkeitserfahrung des „Königs": daß er trotz aller verzweigten Einflußkanäle, trotz aller zusammenwirkenden Unwägbarkeiten doch dem Inhalt der Kultur aus Eigenem wenig hinzuzufügen vermag. Heut vollends sieht er sich immer mehr auf das Formale, Dekorative zurückgeworfen, und gerade der tiefen Königsnatur mag darum der Zwiespalt zwischen Sein und Schein, zwischen dem Wahn der Allmacht und der harten Tatsache der Gebundenheit, brennend fühlbar werden. Nur wenigen schöpferischen Geistern, die überdies noch in die richtige Zeit hineingeboren sein müssen, ist es überhaupt vergönnt, die Menschheit inhaltlich ein kleines Stück vorwärtszubringen; die übrigen sind einfach darauf angewiesen, allgemeine Ordnungen zu vertreten, gegebene Verhältnisse zu bestätigen. Nur auf dem Wege mystischer Begnadung und Übertragung konnte überhaupt jemals dem Einzelnen eine die Gottheit stellvertretende Allmacht und Allwissenheit zugesprochen werden. Aber eine solche Fiktion ist heut weniger denn je aufrechtzuerhalten. Wir sehen den König — auch den Geisteskönig: das Genie — heut menschlicher und menschennäher, und das braucht keine Entwertung zu bedeuten, sondern nur eine Umwertung, bei der beide Teile mehr gewinnen als verlieren. Denn an die Stelle verschwommener und oft unwürdiger Schauder ist nun die kritische und echte Ehrfurcht getreten. Es mag auch guten Willen, großen Zug und echt königliche Auffassung beweisen, wenn der Einzelne schlechthin alle Lebensgebiete zu durchdringen und zu beherrschen sucht — aber die Folge wird im Großen und Kleinen nur Dilettantismus und Byzantinismus sein, eine Herabdrückung und Verödung des öffentlichen Lebens, da nun einfach alle Eigenarten bis auf eine einzige ausgelöscht sein sollen, die unmöglich überall gleich zuständig sein kann. Bei der ungeheuren Er- und Intensität des modernen Lebens vollends wird das Ganze und Einzelne schlechthin unübersehbar und unbeherrschbar, und

dies nicht zum wenigsten begründet und verschärft die Problematik und Tragik des modernen Königtums.

Aber ist damit über eben dieses moderne Königtum das letzte Wort gesprochen? So vieles, ja das meiste in dieser aufgeklärten, überkritischen, äußerlich hochentwickelten Zeit scheint ihm entgegenzuwirken. Und doch oder vielmehr gerade darum gibt es heut *eine Tragik des königlichen Menschen*, die vielleicht das traurigste Kapitel und die brennendste Not unserer Kultur ist — und nicht zum wenigsten in der Zeit, ja in den Massen selbst mit ihrem typischen Zuge nach Anbetung und Unterwerfung, lebt heut wieder stärker denn je die Sehnsucht nach dem Einzelnen, dem Überragenden, dem Führenden. Auch das politische Königtum könnte davon profitieren — es müßte nur der Rechte kommen, der vom Nimbus des echten Königs umglänzt ist, der uns einen neuen Glauben gibt, ein neues Ideal zeigt und auch Kampf und Untergang nicht scheut. Dann würde man wieder einmal den Glut-Atem einer großen Weltwende spüren und die Wollust im Gehorsam gegen den Berufenen fühlen. Aber es gibt auch in der Menge so viele verstoßene, verachtete, verhüllte Könige; ja eigentlich sind die wahren Könige unter den Menschen immer unscheinbar und dem blöden Auge unkenntlich gewesen, und zumal in einem dem rohen Schein verfallenen Zeitalter wie dem unsrigen, das auch in der Wissenschaft und Kultur der „Sklavenmoral" zum Siege über die „Herrenmoral" verholfen hat, — und was sich auf allerlei Thronen des öffentlichen Lebens spreizt, das ist zumeist nur ein falsches oder halbes Königtum von Pöbels Gnaden, von Gnaden der Furcht und der Lüge. Nur Sonntagskinder sehen nach gutem, altem Märchenbrauch die Kronen der wahren Könige, und diese Könige suchen *ihren* König, um den sie sich scharen, dessen geistige Garde sie bilden können. Es gab bisher fast immer nur Könige über Massen; es sollte künftig Könige über Könige geben, über die es sich zu herrschen lohnt: das ist das Geheimnis dieses neuen Königtums. Und es sollte in einer höheren Gesellschaft jedem freistehen, die Larve und den Bettlermantel abzuwerfen und im eingeborenen Wesensglanze zu erstrahlen; es sollte jedem freistehen ein König zu *werden*, das Königliche in sich zu befreien und ans Licht zu heben. Und um die Paradoxa, die so oft so viel tiefere Wahrheit umschließen, zu krönen: Dieser neue König würde der *Freieste* sein, weil er sich als den *Unfreiesten* wüßte, weil er im heimlichen Einverständnis mit den besten, förderndsten Schaffenskräften seiner Zeit wäre; weil er nichts anderes wollte, als was sie auch wollen und — *müssen*. Dieses Zeitalter ist wahrlich trotz allem nicht antimonarchisch zu nennen; denn die verkannte und verstreute Gemeinde der königlichen Menschen ist heut schon eine dem Tagesgewühl überlegene, den gefährdeten Kronschatz der Menschheit rettende und hütende Macht. Der königliche Mensch harrt seines Königs — wann kommt er nur, der König der Wenigen und Erlesenen, der König der Zukunft und der Kultur?! —

Johannes Schlaf:
Das Ende des romantischen Menschen.

So viel der einzelne „inmitten der Kampagne" an Mißverständnissen und Enttäuschungen auch auszustehen hat: es bleibt ewig bewunderungswürdig, wie trotz allem noch so chaotischen Ineinander und Durcheinander der Richtungen, trotz allem Hin- und Herschwanken zeitgenössischer Abschätzung eine literarische Epoche schließlich dennoch mit unfehlbar treffsicherem Instinkt ihr wesentlichstes Gepräge fixiert und zur Abrundung bringt; wenn auch, tragisches Los des einzelnen, der beteiligt gewesen, später als er erhoffte, falls er überhaupt halbwegs heil durchgehalten hat und sein Streben nicht gar mit Tod und Untergang besiegeln mußte. . . .

Unwillkürlich drängte sich mir diese Betrachtung auf, als mir jüngst die ersten drei der fünf Bände zugingen, auf welche die von Dr. Paul Ssymank und Gustav Werner Peters besorgte, in dem verdienstvollen, angesehenen Verlag von Georg Müller (München) erscheinende Gesamtausgabe von Hermann Conradis Schriften berechnet ist.

Mein ehemaliger Magdeburger Jugendfreund und Bruder vom „Bund der Lebendigen", der in Jessnitz (Anhalt) 1862 geborene Hermann Conradi, ist einer von denen, die nicht durchzuhalten vermochten und die ihr Streben tragisch mit dem Tode besiegeln mußten.

Und doch: was ich kaum noch für möglich gehalten hätte: jetzt erscheint die Gesamtausgabe seiner Schriften! Von einem bestens renommierten Verlag in splendider Ausstattung herausgebracht, von den beiden Herausgebern in der fleißigsten und liebevollsten, selbst das Geringste nicht außer acht lassenden Weise besorgt. Und jener abrundende, unbeirrbar auf seine wesentlichste Seele gerichtete Instinkt der literarischen Epoche, von dem ich sprach, hebt plötzlich und fast ganz unerwarteterweise eine Erscheinung aus der Entwickelung unsrer neuesten deutschen Literatur seit den 80er Jahren hervor, die uns inmitten des kunterbunten Tumultes all der „Richtungen", die seit einem Vierteljahrhundert bei uns durcheinander treiben, fast ganz aus dem Gesichtskreis geschwunden wäre, oder die doch bloß eine etwas ausführlichere Literaturgeschichtennotiz schien bleiben zu wollen . . .

*　　　　*　　　　*

Hermann Conradi. Seine äußere Erscheinung. Die markantesten Züge seiner Persönlichkeit.

Da darf ich mein Gedicht „Im Ilmthal bei Tiefurt" („Sommerlied", bei A. Juncker, Berlin-Charlottenburg) und die Erinnerung an meine erste Begegnung mit dem alten Magdeburger Jugendfreund zitieren, die es bietet.

„. . . Wie er —
Als wär's heute —
Vor nun manch einem Jahr
An jenem Spätherbstabend in Magdeburg
Drüben hinter dem alten Rathaus hervorkam,
Wandelte, muß man sagen —
So recht jener alte wandelnde, träumerische,
selbstbewußte Poetenschritt —
Wie er kam
Und über das holprige Pflaster
Den „Alten Markt" her auf mich zuschritt,
Der ich unter dem romanischen Denkmal
Kaiser Ottos und seiner beiden Gemahlinnen
Im Scheine des flackernden Gaslichtes
Auf ihn wartete.
Klopfenden Herzens;
Denn er war bereits „Mitarbeiter von verschiedenen Zeitschriften"
Und war soeben dabei —
O, wie interessant! —
„Daniel Leßmanns: Wanderbuch eines Schwermütigen"
Und ein Buch Lyrik herauszugeben.

Ich sehe seine untersetzte,
Breitschultrige Gestalt,
Den Hals mit einem Seidentuch umschlungen,
Und unter dem schwarzen Kalabreser hervor,
Einem rechten Anarchistenstürmer und Wolkenschieber,
Kaum gebändigt,
Diese wunderbare Fülle und Gloriole
Der seidenfeinsten, üppigsten Rotgoldlocken.
Diese rotgolden bübische Pracht
Um das marmorblasse Gesicht
Mit dem rosenroten, dicklippigen, mokant aufgeschürzten Mund,
Zwischen seinen beiden tiefen, bitteren Furchen,
Mit seiner frechen Stumpfnase,
Zwicker vor lichtblauen, hellen scharfen Augen;
Und der skelettierte Knotenstock!
Wetter! wie war er häßlich und interessant!

Nein: schön!
Wie edel und stolz er den Kopf zurück trug!
Wie das und wie seine spöttische, so kalte Miene
Da irgend etwas, so stolz, so herbe, zu maskieren suchte!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, ich weiß: alles war dies:
Einer!
Alles dieses unaussprechliche Magie.

* * *

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und so sag' ich von dir:
Noch nie hab' ich einen gesehn,
Der so ganz Jüngling gewesen wäre wie du!
O, auch, in tieferer Bedeutung, physiologisch!
Ein Paradoxon,
Das unsre älteren und jüngeren alten Herren und Damen
Und kerngesunden und sehr normalen,
Komfortabilisierten Mitteleuropäer
Vielleicht erschrecken wird.

So ganz Jüngling!
Bis zum letzten Atemzug,
Als dich da in Tübingen
Weiß der Teufel was für ein
Nichtsnutziges Asthma erdrosselte!"

Man entschuldige dieses etwas lange Verszitat: aber in aller Kürze gibt es alles Wesentliche von Conradis Persönlichkeit, wie ich als Conradis Jugendfreund versichern darf, auf das genaueste.

Und wenn ich im übrigen noch seine romantische Zerrissenheit berücksichtige und hinzufüge, daß gerade er mit einem freilich noch Größeren, Nietzsche, die letzte Agonie der romantischen (humanistischen) Persönlichkeit lebte und repräsentierte, so habe ich seine Bedeutung als Dichter und als Mensch erschöpft; jene Bedeutung, mit der er, gemeinschaftlich mit Nietzsche, den er als der erste von meiner Generation — und vielleicht überhaupt als einer der allerersten — Mitte

der achtziger Jahre sofort auf das leidenschaftlichste erkannte und pries, überdauern wird als eine der interessantesten und lehrreichsten Übergangserscheinungen auf der Wende zwischen unsrer früheren und neuesten Dichtung und Geisteskultur, Nietzsche dabei in einer ganz bestimmten, sehr wertvollen Weise ergänzend, auf die ich gleich nachher noch etwas näher eingehen werde.

* * *

Der erste Band der Ausgabe, dem ein Bild „Conradi auf dem Totenbette" vorangegeben ist, bietet ein Vorwort von Dr. P. Ssymank „Wie die Conradi-Ausgabe entstand". Es gibt einen guten sachlichen Begriff, mit welcher Sorgfalt und welch' eindringlichem Fleiß die Herausgeber ihre Arbeit durchgeführt haben. Dann folgt eine kurze Einleitung von G. W. Peters, die eine Charakteristik von Conradis Persönlichkeit versucht. Wertvoller erscheint mir freilich die objektive, durch die erstaunliche Bewältigung eines sehr reichen und vielseitigen Materials sich auszeichnende, die Dr. Ssymanks 254 Seiten lange Biographie Conradis darbietet.

Sie bedeutet für mein Urteil, der ich immerhin die Bewegung von damals in ihren Anfängen mitgelebt habe, zugleich das beste Stück Psychologie jener „jüngstdeutschen" Periode, das mir bis dahin zu Gesicht gekommen ist.

Den übrigen Band, noch 241 Seiten, füllen Conradis Gedichte; eine Anzahl aus seiner Frühzeit, dann die Gedichte, die seinerzeit in den von Wilhelm Arent herausgegebenen, von Conradi und Henkell eingeleiteten „Modernen Dichtercharakteren" (1885) enthalten sind, dann Gedichte aus der ersten Studentenzeit, alsdann die seinerzeit bei W. Friedrich (Leipzig) erschienenen „Lieder eines Sünders"; dann noch eine Anzahl von Gedichten, die aus Conradis letzten Jahren datieren. Den Band schließen einige Aphorismen. —

Der zweite Band, mit einem sachlich redaktionellen Vorwort von Dr. Ssymank, enthält außer „Aufsätzen programmatischen, ästhetischen und polemischen Inhaltes" (132 Seiten), „Studien und Aufsätze zur älteren deutschen Literaturgeschichte" (91 Seiten), „Aufsätze zur Geschichte der modernen Literatur" (185 Seiten), „Novellen und Skizzen aus der Frühzeit" (51 Seiten). Beigegeben ist dem Bande ein längeres Gedicht „Gebet an Prometheus" in Faksimile von Conradis Handschrift. —

Der dritte Band, mit einem kurzen Aufsatz von G. W. Peters, der gute Bemerkungen zu diesem Gegenstand bietet, bringt Conradis novellistische Beiträge und Skizzen aus den beiden damals bei J. Schabelitz (Zürich) erschienenen „Faschingsbrevieren" für 1885 und 1886 — das für 1885 von S. 3 bis 48; das für 1886 von S. 191 bis 226 —; und dann von S. 57 bis 154 die Novellensammlung „Brutalitäten"; ferner „Novellen und Skizzen aus der Spätzeit" von S. 253 bis 274; dann die Monographie „Wilhelm II. und die junge Generation" und die Abhandlung „Ein Kandidat der Zukunft — Übergangsmenschen" bis

S. 447. — Der vierte und fünfte Band, die erst noch erscheinen sollen, werden Conradis Roman „Phrasen" und „Adam Mensch" bringen.

* * *

Das alles ist quantitativ so viel, daß es selbst die, die mit dem frühverstorbenen Conradi — er starb 1890, achtundzwanzig Jahre alt, in Tübingen, gerade als er seinen Doktor machen wollte, an einem infolge des Asthmas, an dem Conradi von frühster Jugend auf litt, in bösartige Lungenentzündung ausgearteten Influenzaanfall; daß er Hand an sich selbst gelegt haben soll, ist unrichtig — persönlich verkehrt und jene jüngstdeutsche Zeit mitgelebt haben, überraschen muß. Auch für uns war er eigentlich nur der Dichter der „Lieder eines Sünders" und der beiden Romane „Phrasen" und „Adam Mensch". Künstlerisch kam er uns aber eigentlich nur als der Dichter der „Lieder eines Sünders" ernstlicher in Betracht.

Und nun liegen da plötzlich vor einem diese drei stattlichen Bände, denen noch zwei weitere folgen sollen! —

Und doch möchte ich damit keineswegs angedeutet haben, daß es zu viel wäre, was uns da geboten wird. — Gewiß, Conradi wird wohl nur als der Dichter der „Lieder eines Sünders" weiterdauern; indessen bedeutet er doch auch wieder mehr und Wichtigeres. Und daß die beiden Herausgeber das erkannt haben, muß man ihnen danken, und man hat es ihnen zu einem ganz besonderen Verdienst anzurechnen.

Denn nun besitzen wir, ganz unerwartet, ein Dokument von recht großem Wert. Ein Dokument, das uns zwar nicht wie das Werk Nietzsches eine ganze große Kulturperiode ihrem weiteren und umfassendsten Umfang nach erschließt, im übrigen aber vielleicht in gewisser Hinsicht noch etwas Wichtigeres darbietet: nämlich eine sehr markante Psychologie gerade der Jugend, des jungen Mannes, eines ganz bestimmten intellektuellen studentischen Types, wie er damals vorwärts wollte, und mit was für Hemmungen, die ihm jene Übergangszeit und zugleich gewisse unwillkürliche Angeborenheiten, „Atavismen", in den Weg stellten, er sich abzuringen hatte. Das ist in gewissem Betracht sicherlich ein noch intimeres Problem, als es selbst das persönliche Problem Nietzsches bedeuten kann, der einer früheren Generation angehörte.

All diese novellistischen Skizzen, programmatischen, polemischen, zeitpsychologischen Aufsätze, Rezensionen, Abhandlungen und Monographien Conradis, obgleich ihnen eine dauernde objektive Bedeutung und ein tieferer ästhetischer Wert abgeht, sind also naturgemäß von größtem Wert. Ich behaupte: von einem größeren und unmittelbareren, als ihn selbst 10 Bände noch so „kunstvollendeter" Dichtungen beanspruchen dürften. — Was bedeutet uns eigentlich heute noch „Kunst"? Täuschen wir uns beileibe nicht darüber hinweg; alles ist die menschliche Persönlichkeit als solche, alles ist die soziale, religiöse, individuelle Staupe,

die sie durchzumachen hat, und alles ist die Vollendung, auf die sie hinaus will! Das ist ein Moment von einem so starken ethischen Akzent, dem gegenüber alle noch so „formvollendete" Kunst, alle artistischen, ästhetischen und ästhetisierenden Gesichtspunkte von heute gänzlich in den Hintergrund treten! . . .

Und hier ist es nun vor allem Conradis tiefstes und bedeutungsvollstes Verdienst, daß er sich mit all seinen „Menschlichkeiten, Allzumenschlichkeiten", seinen unausgegorenen, jugendlich unreifen, wirr durcheinandertumultuierenden Unwillkürlichkeiten so restlos und unmittelbar prostituiert hat, wie ganz gewiß kein zweiter seiner Generation!

Also: die beiden Herausgeber haben uns mit dieser fünfbändigen stattlichen Ausgabe durchaus nicht „zu viel" gegeben. . . .

* * *

Es handelt sich freilich Conradi gegenüber nicht gerade um den jungen Mann von damals — wir werden das gleich nachher sehen —, wohl aber um einen ganz bestimmten Typ desselben, der außerordentlich interessant, der vor allen Dingen der eigentlichst tragische ist. Ich möchte ihn den aussterbenden Romantiker, den Romantiker in der Agonie nennen. Diesen Typ repräsentiert uns Conradi bis in seine tiefste, intimste menschliche Psychologie hinein, und zugleich auch, was das wichtigste ist, mit all seinen ungeschminktesten menschlichen und allzumenschlichen Vordergründen in den feinsten und prägnantesten Einzelheiten. Conradi hatte mit vielen von uns Damaligen, die wir namentlich in der Provinz, in der Kleinstadt geboren waren, — z. B. auch mit mir selber — eine im guten alten Sinne romantisch gelebte und romantisch genährte frühste Jugend gemeinsam.

Diese erste Jugend unserer Generation war allerdings eine nur ganz kurze. (Bei dem älteren Nietzsche verhielt sich das noch sehr anders!) Ich möchte im Durchschnitt als ihre Grenze das 12. Lebensjahr setzen. Alsdann aber stürmte ja, bei mehr sich ausdifferenzierender Bewußtheitlichkeit, sofort alles auf einen ein, was an Kritik, Skepsis oder auch positiv wertvoller, gleich von Beginn des neuen Reiches an sich mit so mächtigem, so auffallend rapidem Tempo entfaltender Neuzeit seit der Märzscheide in Europa und um uns Jungen herum vorhanden war, und begann uns in seine Konflikte, die Konflikte der sogenannten „rauhen Wirklichkeit" zu reißen.

Freilich kam diesem Umstand in uns, ist ihm sicherlich, wie z. B. bei mir selber, auch bei Conradi, von sehr früher Jugend an das höchst moderne, schon ins organisch-physisch Unwillkürliche gegangene Merkmal einer angeborenen sehr feinspürigen, sensiblen Aufmerksamkeit und Aufnahmefähigkeit und ein solches seelisches Wertungs- und Verarbeitungsvermögen entgegengekommen. (Ich selber besitze z. B. völlig verbürgter Weise Erinnerungen an Eindrücke meiner Umgebung, die aus meinem ersten Lebensjahre datieren; die Erinnerungen aus meinem

zweiten und dritten Lebensjahre sind sogar schon sehr reiche und verwunderlich differenzierte.)

Das war denn die seelische Disposition, das seelische „Milieu", die einen kritischen Übergang bedingten und bedeuteten, der zu einer neuen Persönlichkeitssynthese, zu einem neuen, positiven, modernen Menschentyp führen mußte, freilich aber auch seine schweren Opfer und Martyrien kostete! . . .

Um über die Staupe dieses Überganges hinwegzukommen, dazu gehörte von vornherein gar mancherlei. Die romantischen Anlagen durften nicht mehr allzu sehr überwiegen; ein nicht zu einseitig abstrakt ästhetischer Sinn gehörte dazu, ein guter und gesund gerechter und gerichteter Instinkt für das reale Leben, eine unwillkürliche Abneigung gegen jede Art von intellektueller und sonstiger Pose, auch eine mindestens leiblich gute Gesundheit, Ausdauer, Fähigkeit, ein unverwüstliches Vermögen sich trotz allem und allem, und käme es noch so toll, nicht desillusionieren zu lassen, schließlich eine unverwüstlich solide religiöse Veranlagung nicht abstrakt spekulativer, ruminierender Art, sondern eine im wärmsten Innengefühl, Bluts-, Familiengefühl verankerte, und sie vor allem: das alles gehörte dazu, um wirklich auszuhalten und eine gesund und mit Aussicht auf Sieg ringende Entfaltung zu leben; auch irgend eine achsensichre innerste Zuversicht auf diesen Sieg, eine innerst treibende, unbewußt fixierte Vision des Zieles, auf das die Entwickelung unsrer Moderne hinaus ist . . .

Alsdann war eine Gewähr vorhanden, den neuen modernen Lebensfaktoren, wie sie sich seit der Märzscheide und dem internationalen, vorab zunächst kritisch-skeptischen, analysierenden Realismus in Europa herausgebildet hatten und nach 70 immer entschiedener, immer rapider und verwirrender sich entfalteten, anscheinend gerade zunächst heillos alles das in einem bedrohend, was „deutsch" war, gerecht zu werden und zu überdauern, sie in ihrem sicherlich einheitlich organischen neuen Gefüge zu erkennen, zu bewältigen und dann zu leben, aus- und weiterzuleben.

Hier nun aber gehörte Conradi, genau so wie im Grunde auch Nietzsche, zu jenen allzu feinen tragischen Naturen, deren psychische und auch physische Konstruktion nicht widerstandsfähig, plastos, zäh genug war, um wirklich zu der Synthese durchzudringen, auf die alles ankam.

Von klein auf war Conradi von schwächlicher Gesundheit, ward von frühster Kindheit an von Asthma geplagt. Schon das mußte zur Vereinsamung führen. Auch zur Kritik, zur Skepsis, und zwar im Sinne eines beständigen, „pessimistischen", inneren Verstimmungsgefühles, einer peinvollen, physisch und psychisch gequälten, allzu krampfhaft gespannten und vibrierenden Reizbarkeit, einer allzu wunden „Hautlosigkeit".

Gegen solche Eigenschaften und Faktoren vermochte dann bei Conradi ein gewisser von seinem robusten und praktisch gerichteten Vater ererbter Lebenstrieb schließlich nicht aufzukommen, wenn er immerhin auch in Conradis Entwickelung

in gewisser Weise seine Rolle gespielt hat. Ein sehr zartes, romantisch gerichtetes, feinfühliges Innen- und Gemütsleben, dem auch ein guter, tiefeingewurzelter Familiensinn eignete, eine tiefe Sehnsucht, ein innerster Trieb sich mit diesem Gemütsleben auszuleben und zu entfalten, mußten, sobald sie mit jener „rauhen Wirklichkeit" des Zeitmilieus und seiner groben und allzu groben Robustheit, mit seinem hetzenden und immer rapideren Tempo in entschiedenere Berührung kamen, sich überall zurückgestoßen fühlen, vermochten nicht zu verstehen, weil sie nicht herzhaft herankonnten, gerieten in Verbitterung und Gereiztheit und zugleich, um doch eine gewisse Möglichkeit zu existieren zu haben, in bis zur Karikatur kraß outrierte Pose. Zugleich wurde jener gesunde Egoismus, der jeder Ausnahmepersönlichkeit eignet — er ist, da die Ausnahmepersönlichkeit für alle lebt und wirkt, im Grunde der vollkommenste und konzentrierteste Altruismus, organische Kollektiveigenschaft von Rasse in höchster, aktivster Potenz — bei Conradi zu einem krankhaft scharfen, isolierten persönlichen Egoismus, der vag, gereizt, vom Intellekt allzu einseitig und allzu bewußt bis zum Größenwahn gehätschelt, betastet, gepflegt, jeden Augenblick zwischen den äußersten und krassesten, unvermitteltsten Gegensätzen, hysterisch schwankenden Empfindlichkeiten und krampfigen Kraftposen schwebte. Das führte dann später dazu, daß Conradi, anstatt, wie es unerläßlich war, aus den gegebenen realen Kulturfaktoren der Zeit heraus sich selbst zu einer positiven neuen Persönlichkeit zu entwickeln oder doch aus ihnen hervor wenigstens intellektuell einen gesunden positiven neuen Persönlichkeits b e g r i f f zu gewinnen und mit wirklich verläßlich bestimmter Plastik auszugestalten, in einer ganz abstrakten und vag allgemeinen Weise, man kann es nicht anders nennen, über Individualität mit allem möglichen unreif, schnörklig, schnurrig geistreichelnden, tändelnden, posierenden, romantisierenden — hier und da tropfen tragisch auch ein paar Blutstropfen —, aber nur zu oft auch geradezu mephitischen Phrasen — man könnte übrigens überhaupt eine besondere, sicher sehr interessante und wertvolle, vielleicht sogar unerläßliche Abhandlung über das Mephitische in dem Jargon der jüngstdeutschen Bewegung schreiben — und hin und her bunt durcheinander schießenden, schillernden Velleitäten herumirrlichterierte, auf solche Weise lediglich den bisherigen Begriff der romantisch genialen Ausnahmenatur in tausend schillernde Scherben zerschlagend und mit ihm sich selbst, anstatt, wie Conradi sicher gemeint hat, den Zeitgenossen ein neues Ziel und Ideal vor Augen zu rücken . . .

Und so verzappelte er sich schließlich ins Blaue hinein. Denn mit eindringlich zähem, unbeirrbar beharrlichem Fleiß — hier waren, man denke an Novalis und die Schlegels, überhaupt an die enorme geistige Betriebsamkeit der früheren Romantik, unsre Frühromantiker wahrhaftig ganz andere Kerle! — und bescheiden ruhiger, steter Rührigkeit sich den gegebenen Realien und enormen neuen, vielseitigen Bildungsstoffen und Gesichtskreisen des Zeitalters, besonders auch den exakten Wissenschaften hinzugeben, war Conradi zu schwächlich, zu wenig von vorherein physisch und geistig disponiert und konzentriert; er selbst freilich glaubte:

zu souverän. — Er bekümmerte sich zwar um sehr viel und vieles: aber er naschte nur oberflächlich an allem herum und verlor schnell Geduld und Interesse, also immer wieder jeden tieferen Kontakt, auf den es ankam. Mit einer gewissen, aber leider nicht mit einem gesunden, sichren Trieb gerüsteten Sensibilität, die nur eine zerfahrene, im Grunde unlustige, innerlichst müde und unheilvoll weltabgewandte, nervös hin und her hastende Vielgeschäftigkeit war.

In einem gewissen Sinne wurde ja auch ihm die exakte Wissenschaft zu einem Erlebnis: aber sie imponierte ihm nur so, wie dem Schwächlichen und Lebensuntüchtigen gesund robuste Männlichkeit imponiert; d. h. ohne ein wirklich gesundes organisches Verhältnis zu ihr. Die dekadenten Lungen seines Geistes taugten nicht für den herb gesunden Ozon der modernen Wissenschaft. Die Wissenschaft zertrümmerte ihm lediglich den letzten Rest seiner alten, romantischen Ideale und Gefühlswelten, ohne ihm ihr bestes positives, neureligiöses Wesen offenbaren zu können — das die Wissenschaft freilich eines Tages nur um den Preis des vollständigen Unterganges alles dessen, was mechanistische Wissenschaft heißt, offenbart haben wird —; er geriet durch die Wissenschaft erst recht in Skepsis und in eine, oft geradezu wüste und dennoch zugleich schwächlich fratzenhafte, noch dazu allzu selbstgefällige Frivolität, die ihm eigentlich seiner innersten, im Grunde sehr frommen und pietätvollen Natur nach ganz und gar nicht lag, die ihm aber wohl als besonders männlich erschien. Und so vollendete der Geist der modernen Wissenschaft lediglich das Werk der Zerstörungsmächte, die von Anfang an an ihm gerüttelt und ihn in ein Jenseits hinübergezogen hatten, das in solch einem Falle nur noch hinter dem leiblich persönlichen Tode liegen kann . . .

* * *

Ein ganz besonders interessantes und beachtenswertes Kapitel ist aber das von der Sexualität des Jünglings Conradi.

Es heißt, daß diese Sexualität keine ganz normale war. So viel steht aber fest, daß von all der weit ausschweifenden, etwas gar zu jungemannshaften und sich in fratzenhaft schiefen sinnlichen Phantastereien ergehenden sexuellen Renommage, — der zugleich eine sehr beachtenswerte unwillkürliche, unbewußt bis zum äußersten offenherzige und sich entblößende Naivität eignete —, wie sie sich in seinen Novellen und beiden Romanen ausbreitet, so gut wie nichts wahr und wirklich erlebt ist. Conradi hat überhaupt erotisch mit dem Weibe so gut wie nichts gehabt und erlebt. Erst in seiner allerletzten Tübinger Zeit hat er, wie Freunde, die damals mit ihm verkehrten, berichten, gelegentlich kennen gelernt, was es heißt ein Weib umarmen. Kurz vor seinem Tode.

Doch glaube ich, man ist heute zu voreilig geneigt, eine solche Sexualität sofort als perverse Veranlagung zu stempeln. Ich möchte Conradi nicht für sexuell anormal veranlagt halten. Es handelt sich hier vielmehr nur darum, daß seine schwächliche Konstitution, das schwere Asthma, an dem er von frühster Kindheit

her litt und das ihn — ich selbst bin gelegentlich Augenzeuge eines solchen Anfalles gewesen — beständig auf das äußerste peinigte, ihm nicht gestattete, das Liebesleben anderer junger Leute in seinem Alter zu führen. Aber er schraubte und krampfte sich ja so gern zu einer „genialen Kraftnatur" empor, wollte um alles in der Welt für eine solche gelten, sich selbst als eine solche fühlen: und daher all die maßlosen Renommagen von Liebesabenteuern in seinen Schriften, die er niemals wirklich erlebt hatte und die schon damals seinem Verkehr ein Lächeln abnötigten, weil es *so* schlimm für gewöhnlich ja denn doch nicht zugeht . . .

Aber ich möchte sogar behaupten, daß Conradi im Grunde — und hier berühren wir wieder die so sehr interessante und wertvolle eigentlichste Tragik seines Wesens! — sogar sehr normal beanlagt war; ich will sagen: daß ihm ein ungewöhnlich ausgeprägter, guter monogamer Zuchtwahlsinstinkt eignete!

Die „Vielweiberei" junger Leute mag eine ganz gute gesunde Munterkeit bedeuten, die Jugend hat auf solche Weise wohl auch ihre Fühlung mit dem Weibe zu suchen: aber sie ist eigentlich durchaus keine Eliteeigenschaft und durchschnittlich auch gar kein Zeichen einer so besonders guten und wertvollen organischen Kultur. Jedenfalls sind die spröden Jünglinge, wenn auch die schwierigsten und kompliziertesten, so doch keineswegs die wertlosesten; und es ist ein recht bedenklicher Irrtum unserer Zeit und ihrer zusammengepferchten Weltstadtzivilisation, wenn man allzu leicht bereit ist, solche Jünglinge für sexuell „anormal" zu halten. Es handelt sich hier vielmehr meist gerade um einen guten und besonders wertvollen Zuchtwahlsinstinkt. Und es gab damals gerade in den Kreisen unsrer Jugendbünde sogar sehr viele solcher Jünglinge. Nicht umsonst spielte in jener ersten Literatur der Kellnerinnenroman mit seiner „moralischen Hebung" und „Bekehrung" der Prostituierten eine so auffallende Rolle! . . . Das war, so sehr es auch den Spott herausfordern mochte, ein deutliches Zeichen, daß mitten im modernen Weltstadtleben eine neue Generation auf eine höhere Kultur, auch sexuelle Kultur, hinaus war; und es handelt sich hier um eine Bewegung, die auch heute noch keineswegs im Sande verlaufen ist, die vielmehr, um hier nur kurz darauf hinzuweisen, mit der hochwichtigen Lösung, die eines Tages das so zweiseitige Problem der europäischen Neurasthenie unter allen Umständen erfahren wird, auf das intimste zusammenhängt und also im Vorschreiten begriffen ist. — Jedenfalls: die beste, auch physische, Kraft der Liebe erwächst ihr je und je keineswegs aus dem „Fleisch" und den Sinnen, sondern aus dem Geist und der Ganzseele! . . .

Ein solcher spröder Jüngling im besten altväterlich soliden Sinne, ein solcher Jüngling, dem die beste Kraft der Liebe nur aus dem Geist und der Ganzseele erwachsen kann, war Conradi aber durchaus, so sehr und so ungeheuer krampfhaft und spröde er auch von jeher sein Innerstes und Bestes maskierte, zum Teil wohl aber auch selber mißverstand . . .

Und gerade das halte ich denn auch für die beste,

edelste, wertvollste, eigentlichste, freilich in seinem Fall tragische Eigenschaft seiner dichterischen und menschlichen Persönlichkeit! . . .

Es ist so sehr kennzeichnend und hat etwas so tief und eigen Ergreifendes, daß sich in dem seiner Werke, das als das einzig wirklich überdauernde, künstlerisch reifste, menschlich wahrste und unmittelbarste dasteht, daß in seinen „Liedern eines Sünders" sich diese frivolen, fratzenhaften Renommierereien mit ihren nicht gelebten und deshalb so wunderlich naiv unwahren Phantasiearabesken seiner Novellen und Romane ganz und gar nicht finden; daß hier vielmehr stets Töne einer tieferen seelischen Empfindung, einer im besten Sinne romantischen und deutschen unter dem tragischen Bewußtsein seines unglücklichen kurzen Lebensloses hervorbrechen; mit so tief ergreifender Gewalt. Und besonders in den eigentlichen Liebesgedichten. Sehr selten, daß sich gelegentlich mal in einem Gedicht mit einem ironisch tändelnden Ton etwas von jener fratzenhaften erotischen Renommiererei verrät.

Conradis tiefstes und wahrstes Liebeserlebnis ist denn auch jenes gewesen, das er in Berlin mit der Verkäuferin Louise Schlamaeus hatte, und das ganz den Charakter einer idealen Neigung bewahrte. Doch auch die mehr sinnliche, jungemannshafte Neigung, die er in seinen unter dem Titel „Liebesbeichte" vor einigen Jahren von M. G. Conrad herausgegebenen Briefen an die österreichische Dichterin Margarethe Halm verrät, die er nie in seinem Leben persönlich sah, die er nur von einer Photographie her kannte und die seine Briefe niemals in dem von ihm ersehnten Sinne erwidert hat — wahrscheinlich wäre er dann auf der Stelle von ihr desillusioniert gewesen —, ist trotz aller ihrer jungemannhaften Posen, Genialitätsrenommierereien, und ihrer unreifen Romantik, mit der Conradi so köstlich unbewußt diese Neigung sich ausstaffierte, die nichts war als eine faustdicke, sinnliche Anwandlung dem schönen und körperlich üppigen, außerdem etwas älteren Weibe gegenüber, zwischen den Zeilen gerade durchaus jene Eigenschaft einer guten monogamen Veranlagung deutlich genug zu erkennen.

Und so ist denn Conradi eines der wertvollsten Kapitel zu einem der wichtigsten Probleme und Krisen unsrer neuzeitigen Psychophysis. Und deshalb also, ich wiederhole es noch einmal, müssen wir den Herausgebern seiner gesammelten Schriften besonderen Dank wissen, daß sie uns quantitativ ein so reichliches Material über diesen jungen Mann und Studenten von damals vermittelt und uns seine Schriften so umfassend zugänglich gemacht haben! . . .

* * *

Fassen wir aber Conradis wertvollste Bedeutung, die ihn weit über das Niveau seiner damaligen jüngstdeutschen Mitstrebenden hinaushebt, z. B. hinaushebt auch über Karl Henckel, der als Künstler, Dichter und Mensch eine so ungleich gesundere und glücklichere Entwickelung genommen hat, noch einmal kurz zusammen, so wird sie sich folgendermaßen aussprechen: Nach dem großen Krieg,

zu Beginn des neuen Reiches, lebte sich die große romantische Persönlichkeit und Genialität mit einem letzten Aufflackern endgültig aus. Und das war das markante tragische Schicksal vor allem Nietzsches und Conradis. Ein neuer Mensch, und ein neues Werk, der positive, praktische, der unter allen Umständen nur noch „m o d e r n" sein und das Problem der Modernität unter allen Umständen vollständig und endgültig klären wollte, war im Aufstieg; ein neuer Mensch, der eines Tages der vollendete Europäer sein wird, von dem Nietzsche mehr prophetisch gesprochen hat, als daß er ihn selber wirklich hätte begreifen und gestalten können, und den heute endlich die leidenschaftlichen Hymnen Emile Verhaerens über Europa hinjauchzen, ihn zum erstenmal mit vollstem Bewußtsein als einen in sich vollendeten Typ verkündend.

Zu diesem neuen, modernen Menschen und Europäer wollte die alte romantische Genialität, wie sie mit Nietzsche und auch mit Conradi ausstarb, hinüber; aber sie war zu heillos ihren Atavismen und Unwillkürlichkeiten verfallen, selbst da, wo sie sich an den Wissenschaften, die ihr, sehr kennzeichnend, viel zu blindlings imponierten, zur Kraftpose aufkrampfte, als daß sie über den Strich hinüber vermocht hätte, der sie von dem neuen Menschen, dem heute seiner letzten, deutlichsten Vollendung entgegenschreitenden Menschen des „Reiches", dem vollendeten Europäer, so tief und tragisch unüberschreitbar schied . . .

Freilich aber haben hier dieser letzte romantische Mensch und der damals aufkommende mechanistisch wissenschaftliche Naturalismus ihre Gemeinsamkeiten und Berührungspunkte.

Ihnen beiden eignete zunächst noch dieselbe skeptische Analyse. Freilich mit dem Unterschied, daß der letzte Romantiker sich mit ihr selbst endgültig zersetzte, während der werdende neue Mensch, das war seine keimende, zukunftskräftige Positivität und Dauerbürgschaft, mit ihr alles zersetzte, was noch als romantischer „Atavismus" in welcher Form auch immer in den Bereich des „Reiches" hereinragte. Das war bereits der Anfang und die Grundbedingung — trotz aller mechanistischen Roheit und allem robusten am wesentlichsten Vorbeihauen, trotz aller schonungslosen Negation, die aber auch mit allen möglichen sozialen Gebrechen aufräumte — jener endgültigen, vor allem r e l i g i ö s e n Synthese, die wir in einer nicht mehr fernen Zukunft erreicht haben werden. Dann aber werden Naturen wie Nietzsche und Conradi, die sich immerhin mit einem letzten glücklichen Instinkt gegen die mechanistischen Plebejereien und Schiefheiten des materialistischen Naturalismus auflehnten und wehrten, der unter allen Umständen zu überwinden war, dastehen als überragende Märtyrer des neuen Überganges. Und in diesem Sinne also wird der Dichter der „Lieder eines Sünders" über- und weiterdauern; das wird, trotz allem und allem, sein Verdienst und Ruhmestitel bleiben . . .

Dr. R. F. Günther: Worauf beruht die Vorherrschaft der Drei im Menschen?

I.

Zu den Dingen, welche uns nicht nur größeres Interesse abzwingen, sondern uns zum Nachdenken herausfordern, gehört unstreitig die unverkennbare Vorherrschaft der „Drei", unter welcher der Mensch steht.

Es bedarf nur des kurzen Hinweises, daß wir ihr ja durch das ganze Leben hindurch so außerordentlich häufig begegnen. Und nicht nur im alltäglichen Getriebe. Auf geistigem Gebiete und hauptsächlich in Religionssachen spielt die Dreizahl seit grauer Vorzeit eine hervorragende Rolle, so daß sich der Mensch gerade sein Heiliges, sein Hehres — seine Gottheit — in dieser Form vorgestellt hat.

Es ist außerdem nicht unwesentlich, schon an dieser Stelle anzuführen, daß der Mensch Raum und Zeit nur nach drei Richtungen hin zu begreifen befähigt ist: Höhe, Breite, Tiefe und Anfang, Fortsetzung, Ende; und daß ihm im Großen und Ganzen nur drei Faktoren zu Gebote stehen: Zahl, Maß, Gewicht, worauf schließlich alles beruht, was er baut, berechnet und mißt.

Es ist nicht zu leugnen, daß es ganz besonders die „Drei" ist, welche seit unendlichen Zeiten im Denken des Menschen eine große Kraft ausgeübt hat und von größtem Einflusse gewesen ist, — daß, wie Hermann Usener*) sagt, ein Trieb vorhanden gewesen ist, welcher „mit der Kraft eines Naturgesetzes im Menschen gewirkt haben muß".

Von Kindheit an nimmt die Drei beim Spiele mit

Ringel, Ringel, Reihe,
Wir sind der Kinder Dreie

und z. B. mit dreimaligem Abzählen wie:

Ubchen, Bübchen, Rübezahl,
Ubchen, Bübchen, Knoll

eine bevorzugte Stellung ein. Schon für das Kindergemüt wohnt ihr Zauberkraft inne, denn

*) Rheinisches Museum für Philologie. Herausgegeben von Franz Bücheler und Hermann Usener. 1903.

Wenn ich zähle eins, zwei, drei,
Muß mein Röcklein fertig sein!

Und den großen Umfang ihrer Herrschaft, wie sie bestanden hat und noch besteht, müssen wir täglich anerkennen.

„Aller guten Dinge sind drei", „In drei Teufels Namen", „Drei kommen selten überein", „Drei leben friedlich, wenn zwei nicht daheim sind", „Dreimal ist Bubenrecht", „Dreimal ist Schiffsrecht", „Dreemal is sin Recht", „Drei Übel schwer, sind Feuer, Weib und Meer", „Dreimal umgezogen ist halb abgebrannt". Drei Finger werden zum Schwur aufgehoben. Wir haben ein dreimaliges Heiratsaufgebot, in manchen Gegenden dreimaliges Läuten vor dem Gottesdienst, ehedem dreimaliges Untertauchen bei der Taufe, heute dreimaliges Besprengen mit Wasser, dreimalige Aufforderung bei Versteigerungen, dreimaliges Anrufen von Wachtposten u. s. w. a.

Nicht bloß für die Jugend, sondern auch für Erwachsene ist bei allerlei Spielen die Drei vorherrschend.

Einen Menschen, dem die Natur an Körpergröße recht viel versagt hat, nennen wir einen Drei-Käse-Hoch. Und von dem, welcher in geistiger Beziehung zurückgeblieben ist, sagen wir, er könne nicht bis drei zählen.

Der Dritte im Bunde ist etwas so Alltägliches, wie die Einteilung von Predigten, Aufsätzen oder Reden in drei Teile, ebenso wie die Dreiteilung von Lehrling, Geselle und Meister, und die ähnlichen Abstufungen der Mitglieder von unzähligen Körperschaften aller Art, sowie das Nebeneinanderstellen oder die Steigerung von drei Symbolen in Wahlsprüchen u. s. fort.

Wie wir die Gesundheit des Freundes in dreifachem Hoch ausbringen, so weihen wir ihm als allerletzte Gabe drei Hände voll Erde, wenn er drei Tage nach dem Tode unter dreifacher Einsegnung zur ewigen Ruhe bestattet wird.

Die Dreizahl begegnet uns häufig in Gebeten und in Formeln von Beschwörungen und früheren „Besprechungen" von Krankheiten und hat einen hervorragenden Platz in Erzählungen, Sagen und Märchen (Drei Wünsche und dergl., Drei Äuglein im deutschen Märchen).

„Wo drei versammelt sind in meinem Namen." „Der Hahn wird nicht krähen, bis du mich habest dreimal verleugnet." „Jesus, Maria, Josef."

In der Vereinigung von drei Tönen, im Dreiklang, erblickt die Tonkunst erst eine richtige Harmonie. Drei Farben, Roth, Blau, Gelb sind dem Maler bestimmt, um durch sie in Verbindung mit dem unentbehrlichen alles beherrschenden Weiß eine unendliche bunte Farbenreihe zu erreichen. Und die Baukunst kennt nur zu gut die große Wirkung, welche drei Öffnungen, drei Bogen usw., gegenüber einer Anordnung z. B. von zwei, auf das menschliche Auge hervorzurufen imstande sind. (Die edle Dreiecksform des antiken Giebels).

Die alten Mathematiker haben die Dreiheit von Voraussetzung, Behauptung und Beweis auf die heutigen vererbt.

Die Grammatik lehrt uns drei Geschlechter, drei Grade in der Steigerung und anderes derartiges. Die Logik stellt Thesis, Antithesis und Synthesis auf, und spricht von drei Tätigkeiten des Verstandes. Ferner sei das häufige Vorkommen der Dreizahl in den Gebräuchen der Philosophie und den uralten Symbolen der Freimaurerei erwähnt.

Auch der hohen Auffassung sei gedacht, welche die Pythagoräer von der Dreiheit hatten, die in der Trias, als Vereinigung des Monas und Dyas, etwas durchaus Vollkommenes sahen.

Und von dem Volke mit der ältesten Astrologie, die wir kennen, ist uns überliefert, daß sich bei den chaldäischen Magiern aus ihrem Sonnendienst die Dreiheit der Ilu: Anu, Bel, Ao entwickelt hat (Häckel).

II.

Besonders auffallend ist die Herrschaft der Drei in den Religionen und Mythen des ganzen Altertums. Dafür bringt eine Arbeit des Bonner Professors Hermann Usener „Dreiheit"*) eine Fülle von Belegen, welche er hauptsächlich bei den Griechen, dann aber auch bei den Mazedoniern, den Thrakern, Karthagern, Phrygern, Italikern, Kelten, Indern, Semiten, Ägyptern, Arabern, Skythen, Mongolen, Germanen, Slaven findet.

Die Griechen z. B. hatten drei Horen, drei Moiren, drei Chariten, drei Gorgonen, drei Kyklopen, drei Hekatoncheiren, drei Windgötter, drei Kroniden, drei Kabiren, drei Unterweltsrichter, drei Erinnyen, Harpyen, Hesperiden, dreimal drei Musen, deren es ursprünglich nur drei gab, usw. Auch gab es nicht zusammengehörige Dreiheiten: (Apollo, Asklepios, Hygieia), (Zeus, Athene, Apollo).

Obwohl die Berichte über die anderen Völker viel spärlicher als über die Griechen seien, so fänden sich bei den Karthagern: Juno Cälestis, Herakles und Iolaos, als „Kampfgötter": Ares, Triton, Poseidon, als „Kampfgenossen": Sonne, Mond und Erde, ferner eine besondere Götterdreiheit für die Dreiheit „Flüsse, Häfen und Gewässer". Die Phryger hatten die sogenannten 3 Helfer; die italischen Völker, die Etrusker, die Umbrer verehrten Götterdreiheiten, so auch die Römer: (Jupiter, Juno, Minerva), (Jupiter, Apollo, Diana). (Tres fortunae, tria fata, tres Parcae). Ebenso müssen die Kelten Götterdreiheiten gehabt haben; Teutates, Esus, Taranis werden zusammen genannt. Die Germanen hatten Odhin, Wili und We; die Inder: Brahma, Ziva, Vischnu und die Brüder

*) Rheinisches Museum für Philologie. Herausgegeben von Franz Bücheler und Hermann Usener. 1903.

Ekata, Dvita, Trita; die Semiten Baal, Aciz, Monimos; die Araber: die 3 Töchter Allahs.

Riesen, Drachen, Dämonen haben oftmals drei Köpfe, drei Leiber, drei Reihen Zähne, drei Zungen, drei Augen, drei Arme, drei Beine (Geryones, Cerberus, Chimaera, Typhon). (Der dreiköpfige Gott der Lukretier und der slavische dreiköpfige Triglav).

Neben den vielen Beispielen aus der Literatur zieht Usener eine große Anzahl solcher der darstellenden Kunst heran und weist an Denkmälern, Terrakottafiguren und Münzen der verschiedenen Völker das Vorhandensein der Dreiheit nach.

Nach eingehender Behandlung des Altertums bespricht er dann die christliche Zeit. Götterdreiheiten seien in das Christentum hinüber genommen, z. B. Pistis, Agape und Elpis, die Töchter der Sophia, und zeigt, daß sich auch hier in der darstellenden Kunst die Dreiheit erhalten hat. So kommt er nun auf das Dogma der Dreieinigkeit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und spricht sich darüber ganz deutlich aus: „Dasselbe ist nicht geoffenbart, sondern geworden; hervorgewachsen unter der Wirkung desselben Keimtriebes, den wir in den Religionen des Altertums walten sehen." „Es war im Altertum ein weitverbreiteter Trieb vorhanden, sich die Gottheit in der Form der Dreiheit vorzustellen, ein Trieb, der mit der Kraft eines Naturgesetzes im Menschen gewirkt haben muß."

Er stellt somit die Frage nach dem Ursprung des Triebes und nach der Quelle der Kraft im Menschen, welche ihn mit Gesetzes-Gewalt unter die Herrschaft der Drei stellt.

Man könnte nun wohl annehmen, daß ein Volk auf die Dreizahl verfallen sei und die andern einfach dieselbe nachgeahmt hätten. Denn dem häufigen Gebrauch der Drei im späteren täglichen Leben liegt natürlich zum großen Teil nur Nachahmung zugrunde. Allein von reinem Zufall und bloßem Nachahmen kann doch hier wohl nicht die Rede sein, weil schon die gleichmäßige Erscheinung bei allen uns voraufgegangenen Völkern auffallend genug ist.

Es dürfte nun eines Versuches wert sein, dem „Naturtriebe" nachzugehen, unter welchem der Mensch hat handeln müssen, und warum gerade die Drei für ihn von so großer Bedeutung geworden ist.

III.

Hierzu wird es nötig sein, daß wir unsere Sinne einer Betrachtung unterziehen und uns mit ihrer bisher allgemein üblichen Einteilung in: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen befassen.

Gefühl.

Wer spricht heute noch von vier: — „den 4" Elementen?

Hat der Mensch denn wirklich nur die fünf Sinne? Warum sprechen wir eigentlich von einem Ortssinn, Ordnungssinn, Schönheitssinn, Kunstsinn,

Farbensinn, von einem besondern Sinn des Dichters, des Musikers, des darstellenden Künstlers. Hat nicht jeder Beobachter seinen ausgesprochenen Sinn? Wir kennen einen Scharfsinn und Schwachsinn, einen Eigensinn, Frohsinn und Leichtsinn, einen stumpfen, düstern, trüben Sinn, einen Sinn der Einbildung und des Wahnes.

Wie ist es mit der Sprache, wie mit der Liebe? Erstere, welche den Menschen so hoch über jedes Geschöpf erhebt, und welche uns den begnadeten Redner mit noch einem ganz besondern Sinn ausgestattet erscheinen läßt? Sollte hier die Fähigkeit unerwähnt bleiben, das in Worte zu kleiden, was wir innerlich fühlen? — Und ist auch das andere kein Sinn, worin sich das Höchste der Gefühle vom Menschen zum Menschen äußert, welches sich in unbegrenzte Selbstlosigkeit und Hingabe, ja, unter Umständen in Aufopferung bis zum Tode umsetzt?

Es sind doch wohl alle jene vielfältigen geistigen Eigenschaften, welche im Menschen schlummern und nur der Ausbildung harren, um sich dann zu hoher Vervollkommnung auszugestalten, in ihrer Gesamtheit seine Sinne. Die Summe dieser geistigen Fähigkeiten, so zu sagen als Einheit, macht das innere Fühlen des Menschen aus, seine Seele.

Faust spricht von Glück, Herz, Liebe, Gott und sagt: „Gefühl ist alles". Damit meint Goethe auch nicht das äußere Gefühl, welches wir in den Nervenenden haben, den landläufigen fünften Sinn.

Wenn wir nun das ganze innere Fühlen als eine Einheit auffassen, so werden wir mit dem äußeren Fühlen dasselbe tun müssen. Dann aber gehört Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack in den großen Bereich des äußeren Gefühls.

Weil wir also unter Gefühl das ganze große Empfinden verstehen — von dem Tastvermögen in der Fußsohle anfangend, bis hinauf zu jener inneren Empfindung, welche es uns ermöglicht, auch über irdische Dinge hinweg, uns dem „Allerhaltenden", „Allumfassenden" zu nahen, dieser höchsten Betätigung der menschlichen Seele; — weil wir das alles unter Gefühl verstehen, d. h. weil wir dafür nur eine einzige Bezeichnung, nur ein Wort haben, so ist dasselbe zu viel umfassend, als daß wir hier von einem einzigen, dem fünften Sinne, sprechen könnten, — von Gefühl.

Für unsere Ausführungen ergibt sich, wie von selbst, eine Einteilung des Gefühls in Innengefühl und Außengefühl.

IV.

Von dem Außengefühl wollen wir also seinen drei Modifikationen: Sehen, Hören, Riechen näher treten. Wir müssen aber zuvor den „vierten" Sinn einer nicht unwichtigen Betrachtung unterziehen, den

G e s c h m a c k.

Der Geschmack nimmt für unsere Abhandlung eine ganz besondere Stelle ein, weil er nicht ganz selbständig erscheint, vielmehr als mit Riechen innerlich zusammen gehörig angesehen werden muß. Das natürlich nicht vom Standpunkt der Anatomie aus betrachtet. Gewiß unterstützen sich alle Sinne gegenseitig, jedoch nirgends ist die Abhängigkeit oder Zugehörigkeit so groß, wie zwischen Geschmack und Geruch.

Wir können hier an einem Vergleiche mit dem Tiere nicht achtlos vorbeigehen. Dasselbe lehrt uns täglich, daß es niemals etwas fressen wird, was seinem Geruche zuwider ist. Mit Bezug auf den Menschen aber sollten wir uns des wichtigen Umstandes erinnern, daß der Geschmack ihn zum großen Teile verläßt, sobald das Auge ihn in seinen Warnehmungen nicht unterstützt. Das spricht zu ungunsten der Selbständigkeit des Geschmackssinnes, und bei Betrachtung über die anfängliche innere Ausgestaltung oder die erste g e i s t i g e Entwickelung des Menschen verliert deshalb dieser Sinn an Wichtigkeit.

Ohne Zweifel hat beim Menschen früher eine ganz natürliche und unbestreitbare Vorherrschaft des Geruches gegenüber dem Geschmacke bestanden. Langsam ist jener zurückgegangen und dagegen der Geschmackssinn je mehr gewachsen, mit je größerem Fortschritte der Mensch aus seinem natürlichen, ursprünglichen einem „menschlichen" Zustande zustrebte. Etwa von der Zeit an, als er begann, seine Speisen zu kochen. (Heißes Fressen schädigt die Nase des Jagdhundes.)

Auf keinen Fall kann der G e s c h m a c k s s i n n bei unserer Betrachtung mit der Sinnendreiheit von S e h e n, H ö r e n, R i e c h e n auf eine Stufe gestellt werden.

V.

S e h e n, H ö r e n, R i e c h e n.

Diese Dreiheit erscheint nach jeder Richtung hin vollkommen selbständig.

Schon anatomisch bietet, sowohl der n. opticus und acusticus als auch der n. olfactorius, jeder das Bild eines durchaus selbständigen, einheitlichen Ganzen. Und was die Mächtigkeit, als Nervengebilde, angeht, so unterscheidet sich der letztere sehr wesentlich von den gustatorischen Nerven.

Vom physiologischen Standpunkte hebt sich die Dreiheit ganz besonders innerhalb des Rahmens des großen, allgemeinen Außengefühls heraus. Sie ist dabei von so gewaltiger Bedeutung für die geistige Entwickelung des Menschen, daß h i e r, w e n n i r g e n d w o, d i e Q u e l l e d e r K r a f t z u s u c h e n i s t, w e l c h e i h n g e z w u n g e n h a t, d i e H e r r s c h a f t d e r D r e i i n s o h o h e m G r a d e a u f s i c h w i r k e n z u l a s s e n.

Der Mensch hört, sieht, riecht bekanntlich niemals aus sich heraus.

Nur was von außen her das Auge des Menschen berührt, sein Ohr trifft und seinen Geruch reizt, das kann er sehen, das kann er hören, das kann er riechen.

Diese drei Sinne sind es in erster Linie, welche dem Gehirn alles vermittelt haben, was das Innengefühl ausmacht.

Unser geistiges Auge kann nur das wahrnehmen, was ihm durch das körperliche zugeführt worden ist. Was durch das Auge seinen Weg zum Gehirn gefunden hat, vergessen wir nicht leicht.

Können wir uns etwa einen Menschen als Maler denken, wenn er blind geboren ist? Unmöglich!

Ebenso verhält es sich mit dem Ohr. Das Ohr steht andererseits wiederum mit der Sprache, ihrer Entstehung und Entwickelung und so wieder mit allem, was damit zusammenhängt, auf das innigste in Verbindung.

Ist ein Mensch als Musiker denkbar, wenn er taub geboren ist? Ebenso unmöglich!

Und auch das letzte der Dreiheit, der Geruchsinn, ist von außerordentlicher Bedeutung für den Menschen. Löst nicht jeder Geruch, der uns trifft, eine Erinnerung aus? Wie unendlich häufig und stark wirkt gerade das, was wir durch die Nase empfinden, in ganz hervorragender Weise auf uns ein, so daß es wie eine Erleuchtung in unser Inneres einzieht. Der harzige, würzige Duft des Waldes in seinen vielen Abstufungen, der einschmeichelnde Duft von Blumen usw. in seinen unendlichen Verschiedenheiten haben unstreitig bleibende große Eindrücke hinterlassen. Ruft der Geruchsinn nicht gerade in ganz besonderer Stärke Bilder aus vergangener Zeit in uns wach? Wie ist andererseits ein uns unangenehmer Geruch imstande, unseren Unmut und Widerwillen in höchstem Maße zu erregen! Und Auge und Geruch vereinigen sich, um gelegentlich ein Gefühl des tiefsten Abscheus und Ekels in uns hervorzurufen.

Worauf beruht beim Hunde denn sonst das Erinnerungsvermögen, das Gedächtnis an seinen Herrn, als auf seiner Nase?

Mit jenem, heute beim Menschen hoch entwickelten Teil des äußeren Gefühls, mit dem Tastsinn, verhält es sich ähnlich wie mit dem Geschmacke. Wie dieser hat auch jener sich erst langsam und ganz allmählich zu der jetzigen Höhe entwickelt.

Auch für ein selbständiges Tasten und Greifen sind die drei Sinne unerläßliche Vorbedingung.

Gerade deshalb aber dürfen wir über dem heutigen Stande dieser Sinne den, für längst vergangene Zeiten, gewaltigen und ursprünglichen Einfluß von Sehen, Hören, Riechen nicht vergessen.

Welche Stellung nimmt denn z. B. bei den höheren Tieren der Tastsinn ein, und welche Stellung dagegen der Gesichts-, Gehör-, Geruchsinn, ohne die wir uns doch, wie gesagt, ein höheres Tier gar nicht denken können.

Was der Tastsinn in anderer Hinsicht, z. B. für die Fortpflanzung usw. etwa zu bedeuten hat, ist natürlich eine andere Sache, ebenso wie das ganze äußere Gefühl mit Einschluß des Tast-, Gleichgewichts-, Temperatursinns usw. für die Ausgestaltung des äußeren Menschen von allergrößter Wichtigkeit sicherlich gewesen ist. Was alles zur Entwickelung des Menschen in bezug auf seine äußere Form, seine Gestalt, sein Aussehen beigetragen hat, davon kann hier selbstverständlich keine Rede sein.

Nun ist es uns obendrein vollkommen klar, daß es ein mißliches Ding ist, bei Entwickelung überhaupt von etwas ähnlichem wie von einem Abschlusse oder einem Höhepunkte zu sprechen.

Eins schließt das andere ja eigentlich aus.

Denn ganz im stillen hat sich gestern ein Keim angesetzt. Über Nacht hat er sich entfaltet. Am Morgen war er größer. Er ist gewachsen, er wächst weiter. Ohne Unterbrechung. Kein Absatz. Nichts Sprunghaftes. Ganz allmählich, für unsere Sinne unmerklich, vollzieht sich jeden Augenblick das gleiche Wunder. — Scheinbar ohne Ende!

Wir heben ausdrücklich hervor, daß es uns selbstredend niemals beikommen kann, irgend einem, selbst dem kleinsten Gehirnteilchen, dem unscheinbarsten Nervenendchen seine unbedingte Wichtigkeit nach jeder Richtung hin nicht voll zuzuerkennen.

Denn daß bei der Entwickelung des Menschen alles zusammenwirkt, alles hat zusammenwirken müssen, ist nur zu natürlich.

Wir bleiben uns dabei also dessen vollkommen bewußt und halten daran fest, daß die Entwickelung eines jeden Organismus und so auch natürlich die des Menschen ein geschlossenes Ganzes darstellt und daß die innere z. B. nicht auf Kosten der äußeren und umgekehrt etwa eine Bevorzugung erfahren haben soll. Aber, da nur die drei so starken Nerven den Hauptverkehr mit der Außenwelt ermöglichen und diese von der größten Wichtigkeit gewesen sind und sind, was Aufnahmefähigkeit und Weitergabe des Aufgenommenen an das Gehirn betrifft, so gibt das doch zu denken, ob sie es nicht gewesen sind, welche ein Bewußtsein für die Drei haben aufkommen lassen.

Wie sich das zugetragen hat, wann dazu der erste Anstoß gegeben worden ist, welcher Mensch wäre imstande, das zu ergründen?

Wann zog bei dem Menschen das erste Gefühl der Trauer, wann das erste Gefühl des Jubels ein? Wer weiß, wann die erste menschliche Träne geflossen ist? Was können wir davon wissen, wann die ersten Ansätze seelischer Regungen von Kummer, Sorge, bewußter Teilnahme, herzlicher Freude entstanden sind?

Es kann also hier bloß die Absicht bestehen, die Rolle von Sehen, Hören, Riechen, welche diese Dreiheit für das Innengefühl besitzt, hervorzuheben.

Nach unserem Dafürhalten gibt es eben nichts, was dieser Dreiheit den

Rang streitig machen dürfte. Sie ist die älteste und gleichzeitig nachhaltigste Quelle aller inneren Entwickelung im Menschen.

Das ist es, um was es sich im wesentlichen bei diesen Ausführungen handelt.

Deshalb noch einmal:

Sehen, Hören, Riechen nur in bezug auf die innere Ausgestaltung.

Wenn man unserer Auffassung von der Wichtigkeit von Sehen, Hören, Riechen näher tritt, wird man sich sagen müssen, daß es sich hier um einen nicht zu unterschätzenden Faktor handelt. Die Dreiheit von Sehen, Hören, Riechen, gleichsam wiederum ein Ganzes für sich darstellend, hat, was wir glauben hinreichend dargetan zu haben, den unleugbar gewaltigsten Einfluß auf das Innenleben und das Innengefühl, welche wir unbedingt anerkennen müssen.

Alles, was der Mensch innerlich empfindet, was er seelisch fühlt, das ist ihm von außen her durch diese drei Sinne, Modifikationen des Gesamt-Außengefühls, vermittelt worden.

Nun müssen wir annehmen, daß in dem Urzustande des Menschen die Zentren für diese drei Sinne (die eigentlich wie beim Tier anfänglich nur der Erhaltung der Art galten) außerordentlich stark ausgeprägt gewesen sind und die anderen in den Schatten gestellt haben. Dieselben haben sich dann, nachdem sie lange Zeit in vorherrschender Stärke bestanden hatten, durch die unendlich vielen Eindrücke im Verlaufe von unmeßbaren Zeitläuften abgeschwächt. Die Quellen aber, deren unversiegbare Kraft wir immer und immer staunend bewundern müssen, sie sprudeln unaufhörlich weiter.

In der geistigen Entwickelung, welche dem Menschen gegenüber anderen Geschöpfen beschieden war, konnten diese drei Hauptsinne unmöglich ihre alte Kraft bewahren. Je mehr die Lebensbedingungen sich in etwa zivilisierten Verhältnissen genähert haben, — wenn auch anfangs natürlich ganz langsam, — um so mehr mußte das Ursprüngliche und Natürliche zurücktreten.

Und die ersten und stärksten, so zu sagen die Jugendeindrücke haben den Menschen nicht verlassen, sie haben ihn immer und durch alle Phasen begleitet. An sie haben wir nach unserem Dafürhalten zu denken, wenn wir nach dem Uranfang des, sowohl das Altertum, wie auch uns noch beherrschenden Einflusses der Drei suchen sollen.

Von dem Uranfange des Menschen bis zu seiner heutigen Entwickelung sind natürlich Zeiträume nötig gewesen, von denen sich menschlicher Verstand nur sehr schwer eine Vorstellung machen kann. Und zwar handelt es sich dabei um Zeitbegriffe, denen gegenüber die allerältesten Kulturvölker, von denen wir überhaupt Kunde haben, als junge Geschlechter erscheinen müssen.

Bei derartigen Betrachtungen können wir im Zurückdenken nicht bei jenen Völkern stille stehen, aus deren Zeit uns Überreste von großartigen Bauten über-

liefert sind, — wo Arbeiten in edlen Metallen etwas Geläufiges waren —, wo prunkende Gewänder von Fürsten und Reichen des Landes getragen wurden, — wo hervorragende Männer sich unvergängliche Namen gemacht haben.

Wenn man 500 Jahre vor Christus in Griechenland schon der Ansicht war: πάντα ῥεῖ, und man, wie nicht zu bezweifeln ist, damit den Begriff verbunden hat, daß, wenn alles im Flusse ist, sich auch alles entwickeln und umbilden muß, so ist ja doch im Grunde genommen in geistiger Beziehung der Unterschied zwischen jener Zeit und heute nicht groß.

Also bei solchen Völkern haben wir nicht etwa den Ursprung und den Uranfang des Triebes zu suchen, der mit der „Kraft eines Naturgesetzes" gewirkt haben muß, sich die Gottheit in der Form der Dreiheit vorzustellen. Das alles tritt nur auffallend und lebhaft bezeugt in historischer Zeit zutage.

Auf die Religionen des Altertums hat jener Trieb, nach dem gefragt worden ist, nur nachgewirkt.

In eine selbstredend vorgeschichtliche, altersgraue Vorzeit müssen wir hierbei unsern Geist versenken, in eine Zeit somit, in welcher die Sinnendreiheit noch in ihrer alten Stärke bestand, oder in welcher nun vielleicht andere aufkeimende, geistige Fähigkeiten begannen, jener den Rang streitig zu machen.

Aber bei den Babyloniern, den Indern oder gar den „alten" Griechen und Römern mache man nicht halt.

Beim Zurückdenken möge man nicht vergessen, sich dabei zu vergegenwärtigen, welche Stärke in jener Sinnendreiheit damals ruhte und wie sie auf den Menschen eingewirkt hat, als er in einem ursprünglicheren Verhältnis der Natur gegenüber stand.

Können wir Menschen uns etwa einen wirklichen Begriff von der Nase und dem Spürsinn des Hundes machen, von dem scharfen Auge des Raubvogels, von dem feinen Gehör der Gemse? Nein!

Und doch müssen wir an die Schärfe dieser Tiersinne denken, wenn wir uns die Menschen jener allerersten Zeit vergegenwärtigen wollen. Wir können von ihr, wenn auch nur annähernd, doch wohl einen Begriff bekommen, wenn wir beobachten, welche verhältnismäßig bedeutende Höhe bisweilen auch heute beim Menschen ein Sinn erreicht, falls der andere Sinn, welcher ihn sonst unterstützt, ausbleibt.

Welche Schärfe besitzt z. B. das Auge des Taubstummen, wenn es mit Sicherheit die Worte vom Munde des andern abliest.

Was das Ohr des Gesunden täglich und stündlich umschwirrt, muß in diesem Falle das Auge mit aufnehmen und dem Gehirn allein zuführen.

Und wie leistet andererseits das Ohr des Blinden nicht oftmals vollen Ersatz für die Wahrnehmungen, welche das Auge sonst mit aufgenommen hätte. Diese Kraft, welche Sehen und Hören gelegentlich erreichen, mag uns ein kleiner

Hinweis sein und ein schwaches Bild geben von dem einstigen Zustande von Sehen und Hören.

Und wie wir vorher schon sagten, auch das Dritte, der Geruchsinn, hat ohne Zweifel für den Menschen von einst in ganz anderer Stärke bestanden, als heutzutage. Vergleiche mit dem Tiere zwingen uns zu der unabweislichen Annahme.

Wie allerlei Umbildungen, mehr äußerlich, an unsern Organen vor sich gegangen sind, so hat sich auch innerlich naturgemäß dasselbe vollzogen.

Haben unsere Ur-Urahnen der Natur nicht mit ganz anderen schärferen, dabei aber ungetrübteren Sinnen gegenüber gestanden, als die Menschen von heute?

Als der Geist bei ihnen erwacht war, da vernahm ihr Ohr Waldesrauschen, Quellengemurmel und alles, wovon auch immer die ganze Natur in Tönen wiedererklingen mag, in eigener Art und jedenfalls weit anders als wir. Und sahen ihre Augen nicht im alternden Baume, im stürzenden Wasserfalle, am gestirnten Himmel Gestalten, welche wir beim besten Willen mit unsern nüchternen Augen heute nicht mehr zu erblicken imstande sind!

VI.

Wie die Natur dem fragenden Menschen hundert Rätsel aufgibt, so wird ihm auch bei der aufgeworfenen Frage eine sichere Antwort versagt sein. Wir können aber wohl durch Betrachtungen über die Wichtigkeit von Sehen, Hören, Riechen, namentlich was ihren Einfluß auf die Entwickelung des Menschen angeht, zu dem Schlusse kommen, daß in der breiten Anlage dieser drei Sinne, welche dem ursprünglichen Menschengehirn gegeben ist, die Vorherrschaft der Drei sehr wohl begründet sein kann.

Wir wollen uns aber bei dieser Gelegenheit noch des schon erwähnten Umstandes erinnern, daß die Drei in anderer Hinsicht einen großen Einfluß auf den Menschen ausübt, weil er nur drei Maße in bezug auf Raum und Zeit zu begreifen imstande ist.

Sollte hier, d. h. zwischen den drei Hauptsinnen und dem dreifachen Begreifen von Raum und Zeit für den Denkenden gar kein Zusammenhang bestehen? Ist jene wichtige Erscheinung nicht schwerwiegend genug, sie in den Vordergrund zu rücken, daß der Mensch weit mehr noch, als man glaubt, unter dem Einfluß der drei Hauptsinne steht? Und sollte man den ursprünglichen Grund auch hierfür nicht ebenfalls in der ursprünglichen Kraft des Gesichts-, Gehör- und Geruchsinnes erblicken?

Nicht etwa in dem menschlichen Willen hat es gelegen, so oder so zu denken und zu handeln, sondern innerhalb der ihm gesteckten Grenzen konnte er nur so und nicht anders denken und handeln. Von so und so vielen Begriffen

hat er sich nicht die der Höhe, Breite, Tiefe ausgesucht, sondern aus seinem nun einmal so beschaffenen Gehirn konnten eben nur diese drei Begriffe entspringen.

Nachdem bei den Menschen die drei Sinne zum Bewußtsein durchgedrungen, haben spätere Geschlechter ganz unter ihrer Herrschaft gestanden und selbstredend unbewußt denselben folgen müssen. — Dem Ende der „primitiven Menschheit" und dem Anfang der Epoche des Homo sapiens ist damit ein unverkennbarer und unaustilgbarer Stempel aufgedrückt.

Das Wunderbarste von allem, was auf Erden sich umgebildet hat, tritt uns in der Entwickelung des Menschen entgegen. In ihr ruht ein Funke von jenem unbeschreiblichen Erhaben-Großen, etwas von dem für den Menschenverstand Unfaßlichen: Nämlich, daß er sich von seinem ursprünglichen Standpunkte soweit entfernen und sich zu einer Höhe erheben konnte — oder sollte —, welche ihm gestattete, seinen Geist in die großen Wunder der Natur zu versenken, und über sich selbst, seine Entwickelung und seine Fähigkeiten nachzudenken.

VII.

Ein Rückblick möge die Ausführungen dahin zusammenfassen. Wenn wir uns einfach damit, daß der Mensch Zeit und Raum nur durch drei Ausdehnungen begreifen kann, als mit einer nackten Tatsache abfinden wollen, dann ist selbstredend alles Nachdenken unnötig. Und will man annehmen, es sei Zufall, daß die Drei auf alle uns voraufgegangenen Völker gleichmäßig in so bezeichnender Weise eingewirkt habe, so bedarf es natürlich gleichfalls keines Herantretens an die Frage nach dem Trieb, „der mit der Kraft eines Naturgesetzes gewirkt haben muß", — diese Frage, welche ein Mann, wie Hermann Usener, gestellt hat.

Während das höhere Tier bei der Ernährung und bei der Fortpflanzung wohl hauptsächlich unter der Einwirkung des Geruchsinnes steht, und bei ihm Auge und Ohr, wie es scheint, noch keine so große Rolle spielt, ist, wie schon gesagt, jener beim Menschen allmählich mehr zurückgetreten. Die ursprüngliche Kraft waltet aber immer noch nach. Dafür befähigt ihn um so mehr Auge und Ohr, auch geistig zu sehen und zu hören.

Sollte es also überhaupt möglich sein, eine annähernd denkbare Erklärung für die Vorherrschaft der „Drei" beim Menschen zu geben, so dürfte sie auf der Erkenntnis beruhen, welche ganz ungeheuere Wichtigkeit die drei Hauptsinne auf die innere, die geistige Entwickelung des Menschen — des homo sapiens — von Anfang an besessen haben.

Sie sind drei starken Gewölben vergleichbar, auf denen sich in fortschreitender Ausgestaltung das bewunderungswürdige Gebäude — Geist oder Seele des Menschen — aufgerichtet hat. In den Gehirnzentren, den Grundsteinen dieses Baues, liegen jene zum Bewußtsein gewordenen Eindrücke. Sie sind von Ge-

schlecht zu Geschlecht übernommen und haben durch Vererbung immerfort nachgewirkt.

In der zunehmenden Kraft, mit welcher und wie sich die drei Sinne bei der stetigen Entwickelung des Menschen geäußert haben, dürfen wir etwas von einem Triebe oder Gesetze suchen, nach welchem sich dieselbe vollzogen hat.

Daraus dürfte sich denn auch wohl folgern lassen, daß der Mensch — bei seiner ganzen Anlage, seinem großen Abhängigkeitsgefühle und bei dem daraus entspringenden Wunsche, etwas Höheres über sich zu wissen, von welchem er Hilfe erflehen, und zu dem er betend sich erheben könne — daß der Mensch von einst vor allen Dingen gezwungen war, das Gewaltige, das Heilige, was ihn erfüllt hat — seine Gottheit — sich in der Form der Dreiheit vorzustellen.

A. Fürst: Der Aufbau des Weltalls.

Der Welt des Altertums war es leicht begreiflich, daß das Gehirn eines Menschen Gedanken von ungeheurer Größe hegen und verarbeiten konnte. War doch für die Alten der Mensch der Mittelpunkt des Alls, die Krone und der Zweck der Schöpfung. Da mußte es ihm wohl ein leichtes sein, das gesamte All zu begreifen. Wir sind hierin bescheidener geworden. Wir haben das anthropozentrische System längst aufgegeben, wir wissen, daß der Mensch nur einen sehr unbedeutenden Platz in der Schöpfung einnimmt, daß er rohen und geheimnisvollen Naturgesetzen ebenso hilflos unterworfen ist, wie irgend ein anderes Wesen. Dennoch wagt die Menschheit auch heutzutage noch Gedanken hervorzubringen, die weit über die Grenzen des Bezirks hinausgehen, in den die Natur uns eigentlich bannen wollte. Hin und wieder flammt eine Idee auf, so groß und so machtvoll, daß sie allein genügen müßte, um das bescheidene Geschöpf Mensch zu einem König im All zu machen.

Solch ein Geistesblitz von gottähnlicher Größe ist der Gedanke von der Einheit im Aufbau des Weltalls. Er ist lange schon in der Welt, aber erst seit kurzer Zeit sind auch einige Beweise für seine Richtigkeit in unseren Händen. Wir nähern uns dem Begriff der Urmaterie, das heißt, wir versuchen uns den e i n e n Grundstoff vorzustellen, aus dem allein alles Gewordene wahrscheinlich hervorgegangen ist. Ein kühnes Unterfangen, dessen Gelingen aber doch schon recht wahrscheinlich ist.

Als erstes haben wir erkannt, daß alle Weltenkörper, mögen sie auch Milliarden Meilen voneinander entfernt sein, eine Einheit bilden. Wir wissen, daß es auf keinem Stern, auch nicht auf der Sonne, irgend einen Stoff gibt, der sich nicht auch auf der Erde vorfände. Der große Helfer, der den Weltenraum überbrückt und uns die Sterne so greifbar nahe rückt, ist ein höchst einfacher Apparat. Es ist das von Kirchhoff erfundene Spektroskop. Sein Hauptbestandteil ist ein Prisma, ein Stück Glas von dreieckigem Querschnitt. Läßt man in ein dunkles Zimmer durch ein kleines Loch in der Fensterjalousie einen Sonnenstrahl fallen und stellt in dessen Bahn ein Prisma, so sieht man auf einem dahinter angebrachten Papierblatt, daß der bisher weiße Sonnenstrahl sich in ein breites farbiges Band auseinandergezogen hat. Statt des in seinem Querschnitt punktförmigen Strahls vor dem Prisma erscheint auf dem Papier ein Streifen, der nacheinander die Farben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Dunkelblau, Violett zeigt. Diese Farbenskala nennt man das Spektrum. Alle weiß brennenden irdischen Lichtquellen zeigen, durch das Prisma betrachtet, diese Zerlegung in die Spektralfarben. Glühende Gase oder Dämpfe aber geben nicht das ganze Spektrum, sondern nur einzelne helle Linien, die auf schwächer leuchtendem Grund stehen. Läßt man zum Beispiel in einer Gasflamme eine kleine Menge von Natrium, einem Element, das im Kochsalz vorhanden ist, verdampfen, so verschwindet das ganze Spektrum bis auf eine schmale gelbe Linie. Diese gelbe Linie tritt überall da auf, wo Natrium verdampft. Sie ist also für Natrium charakteristisch, das heißt, überall da, wo sie auftritt, kann man annehmen, daß Natrium vorhanden ist. Noch der dreimillionste Teil eines Milligramms Natrium ist durch sie nachweisbar. Wasserstoff zeigt eine rote, eine grüne und eine violette Linie, Thallium eine schöne Linie im Grün. So hat man allmählich alle Grundstoffe durchforscht und für jeden die charakteristischen Spektrallinien festgestellt.

Nun richtete man das Prisma auf die Sonne und begann deren Spektrum nach einer von Fraunhofer angegebenen Methode auf die charakteristischen Linien hin zu untersuchen. Man fand, daß auf der Sonne dieselben Stoffe vorhanden sein müssen, wie auf der Erde, denn es traten nur die bereits bekannten Spektrallinien auf. Mit einer Ausnahme freilich. Man fand die Linie eines Stoffes, den man bisher auf der Erde nicht kannte. Er erhielt darum den Namen Helium, nach dem griechischen Wort Helios gleich Sonne. Und es dauerte nicht lange, so sollte gerade das Helium, das der Theorie von der Einheit der Materie zu widersprechen schien, deren beste Stütze werden. Denn vor kurzer Zeit hat der berühmte englische Forscher Sir William Ramsay das Helium als einen Bestandteil der Luft auch auf der Erde gefunden. Ein gründlicherer Beweis für die Richtigkeit der Folgerungen, die man aus den Ergebnissen der spektralanalytischen Beobachtungen gezogen hat, konnte nicht erbracht werden.

Der monumentalen Einheit im Aufbau der Weltenkörper, die im vorhergehenden gezeigt worden ist, läßt sich ein ähnliches Bild von der Struktur der

Körper auf der Erde selbst gegenüberstellen. Wir werden sehen, daß schließlich alles, was uns umgibt, auf einen Uranfang sich zurückführen läßt.

Es ist allgemein bekannt, daß die außerordentlich große Zahl der uns umgebenden Stoffe sich durch die chemische Zerlegung auf verhältnismäßig wenige Grundstoffe zurückführen läßt. Diese Baumaterialien oder Grundstoffe nennt man Elemente. Wir kennen deren nur einige dreißig, und der Chemiker ist imstande, durch bestimmte Mischungen einzelner unzählige neue zusammengesetzte Stoffe aus ihnen aufzubauen.

Mit mehr als dreißig Elementen aber haben wir noch lange keine Einheit. Und in der Tat schien es noch vor wenigen Jahren so, als wenn es nicht möglich sein würde, eine einfachere Formel für das Geschaffene zu finden. Jedes der Elemente galt als ein Grundstoff, der auf keine Weise in einen anderen übergeführt werden kann. Man vermochte jedes Element in seine kleinsten Teile zu zerlegen, in Partikelchen von einer Kleinheit, die eigentlich schon jenseits der Grenze unserer Erkenntnisfähigkeit lag. Aber wenn man von jedem Element eines seiner allerkleinsten Teilchen nahm, so hatte man doch immer noch einige dreißig Uranfänge und war von einer Grundeinheit, aus der sich alles Gewordene aufbauen sollte, noch unendlich weit entfernt.

Doch man ahnte, daß sich wohl noch etwas Einfacheres finden lassen würde, und plötzlich erschien der Wundertäter, der uns der Erfüllung einen gewaltigen Schritt näher bringen sollte. Vor wenigen Jahren entdeckte Frau Curie in Paris das Element Radium, und dessen bisher ganz unbekannte, alle Anschauungen verändernde Eigenschaften waren es, die wenigstens den Weg zu dem Urstoff wiesen. Um das verstehen zu können, müssen wir uns ein wenig näher mit den kleinsten Teilen der Elemente beschäftigen.

Wenn man einen Körper, der kein Element ist, immer weiter zerlegt, so kommt man schließlich an eine Grenze, jenseits deren die Einzelteile des Körpers nicht mehr dieselben Eigenschaften aufweisen wie der ganze Körper. Die kleinsten Teilchen, die man bei der Zerlegung gewonnen hat, nennt man Moleküle. Sie sind bereits von so geringer Ausdehnung, daß wir nicht hoffen können, sie jemals selbst durch das beste Mikroskop mit unseren Augen zu erblicken.

Daß es sich bei diesen Molekülen um sehr kleine Teilchen handeln muß, oder mit anderen Worten, daß die Teilbarkeit der Materie eine sehr weitgehende ist, dafür führt Himstedt aus der Erfahrung des täglichen Lebens mancherlei Belege an. Wie minimal mögen die materiellen Teilchen sein, durch welche die Nase des Jagdhundes das Wild auf hundert Meter Entfernung und mehr ausfindig macht. Eine winzige Menge Moschus genügt, um ein ganzes Zimmer mit dem bekannten Duft zu erfüllen. Wenn man ein Gramm Moschus auf einer empfindlichen Wage abwiegen und dann eine Stunde lang in einem Saal liegen lassen würde, so würden alle, selbst die am entferntesten Ende des Raumes Sitzen-

den, den Moschusgeruch wahrnehmen können, und dabei würde eine neue Wägung zeigen, daß das Gewicht des aufgelösten Moschus noch nicht um ein Tausendstel Gramm abgenommen hat. Also eine Menge Moschus, die vielleicht so groß ist wie ein Stecknadelknopf, hat sich in so viel feine Teilchen gespalten, daß überall im Raume einige davon zu finden sind. Es ist deshalb wohl ohne weiteres verständlich, daß man die Größe, den Durchmesser der jedenfalls noch viel kleineren Moleküle nicht direkt mit dem Zentimetermaß auch nicht unter Zuhilfenahme des Mikroskops hat messen können, sondern daß man diese Größe nur auf indirektem Wege ermitteln konnte. Sehr komplizierten und geistreichen Rechnungen zufolge beträgt der Durchmesser eines Moleküls der Luft, wenn man es als kugelförmig auffassen will, kaum drei Zehnmillionstel eines Millimeters.

Man ist auch imstande gewesen zu berechnen, wieviel Moleküle in einem bestimmten Raum enthalten sind. Lochschmidt hat zuerst berechnet, daß in einem Kubikzentimeter, also in einem Raume, der kaum halb so groß wie der Hohlraum eines kleinen Fingerhutes ist, unter normalen Verhältnissen des Druckes und der Temperatur sich 21 Trillionen Luftmoleküle befinden. Wenn man diese enorme Zahl hört — sie hat 21 Nullen — so meint man, daß die Moleküle ganz dicht aneinander gedrängt in dem engen Raume liegen müssen. Das ist aber sicher nicht der Fall. Wenn wir imstande wären, die Moleküle zu sehen, so würden wir, sagt Professor Himstedt, bei einem Blick in den kleinen Raum glauben können, in einen dichten Mückenschwarm zu sehen. Wohin wir schauen, überall eine Mücke, jede aber hat reichlich Platz, um sich herumtummeln zu können.

Doch ein Molekül ist durchaus noch nicht ein einheitlicher Körper. Das Molekül der Schwefelsäure z. B. muß, da es dieselben Eigenschaften hat, wie die Schwefelsäure selbst, in einem unfaßbar winzigen Raum alle die Teile miteinander vereinigt enthalten, die zusammen erst Schwefelsäue ergeben. In ihm muß ein Teil Schwefel mit zwei Teilen Wasserstoff und vier Teilen Sauerstoff verbunden sein. Wenn man auf chemischem Wege das Molekül zerspaltet, so erhält man Atome. Ihre unendliche Kleinheit galt bis vor nicht langer Zeit als das letzte, eine weitere Teilbarkeit schien ausgeschlossen, man hielt sie für das feinste der Materie, aus dem die Welt geschaffen wurde.

Und heute wissen wir, daß auch das Atom ein komplizierter zusammengesetzter Körper ist. Die Elektrizitätstheorie hat uns gezwungen, Einzelteile eines Atoms anzuerkennen.

Wenn wir durch eine luftverdünnte Glasröhre einen elektrischen Strom schicken, so sendet diejenige Stelle der Röhre, die mit dem negativen Pol der Stromquelle verbunden ist, die Kathode, Strahlen aus. Was ist nun ein solcher Kathoden-Strahl? Gewiß kein gewöhnlicher Strom, denn dieser geht ja, wie wir wissen, immer auf dem kürzesten Wege vom positiven zum negativen Pol, während der Kathoden-Strahl in der evakuierten Röhre stets genau geradeaus läuft, auch

wenn der andere Pol, Anode genannt, irgendwo an der Seite der Röhre angebracht ist. Dieser seltsame Strahl ist auch kein Licht, denn er läßt sich durch einen Magneten ablenken, und er ist auch keine Schwingung des Äthers. Denn wenn der Kathoden-Strahl einen festen Körper auf seiner Bahn trifft, so kann er durch diesen nicht hindurch. Außerhalb der Glaswand der evakuierten Röhre ist eine Kathodenstrahlung nicht mehr vorhanden. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, daß von der Kathode allerfeinste körperliche Teilchen ausgesandt werden, und zwar sind diese Teilchen negativ elektrisch geladen, wie sich durch Experiment äußerst leicht feststellen läßt.

Man hat diese kleinen Partikelchen Elektronen genannt. Sie fliegen mit der ungeheuren Geschwindigkeit von etwa 100 000 Kilometern in der Sekunde von der Kathode fort, und wo sie in fürchterlichem Anprall die Glaswand treffen, erzeugen sie höchst seltsame Ätherschwingungen. Das sind die Röntgenstrahlen.

Um die negativ geladenen Elektronen innerhalb des Atoms, dessen Teile sie sein müssen, für gewöhnlich zu binden, muß irgendwo im Atom eine positive Ladung vorhanden sein. Und in der Tat zeigt es sich, daß von der Kathode, wenn man ihre Scheibe mit feinen Kanälen durchbohrt, nach rückwärts positiv geladene Partikelchen ausgesandt werden, in den sogenannten Kanalstrahlen. Die Geschwindigkeit dieser Kanalstrahlen ist jedoch viel geringer als die der Kathoden-Strahlen, so daß vermutet werden muß, daß die positiv geladenen materiellen Teilchen viel größer sind als die Elektronen.

Man darf also annehmen, daß sich in jedem Atom ein positiver Kern befindet, um den die negativen Elektronen gelagert sind. Es ist klar, daß die Masse eines Elektrons, dieses Teils des schon so unfaßbar kleinen Atoms, äußerst gering sein muß. Man nimmt an, daß sie $^1/_{2000}$ eines Wasserstoffatoms, des kleinsten aller bekannten Atome, beträgt.

Wie winzig solch ein Wasserstoffatom ist, kann man am besten aus der folgenden vergleichenden Berechnung erkennen. Denkt man sich auf der einen Seite einer Wage einen Kubikzentimeter Wasser, also so viel, wie etwa in einen halben Fingerhut hineingeht, so muß man nach Angabe von Professor Lecher auf die andere Seite dieser Wage eine Quadrillion — das ist eine Zahl mit 18 Nullen — Wasserstoffatome legen, damit Gleichgewicht besteht. Von diesem verschwindenden Bruchteilchen der Materie also ist das Eletron der zweitausendste Teil. Sein Durchmesser beträgt nach den Feststellungen von W. Wien drei Billionstel eines Millimeters. An diese Körperlein ist ständig Elektrizität gebunden, sie sind die Träger dieser machtvollen Naturerscheinung und wahrscheinlich auch der Wärme.

Gleich wie im Weltenraum die Sterne in geschwungenen Bahnen um die Sonne kreisen, so sausen innerhalb eines Atoms die Elektronen in Kreisbahnen um den positiven Kern. Der Raum innerhalb eines Atoms bietet ihrer Kleinheit noch genügend Platz zu komplizierten Bewegungen. Und so sehen wir vom Aller-

kleinsten bis zum Allergrößten eine ungeheure Einheit des Weltalls. Sonnensystem und Atom, die am oberen und am unteren Ende der Schöpfung stehen, sie sind ein Gleiches, dieselben ewigen Gesetze lassen Weltenkörper und Elektronen die gleichen Kreise ziehen, bis dereinst das Universum, dem jedes von ihnen angehört, in Trümmer fällt, das Sonnensystem so gut wie das Atom.

Die zentrifugalen Kräfte, die die Planeten verhindern, in die Sonne zu stürzen, erlahmen allmählich im Laufe der Jahrmillionen. Dann geht das Weltsystem unter. Und in ähnlicher Weise vermag nach einer Zeit, die wir nicht abschätzen können, der positive Kern des Atoms die Elektronen nicht mehr mit genügender Kraft anzuziehen. Dann stieben die Elektronen auseinander hinaus in den Weltenraum, das Universum des Atoms ist zerfallen. Wir kennen eine Substanz, deren Atome sich gerade im Zustand des Zerfalls befinden. Es ist das Radium. Dessen zerstiebende Atome bilden merkwürdige Strahlen von ganz eigenartigen Wirkungen.

Man hat jetzt guten Grund zu der Annahme, daß alle Elemente einem solchen Atomzerfall unterliegen. Nur geht er bei keinem so rasch vor sich wie beim Radium. Bei diesem wurde der Zerfall uns kund, durch die ungeheure Lebhaftigkeit, mit der er sich abspielt. Wenn die Atome langsamer zerfallen, haben wir kein Mittel mehr, das zu bemerken. Auch nicht, wenn wir geduldig lange, lange Zeit hindurch Beobachtungen anstellen würden. Das Radium braucht zweitausend Jahre, um zu zerfallen, beim Uran dauert dieser Prozeß schon 7 Milliarden 500 Millionen, beim Thor gar mehr als 13 Millionen Jahre. Die Endprodukte aller Körper bei ihrem Zerfall aber sind immer die gleichen, und so kommen wir zu dem Schluß, daß alle Körper auch aus einer einzigen Ursubstanz hervorgegangen sein müssen, zumal das Radium uns gelehrt hat, daß eines der bisher sogenannten Elemente in ein anderes übergehen kann. Wie diese Ursubstanz aussieht, ob sie heute überhaupt noch vorhanden ist oder nur in ihren Kindern, den Elementen, weiterlebt, darüber besteht noch nicht die allergeringste Kenntnis.

Doch in der Theorie, die einer sehr kräftigen wissenschaftlichen Basis nicht entbehrt, ist mit der neuen durch die Elektronen und das Radium vermittelten Erkenntnis alles Seiende auf die denkbar einfachste Formel gebracht. Alle Weltenkörper sind eins, wir sehen einen Anfang für alles, was in der übrigen Welt und was auf der Erde ist, und wir stehen ehrfürchtig gebeugt vor der Kraft der Natur, die das bunte Wunder des Lebens aus der einen Ursubstanz geschaffen hat.

C. Lund:
Aus dem Hamburger Hafen. Plauderei.

Wer Hamburgs Bedeutung als Seehandelsstadt würdigen will, muß seinen Hafen besuchen. Nicht nur auf flüchtiger Rundfahrt, wie der große Strom der Touristen, sondern des öfteren, ohne Rücksicht auf die Tages- und Jahreszeit und unter Nichtachtung der unvermeidlichen Unbequemlichkeiten und Strapazen. Dann aber versteht er, daß dieser Hafen das Herz der großen Handelsempore ist, dessen Schläge in guten und schlechten Zeiten nicht nur bis in die entlegensten Winkel der Stadt selbst, sondern weit über dieselbe hinaus im ganzen Reiche nachzittern.

Es ist hier nicht der Ort, dem Werden und Wachsen dieses Hafens durch die Jahrhunderte nachzuspüren; aber seine Entwickelung in den letzten Jahrzehnten verdient wohl Beachtung, da sie, soweit Häfen des europäischen Kontinents zum Vergleiche herangezogen werden, ohnegleichen dasteht und für die Betätigung des hanseatischen Wage- und Opfermutes ein überaus glänzendes Zeugnis abgibt.

Schon das mit der Gründung des Deutschen Reiches verbundene Erstarken des deutschen Ansehens im Auslande, besonders in überseeischen Staaten, das dem Handel und Export neue Bahnen und Absatzgebiete erschloß, kam nicht in letzter Linie der Hansestadt zugute; wichtiger aber noch wurde ihr 1888 durchgeführter Anschluß an das deutsche Zollgebiet, der die Stadt unter Belassung eines geräumigen Freihafens doch in die engste wirtschaftliche Verbindung mit dem Reiche brachte und ihr ein Hinterland gab, wie es in bezug auf Aufnahmefähigkeit keine andere Hafenstadt des Kontinents aufzuweisen hat. Von diesem Zeitpunkte ab nahm der Handel und damit auch der Schiffsverkehr Hamburgs einen so raschen Aufschwung, daß die vorgesehene Ausgestaltung des Hafens, d. h. die Herstellung von Hafenbecken, Quaistrecken, Löscheinrichtungen und Lagerschuppen mit dem wachsenden Bedürfnis nach solchen nicht immer gleichen Schritt halten konnte, obwohl die gesetzgebenden Körperschaften des Stadtstaates mit der Bewilligung von Mitteln für Hafenerweiterungen nach keiner Richtung hin kargten.

Noch vor 50 Jahren betrug die Gesamtausdehnung der für den Lösch- und Ladeverkehr nutzbaren Wasserfläche nicht mehr als 25 ha, während heute für die Entlöschung der eigentlichen Seeschiffe vierzehn Einzelhäfen mit Quaimauern, Kränen und Lagerschuppen vorhanden sind und die Gesamtausdehnung der Häfen mit Einschluß der für Küsten- und Flußfahrzeuge dienenden Liegeplätze und Kanäle mehr als 560 ha beträgt. Die Länge der nutzbaren Uferstrecken beziffert sich auf 67 Kilometer, von denen 23 zu Quaistrecken ausgemauert und rund 450 000 qm mit überdachten Schuppen bebaut sind. Für die Entlöschung der einkommenden und die Befrachtung der ausgehenden Fahrzeuge stehen mehr als

800 zum größten Teil bewegbare Kräne zur Verfügung, von denen die größten eine Tragkraft von 150 und 75, die kleinsten von 2 bis 3 Tonnen à 20 Zentner besitzen. Die älteren werden mit Dampfkraft, die neueren sämtlich mit elektrischer Energie getrieben, keiner braucht mehr als eine Person zu seiner Bedienung.

Endlich ermöglichen rund 200 Kilometer Eisenbahngeleise im Hafen die Beförderung der auf dem Landwege ankommenden oder abgehenden Gütermassen. Obwohl sich der Hafen in einem halben Jahrhundert um mehr als das Zwanzigfache seiner ehemaligen Ausdehnung vergrößert hat, reicht er doch zur Bewältigung des Verkehrs nicht aus, und schon seit mehr als Jahresfrist sind Bagger aller Systeme in Tätigkeit, um den wichtigsten Verbindungsarm der Süder- und Norderelbe in seinem untern Teile zu verlegen und die im sogenannten Köhlbrandvertrage vorgesehenen neuen Fluß- und Seeschiffhäfen auf der Insel Walterdorf (westlich von den Kuhwärderhäfen) ins Dasein zu rufen. Aber dieses gewaltige Ausdehnungsbedürfnis wird schon erklärlich, wenn man nur das Anwachsen der in Hamburg selbst beheimateten Flotte im ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts verfolgt. Die Stadt besaß am

1. Januar		Schiffe		Registertonnen-Netto	
1900		726	mit	856 619	
1901		802	„	988 654	
1902		868	„	1 086 594	
1903		922	„	1 178 801	
1904		979	„	1 242 643	
1905		1 021	„	1 265 842	
1906		1 087	„	1 361 721	
1907		1 135	„	1 452 583	
1908		1 166	„	1 528 430	
1909		1 175	„	1 554 445	
1910		1 185	„	1 570 365	und am 1. Januar
1912	gar	1 238	„	2 527 176	Brutto Register-

tonnen, in welcher Zahl zwar die Seeschlepper und Bergungsdampfer, nicht aber die der Hochseefischerei dienenden Fahrzeuge einbegriffen sind. Eine noch weit deutlichere Sprache redet die stetig wachsende Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe. Im Jahre 1859 verkehrten im Hamburger Hafen 3300 Segel- und rund 1000 Dampfschiffe mit zusammen 830 000, sowie 4700 Flußfahrzeuge mit rund 400 000 Netto-Registertonnen (1 Registertonne = 2,83 cbm). Dagegen betrug die Frequenz des Hafens ein halbes Jahrhundert später, also im Jahre 1909 trotz der damals noch schlechten Konjunkturen einkommend 17 105 Schiffe mit einem Nettoraumgehalt von 12 200 000 und ausgehend 17 117 Schiffe mit rund 12 300 000 Netto-Registertonnen, zu denen noch mehr als 26 500 Flußschiffe mit einer Tragfähigkeit von rund 10 Millionen Tonnen kamen. Daß diese Ziffern in den beiden seitdem verflossenen Jahren eine der Besserung des Weltmarktes entsprechende Steigerung erfahren haben

(1911 einkommend 17 965 Schiffe mit 13 176 000, ausgehend 17 838 Schiffe mit 13 199 000 Registertonnen), bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Unter den gegenwärtig im Betriebe befindlichen Häfen sind diejenigen auf der Insel Kuhwärder, die unter sich und mit den flußaufwärts belegenen, älteren durch tiefe Kanäle in Verbindung stehen, die bedeutendsten. Zwei von ihnen, den Kaiser Wilhelm- und den Ellernholzhafen hat die Hamburg-Amerika-Linie in Pacht genommen, von dem dritten benutzt sie das mit Quaischuppen bebaute südliche Ufer gegen eine Jahresvergütung von mehr als $1^3/_4$ Millionen Mark. In diesen Häfen laden und löschen die Ozeanriesen; an sie grenzen die weltbekannten Werften von Blohm & Voß und des Stettiner „Vulkan" mit ihren weithin sichtbaren Hellingsgerüsten, unter denen neben Schlachtschiffen und Panzerkreuzern die neuesten Riesendampfer der Hapag, Schiffe von je 50 000 Tons, erstehen, und die gewaltigen Schwimmdockanlagen, die selbst von ähnlichen Einrichtungen britischer Schiffbaustätten an Leistungsfähigkeit nicht übertroffen werden.

Von staunenswerter Größe sind auch die Quaischuppen, von denen mehrere am Baakenhafen belegene ausschließlich dem Südfrucht- und Obstimport dienen und deswegen mit besonderen Schutzeinrichtungen gegen Frost und Hitze versehen sind, während die übrigen, abgesehen von der Anordnung der Kräne, im Bau nicht allzu sehr voneinander abweichen. Treten wir in einen Schuppen am Kronprinzenquai. Was für eine Halle! Ein Angestellter erklärt uns, daß sie eine Länge von 400 und eine Breite von 75 Meter besitzt und daß der angrenzende Schuppen in den gleichen Dimensionen gehalten ist. Sie bedecken also einen Flächenraum von je 30 000 qm. Schauen wir uns nun ein wenig in ihnen um. Überall stoßen wir auf Anlagen für die elektrische Beleuchtung, auf selbsttätige Feuermelder, auf Hydranten und Schläuche oder sonstige Einrichtungen gegen ausbrechende Brände. Wir verstehen die Notwendigkeit, denn ein in diesen Räumen ausbrechendes Feuer kann Millionenwerte vernichten und Hunderte von Menschenleben fordern.

Welche Unmengen von Rohstoffen und Massengütern aller Art in solchen Schuppen lagern; wer wollte erraten, welchen Wert sie repräsentieren!

„Obacht!" ertönt es hinter uns. Arbeiter transportieren auf Rollwagen schwere Kolli durch die Schiebetür auf die Rampe. Kaum sind wir ihnen ausgewichen, so erschallt der Warnungsruf von einer andern Seite. Rechts und links, vor und hinter uns, sind Dutzende von Männern mit schwieligen Fäusten rastlos bemüht, die Güter hinauszuschaffen, die der hart am Quai liegende Dampfer aufnehmen und über den Ozean tragen soll. Haushoch starrt sein scharfer Bug aus den Fluten empor. Hunderte von Schauerleuten sind in seinen Räumen, an seinen Luken, seinen Winschen und Ladebäumen beschäftigt, ihn zu befrachten und für die Ausreise herzurichten.

Da fährt ein mit Bunkerkohle beladener Güterzug neben dem Schiffe auf. Auch seine Ladung wird im Schiffsbauche verschwinden, vorher aber muß die

Gütereinnahme beendet sein. Deswegen wird an allen Luken gearbeitet, sechs Kräne sind in Tätigkeit gesetzt. Unaufhörlich drehen sie ihre Riesenarme von der Rampe zu den Luken, von den Luken zur Rampe. Kolli auf Kolli sinkt in den Bauch des Schiffes hinab. Doch auch auf dem Deck rattern Winden, klirren Ketten, knarren und ächzen die Ladebäume, denn auch von der Stromseite her, aus Kähnen und Schuten werden Güter aller Art übernommen. Dabei dröhnen von den Werften herüber die Hämmer, stampfen die Rammen, schrillen die Sägen, knattern die Preßluftmaschinen der Bohrer und Nieter, daß die Luft um uns in unaufhörlicher Vibration begriffen ist. Ein nervenzermürbender Lärm, das Siegeslied der Technik, die der Menschengeist in seinen Dienst gezwungen. — Weiter die Rampe entlang, bis uns die Lücke dort den Ausblick auf den Augusta Viktoriaquai gestattet. Auch dort Schlot an Schlot, Mast an Mast, Schiff an Schiff, Kahn neben Kahn. Selbst mitten im Quaibecken ankern Steamer, neben denen Dampfprähme mit seltsamen Aufbauten vertäut sind.

„Das sind Getreideheber," belehrt uns ein freundlicher Quaibeamter, „die nach dem Prinzip der Luftpumpe konstruiert sind. Ihre langen Saugrohre werden in das lose Getreide im Schiffsraum hinabgeführt und alsdann durch Maschinenkraft die Luft aus ihnen herausgepumpt. Durch den Druck der äußeren Luft dringt nun das Getreide in den Rezipienten hinauf, wo es auf automatischem Wege gereinigt und gemessen wird, um darnach durch andere Rohre in Leichterfahrzeuge, Elbkähne und dergl. hinabzurieseln."

„Und wie groß ist die Leistungsfähigkeit eines derartigen Hebers?"

„Der einzelne vermag in der Stunde bis zu 130 Tonnen à 20 Zentner aus den Schiffsräumen herauszuholen, zu reinigen und zu messen. Da aber nicht selten zwei Heber an jede Schiffsseite gelegt werden, so gelangen pro Stunde über 10 000 Zentner zur Entlöschung, so daß eine ganze Schiffsladung an einem Tage bewältigt wird. Diese Heber gehören der Hamburg-Amerika-Linie, mehr als ein Dutzend aber sind Eigentum der Getreideheber-Gesellschaft, die die Entlöschung fast sämtlicher vom Schwarzen Meere und von Argentinien eintreffenden Getreideladungen besorgt und daher über Mangel an Beschäftigung nicht zu klagen hat, sondern glänzend prosperiert."

Neben den Getreidehebern gelangen auch sogenannte Elevatoren, die in den Schiffsräumen selbst installiert und durch einen auf Deck stehenden Motor angetrieben werden, zur Verwendung. Sie sind ebenfalls wegen ihrer großen Leistungsfähigkeit bekannt und werden viel verwendet, um Leinsamen, Hülsenfrüchte und dergl. zu löschen. Ebenso hat man für die Entlöschung von Kohlen, Koks und Zinder besondere Elevatoren konstruiert, ja neuerdings werden auf den eigens für den Kohlentransport eingerichteten Schiffen Gleitbänder und -scheiben verwendet, die die Ladung in einem „kontinuierlichen Strom" aus den Luken heraufbefördern und die Kosten der Entlöschung auf ein Minimum herabzusetzen suchen. Überall zeigt sich das Bestreben der Importeure und Reeder, sich soweit als irgend

möglich von der Menschenkraft unabhängig zu machen, und die Fortschritte auf allen Gebieten der Technik kommen diesem Bestreben in weitgehendem Maße entgegen. Wohin sollte es auch führen, wenn die Riesenladungen der modernen Segel- und Dampfschiffe ausschließlich durch Menschenkraft von oder an Bord gebracht werden sollten. Die Liegekosten und Arbeitslöhne würden derartig aufsummen, daß für die Befrachter und Reeder jeder Nutzen fortfiele. Dennoch würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß die Zahl der in den Häfen beschäftigten Stauer, Schauerleute, Schiffsreiniger, Quai- und Speicherarbeiter usw. im Zurückgehen begriffen sei. Das Gegenteil ist der Fall, sie hat sich im letzten Jahrzehnt um mehr als 50 Prozent vermehrt und wächst stetig. Das könnte nach dem oben Gesagten befremden, erklärt sich aber zwanglos aus der ungeheuren Zunahme der Hafenfrequenz überhaupt und aus dem Anwachsen aller mit der Schiffahrt in Verbindung stehenden Betriebe.

W. Neurath:
Die geheimnisvollen Enthüllungen der Cheops-Pyramide.

Von Abbé Moreux, Bourges-Frankreich.

Der Direktor des Observatoriums in Bourges, Abbé Th. Moreux, welcher sich durch seine astronomischen Forschungen, namentlich auch infolge seiner eingehenden Sonnenbeobachtungen in bezug auf meteorologische Verhältnisse, auf Grund deren er u. a. die während 1909 und 1910 in Frankreich besonders verheerenden Überschwemmungen voraussagte — bereits einen Namen machte, hat neuerdings die Ergebnisse seiner eingehenden Beobachtungen am obigen berühmten Bauwerke der alten Ägypter veröffentlicht, welche nicht nur die Gelehrten aller Länder, sondern die gesamte gebildete Welt in hohem Grade interessieren dürften.

Die Ergebnisse scheinen, wenn man nicht eine Reihe ganz verblüffender Zufälligkeiten annehmen will, in der Tat darzutun, daß der Zweck gerade dieses höchsten und massigsten aller jener an sich schon staunenerregenden Denkmäler des grausten Altertums ein ganz anderer gewesen ist, als die Gelehrten bis heute annahmen. Würden die gelehrten Archäologen kommender Jahrtausende, so fragt Abbé Moreux, nicht einen schweren Irrtum begehen, wenn sie etwa unsre Dome und Kathedralen mit ihren Grabgewölben und Gräbern einfach als wunderbare Denkmäler, errichtet zu Ehren der Überreste von Kirchen- und weltlichen Fürsten, erklären würden? — Wenn auch viele der übrigen ägyptischen Pyramiden gleichzeitig als Grabstätten dienten, so hat doch höchstwahrscheinlich ein höherer Ge-

danke bei ihrer Errichtung zugrunde gelegen, und namentlich die höchste, die Cheops-Pyramide, nach bisheriger Annahme um 4000 v. Chr. erbaut, nimmt eine Ausnahmestellung unter ihnen ein.

Ihr Bau ist ein besonders sorgfältiger; eine kompakte Bedeckung aus verschiedenfarbigen Steinen überzog einstmals ihr Äußeres und war so geschickt ausgeführt, daß man hätte meinen können, sie habe früher von der Basis bis zur Spitze aus einem einzigen massiven Blocke bestanden. Erst viel später fand man, daß auch sie einen Eingang besitzt, der durch Gänge zu drei inneren Räumen führt, die aber im Gegensatz zum Innern anderer Pyramiden keinerlei Verzierung, keinerlei Inschriften aufweisen. In dem Raume, in welchem sonst ein Sarkophag zu stehen pflegt, befindet sich nur ein einem Troge ähnlicher, leerer Stein, der aber wunderbar ausgehauen ist. Die große Pyramide*) ist also kein Grabdenkmal. Wenn das aber nicht der Fall ist, zu welchem Zwecke wurde sie dann errichtet? Ein Geheimnis!

Wollten die ägyptischen Priester, jene bewunderungswürdigen Gelehrten der Antike, in einem unvergänglichen Denkmale die exakten Ergebnisse, welche sie hinsichtlich der Sternkunde und wissenschaftlichen Ergebnisse ihres Zeitalters überhaupt angehäuft hatten, festlegen? — Vielleicht.

Auf welche Weise gelang es ihnen aber damals, die Gestalt der Erde zu kennen und die Tiefen des Himmels zu durchforschen? Das Wie ist nicht von Belang, aber die Tatsachen sind vorhanden, und angesichts der geistverwirrenden Feststellungen, angesichts der zahlreichen Enthüllungen der großen Pyramide, angesichts der Anhaltspunkte und Lehren, welche sie betreffs der ägyptischen Wissenschaft offenbart, begreift man die Haltung des Monstrum der Sphinx, das mit seinen zum fernen Horizont gewandten Blicken die Geheimnisse jener Priester der Antike zu hüten hatte.

Der Verfasser teilt diese Eröffnungen ein in geographische, geometrische, physikalische und astronomische.

Lassen wir, da der verfügbare Raum einer eingehenden Wiedergabe widerstrebt, dem Verfasser wenigstens hinsichtlich der geographischen Enthüllungen das Wort:

> Die ersten Enthüllungen über den Charakter dieses gigantischen Bauwerks datieren aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.
>
> Als die Gelehrten der napoleonischen Expedition beschlossen, eine Vermessung Ägyptens vorzunehmen, diente ihnen die große Pyramide als Ausgangspunkt eines Zentralmeridians, den sie als Basis der Längenbestimmung für die Gegend zugrunde legten.
>
> Wie groß war aber ihre Verwunderung bei der Feststellung, daß die verlängerten Diagonalen der Pyramide sehr genau das Nil-Delta einschließen,

*) Der Franzose nennt die Cheopspyramide einfach die „große".

daß der Meridian, also die Linie Nord-Süd, welche die Spitze passiert, jenes Delta in zwei durchaus gleiche Abschnitte zerlegt. Das kann man unmöglich einem bloßen Zufalle anheimstellen, dieses Ergebnis ist vielmehr ein gewolltes, und man wird zu dem Schlusse gezwungen, daß die Erbauer dieses Riesendenkmals erstrangige Geometer waren.

Aber es ergibt sich noch mehr, denn eine genaue Untersuchung läßt erkennen, daß sie auch Geographen ohnegleichen gewesen sind.

Unter allen Meridianen unseres Planeten ist derjenige der großen Pyramide ein Ideal-Meridian, denn es ist derjenige, der am meisten Kontinente und am wenigsten Meere durchzieht; er ist ferner ausschließlich ozeanisch hinter der Bering-Straße, und was noch außergewöhnlicher ist, es findet sich, wenn man den von Menschen bewohnbaren Länderkomplex berechnet, daß dieser berühmte Meridian diesen Komplex in zwei Teile von durchaus gleichem Flächeninhalt scheidet.

Es ist daher durchaus gerechtfertigt, wenn ich ihn „ideal" nannte, denn er allein beruht auf natürlichen Verhältnissen: er allein weist folglich dazu in Wahrheit eine Berechtigung auf.

Wenn wir nun einen zum Äquator parallelen Kreis, der durch den dreißigsten Breitengrad geht, beschreiben, so können wir feststellen, daß dieser Kreis derjenige ist, welcher den größten Umfang an Kontinenten umschreibt.

Die Breitenlage der Spitze der Pyramide nähert sich ihm in wunderbarer Weise, denn ihr Wert ist 29° 58′ 51″. Man war zuerst der Ansicht, daß ein geringfügiger Irrtum bei der Bestimmung untergelaufen sei, doch ist das nach meiner Auffassung nicht der Fall, und zwar aus folgendem Grunde:

Wenn ein Baumeister die Örtlichkeit des Monumentes in folgender Weise berechnen würde, daß ein am Fuße des Bauwerks stehender Beobachter den Himmelspol genau unter einer Höhe von 30° erblickt, so würde er eine Erscheinung in Betracht zu ziehen haben, die unter der Bezeichnung der atmosphärischen Strahlenbrechung bekannt ist. Zufolge der Dichtigkeit der Luftschichten wird ein Lichtstrahl, wenn er in unsere Atmosphäre eintritt, von seiner Bahn abgelenkt, so daß wir ihn nicht an seinem wirklichen Orte erblicken. In unserm Falle zeigt nun die Rechnung, daß die Mitte der Pyramide theoretisch sich unter 29° 58′ 51″, 22 befinden muß.

Wenn wir also von der Abweichung von 22 Hundertstel einer Sekunde absehen, so stimmen die beiden Zahlen überein; diese Abweichung ist ohne Bedeutung, und die Übereinstimmung kann nicht vollkommener sein.

Selbst wenn wir annehmen, daß wir uns vor zufällig zusammentreffenden Erscheinungen befinden, so muß man gestehen, daß sie mindestens merkwürdige sind, und ihrer gibt es noch weiter viele, ehe sie alle erschöpft sind.

Die Orientierung nach den Himmelsrichtungen bei den Pyramiden ist, wie

von mir schon hervorgehoben, immer nur annähernd richtig. Das ist aber betr. der Orientierung der Cheops-Pyramide nicht der Fall. Ihre vier Seiten der Grundfläche entsprechen sehr genau den vier Kardinalpunkten, denn die Abweichung beträgt kaum $4^1/_2$ Minuten. Diese wirklich außerordentliche Genauigkeit, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, denen man bei Bestimmung der Orientierung eines Bauwerks selbst in unserer Zeit mit Hilfe des Kompasses begegnet, beweist, daß von dem Baumeister astronomische Hilfsmittel, die ihm eine sehr vorgeschrittene Wissenschaft an die Hand gab, angewendet sein müssen. Hier versagt die Annahme eines Systems zufällig zusammentreffender Umstände; man muß vielmehr jener Behauptung wohl oder übel beipflichten."

Betreffs der weiteren Ausführungen nur das Wesentliche: Schon Herodot weist darauf hin, daß der großen Pyramide bestimmte geometrische Verhältnisse zugrunde liegen, und zwar entspricht der Flächeninhalt eines Quadrats ihrer senkrechten Höhe ganz genau derjenigen jedes ihrer Dreiecke. Aber weiter: Bekanntermaßen braucht man, um den Kreisumfang eines beliebigen Kreises zu bestimmen, seinen Durchmesser nur mit der Zahl 3,1415926 zu multiplizieren. Die Geometer der Antike kannten dieses Verhältnis nur angenähert; wenn man aber die Maße der vier Seiten an der Grundfläche jener Pyramide addiert, so erhält man einen Umfang von 931,22 m. Dividiert man nun diese Zahl mit dem doppelten Höhenmaß der Pyramide = 2.148,208 m, so ergibt das genau die Zahl 3,1415926, also das Verhältnis des Kreisumfangs zum Durchmesser und somit den genauen Beleg für die Zahl π.

Die ägyptischen Priester hatten folglich sehr genaue Kenntnisse über manche Fragen, deren Beantwortung erst die Gelehrten späterer Jahrhunderte gefunden zu haben vermeinen. Haben sie nun vielleicht auch bereits unsere optischen Instrumente gekannt? —

Nun, es ist erwiesen, daß bei Ausgrabungen auf den Trümmern Karthagos sich Kameen gefunden haben, welche außerordentliche Kunstwerke von so feiner Technik und Gravure darstellen, daß sie unmöglich mit unbewaffnetem Auge ausgeführt sein können, und in der Tat fand man ebenfalls die offenbar dabei verwendeten Linsen aus Bergkristall. Diese Funde werden noch heute in dem sehenswerten Museum des Seminarleiters der dortigen Mission gezeigt. Die Völker der Antike kannten also sehr wohl die Eigenschaften der Linsen, und von der Linse zum Mikroskop oder Teleskop und damit zu genaueren astronomischen Forschungen, deren Ergebnisse die große Pyramide uns ebenfalls enthüllt, war daher nur ein Schritt.

Man weiß, von noch früher zurückdatierenden Anschauungen abgesehen, wie weit der Weg seit Ptolemäus über Kopernikus, Tycho Brahe usw. gewesen ist, um einigermaßen zuverlässige Ergebnisse über die Entfernung unserer Sonne von

der Erde zu gewinnen. Erst infolge der Fortschritte der heutigen Sonnenphotographie darf man dieses Maß als rund 149 400 000 Kilometer annehmen.

Wenn wir die Höhe der großen Pyramide mit einer Million multiplizieren, so finden wir die Entfernung der Erde von der Sonne in Kilometern, nämlich mit: 148 208 000 Kilometer.

Diese Entfernung ist freilich eine nur annähernde, aber die so erhaltene Zahl ergibt eine viel größere Annäherung, als die Zahl sie darstellt, welche vor 1860 als für diese Entfernung festgestellt galt, und die etwas mehr als 154 Millionen Kilometer ausmachte. Aber noch weitere wunderbare Anhaltspunkte scheint diese Pyramide zu bergen, denn wahrscheinlich nahmen die alten Ägypter auch bereits Messungen unsrer Erde vor, und die ägyptische Elle scheint eine Maßeinheit von Dimensionen unsres Planeten zu bilden.

Nach dem bekannten Astronomen Clarke beträgt heute der Polhalbmesser unsrer Erde 6 356 521 Meter, und diese Zahl ist nichts anderes als die bei der Pyramide zugrunde liegende „Elle", d. h. 0,6 356 521 m multipliziert mit 10 Millionen. Demnach würden die alten Ägypter mit außerordentlicher Genauigkeit bereits verschiedene Meridiangradmessungen, welche bis auf die kleinsten Dezimalstellen mit neuzeitlichen Ergebnissen übereinstimmen, ausgeführt haben, und zwar unter Zugrundelegung des millionsten Teils unsres Erdpolhalbmessers als Maßeinheit. Es müßten andernfalls seltsame Zufälligkeiten angenommen werden. —

Wenn man ferner die Länge einer Seite an der Grundfläche der großen Pyramide mit der „Ellen"-Einheit, welche ihrem Bau zugrunde liegt, dividiert, so findet man hinsichtlich kalendarischer Bestimmungen die Länge unsres Sternjahres, also die Zeit, welche die Sonne während ihres scheinbaren Umlaufes gebraucht, um wieder an denselben Himmelspunkt zu gelangen, mithin 365,2563 Tage. Dagegen finden wir bezüglich der Länge des bürgerlichen Jahres, wie sie unserm Kalender zugrunde liegt, und die sowohl Griechen wie Römer nicht genau zu bestimmen vermochten, wenn wir die Länge des der sogenannten Königskammer vorgelagerten Vorraumes mit 3,1415926 multiplizieren, sehr genau mit 365,242 Tagen wieder.

Und wenn wir den Pyramiden-„Zoll" mit 100 Milliarden multiplizieren, so ergibt sich die Länge der Bahn unsrer Erde während eines Tages von 24 Stunden mit größerer Annäherung, als wir das mit unseren heutigen Einheiten des englischen Yard oder des französischen Meter ermöglichen könnten.

Was soll man noch über die Maße des inneren, einem Troge oder einer Lade ähnlichen Steins, die sich genau auf die Dichtigkeit unserer Erde beziehen, sagen? Diese wunderbar ausgearbeitete Lade der Königskammer, welche niemals als Sarkophag gedient hat, weist den gleichen Raumgehalt wie die von den Juden hergestellte Bundeslade auf. Das kann hierbei nicht lediglich ein Zufall sein, hier haben die einen von den anderen kopiert. Man wende auch nicht ein, daß die

Ägypter über die Errungenschaften der Astronomie in Unkenntnis gewesen seien; die Tatsachen liegen vor, um das Gegenteil zu beweisen.

Der Verfasser spricht sogar die Vermutung aus, daß nach Art der Anlage des Eingangs dieser Pyramide, genau in Richtung des derzeitigen Polarsterns, die alten Ägypter beispielsweise bereits die Verschiebung der Äquinoktialpunkte mit ihrer Periode von 25 765 Jahren gekannt haben, so daß, in Übereinstimmung mit anderen Anhaltspunkten, die Bauperiode der Cheops-Pyramide in eine nicht unwesentlich jüngere Zeit (etwa 2170 v. Chr.) fallen würde, als die Ägyptologen annehmen.

Wie dem auch sei, so schließt der gelehrte Verfasser seine hochinteressanten Beobachtungen, die dargelegten Enthüllungen sind um so bemerkenswerter, als die bisherigen Historiker die folgenden Tatsachen einstimmig behaupten:

„Die alten Ägypter haben keinerlei Andeutung hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Kreisumfang und Halbmesser gemacht; man findet nirgends, daß sie eine Idee über die Entfernung zwischen Erde und Sonne gehabt haben, über Maßverhältnisse unseres Erdballs, über sein Gewicht oder seine mittlere Temperatur, denn auch die letztere Zahl findet sich in der Pyramide wieder; der Pyramiden- oder heiligen „Elle" bediente man sich im gewöhnlichen Leben nicht; niemand scheint überhaupt die Herkunft jenes Maßes, das genau den millionsten Teil des Halbmessers der Erdachse darstellt, vermutet zu haben.

Und daß alle diese Errungenschaften der modernen Wissenschaft sich sämtlich im Zustande natürlich abgemessener Größen in der großen Pyramide befinden, die immer meßbar sind, sofern man eines offenen Nachweises hinsichtlich der ihnen als Maße innewohnenden Bedeutung benötigt, das ist nach unsern Kenntnissen über die antike Kultur jedenfalls unerklärlich, und doch ist dieses eine Tatsache, die man vergebens zu verdächtigen versuchen würde, und die die heutigen Gelehrten in die größte Verblüffung versetzt." — —

Der Bearbeitung obiger Ausführungen hat nicht, wie vielleicht der Leser anzunehmen geneigt ist, die vor einiger Zeit in der illustrierten französischen Zeitschrift „Touche à tout" veröffentlichte Originalarbeit des französischen Gelehrten zugrunde gelegen, sondern eine von Prof. Bourlet, Paris, mit Einverständnis Abbé Moreux' nach jenem Original vorgenommene Esperanto-Übersetzung, welche, in der internationalen Esperanto-Monatsschrift „La Revuo" (Verl. Hachette & Co., Paris) veröffentlicht, in mehr als fünfzig verschiedensprachigen Ländern Verbreitung fand, und die trotz der abstrakten und an besonderen Fachausdrücken reichen Materie jenes Original nicht im geringsten vermissen läßt.

Die in Deutschland besonders in gelehrten Kreisen verhältnismäßig noch wenig gewürdigte internationale Esperantosprache hat somit hierbei in Wahrheit den Dolmetsch abgegeben, und der gelehrte Autor dürfte hinsichtlich seiner für

diesen neuen Kulturfaktor bewiesenen Hochschätzung auch den Vertretern deutscher Wissenschaft gegenüber nach dieser Richtung eine gewisse Überraschung bereiten, indem er gelegentlich seiner Prof. Bourlet für dessen Esperanto-Übersetzung erteilten Ermächtigung ausdrücklich hinzufügt:

„Meine Arbeit, und, ich darf fast sagen, meine „materielle" Arbeit verhindert es, mich selbst an der Propaganda des Esperanto zu beteiligen; aber ich bin glücklich, die von Ihnen vorgeschlagene Gelegenheit zu ergreifen, um moralisch, ach! nur sehr wenig, die Verwirklichung dessen zu unterstützen, was Sie und Ihre Freunde mit soviel Erfolg anstreben." —

W. Neurath, Wernigerode.

Robert Saudek: Unser lieber Schulaufsatz.

Immer häufiger werden aus unseren begabtesten Gymnasiallehrern Prediger, die, von der Not ihrer praktischen Schulerfahrungen getrieben, ihre Stimme in jener Öffentlichkeit erheben, die so sehr von pathetischen Schlagworten geschwängert ist, daß der Ruf einzelner im chaotischen Wirrwarr der sich laut widersprechenden Tendenzen kaum gehört verklingen muß. Jahrelange Bemühungen bleiben fruchtlos, bis dann ein zufälliges Ereignis die weite Öffentlichkeit auf eine bestimmte Schulfrage weist und ein paar Tage lang eine allgemeine Diskussion über das pädagogische Sonderthema in der Tagespresse hervorruft. Dann wird es wieder still ringsum, ungezählte andere vitale Interessen drängen auf Beachtung, und die fruchtbare Anregung, die dem Wohl und der Zukunft unserer Jugend galt, versinkt in Vergessenheit. Als ein Berliner Gymnasium vor wenigen Jahren den Unterricht der griechischen Sprache auf Kosten einer innigeren Pflege des Englischen unterdrückte, da tauchte wohl die letzte Gelegenheit zur Diskussion pädagogischer Probleme auf. Seitdem ist das deutsche Erziehungswesen in der Presse nicht mehr „aktuell" gewesen.

Nun veranlaßt ein prächtiges, von ehrlichem Idealismus getragenes, von der Not trauriger praktischer Erfahrungen aufgezwungenes Buch, das die beiden Hamburger Lehrer Jensen und Lamszus unter dem Titel „Unser Schulaufsatz, ein verkappter Schundliterat" bei Alfred Janssen, Hamburg, herausgegeben haben, wieder einmal zu sagen, daß es in mancher Beziehung so nicht mehr weiter gehen darf, und daß die vielen reformatorischen Vorschläge ernster

Männer endlich einmal auch an maßgebender Stelle fruchtwirkend beachtet werden müssen.

Mit feinem kritischen Empfinden, mit vornehmem literarischen Geschmack, mit scharfer analytischer Begabung und mit einer innigen Liebe zum ernsten Thema beschäftigen sich die beiden hanseatischen Pädagogen mit dem deutschen Schulaufsatz unserer Gymnasien und haben den vornehmen Takt, ihren scharfen und schlagfertigen Witz nicht etwa nur zu billigen humoristischen Wirkungen zu benützen, sondern sachlich und mit dem Rüstzeug psychologischen Wissens und Fühlens ausgestattet, die Schäden der heutigen Lehrmethode bis in ihre Urwurzeln zu untersuchen. Es scheint beinahe, als gingen sie mit einer allzu grausamen Härte vor, wenn sie am Schluß zu dem Ergebnis kommen, daß der heutige Schulaufsatz alle Deutschen planmäßig zu Schundliteraten erzieht. Und dennoch haben jene Hunderte von Artikeln, die von der Berliner Ausstellung gegen die Schundliteratur hervorgerufen wurden, nicht mit so unfehlbarer Sicherheit den Wesenskern des Problems erfaßt, wie jene zwei Lehrer, die in der Erziehung zum Gebrauch der deutschen Sprache ihre Lebensaufgabe erblicken, und im menschlichen Verkehr mit ihren Schülern, sich leise nach den Regungen der Kindespsyche vorwärts tastend, das erkannten, was durch die Wucht seiner Argumente und die unerschütterliche Würde des Vortrags zu Beifall oder Widerspruch reizt.

Das Wesen der Schundliteratur besteht darin, daß mit nichtssagenden, banalen Klischeeausdrücken Dinge geschildert werden, die ihr Autor weder beherrscht, noch kennt. Schundliteratur ist es, wenn ein deutscher Kleinstädter von jemandem sagt oder schreibt, daß er stolz wie ein Löwe sei, wenn irgend eine Gegend einen Berliner, der nie über Spandau hinausgekommen ist, an eine Wüste erinnert, wenn einer, der zwischen Großstadtmauern aufgewachsen ist und des Morgens um neun Uhr aufzustehen pflegt, die Stimme eines Mädchens mit dem Morgengesang der Lerche vergleicht, den er nie gehört hat. Noch schlimmerer Schund aber ist es, wenn die Kinder bei den Schulaufsätzen dazu angetrieben werden, bei einer Naturschilderung das genaue Gegenteil von dem zu schreiben, was sie glauben, also Dinge, die ihrer Erfahrung nach unausrottbarem Stumpfsinn gleichkommen. Auf dem Weg zur Schule liefern sich die Jungen eine Schneeballschlacht und kommen mit blauviolett gefrorenen Händen ins Klassenzimmer. Ihr Aufsatzthema lautet „Der Winter". Die vorgeschriebene Einteilung dazu, die alle möglichen angeblichen Erfahrungen unter dem Gesichtspunkte „der Nutzen des Winters" zusammenfaßt, schreibt den Kindern unfehlbar vor, „die w a r m e Schneedecke" zu erwähnen, die die Saaten schützt. Dies Beispiel, das ich für mehrere Hundert andere anführe, ist nicht zufällig, sondern typisch. Sämtliche von den beiden Hanseaten zitierten amtlich empfohlenen Schulbücher gehen darauf aus, das Festhalten lebendiger Eindrücke unter allen Umständen zu vermeiden und an dessen Stelle ein Schema zu setzen, das beiläufig den Referaten unserer Lexika entspricht: der Löwe ist ein Raubtier . . ., die Kuh ist ein Haustier, sie

liefert uns erstens, zweitens, drittens usw. Alle Dinge dieser Welt haben kein pulsierendes Leben, dürfen nicht so dargestellt werden, wie wir sie sehen, sondern haben lediglich Eigenschaften, die wir als nützliche oder schädliche zu unterscheiden haben. Diese recht vulgäre Teilung aller Erscheinungen in Schafe und Böcke, in Gute und Böse, wird von den Schulgewaltigen durch ein anderes, allgemein gültiges Schema ergänzt. Da der Aufsatz das logische Denken des Schülers stärken soll, so werden in unsinnigen, jeder natürlichen Logik ins Gesicht schlagenden Folgen unzusammenhängende Dinge durch gedrechselte Klischees von Stilblüten zusammengekleistert. Bewährte, in vielen Auflagen erschienene, von der Behörde eingeführte und von hohen pädagogischen Beamten verfaßte Musterbücher enthalten Hunderte solcher vorbildlicher Themen, deren Bearbeitung nichts mit dem deutschen Sprachschatz, nichts mit vernünftigem Denken, nichts mit kluger Erziehung gemein hat, und deren Lösung nur jenen albernen Rätseln vergleichbar ist, mit denen illustrierte Zeitschriften uns zu überschütten pflegen. Ein Beispiel: Welches Thema kann wohl ein Aufsatz behandeln, der in seiner Disposition folgende zehn Stationen aufweist? Die Schlachten bei Mühldorf, Waterloo, Sadowa, Napoleons Zug nach Rußland, die erste Entdeckungsfahrt des Kolumbus, der Gang nach dem Eisenhammer, die Bürgschaft, Penelope und die Freier, und zu guter Letzt unverhoffter Eintritt eines Glückszufalles. Keiner meiner Leser wird das Thema erraten. Es lautet: „Inwiefern hat Oktavio recht, wenn er sagt, daß die Zeit des Menschen Engel sei?"

Man müßte glauben, der Wunsch, mit Geschichtskenntnissen zu prunken, hätte jenen Verfasser zu diesen stilistischen Kunststückchen veranlaßt, aber nein: auch Beispiele von Themen des praktischen Lebens sind ähnlich. Man rate, wie folgende Dinge zusammenkommen: Geldbörse, Strick, Liebeszeichen, Herausforderung, Fächer, Kinderspielzeug. Das Thema lautet beiläufig: Inwiefern ist ein Taschentuch nützlich und schädlich? Das Taschentuch kann, nach Naumanns Aufsatzlehre, alle aufgezählten Funktionen übernehmen. Sehr witzig bemerken Jensen und Lamszus, daß man mit demselben Recht den Hamburger Generalanzeiger und eine Schlachtermulde unter denselben logischen Hut bringen könne; denn — in beiden läßt sich Fleisch transportieren.

Es ist schon so viel Kluges und Zutreffendes gegen die Verhunzung unserer Klassiker durch Gymnasiallehrer geschrieben worden, daß man dieser Sonderfrage wohl kaum mehr eine Bemerkung zu widmen nötig hat. Wie sehr Goethes Iphigenie allen Deutschen durch die Schule verekelt wurde, ist längst bekannt, weniger bekannt aber dürfte es sein, daß Heinze und Schröder, die den deutschen Schulen seit Jahren die Aufsatzthemen liefern, nicht weniger als 386 Aufgaben aus der Iphigenie aufzuzählen wissen. Das ist eine traurige Rekordleistung.

Jensen und Lamszus reißen in ihrer wertvollen Arbeit nicht nur kritisch das Bestehende nieder, sondern bauen auch schönes Künftiges hoffnungsvoll auf und geben überall da, wo sie Schäden erblicken, zugleich so wertvolle Winke für

eine Reformation des deutschen Sprachunterrichts, daß dieses Buch, auch wenn es von Fachgenossen totgeschwiegen und von den mit Recht Kritisierten angegriffen werden sollte, unmöglich ohne erfrischende Wirkung bleiben kann. Es bringt zu viel Gutes, als daß alle seine prächtigen Seiten in dieser kurzen kritischen Notiz voll gewürdigt werden könnten.

Adolf Mayer: Trunkenheit und Kunst.

Alle Kunst setzt Empfindung voraus. Wie aber verhält sich die Empfindung unter abnormen von dem gesunden Sinne abweichenden Bedingungen? — Jeder weiß von Fieberphantasien, von Sinnestäuschungen, die subjektiv ganz dem Kunstgenusse ähnlich sind, aber keine objektive Veranlassung außer uns haben. Die Veranlassung ist der abnorme Zustand unserer eigenen Nerven.

Diese Verschiebung von Objektivem und Subjektivem aus ihrem gewöhnlichen Kausalzusammenhang heraus beruht im Grunde auf dem berühmten Gesetze der spezifischen Sinneswahrnehmung von Johannes Müller. Du stößt dir im Dunkeln das Auge, und du siehst einen Lichtstrahl, wo keine Lichtquelle ist. — Warum? Weil dein Sehnerv jede Reizung als Licht empfindet. — Der Amputierte fühlt, wie sich sein kleiner Zehen krampft (der gar nicht mehr da ist), weil der Nerv noch da ist, der sonst diesen Reiz vermittelte, und weil dieser (nun auf andere Weise gereizt wird, aber) jeden Reiz nur auf eine und dieselbe Weise zu deuten weiß. — Der Nerv ist ein bewährter Spezialist wie jedes Organ in der Lebensmaschine. — So kommen auch bei der Erkrankung oder Verstimmung unserer Organe manche Mißdeutungen vor. — Halluzinationen — ist der Name einer wichtigen Abteilung derselben.

Von der unfreiwilligen Krankheit wollen wir an dieser Stelle nicht reden. Davon ist wenig zu lernen für unseren Zweck. Wohl aber interessieren uns die freiwilligen pathologischen Zustände unserer Empfindungsnerven; denn die spielen mächtig hinüber in das eigentliche Kunstgebiet. Wir müssen reden von den physiologischen Giften, vom Opium, vom Alkohol, vom Haschisch, und ebenso könnten wir reden von den psychologischen Giften, die man nicht auf Flaschen ziehen kann, der Hypnose, der Suggestion, dem Rebus der Derwische und dergl.

Und gleich ein Beispiel von der äußersten Grenze dieses Gebietes. Da kauert er, der arme chinesische Kuli in seiner Höhle nach einem Monate viehischer Arbeit in den Bergwerken des Randes von Süd-Afrika. Es war Zahltag. Er hat genug verdient, um Opium zu rauchen, so sehr ihm auch die Habgier der Behörden

dies Genußmittel verteuerte. Und nun genießt er — trotz der Scheußlichkeit seiner Umgebung. Er sieht nicht seine viehischen Mitgesellen, fühlt nicht deren Körper gegen sich lehnen, riecht nicht deren ekelhafte Ausdünstungen und die seiner noch widerlicheren Umgebung, sondern genießt himmlische Freuden, sieht überirdische Erscheinungen*). Sein Dasein hat für einige Augenblicke Wert erlangt.

Auch hier ist es so, wie bei der eigentlichen Kunst: eine arme, vielleicht trostlose Gegenwart sonnig beschienen von etwas, das nicht ist und doch wirkt, als ob es wäre. Eine Art Selbstkunst**). Denn den Fabrikanten des Opiums dürfen wir doch nicht Künstler nennen. Doch nein, überhaupt keine wirkliche Kunst; denn sie ist lediglich pathologisch, führt zum Untergang und darf einen so schönen Namen nicht tragen. —

Was uns von diesen Dingen interessiert, ist aber ihre Kombination mit wirklicher Kunst, die pathologische Modifikation und Steigerung dieser durch solche Beimischung, und hierhin gehört vor allem die Wirkung des Alkohols, des Opiums der herrschenden Rasse. Wenn man Traubensaft oder andere süße Säfte in Massen sich selbst überläßt, geraten sie in Gärung, und durch diese Gärung wird der unschuldige Zucker, die Kinderkost, verändert in nervenreizenden Alkohol, den Trank des raffinierten Erwachsenen, dessen Genußfähigkeit dadurch gesteigert wird. Warum? Nun der Alkohol hat lähmende Wirkungen, und weil die Wirklichkeit das Schöne nicht ohne störende Zutaten gibt, so wird nun dem Trunkenen dies Störende gehemmt, und die Erscheinung wird ihm gereinigt von diesen verunzierenden Zutaten. Der Feind wird so zum Freunde, der Freund zum Geliebten, der Geliebte zum Ideal — natürlich dies alles subjektiv für den Berauschten, und auch für ihn nur vorübergehend, solange der Rausch dauert, und — mit antagonistischer Nachwirkung. —

Man mag nun vom Standpunkt der Gesundheitslehre von dem Zustand der Berauschung denken, wie man will; man mag ihn, da wo er große Verhältnisse annimmt, oder individuell zur Gewohnheit wird, als einen Krebsschaden bekämpfen; jedenfalls ist derselbe in seiner Kombination mit wahrer Künstlerschaft von Bedeutung, namentlich für die Dichtkunst und die Mimik, so daß wir denselben als eine wesentliche Quelle für eine gewisse Art der Kunst berücksichtigen müssen. Von dem grauen Altertume an spielt diese Kombination in jeglicher Kunst eine ganz hervorragende Rolle, und man kann in bezug auf dieselbe aussagen, daß eben die menschlichen Instinkte, die in einem so hohen Grade an der künstlerischen Begabung beteiligt sind, eine, wenn auch pathologische, so doch praktisch wichtige Modifikation erfahren, namentlich durch den Genuß des natürlichsten und edelsten aller alkoholischen Getränke, durch den W e i n. Es entsteht unter diesem Einfluß

*) Auch von O s k a r W i l d e anschaulich beschrieben in seinem „Bildnis von Dorian Grey" als letzte Zuflucht des blasierten Genußmenschen.

**) Siehe hierüber: Die Alpen. 1911. Okt. S. 63.

im grauen Altertum: die bacchantische Stimmung, in der Herakles über die Bühne taumelt (dies ein wesentlicher Inhalt des antiken Satyrspieles).

Im Orient ist später Hafis auf diese Weise angeregt, und so herauf bis in die jüngste Zeit, in der wir noch die typische studentikose Trunkenheit des feucht-fröhlichen badischen Dichters erlebt haben, dem man sogar dicht neben dem Platze seiner hervorragendsten „Trinkungstaten", auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses, ein allerdings ziemlich philiströses Denkmal gesetzt hat. Und auch jetzt ist diese Stimmung, trotz des Verdammungsurteils fanatischer Abstinenzler und trotz des Bannfluchs eines großen aber nüchternen Heidelberger Ästhetikers auf den „Saufpoeten und Bänkelsänger", noch nicht aus der Poesie verschwunden. Auch Luther rühmte noch in seinem Lobe der dreifaltigen Lebenskunst, neben Weib und Gesang, den Wein, und Mirza-Schaffy, der treue Schüler des Hafis, singt geradezu:

„Nur im Rausch sind meine Lieder
So voll Kraft und Schwung gemacht."

Auch darum hat es ein besonderes Interesse, diese pathologische Modifikation näher zu besehen, weil Nietzsche dem Dionysischen in der antiken griechischen Kunst eine so besonders preisende und auf Richard Wagner abzielende Stellung eingeräumt hat in seiner „Geburt der Tragödie", eine Arbeit, die dem Dichterphilosophen bekanntlich eine Zeitlang die wesentlich nur auf diesem Grunde beruhende Freundschaft des Schöpfers des Musikdramas eingetragen hat. Sobald Nietzsche seine Meinung änderte, war es freilich mit dieser Freundschaft vorbei. Aber zunächst galt das Buch dem Gefeierten als eine Leistung von ungeheuren Maßen und Zielen. Mit staunenswerter philologischer Gelehrsamkeit und dem besonderen psychologischen Scharfsinn, der dem Dichterphilosophen eigentümlich war, aber zugleich mit dessen mangelhafter Logik — wird in der Geburt der Tragödie das „dionysische Element" der Schönheitstrunkenheit dem andern mehr abgemessenen und gesetzmäßigen gegenübergestellt, das als das „apollinische" bezeichnet wird. Dieser Vergleich wird dann beibehalten und durchgeführt zur Erläuterung eines wichtigen Teiles der antiken Kunstgeschichte, — mit welchem Glücke, haben wir hier nicht zu entscheiden. — Bekanntlich wurde die ganze Arbeit von Wilamowitz einer herben Kritik unterzogen, so daß Rhode dem in seinem philologischen Ruhme bedrohten Freunde zu Hilfe eilen mußte.

Wir haben nur festzuhalten, daß dies dionysische Kunstelement, auf welches Nietzsche sein Leben lang den größten Wert gelegt hat, und mit dem er sich schließlich in seiner paralytischen Ekstase gelegentlich verschmolz, schon früher in der Kunstgeschichte vorhanden ist. Unter seinem Einfluß wird der Festgesang zum Dithyrambus, d. h. zu einer höheren Potenz der Begeisterung emporgetragen. Der bei diesem enthusiastischen Gesange geschwungene Thyrsusstab ist ursprünglich nichts weiteres als der Pinienzapfen, mit dessen Harz der Wein der alten Griechen

konserviert wurde, wie bei uns das Bier durch den Hopfen. Ein Gambrinusbild*) mit der Hopfenranke ist daher ein genaues Analogon zum Thyrsus schwingenden Bacchanten; nur ist dieser durch das Altertum zur höheren Poesie vergeistigt, ähnlich wie die Loreley (das ist der Lauerfels der Rheinischen Raubritter) durch unsere mit Hilfe des Rebensaftes gesteigerte Poesie zur (verliebte Schiffer) bedrohenden Jungfrau verklärt wurde.

Aber nicht um das Anbringen dieser Bemerkung ist es mir hier zu tun. Ich möchte nur der Meinung entgegentreten, daß die dithyrambische Poesie durch diesen Nachweis des pathologischen Elementes aufhören müßte, eine besonders interessante Kunstgattung zu sein. Dies zu behaupten, auch wenn es in der menschenfreundlichsten Absicht geschieht, ist meines Erachtens willkürlich, da ja eben der Alkohol, wenn auch nur durch seine „lähmenden" Wirkungen, auch wohl die prosaische Verwickelung des Alltaglebens vereinfachen kann, was ja eben die Aufgabe oder eine der Aufgaben des Künstlers ist und wodurch er diesem im gegebenen Falle die Arbeit erleichtert. Freilich hat Nietzsche wohl allzuviel Wesens von der Sache gemacht, die man ja auch heute noch in ihrem Einfluß studieren kann. Ist ja doch die Begeisterung einer niederländischen Kirmesbevölkerung genau desselben Ursprungs wie der bacchantische Rausch, wie ihn z. B. Ebers in seinem „Kaiser" schildert. Nur wird der letztere durch seine historische Entfernung erhöht und verklärt.

Auch heute noch hat der Wein seine Kraft bewahrt, bis zu einem gewissen Grade ein die Poesie begünstigendes Moment zu sein, wenn auch entschieden mehr für den Genießenden, wie für den Schaffenden. Nur die klare wissenschaftliche Konzeption leidet immer durch denselben. Auch hierin zeigt sich der Gegensatz der beiden großen Schaffensgebiete.

Dr. Bernhard Ihringer: Typen der holländischen Malerei.

Für das historische Urteil, das die künstlerischen Entwickelungssphären in Beziehung zueinander setzt, existieren nur sehr wenige so ganz in sich ruhende Perioden, wie die holländische Kunst im siebzehnten Jahrhundert. Die Renaissance in Italien und Deutschland wird gekennzeichnet durch scharf umrissene Charaktere; durch Künstler, die, wenn sie auch nicht alle Universalgenies waren wie Lionardo und Michelangelo, doch als vielseitige Persönlichkeiten ihrem Werk objektiv gegenüberstanden. So ist die Geschichte der Renaissance auf künstlerischem Gebiet eine Malergeschichte, eine Darstellung der verschiedenen Lebensläufe und Maximen

*) Gambrinus, ursprünglich Jan primus des brabantischen Bierhausschildes. —

nicht weniger als eine beschreibende Analyse der Kunstwerke. Von Fra Angelico bis Tizian leben die Gestalten wieder auf durch den Zauber des Anekdotenhaften; die zeitgenössische Biographie nimmt diese mythologischen Züge gerne an und erhält so den Reiz des Unmittelbaren, gegen den die nüchterne, trocken referierende Geschichte machtlos ist. Und alles das bringt in das Urteil über die ganze Epoche jene Fülle von Details, jene Unzahl differenzierter Charaktere und Bestrebungen, durch die die allgemeinen Linien nur noch äußerlich markierend durchscheinen. Die Mannigfaltigkeit der geistigen Interessen, das Nebeneinander des Heterogenen, wie es sich zwischen Christentum und erneuter Antike, zwischen mönchischer Frömmigkeit und unverhohlener Freigeisterei darstellt, läßt das Allgemeine, den Zusammenhang zurücktreten. Von der politischen Zerrissenheit der Halbinsel ganz zu schweigen, die natürlich die Ausprägung von Individualitäten ihrerseits auch noch ganz wesentlich begünstigte.

Holland hatte keine phantasievollen Chronisten, keinen Vasari. Der Gegensatz zwischen den neuen Bildungselementen und den Ansprüchen der alten Kirche fehlte gänzlich. Keine Eifersuchtskriege von Stadt zu Stadt störten den bürgerlichen Frieden. Es waren keine Mächtigen da, deren Wohlwollen Aufträge und Lohn, deren Haß Kerker und Verbannung bringen konnte. Der zarte Duftkreis höfischer Schmeichelei, der schon so oft aus dem Mittelmaß bestimmende Charaktere hervorwachsen ließ, blieb den Generalstaaten fern. Demokratisch wie das Staatsleben war auch die Malerei. Es ist gar keine Frage, daß im Leben der italienischen Polis dem Künstler eine ganz andere soziale Stellung zukam, wie in dem holländischen Bürgerstaat, der ihre Arbeit im allgemeinen kaum höher stellte, als die jedes andern in seiner Art und „Kunst" vortrefflichen Handwerkers. Wenn auch nicht offiziell und zugestandenermaßen, so wurde doch tatsächlich die Individualität durch die Zunft korrigiert und der Wert des einzelnen nach der Geschicklichkeit bemessen, mit der er sich dem Allgemeinen einfügte. Die absolute Gleichstellung in der neugewonnenen Freiheit duldete kein Überragen, nur ein Nebeneinander. Von hier aus wird das tragische Schicksal Rembrandts ebenso verständlich wie die Tatsache, daß alle Meisterwerke Vermeers zu Spottpreisen verschleudert wurden. Die Schützenkompagnie des Frans Banning Cocq hatte Recht, wenn sie sich gegen das Märchenbild der Nachtwache sträubte, und dem Delfter Vermeer wurde von seinen Landsleuten die unerlaubte Originalität redlich vergolten, wenn er zeitlebens so arm blieb, daß er den Bäcker mit Gemälden bezahlen mußte. Auch Frans Hals und Brouwer haben unter der Bevorzugung des Mittelmaßes gelitten, während Jan Steen, Metsu, Mieris und wie sie alle heißen mögen, florierten. Das ruhige holländische Leben und die in sich einige, harmonische holländische Kunst hat alles hervorgebracht, was den künstlerischen Sinn entzücken kann, nur nicht die Genialität des unruhigen Weiterstrebens. Sie hat in diesem Sinn ein demokratisches Kulturideal verwirklicht, haushälterisch auch mit geistigen Energien, wie es dem besonnenen Bürger ziemte.

Diese Ökonomie der Kräfte, dies Arbeiten mit bestimmten Ausdrucksmitteln und in gewohnten Bezirken, zeigt zwar einerseits die Grenze der holländischen Malerei, andererseits aber auch ihre ganz einzigartige, in der Geschichte der Malerei beispiellose Stärke. Vom gemütlichen Genrebild bis zum schlicht Philiströsen war nur ein Schritt; daß nur verschwindend wenige unter einigen hundert Namen diesen Schritt getan haben, zeigt die Konzentration und selbstsichere Festigkeit, womit die Grenze nicht nur nach oben gegen das Geniale, Ungewöhnliche, sondern auch nach unten, gegen das Banale gewahrt wurde. Das Festhalten am Durchschnitt, an der ruhigen, sicheren Meisterschaft, gab die beste Waffe gegen die Anmaßung des Minderwertigen. So ist denn auch die Qualität typisch geworden in dieser Epoche, deren Größe das Nebeneinander des Guten auf engem Raume war.

Genre und Porträt — in diesen beiden Sparten hat sich die holländische Kunst fast ganz ausgegeben, soweit sie ein Lebensinteresse des Volkes war. Die Landschaft kann hier außer Betracht bleiben, denn sie zeigt in Ruisdael und Hobbema mehr eine aristokratische Sonderlinie an, bis sie schließlich auch, aber im weniger erwünschten Sinne, durch die „holländischen Italiener" popularisiert wurde. Das Genre, die Darstellung eines alltäglichen Geschehens im Spiegelbild des Augenblicks, mußte den Künstlern der Niederlande schließlich werden, was den Italienern die Kirchenaufträge waren. Das holländische Bürgerhaus und die Vibrationen seines durch heiteren Lebensgenuß fröhlich bewegten Lebens waren ein ebenso unerschöpflicher und dankbarer Stoff wie die Episoden aus der heiligen Geschichte. Die Fiktion des Ungewollten, ohne Staffage unmittelbar dem Augenblick Abgelauschten, wurde dabei mit einer Konsequenz festgehalten, die späteren Zeiten der Genremalerei wohl als Beispiel hätte dienen können.

Die liebenswürdige Nonchalance, die das holländische Genrebild in seiner besten Zeit auszeichnet, hat in erster Linie die erfrischende gänzlich unakademische Natürlichkeit für sich. Schmausende und plaudernde Menschen leben in froher Geselligkeit dahin, die Kinder feiern den Nikolaustag oder lassen eine Katze auf den Hinterpfoten tanzen mit Flötenbegleitung; Dominospieler sitzen tiefsinnig in der Ecke, während der Papagei gefüttert wird; oder der Prinzentag führt eine große Gesellschaft zusammen zum Weinprobieren, Neuigkeitenvorlesen, oder auch zum Fechten bei dieser guten Gelegenheit — wer erkennt da nicht sofort Jan Steen, den lachenden Haarlemer Philosophen, der in ewiger Beweglichkeit seine kleine Welt zu einer Fülle von ergötzlichen Szenen und Ereignissen erweiterte! Seine Virtuosität, dem Witzigen den künstlerischen Stil und die harmlose Behaglichkeit zu erhalten, hat in der Tat von seinen Landsleuten niemand erreicht. Ganz köstlich kommt diese innerste Seite seines Wesens in der kleinen Szene zwischen dem besorgten Arzt und der jungen Frau zum Ausdruck: Die freundliche Schlauheit dieses gegenseitigen Betrugs und Selbstbetrugs ist das Beste, was Jan Steen jemals gelungen ist. Man hat ihn schon mit Molière verglichen und mit Recht;

denn man glaubt wirklich bei der aufmerksamen ärztlichen Untersuchung die Stimme des guten Valer zu hören, wenn er sagt: „Geht mir mit den Ärzten! Ihr könnt bei ihnen jede beliebige Krankheit haben; sie werden euch schon Gründe vorbringen, um euch zu beweisen, woher sie kommt!"

Jan Steen war in seinen Motiven originell, da er es aber bei der riesigen Produktion nicht vermeiden konnte, mitunter sich selbst zu kopieren, so nahmen seine Nachfolger in der Beziehung erst recht keine Rücksicht. Durch solche Übertragung bildete sich dann der Fond von Motiven, der die ganze folgende Entwickelung überdauerte. Um nur ein Beispiel zu nennen: selbst der „Arzt", dieses kleine Kabinettstück, mußte als Modell herhalten; Samuel van Hoogstraaten versuchte das Motiv wieder zu verwenden, allerdings ohne über gezierte Absichtlichkeit hinauszukommen. Der temperierte Stil des Weltmannes, den Jan Steen auch in den Szenen absoluter Betrunkenheit von Mensch und Tier bewahrte, wird vergröbert. Eine realistische Vorliebe für Rüpelszenen beginnt sich mehr und mehr durchzusetzen.

„Was nützen Kerz und Brill, wenn die Eul nicht sehen will?" Diesen Weisheitsspruch hatte Jan Steen über die Folgen eines Trinkgelages geschrieben, und damit gezeigt, wie er seine Satire selbst auffaßte. Das Genre als Sittenstück hat bei ihm keinerlei aggressive Spitzen; er bleibt der gute Familienvater, der die Familie malt, auch dann malt, wenn sie's eigentlich nicht verdient. Man muß Brouwer damit vergleichen, um Steen richtig einzuschätzen. Brouwer, der weitaus größere, ja unzweifelhaft geniale Maler, der über einen Schatz charakteristischer Ausdrucksmittel verfügt wie kaum ein zweiter in der holländischen Schule, bedeutet den diametralen Gegensatz. In seinem Sittenstück liegt Lebensüberdruß und Haß, ein soziales Aufbäumen könnte man beinahe sagen, die Wut der Deklassierten gegen das abgeschlossene ruhige Bürgerhaus. Er malt das Leben in schmutzigen Bauernschenken, in heimlichen Konventikeln, die das Tageslicht zu scheuen haben, oder in Soldatenquartieren, und diese Welt hat er mit allen Qualitäten der Trübsal von der äußersten Wut bis zum bornierten Stumpfsinn ausgestattet. Das schlechte und abenteuerliche Leben, das er selbst führte, malte er. Bei ihm ist das Sittenstück schon nicht mehr Gesellschafts-Satire, sondern schlechthin derber Realismus.

Zwischen Genre und Porträt bestehen für die Holländer mehr Beziehungen, als man gewöhnlich glaubt. Nicht nur Jan Steen liebte es, sich gelegentlich selbst in den Kreis seiner Angehörigen zu setzen, Tabak rauchend und kreuzfidel, wie er auf dem Bild im Mauritshuis zu sehen ist; manchmal wurde der Porträtauftrag so gegeben, daß er direkt genrehaft wirken mußte. Viel ist allerdings dabei nicht herausgekommen, und das Familienbild des Admirals Hein von Thomas de Keyser, das man etwa hier nennen kann, ist kein Meisterwerk des sonst verdienstvollen Künstlers. Immerhin blieb das Genre eine gute Vorübung für das Gruppenbild. Die Schützenstücke, die von dem trockenen Nebeneinander der Por-

trätgalerie fortschreiten zu den berühmten Haarlemer Werken des Frans Hals und schließlich in der „Nachtwache" die geniale Vollendung erleben, waren Aufträge, die das Lebenswerk eines holländischen Künstlers krönen mußten, sie stellten geradezu ein politisches Vertrauensvotum dar, eine offizielle Anerkennung. Das Schützenstück war für die holländische Kunst zugleich das Historienbild; es zeigte einen Ausschnitt zeitgenössischer Geschichte, und etwas anderes als die Gegenwart zu malen, konnte keinem echten Holländer einfallen. Zugleich Porträt und zugleich Historie, Darstellung des Zusammenhangs und doch persönliche Charakterisierung des einzelnen, das war die Aufgabe; daß die „Nachtwache" im Urteil der Auftraggeber diesen Ansprüchen nicht genügen konnte, wird man wohl ohne weiteres begreifen.

Das Genrebild, ob es sich nun gemütlich darstellend gibt oder realistisch, das Schützenstück, das Zunftbild, oder das im privaten Auftrag gemalte Porträt, jede dieser Kunstformen wurde in Holland zum Typischen erweitert und so in den nationalen Formenschatz aufgenommen, der jedem gleichmäßig zur Verfügung stand. Wer sich auszeichnete, galt damit als Lehrer für alle; schwächliche Nachahmung nannte man es nicht, wenn man einem bewährten Meister folgte. So kam der feste Zusammenhang zustande, die gleichmäßige Arbeit nach Typen, ja eine gewisse manchmal unangenehm wirkende Vertraulichkeit, mit der sich die Kleinen an die Großen herandrängen. Zwischen einem Vermeer und einem Metsu besteht qualitativ derselbe Unterschied wie zwischen einem Michelangelo und einem Canova, und doch hat Metsu zu Vermeer noch innigere Beziehungen als etwa Vermeer zu Rubens. Wer die Säle des Reichsmuseums durchwandert, wird bemerken, wie in der ganzen holländischen Schule auch das Besondere den allgemeinen Stil bewahrt, und er kann sich fast gar nicht mehr zurecht finden, wenn er dann plötzlich einen Rubens oder van Dyck trifft, die sich in diese demokratische Welt verirrt haben. Wenn die gute Qualität typisch allgemein wird, so bedeutet das die höchste Stufe, die eine Malerschule überhaupt erreichen kann, und wenn die Schule dabei den inneren Lebenszusammenhang erhält, der nun einmal der Hintergrund des Gemeinschaftlichen sein muß, so ist sie ein organisches Gefüge in der Entwickelung der Kunst, ein Ast, der keine Stützen braucht, um seine Früchte selbst zu tragen. Beides hat Holland, diese freundliche Oase in der politischen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, erreicht. Die großen Typen haben die Kunst des kleinen Landes groß gemacht.

Karl Larsen:
Chr. F. Holm.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Helene Klepetar.

I.

Der Hauptkassierer des großen Bankhauses, Herr Chr. F. Holm, kam des Morgens nie früher als Punkt Zehn, wenn geöffnet werden sollte. Das ganze übrige Personal, Buchhalter, Korrespondenten, Assistenten, mußten auf ihren Plätzen sitzen und die Diener bereit stehen, ehe der Herr Hauptkassierer aus dem Garderobenzimmer auftauchte und leicht erhobenen Hauptes unter den vielen Säulen des langgestreckten Lokals an der breiten Schranke vorbei seinem Platze zuschritt.

Es war ihm ein Sport, ebenso wie es für viele Menschen ein Sport ist, ihren Zug in dem Augenblick zu erreichen, da die Kondukteure die Wagentüren schließen.

„Guten Morgen, . . . g'Morgen, . . . 'Morgen" . . . tönte es, bis der Hauptkassierer auf der Bühne seines Tagewerks stand, jugendlich trotz seiner einigen und vierzig Jahre, wie zu einer Vormittagsvisite gekleidet, elastisch und kläräugig. Keiner seiner Kollegen und Untergeordneten, der sich über das Entree dieses ersten Aktes, das sich allmorgendlich wiederholte, nicht seine Gedanken gemacht hätte. Jeder fühlte, daß selbst der Geringste unter ihnen dazu benutzt wurde, Relief um den Kassierer als Hauptfigur zu bilden. Aber dieses Bewußtsein war nicht unangenehm. Es zog sie alle förmlich mit empor zu der gleichmütigen Ruhe ihres Vorgesetzten, von der auch dieses kleine Morgenkunststück Zeugnis ablegte.

Das war kein nervöser Mann, der sich ängstlich auf den Tag vorbereitete, wo Hunderttausende durch seine Hände gehen sollten als vielfach variierende Einlagen, die zwischen den verschiedenen Abteilungen von und zu seinem Platze kamen und gingen.

Hauptkassierer Holm brachte es fertig, selbst nach einer durchwachten Nacht ebenso klar und soigniert da zu stehen, ohne Notizen von all den Verpflichtungen, die im Laufe des Tages zu leisten waren, oder der Guthaben, die einlaufen würden, zu benötigen. Mit demselben sicheren Gefühl, mit dem er sich Schlag zehn Uhr einfand, stellte er jeden Morgen den mindest möglichen Kasseninhalt fest, um den Tag hindurch gerade damit auszukommen.

Darin lag der sich tagtäglich wiederholende große Trick des Hauptkassierers, der für die Ausgaben der Bank, die Arbeit der Diener, das ruhige Wirken der Unterkassierer und Assistenten von entscheidender Bedeutung war.

Dieser Beweis fachlicher Sicherheit, der durch das Verhalten des Haupt-

kassierers just im rechten Augenblick eingeleitet wurde, schlug einen Kammerton der Präzision an und verlieh der ganzen Expedition einen ruhigen Taktschlag, der sie niemals verließ. Zu der geschäftigsten Zeit des Tages konnte es geschehen, daß der Unterkassierer ein wenig aufgeregt fragte, ob man nicht nach der Nationalbank um mehr Valuta schicken sollte, da die Kasse beinahe erschöpft wäre.

Da aber begegnete er dem Lächeln des Hauptkassierers:

„Das Geld wird schon kommen," sagte der ruhige Mann, „zur Türe herein."

Und richtig, nach Verlauf einer kurzen Weile kamen durch die breiten Flügeltüren der Bank — gleichsam hereingezogen von den unsichtbaren Fäden des Umsatzes — allerlei junge Leute oder Geschäftsboten, deren Einzahlungen dem gesunkenen Kasseninhalt alles Erforderliche zutrugen.

Dann ärgerte sich der Unterkassierer über seine wieder einmal bewiesene vorzeitige Ängstlichkeit, und in seinem Auge konnte ein Funken von dem Haß aufblitzen, den im Grunde alle Angestellten der Bank gegen den Hauptkassierer fühlten. Denn Herrn Chr. F. Holms ruhige Überlegenheit schonte nicht.

Andererseits jedoch wurden die Untergeordneten immer wieder von dem ruhigen Sicherheitsgefühl ergriffen, das gerade diese Überlegenheit rings um sich bis in die fernsten Winkel verbreitete. Und selbst unter den trägsten Routinearbeitern der Bank gab es keinen, der nicht so viel fachlichen Kunstsinn besaß, um einem Meister seine Koketterie verzeihen zu können.

An einem klaren schönen Novembertage mitten unter der flott fortlaufenden Arbeit kam der Sekretär der Bank aus dem Direktionszimmer, ging zu dem Hauptkassierer und sagte ihm ein paar Worte. Kassierer Holm sah einen Augenblick von seinen Eintragungen auf und nickte.

Der Sekretär ging wieder dort hinein, woher er gekommen war. Bald darauf erhob sich Herr Chr. F. Holm und bat den Unterkassierer die Kasse zu übernehmen, worauf er sich mit seiner leicht emporgehobenen Kopfhaltung ins Direktionszimmer begab.

Mechanisch folgten ihm die Augen des Personals. Der Hauptkassierer erfreute sich bei der Direktion eines solchen Ansehens, daß er oft zu dieser oder jener Konferenz zugezogen wurde.

An jenem Tage blieb er eine halbe Stunde drinnen und kam dann heraus: „Ich habe eine Arbeit für die Direktion," sagte er dem Unterkassierer, „und komme heute nicht mehr in die Bank. Vielleicht auch morgen nicht." Einer der Diener erhielt den Auftrag eine Mappe mit Papieren, die der Kassierer sorgfältig zusammenlegte, nach seiner Wohnung zu bringen. Der Unterkassierer bekam einige Instruktionen, und eine halbe Stunde später sah einer der Korrespondenten, der den Blick durchs Fenster warf, den Hauptkassierer langsam die breiten Fliesen entlang schreiten, in seinem diskreten Pelz mit dem Persianerkragen, schlank wie ein Dreißigjähriger und sorglos, wie nur ein Junggeselle es sein kann, dachte der

Korrespondent, der selbst eine Frau und vier Kinder hatte, und geehrt! dachte er noch ein wenig neidischer, mit besonderen Aufträgen der Direktion betraut ... Während der Korrespondent sich wieder in die Formel seines Briefes vertiefte, den er schrieb, flog es ihm durch den Sinn, daß Diskretion unleugbar auch zu Chr. F. Holms Eigenschaften gehörte, so eine gewisse gemütliche Diskretion, die ebenso elegant zugeknöpft war, wie solch ein feiner Winterrock mit Persianerkragen ...

Über teppichbelegte Treppen, durch ein stilles Entree, das von dem Zuschnappen des Türdrückers beinahe widerhallte, trat der Hauptkassierer Holm eine Stunde später in die sanfte Porzellanofenwärme seines Wohnzimmers.

Er hatte das leidenschaftliche, zur Übertreibung neigende Temperament eisener Öfen nie leiden mögen, ebenso wenig die ungemütliche Trockenheit der Zentralheizung. Die distinguierte Gleichgültigkeit des Porzellanofens war es, der er den Vorzug gab.

Ein rein unmittelbares Gefühl von Wohlbehagen überwältigte ihn beinahe.

Hier war alles ruhig, gleichmäßig, nach Wunsch, ein Leben im Gummiräderstil — delikates Essen, milde Weine, und Menschen ohne Sorgen. Vollendete Ordnung und tadelloser Geschmack beherrschten das ganze Gemach. Alles modern — hohe Zimmer, Spiegelscheiben, elektrisches Licht, kein Anachronismus nach dem Geschmack entschwundener Zeiten, sondern unsere Zeit, wie sie sich in Möbeln, Webereien und Kunst bis herab zu den neuesten Farbenlithographien äußerte. Holms Blick fiel auf den großen viereckigen Tisch inmitten des Zimmers. Dort lag die Mappe, die der Diener von der Bank gebracht hatte. Sie barg just nichts Angenehmes — aber — er sah nach der Tafeluhr auf der Chiffonnière — noch hatte es Zeit, die Arbeit ließ sich gut eine Stunde und länger hinausschieben, wenn es sein mußte. Nichts wurde dadurch versäumt, und er selbst fühlte sich von einem unwiderstehlichen Drang nach Ruhe erfaßt, nach einem ganz passiven Ausruhen in diesem Milieu, das sein vortrefflich zugeschnittenes Junggesellenheim war.

Holm ging ins Schlafzimmer, machte sorgfältig Toilette, wechselte seine Kleider und holte dann aus einem Schrank, der im Kühlen stand, ein flaches Kistchen echter Zigarren, das er öffnete. Die Zigarren hatten ein kühles mahagoniduftendes Aroma, das sich nun bald in Rauch und Geschmack umsetzen sollte.

Drinnen im Wohnzimmer zündete er langsam eine Zigarre an und lehnte sich in seinen Lieblingsfauteuil. Komfort, dachte er, war ihm doch eigentlich immer das Ziel des Lebens gewesen — eine fast automatisch wirkende Lebensführung, die jegliche Art widerstreitender Wissenschaft und Kunst gehorsam, gefügig, einem verfeinerten Wohlbehagen dienstbar zu machen verstand: Hilfsbereite, nützliche, bequeme Gebrauchsgegenstände, prickelnde, spannende, angenehme Zeitungen und Bücher, freundliche, schmückende, anregende Kunstsachen. Und über allem den leisen Klang des Geldes, mit dem umzugehen sein täglicher Beruf war, und das die Menschen verfeinerte, die er sich zu seinem Verkehr auserwählte.

Man sagte, daß Geld die Menschen gewöhnlich machte. Damit verhielt es sich wohl ebenso wie mit Wein, der nur die Schlemmer trunken machte, diejenigen aber entflammte, die ihn in Geist und Wahrheit zu genießen verstanden. Für den wirklichen Geldmann war Geld der Stoff des Lebens, der ihn nährte und entwickelte, ihn zum Diener und Herren zugleich machte. Wie hatte er seit früher Jugend die echten Geldmänner, die wirklichen Finanztalente, mit denen zusammen zu kommen er das Glück hatte, bewundert! Selbst hatte er immer eingesehen, daß er nicht aus dem Holze war, aus dem man ökonomische Führer und Hervorbringer schnitzte. Er wollte nur das Recht haben, in der Tempelluft des Geldes leben zu dürfen, als ein bescheidener Diener, der mit ökonomischer Unabhängigkeit entlohnt wird.

Und als er seinem Universitätsexamen den Rücken kehrte und die Beamtenlaufbahn im Staatsdienst aufgegeben hatte, hatte ihm das Geld, das er in so tiefer Bewunderung begehrte, denn auch wohlwollend zugelächelt. Er lernte mit Geld umzugehen, indem er es verdiente, und indem es ihm zur vorsichtigen Vermehrung seiner Einnahmen verhalf. Das Glück war ihm auch insofern hold, als er es in der Bank vorwärts brachte. Das Geld erwies ihm seine Gnade . . .

Der Kassierer Holm zog ein wenig zu stark an seiner Zigarre . . . Bis der Tag kam, wo ihm schien, daß es zu langsam ging! Holms Blick streifte die Dokumentenmappe auf dem Tisch. Unbesonnen hatte er an die Möglichkeit gedacht, das Geld zu zwingen . . . versucht, was er doch bei so vielen mißlingen sah . . . sein Gleichgewicht verloren . . . mit dem Prinzip fürs Leben gebrochen! Und natürlich war es schief gegangen, weil es schief gehen mußte. Das Geld rächte sich. Und da hatte er sich seiner Züchtigung nicht in Ehrerbietung gebeugt . . . sondern —

Holm erhob sich plötzlich . . . sich daran vergriffen! Ein Schauer durchrieselte den Kassierer, als sänken die sanfte Wärme, die weichen Teppiche, die feinen Möbel, die vornehmen Kunstdrucke rings um ihn in den Boden und verwandelten sich zu kaltem Hauch.

Unruhe ergriff ihn. Hastig langte er nach dem verschlossenen Portefeuille auf dem Tisch, schloß es auf, ließ es jedoch liegen, ohne die Papiere herauszunehmen . . . Und plötzlich fühlte er den qualvollsten Trieb, hier daheim, vor sich selbst, ohne jede Maske, es hinaus zu schreien, daß er die Majestät des Geldes beleidigt — Tempelschändung begangen hatte . . .

Dunkler und dunkler wurde es.

Der Stuhl, wo Holm gesessen hatte, stand leer. Aber tief im Zimmer lag der Kassierer auf seinem langen englischen Sofa ausgestreckt.

Die Dämmerung hatte seinen Gedanken Ruhe gebracht, ihre Stille ihm zugeflüstert, daß er volle Klarheit gewinnen müßte, lernen, erst richtig zurück zu

blicken, um richtig vorwärts sehen zu können. Denn hindurch kommen mußte er . . .

Selbstredend war es eine Frau, die ihn soweit gebracht hatte.

Über seinem Kinderheim hatte die Sonne des Geldes nicht geschienen. Bei der Bureaukratenfamilie, der er entstammte, wurden andere Götter verehrt; aber Geld wurde in Ehren gehalten. Als er mit der Tradition seines Geschlechtes brach, weil das Gold ihm ein Lied des Wirkens und der Verfeinerung von unwiderstehlichem Klange sang, hatte er die Menschen gesucht, denen das Geld selbst die Atmosphäre des Lebens war, in der ihr Wesen gedeihen und sich entfalten konnte. Er hatte es erreicht, ihnen nahe zu kommen. Allein das Leben hatte ihn auch mit jenen andern zusammen geführt, die nur Freibeuter nach Gold, Glücksjäger waren. Sie besaßen wohl eine Art verworfenes Geldtalent, waren in Wirklichkeit aber nur Spieler, nicht Spekulanten, Plünderer, nicht Hervorbringer. Sie katzbuckelten vor dem Geld und verhöhnten es, sie beteten das Geld an und verfluchten es, je nachdem es ihre Lust zu mondänem Wohlleben und höherer Position befriedigte oder enttäuschte.

Rasch genug würde er diese Tünche von Geschäftssinn und sozialer Wohlerzogenheit, die ihre geistige Armut bedeckte, durchblickt haben, hätte unter ihnen nicht die Frau gelebt, die ihn dazu brachte, seine Augen zu schließen, seine Unruhe zu betäuben, sein Mißtrauen zu bekämpfen und zuletzt unwillkürlich den Sprung in ihre Sphäre hinüber zu tun.

Für sie war Geld freilich immer nur ein Tau des Himmels gewesen, der auf sie herab fiel, wie auf die Lilien des Feldes — nie fragte sie nach woher oder wie so.

Einer ihrer Feinde sagte einmal, daß sie auf Diamanten erpicht wäre wie ein Rabe. Das Bild stimmte. Sie hatte etwas von einem kleinen, naiven, diebischen Vogel, und erstahl sich alles, gleichviel, wem sie es stibitzte: Freude, Spannung, Liebe, vor allem aber Triumph, der sie so unwiderstehlich kleidete!

Gemein konnte sie werden und kleinlich in ihrer zügellosen Forderung an das Leben. Heuchelei erschien ihr ein Naturgesetz, ebenso wie jenes, daß die Tiere die Farben der Umgebung annehmen, in der sie leben. Das Leben war ihr im eigentlichen Sinne ein Glücksspiel, dessen mächtiges Schwungrad das Geld bedeutete.

Alles aber vergaß man über ihre unersättliche berauschende Lebenskraft.

Holm entsann sich ihrer Schwärmerei für Wintergärten. Der Gegensatz zwischen dem Winter und dem blühenden Wachstum befriedigte just ihren Trieb, das Unerreichbare zu erlangen, das Unvereinbare zu paaren, sich hinzugeben und zu quälen.

Draußen auf dem großen Gut des großen Bankdirektors gab es gerade solch einen unvergleichlichen Wintergarten mit einem Glashaus, wo über einen kleinen Teich eine Felspartie mit zarten, strahlenden, brasilianischen Orchideen erbaut

war. Einmal bei einem Feste waren sie beide durchgegangen und hatten diese phantastischen Blumen des Luxus bewundert. Nachher indes, als er zu einem der anwesenden Herren begeistert von all dieser Treibhauspracht sprach, ohne sie zu erwähnen, an die allein er dachte, sagte der andere plötzlich: „Ja, ich sah Sie drinnen mit der schönen Frau; sie blüht auch nur in tropischer Wärme, tropischer Geldwärme."

Das war das schicksalsschwangere Richtige. Eine so überhitzte Geldluft war es, in der sie sich entfaltete und in der sie und ihr Kreis ihn allmählich betäubte.

Er war gezwungen zu spielen, hatte verloren, ebenso regulär verloren wie der erste beste kleine Gewürzkrämer, der zum Börsenspiel verleitet wird. Auf Gewinne folgten wachsende und wachsende Verluste nach den allerirritierendsten allgemeinen Beispielen, bis er sich auf ganz banale Kino-Art an seiner Kasse vergriff wie ein gemeiner Schubladenräuber! . . . Und es wieder und immer wieder tun mußte. . . .

Heute war es durch den ebenso klassischen, unvermeidlichen Zufall entdeckt worden. Und jetzt hatte er vierundzwanzig Stunden vor sich, um Deckung zu schaffen, sonst war er kompromittiert, ruiniert, im Joch des Gelds für den Rest seines Lebens.

Kassierer Holm fühlte sich im Kampfe mit seinem Gott, gegen den er sich versündigt hatte.

Aber es war der Gott des Geldes, und der war kein Hysteriker, der sich durch reuige Unterwerfung rühren ließ, sondern ein klarer, kalter, harter Gott, wie das Geld selbst, und nur Klarheit, Kälte und Härte konnten ihn vielleicht versöhnen.

Der Kassierer rief sich die Erinnerung an die Szene zurück, da er auf das vom Sekretär überbrachte Geheiß das Direktionszimmer betrat, wo nur der leitende Direktor saß, ein Blatt Papier vor sich, während der Sekretär diskret zur Seite trat und angelegentlich zum Fenster hinaus sah, ungeachtet, daß dichte Gardinen davor hingen.

Drinnen hatte der Hauptkassierer Holm in Wahrheit seine Ruhe bewahrt. Kein schuljungenhaftes Schwanken vor dem unumgänglichen unvorbehaltenen Eingeständnis mit Nachweis der Art des Vorgehens und des Resultats in klaren Zügen.

Holm fühlte, daß es ihm gelungen war, dem Direktor zu imponieren. Er las in den Gedanken des überlegenen Mannes eine notgedrungen sich abringende Bewunderung für diese fachliche Sicherheit, mit der sein technisch so ausgezeichneter Kassierer sich auch in seiner fachlichen Unregelmäßigkeit gleich blieb.

Der Direktor war gar nicht so weit davon entfernt, seine bekannte leichte Geschäftsverbeugung zu machen, als der Kassierer fragte:

„Welche Zeit glauben der Herr Geheimrat mir zur Beschaffung der Deckung geben zu können?"

Die Sache hielt sich innerhalb der klar geschäftsmäßigen Grenze. Es lag

im ökonomischen sowie repräsentativen Interesse der Bank, daß vollkommen diskret Deckung geschaffen wurde. Der Direktor und er waren Geschäftsleute, die in wohlverstandenem gemeinsamen Interesse vorgehen mußten. Eine Bank — wie eine Regierung — hatte die Beamten, die sie verdient, war das Leitmotiv einer Rede gewesen, die einer der Direktoren jüngst bei dem Jubiläumsfeste der Bank gehalten hatte.

Die beiden waren rasch einig geworden. Nicht ohne innerlichen Triumph hatte der Kassierer sich in aller schuldigen Ehrerbietung zurückgezogen.

Als er der Verabredung gemäß auf seinen Platz zurückkehrte, um dem Unterkassierer die nötigen Weisungen zu erteilen, hatte ihn ein aufrichtiges Gefühl der Überlegenheit erfaßt. Und als er aus dem Bankgebäude heraustrat, hatte er sich ehrlich gesonnt im Bewußtsein des Unterschieds zwischen ihm und einem andern Kassierer in einer kleineren, wenn auch ansehnlichen Bank, dem es vor einem Jahr ebenfalls schief gegangen war.

Dieser inferiore Mensch hatte nur eine Maske der Überlegenheit getragen, die eine schicksalsschwangere Unterlegenheit decken sollte. Im Grunde war er nichts anderes gewesen als ein blöder Lebemann im Kneipenstil, der bei der guten Gesellschaft schmarotzte und dadurch seine eigentliche Sphäre düpierte. Als er sich entdeckt wußte, war er richtig ausgerissen, buchstäblich von der Bank entlaufen, zu einem Freunde aufs Land, wo er keinen Beistand fand, während mittlerweile das Bankpersonal und die Polizei alarmiert werden mußten. Hinterher hatte dieser komplette Hysteriker sich vor sich selbst mit Entschuldigungen zu rechtfertigen versucht, die natürlich alle auf Lüge basierten: Auf seine vielen Jahre im Dienste der Aktiengesellschaft gepocht, gekränkt auf frühere bewiesene Pflichterfüllung gegen sein Institut und gegen Private hingewiesen, die er später schamlos beschwindelt und betrogen hatte, Jahr für Jahr, in immer wiederkehrenden kleinen Beträgen, nur um sein leeres Gehirn mit Gesellschaftsklatsch und anderer Leute Ansichten voll zu stopfen, ebenso wie seinen Wanst mit gutem Essen und Trinken . . .

Glücklicherweise war Chr. F. Holm nicht so gewesen wie dieser Zöllner. . . .

Ruhig erhob sich Holm, ging zu dem kleinen Salonschreibtisch, drehte das Licht auf, nahm die Papiere aus dem Portefeuille, zog mit raschem Griff den Stuhl heran und schlug den Deckel des Tintenfasses zurück.

Er wollte seinen Status feststellen. Ganz vertieft arbeitete er eine Zeitlang mit Notas von Wechslern und andern Einlagen. Da glitt leise seine Haushälterin herein: ob sie nicht das Mittagessen auftragen sollte?

Holm addierte seine Reihe zu Ende, ehe er einen Augenblick etwas ungewiß von seinen Papieren aufsah . . . nein, das paßte ihm heute nicht, in dem ovalen Speisezimmer mit dem blauen Porzellan an den Wänden zu sitzen und essen, ohne rechten Appetit zu haben.

„Ich speise auswärts."

Und mit freundlichem Kopfnicken zu dem Bedauern der Haushälterin über das nun vergeblich zubereitete gute Essen setzte er seine Arbeit fort.

... Nun lag die Rechnung fertig vor ihm — auf Krone und Öre, schön geschrieben, wie er stets seine Sachen ausarbeitete. Er unterschrieb sie mit seiner bekannten Signatur.

Saldo. Diese fünfzifferige Zahl war sein Defizit.

Der Kassierer lehnte sich ein wenig im Stuhl zurück, den Blick auf das Papier gerichtet.

Wie wunderlich Zahlen eigentlich waren! Er hatte immer Zahlen geliebt. Schon als kleiner Junge hatte ihm Rechnen viel Spaß gemacht, im Gegensatz zu den meisten andern Buben, die auch keinen solchen Ordnungssinn besaßen wie er. Rechnen und Arithmetik waren ihm ein sinnreiches Spiel, ebenso wie es später die verschiedenen Kartenspiele wurden, um der Kunstfertigkeit willen, die im Spiele lag, und der Schlüsse, die es bedurfte. Der Ordnungssinn verließ ihn nie — der gehörte mit zu den Zahlen. Förmlich liebkosend sah er auf sein Papier! Eine feinere Rechnung konnte niemand darlegen. Hier handelte es sich um keine Tat des Zufalls, die Notwendigkeit hatte sich Schritt für Schritt die Situationen erzwungen, die sich jedesmal in klaren Zahlen ausdrücken ließen. In größter Ordnung und mit den verläßlichsten Ziffern lag hier der Hergang der ganzen Geschichte erzählt wie ein architektonischer Bau, ein Musikstück, die Lösung einer Schachaufgabe.

Nur eins verrät das Papier nicht: Den Zauber der Zahlen. Der Zauber dieser zehn Ziffern, die sich bis ins Unendliche kombinieren ließen, in denen alle Stärkeverhältnisse dieser Erde ausgedrückt werden konnten, hatte etwas Überwältigendes. Die Zahlenwogen fluteten über die ganze Welt, auf allen Wegen, von den versprengten dünnen Reihen der ärmsten wildesten Gemeinschaft, wo man nur bis sieben zählen konnte, bis zu den Milliardenkolonnen der modernen Umsatzländer.

Die Zahlen waren Gruppen, Scharen, Heere, die überall lebten, wo Menschen existierten. Lag in ihnen nicht etwas von der Mystik des Daseins?

Durch Holms eigene Hände waren tagtäglich Hunderte von Tausendern gegangen. Vor seinen Ohren summte beständig das Rauschen von Unternehmungen, die in einer mächtig instrumentierten Symphonie mit Millionen und aber Millionen rechneten. Wie dünn war im Vergleich damit der Klang der verhältnismäßig wenigen Tausende, über die er persönlich verfügte! Als ob ein Spinett unter offenem Himmel mit einem Monstreorchester wetteifern wollte. Aber selbstverständlich hatte er sein Scherflein sorgfältig zusammen gehalten und bis auf den letzten Öre darüber Buch geführt. Solch peinlich genaue Rechnung gehörte mit zu dem Wesen der Zahlen und mußte unter den größten wie unter den kleinsten Verhältnissen geführt werden. Stein auf Stein mußte die Zahlenpyramide der Milli-

onen aufgebaut werden, bis hinan zu ihrer leuchtenden Zinne, die die Welt beherrschte.

Der Tag war gekommen, wo sein Blick geblendet wurde von dieser Zinne, dem naturnotwendigen Abschluß des Werkes einer sich mühenden und quälenden Menschenmyriade.

„Werde reich!“ flüsterte es ihm ins Ohr, als er sah, daß es jenen gelingen konnte, die nicht das Gold selbst schufen, nicht die großen Hervorbringer des Geschäftslebens waren, sondern seine Späher und Taster, Lauscher und — Laternenmänner, die Spekulanten der Börse. Diese Leute mußten mit Aufschlüssen operieren, die durch besondere Verbindungen zu ergattern waren, oft nur auf vertraulichen Wegen, wie sie gerade Holm offen standen. Sie mußten das Ohr auf die Erde legen können und aus all den Gerüchten und Stimmungen, die in der Luft schwirrten, den Trab der kommenden Ereignisse erlauschen. Vor allem aber mußten sie verstehen die Stärke und Tiefe dieser Stimmungen zu fühlen, die ebenso trügerisch und hysterisch waren wie der Mensch selbst, ihren Reiter abwerfen konnten, daß er den Hals brach, oder aber auch ihn in sausendem Galopp bis zu jenem Punkte führten, wo er nach eigenem Entschluß absprang und das Risiko durch Vollendung des Ritts andern überließ.

Spannend war er, dieser Ritt nach dem Gold. Und Charaktereigenschaften erforderte er: Ruhe, Tatkraft, Begrenzung.

Gold war Gold, ob es mit schweißigen Fäusten aus der Erde gegraben wurde oder als Bezahlung für Waren in die Geldkassen strömte oder aus den Händen des einen Spekulanten in die Hände des andern hinüber glitt.

Und mitten im Glanz dieses Goldes stand sie, mit all ihrer Sicherheit, Dreistigkeit, und vielem andern, was der Besitz des Goldes zu geben vermag. Sie, die eine Veranlagung hatte, die das Geld nicht geschaffen, wohl aber geschliffen hatte, wie der Diamantschleifer den rohen Edelstein, bis er funkelt und sprüht gleich göttlichen Blitzen . . .

Mit entschlossener Gebärde stand Kassierer Holm auf: Jetzt ausgehen! Ein wenig frische Luft würde ihm gut tun. Die Arbeit von heute war getan. Er wollte nicht an morgen denken, nicht daran, wo er Deckung suchen sollte. Fort mit allen Gedanken!

Er begann hungrig zu werden, und es schadete auch nichts, wenn er sich heut abend an irgend einem öffentlichen Ort zeigte, ebenso ruhig wie gewöhnlich . . .

Da es 8 Uhr vorbei war, ging Kassierer Holm denn auch in seinem gewohnten Tempo durch die Hauptverkehrsstraßen der großen lebhaften Stadt. Das war ihm sonst die angenehmste Zeit des Tages, allein heute wurde sie ihm zur Enttäuschung. Ihm selbst fiel auf, daß er den ganzen Schwarm flanierender Herren und lebenslustiger Ladenfräuleins mit einem Gefühl durchschritt, als wäre er ein Stein, der durch Wasser fiel.

Gleichgültig war ihm das Ganze, als ginge es ihn nichts an. Er fühlte sich

nur einsam. Nichts von all der Bewegung, dem ganzen Treiben um ihn erregte heut abend das prickelnde Gefühl eines Zusammenklanges mit seinem Innern. Es wurde ihm beinahe ein Zwang, durch die dicht besetzte Café-Abteilung eines großen Restaurants zu gehen, wo die Musik bereits spielte, und lächelnd die Grüße einiger Bekannten zu erwidern, ehe er sich im Speisesaal niederließ und sein Diner bestellte. Auch das Essen schmeckte ihm nicht recht, und er verzehrte es hastig. In Wirklichkeit fühlte er sich beunruhigt, zahlte rasch und bewahrte seine sichere Haltung nur so lange, bis er wieder auf der Straße stand.

Dann bog er rasch um die nächste Ecke und eilte durch einige spärlich beleuchtete Gassen nach dem Heim seines Vaters. Er konnte gerade hinkommen, als der Tee getrunken war, und der Alte sich mit seinem Buch zurecht gesetzt hatte in Ruhe und Frieden! Denn diesen Frieden und diese Ruhe mußte Kassierer Holm gleichsam über sich zusammen schlagen fühlen. . . .

II.

Die Straße, wo Holms Vater wohnte, war still und alt. Auf der einen Seite lief eine lange Kirchenmauer, auf der andern lag eine der größten Stiftungen der Stadt mit ihren Reihen kleiner Fensterscheiben. Die ganz wenigen Privatbauten stammten aus einer älteren Zeit und waren flach und glatt, aber reinlich gehalten mit Blumentöpfen auf den schmalen Fenstersimsen. Wenn Holm in diese Straße kam, mußte er immer an frisch gewaschene Dielen denken, ohne Anstrich oder Firnis, geschweige denn Teppiche, sondern an ganz ärmlich nackte, mit der etwas herausfordernden Ordnung und Redlichkeit eines altmodischen Heims.

. . . Redlichkeit, dachte er jetzt, während er seinen Schritt ein wenig dämpfte. Ein Seufzer entfuhr ihm. Redlichkeit . . . Ordnung und Redlichkeit! Es gab Worte, die einem gleichzeitig auf die Lippen traten wie Spott und Schande, Stahl und Stein. Lag in dem richtigen Zusammenhang der Dinge nicht eine tiefe Philosophie, nicht auch darin, daß Ordnung und Redlichkeit in demselben Atemzug genannt wurden? War es nicht gerade das Unglück seines Lebens geworden, daß er diese beiden Begriffe voneinander trennte? Die Ordnung, die er mit ins Grab nehmen würde, und die Redlichkeit, gegen die er sich versündigt hatte?

Er stieg die abgetretenen etwas knackenden Stiegen, die zu der Wohnung seines Vaters führten, empor. Der schmale Korridor wurde noch mit Gas beleuchtet.

Ein freundlicher Ausruf der Haushälterin, die ihm öffnete, begrüßte ihn, und gleich darauf saß er in des Vaters Zimmer, allein mit dem alten Mann. Seine beiden unverheirateten Schwestern hatten heute ihren Abonnementsabend im Königlichen Theater.

Kein Wagengerassel tönte von unten herauf — hier war in Wahrheit Stille, und Holm fühlte sich umgeben von dem gemütlichen Bücher- und Papiergeruch, der die Reinlichkeit des Raumes geradezu sättigte.

Während sein Blick die soliden dunklen Bände streifte, dachte er, daß Bücher in diesem Heim geachtete Helfer bei der Arbeit und geschätzte Lehrer in der Freizeit waren. Ihm selbst waren sie zu Dienern geworden, die er schnöde behandelte, wenn sie störten oder nicht verfingen.

Auf Rat des Arztes rauchte Holms Vater nicht mehr. Aber dem Sohn bot er eine Zigarre an.

Holms Aufmerksamkeit gehörte noch ungeteilt diesem ganzen Gemach mit seinem Eindruck von Arbeit und wohlverdienter Ruhe — er schüttelte ablehnend den Kopf.

Der rüstige alte Mann mit den klaren Augen in dem etwas vergilbten Bureaugesicht machte eine kleine ermutigende Handbewegung.

„Du hättest sie ohne Risiko nehmen können," sagte er, „seit ich selbst aufgehört habe, zu rauchen, habe ich mir deine Ermahnungen betreffs besserer Zigarren zu Gemüte geführt. Übrigens ist es hübsch von dir, herauf zu kommen! Ich hätte dich nicht vor Sonntag erwartet."

„Vater," sagte Holm plötzlich, „ich möchte doch gern die Zigarre haben. Ich wollte heut abend ein bißchen mit dir plaudern, und dabei pflegten wir doch in alten Tagen tüchtig zu räuchern . . ."

„Christian," sagte der Vater, mit den etwas verblaßten Greisenaugen den Sohn betrachtend, als er die Zigarre in Brand setzte, „wie ähnlich du doch deiner Mutter siehst! Ich weiß nicht — gerade jetzt, im Schein des Zündholzes, fiel es mir so ganz besonders auf."

Ein Seufzer von Qual und Erleichterung wollte in Holm aufsteigen — unwillkürlich sah er zu den Porträts der Eltern hinüber, die mitten unter Familienbildern über dem Sofa mit den beiden Seitenschränken und der geschweiften Lehne hingen. Ein Glück, daß sie unter der Erde lag, die Mutter mit ihrer etwas gedrückten Haltung und der forschenden Sorglichkeit für die Ihren . . . In den letzten Jahren hatte ihr Blick ihm gegenüber seine Wachsamkeit verloren und in ganz unbegreiflich bewundernder Liebe aufgeleuchtet, wie bei Menschen, die ihr Leben lang jede Weichheit der Seele aus Pflichtgefühl niederzwingen müssen, dann aber so glücklich darüber sind, ihr nachgeben zu dürfen. Ach Gott sei Dank, daß ihre Augen zugedrückt waren. . . .

„Ja", antwortete er auf etwas, was der Vater gesagt und er gar nicht gehört hatte. Allein der Tonfall, der ihm noch im Ohr nachzitterte, belehrte ihn, daß hier ein Ja hingehörte.

Holm machte sich selbst aufmerksam, wie in dem Klang dieser letzten Worte ebenso wie über dem alten Mann selbst etwas Abgeschlossenes, Vollbrachtes lag. Nicht nur, daß sein Bild vom Leben selbstverständlich längst fertig war, auch sein eigenes Leben war gewissermaßen fertig. Eigentlich war es nur eine mechanische Wiederholung entschwundenen Lebens, daß der dreiundsiebzigjährige Mann noch

als routinierter Chef seines Departements arbeitete, in das er als junger Mensch von vierundzwanzig Jahren eingetreten war.

„Merkt ihr etwas von dem neuen Minister, Vater?“ fragte Holm, den all die Wohligkeit und das Behagen rings um ihn allmählich nervös zu machen begann, statt die erhoffte Ruhe zu gewähren.

„Nein.“ Der Alte schüttelte den Kopf.

Er erwähnte nichts davon, daß es der ursprüngliche Plan des neuen Ministers gewesen war, unter den älteren Beamten aufzuräumen, und mit dem Departementchef den Anfang zu machen.

Und sein Sohn sagte auch nichts, obgleich er ebenso gut wußte, daß der Plan existierte, und der Minister es sich trotzdem noch überlegen mußte. Zwischen Vater und Sohn herrschte von alters her eine Diskretion, die keiner von ihnen je verletzen wollte. Während der Vater eifrig von allerlei Veränderungen im Bureau und in der Amtsgebarung erzählte, die die neuen Zustände mit sich geführt hatten, dachte der Sohn, daß es keinen diskreteren Mann gab, dem er sein Unglück anvertrauen konnte, als den Vater. Und ebenso unzweifelhaft würde der Alte, ohne eine Sekunde zu zögern oder eine Miene zu verziehen, ihm helfen.

Holm wandte den Blick von den ruhigen sicheren Bewegungen des Vaters ab.

Ihm helfen! Es gab einfach keinen andern, der ihm helfen konnte, und der Vater würde es tun — das heißt, er würde sich plündern lassen, denn geplündert mußte er werden bis auf die Haut!

Holm erhob sich und tat, als wollte er den altmodischen Spucknapf benutzen, der mit Sand gefüllt neben dem Ofen stand.

Ja, sein Vater würde sich plündern lassen bis auf die Haut, um die Ehre des Sohnes zu retten, die seine eigene war! Denn das ganze Leben dieses Beamten wurde von dem Standpunkt der Ehre aus geführt: Ehrenvolle Stellung, Ehrenbezeugungen, Ehrenzeichen. . . .

Holm setzte sich wieder dem Vater gegenüber, der ruhig weiter sprach, wie einer, der gewohnt ist, vorzutragen ohne auf Antwort zu warten. . . .

. . . Dort auf dem Ehrenplatz über dem Schreibtisch hing der Urgroßvater in reicher Amtsuniform, und der Großvater im Frack des Ortsvorstandes, und Onkel Johannes, der als Offizier gefallen war — „auf dem Feld der Ehre“, wie der Vater hinzusetzen konnte, ebenso selbstverständlich, wie daß über einem Soldatengrabe Salven knatterten.

Der Gott von Holms Eltern war die Ehre gewesen. Oft hatte er gemeint, daß sie dieser Gottheit unter allzu kurzsichtigen, kleinlichen, fast lächerlichen Formen dienten. Jetzt aber war es doch der Respekt vor eben dieser Ehre, der ihm das Leben retten sollte und — schwirrte es ihm durch den Sinn — mit Aufopferung des Vaters und der beiden unverheirateten Schwestern . . . wenn sie dabei auch nicht ihr Leben direkt opferten, wie Onkel Johannes es geopfert hatte, als er in einem bewußt hoffnungslosen Kampfe für die Ehre fiel. . . .

Der unredliche Kassierer bemühte sich, den Erzählungen des Vaters zu folgen, zwang sich mitzureden und die angeschlagenen Themen auszuspinnen, während sich ein wunderlich klammes Gefühl um seine Schläfen legte.

Der Vater geriet in immer bessere Laune. Die alte Wanduhr aus dem anstoßenden Speisezimmer holte scharrend aus und rasselte zehn dumpfe Schläge, ohne daß der Departementschef es irgendwie beachtete.

Der Sohn wußte, daß der Vater sich jeden Abend Punkt halb elf in sein Schlafzimmer zurückzog.

„Wann kommen die Schwestern nach Hause?" fragte er, sobald er Gelegenheit dazu fand.

„Kaum vor elf", antwortete der Alte. „Die Theater hören ja immer später auf."

Holm holte tief Atem — es mußte doch gesagt werden!

„Ich gehe morgen nicht in die Bank", sagte er laut . . . „ich habe im Auftrage der Direktion mit ein paar Leuten hier in der Stadt zu sprechen."

Er machte eine Pause.

Der Vater nickte bedächtig.

„Gegen halb elf, ungefähr zu deiner Frühstückszeit bin ich wieder hier in der Nähe."

Der Vater nickte wieder, gewohnheitsgemäß, als hörte er ein Referat an.

„Ich möchte dann gern mit dir speisen."

„Schön, mein Junge, du bist immer willkommen."

Holm versagte beinahe die Stimme. Aber er fuhr fort:

„Nach dem Frühstück nimmst du dir ja immer eine Viertelstunde Zeit, ehe du ins Amt gehst, Vater?"

Der Vater nickte: „Ja, eine Plauderzigarre kannst du dir nachher wohl noch anzünden."

„Gern", sagte Holm rasch.

Er stand vor dem Vater, der sich nun auch erhoben hatte und sorgfältig den Aschenbecher zur Seite stellte, den er vor den Sohn hingesetzt hatte. Er bot ihm keine weitere Zigarre an.

„Jetzt sollst du ruhen, Vater, du hast es nötig."

„Nun ja —," der Alte dehnte gemütlich die Worte — „es ist wohl an der Zeit . . ."

Holm hätte beinahe gelächelt: Weit eher war *er* es, dem Ruhe not tat — der Boden schaukelte fast unter ihm. . . .

Der Alte richtete sich auf. Ein wenig gebeugt war die Gestalt, aber immer noch groß und kräftig.

„Das war hübsch von dir, mein Junge, herauf zu kommen."

Chr. F. Holm schwieg.

Da ergriff der Alte plötzlich voll Wärme die Hand des Sohnes: „Ich danke

dir, Christian! Es ist immer einsam alt zu werden, und die Mädels, will mir scheinen, altern mit mir." Er legte ihm den Arm um die Schulter:

„Wenn ich noch die eine Freude an dir erleben könnte, bevor ich sterbe . . ."

Holm wußte innerlich so gut, was der Vater meinte.

„Denn bedenk', du bist es, der den Namen fortsetzen soll. . . ."

Holm hätte am liebsten die Augen geschlossen. Als letzter Folterschlag fehlte nur noch ein ergänzendes: In Ehren fortsetzen. . . . Das aber zu betonen fand der Vater wohl ganz überflüssig.

Während Holm hinter dem Mädchen, das ihm leuchtete, die Treppe hinab ging, hatte er ein Gefühl, als würde er aus seines Vaters Haus hinausgeworfen, oder besser gesagt, als würfe er sich selbst hinaus.

Als die Haustür hinter ihm geschlossen wurde, mußte er sich an die Mauer lehnen: Wie in aller Welt sollte er über den morgigen Tag hinwegkommen?

Unwillkürlich schlug er den Weg nach dem offenen Boulevard ein, wo der Novemberwind ihn zwang seinen Hut fest zu halten und kalt durch seine Kleider blies. Trotzdem setzte er sich auf eine der Bänke, was ihm sicher seit den letzten zwanzig Jahren nicht eingefallen war. Auch nicht der verkommenste Vagabund saß da, so weit seine unruhigen Augen schweiften. Um so besser! Hier konnte er endlich ein wenig Frieden finden. . . .

Frieden. Der war dort, woher er kam . . . und morgen würde er ihn zerstören . . . gewaltsam in Stücke sprengen, gleich einer Granate, die aus einem Hinterhalt hervorzischte und lebendige Menschen in zersplitterte Knochen und verbrannte Fleischfetzen verwandelte. . . . Bald würden die Schwestern heimkommen von „einem reizenden Abend", wie sie in ihrer recht herabgestimmten Genußsucht einen derartigen Theaterbesuch zu nennen pflegten. Und morgen! Das beste würden sie ihm zu dem netten Frühstück auftischen, in all ihrer heimlichen Bewunderung für den jüngeren Bruder, der, nachdem er bis zu seinem Universitätsexamen der Familientradition gefolgt war, plötzlich seinen eigenen Weg durchgesetzt hatte, nicht ohne Widerstand von daheim. Aber vorwärts kam er auf dem Wege, der diesen Beamtentöchtern von vier Generationen etwas Neues war. Und der Weg, auf den sie anfangs so scheel und ängstlich geblickt, hatte ihn rasch und glücklich in das seltsame Reich des modernen Wohlstands geführt, dessen Sonne ab und zu einen schwachen spannenden Widerschein auch auf sie werfen konnte. Seine vielen Aufmerksamkeiten und Geschenke, die sie, weil sie vom Bruder kamen, so sorglos hinnehmen durften, seine kleinen Einladungen in sein modernes bequemes Heim, waren ihnen eine Quelle gar eigener Freude. Es war wie ein Lugen durchs Schlüsselloch in eine Welt, in die sie nicht gehörten und nicht gehören sollten, deren flüchtige Einblicke aber doch Spaß machten. Neugierig und froh an Schmuck und Staat und Behagen, wie sie im Innersten ihres Frauensinns doch einmal waren!

Und nun von morgen an! Wenn des Vaters bescheiden ererbtes und sparsam vergrößertes Vermögen von dem Defizit verschlungen sein würde, das ihr Bruder nur durch Entäußerung des letzten Besitzes decken konnte — ja, der Vater konnte mit seinem Gehalt und später mit seiner Pension wohl auskommen, aber die Schwestern . . . Holm sah sie vor sich in ihrer ganzen künftigen Anstandsarmut, ihrem Treppauf, Treppab, um irgend ein kümmerliches Legat zu erreichen, eine magere Stiftung zu erlangen, die sich für sie ziemte. Und zu allem noch, daß sie den Glauben an ihn verloren hatten! Obwohl — waren es nicht gerade die Frauen, deren Glauben den Tod überwand, seinen moralischen Tod?

Ja, dessen war er sicher: Die beiden würden den Menschen in ihm lieb behalten, so lange sie nur einen Tropfen Wasser hatten, ihn damit zu erquicken. Nie würden sie den kleinen Jungen vergessen, mit dem sie gespielt, und den sie später zu dem jungen Studenten und flotten Bankbeamten heranwachsen sahen, der gut zu seinen alten Schwestern war. . . .

Aber der Vater — für ihn würde der Sohn tot sein. Gefallen auf dem Felde der Unehre, vor den Augen dieses Bankdirektors und seines Sekretärs! Die Ehre, die der Familie errettet wurde, mußte der alte Mann aus den Händen zweier fremder Menschen entgegennehmen, noch dazu von Menschen aus einer Welt und Gesellschaftsklasse, die dem Bureaukraten im tiefsten Innern zuwider war. Die gerettete Ehre würde nur ein Schein sein, eine Täuschung der Welt und vor allem seiner Familie, eine Lüge, die der stolze alte Mann mit sich herum schleppen mußte, so lange er lebte — und wie sollte es nach seinem Tode erklärt werden, wenn seine Armut dann doch ans Tageslicht kam?

Zum erstenmal schlich sich aus dem Dunkel, der Kälte und dem Wasserspiegel des Parks, der durch den Sturm schwach zu ihm herüber schimmerte, ein Gedanke an den Herrn Kassierer Chr. F. Holm heran: Der Tod, der richtige, wirkliche Tod, wäre er nicht Erlösung? Da aber erhob er sich rasch wie im Schreck.

Jetzt nach Hause, schnell! Er zitterte ja vor Kälte — er konnte ja todkrank werden, todkrank — bis zum Tode krank — das war es, was er vielleicht werden mußte. Ach, er war toll — alles drehte sich um ihn, den Kaltblütigen, der gerade jetzt seine ganze Sicherheit gebrauchen mußte, nicht nur, um sich aus dem Unglück herauszuhelfen, sondern auch um sich weiter im Leben zurecht zu finden. Denn zurecht finden mußte er sich, mußte es durch ruhiges Überlegen. Wie töricht er auch die Zeit vergeudet hatte! Vielleicht gab es noch andere Auswege: Geschäftsfreunde, denen er sich mit der Hoffnung auf Beistand anvertrauen durfte. Warum er das sogleich für ganz ausgeschlossen gehalten hatte? Damals erschien es ihm als ein Ausschlag menschlicher Klarheit, daß er keine Zeit mit unnützen Schritten verlor, sondern sich sofort dorthin wandte, wo begründete Hoffnung auf sichere und diskrete Hilfe zu finden war. Aber hatte er recht getan? War das nicht viel eher eine törichte Übergescheitheit gewesen, die ihn geleitet hatte? Gott sei Dank, daß er sich den morgigen Tag zur Deckung ausbedungen hatte! Erst

abends sollte er sich in der Wohnung des Direktors einfinden. Und übermorgen war noch obendrein Sonntag, wenn der Sonnabend nicht das gewünschte Resultat brachte.

Den Mut verlieren — das fehlte noch! Wie sagte doch der Engländer? **Money lost — nothing lost; honour lost — something lost; pluck lost — everything lost!**

Er wollte so rasch wie möglich heim in die Zimmer, die sein eigen waren, die er sich aus seiner eigenen Entwickelung, nach seinem eigenen Geschmack geschaffen hatte — dort würde er sich selbst und seine Stärke wieder finden. Gleich dem Riesen der alten Sage, der, wenn auch überwunden, seine Kraft aufs neue ererlangte, sobald er die Erde, die Muttererde, berührte.

An der nächsten Straßenkreuzung rief er ein vorbeifahrendes Auto an, und wenige Minuten später hielt er vor seinem Hause auf dem vornehmen neuen Kirchplatz.

(Schluß folgt.)

Leopold Katscher: Carnegie und seine Freigebigkeit*).

„Es muß alles noch gut werden, weil ja alles immer besser wird." (Carnegies Wahlspruch).

Die Kunst, ein großes Vermögen zu erwerben, gilt für sehr schwierig. Und doch ist sie zweifellos viel leichter als die Kunst, den erworbenen Reichtum zu erhalten, denn bei der Erwerbung spielen Erbschaften und andere arbeits- oder mühelose Einkommen häufig eine große Hilfsrolle, während das Zusammenhalten zumeist von den persönlichen Eigenschaften des Reichen abhängt. Am allerschwersten jedoch ist die Kunst, reich zu *sein* — viel schwerer als das Reich*werden* und Reich*bleiben*; sonst wäre die Zahl der jene Kunst Verstehenden nicht so klein im Verhältnis zu der der Reichgewordenen und Reichgebliebenen.

Übrigens fehlt es auch nicht an zahlreichen Plutokraten, die einen großen Teil ihres Geldes gemeinnützigen Zwecken widmen oder widmeten. Aber Rockefeller, Osiris, Alfred Nobel, Baron Hirsch, Peabody, Leland Stanford, Guinneß und die anderen werden in den Schatten gestellt durch den amerikanischen Stahlkönig Andrew Carnegie mit seinen Bemühungen, seine oft verkündeten Grund-

*) Hierzu das vorzügliche Porträt, das von der Verlagsbuchhandlung Boll & Pickardt dieser Nummer freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

sätze und Absichten zu verwirklichen. In seinem von den Pflichten und Verantwortlichkeiten des Reichtums handelnden Buche „The gospel of wealth" stellte er das Axiom auf: „Wer reich stirbt, stirbt entehrt." Von lachenden Erben will er nichts wissen; die Nachkommen mögen durch eigene Arbeit für sich sorgen, statt durch Erbschaft reich zu werden; man müsse den Kindern nur das Nötigste hinterlassen und das Hauptvermögen bei Lebzeiten im Interesse der Menschheit verwenden. Wie richtig das ist, lehrt die gründliche Art, in der Alfred Nobel, statt seine Stiftungen bei Lebzeiten zu machen und deren Durchführung zu überwachen, seine edeln Absichten letztwillig verpfuscht hat. Carnegie, der sehr spät heiratete, hat eine kleine Tochter (jetzt 15jährig) und wird ihr sicherlich eine ganz nette Mitgift reservieren; aber diese dürfte nur ein Tropfen im Meere der ungeheuren Summen sein, die er zu verschenken gedenkt.

Im Jahre 1901 äußerte er zu einem Interviewer, er wolle, solange er lebe, noch 56 Millionen Pfund verschenken; rechnet man dazu die rund 11 Millionen, die er damals bereits gespendet hatte, so blieben nicht weniger als 67 Millionen Pfund Sterling zu opfern — eine ganz außerordentliche, völlig beispiellose, fast blendende Munifizenz. William T. Stead schrieb sogar ein ganzes Buch über die mit der Verteilung des Carnegieschen Vermögens verbundenen Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten: „£ 40 000 000; what will he do with it? Mr. Carnegies Conundrum" — eine ungemein fesselnde Schrift, welche von allen Menschenfreunden aufmerksam gelesen zu werden verdient. Sehr interessant ist auch eine Enquete, die eine große Londoner Firma — nebenbei bemerkt, zu geschäftlichen Reklamezwecken — vor einigen Jahren bei den acht Millionen Wählern Groß-Britanniens und Irlands darüber veranstaltete, in welcher Art Carnegie sein Vermögen verwenden sollte. In den 110 000 Antworten — mehr kamen nicht — wurden rund 45 000 Verwendungsarten vorgeschlagen, und zwar stand in erster Linie mit weit über 12 000 Stimmen die bezeichnende Anregung, das viele Geld unter die Antwortenden zu verteilen, während 5296 für die unentgeltliche Verteilung des von der betreffenden Firma vertriebenen Nerventonikums eintraten! 2268 Briefsteller bettelten für andre, 2044 empfahlen die Bedenkung von kirchlichen Zwecken, 1562 die Verteilung an die Armen, 1458 an die Hinterbliebenen der im Transvaalkrieg Gefallenen. 1320 zogen die Dotierung einer allgemeinen staatlichen Altersversorgung, 709 die Beschenkung der Krankenhäuser, 651 die der Witwen- und Waisenanstalten vor. 629 stellten die Hilfeleistung für die hungernde Bevölkerung Indiens, 303 die Gründung von Asylen für arme und arbeitsunfähige Greise, 303 die Unterstützung der Regierung in der Armenwohnungsfrage in den Vordergrund. 509 gaben den Rat, Carnegie möge sein ganzes Vermögen seiner Tochter hinterlassen. 389 setzten sich für Spenden an Klubs, 248 für solche an andre Kinderasyle ein. Die übrigen Anregungen waren: Auswanderungsbeförderung (232), Musterarbeiterhäuser (278), Unterstützung von Anfängern (277), Errichtung von Schulen (264), Tilgung von

Staatsschulden (237), Schaffung eines nationalen Kriegsschatzes (236), Gründung von Bibliotheken (204) usw.

Man sieht, wie naiv oder kindisch manche dieser Vorschläge sind und daß gerade die wertlosesten die meisten Befürworter hatten, während einige wirklich weittragende Verwertungsarten nur wenige Stimmen fanden und mehrere hochwichtige Bewegungen und Bestrebungen gänzlich unberücksichtigt blieben. Die endgültigen Pläne unsres Milliardärs kennt man nicht; bisher fördert er in erster Linie das Bildungswesen, denn er hält mit Recht die Unwissenheit für die Hauptquelle aller Übel und das Wissen für die Hauptgroßmacht im Reiche des Fortschritts der Menschheit, sowie den Weltfrieden. Wie wir weiterhin sehen werden, bewegen sich seine bisherigen Spenden vorwiegend in diesem Rahmen.

Als er sich Anfang 1900 von den Geschäften zurückzog —„weil die Jagd nach dem Dollar des Alters unwürdig ist" — wurde sein Vermögen verschiedentlich auf Summen geschätzt, die sich zwischen 25 und 40 Millionen Pfund Sterling bewegten. Damals stritt man vielfach darüber, ob er oder ob Rockefeller der reichste Mann der Welt sei. Natürlich kann in Wirklichkeit niemand wissen, wieviel die amerikanischen sogenannten „Milliardäre" besitzen, denn niemand ist in der Lage, ihr Geld nachzuzählen, und die fabelhaften Reichtümer, die ihnen oft nachgesagt werden, sind zumeist wohl nur phantastische Schätzungen, die ebenso leicht zu hoch wie zu niedrig sein können. Von Carnegie weiß man jedoch eines sicher: daß er seinen Anteil an den großartigen „Carnegie steel works" in Pittsburg, dem bedeutendsten Stahlwerk der Erde, Ende 1900 an den gigantischen Morganschen Milliardendollar-Stahltrust für 250 Millionen Dollar verkauft hat, also aus dieser Quelle allein ein mit 5 Prozent verzinsliches Vermögen von weit über 1000 Millionen Mark besitzt und daher hieraus allein ein Jahreseinkommen von $12^1/_2$ Millionen Dollar bezieht! Demgemäß kann kaum bezweifelt werden, daß er augenblicklich eine der allerreichsten Personen der Welt ist; er hat ein tägliches Mindesteinkommen von 6850 Dollar, d. i. stündlich fast 1200 Mark.

Stead stellte in einer zweiten Carnegie-Arbeit, „The best use of great wealth" (1901), die folgende interessante Berechnung an: „Carnegie ist jetzt 67 Jahre alt" (Irrtum! Es waren nur 64) „und hat also voraussichtlich noch dreizehn Jahre vor sich. Nehmen wir an, er werde mit achtzig Jahren sterben und 25 Millionen Pfund Sterling hinterlassen, so muß er vorher, also bis 1914, noch 50 bis 55 Millionen Pfund Sterling verschenken oder jährlich 4 Millionen. Die Größe dieser Ziffern kann man sich schwer vorstellen. Er müßte, um das Geld durch einfaches Verteilen bis zu seinem Tode los zu werden, Tag und Nacht ohne Unterbrechung — ohne Schlaf, ohne Sonntagsruhe — pro Minute 8 Pfund Sterling hergeben" (das wäre pro Sekunde 32 Pence oder 270 Pfennig) „und dann würden noch immer jene 25 Millionen Pfund Sterling übrigbleiben, abgesehen von seinen Einnahmen aus allen übrigen Quellen als dem großen

Stahlring." Es ist wirklich nicht verwunderlich, daß der merkwürdige Schotte erklärt hat, er werde es viel mühsamer finden, seinen verblüffenden Reichtum in befriedigender Weise los zu werden, als er es gefunden, ihn anzusammeln.

Und angesammelt hat er ihn so zu sagen von der Pike auf. Wie so viele amerikanische Nabobs, gehört er zu den „self-made men". Gleich den Goulds, Astors, Vanderbilts, Rockefellers usw. hat auch er buchstäblich mit nichts begonnen. Die Anfänge seiner Laufbahn sind denn auch kaum minder bemerkenswert, als ihr Ende zu werden verspricht. Seine Lebensgeschichte ist recht interessant und lehrreich; drum sei sie hier erzählt. Sie wird desto greller erscheinen lassen die märchenhaft klingende Tatsache, daß derselbe Mann, der als völlig mittelloser Knabe Schottland verließ, als Krösus der modernen Krösusse dahin zurückgekehrt ist, um sein Leben in seiner Heimat „würdig und selbstlos" zu beschließen und sich „gänzlich einer hochsittlichen, menschenfreundlichen Tätigkeit zu widmen", wie sie in solchem Umfang noch niemals irgend jemand entwickelt hat. Unsere Hauptquellen bezüglich der Einzelheiten sind die Selbstbiographie unsres Helden — vor vielen Jahren in der Knabenzeitschrift „The Youth's Companion" veröffentlicht —, das bereits erwähnte Steadsche Buch „Mr. Carnegie's Conundrum" und das höchst wertvolle Werk „Carnegie, ein Charakterbild" von Baron Falkenegg (Berlin 1910, Boll & Pickardt), wozu noch viele private Quellen kommen.

Andrew Carnegie ist ein Schotte mit den guten und ohne die schlechten Nationaleigenschaften seines Volkes. Er erblickte das Licht der Welt am 25. November 1837 in der alten Stadt Dunfermline. Sein Vater William galt für einen wohlhabenden Mann, denn er besaß vier Damastwebstühle und beschäftigte einige Lehrlinge. Da jedoch der Aufschwung der Fabrikindustrie die Handweberei immer überflüssiger machte, verdiente die Familie immer weniger und schließlich hörte die Hausarbeit gänzlich auf. Das veranlaßte die Carnegies, den Rest ihrer Habe zu verkaufen und nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, wo sie sich in Pittsburg niederließen. Die Trennung von der alten Heimat bildete den ersten tiefen Schmerz des damals erst elfjährigen Kindes und machte auf sein weiches Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck. Der Alte erhielt durch seinen Verwandten Beschäftigung in einer Baumwollspinnerei, während der kleine „Andy" mit einem Wochenlohn von $1^1/_5$ Dollar ebendort als Spulmaschinjunge unterkam. Er mußte trotz seiner Jugend von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang angestrengt arbeiten und hatte nur 40 Minuten Mittagspause; aber nach seiner eigenen Erklärung gewährte ihm das Selbstverdienen die höchste Befriedigung und über dieser vergaß er seine „Knechtschaft", wie er es mit Recht nannte, aus der er übrigens bald erlöst wurde, da er eine Anstellung als Heizer an einer Dampfmaschine bekam, welche alle Maschinen einer Fabrik in Bewegung setzte. „Das Heizen wäre noch angegangen, allein die Verantwortlichkeit und die Furcht, durch einen Fehler die ganze Fabrik in die Luft zu sprengen, verursachte eine derartige

Überanstrengung, daß ich selbst in meinen nächtlichen Träumen die Dampfdruckmesser zu prüfen pflegte."

Seine Mutter hatte ihn jedoch früh genug gelehrt, sich als Mann zu fühlen und das Leben mit Ernst aufzufassen. Als nämlich in Dunfermline Schmalhans Küchenmeister geworden war, so daß die Kinder nicht mehr zur Schule geschickt werden konnten, leitete die Mutter deren Unterricht. Dabei legte die wackere, tüchtige Frau auch den Grund zu dem felsenfesten Charakter ihres Sohnes, zu seinem ausgeprägten Freiheits- und Gerechtigkeitssinn. Ihre Erziehungsmethode macht es begreiflich, daß der schwere Posten ihn nicht drückte, sondern seinen Ehrgeiz weckte. Kühne Zukunftsträume erfüllten seine Seele und bald begann er deren Verwirklichung mit einer Anstellung als Telegraphenbote. Mit wahrer Begeisterung verlegte er sich am Morgen auf das Erlernen des Telegraphierens, wobei ihm sein offener Kopf und sein feines Gehör sehr zu statten kamen. Bald kannte er nicht nur die Namen der meisten Pittsburger Straßen und Gassen auswendig, sondern erlangte auch eine so große Übung im Abhören von Depeschen, daß er sehr rasch zum Hilfsmanipulanten mit 300 Dollar Jahresgehalt aufrückte, was der Fünfzehnjährige als das höchste Glück betrachtete, bis ihn der bekannte Thomas A. Scott, Oberinspektor der damals vollendeten Pennsylvanischen Bahn, der oft ins Amt gekommen war und an Andrew Gefallen gefunden hatte, als Privatsekretär und Telegraphisten engagierte und ihm anfangs monatlich 35 Dollar bezahlte. Er blieb dreizehn Jahre bei der genannten Gesellschaft und verließ sie erst, nachdem er Scotts Nachfolger als Oberinspektor geworden war. Während des Bürgerkrieges bewährte sich seine Arbeitstüchtigkeit und Leistungsfähigkeit ganz besonders. Da er, nebenbei bemerkt, sehr viel auf dem Kriegsschauplatz zu tun hatte, lernte er den Krieg aus eigener Anschauung kennen und — gründlich verabscheuen. Diese Abscheu ist ihm dauernd verblieben.

Bald sollte sich das geschäftliche Glück an seine Person heften, um ihm niemals untreu zu werden. Teils sein Scharfblick, teils sein Organisationstalent, teils eine Reihe günstiger Zufälle halfen ihm, eine Kette gewaltiger Erfolge zu schmieden. Das erste Glied dieser Kette war der Ankauf von Bahnaktien. Eines Tages fragte ihn sein äußerst wohlwollender Gönner Scott — es war kurz nach seinem Eintritt in dessen Dienste — ob er 500 Dollar auftreiben könne, denn „ein Herr, der gerade gestorben war, hatte zehn Aktien der Adams Expreß-Compagny hinterlassen und Scott riet mir die Erwerbung an. Ich besaß das Geld nicht, aber mein Geschäftssinn erwachte und wir belasteten unser Häuschen, das bloß 800 Dollar wert war, mit einer Hypothek. Ich konnte die zehn Anteilscheine kaufen, und die erste Dividende darauf war uns allen etwas ganz Neues, da wir bislang nichts ohne schwere Arbeit verdient hatten."

Diesem ersten Schritt zum Kapitalisten folgte als zweiter die Beteiligung an der Erzeugung von Eisenbahn-Schlafwagen. Durch Zufall nämlich machte er die Bekanntschaft Woodruffs, des Erfinders der „sleeping cars". Dieser Mann

zeigte ihm das Modell seiner Erfindung und die Sache leuchtete dem „smarten" Jüngling so sehr ein, daß er den Erfinder mit seinem Vorgesetzten zusammenbrachte. Dieser machte eine Probebestellung für die Pennsylvanische Bahn. Woodruff stellte Carnegie den Antrag, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Er hatte zwar nur wenig Geld, wollte aber den ihm verlockend dünkenden Vorschlag nicht abweisen und bat daher einen ihm persönlich bekannten Pittsburger Bankier um ein Darlehen, dessen Abzahlung in Monatsraten von 15 Dollar erfolgen sollte. „Mit Vergnügen, mein lieber Andy," sagte der Geldmann, „gebe ich Ihnen das Geld, denn Sie sind mir ganz sicher und haben vollkommen recht." Andrew staunte sehr. „Ich unterzeichnete meinen ersten Schuldschein — es war ein stolzer Tag ... Meine Freude über das Vertrauen vermag ich nicht zu schildern. Und ich machte bei dem Geschäft mein Schnittchen ... Meine erste bedeutende Einnahme zog ich aus dem Schlafwagenunternehmen, das später von Pullman übernommen wurde."

Carnegies nächster guter Gedanke betraf den Brückenbau. Ehe er aus den Schlafwagen Nutzen zog, erkannte er, daß die üblichen Holzbrücken für den stetig zunehmenden Verkehr bald nicht mehr genügen dürften. Er sah sich deshalb veranlaßt, eine Gesellschaft für den Bau eiserner Brücken zu gründen. Seinen 1250 Dollar betragenden Anteil borgte er ebenfalls von jenem vertrauensvollen Bankier, und die Gründung erwies sich als erfolgreich und einträglich. Nicht minder nutzbringend waren seine Petroleumspekulationen. Anfangs der sechziger Jahre, als die Welt den ungeheuren Reichtum der pennsylvanischen Petroleumquellen noch nicht kannte, kaufte er mit mehreren zusammen für 40000 Dollar eine Farm, und das Ergebnis war, daß die auf ihr angebohrte Ölquelle innerhalb eines Jahres eine volle Million Dollar als Reingewinn einbrachte!

1868 schrieb man ihm aus England, daß man dort versuche, Schienen statt aus Eisen aus Stahl herzustellen. Nun sah er seinen Weg klar vor sich — der Stahl war das Metall der Zukunft. Er ließ das Petroleum und die Eisenbahn im Stich und wurde ausschließlich Fabrikant. Sein geschäftlicher Ruf war bereits so groß, daß man ihm unbeschränkte Kapitalien zur Verfügung stellte. Zunächst kaufte er die besten Kohlen- und Eisenerzlager der Umgebung von Pittsburg, später auch am Obern See auf. Von hier baute er eine 269 km lange Erzverfrachtungsbahn bis Homestead (so benannte er seine Pittsburger Stahlwerke), und allgemach schuf er sich eine Großindustrie, die an Ausdehnung wie an Vorzüglichkeit der Einrichtung des Betriebes mit einer Ausnahme — die Essener Kruppwerke — auf Erden einzig dastand. In diesem musterhaften Reich — den „Carnegie Steelworks of Homestead" — herrschte er als ein von seinen Untertanen, die es gut hatten, geliebter und verehrter König. „Die Anlagen umfassen 75 Morgen Landes und die großartigsten Maschinen, welche der Menschengeist je ersonnen," schrieb ein hervorragender Besucher derselben. „Carnegies Grundsatz war stets, an Maschinen wie an Menschen das Beste vom Besten zu wählen. Demgemäß übertreffen seine Fabriken an Leistungsfähigkeit alle andern

Stahlwerke der Welt ... Die Carnegie-Gesellschaft beschäftigt rund 27000 Personen, hat also, die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, für etwa 135000 Menschen zu sorgen, und sie tut dies in der ausgiebigsten Weise." Ein Beispiel der Leistungsfähigkeit ist die Tatsache, daß in Homestead die Erzeugungskosten des Kokses nur ein Fünftel dessen betrugen, was sie in England ausmachten!

Trotz der angestrengten Arbeit, welche die Leitung eines solchen Industriereichs erfordert, fand der Stahlkönig noch Zeit, mehrere Bücher und zahllose Zeitschriftenartikel zu schreiben. Seine literarischen Eigenschaften sind sehr bemerkenswert. Gar mancher Berufsschriftsteller könnte ihn um die Einfachheit, Natürlichkeit und Kristallklarheit seines Stils beneiden. Er gruppiert die Tatsachen lichtvoll, führt die passendsten Beispiele an der richtigen Stelle an und bringt seine Argumente in meisterlicher, streng logischer, anziehender Weise vor. Er hat große Reisen gemacht, besitzt ein glänzendes Gedächtnis und einen sehr raschen Blick, ist ein scharfer Beobachter, ein optimistischer Idealist. Als strammer Jünger Herbert Spencers steht er allem Kirchlichen kühl gegenüber. In seinem, vor etwa 25 Jahren erschienenen, auch ins Deutsche übersetzten Buche „Der Triumph der Demokratie" erweist er sich als glühender Verehrer der Vereinigten Staaten und als Prophet ihrer Zukunftsgröße. Er ist überzeugt, daß die industrielle Oberherrschaft Großbritanniens bereits zu Ende sei und daß dieser Zustand sich bald zu einem vollständigen Überwiegen der Union auf dem Weltmarkt ausbilden werde, denn die Produktions-Vorbedingungen Nordamerikas seien gegenwärtig viel günstiger, und die Hilfsquellen des Mutterlandes würden sich in absehbarer Zeit erschöpfen, während die der Vereinigten Staaten erst im Anfang ihrer Ausbeutungsfähigkeit stünden.

Seine wichtigste Schrift ist „Das Evangelium des Reichtums" (1889). Sie erregte so großes Aufsehen, daß Gladstone, Kardinal Manning, Kardinal Gibbons und mehrere andre hervorragende Persönlichkeiten Englands und Amerikas lange Aufsätze darüber schrieben. Seine geistvollen, unwiderleglichen, anziehenden, höchst vernünftigen Auseinandersetzungen gipfeln darin, daß der Millionär sich nur als den Verwalter — nicht Eigentümer — seines Vermögens betrachten und es daher nicht für sich verschwenden oder seiner Familie hinterlassen dürfe, sondern dem Wohl der Gesamtheit widmen müsse. Den weiblichen Angehörigen könne man angemessene Leibrenten vermachen, den Söhnen aber nichts oder nur sehr wenig. „Ererbter Reichtum lähmt die Lust an eigener Arbeit, verweichlicht den Charakter und verdirbt in der Regel den ganzen Menschen."

Um seine richtige Ansicht, daß die Verwendung des Reichtums zugunsten der Hebung der Menschheit bei Lebzeiten des Reichen geschehen müsse, wenn irgend möglich, zu betätigen, um nicht „entehrt" zu sterben, zog er sich, wie bereits erwähnt, gegen Ende 1899 von den Geschäften zurück und kaufte sich auf Skibo Castle in Schottland an, wo er sich in nächster Nähe seiner Vaterstadt der schweren Aufgabe unterzieht, sein Riesenvermögen in möglichst segenstiftenden Arten und

Weisen loszuwerden. Damals wollte er seinen Anteil an Homestead für 200 Millionen Dollar losschlagen, konnte jedoch diesen Preis nicht erzielen. Ein Jahr später erhielt er von dem Morganschen Stahlring, wie schon einmal angeführt, um 50 Millionen Dollar mehr.

Gewiß ist, daß er für sogenannte „wohltätige" Zwecke nichts opfert. Er hat eine lebhafte Abneigung gegen die landläufigen Formen des Wohltuns. Er hält mehr als neun Zehntel der daran gewendeten Summen für hinausgeworfen, teilweise sogar — und mit Recht — für schadenbringend. Ebenso bestimmt darf man annehmen, daß die Kirchen, die Missionsgesellschaften u. dergl. nie einen Pfennig von ihm bekommen werden. Gäbe es Kirchen- und Wanderprediger der Spencerschen Philosophie, so würde er sie zweifellos mit großen Spenden bedenken — andere Religionen sicher nicht. Er errichtet in erster Reihe Bücher- und Kunstsammlungen, in zweiter Musikhallen, in dritter neuartige Unterrichtsanstalten. Der Musik schreibt er, nebenbei bemerkt, eine bedeutende Rolle bei der Fortentwicklung der Menschheit zu und er selbst ist ein so leidenschaftlicher Musikfreund, daß er auf Skibo Castle eine Hausorgel unterhält, auf der er seinen Gästen jeden Morgen vorspielen läßt. Vor einigen Jahren wurde in Neuyork eine mit seinem Geld ins Leben gerufene ungeheure Musikhalle eröffnet, die 1 Million Dollar kostete und ein nach den praktischen Weisungen des Gründers eingerichtetes Musterinstitut ist. Das Parkett des Konzertsaales faßt allein über 4000 Personen! In England und Amerika hat er nahezu 2000 (!!) Fachbüchereien mit sehr vielen Millionen Dollars gestiftet — auch hier nicht kopflos, sondern nach eigenen Grundsätzen, zu denen die Bedingung gehört, daß die betreffenden Staatsbehörden sich verpflichten müssen, jährlich vier bis acht Prozent der Gründungsspende an die Ausgestaltung und Erhaltung der Bibliotheken zu wenden. In Pittsburg und Alleghany opferte er Bibliothekzwecken 260 000 Pfd. Sterling. Der Stadt Neuyork bot er die Dotierung von 65 neuen Freibibliotheken mit 5 Millionen Dollar unter der Bedingung an, daß sie künftig von der Stadtverwaltung erhalten werden. Der Birminghamer Universität schenkte er im Jahre 1901 50 000 Pfd. Sterling behufs Förderung der naturwissenschaftlichen Forschung. Stead gegenüber erklärte er sich bereit, jedem Gemeinwesen englischer Zunge 10 000 Pfd. Sterling zu schenken für die Errichtung einer Bibliothek, falls jenes geneigt sei, dieser ein Jahreseinkommen von mindestens 800 Pfd. Sterling zu sichern. Den vier schottischen Universitäten schenkte er teils zu Erforschungszwecken, teils für Studentenstipendien — auch Damen zugänglich — eine Million Pfund, und in Pittsburg errichtete er eine großartige, in ihrer Art einzige technische Universität, „eine geistige Hauptstadt der Eisen- und Stahlwelt", die er mit 28 Millionen Dollar ausstattete. Auch für die pekuniäre Hebung der Arbeiterwelt ist etwas abgefallen. Um Neujahr 1901 herum machte er nämlich eine Viermillionen-Dollar-Stiftung als Grundlage einer Altersversorgungs- und Hilfskasse für von Unfällen betroffene Arbeiter der Homesteader Stahlwerke. Diese Schenkung stellte

er als eine Tat der Dankbarkeit hin, als „eine Anerkennung der tiefen Schuld, in der ich bei den Arbeitern stehe, die in hohem Maße zu meinen Erfolgen beigetragen haben". Ebenso bezeichnend für den Mann wie diese Stelle ist eine andre des Stiftungsbriefes:

„Hoffentlich werden die in allen Carnegieschen Etablissements zwischen den Unternehmern und dem Personal herrschenden herzlichen Beziehungen niemals gestört werden. Hoffentlich werden beide Teile stets daran denken, daß die Arbeit, das Kapital und die Geschäftsleitung die drei Beine eines dreifüßigen Stuhles sind. Alle drei sind gleichmäßig notwendig, keines hat einen Vorrang vor den zwei anderen."

Hat man schon früher einmal im Verlaufe der Menschheitsgeschichte erlebt, daß irgendein Mensch, und sei er noch so reich gewesen, an Einem Tage 164 Millionen Mark bei lebendigem Leibe verschenkt hätte? Das aber tat Carnegie an seinem 73. Geburtstage! Eine unerhörte, imponierende Freigebigkeit für gemeinnützige Zwecke! 14 Millionen Mark waren für die Ausgestaltung seiner technologischen Lehranstalt in Pittsburg bestimmt, 5 Millionen für eine reichsdeutsche „Friedenshelden"-Stiftung, 104 Millionen für den vorhin erwähnten Pensionsfonds der Beamten von Homestead, 41 Millionen für die Friedensbewegung. Diese ungeheuren Schenkungen erregten begreiflicherweise ungeheures Aufsehen.

Bezüglich der „Friedenshelden" ist zu bemerken, daß Carnegie darunter Lebensretter versteht. In England, Frankreich und den Vereinigten Staaten hatte er schon früher große Beträge für Stiftungen gespendet, aus deren Zinsen Lebensretter oder deren Hinterbliebene ansehnliche Entschädigungen erhalten. Den deutschen Fonds legte er in die Hände Kaiser Wilhelms, mit dem er persönlich auf sehr gutem Fuße steht; in dem Stiftungsbrief bemerkte er: „Nicht selten geschieht es, daß wir von edeln Heldentaten hören, bei denen Männer oder Frauen verletzt oder getötet werden während des Versuches, Mitmenschen zu retten oder zu schützen. Dies sind die Helden der Kultur, während die Helden der Barbarei Mitmenschen töten." Der Kaiser übernahm das Protektorat und wählte den Namen „Carnegiestiftung für Lebensretter".

Was die 41 Millionen für die Friedenssache betrifft, so bilden sie eine großartige Stiftung, die sich von der ihrer ganzen Anlage nach gründlich verfehlten Nobelpreisstiftung vorteilhaft unterscheidet, denn ihre Verwaltung ist einem amerikanischen und einem europäischen Ausschuß sehr maßgebender Persönlichkeiten anvertraut. Diese Komitees haben ihre Sitze in Neuyork und Paris und verfügen insgesamt über $2^1/_2$ Millionen Frank jährlich. Als Carnegie vor etwa acht Jahren 8 Millionen Dollar zur Errichtung des Völkerschiedsgerichtspalastes im Haag hergab, konnte man sich denken, dieser „Friedenstempel" werde nicht seine einzige praktische Betätigung im Interesse der Kriegsgegnerschaft bleiben. Er rief denn auch seither mit reichen Mitteln die „Neuyorker Friedensgesellschaft" ins Leben, dotierte einen großen amerikanischen Friedenskongreß, gründete den

„Elihu-Root-Friedensfonds", versorgte das „Bureau der amerikanischen Republik", die „Conciliation internationale" und die Interparlamentarische Friedensunion mit viel Geld. Als Berta v. Suttner im Sommer 1908 auf Skibo Castle sein Gast war, sagte er ihr, er werde für den Pazifismus noch Bedeutendes tun; er hielt sein Versprechen in Gestalt jener 41 Millionen Mark.

Wie mit seiner gewaltigen Förderung der Volksbildungsbestrebungen, will er auch mit der Friedenssache die Unwissenheit, die Wurzel der meisten Übel der Welt, bekämpfen helfen, will er, wie die Suttner es so trefflich ausdrückt, „Geister bilden, Seelen erheben". Dieses Ziel leitet ihn auch, wenn er trotz seines persönlichen Freidenkertums bisher etwa 4000 Kirchenorgeln gestiftet hat — es kommt ihm eben auf die veredelnden Wirkungen der Musik an. Übrigens spendet er zuweilen noch für allerlei andere Zwecke, so z. B. für die Luther Burbanksche Obstveredelung, für die Erbauung des größten aller Fernrohre, für rund 2000 gemeinnützige Bauten usw. usw. Aber im großen und ganzen vermeidet er die Zersplitterung und bevorzugt, wie gesagt, Bildungs- und Friedenszwecke.

Seine geistige Unabhängigkeit ist so groß, daß es äußerst schwierig ist, ihn bezüglich seiner Spenden zu beeinflussen. Mit der Selbständigkeit des Amerikaners und dem „harten Schädel" des Schotten zieht er es vor, seinem eigenen Kopfe zu folgen. Daher lehnt er das meiste ab, was von außen her an ihn herantritt — auch dann, wenn es Bildungs- und Friedensförderung betrifft. Daher kam es, daß er sich allmählich ganz von Stead abwendete, als der von ihm bewunderte Freund ihm allzu viele und eindringliche Anregungen — darunter ausgezeichnete — bezüglich der Verwendung reicher Mittel gab. Die meisten der Vorschläge, Bitten, Pläne und Anträge, die man ihm in täglich 200 bis 2000 Briefen unterbreitet, bekommt er übrigens gar nicht zu Gesicht, denn seine sehr zahlreichen Sekretäre haben Auftrag, ihm bloß die wichtigsten Zuschriften vorzulegen. Da nur das wenigste beantwortet wird, gibts in aller Herren Ländern Tag für Tag eine Fülle von Enttäuschungen und Herzeleid. Das ist aber unvermeidlich, denn selbst ein noch viel reicherer Mensch als Carnegie würde nicht Geld und Zeit genug haben, alle an ihn herantretenden Wünsche zu erfüllen. Und er tut wirklich viel: soviel bekannt, hat er bisher mindestens 1400 Millionen Mark „geopfert". Freilich wird er sein Spendiertempo immer mehr beschleunigen müssen, wenn er vor seinem eignen Gewissen soll in Ehren bestehen können, d. h., wenn er sein Geld wirklich zu seinen Lebzeiten los werden will.

Er hat sich in der Theorie als ein wahrer Philosoph des Reichtums erwiesen, und es hat den Anschein, daß er sich allgemach zu einem Messias der Milliarden auswachsen wird. Er ist ein Schulbeispiel dafür, daß Reichtum in den Händen anständiger, wohlgesinnter Menschen wahrhaft nützlich werden kann, wenn er mit wirklich praktischem Verständnis angewendet wird. Das letztere ist leider nicht immer der Fall. Auch Alfred Nobel z. B., der ebenfalls „selbstgemacht", hochgebildet, radikal fortschrittsfreundlich, charaktervoll und gesinnungs-

adelig war, wollte mit riesigen Mitteln die Menschheitsentwickelung fördern; auch er wollte beweisen, daß geben seliger ist als nehmen. Aber während unser Stahlkönig bei lebendigem Leibe über sein Vermögen verfügt, verdarb der treffliche Dynamitkönig seine Absichten, indem er deren Verwirklichung bis nach seinem Tode verschob und letztwillig anderen überließ. Sein unpraktisches Testament und dessen noch unpraktischere Ausführung machten seine, bis dahin großartigste gemeinnützige Stiftung der Welt teilweise ganz zwecklos. Ein Glück, daß Carnegie vernünftiger ist und nach dem Grundsatz handelt, die einzige Rechtfertigung der Anhäufung großer Reichtümer liege darin, daß man sie zielbewußt für gute Zwecke verwendet.

Es ist selbstverständlich von hohem Interesse, den Ursachen der erstaunlichen Erfolge eines solchen Geschäftsmannes nachzugehen. Und da muß natürlich sein eignes Urteil als das maßgebendste anerkannt werden. Er stellt nun die folgenden in den Vordergrund: Seine einstige Armut, seine zähe Beharrlichkeit, seine Gabe, sowohl mit Vorgesetzten als auch mit Untergebenen richtig umgehen zu können, dem in Homestead eingeführten großzügigen System der Gewinnbeteiligung des Personals — ein von der Unternehmerwelt leider noch viel zu wenig beachtetes Vernunft- und Gerechtigkeitsprinzip, das für jeden guten Geschäftsbetrieb von hoher Wichtigkeit werden könnte*). Der bescheidene Mann verschweigt zwei sehr wertvolle Ursachen: sein ungewöhnliches Organisationstalent und seinen außerordentlichen Scharfblick für günstige Konjunkturen. Ob übrigens nicht auch sein unerschütterlicher Optimismus etwas beigetragen hat? Bezeichnend für diese seine Eigenschaft sind die goldenen autobiographischen Worte, die er vor langer Zeit schrieb:

„Wer Millionen erwerben will, darf nicht mit einem Silberlöffel im Munde geboren sein. Viel besser ist es, wenn er seine Eltern den Kampf ums Dasein kämpfen gesehen und dabei beschlossen hat, künftig die Not von ihnen fern zu halten. Diese Triebfeder ist wertvoller als selbst der größte persönliche Ehrgeiz. Die auf einem armen Knaben dieser Gattung lastende Verantwortung kann aus dem rohesten Material einen Industriefürsten machen, denn sie ist geeignet, die auf dem Grunde der Seele schlummernden verborgenen Fähigkeiten zu wecken. Das Geheimnis jedes Erfolges ruht in dem festen Willen zum Gelingen. Jede Niederlage oder Entmutigung soll dazu anspornen, von vorne anzufangen — dann gelangt man schließlich sicher ans Ziel."

Die stark ausgeprägte Rosigseherei, die ihn jederzeit ausgezeichnet hat und sich auch in seinem keineswegs unanfechtbaren Motto „Es muß alles noch gut werden, weil ja alles immer besser wird" bekundet, war und ist der Hauptantrieb zu seinem stetigen Vorwärtsstreben, und sie bildet zugleich die Grundlage des

*) Vgl. meine Schriften: „Die Gewinnbeteiligung" (Leipzig 1904) und „Die Teilung des Geschäftgewinns zwischen Unternehmern und Angestellten" (Leipzig 1891). L. K.

großen Seelengleichgewichts und des ursprünglich-kindlichen Temperaments, das er sich trotz der anstrengenden, prosaischen Dollarjagd bis ins hohe Alter bewahrt hat. Sein persönliches Wesen hat nichts von dem eines „Geldmenschen“ an sich. Er trägt sein Milliardärtum so leicht, wie andre eine Knopflochblume tragen. Er plaudert noch heute mit der Natürlichkeit und Begeisterungsfähigkeit eines Knaben an seinem ersten Ferientage. Die Anhäufung eines fabelhaften Vermögens hat ihm — im Gegensatze zu den meisten Großkapitalisten — die Seele ebenso wenig abgestumpft, wie sie ihm das Herz verhärtet hat. In beneidenswertem Maße verbindet er jugendliches Gehaben mit gereifter Erfahrungsweisheit. Nicht wenig mag zu alledem, abgesehen von seinem geschäftlichen Glück, seine kräftige Gesundheit, die er der Abstammung von einem kernigen Geschlecht verdankt, sein musterhafter Lebenswandel in der Jugend, sowie seine Enthaltsamkeit vom Genuß geistiger Getränke und des Tabaks beitragen.

Seine kaufmännischen Ansichten sind ungemein gesund, nicht minder aber diejenigen, die er bezüglich aller internationalen Fragen hegt. Hinsichtlich der Beziehungen der Staaten zueinander denkt er ungemein vernünftig, folgerichtig, klar und zielbewußt. Außer zahllosen Zeitschriftenaufsätzen hat er viele Bücher und Broschüren über politische, kaufmännische und pazifistische Fragen veröffentlicht, die verdientermaßen größtenteils ins Deutsche übersetzt worden sind; die weiteste Verbreitung hat in Deutschland „Des Kaufmanns Herrschgewalt“ gefunden. Es ist ein Hauptverdienst seines Biographen v. Falkenegg, die eigenartige Kombination von großem Handelsherrn, bedeutendem literarischen Erzieher junger Kaufleute, idealem Lehrer auf philanthropischem Gebiete und weitblickendem Friedensfreund, die sich in ihm verkörpert, in recht anschaulicher, fast lückenloser Weise dargestellt zu haben; schon deshalb allein wäre des Barons bereits erwähntes „Charakterbild“ eine sehr lohnende Lektüre. Wer sich hinwiederum für Carnegies jetziges Privatleben, auf das ich hier nicht näher eingehen kann, näher interessiert, sei auf die reizvolle Plauderei hingewiesen, welche Berta v. Suttner unter dem Titel „Ein Besuch auf Skibo Castle“ in „Über Land und Meer“ veröffentlicht hat (1910, Nr. 2).

Ein Gebiet, auf dem unser Schloßherr von niemand an Kompetenz übertroffen wird, sind die Verhältnisse in der Großindustrie; war seine Firma doch, mit der einzigen Ausnahme der Kruppschen, die größte großindustrielle aller Zeiten! Es ist daher von hohem Interesse, seine Meinung über die voraussichtliche Entwickelung der Arbeiterfrage zu hören. Nun denn, er bezweifelt nicht, daß schon die nächste Generation den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit vollständig überwinden werde. Er glaubt an einen nahen Sieg der Arbeit über das Kapital und ist überzeugt, jene werde dieses vollständig aufsaugen, d. h. Arbeiter und Kapitalist werden identisch sein. „Sehr bald wird der Wert der Arbeit immer höher zu steigen beginnen. Der Arbeiter der Zukunft wird auf der Grundlage eines gemeinschaftlichen Stammkapitals Gelegenheit haben, sich an geschäftlichen

Unternehmungen jeder Art zu beteiligen. Die Arbeiterschaft der Kulturländer hat sich aus der früheren Sklaverei zur Unabhängigkeit aufgeschwungen und schickt sich an, den ihr gebührenden Platz als Gesellschafterin des Unternehmers zu besetzen. Es wird bestimmt so kommen, daß der Arbeiter mit seiner Geschicklichkeit und der Geschäftsmann mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen sich zusammentun und gemeinsam am Ertrag der gemeinsamen Arbeit teilnehmen. Nach meiner Überzeugung kann auch die größte Vereinigung von Kapitalisten nicht dem Wettbewerb einer solchen Arbeits- und Gewinngemeinschaft gewachsen sein, denn diese wird auch in schlechten Zeiten lohnenden Gewinn abwerfen, während jene bei ungünstiger Konjunktur Verluste erleiden müßte. Die Entwickelung ist nicht aufzuhalten." Als genauer Kenner des Gewinnteilungsproblems muß ich all dies für sehr richtig erklären; nur vergreift Carnegie sich mit seinem üblichen Optimismus in der Zeitbestimmung. Es wird kommen, wie er glaubt, aber leider noch nicht in der nächsten Generation, sondern erst dann, wenn die organisierte Arbeiterschaft die Frage auf ihre Fahne schreiben, d. h. die Tragweite der Gewinnbeteiligung studieren und dann dieses Lohnreformsystem in ihr Programm aufnehmen und unentwegt als ihr gutes Naturrecht fordern wird, während sie es jetzt in ihrer Verblendung teils gleichgültig links liegen läßt, teils geradezu mit Feindseligkeit behandelt. So weit aber wird es wohl schwerlich schon in der nächsten Generation kommen!

W. Dahms: Franz Schubert.*)

Die Winterreise bedeutet einen Schritt weiter auf dem Wege, den Schubert mit der Schönen Müllerin beschritten hatte. Hier findet sich volle Herrschaft über die Mittel der Kunst, eine ans Unerhörte grenzende Ausdrucksfähigkeit in der Nuancierung der Stimmungen und zwar — das muß betont werden — mit den einfachsten Mitteln. Der Klaviersatz ist von der Klarheit des Kristalls. Er ist über die Sphäre der szenischen Schilderung, der bloßen Illustrierung und der vertiefenden Charakterisierung hinausgehoben und zum Fluidum des Seelenlebens

*) Von der im Herbst d. J. erscheinenden Biographie Schuberts von W. Dahms wurden uns seitens des Verlages Schuster & Löffler, Berlin, Aushängebogen freundl. zur Verfügung gestellt. D. Red.

geworden. Harmonien vibrieren wie empfindliche Membrane. Melodien sind zu Fühlfäden der Seele geworden. Töne, wie sie hier erklingen, hatte man bis dahin in der Lyrik noch nicht vernommen. Hier fehlten die Vergleichsmomente, die sich sonst dem Hörer noch willig geboten hatten. Das war eine fremde Welt, in die vordem noch keiner seine Schritte gelenkt hatte. Einige der Gesänge streifen fast die Grenze des Pathologischen. Die Intensität des Schmerzensausdruckes ist in ihnen bis zum Wahnsinn gesteigert. Darüber hinaus gibt es nichts mehr. Wir stehen hier vor einem inneren Vorgang, wie er ähnlich bei Hugo Wolf zu treffen ist. Die Empfindsamkeit und Reizsamkeit der Seele hat ihren denkbar höchsten Grad erreicht. Tieferes Eindringenwollen mußte die Krisis zur Katastrophe führen. Schubert wurde von einem milden gütigen Geschick vor der geistigen Nacht, vor dem lebendigen Tod bewahrt. Seine sieghafte, lebens- und sinnenfrohe Natur überwand die Hemmungen und fand den Weg zurück. Nach der Winterreise konnte er noch das Es-dur-Trio und die C-dur-Symphonie schaffen.

Aber der frühe, nahe Tod warf seine Schatten voraus. Nur so ist die unbegreifliche Wahrheit dieser Gesänge zu ahnen. Es sind Todesvisionen. Phantasien über Grabesnähe und Vergänglichkeit. Als Hugo Wolf den Flug des schwarzen Vogels vernahm, entstanden in ihm die Klänge zu den müden, resignierenden, Ewigkeit atmenden Versen Michelangelos. Auch er sang das Lied des Vergänglichen, daß alles endet, was entstehet. Und als Brahms von den Fittichen gestreift wurde, rangen sich die „ernsten Gesänge" aus seinem Herzen los. Immer der gleiche tiefe Ernst, der sich aus dem Unbewußten zum künstlerischen Erlebnis formt. Schuberts Ahnungen wurden in der Winterreise zum Seelenniederschlag. Schmerzliche Zuckungen, wehe Klagen, wilde Schmerzens- und Verzweiflungsausbrüche und zuletzt ein Ermatten, ein Nichtmehrkönnen. Der Schluß klingt schon so erdenfern, so müde-gedämpft, so jenseits aller Wirklichkeit, daß nur der die Töne finden konnte, der — wenn auch noch im Traum — schon einen Blick hinter das Leben getan hatte. Alles Unzulängliche, alles Subjektive ist überwunden. Die äußere Hülle ist abgefallen. Der Seelenkern liegt bloß. So hat der Schmerz sich selbst übertäubt, in sich selbst sein Grab gefunden. Schuberts gesunde Natur überwand noch einmal die Hemmnisse und Abgründe des Pathologischen und richtete sich zu voller Größe und zur letzten herrlichen Blüte auf. Aber im Hintergrund wartete seiner schon das nahe Geschick.

Wie in der Schönen Müllerin schildert der Dichter wieder eine Wanderung. Aber diesmal ist es der müde Todesgang eines, dem die Liebe den Lebensfaden abgeschnitten hat und der nun mit unendlichem Herzweh dem Grab entgegenwankt. Größer als die dichterische Eigenart ist die Bildkraft Wilhelm Müllers. Die Situation vermag er in ein paar Worten zu zeichnen; man sieht den bleichen Gesellen förmlich vor sich. Das mußte Schubert reizen. Auch er war ja einen schmerzensreichen Weg gegangen und fand sich in mehr als einem der Lieder ins Innerste getroffen. Er war reifer geworden, hatte dem Leben auf den Grund

sehen gelernt und empfand wohl, daß alles eitel sei. Heiß quollen die Klänge der Wehmut und Melancholie, der Sehnsüchte und Herzensbedrängnisse in ihm auf. Von den 24 Liedern stehen nur sieben in Dur. Das sind die lichteren Momente, wo die Schwermut versinkt und die Klage stiller wird, beim Rauschen des Lindenbaums, bei den Phantomen des Frühlingstraums, den Klängen des Posthorns, die das Herz so seltsam bedrängen, wenn mit den welken Blättern die letzte Hoffnung fällt, oder eine Täuschung den Wanderer lockt, wenn die Ruhe des Kirchhofs für Augenblicke den Schmerz lindert, und wenn nur noch ein Gefühl, die Sehnsucht nach völligem Dunkel ohne die Sonnen und Freuden der anderen in ihm lebt. Alles andere ist in hoffnungsloses Moll getaucht. Der schmerzliche Abschied, der die Kette der Leiden eröffnet; der schrille Laut der Wetterfahne, ein Symbol auch dafür, wie der Wind mit den Herzen spielt; die gefrornen Tränen, die unaufhörlich niedertropfen und doch keine Linderung bringen; die kalten Schauer der Erstarrung, unter denen es in der Tiefe ergreifend klagt; die bebenden Laute und Melismen der Wasserflut; der stille Bach, der wie das Herz nur unter starrer Winterdecke noch müde lebt und leidet; der Rückblick mit seiner Fülle trüber Erinnerungen; das Irrlicht, ein Spiel des Lebens, das alle verlockt; die Rast, die den Müden in ihre Arme nimmt, um ihm den Schmerzensstachel nur noch tiefer ins Herz zu bohren; die Einsamkeit, die mit ihrer zermürbenden Gewalt weit elender macht als Sturm und Kampf; der graue Kopf, ein Traum, nach dem die Wirklichkeit um so erschütternder niederdrückt; die Krähe, die mit ihrem unheimlichen Geflatter den Wanderer begleitet, die einzig Getreue; die Nacht im Dorfe, deren Ruhe den Rastlosen wie mit Furien weiter peitscht in das Dunkel hinaus; der stürmische Morgen, der die eigene Zerrissenheit noch fühlbarer macht; der gespenstige Wegweiser, der unaufhörlich seine Hand dem einen Ziel zustreckt, die Straße entlang, die in die Vergessenheit führt; dann ein letztes Aufbäumen, der Mut des Untergehenden, der noch einmal glaubt, das Geschick meistern zu können; und endlich der Leiermann, der dem Wanderer sein Geschick, seinen Leidensweg mit unerbittlicher Treue schildert, um ihn dann in seine Arme zu nehmen. Hier fand Schubert das Symbol seines eigenen Lebens: „sein kleiner Teller bleibt ihm immer leer". Das sind die letzten Zuckungen eines todwunden Herzens. Der Schmerz hat sich tief genug gegraben. Kann man nicht in diesem kleinen Lied das Sinnbild des Künstlerlebens überhaupt finden? Wie seltsam und rührend ist es, daß Brahms in seiner letzten Chorkomposition „Einförmig ist der Liebe Gram" dasselbe aussprach; daß er am Ende seines Lebens des stillen Schubert gedachte und seine Gedanken gerade an dem Leiermann haften blieben.

Die Winterreise steht einsam in starrer Größe da. Wir suchen umsonst nach einem ähnlichen erschütternden Bekenntnis menschlichen Leidens. Während in der Schönen Müllerin noch die Volksweise, das Volksempfinden ihren Ausdruck fanden, ist die Winterreise nur streng individuell zu erfassen. Das Volkslied mußte

überwunden werden. An seine Stelle trat nun das Ideal eines Kunstliedes, bei dem trotz der Untrennbarkeit der Singstimme vom Klavier, die Melodie doch ihre Selbständigkeit bewahrt. Hier werden nicht mehr Ereignisse geschildert und illustriert, hier tritt der Vorgang, das Szenische zurück hinter die Stimmung, das Abstrakte. Der seelische Kern wird bloßgelegt; alles andere ist nebensächlich. Trotzdem (und das ist eben das Große) ordnet sich der Musiker dem Dichter nicht unter, sondern tritt ergänzend und vertiefend, aber gleichberechtigt neben ihn. Ja seine Genialität war eine so große und urwüchsige, daß man bei der Winterreise sagen kann, er adelt den Dichter erst, er hebt ihn durch der Töne Wucht zu seiner Höhe empor.

Die Instrumentalkompositionen beherrschten nach der Winterreise das Feld. Es ist, als hätte Schubert sich mit dem Liederzyklus das Leid vom Herzen geschrieben. Denn unmittelbar darauf, im November, entstand das Es-dur-Trio für Klavier, Violine und Violoncello opus 100, von dem Schumann sagte, es sei mehr handelnd, männlich, dramatisch, das B-dur-Trio dagegen leidend, weiblich, lyrisch. Es fand bald den Weg in die Öffentlichkeit. Besonders im ersten Satz prägt sich der „männliche, handelnde" Charakter aus. Selbstbewußt steigt das energische Hauptthema auf dem Es-dur-Dreiklang abwärts. Der Nachsatz spielt mit dem Rhythmus. Frisches Leben pulsiert in den Modulationen. Scharfe Akzente und fest bestimmte Schritte betonen immer wieder den Grundcharakter. Das zweite Thema ist tändelnder, graziöser. Spielerisch wechselt das Klavier hohe und tiefe Lagen. Die „Instrumentierung" ist in höchstem Grade apart. Feinsinnig wird hier Klang gegen Klang, Farbe gegen Farbe gestellt. Die Rhythmen des Anfangs kehren wieder. Aus dem Hauptthema wird eine schwärmerische Melodie abgeleitet, die auf Harmonien von unsagbar zarten Tönungen ruht. Die Durchführung greift dies neue Gebilde auf, zeigt es in den mannigfachsten Kombinationen und Stellungen und schmückt es mit herrlichen Farben. Immer deutlicher schimmert das Hauptthema durch, bis es mit machtvollen Schritten wieder in das Spiel tritt und so den weiteren Verlauf bestimmt.

Das Andante con moto schwärmt von einer elegischen c-moll-Melodie, die einer schwedischen Volksweise entnommen sein soll. Melancholisches Dahindämmern, leidenschaftliches Aufraffen, Hingabe und Trotz ziehen in bunter Folge vorüber. Der Schluß sinkt ganz in die Anfangsstimmung zurück. Eine Meisterkunst zeigt sich im Scherzo; die Streicher imitieren eine trippelnde Melodie des Klaviers und umgekehrt auf kunstvolle Art. Das Trio führt breite, gewichtige Rhythmen dagegen ins Feld. Der Schlußsatz ist wienerisch fesch, österreichisch flott: echte, unverfälschte Dialektmusik, wie sie nur Schubert geschrieben und nach ihm der Böhme Dvořak kultiviert hat, eine Musik, bei der das Herz im Leibe lacht. Das burschikos-forsche Hauptthema spricht schon alles aus und bei dem tirilierenden Seitenthema möchte man den Hut aufs Ohr setzen und mitpfeifen. Das ist eine Lustigkeit und Geschwätzigkeit, die sich auch von dem schmachtenden Andantethema

nicht stören läßt. Jeder Spaß wird gleich noch einmal erzählt, weil er gar so schön war. Nur einem Philister könnte das zu lang sein.

In diese Zeit kann man auch das undatierte „Notturno" für Klavier, Violine und Vionloncello setzen, mit seinen klanggesättigten Harmonien und weitgeschwungenen Melodien. Ebenso die Phantasie für Violine und Klavier opus 159, ein wirkungsstarkes und dabei musikalisch zum Teil höchst eigenartiges Stück. Einer kurzen eindrucksvollen Andante-Einleitung schließt sich ein ungarisierendes Allegretto an, dem dann Variationen über „Sei mir gegrüßt" folgen, die zum Schlußteil führen. Schubert schrieb diese Phantasie für den Geiger Josef Slawik, der sie in seinem ersten Konzert am 20. Januar 1828 im Landständischen Saal spielte. Der „Sammler" fand, daß sie sich zu lange über die Zeit ausdehne, die der Wiener den geistigen Genüssen zu widmen pflegte. Der Saal wurde immer leerer, und auch der Rezensent wartete den Schluß des Stücks nicht mehr ab. Slawik spielte sie jedoch zwei Wochen später noch einmal im Opernhaus. Der Berichterstatter der Leipziger Musikalischen Zeitung meinte, Schubert hätte sich in diesem Werk vollständig „vergaloppiert".

Von den kleineren Klavierstücken Schuberts, den Moments musicaux und Impromptus sind nur die in opus 142 vereinigten mit „Dezember 1827" datiert. Sie können also hier im Zusammenhang betrachtet werden. Schubert schuf damit die Gattung Klavierkompositionen, die später unter tausend verschiedenen Namen als Lied ohne Worte, Intermezzo und ähnlichen Bezeichnungen zu unübersehbarer Fülle wuchsen. Sie stehen trotz ihres neuen Gehalts stilistisch mit einem Fuß noch in ihrer Zeit; es sind Tänze, Etüden, Variationen, nur eben von ungewohntem Gepräge: Opus 90: Das erste dieser vier Impromptus ruht ganz auf einer rührend-einfachen c-moll-Melodie mit echt Schubertschem punktierten Rhythmus, die immer wieder behandelt und in neuem Licht gezeigt wird. Dazu ein Mittelsatz voll sehnsüchtiger, getragener Melodik. Das zweite in Es-dur rollt geschwind durch die rechte Hand, ein endloses melodisches Band, das um die Harmonien geschlungen wird. Im h-moll-Mittelsatz rafft es sich energisch zusammen. Das dritte, die in wogendes Auf und Ab gebettete langatmige G-dur-Melodie, die Schubert in Ges-dur so schön fand, aus Verlegerrücksichten aber „lesbarer" notieren mußte, bleibt ganz auf die klanggesättigte Mittellage der Klaviatur beschränkt. Das vierte mit seiner herabwirbelnden As-dur-Figur, der herrlich gesteigerten Cellomelodie und dem verlangenden cis-moll-Teil weist deutlich genug auf Schumann. In den vier Impromptus opus 142 sind die Formen noch selbständiger. Das erste (f-moll) mit seinem geheimnisvollen Figurengewisper läßt es zu machtvollen Temperamentsausbrüchen kommen. Das zweite in As-dur neigt zur leichter eingängigen Volksmelodie, die aber höchst kunstvoll behandelt wird. Das dritte (B-dur) bekennt sich mit seinem Rosamunde-Thema zur Variationenform, die stets Erfolg verspricht, während das vierte (f-moll) dem wiegenden und gliedernden Tanzrhythmus seine Entstehung verdankt. Die Moments

musicaux sind ganz auf den Einfall gestellt. Die Formen sind knappster Art. Das erste (C-dur) scheint wie improvisiert aus den weißen Tasten gezaubert. Das zweite versenkt sich in weiche As-dur-Stimmung. Das dritte, ein wehmütiger Tanz in f-moll, ist nur hingehaucht, während das vierte (cis-moll) sich in Figurationen ergeht und weichen Stimmungen nachgibt. Das fünfte (f-moll) zeigt mit seinem marschartigen Rhythmus festere Konturen. Das letzte (As-dur) ist ganz in Klang aufgelöst. Vorhalte, Harmonien, die sich aneinandersaugen, darüber zitternde Melodiesplitter. Im Trio dieselbe Klangseligkeit, mit unbekümmert schönen, wie am Klavier erträumten Akkordfolgen. Aus diesen kleinen Klavierstücken Schuberts erwuchsen die Wege, die Schumann, Mendelssohn und die vielen anderen gingen.

1827 verkaufte Schubert 21 Werke an Wiener Verleger. Wenn sie ihm gebührend honoriert worden wären, könnte man nicht mehr von einer Notlage des Autors sprechen. Aber die Verleger bezahlten ihn jämmerlich. Wenn wir Franz Lachner glauben dürfen, erhielt er von Tobias Haslinger für die sechs ersten Nummern der Winterreise bare 6 Gulden. Danach läßt sich ermessen, welche Summen Schubert für die 21 Werke in seine Tasche gleiten lassen konnte. Anton Diabelli kaufte neun Werke: opus 41 Der Einsame von Lappe, opus 44 An die untergehende Sonne von Kosegarten, opus 62 vier Gesänge der Mignon aus Wilhelm Meister, der Fürstin Mathilde zu Schwarzenberg gewidmet, opus 68 Wachtelschlag von Sauter, opus 71 Drang in die Ferne von Leitner, opus 72 Auf dem Wasser zu singen von Graf Stolberg, opus 73 Die Rose von Schlegel, opus 74 das Terzett Die Advokaten und opus 75 Vier Polonäsen für Klavier zu vier Händen. Artaria & Co. erwarben opus 70 Rondo brillant für Klavier und Violine. Auch Tobias Haslinger trat in den Kreis der Schubertverleger ein und wandte das Honorar für acht Werke auf. Bei ihm erschienen opus 77 Valses nobles für Klavier, opus 78 Die vierte Sonate für Klavier, Josef von Spaun gewidmet, opus 79 zwei Lieder von Pyrker Das Heimweh und Die Allmacht, für deren Widmung der Dichter diesmal den klingenden Dank sparte, opus 80 drei Lieder von Seidl, Der Wanderer an den Mond, Das Zügenglöcklein und Im Freien, opus 81 drei Rochlitzsche Gedichte, Alinde, An die Laute, Zur guten Nacht, dem Dichter zugeeignet, opus 82 Variationen für Klavier zu vier Händen über ein Thema aus Herolds Oper „Marie", opus 83 Drei Gesänge für Baßstimme mit italienischem und deutschem Text, Lablache gewidmet, und opus 87 Zwei Impromptus für Klavier. Thaddäus Weigl nahm opus 84: Andantino varié und Rondo brillant für Klavier zu vier Händen (eigentlich der zweite und dritte Satz des 63. Werkes) und opus 88: Abendlied für die Entfernte von Schlegel, Thekla von Schiller, Um Mitternacht von Ernst Schulze und An die Musik von Schober. Pennauer schließt den Reigen mit opus 84 (richtiger 87): Der Unglückliche von Pichler und zwei Schillersche Gesänge: Die Hoffnung und Der Jüngling am Bache.

Die durch so klägliche Verlagsentlohnung einem dauernden Tiefstand verfallene wirtschaftliche Lage Schuberts illustriert Bauernfeld: „Die Freunde und Genossen, in deren Mitte Schubert am liebsten weilte, waren wenig in der Lage, ihm tatkräftig unter die Arme zu greifen; in höhere Kreise sich zu drängen und Gönner zu suchen, die ihn empor zu heben vermochten, dazu fehlte ihm Neigung und Geschick. Kein Wunder also, daß er es weder zu einer Anstellung brachte, noch irgend eine seiner Opern zur Aufführung gelangte. So verharrte er sein Lebelang in einer mehr als mittelmäßigen Stellung, und die Kunsthändler, die ihn genugsam gedrückt und ausgebeutet, waren und blieben vor wie nach seine einzige Zuflucht und Hilfsquelle. Zeitweise fühlte er sich auch völlig mut- und hoffnungslos, voll düstern Ausblicks in die Zukunft."

Bauernfeld verdanken wir auch die Schilderung einer ergötzlichen und doch bitter ernsten Szene aus dem Café Bogner, wo Schubert einigen bekannten Orchestermitgliedern des Kärntnertortheaters, die ihn um ein Solo für ihr Konzert baten, den Standpunkt gehörig klar machte. Als einer der Musiker, durch seine anfängliche Ablehnung überrascht, ärgerlich fragte: „Und warum nicht, Herr Schubert? Ich denke, wir sind Künstler, so gut wie Sie. Man kennt in Wien keine besseren!", richtete sich das Meisterlein von seinem Punschglas auf und donnerte die Verdutzten an: „Künstler! Künstler? Musikanten seid ihr! Weiter nichts! Der eine beißt in das Messingmundstück eines hölzernen Prügels, der andere bläst sich die Backen auf an seinem Waldhorn! Nennt ihr das Kunst? Ein Handwerk ist's, eine Fertigkeit, die Geld einbringt, und damit holla! — Künstler ihr! Wißt ihr nicht, was der große Lessing sagt? — Wie kann einer sein ganzes Leben lang nichts tun, als in ein Holz mit Löchern beißen! — das hat er gesagt — oder was Ähnliches! Gelt? — Ihr wollt Künstler sein? Bläser und Fiedler seid ihr alle miteinander! Ich bin ein Künstler, ich! Ich bin Schubert, Franz Schubert, den alle Welt kennt und nennt! Der Großes gemacht hat und Schönes, das ihr gar nicht begreift, und der noch Schöneres machen wird — das Allerschönste! Kantaten und Quartetten, Opern und Symphonien. Denn ich bin nicht bloß ein Ländler-Kompositeur, wie's in den dummen Zeitungen steht und wie's die dummen Menschen nachschwatzen — ich bin Schubert! Franz Schubert! Daß ihr's wißt! Und wenn das Wort Kunst ausgesprochen wird, ist von mir die Rede, nicht von euch Würmern und Insekten, die ihr Soli verlangt, die ich euch niemals schreiben werde — ich weiß wohl, warum! Ihr kriechenden und nagenden Würmer, die mein Fuß zertreten sollte, der Fuß des Mannes, der an die Sterne reicht. — An die Sterne, sag' ich, während ihr armen blasenden Würmer euch im Staube windet und mit dem Staube als Staub verweht und vermodert!" Man weiß bei dieser Erzählung — wenn sie nicht erdichtet ist — nicht recht, ob Schubert oder der Chronist zu tief ins Punschglas gesehen hatte.

An äußeren Ehren heimste Schubert in diesem Jahr nicht viel ein. Die Gesellschaft der Musikfreunde wählte ihn im Juni als Ersatzmann in die Ver-

tretung des Vereins, ein Zeichen wenigstens dafür, daß man ihn nicht ganz vergessen hatte. Pflichtschuldigst bedankte er sich am 17. Juni dafür:

Da der leitende Ausschuß der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates mich würdig gefunden hat, zum Mitglied des Repräsentantenkörpers der löblichen Gesellschaft zu erwählen, so erkläre ich hiermit, daß ich mich durch diese Wahl sehr geehrt fühle, und den Pflichten derselben mit vielem Vergnügen unterziehe.

So brach sich nach und nach, fast unbewußt aber doch zwingend genug, die Erkenntnis Bahn, daß hier ein Künstlerleben seiner Vollendung entgegenreifte, das man nicht mehr völlig unbeachtet lassen durfte. Ein paar Jahre noch, und die Zeitgenossen hätten ihm den Weg zum Parnaß nicht mehr versperren können; er hätte siegreich alle Hindernisse überwunden.

Gustav Falke: Christian von Braunschweig.

Das ist ein Pauken und Trommeln, Trompeten und Zinkenieren,
Des Halberstädters Dragoner sind's und von den Kürassieren.
Er selber hält, hoch zu Roß,
Vor seiner Reiterei:
Eine spanische Kugel schoß
Bei Fleurus den linken Arm ihm entzwei.
Feldscher,
Seine Messer her! —
Chirurgus säbelt und sägt an dem Glied,
Und sie spielen ein lustiges Reiterlied.

Der Halberstädter rührt sich kaum, seine Augen blitzen:
Ein Reitersmann muß jederzeit fest im Sattel sitzen.
Die Sonne spielt auf dem Küraß,
Auf Sattelzeug und Mähne. —
Ein letzter Schnitt. — Der Held wird blaß
Und pfeift leis durch die Zähne.
Fahr hin,
Dem Feind kein Gewinn! —
Fertig? — — Er grüßt mit der heilen Hand,
Und sie blasen und sie pauken und sie reiten auseinand'.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

5.

Alfreds erschütterte Gesundheit machte eine ganz besondere Maßregel notwendig. Gelegentlich der bevorstehenden Pfingstferien wurde das Nixentaler Konvikt nicht nur für die üblichen zehn Tage, sondern auf volle fünf Wochen geschlossen, während welcher Frist alle Zöglinge in ihre Familien heimgeschickt wurden, um Muße zu gewinnen, Alfred von Ingelheim mit Dr Geßner an den Genfer See zu senden, woselbst der Knabe volle Genesung finden sollte.

In der Tat erwies sich der Ortswechsel als von sehr wohltätigem Einfluß auf Alfreds erschütterte Gesundheit. Mit der Beruhigung seines Gemüts trat eine rasch sichtbar werdende Kräftigung seiner körperlichen Verfassung ein. Die elementare Reizbarkeit, welche der Knabe anläßlich jenes kriminellen Erlebnisses an den Tag gelegt hatte, war wohl dazu angetan, seiner näheren Umgebung wie vor allem dem Könige die schwersten Besorgnisse zu erwecken. Dr Geßners weltfroher Optimismus aber verstand es, des Königs düstere Auffassung des Falles in ein lichteres Urteil zu wenden. In einer eingehenden Unterredung des Erziehers mit König Wilhelm hatte der letztere mit großem Bedauern aus der seelischen Krise, die Alfred befallen hatte, dessen Neigung zu krankhafter Sensibilität gefolgert, ja in pessimistischer Vorausdeutung von des Knaben weiterer Entwickelung dessen Disposition zu seelischen Störungen als in Zukunft drohend bezeichnet, wenn nicht gar eine Anlage zu schweren Gemütserkrankungen, vielleicht zum Wahnsinn erkennen zu müssen geglaubt. Dr Geßner bezeichnete diese Befürchtungen des Königs als grundlos. Er sah in der so ungemein leidenschaftlichen Anteilnahme Alfreds an dem Schicksal einer Frau aus dem Volke nichts anderes als die Betätigung einer sehr hochgemuten Charakteranlage, der Leiden anderer die höchste Pein bereiten, und die vor allem durch die Wahrnehmung einer Ungerechtigkeit in Verstörung gebracht werden konnte. Hatte die Kenntnis von dem schlimmen Schicksal jener Eheverlassenen, die in Verzweiflung zur Kindesmörderin geworden war, den mitleidigen Knaben schon auf das Krankenlager geworfen, so brachte ihn der offenkundige Fehlspruch, den eine in Vorurteilen versteinerte Geschworenenbank unter der Mißleitung verknöcherter Richter geleistet, in volle Raserei. Dabei war freilich vielleicht eine über das Gewöhnliche hinaus gesteigerte, knabenhafte Empfindsamkeit nötig, welche die reifen Jahre in angemessenen Grenzen schon festhalten würden, aber weit vor dieser ein nach Gerechtigkeit dürstendes und für sie flammendes Herz. Eine Seele, die vielleicht

vom Schicksal dazu ausersehen ist, dereinst als Rechtsforscher, Richter oder Gesetzgeber den noch sehr dunklen Problemen Lösung schaffen zu helfen, die auf dem Gebiete der Kriminalistik als schwere und vorläufig nicht zu bewältigende Aufgaben lange schon ihrer Durchführung harrten. Mit einem frohen Lächeln klärten des Königs düstere Züge bei dieser Deutung Dr Geßners sich auf.

„Ich danke Ihnen," sagte der Herrscher, „ich danke Ihnen, mein lieber Herr Doktor, mit der ganzen Freude, die ein durch Erfahrung Verdüsterter stets an jedem Optimisten hat. Vielleicht bekommen Sie mit Alfred recht, dann wäre ja dieses Erlebnis noch von Segen sowohl für den Knaben wie für unser Land. —"

„Das vertraue ich mit Zuversicht, Majestät, besonders, was meinen Zögling angeht. Ihn wird und muß diese Erfahrung fördern. Denn es hat ihn schon lange bedrückt, daß er sich zu keiner Berufswahl gedrängt fühlt. Jetzt ist dies eine klar: Er muß Jurist werden, und seine besondere Berufung wird ihn auf das Spezialgebiet der Strafrechtswissenschaft verweisen. Freilich", setzte Dr Geßner nach einer bedeutsamen Pause den König mit einer seltsamen Entschlossenheit fest anblickend, und jedes Wort nachdrücklich betonend, hinzu; „freilich wäre sehr zu wünschen, daß der Knabe in diesem wahrhaft aufreizenden Sonderfalle nicht die Enttäuschung erlebe, die eine nicht gründliche Revision jenes unerhörten Fehlspruches notwendig für ihn bedeuten müßte. Das könnte ihn von der Strafrechtswissenschaft, als von einer hoffnungslosen Materie, für alle Zeiten abschrecken. Majestät sagten ja doch aber dem Knaben selbst, daß Sie die Akten einfordern wollten, und damit dürfen ja doch alle Rechtsfreunde hoffen . . . ."

Dr Geßner vollendete den Satz nicht. Den König starr anblickend, hielt er ein. Er wußte, daß er sich soeben einer Verletzung der Etikette schuldig gemacht hatte, weil er zu einer Angelegenheit der Majestät gegenüber sich geäußert hatte, die dem Thema sehr fern lag, das der König mit ihm gerade erörtert hatte. Aber Dr Geßner meinte, er müsse es wagen, die Sache sei wert, auch von nicht berufener Seite dem Monarchen ans Herz gelegt zu werden. Von dieser unerwarteten Wendung des Gesprächs überrascht, trat der König zuerst einen Schritt zurück und heftete nun seinerseits einen gespannten, erwartungsvollen, ein wenig strengen Blick auf den Erzieher, dann, nachdem er wie stets bei tiefem Nachdenken mit der Linken seinen grauen Spitzbart mehrmals glatt gestrichen, reichte er dem Doktor schweigend die Hand, mit einem Ausdruck in den Augen, in dem Genugtuung und Zufriedenheit lagen. Heimgekehrt, trug der König den Namen Dr Geßners in seine Geheimliste der Männer ein, die er zu gelegentlicher hoher Verwendung im Staatsdienst sich ausersehen . . .

In der Abenddämmerung saß Dr Geßner mit Alfred am Ufer des Genfersees auf einer Bank. Das Wasser lag still und blau, von fernen glitzernd weißen Schneegipfeln überglänzt, grüßten die kahlen und starren Savoyer Berge vom anderen Ufer schwarz herüber. Alfred, im weißen Matrosenanzug mit langen Beinkleidern, nach seiner Krankheit um einen halben Kopf gewachsen, sah ruhig

auf den See hinaus, auf dem ein Fischerboot mit spitzem, geblähten lateinischen weißen Segel wie ein Schwan seine Furchen zog. Dr Geßner, im grauen Touristenanzug mit Kniehosen, zog ein Zeitungsblatt hervor, entfaltete es und las darin. Plötzlich sagte er: „Hallo, da steht etwas, was dich interessieren wird, mein Junge! Höre: ‚In Sachen der zum Tode verurteilten Kindesmörderin Habermann zu Erbheim hat der Justizminister gestern dem König Vortrag gehalten. Der Herrscher, der sich für den abnormen Fall lebhaft interessiert, vernahm mit Genugtuung, daß ein Formfehler im Verfahren die Verweisung der Sache zur Revision ans höchste Gericht möglich gemacht hat. Der unglücklichen Frau ist die Versicherung gegeben worden, daß der Fehlspruch, der sie betroffen, einer bedeutenden Korrektur unterzogen, und daß die Gefahr für ihr Leben jedenfalls beseitigt werden wird. Die Delinquentin ist von dieser Nachricht sichtlich gestützt und beruhigt worden.'"

„Gott sei Dank!" seufzte Alfred erleichtert auf. Dann wandte er sich mit einer hastigen Wendung an seinen Erzieher. „Herr Doktor, wie denken Sie sich den weiteren Verlauf der Sache?"

„Das ist schwer vorauszusagen. Die Zeitungsnotiz hat in dem einen Punkte sicherlich recht, daß das Todesurteil aufgehoben werden muß. Die Tat ist im Affekt geschehen, also kein Mord, sondern nur Totschlag. Nun könnte eine human und aufgeklärt denkende Geschworenenbank, vor die der Fall zu neuer Verhandlung kommt, den Standpunkt finden, daß die Tat in völliger augenblicklicher Geistesverwirrung hat geschehen können. Die elende und verzweifelte Lage der Frau, die abnorme Disposition, in die ihre neue, nahe bevorstehende Mutterschaft sie setzte, der Schmerz und die Qual über den häßlichen Verrat des Mannes und den Verlust des Ernährers, alles dieses kann mit Fug stark dazu beigetragen haben, in der Frau den Zustand verzweifelter Willenlosigkeit auszulösen, unter dessen Einwirkung sie dann die Tat wie im Traumzustande begangen hat. Ein weiterer, sehr beträchtlicher Umstand der Milderung ist der, daß sie ja selbst hat sterben wollen, und daß nur die Dazwischenkunft Dritter diesen Ausgang der Sache hat verhindern können. Was aber dein und unser aller Gerechtigkeitsgefühl so über die Maßen gepeinigt und aufgepeitscht hat, das ist die Tatsache, daß der eigentliche Schuldige in diesem Falle der treulose Ehemann, durch dessen unverantwortliches Verhalten der verlassenen Frau erst der Zwang und Anlaß zu ihrem Vergehen gegeben worden ist, vollkommen straffrei bleibt. Dieser elende Mensch lebt ungestraft, fern vom Schuß, und wir ertragen es nicht, ruhig mit anzusehen, wie ein anderer den Teil der Schuld, der jenen trifft, mitzuschleppen verurteilt werden soll. Sind also vernünftige Leute bei dem neuen Spruch beteiligt, so kommt es entweder zur Freisprechung der Frau, weil sie in völlig krankhafter Willenlosigkeit, im Fieberwahn gehandelt hat, oder sie empfängt eine nicht allzu lang dauernde Gefängnisstrafe, die ihr des Königs Gnade dann auch noch verkürzen kann."

Alfred atmete wie aus befreiter Brust tief auf.

„Ja, sagte er, ja, so war es. Wie meisterhaft Sie einem die Vorgänge

doch erklären können, Herr Doktor! Gerade das — das war es! Wie ich die Frau dort sah, in dem Augenblick, wo der Gendarm sie mit rohen Fäusten aus ihrer Betäubung emporriß — — da dieser — Ausdruck von — von Ratlosigkeit, von — von Bewußtlosigkeit — in dem — — in dem ganz versteinerten Gesicht, — — ja — ja — sie sah aus, als erwachte sie aus einem furchtbaren Traume — — das — das war es — — was mich so erschütterte. Sie sah auf das tote Kind vor ihr, so, als hätte es ein Anderer umgebracht — und obgleich sie selbst es getan hatte, sah ich — sie hatte es doch wieder nicht getan, denn sie tat es unter einem Zwange. Das sah ich — und — das — das war so schrecklich grauenvoll . . ."

„Nun, mein lieber Sohn, laß dir folgendes sagen: Der Einzelfall dieser Frau soll dich nicht weiter bedrücken oder beschäftigen. Einige Freunde von mir, der König hat auch mitgeholfen, haben die Mittel zusammengebracht, die es ermöglichen, der Frau in neuer Umgebung ein fernerhin sorgenfreies Leben zu schaffen, das sie instand setzt, ihr Kind ohne Sorgen in Ruhe aufzuziehen. Du kannst dich also jeder weiteren Bekümmernis um dieses Einzelschicksal entschlagen, in das der Zufall — oder sagen wir lieber, eine merkwürdige Schickung dich so bedeutsam hat eingreifen lassen. Das Erlebnis als solches gilt es nun für dich und deine Zukunft fruchtbar und folgenstark zu machen. Ich habe es dem Könige schon neulich gesagt, und ich sage es heute dir selbst, obschon du heute noch ein wenig jung für solche Dinge erscheinst. Aber ich meine, nicht früh genug kann der Mensch die Ziele seiner Bestimmungen erkennen. Du suchst, wie ich weiß, seit Monaten bekümmert und ohne Ergebnis deinen künftigen Beruf. Ich denke, dieses große Erlebnis, das dich so im Innersten erschüttert hat, bringt dir die Antwort auf jene Frage. Wem der Rechtsbegriff so tief und lebendig in der jungen Seele steckt, der wird doch wohl ein Rechtskundiger werden müssen. Ich sage lieber — ein Rechtssucher. Denn diese Probleme harren bis jetzt in solchem Maße noch der Klärung, daß wir im Bereiche des Strafrechts, ich sage es, ohne mich einer Übertreibung schuldig zu machen, noch durchaus im Dunklen tappen. Hier ist das Recht wirklich noch nicht gefunden worden, hier muß es in der Tat erst noch gesucht werden. Alle diese großen grundlegenden Fragen, die schließlich auf die eine hinauslaufen, ob es eine absolute Willensfreiheit gibt, und wenn das nicht der Fall ist, wie wäre die Strafe abzumessen, Tätern gegenüber, die nicht in vollem Maße verantwortlich bleiben — all diese Fragen harren noch der Lösung. Unser größter und exaktester Denker, Kant, hat von der Frage der Willensfreiheit gesagt, daß Jahrtausende an ihrer Lösung vergeblich gearbeitet hätten. Wenn aber selbst diese Urfrage niemals zur Lösung kommen sollte, so bleibt die Riesenaufgabe übrig, das Strafrecht so umzugestalten, daß seine Normen nicht wie heute jedem tiefer Denkenden eher der Ungerechtigkeit, als der Gerechtigkeit und Zweckdienlichkeit gemäß geschaffen zu sein scheinen. Dem Elendesten aber der Volksgenossen, ihm, der in Schuld fiel, gilt es an Gerechtigkeit das aller-

genaueste Maß zu gewähren, soll denen, die Recht sprechen müssen, die schreckliche Pein genommen werden, die in dem Bewußtsein liegt, an Gottes, des vollkommenen Wesens, Stelle und in seinem Namen Urteile zu fällen und zu vollstrecken, die der göttlichen Gerechtigkeit Hohn sprechen. Wird ein Mensch in seinen frühen Jugendjahren von denen, die ihn kennen und lieben, so gewertet, daß sie ihn für dazu auserwählt halten, in diese dunklen Regionen Licht schaffen zu helfen, so liegt darin eine außerordentlich hohe Einschätzung seiner moralischen und Verstandesgaben. Es ist das Höchste, Alfred, das Höchste — schlechthin, was wir auf solche Art von dir erwarten und erhoffen."

Im Schwinden des Tageslichts war Alfred von Ingelheim, wie von der Schwere dieser Worte seines Lehrers und Freundes gepackt, aufgestanden und sah, die Augen weit geöffnet, in Ergriffenheit und stumm ins Weite, als tauchten vor ihm die großen und bedeutenden, die schönen und gräßlichen Bilder der Zukunft auf, der ihn sein schweres Menschenschicksal nun zuführen sollte . . .

6.

Im Herbst war Alfreds Einsegnung in der Erbheimer Stadtkirche vollzogen worden. Den König, der unpäßlich war, vertrat ein Adjutant. Alfred war nun sechzehn Jahre alt und Oberprimaner. Er war nicht sehr froh an diesem Festtage, denn er beging ihn unter Fremden. Das Nirentaler Konvikt war aufgelöst worden, der Kronprinz besuchte die letzten Schuljahre ein Provinzgymnasium. Dr Geßner war ins Kultusministerium berufen worden, und Alfred lebte in der Familie des Konsistorialrats Frohwein, des rangältesten Geistlichen der Erbheimer Parochie, der in deren alter und schöner Stadtkirche ein ziemlich strenggläubiges Christentum kündete, das wenig von dem aufklärerischen linken Flügel des Landesprotestantismus wissen wollte. Gerade weil sein vornehmer Schützling aus den profanen Händen des liberalisierenden Dr Geßner kam, den ein seltsamer Einfall der Regierung jetzt noch obendrein ins Ministerium berufen hatte, gerade deshalb rückte der eifervolle Frohwein dem jungen Ingelheim, der nun Hausgenosse im Predigerhause geworden war, mit um so gröberem Glaubensgeschütze auf den Leib. Er wollte, koste es, was es wolle, aus Alfred einen Orthodoxen und sehr positiven Protestanten machen. Zu Alfreds Einsegnung donnerte Frohwein über das Wort: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." So kam es, daß die religiösen Regungen, die in jeder jungen Menschenseele lebten, durch Frohweins Übereifer eher zurückgedämpft, als gesteigert wurden. Der beleibte Gottesmann war nichts als ein Eiferer, so im Amt, wie im Hause. Der erprobteste und unerbittlichste Ketzerriecher auf der Synode, war er zu Hause ein arg auf leibliche Genüsse versessener Tyrann, der die verschüchterte kränkliche magere Frau in Angst und Schrecken hielt, wenn einmal der Braten weniger geraten, der Rheinwein nicht hinreichend gekühlt war. Kinder besaß das Paar nicht, und es war nur natürlich, wenn

Alfred zu diesen beiden Menschen keine Beziehungen finden konnte. Dr Geßner befand sich leider am Einsegnungstage bei der Revision einer sehr entlegenen Universität der Monarchie und konnte nicht abkommen, was er in einem langen und herzlichen Telegramm bedauerte. Sein Geschenk an Alfred, Lombrosos Werke in der Ursprache, fand bei Frohwein eine sehr ungnädige Aufnahme. Er verurteilte diese Schriften an sich, nannte sie gottlos und vermessen und konnte sich's nicht versagen zu bemerken, der einzige Trost bei dem Geschenke sei, daß die Bücher, in italienischer Sprache abgefaßt, dem Empfänger unverständlich bleiben müßten. Am nächsten Tage bestellte sich Alfred eine italienische Grammatik und ein Wörterbuch.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr E. Mühling.

Aus einem Gefühl quellen die politischen Gedanken, Taten und Sorgen der Völker Europas und ihrer Leiter in diesem ereignisreichen Jahr, dessen Atmosphäre gewitterschwanger ist wie wenig andere, aus einem Gefühl, das auf ihnen lastet wie ein schwerer Alp, das all ihr Denken und Handeln beherrscht, das die bewegende Kraft jeder staatlichen Maßnahme auf dem Gebiet der internationalen Politik ist, das die Feder der Staatsmänner leitet, wenn sie diplomatische Noten schreiben, das die Räder der Gesetzgebungsmaschinen treibt und die zersplittertsten Volksvertretungen, die streitbarsten Körperschaften der Welt, zu fast einmütigen Beschlüssen fortreißt. Dieses Gefühl war schon seit langer Zeit eine der machtvollsten Triebfedern aller diplomatischen Aktionen, aber es hat sich seit dem vorigen Sommer über immer weitere Kreise verbreitet und scheint jetzt alle Gemüter zu beherrschen. Dieses Gefühl ist die Furcht vor dem Kriege. Die ungeheuren Rüstungen, mit denen Europa sich umpanzert hat, sind ihr Werk. Denn sie sind nicht geschaffen worden, weil die Völker oder ihre Führer den Krieg wollen, sondern weil man sie für das beste Mittel hält, um ihn zu vermeiden. Ein solches Mittel sind sie aus zwiefachen Gründen: erstens deshalb, weil die Angriffslust eines jeden Volkes in demselben Verhältnis abnimmt, in dem die Verteidigungskraft der anderen wächst, aber zweitens deshalb, weil sie die Furchtbarkeit des Krieges ins Ungemeßne steigern. Unter den Staatsmännern Europas gibt es zur Zeit keinen einzigen, der entschlossen wäre, die Verantwortung für das unabsehbare Unglück auf sich zu nehmen das ein Krieg zwischen zwei europäischen Großmächten über die Welt bringen würde. Alle arbeiten sie gemeinsam an der Aufrechterhaltung des Friedens. Aber die Mächte, die endgültig über Krieg und Frieden entscheiden, scheinen unabhängig von dem Willen der Menschen zu sein wie die Naturkräfte, und der Kampf gegen sie muß sich wie der Kampf gegen jene auf Schutzmaßregeln beschränken. Die Kunst der europäischen Diplomatie erschöpft sich in der Erfindung politischer Blitzableiter und in der Aufrichtung politischer Dämme und Stromregulierungen.

Zur Stunde, in der diese Zeilen geschrieben werden, ist die europäische Diplomatie wieder mit der Errichtung eines solchen Dammes beschäftigt. Der Baumeister, der den Entwurf zu diesem Werk ersonnen hat, ist Graf Berchthold, der österreichische Minister des Äußeren. Sein Vorschlag erblickte das Licht der Welt in dem Augenblick, in dem Herr Poincaré sich anschickte, aus Petersburg in die Heimat zurückzukehren. Dies zeitliche Zusammentreffen zweier Ereignisse, die nicht das geringste mit einander zu tun haben, haben Politiker und Leitartikler, die das Gras wachsen hören, denen die natürlichsten Erklärungen politischer Vorgänge immer die unwahrscheinlichsten sind, und denen ein fast krankhaftes Mißtrauen die Klarheit des Urteils trübt, sich nur dadurch verständlich machen können, daß sie einen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihnen herstellten. In Österreich, so behaupten sie, habe man das Bedürfnis gehabt, zu beweisen, daß etwaige Abmachungen über die auf dem Balkan zu befolgende Politik — und daß solche Abmachungen in Petersburg getroffen worden seien, setzten sie als feststehende Tatsache voraus —

nicht über Österreichs Kopf hinweg verwirklicht werden dürften. Deshalb bedeute der Vorschlag des Grafen Berchthold nichts anderes als eine Warnung für die Mächte der Triple-entente, die darauf aufmerksam machen sollte, daß auch Österreich in allen Fragen, die den Balkan betreffen, ein kräftiges Wörtlein mitzureden habe. Viel zu künstlich erscheint diese Erklärung, als daß ein unbefangener Beobachter der europäischen Politik sie für richtig halten könnte. Aus der vorsichtigen Anregung des Grafen Berchthold, die sich noch gar nicht zu einem programmatischen Vorschlag verdichtet hat, die viel mehr den Charakter einer tastenden Anfrage als den einer tatkräftigen Willensäußerung offenbart, spricht wahrlich nicht die Entschlossenheit, die den Kundgebungen eines Staates die Farbe geben würde, der sich gegen die Verletzung berechtigter Interessen wehren will. Das zeitliche Zusammentreffen der beiden Ereignisse läßt sich viel einfacher erklären. Gerade zu der Zeit, zu welcher der französische Ministerpräsident eine so freundliche Aufnahme in Rußlands Hauptstadt fand, nahmen die Ereignisse auf der Balkanhalbinsel eine Wendung, die in ganz Europa wieder jenes Gefühl belebte, von dem der Anfang dieser Rundschau spricht, die aber als ganz besonders bedrohlich in Österreich empfunden werden mußte. Die große Gefahr, mit der die Spaltung des türkischen Heeres den osmanischen Staat bedrohte, war zwar durch die Geschicklichkeit eines Ministeriums beschworen worden, das aus bewährten, vorsichtigen und erfahrungsreichen Staatsmännern besteht, aber der albanesische Aufstand hatte alle türkenfeindlichen Elemente in den Balkanstaaten, in Bulgarien, in Montenegro und in Serbien in Bewegung gebracht. Es war ein Augenblick gekommen, der ihnen für die Verwirklichung ihrer nationalen Träume günstig schien. Durch Bombenattentate, durch Mord und Brand reizten die ewigen Unruhestifter, die sich in den bulgarischen Geheimkomités zusammengefunden haben, die türkische Bevölkerung zu verzweifelten Gewalttaten. Konnte sie doch von einer Regierung, die gleichzeitig einen auswärtigen Feind und eine Revolution zu bekämpfen hatte und die eben erst mit Mühe und Not ihre einzige Waffe, das Rückenmark ihres staatlichen Organismus, das Heer, vor der vollständigsten Verwahrlosung gerettet hatte, keine Hilfe erwarten. Und diese Gewalttaten, die Niedermetzelung von Hunderten bulgarischer Christen, erweckten ein tausendfältiges Echo in Bulgarien, dem einzigen Balkanstaate, der in jahrzehntelanger Arbeit sich gesunde Finanzen und ein starkes schlagfertiges Heer geschaffen hat. Gleichzeitig aber glaubte man in Montenegro die Gelegenheit benutzen zu müssen, um die immer wieder hinausgeschobene, von der Türkei versprochene Regulierung der südlichen Grenze erzwingen zu können. Die ernsten Vorstellungen, die in Cettinje von den Gesandten Österreichs, Rußlands und Italiens erhoben wurden, schienen Erfolg zu haben. Der König Nikita versprach, daß er den Frieden nicht stören würde. Aber die Erregung der bewaffneten Grenzbevölkerung des kleinen Berglandes scheint sich durch dieses Versprechen nicht besänftigen zu lassen. Die Kämpfe an der heißumstrittnen Grenze hoben nach kurzer Pause wieder an, und zur Stunde sind die Türken in Berane, das fünf Kilometer von der montenegrinischen Grenze entfernt liegt, in ihren Blockhäusern von den Montenegrinern belagert.

Wenn auch die Regierungen der Balkanstaaten versicherten, daß sie den Frieden nicht stören wollten, so lag doch die Gefahr nahe, daß die Sehnsucht ihrer Völker nach der Vereinigung mit den Stammesgenossen, die sich von der

türkischen Herrschaft befreien wollen, sie zu Unternehmungen fortreißen konnte, deren unheilvolle Folgen nicht abzusehen waren. In allen diesen Ereignissen mußte der nächstbeteiligte Nachbar, der nicht Gewehr bei Fuß den Zerfall der europäischen Türkei tatlos ansehen kann, Gründe genug finden, um einen diplomatischen Schritt zu unternehmen, der die Mächte zu gemeinsamem Handeln veranlassen soll. Graf Berchthold hat keinen Zweifel daran gelassen, daß er das neue türkische Ministerium, dessen Politik ihm sympathisch ist, durch seine diplomatische Aktion nicht schwächen, sondern stärken will. Denn der Bruch dieses Ministeriums mit dem System der straffen und rücksichtslosen Zentralisation der Verwaltung, das eines der charakteristischen Merkmale der jungtürkischen Herrschaft war, ist von ihm mit großer Freude begrüßt worden. Aber er will doch zugleich die Bevölkerungen der Balkanstaaten, die gerade in der Dezentralisation der Verwaltung die größte Gefahr für ihre nationalen Bestrebungen erblicken, beruhigen und vor folgenschweren Unbesonnenheiten bewahren. Die Lösung dieser Aufgabe ist ungefähr so schwer wie die der Quadratur des Zirkels. Und um eine Übereinstimmung unter den Großmächten über die Art und Weise der Einwirkung auf die Türkei und auf die Balkanstaaten herbeizuführen, werden wochen-, ja vielleicht monatelange Verhandlungen nötig sein. Alle Großmächte haben die an sie gerichtete Frage des Grafen Berchthold bejaht. Da sie so allgemein gehalten war, daß ihre Bejahung zu nichts verpflichtet, sondern nur die Bereitwilligkeit zu Verhandlungen bedeutet, so war diese Zustimmung zu erwarten. Von einem vollen Erfolg wird man aber erst sprechen können, wenn eine Einigung über das Programm der gemeinsamen Aktion erzielt worden ist. Immerhin wird die nun feststehende Tatsache, daß Verhandlungen zwischen den Großmächten geführt werden, die auch die Erfüllung der berechtigten Forderungen der christlichen Bevölkerungen der Balkanhalbinsel zum Ziele haben, von den Vertretern der Mächte in Belgrad, Sofia und Cettinje dazu benutzt werden, um die aufgeregten Gemüter der Bulgaren, der Serben und Montenegriner zu beruhigen. Wenn das gelingt, dann ist der Schritt des Grafen Berchthold nicht vergeblich gewesen. —

Die hochgespannten Erwartungen, mit denen Frankreich die Reise seines Ministerpräsidenten nach Petersburg begleitet hat, sind bitter enttäuscht worden. In Deutschland hat die öffentliche Meinung in dieser Reise keinen Grund zur Beunruhigung gefunden. Es ist merkwürdigerweise sowohl in Frankreich als in England und in Italien die Behauptung verbreitet worden, daß die deutsche Presse über den angeblichen Abschluß der Marinekonvention und über die Herzlichkeit des Verkehrs zwischen den leitenden Staatsmännern unserer beiden Nachbarn in die größte Aufregung geraten sei. Die Verbreiter dieser Behauptung haben sich einer gröblichen Fälschung schuldig gemacht. Das Gegenteil ist richtig. Wir wissen, daß Rußland weniger wie je geneigt ist, französische Revanchegelüste zu begünstigen, und daß in Frankreich selbst das ganz Europa beherrschende Gefühl der Furcht vor dem Kriege mindestens so groß ist wie in anderen Ländern. Die Versicherung, mit der die offizielle Kundgebung über die Begegnung von Petersburg schließt, die Versicherung nämlich, daß die Zusammenkunft nur dem Zwecke des Friedens dient, ist keine inhaltlose Phrase. Neben zahlreichen anderen Gründen dämpft die marokkanische Sorge in Frankreich die Kriegslust. Wenn unsere Alldeutschen ihre Blicke jetzt über die Meerenge von Gibraltar

schweifen lassen, werden vielleicht auch sie begreifen, daß der Vertrag vom 4. November 1911 nicht sowohl wegen der Erwerbung von Neukamerun als wegen des Verzichts auf Marokko ein Segen für Deutschland war. Schon behaupten ernste französische Politiker, daß der Besitz Marokkos Frankreich für lange Zeit verhindern werde, den Einfluß auf die europäische Politik auszuüben, auf den es Anspruch hat. Der Matin hat eine anschauliche Karte veröffentlicht, aus der leicht ersichtlich ist, daß die Gebiete, in denen die französische Herrschaft unbestritten ist, sich auf die Gegenden der Küste beschränken. Ehe sie Herren des Landes sind, werden kampfreiche Jahre vergehen, und während dieser Jahre wird Marokko in der Bilanz des französischen Welteinflusses als Passivum erscheinen. In viel höherem Maße noch hätte sich Deutschland mit diesem Passivum belastet, wenn seine Staatsmänner die Wege der Alldeutschen gewandelt wären, weil die weite Entfernung dieser Kolonie zehnfache Opfer von uns gefordert hätte.

Italien ist nach der geschickten und strategisch sehr interessanten, wenn auch unblutigen Eroberung von Suara und seiner Oasen nunmehr im Besitz der ganzen libyschen Küste und scheint den Marsch ins Innere und die Eroberung von Garian ernstlich vorzubereiten. Es beherrscht auch jetzt die von Tunis nach Tripolis führenden Karawanenstraßen. Jedoch die Widerstandskraft der Araber ist noch nicht gebrochen, und zur endgültigen Eroberung des Landes werden noch opferreiche Anstrengungen erforderlich sein. Aber der Wechsel des Ministeriums in Konstantinopel und die Gefahren, die seit dem Ausbruch des albanesischen Aufstands das osmanische Reich von allen Seiten bedrohen, scheinen dem Abschluß des Friedens günstig zu sein. In der Schweiz finden unverbindliche Verhandlungen privater Natur zwischen angesehenen Türken und Italienern statt, von denen die Regierungen der beiden kriegführenden Länder unterrichtet sind. Zu irgendeinem Ergebnis scheinen selbst diese unverbindlichen Besprechungen noch nicht geführt zu haben. Italien hat von der Türkei nie den ausdrücklichen Verzicht auf Tripolis und die Cyrenaica, sondern nur die Zurückziehung der türkischen Truppen aus den afrikanischen Provinzen verlangt. Aber von dem zum Gesetz erhobenen Annexionsdekret kann kein Buchstabe gestrichen werden. Solange die Türkei sich nicht mit dieser unabänderlichen Tatsache abfindet, wird kein Friede möglich sein.

Koloniale Rundschau.

Lindequist's Rechtfertigung.

Karl Ritter, ein bisher in der Kolonialpolitik und in der Politik überhaupt völlig unbekannter Herr, hat vor wenigen Wochen ein Werk veröffentlicht, das, und auch mit Recht, die größte Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gelenkt hat und das zeitweise das Tagesgespräch sämtlicher führenden politischen Kreise gebildet hat. „Wer ist Karl Ritter"? so fragte man sich mit Recht, als man die Denkschrift „Neu-Kamerun", die als Veröffentlichung des Reichs-Kolonialamts im Verlage der Firma Gustav Fischer in Jena erschienen war, zu Gesicht bekam. Nur den Wenigsten war bekannt, wer der Verfasser ist und was ihn zu der Denkschrift veranlaßte, die so ungeheueren Staub aufwirbelte. Ritter ist einer jener Assessoren des Reichs-Kolonial-Amts, die sich während eines kurzen Aufenthaltes im Hause Wilhelmstraße 62 für ihre Auslandstätigkeit im Kolonialdienst vorbereiten, um dann auf eine Berufung, sei es als Bezirks-Amtmann oder dergleichen, in den Kolonien zu warten. Zweifellos würde die Welt im ersten Jahrzehnt von der Existenz

eines Karl Ritter kaum etwas erfahren haben, und auch in Kolonialkreisen würde er wohl kaum vor seiner Beförderung zum Geheimrat von sich reden gemacht haben, wenn ihm nicht durch einen besonders glücklichen Zufall ein sehr interessantes Ressort zugefallen wäre. Die Assessoren des Reichs-Kolonial-Amtes werden während ihrer Ausbildungstätigkeit meist mit minder wichtigen Fragen beschäftigt. Man gibt ihnen ausländische Zeitungen zu lesen, man läßt sie juristische Gutachten anfertigen, sie bekommen Gesetzentwürfe zur Korrektur, kurz und gut, Arbeiten, die dem Range eines Assessors entsprechen. Eine bemerkenswerte Ausnahme hat man bei Herrn Ritter gemacht. In die Zeit seiner Tätigkeit im Kolonialamt fiel nämlich die Neuerwerbung am Kongo, und Herr Ritter erhielt als eine seiner Aufgaben die Ausarbeitung eines Berichtes über den Wert des Kongo auf Grund des bisher bekanntgewordenen Materials. Trotzdem er nie in seinem Leben Kameruner Boden betreten hat, gelang es ihm, sich auffallend schnell in die Materie einzuarbeiten und das ziemlich schwierige Material sehr gut zu verarbeiten. Dabei war von vornherein daran gedacht, die Ergebnisse Ritter'scher Forschungen in irgend einer Form der Öffentlichkeit zu übergeben. Man dachte namentlich daran, sie als Denkschrift dem Reichstage vorzulegen. Nun hat man seit der Aera Lindequist im Reichs-Kolonial-Amt davon abgesehen, umfangreiche Denkschriften für teueres Geld drucken zu lassen. Man verkauft vielmehr die hierfür in Betracht kommenden Manuskripte an irgend eine der größeren in Deutschland bestehenden Verlagsfirmen. So erscheint beispielsweise der Jahresbericht des Reichs-Kolonial-Amts im Verlag der Firma Mittler & Sohn, die kolonialwirtschaftlichen Abhandlungen des Kolonial-Amts im Verlage der Firma Fischer, Jena. Man ging also auch bei der Veröffentlichung der Arbeit über „Neu-Kamerun" dazu über, sie durch den Verlag von Fischer in Jena publizieren zu lassen, einerseits, weil hierdurch dem Reichs-Kolonial-Amt die Kosten des Druckes erspart werden, andererseits, weil man sich hiervon eine entsprechende Verbreitung versprach.

Die Art, wie der Bericht im deutschen Volke aufgenommen wurde, hat aber anscheinend die beteiligten Kreise stark überrascht. Man glaubte, daß der Bericht, ähnlich wie die sonstigen Veröffentlichungen des Reichs-Kolonial-Amtes, lediglich von einigen Spezial-Interessenten beachtet und von den Zeitungen nur kurz erwähnt werden würde. Aber es kam anders. Das Werk über den Kongo enthält eine solche Fülle wichtigen Materials, und vor allem eine solche Menge äußerst bedenklicher Tatsachen, daß die Öffentlichkeit sich in diesem Falle etwas eingehender mit dem Werke beschäftigte, eingehender jedenfalls, als manchem in der Wilhelmstraße lieb war. Mit einer erstaunlichen Offenheit deckte das Reichs-Kolonial-Amt — denn Ritter handelte ja nur als Beauftragter und im Einverständnis seiner Behörde — alle die Mißstände auf, die bis jetzt über den Kongo bekannt geworden sind. Man erfuhr da plötzlich Dinge, die eigentlich bei der Erwerbung hätten bekanntgegeben werden müssen, so beispielsweise, daß an einigen Stellen nicht nur der dauernde Aufenthalt von Weißen unmöglich sei, sondern auch ein vorübergehender Aufenthalt geradezu als mörderisch bezeichnet wird! Die Einzelheiten des teilweise recht düsteren, aber keineswegs zu düster gehaltenen Bildes sind durch die Tagespresse bekannt geworden, sodaß sie hier nicht rekapituliert zu werden brauchen. Jeder Einsichtige muß sich fragen: wie ist es denkbar, daß Deutschland ein so schlechtes Tauschobjekt annehmen

konnte, und wie ist es möglich, daß dem Reichstage nicht sofort, als das Marokko-Abkommen zur Diskussion stand, reiner Wein eingeschenkt wurde? Namentlich wenn man die jetzige neue Denkschrift des Kolonialamtes mit der ersten, im November 1911 vorgelegten vergleicht, so kann man ganz auffallende Widersprüche feststellen. Die erstere Denkschrift stellt eine ganz oberflächliche Arbeit dar, die in sehr vielen Punkten der Korrektur bedarf, und diese Korrektur hat das Reichs-Kolonial-Amt jetzt vorgenommen. Selbst wenn man sich, trotz der Ausführungen Ritters, auf den Standpunkt stellt, daß das neue Gebiet am Kongo keineswegs ganz wertlos ist, so muß man sich doch sagen, daß die Franzosen allen Grund haben können, über die Abtretung dieses Gebietes froh zu sein. Für uns bedeutet das neue Gebiet zweifellos einen sehr fragwürdigen Besitz, ja möglicherweise sogar eine schwere Belastung. Und immer wieder muß man bei der Lektüre des Buches an jenen Mann denken, der aufrechten Hauptes das Kolonialamt verließ und lieber sein Amt zum Opfer brachte, als seine Überzeugung: Lindequist.

Als Dr von Lindequist das Reichs-Kolonial-Amt verließ, ohne allerhöchsten Gnadenbeweis, ohne Ordensauszeichnung und ohne kaiserlichen Dank, da wußten Eingeweihte genau: kommen wird einstens der Tag, an dem immer klarer hervortritt, wie recht Lindequist bei seiner Stellungnahme gehandelt hatte. Er wollte lieber ein kleines Stück Land, das sich leicht verwalten ließ und das einen Ertrag abwarf, gegenüber jenem riesigen Komplex, der zwar an Umfang das übertraf, was Lindequist vorschwebte, der aber mit Hypotheken schlimmster Art, mit Glossina morsitans und Glossina palpalis belastet ist. Lindequist kann sich freuen, daß ihm von seiner eigenen Behörde so umfangreiches Material zu seiner Rechtfertigung herbeigeschafft wird, eine bessere Verteidigung seiner Politik kann er sich nicht wünschen.

Eine andere Frage ist, welchen Anlaß hat wohl das Reichs-Kolonial-Amt gehabt, gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo kein Mensch mehr vom Kongo spricht, eine derartige Denkschrift herauszugeben. Man begegnet verschiedenen Versionen. Die einen behaupten, Dr Solf wollte, nachdem er sich selbst überzeugt habe, wie fragwürdig der Wert des Kongogebietes ist, der Öffentlichkeit reinen Wein einschenken, damit ihm nicht später der Vorwurf der Vertuschung gemacht werden kann. Ob diese Version richtig ist, weiß man natürlich nicht. Sie hat jedenfalls viel mehr für sich als die andere Version, die dahin lautet, daß Dr Solf Aspirationen nach einem anderen Portefeuille habe, dessen Träger durch die gegenwärtige Kongo-Denkschrift in eine etwas schiefe Lage gekommen sei. Die dritte Version dürfte jedenfalls völlig falsch sein, wonach Herr Dr. Solf gar keine Ahnung von dem gehabt habe, was in der Denkschrift gestanden hat. Es ist ausgeschlossen, daß eine Behörde, wie das Reichs-Kolonial-Amt, einen Assessor mit einer so vitalen Frage beauftragt, ohne daß der Referent und der Dirigent genau über die Tendenz und die Art und Weise der Behandlung orientiert sind. Gewiß, Staats-Sekretär Solf befand sich zur Zeit der Veröffentlichung nicht im Reichs-Kolonial-Amt. Er hat vielleicht das Manuskript der Ritter'schen Arbeit vorher nicht gesehen, aber von den verantwortlichen Instanzen waren zwei anwesend, die auf alle Fälle im Kolonialamt die Verantwortung für die Arbeit haben. Es ist ausgeschlossen, daß der Ministerialdirektor Gleim, der ja früher selbst Gouverneur von Kamerun gewesen ist, die Erlaubnis zum Erscheinen der Denk-

schrift gegeben hat, ohne daß er sie vorher gründlich geprüft hat. Es bleibt also demnach wohl nur noch die Annahme übrig, daß das Reichs-Kolonial-Amt Wert auf eine vollständige Aufklärung des Volkes über den deutschen Kongo legte, und dafür kann das deutsche Volk Herrn Solf nur dankbar sein. Allerdings wird mancher in der Wilhelmstraße darüber anders denken, und gerade in den H usern, die dem Reichs-Kolonial-Amt gegenüberliegen, dürfte manchei sein Haupt bedenklich geschüttelt haben. Bethmann-Hollweg und Kiderlen werden Herrn Solf für die „objektive" Behandlung des Materials etwas weniger dankbar sein. Coloniensis.

Literarische Rundschau.

Friedrich Stein-Berlin.

In keiner Kulturepoche wurde so viel geschrieben, wie heut. Wo vor hunderten Jahren Einer gesagt, gesungen und geschrieben hat, ringen heut Zehntausend in stetig noch wachsender Konkurrenz der Gleichbegabten um den Erfolg. Zur selben Zeit, und kaum auch nur in ideellem Gegensatz, ersteht neben dieser unübersehbaren Produktion der modernen Dichtung eine Archäologie-Literatur, die mit systematisch geschultem Schürfen dem Schoß vergangener Jahrhunderte poetische Schätze entwindet. Diese Schätze, wie jeder Schatz, werden zum Besitz aber erst, wenn sie gewußt, gekannt, in unserem Falle der Allgemeinheit und ihrem Verstehen zugänglich gemacht werden. Darum ist es Pflicht des Kritiker-Publizisten, diesem Literaturgebiet eingehende Beachtung zu schenken. Und im höchsten Grade verdient solche Beachtung ein Werk, das Professor Felix Niedner unternommen. Ein Werk, dessen Ausdehnung schier unübersehbar ist, selbst in seinem wohlgeordneten Plan, der auf umfassende und gründliche Kenntnis der Materie sich aufbaut. Die altnordische Sage, in ihrer Totalität von Dichtung und Prosa, wie sie, vor weit mehr als einem Jahrtausend, von Skandinavien ausgeht, nach Island überspringt, dort Ausbreitung, Vertiefung, Landfarbe und Volkstümlichkeit erhält, führt Niedner in seiner Arbeit, von Island aus, in unseren Besitz über.

Wie allenthalben war auch dort die erdhaftende Bodenständigkeit — das Kriterium der Sage, gegenüber dem Wesen des Märchens — und das Medium der mündlichen Überlieferung, ihrer stofflichen Ausbreitung ungemein günstig. Und wie ungeheuer die von Professor Niedner zusammengetragenen, nordischen Sagenschätze, durch das Wachstum der Jahrhunderte hin, sich ausgedehnt haben, spiegelt sich deutlich in dem Programm, das er für sein Werk aufgestellt: in weniger nicht als 24 umfangreichen Bänden faßt er seinen Stoff zusammen — nach seiner chronologischen Entwickelung. Immer auf der schwanken Geschehnisbrücke der Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen Island und Skandinavien, das für die Sage bis ins Land der Lappen, bis nach Rußland einerseits und England hinüber sich ausdehnt. Von der Edda bis auf Dieterich von Bern wird in seiner dermaleinstigen Vollendung das Werk unter dem Kollektivtitel „Thule" alles umfassen, was an Helden- und Göttersagen, an Kampf- und Preis-Gesängen, an Königs- und Fürsten-Legenden, an Bauern- und Bergvolk-Geschichten heut noch auffindbar gewesen. Auch was an Novellen von Königshöfen und von den Palästen der Heerführer und Vasallen, was an geschichtlich überlieferten Sagen und Geschichten von den Schicksalen des Staates und der Kirche auf Island und was an Heldenromanen jetzt noch dort lebt.

Das alles konnte, wie begreiflich,

nur mit Überwindung außerordentlicher Hemmungen in wissenschaftlich zulässiger und zulänglicher Form zusammengetragen werden. Denn die beiden Hauptwerke der landeigenen Islandsagen: „Die Heimskringla" und die „Landnama" sind zwar gewährleistete, aber oft unzureichende Sagenquellen. Und für vieles ist sicher auch heut noch die mündliche Überlieferung der einzig erreichbare Bronnen. Umso schwieriger das Zusammentragen, um so verantwortlicher das Sichten und Sondern, um so verdienstlicher das Ergebnis, dessen erster Extrakt in vorliegendem Bande „Die Geschichte vom Skalden Egil" sich poetisch verdichtet. In 87 „Gesängen" und „Gedichten" zieht Egils Lebensbild an dem Leser vorbei: Egil, einer der tapfersten Helden und gnadenreichsten Sänger unter den freien Großen in Islands königlosem Staat, ist der Sohn des rauhen Skallagrim und Enkel des großen, ungebeugten Kveldulf, der lieber der alten Heimat Norwegen entsagt und ins fremde Land, zu fremden Göttern geht, als daß er sein altes Haupt in Vasallendemut dem Könige beugt, der daheim aus eigner Macht aufgekommen. Mit seinen Söhnen: der hehren, lichten Siegfriedgestalt Thorolf und dem starken, grimmen Skallagrim, dem Vater Egils, zieht Kveldulf nach Island, wo von zahlreichen, politischen Flüchtlingen aus den edelsten Geschlechtern des Adels, der Bürger und Bauernschaft Norwegens vor Zeiten schon ein Freistaat gegründet worden.

Hier wird Egil, der Held und Skalde, geboren. Hier wurzelt er mit seinem Leben, seinen Kindern und Enkeln. Von hier aus lenkt er seine kühnen Wikingerfahrten viermal weit über die Meere. Hierher kehren alle seine Unternehmungen von fremden Landen immer wieder zurück. Hier erfüllt sich sein und der Seinen Geschick: Lebenssturm und Todesstreit, Waffenklirren und Blutgemetzel, Feindesnot und Freundestreue, Eheglück und Familiengebreste, erschlagene Widersacher und eigene Gefangenschaft, Königshuld und Fürstenmeuchelei, schleichende Verleumdung und helles Lobsingen, kriechender Verrat und aufrechtes Warnen, rasendes Verhängnis, das wie Walkürenritt über die Häupter daherbraust, und stille Fortentwickelung bürgerlichen Lebens und staatlicher Formen; kirchliche Stürme und Drangsale, die von der Götterdämmerung bis zu den Altären Christi leiten — das alles in brausender Lebenswildheit zieht an uns vorüber in der steinern gestaltenden Sprache der Chronik, den Rhythmen der Überlieferung und widerklingend in dem Gesange der Skalden, — seiner chorischen Begleitung! Der Skalden, die zugleich die Helden der Ereignisse und ihre Verkünder sind. Wenn Egil, der grimme Held und Streiter, Schild und Schwert von sich getan, wird er zum Sänger, dessen beschwichtigtes Empfinden oft sänftiglich seinen Sang durchseelt, und gemildert poetisches Wort für furchtbare Taten findet. Klänge, die bis an sein Ende seiner bewußten Kunst Blüten tragen und zuweilen sogar zu Scherz und Selbstironie sich herbeilassen. Ein Achtziger, erblindet, hilflos weil kraftlos, sagt und singt er noch sein Lied und seine Leiden.

Von diesen seltsam schreitenden Stabreimen, deren Kernwesen und Urwuchs in den Dichtungen des Alt-Hochdeutschen ihr Gegenstück finden, sind einige im Original mitgeteilt.

Felix Niedner hat seine Aufgabe nicht leicht genommen. Das hier al fresco entworfene Lebensbild, heldisch-kraftvoll, schwerlebig, immer linienfest und überaus bildreich, ist von respektgebietender Größe in der Gestaltung, von einer schwer zu schätzenden Sorgfalt in der Übertragung aus dem Original (von Finnur Johnsson), in der Einreihung der Details

und von wohlerwogen=angepaßter Kunst im Vortrag. Vor allem klar in der Entwickelung historischer Folgerungen, die mit der Einigung Norwegens durch König Harald Haarschön (ums Jahr 870) einsetzt. In seiner Einleitung übersichtlich, instruktiv und ausnehmend interessant, gibt Niedner Aufschluß über seine Wege und Quellen, auch über die vielfachen Möglichkeiten der Sagen=Entwickelung, die Verflechtungen, Sonderungen und Neubildungen ihrer Motive und deren geschichtliche Bedeutung. Man weiß nicht, soll man schließlich mehr den profunden Wissenschaftler oder mehr den geschickten Erzähler bewundern, der es verstanden, das rasch geweckte Interesse bis zum letzten Worte seines außerordentlich wertvollen Buches über „Egil den Skalden" in atemloser Spannung zu fesseln. Nach dieser ersten Probe, in jedem Sinne vielverheißend, weil viel gebend (auch in der äußern, auf den altnordischen Ton trefflich abgestimmten Ausstattung) wird man, mit sozusagen gewährleistetem Vertrauen die weiteren Darbietungen erwarten dürfen. Der Verlag aber (Eugen Diederichs, Jena) hat sich mit dieser Bereicherung des deutschen Literaturbesitzes eine Anwartschaft auf den Dank der Nation geschaffen.

Freilich nicht nur mit dem genannten Unternehmen allein. Seit Jahren sind zahlreiche, herrliche Werke auf gleichem und ähnlichem Gebiet in verdienstvollen Ausgaben von dem Verlag Eugen Diederichs ausgegangen. Elite=Werke der deutschen und verwandten Sage, des Volks=Epos der Legende und der Groteske. Ich erwähne heut nur — von Einschränkungspflicht beengt — Charles de Coster's „Tyll Ulenspiegel" und „Flämische Legenden". Beide Bücher herausgegeben, eingeführt und verdeutscht durch Friedrich von Oppeln=Bronikowski — ein Name, der für alle besten Herausgebertugenden jede beste Gewähr leistet. Füge ich noch hinzu, daß diese Ausgaben zum Volksbesitz machen, was vordem nur der Kenntnis, also dem Besitz Weniger gehörte: Literaten, Fachgelehrten und Amateuren, so bedarf es nur noch des Hinweises auf die einzig schöne Ausstattung, um den freudigen Dank, das geweckte Interesse der Leser so dem Herausgeber wie dem Verleger zu gewinnen. Danach verdient ein breit angelegtes Sagenwerk ganz besondere Beachtung: „Die deutschen Legenden des 15. und 16. Jahrhunderts" und „die deutschen Volksbücher". Von den „Volksbüchern" sind 2 Bände schon erschienen: I. „Historie von den 7 weisen Meistern"; II. „Historia von Dr Fausten". Einheitlich in ihrer sinnvoll antiquierten Herstellung und ungemein glücklich getroffen in dem Erzählerton der Chronik, beides in getreuer Anlehnung an die Quellen, die ins 15. Jahrhundert zurückführen. Herausgegeben sind beide Sagen=Zyklen von Richard Benz.

Noch eines Entzückens für Bibliophilen und Forscher sei erwähnt: einer Sammlung „Byzantinischer Legenden" herausgegeben und verdeutscht von Hans Lietzmann, die nach Inhalt und Ausstattung zu den „Schätzen" sans phrase, zu den Perlen des deutschen Buchbesitzes gehören. Eines jener fesselnden Bücher, von denen man kaum noch loskommt, wenn man angefangen, sie zu lesen. Einem ungefähr verwandten Interessenkreise gehört endlich noch die prächtige nordische Bauernchronik: „Der Werwolf", kurzweilig und stilgetreu erzählt von Hermann Löns. Einmal so weit, möchte ich die sehr dankenswerten Neuausgaben des Verlages Martin Moerike, München nicht unerwähnt lassen: Cervantes' „Don Quixote" und: Grim=

melshausen, „Abenteurer des dreißigjährigen Krieges" (Simpl. Simpl.; Landstürzer; Springinsfeld); beide umfangreichen Bände in sehr wohlfeiler „Volksausgabe", wie man das heutigen Tages versteht: das Beste ist für das Volk grade gut genug, „Kaviar fürs Volk" aber ist eine neue, von Paul Ernst ungemein gewissenhaft besorgte Ausgabe der „deutschen Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm". Der dreibändigen Fassung dieser unvergänglichen Schätze, die den ganzen Reichtum der deutschen Märchenpoesie und die unerschöpflichen Quellen der deutschen Märchenwissenschaft umfassen, läßt der Herausgeber ein kluges, kenntnismitteilendes Nachwort folgen. Der vielverdiente Verlag von Georg Müller-München bringt mit dieser Märchenausgabe zusammen eine neue zweibändige Ausgabe der „deutschen Sagen, gesammelt durch die Brüder Grimm" heraus. Die dieser Ausgabe vorangestellten Grimmschen Vorworte, deren Vermerke und Angaben ihrer Quellen am Kopfe jeder Sage machen das Werk auch für den Forscher, und für diesen vielleicht vor allem, wertvoll und interessant. Der Herausgeber, Hanns Floerke, der gleichfalls ein sachlich unterweisendes, feinsinnig geschriebenes „Nachwort" den Sagen folgen läßt, hütet auch seinerseits mit ehrfürchtiger Treue Wort und Wesen der textlichen Urform. Dieselbe Treue, von Geschmack und Sachkunde geleitet, spiegelt sich auch in der Gewandung beider Werke — in der Farbenwahl der wundervollen Halblederbände, Papier, Typen. Kein Zweifel, daß beide Neuausgaben freudige Beachtung verdienen und finden werden.

Man streitet viel darüber, ob die Neigung unserer Tage für literarisches Altertum einen Aufstieg bedeutet? Oder einen Niedergang? Ich denke: keines von beiden. Sie ist eine Zeiterscheinung — man registriere sie. Aus den Erscheinungen erwachsen die Werte. Und diese Werte sind ihre Berechtigung. Im übrigen und ohne jede Beziehentlichkeit: auch in der Literatur — und in den Literaturen aller Völker — kommen tote Zeitpunkte, wo man „in Rom von der Vergangenheit Griechenlands lebt."

Wirtschaftliche Rundschau.

Amerika, das solange, wenn von Konjunktur und Börsenbewegung die Rede war, fast gänzlich ausgeschaltet schien, ist allmählich wieder bedeutsam geworden und in die vorderste Reihe der weltwirtschaftlichen Vorgänge getreten. Die Stagnation, die mehrere Jahre das Wirtschaftsleben der Union retardierte und mit der Ungewißheit über die Präsidentenwahl motiviert wurde, ist einer frischen Bewegung gewichen, nachdem man erkannt hat, daß die wirtschaftspolitischen Unterschiede zwischen den drei Präsidentschaftskandidaten nicht allzu groß sind. Drüben geht es wieder einmal aufwärts, und es ist kein Zweifel, daß auch die europäische Konjunktur durch diese frische Truppe, die in die Schlachtlinie gerückt ist, einen neuen Impuls erhalten hat. Die Skeptiker — es war diesmal unter ihnen nicht nur die von Berufswegen nörglerische Presse, sondern auch ein leibhaftiger Bankdirektor — haben sich in der Distanz versehen. Die Welle hat sich nicht überschlagen, und die für den Herbst angesagte Abschwächung der Konjunktur dürfte noch etwas auf sich warten lassen. Einer der Faktoren, die dazu beitrugen, das Leben der Konjunktur zu verlängern, ist Amerika. Nicht vielleicht der stärkste, und vor allem nicht der unmittelbar wirksamste. Der Eindruck der amerikanischen Konjunkturbelebung auf viele heimische Gewerbe, in denen wir mit Amerika in keinem nennens-

werten direkten Austausch stehen (s. z. B. die Eisenindustrie), die sich höchstens mit den entsprechenden amerikanischen auf verschiedenen neutralen Absatzgebieten des Weltmarktes treffen, ist vielmehr ein überwiegend moralischer. Wenn drüben in Amerika die Roheisenpreise, die durch keine Syndizierung künstlich aufgetrieben werden, sondern sich ganz frei und natürlich regulieren, konstant in die Höhe gehen, wenn die Produktionsziffern des Stahltrust ständig anschwellen, so trägt dies viel dazu bei, auch in Europa den Glauben an die Konjunktur zu bestärken und den Zweifel an ihrer Beständigkeit nicht aufkommen zu lassen. Die Verbraucher denken infolgedessen noch nicht daran, vorsichtiger zu disponieren, langsamer abzurufen, und die Produzenten arbeiten weiter mit Hochdruck. Aber neben diesem moralischen Eindruck der amerikanischen Konjunkturbelebung, der praktisch höchstens für unsere Industrien den Vorteil haben könnte, daß der amerikanische Wettbewerb auf den gemeinsamen Exportmärkten infolge der stärkeren Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Inlandsmarktes an Nachdruck verliert, gibt es noch andere, für uns vielleicht konkretere Momente, die dazu angetan sind, der einheimischen Konjunktur eine längere Dauer zu verleihen. Einmal ein industrielles Moment. Die großen neuen Montanwerke, die in Lothringen und Luxemburg von der Gelsenkirchener Gesellschaft von Thyssen und von Burbach-Düdelingen errichtet werden, dürften nicht so schnell fertig werden, als man erwartet und mancherseits gefürchtet hatte. Bisher kommen sie überhaupt nur auf ihrer untersten Produktionsstufe, d. h. mit ihren Hochöfenanlagen, allmählich in Betrieb, während die Halb- und Fertigfabrikation nicht, wie man gerechnet hatte, in den ersten Monaten des Jahres 1913, sondern etwa 4 Monate später in Produktion treten wird. Man wird sich aber erinnern, daß von der Inbetriebsetzung dieser gewaltigen Neuanlagen, die während ihres Baues von den alten Werken Materialien bezogen haben, nach ihrer Fertigstellung aber ihnen als Konkurrenten einen Teil ihrer Beschäftigung wegschnappen werden, vielfach wie von einem kritischen Moment für unsere Eisenindustrie gesprochen wurde. Selbst ausgesprochene Optimisten wie Peter Klöckner haben, wenn sie die Hochkonjunktur in glühenden Farben schilderten, entsprechende Vorbehalte gemacht, die sich auf die drohend heranwachsenden Schlote Lothringen-Luxemburgs bezogen. Wenn diese Schlote nun um ein paar Monate später zu rauchen anfangen werden, als ursprünglich vorgesehen war, so bedeutet dies zwar nur eine Galgenfrist für die Industrie, die mit dem verstärkten Wettbewerb aus Lothringen und Luxemburg zu rechnen hat, aber man kann es den Industriellen in der Tat nicht übelnehmen, wenn sie jetzt im August sich in ihren Kalkulationen noch nicht durch das stören lassen werden, was möglicherweise im April oder Mai des nächsten Jahres sein wird.

Aber noch eine andere schwärzere Wolke am Himmel der Konjunktur, die noch vor ein paar Monaten schwere Sorge bereitete, scheint sich in diesen Hundstagen zerstreut zu haben: die Furcht vor einer herbstlichen Geldteuerung. Die Dogmatiker der Wirtschaftsgeschichte werden bald die Welt nicht mehr verstehen. Die Praxis ist diesmal so ganz anders, als es die Theorie und wohl auch die bisherige Erfahrung erwarten ließ. Wir haben bis vor kurzem eine gewerbliche Hochkonjunktur ohne Amerika gehabt und wir werden — wenn nicht alle Zeichen trügen — in diesem Herbst eine Konjunktur ohne exzeptionelle Geldteuerung haben. Eine Berliner Großbank hat in ihrem Wochenberichte berechnet, daß dem deutschen Kapital-

markt in diesem Jahre ca. 500 Millionen Mark mehr zur Verfügung stehen als im vorigen Jahre. Diese günstige Finanzlage mag wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen sein, daß wir aus Furcht vor einer Geldkrisis vorsichtig und ökonomisch disponiert haben, daß namentlich die Banken ihre Kreditgewährung auf Veranlassung der Reichsbank eingeschränkt haben, und daß der Barmarkt noch immer relativ wenige Gelder an sich zieht. Die Finanzierung der Ernte wird zwar vorübergehend erhebliche Mittel in Anspruch nehmen und zwar um so größere, je besser die Ernte sein wird. Andererseits wird aber gerade die gute Ernte dieses Jahres eine Stütze für die industrielle Konjunktur bilden.

Horatio.

Das von Exzellenz Dr Wilhelm Exner im vorigen Hefte besprochene Buch Julius Wolf's führt nicht, wie in der Aufschrift des Aufsatzes gesagt war, den Titel „Nationalökonomie", sondern „Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft" und ist bei Deichert's Nachfolger in Leipzig erschienen.

Redaktion von „Nord und Süd".

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

'stänclißulißsnummsl'!
^uli 1912
P5siä2 lvl.
Tills äsutsolis lVlon2t85olil-ift. lisi-HULßszsbsn von
!>»» llvtt e^tKHlt vsitrilgs m>H »kt«n» Lrioku an äon ll«r»u«geb«r von:
8t«M, I^uä^viß. Prafe5zas Dr
linnl Uax ?ül.»t I^i«nnovi,llV,
^rtliur von tt« inner, oi«lctor ä«r Deut
Nx«ell. vr. H^ckolk Wermutn, willen,
<^d«im«r «»t. 0derbür?eNn«5tel- von Lerlin
liell. Kat I'i'ok.1'l».8«luem»nn <<«>«lt5.>
N«inri«n?rin, 2u 8«dönllion <^arolatn
pr»zi^«nt äez X V. Kunzii««« cter mterpHrlum.
Union?u Lerlin
I^xoell. v. Uolleben, votzcnlttter ». 0.
I^xoell. «rat po»a6ow»Kv
I^xl^eU. Xnrl <Klll.^ter, v>« zämis»,
<irak von Ksnitx
lernst ltusserinann, !«itg!ie<i H, Keicnzt»^
LxoeU. V. ^KIekeI<l, Vi« .^mlri!« o.
(ien. Fu8ti« N»t l^rok. Ilr. «ie»8er.
Nußo 8tinne«
Wiluelln kreinerr von ksonmlUln,
0i«!ctor cl«r L»v«n5cnen,N2n<ieKo»n5
yeb. lieM.liHt vr. u. o. von Löttinzer,
6r»t v. seb^erin I^ö^vitx. fräziclent ck«.
Qeutzcn. I^,N<iMKcn«llwr»tz. «i« Kzl. preun.
Olmnomie Xull«^. unli cl. I.«,äw.-!l«unm3r für
?omm«rn/ ivütz!,äe^ «eiclUt2zz u. <<. «. cl. äbz,
^. 1^. «arVlN. cnetreä»!lt«ur tler „PM /vi,!!
U«ett2" unä <lez ..Obzerver"
llxvell. ^VUnelN Wumlt, Viru, llen, «u»
llnron ^. 6e Itotnsonilä
I)r. saliner liÄtllcnau
^uKu»t l'nvssen »on.
Oberstleutnant ». v. le ^UKS
<^n. Ü^.Iiat vi-. 6ottkrie<l ^oepll.
pmt. ä«s v/eltvirtzcn2itzle!,>'« unä Koloni»!.
politilc »n <l«r UlVverzitilt Lerlin
3in Leits2ss von U«rb«t N,uptm»nn lwn!, nocn
in äuzzicnt.
2-
pi-siL pl-c, ^«ft 2 z/»K.. pi-c» dluai-ta! (3 !-!«fts) 6 K/!K.. pm ^2N!.8Hs>3 (12 I-lsfts) 24 lvlll.
Vsi-lae cl«s 8cl,ls5l8clisn Zuciiclsuc-KysS! V. 3. 3ctiottl26li6ss «..<3. l3>-s3l2u !!l
.

Juli 1912.

Inhalt.

,,»»r» »nd Süd" ericheint <>m l. jed«» M»»a!s,
Vr«l» pro Quartal 3 H«ft«> S Mari. llwMlheft« 2 Mar».
Ml« »uchhandüm«ln >»t> Vo<t<ml«>ll«i, «hm«n !«d«rz«U »«Ilellun^» »»,
alleinige ln«erllten ^nn»l»me: ^nnonoe»»-expell>tlonNuö«lf^o8se
Ne,»n 8>V.. 8r«!,u. «!n ». Kn.. 0r«tlem. Düz3e!äott. sr-lnlcturt ». «.. »«uburz.
«ipiiß. Mzcleburz, «2nnneim. MüncKen, lVürnberz. ?«z. Zturte2rt. V^en. lilricn.
l«erll«n5prck: pro 46 min breite Xei!« (Kullolt ««zt', Korm»!leH«uneHzu l<o. 5)
70 ?t. lleil^enüebülu-en: 6 du 8 «K. »/«.

MeöeuOcMmllWM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
HundertzweiundvierzigsterBand
z6. Jahrgang : 1912 : Juli - September
Schlesische Buchdmckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Scholtlaender, A..G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
«, F Lt«!na<l>«r, N. M ° hi, V«iIagS'Kum,.Vuchhll»l>I. L«ilho«> Luttei. <» «! I llche K, l>.
tz»simchh»ndl

Inhalt des 142. Bandes:
Juli / August / September 1912
Seite

:45ttl>8

Veite

Seälctite:

Nun6lck<iu:

Lll6belgaben:

EmeömOeMmalsjHM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
«. F, Lteliuul>«. ». N »h«, V««l»«)».«om..«uchh<>»dl. »«Khold »uli««. ««»l l'Ich« ». ». Hoftuchhandl,
36. Iahrgang. Band 142. Heft 454 Juli 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Arthur James Balfour u. das Autoritatsprinzip.

Die Stimme Arthur James Balfours, dessen Bild nebst Widmung ich an die
Spitze unserer deutsch-englischen Verständigungsnummer setze, hat einen mächtigen
Widerhall gefunden. Die große Presse Englands hat den Balfourschen offenen
Brief an mich aus der Iuninummer von „Nord und Süd", unabhängig von jeder
Parteischattierung, vollinhaltlich wiedergegeben und mit zahlreichen Kommentaren
begleitet. Beide Parteien Englands hatten offenbar das Gefühl, daß vor einer
solchen Kundgebung die Trennungspunkte zurückzutreten haben. Die konservativen
Blätter, einschließlich der „Times", begrüßten den Balfourschen Brief als ein poli-
tisches Manifest*), während die führenden liberalen Blätter zwar ihre politischen
Vorbehalte im einzelnen machten, aber dem „e»prit ä'eugemble", der aus der
Balfourschen Kundgebung spricht, die Anerkennung nicht versagten. Auch die
großen französischen Blätter, wie „Temps" und „Matin", nahmen zu den Balfour-
schen Ausführungen sympathisch Stellung, was um so erfreulicher ist, als die
„Entspannung" zwischen Entente und Alliance, von welcher ich an dieser Stelle im
Iuniheft sprach, nur herbeigeführt werden kann, wenn die Franzosen Verständnis
für jene Kulturpolitik und jenen Kulturimperialismus zeigen, deren Grundzüge ich
im Januarheft von „Nord und Süd" als Programm einer internationalen Politik
gekennzeichnet habe.

Daß Balfours Stimme in Deutschland nicht ohne Widerspruch angehört
werden wird, mußte jedem Kundigen von vorneherein einleuchten. Denn gäbe es
keine tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den führenden Männern
hüben und drüben, so wäre nicht zu verstehen, warum die deutsch-englischen Be-
ziehungen augenblicklich als Schlüssel- oder Angelpunkt der ganzen Weltpolitik
vom „eou»eu»u» omuiuin" angesehen und empfunden würden. Worauf es
hier ankam, war ja gerade die „offene Aussprache", die Bloßlegung der Differenz-
punkte, die Dar- und Klarlegung des englischen wie des deutschen Standpunktes
von berufenster Seite. Jetzt wissen wenigstens die beiden großen Nationen,
wie ihre „repregeiitativk meu" fühlen und denken. Nicht darauf kam es an,
die weltgeschichtlich zugespitzten Gegensätze zwischen den beiden großen Kultur-
nationen wett zu machen, sondern wesentlich und vorzüglich darauf, die geheimsten
Gedankengänge der Führer beider Nationen vermittelst dieser rückhaltlosen Aus-
sprache herauszutreiben, um solchergestalt die öffentliche Meinung darüber auf-

') In einem Teil der Auflage des Iuniheftes tonnte die zu spllt eingetroffene Revision des
deutschen Textes, die Valfour vornahm, leider nicht mehr berücksichtigt werden. Es sollte dort heißen:
statt „vor die er sich gestellt sah" lies: „die er gewahrte", statt Eiferer" lies:„Fachmiinner", statt
„Ciferer-Politik" lies: „Ihre", endlich statt „der Appetit nach Landeserweiterung" lies: „der
Appetit nach Herrschaft".

zuklären, daß nicht Haß, sondern nur Interessengegensätze dem englisch-deutschen Problem als tiefste soziologische Wurzel zugrunde liegen. Ich wollte jene „politische Mystik" entschleiern, welche einen Krieg zwischen den Schwesternationen als unabwendbares politisches Fatum hinzunehmen gewillt ist; ich wollte vor allem durch die von mir angewendete Methode der „wechselseitigen offenen Aussprache" der kriegerischen Massensuggestion, der politischen Autohypnose wirksam entgegen» treten. Gewiß, Balfours Ausführungen können von dieser Seite des Kanals nicht unwidersprochen bleiben, und unsere Iulinummer wird ja zeigen, daß die leuäiuß meu unter den Deutschen den englischen Gründen zureichende politische Gegengründe entgegenzusetzen wissen. Aber es wird auf beiden Seiten mit offenem Visier gekämpft, und zwar nach dem ungeschriebenen Koder einer anständigen Fechtbodenmoral: ritterlich, gehalten, gedämpft. Nicht der blinde Affekt, sondern die sehende Vernunft führt auf beiden Seiten das Wort. Und nur so ist eine Verständigung möglich. Die Gegensätze sollen nicht künstlich überbrückt, schönfärberisch vertuscht, notdürftig verkleistert, mit leichtem Wundpflaster behandelt, sondern klar und kräftig herausgestellt werden. Nur auf Grund rationaler Einsicht sind die tatsächlichen Interessengegensätze, die aber nicht zu völkerpsychologischen Wesensgegensätzen aufgebauscht werden dürfen, offen bloßzulegen, um ihre Überwindung ehrlich anzustreben. Nur so ist eine reinliche Auseinandersetzung und eine endgültige Beilegung der vitalen politischen Fragen zwischen England und Deutschland möglich. Und wenn die rechtsstehenden deutschen Blätter, wie die „Kreuzzeitung", die „Deutsche Tageszeitung", die „Neuesten Nachrichten" u. a. ihre Vorbehalte gegenüber den Balfourschen Ausführungen gemacht haben, so war doch die Aufnahme des Balfourschen Briefes seitens der gesamten deutschen Presse eine respektvolle und höfliche, wie es sich einer Kundgebung von der Bedeutung der seinigen gegenüber geziemt. Die Ausführungen Professor Delbrücks im „Daily Mail" und der „Vossischen Zeitung" vom 30. Mai spiegeln den deutschen Standpunkt ebenso scharf wieder, wie die Balfours und Garvins den englischen. Der nachträglich für das Juli-Heft eingetroffene Brief Garvins, des konservativen Leiters von „Pall Mall" und „Observer", stellt den englischen Standpunkt in seiner schroffsten Ausprägung dar.

Ich gewähre natürlich volle Redefreiheit hüben wie drüben. Den politischen Teil dieser Ausführungen überlasse ich den berufenen Federn, die hier das Wort ergreifen. Aus den reichen Gedankengängen Balfours greife ich zur Kennzeichnung seines philosophischen und soziologischen Standpunktes bei diesem Anlaß das „Autoritätsprinzip" heraus, das er in „tde l'ouuäatioii nt bellet" (9. Auflage 1906, Seite 20« ff.), in einem besonderen Kapitel, betitelt: „^.utdnrit? anä Itea»ou", behandelt. Diese Ausführungen Balfours liegen mir persönlich um so näher, als ich mich seit einer Reihe von Jahren mit dem Problem der „Autorität" wissenschaftlich beschäftige und ein größeres Werk über das „Autoritätsproblem" vorbereite. Es wird sich ergeben, daß der konservative Führer in der soziologischen

Grundfrage aller „Politik", nämlich der Frage nach Wesen und Art der „Autori-
tät", so vorgeschrittene und vorurteilsfreie Ansichten vertritt, daß auch liberale
Denker ein großes Stück Weges mit Balfour zusammengehen können. Balfour
ist zu sehr von Montaigneschem Geiste beseelt, von Humescher Denkart berührt,
als daß er politischer Doktrinär und soziologischer Dogmatiker bleiben könnte. Bei
aller Denkerenergie, mit welcher er die Unentfliehbarkeit des Autoritätsprinzips ver-
teidigt, wird er nie verabsäumen, der „Vernunft" zuzusprechen, was ihr gebührt.
Daß Balfour im Nebenamt Philosoph ist, und zwar von eigenem Gesichts»
schnitt, wird nur denjenigen verwundern, der in der Geschichte des englischen
Denkens unbewandert ist. Von einem englischen Staatsmann großen Stiles
erwartet man geradezu, daß er daneben, ja darüber hinaus Denker, Dichter oder
mindestens guter Darsteller ist. Wenn Fürst Bülow gelegentlich Kants Schrift
„Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" zitierte, fielen die
Witzblätter über ihn her und gefielen sich in schulmeisterlicher Belehrung über falsche
Zitate. Oder wenn der jetzige Reichskanzler von Bethmann-Hollweg von Zeit
zu Zeit seinen Kant oder gar seinen Fichte, die er innerlich erlebt hat, heranzieht
und politisch verwertet, so übt man Spott und Fürwitz am „philosophischen
Kanzler". Als wenn es eine charakterliche Wertminderung bedeutete, wenn ein
Kanzler daneben Philosoph oder doch ein „tn^ti eulturecl mau" ist. In England
ist es seit dem Begründer der neueren Philosophie, dem Lordkanzler Francis
Bacon von Verulam, eingebürgerte Sitte, daß große Staatsmänner Philosophen
und große Philosophen Staatsmänner sind.
Platons bekanntes Wort, daß es in der Welt erst besser würde, wenn die
Philosophen Herrscher oder doch die Herrscher Philosophen sein würden, hat sich
nicht nur im Kaiser Marc Aurel, Kaiser Julian Apostata und dem großen Preußen-
könig Friedrich bewährt, dem der Engländer Carlyle ein so wundervolles litera-
risches Denkmal gesetzt hat. Die Geschichte der englischen Philosophie ist viel-
mehr ein lebendiges Zeugnis dafür, daß große Philosophen tüchtige Staatsmänner
und umgekehrt große Staatsmänner ernste Philosophen sein können. So weltab-
gewandt und staatenfremd wie „Fliegende Blätter-Philosophen" ist kein englischer
Denker. Und wenn ich in der Geschichte des englischen Denkens blättere, finde ich
keinen einzigen englischen Denker von weltliterarischem Profil, der den
Staatsgeschäften oder der theoretischen Politik ganz fern geblieben wäre. Von
Franz Bacon war bereits die Rede. Seine Lordkanzlerschaft hat ihn nicht ge-
hindert, ja im Gegenteil sogar beflügelt, das Grundwerk der neueren Philosophie,
das „Uovuiü Orßaunu" abzuschließen. Thomas Hobbes, dieser „Radikale im
Dienste der Reaktion", ist ein ebenso ausgesprochener Wortführer der „Tones",
wie John Locke das literarische Oberhaupt der „Whigs" ist. Richard Cumberland
und der jüngere Shaftesbury waren als Staatsmänner nicht minder bedeutend,
denn als Philosophen. Der Bischof George Berkeley war von 1720—1731 in
Rhode-Island als „Weltverbesserer" tätig. David Hume, d e r Philosoph Eng-

lands, von welchem Kant aussagte, daß er ihn aus seinem „dogmatischen Schlum-
mer" geweckt habe, war Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, an dessen Spitze
der General Corway stand. Der ältere Mill stand im Dienste der ostindischen
Kompagnie, der jüngere Mill war Parlamentsmitglied, und Herbert Spencer
begründete die englische Soziologie als Wissenschaft. Was Wunder also, wenn
der frühere Kriegsminister und jetzige Lordkanzler von England, Lord Haldane,
seine staatsmännische Laufbahn als Schopenhauerinterpret begann (seine Schwester
übersetzte Hegels Vorlesungen über Rechtsphilosophie ins Englische) und daß
Arthur James Balfour zunächst und zuhöchst als Philosoph Geltung beansprucht.
Viscount Haldane setzt als jetziger Lordkanzler von England die große Tradition
fort, die mit dem Lordkanzler Franz Bacon einsetzte. Haldanes erstes philo-
sophisches Werk war betitelt: „V»»a?» in ?dilo»opdi«aI <Dl«.8»ioi»!ii", das er
in Gemeinschaft mit Professor Andrew Seth (jetzt in Edinburgh) herausgab. Dar-
auf folgte Haldanes „I>ite ot ^äam 8mitli". Die Übersetzung von Schopen-
hauers „Welt als Wille und Vorstellung" besorgte er in Gemeinschaft mit seinem
Freunde Kemp. Sein Buch >Mo Vatdva? to »oalit?" (1903) zeigt Haldane
als gemäßigten Hegelianer. Bedeutsam sind seine Gifford-Lectures, 1902/4,
unter dem Titel: „2ov iu tde OounueueemeQt ot tde XX. Oeutur? on^dt
ve to eouoeive tdo deliet ot <3o6". Balfour begann seine philosophisch«
Schriftsteller« mit „^ 6ktkuce ot vdilo»oM<! äoudt" (1879) und setzte, inmitten
aufreibender Staatsgeschäfte, von denen noch die Rede sein wird, seine Philosoph«»
schen Studien mit unverminderter Kraft fort. Seine „^ounäation» ot deliet"
haben auch in Deutschland Eingang gefunden, während die „N»»a)'» auä ^cläre»
»o»" (3. Auflage 1905) des deutschen Bearbeiters harren. Augenblicklich widmet
sich Balfour intensiv dem Studium des französischen Philosophen Bergson. Bevor
ich auf Balfours originelle Behandlung des „Autoritätsprinzips" eingehe, um an
der Hand dieses Kardinalproblems aller Soziologie seinen Neo-Konservatismus zu
kennzeichnen, schalte ich eine knappe politische Biographie ein, die mir ein Kenner
englischen Wesens, C. A. Bratter, zu diesem Behufe zur Verfügung stellt.
England, das Land der zweifelhaften politischen Methoden, sagt Bratter,
ist gleichzeitig das Land der hervorragendsten politischen Individualitäten. Es ha»
das schönste, menschlichste Produkt eines freien Volkes, den literarischen Staats-
mann, in größerer Anzahl, aufzuweisen, als irgend ein anderes Land. Nicht nur
die Politik, auch die Literatur hat in England ihre konservativen und liberalen
Matadore.
In England huldigt man der Ansicht, daß für die höchsten Stellen im Staate
die bloße Amtsroutine nicht genügt. Man gibt dort Männern den Vorzug, die
den Beweis geliefert haben, daß ihr Gesichtskreis über die politischen Tagesfragen
hinausgeht, daß sie ein ehrliches Interesse an den großen Fragen der Menschheit
nehmen, namentlich an den philosophischen und religiösen. Daraus erklärt sich
die kulturhistorisch ungemein interessante, von mir für die Philosophie hervor,

gehobene Tatsache, daß ein auffallend großer Teil der englischen Staatsmänner
hervorragend schriftstellerisch tätig gewesen ist. Von bedeutenderen englischen
Politikern, die auch in der Literatur einen Ehrenplatz behaupten, sei hier nur an
Macaula», an Bulwer erinnert, an Benjamin Disraeli, der zuerst durch seine
Romane die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, und an Gladstone, der
seine Laufbahn, als er noch nach dem Worte Macaulays „die Hoffnung der
strengen und unbeugsamen Tones" war, mit einer Broschüre über das Verhältnis
von Kirche und Staat begonnen und später als streitbarer Theologe, als Homer-
und Horazforscher, als politischer Schriftsteller und Literatur-Kritiker sich eine
achtunggebietende Stelle im geistigen Leben Englands erobert hat. Gladstone—
Disraeli! Zwei ausgezeichnete Literaten als mächtige Parteiführer: ein eigen-
tümlich fesselndes Bild. Disraeli, überschäumend von Phantasie und umsponnen
von der romantischen Dämmerung seiner eigenen Entwickelung, die, indem sie di«
Geschichte des Iudenknaben und des Lords war, so viel Wahrheit und Dichtung
in sich enthielt; — Gladstone ein theologisch-politischer Denker, ein Doktrinär
und Sittenprediger, der sich nur allmählich durch die Nebel der Orthodorie zu
dem Lichte einer freien Menschlichkeit herausgearbeitet hat, wenngleich an seiner
Ausdrucksweise Zeit seines Lebens etwas von dem alten Theologen haftete.
Von der nach-Disraelischen Generation der Politiker ist der bedeutendste
Literat wohl John Morley, der bekannte Liberale. Er war früher Redakteur der
Pall Mall Gazette und hat mustergültige Biographien Voltaires, Rousseaus, Dide-
rots und Burkes veröffentlicht. Lord Rosebery hat ein vielgelesenes Buch über
William Pitt geschrieben. James Bruce, früher Handelsminister, jetzt Botschafter
in Washington, ist ein Gelehrter von Weltruf und der Verfasser eines Werkes
über die Vereinigten Staaten, welches als das beste seiner Art gilt, trotz Tocque»
ville. Sir George Trevelyan, früher Staatssekretär für Schottland, der Vater
des jetzigen Unterstaatssekretärs im Unterrichtsministerium, hat die Jugend von
Charles For beschrieben und eine Biographie Macaulays veröffentlicht. Lord
Salisbury ist jahrelang ein eifriger Mitarbeiter der Ouarterly Review und der
Saturday Review gewesen und galt als ein Fachmann in der Chemie.
Es war ein Zufall, der fast wie eine tief durchdachte Absicht aussieht,
daß die beiden Männer, die vor einem Jahrzehnt die Schicksale der
englischen konservativen Partei lenkten, der Onkel und der Neffe: Lord Salis-
bury, ihr Chef im Oberhause, und Balfour, ihr parlamentarischer Leiter im
Hause der Gemeinen, Männer von ausgeprägt sarkastischer und skeptischer Ver-
anlagung waren, grelle Ausnahmeerscheinungen, die sich von der Menge ihrer
Parteigenossen scharf abhoben. Salisbury war, Balfour ist im Besitze einer
universellen Bildung und hervorragender geistiger Anlagen. Das allgemeine
Urteil, nicht zum mindesten auch unter ihren politischen Gegnern, ging dahin, daß
die beiden vom Standpunkte der „Natürlichen Urwahl" volles Anrecht auf ihre
Stellungen hatten, d. h., daß sie ihre hervorragende Stellung weniger ihrer hohen

Geburt als ihren erprobten Fähigkeiten und gewissen besonderen Eigenschaften verdankten. Betrachtet man den Konservatismus im modernen England etwas näher, so erkennt man, daß dieser natürliche Anspruch Salisburys und Balfours auf die Führerrolle gerade in ihrer politischen Kühle und Gedämpftheit lag. Ein Politiker, der von fanatischer Überzeuaun «streue erfüllt wäre, ein Konservativer von unbeugsamer Konsequenz könnte die moderne englische konservative Partei unmöglich führen; denn diese vermag ihr Leben nur auf dem Kompromißwege zu fristen, indem sie sich bereit und fähig zeigt, sich mit der fortschrittlichen Strömung im politischen und sozialen Leben der Nation in Fühlung zu erhalten. Ob dies gern geschieht, oder ob die Zugeständnisse an den Fortschritt nur widerwillig gemacht werden, ist vollständig nebensächlich. Tatsache ist, daß die englischen Konservativen von heute sich zuweilen sogar direkt mit der vorwärtsdringenden radikalen Arbeiterdemokratie einigen, über die Köpfe der Liberalen hinweg.

Um ein politisches Schachspiel dieser Art erfolgreich zu leiten, muß man Salisburys oder Balfours Zweifelsucht und die Fähigkeit besitzen, mit überlegenem Lächeln auf den Lippen eine sehr weise begrenzte Hochachtung vor politischen Überzeugungen im allgemeinen und vor den politischen Glaubenssätzen der eigenen Partei im besonderen zur Schau tragen zu können. Wer wird diese Männer darob tadeln?

Balfour ist das Gegenteil eines Fanatikers. Er ist ein pessimistischer Zweifler am inneren Adel und an der Vervollkommnungsfähigkeit der Menschennatur; und gerade die Irländer mit ihrer maßlosen Leidenschaft, ihrer selbstmörderischen politischen Unklugheit, die oft genug mit einem Schlage das Werk jahrzehntelanger erfolgreicher Agitation zerstört, boten seiner Skepsis immer wieder frische Nahrung; und diese Skepsis führte naturgemäß oft genug zu handfester Rücksichtslosigkeit.

Balfours Tätigkeit als Minister für Irland (1887—1891) bedeutet nicht nur den Höhepunkt seiner politischen und administrativen Leistungen, sondern legt auch dem Beurteiler und Biographen das merkwürdig komplere Wesen dieses Mannes am deutlichsten bloß. Vor seiner Ernennung zum Staatssekretär für Irland hatte man von ihm im politischen Leben sehr wenig gehört. Er war 1874 ins Parlament eingetreten, wurde bald darauf zweiter oder dritter Privatsekretär seines Oheims Lord Salisbury, als dieser im Kabinett Beaconsfield Minister des Äußern war, und begleitete ihn 1878 in dieser Eigenschaft auf den Berliner Kongreß. Schon damals fiel seine Bedeutung allgemein auf.

Im Jahre 1880, nachdem Beaconsfield bei den Wahlen unterlegen war und Gladstone die Regierung übernommen hatte, schloß Balfour sich einer kleinen Gruppe unzufriedener Tories unter der Führung Lord Randolph Churchills an, die, wie die Iung»England-Partei unter dem jugendlichen Disraeli, den entmutigten und erschlaffenden Konservativen neues Leben einzuflößen bemüht war. Diese sogenannte „vierte Partei" bestand nur aus vier Mitgliedern, welche aber

alle eine bedeutende Rolle zu spielen berufen waren. Lord Randolph Churchill, eines der glänzendsten und kurzlebigsten Meteore am politischen Himmel Englands; Sir John Gorst, der Sozialpolitiker der Konservativen, der England später auf der von Kaiser Wilhelm II. einberufenen Arbeiterschutzkonferenz vertrat; Sir Harry Drummond, der feine Diplomat, und Arthur James Balfour, der, obgleich der bedeutendste unter ihnen, mehrere Jahre hindurch am wenigsten hervortrat. Die „vierte Partei" übte einen großen Einfluß auf die Tory-Partei aus, indem sie derselben die Sympathien der großen Massen erwarb und sie auf breiterer demokratischer Grundlage neu organisierte.

Im Jahre 1886 fiel es dem sprunghaften, unberechenbaren Churchill plötzlich ein, das Portefeuille des Schatzkanzleramtes, welches er in Salisburys zweitem Ministerium inne hatte, niederzulegen. „Durch seinen Austritt aus dem Kabinett", schrieb später der „Standard" darüber, „warf sich Lord Randolph Churchill als politischer Kadaver zu Boden, den Balfour als Treppenstufe zu politischer Größe benutzen konnte." Tatsächlich ist Balfour seit 1886 stetig emporgestiegen und Churchill herabgesunken. Während Churchill sich in politischen Torheiten aller Art überbot, die ihn zu völliger Bedeutungslosigkeit reduzieren mußten, hat Balfour mit Kraft und Ausdauer an seiner politischen, parlamentarischen und philosophischen Ausbildung gearbeitet. Gerade das an Mühen, Lasten und Aufregungen überreiche Amt des irischen Staatssekretärs war es merkwürdigerweise, was ihn emporhob. Er wurde mit den Jahren ein schwer und gewissenhaft arbeitender Premierminister, ein schneidiger Oppositionsführer, ein energischer Kampagne-Feldherr.

Der Posten des irischen Staatssekretärs ist vielleicht das schwerste und dornenvollste aller Ämter, die im Ministerium vertreten sind. Liberale wie konservative Staatsmänner hatten versucht, das schwierige Problem, wie das „an unterdrückter Revolution leidende Irland" zu regieren sei, zu lösen; einer derselben, Lord Cavendish, war kurz nach seinem Einzug in Dublin durch Meuchelmord gefallen. Durch Bekehrung Gladstones und des größten Teils seiner Anhänger zur Home Rule waren (1886) große Hoffnungen in den Iren erweckt worden. Die irische nationale Landliga unter Führung des energischsten und schlauesten Politikers seiner Zeit, Charles Steward Parnell, den man nicht mit Unrecht den „ungekrönten König von Irland" nannte, stand auf ihrem Höhepunkt und setzte der Autorität der Regierung und der Grundbesitzer einen organisierten passiven Widerstand entgegen. Hier sollte nun der neue Staatssekretär Balfour als eine Art Diktator mit Ausnahme- und Zwangsgesetzen die Ordnung aufrecht erhalten. Fürwahr eine schwere Aufgabe; aber Balfour übernahm sie und führte sie furchtlos durch. Es ging dabei natürlich nicht ohne blutige Zusammenstöße zwischen Polizei und Volk ab, die dann von der irischen und liberalen Presse zu einer zweiten Pariser Nluthochzeit aufgebauscht wurden. Balfour erschien in hundert Karikaturen als ein kleiner Cromwell, ein blutdürstiger Tyrann, ein wilder Indianer auf dem

Kriegspfade, ein toller Hund oder gar als der leibhaftige Teufel. Blutig, feig, brutal waren die gewöhnlichen Beiwörter, mit denen sein Name geschmückt wurde. Aber er ließ sich weder durch die Flut der Schmähworte, die die Leiden» schüft dem leicht erregbaren Volke eingab, noch durch die flammenden Reden Gladstones einschüchtern, sondern hielt die Gesetze aufrecht und steckte ihre Verächter, mochten es nun Priester, Tagelöhner, Journalisten oder Parlamentarier sein, kaltblütig ins Gefängnis. So gelang es ihm, die Ruhe, wenn auch nicht die Zufriedenheit, im Lande wieder herzustellen.

Balfour hätte als Minister für Irland sicherlich Schiffbruch gelitten, wie so viele vor ihm, hätte seine Philosophie ihm nicht geholfen, von dem Kriegslärm auf den irischen Bänken des Parlaments und der irischen Presse unbeeinflußt zu bleiben. Dieselbe Philosophie, welche ihn zu dem engherzigen Konservatismus der englischen Geburts- und Geldaristokratie in Gegensatz brachte, hat ihn auch bewogen, jene demokratische, sozial und politisch reformfreundliche innere Politik zu fördern, durch welche die Konservativen sich unter den letzten Ministerien Salisbury und unter seiner eigenen Premierschaft so vorteilhaft auszeichneten. Ein fanatischer Tory hätte seinen ganzen Einfluß aufgeboten, um die Regierung wieder in die beschränkt-konservativen Bahnen zu lenken. Ein aufgeklärter Tory dagegen, wie Balfour, hat dazu beigetragen, sie intelligent-konservativ zu machen, d. h. halb demokratisch, wenn der Fortschritt es verlangt. Es war also kein Nepotismus, sondern wahre Staatsklugheit, die den Lord Salisbury bestimmte, seinen Neffen zum Nachfolger des biederen Großbuchhändlers William Henry Smith auf dem verantwortungsvollen Posten des Führers der konservativen Partei im Unterhause zu machen und 1902 zu Balfours Gunsten zurückzutreten. Seine vornehme Herkunft, sein ausgeprägt aristokratisches Wesen und seine parlamentarische Schlagfertigkeit haben Balfour zum Liebling der Konservativen gemacht, die mit ihm eine Zeitlang einen förmlichen Kultus trieben. Jetzt sind Winston Churchill und Lloyd George an der Reihe.

Man wird die Sympathien der Konservativen für den Parteichef Balfour begreifen, wenn man sich erinnert, wie ungern die aristokratische Partei Englands sich Jahre hindurch die Führerschaft Benjamin Disraelis gefallen ließ, wie oft die Salisbury, Derby, Carnarvon sich in ohnmächtigem Grimm gegen die geistige Überlegenheit Disraelis aufbäumten. Lord Beaconsfields Parteileitung ist von vielen Aristokraten als eine tiefe Demütigung empfunden worden; was sie freilich nicht verhindert hat, ihn nach seinem Tode zum konservativen Nationalheiligen zu erheben. Bei Balfour lagen die Dinge anders. Er ist aus ihren Reihen hervorgegangen, er gehörte ihrer Kaste zu. Sein beißender Sarkasmus, seine scharfanalysierende Beweisführung, die eisige Kälte seiner dialektisch hochbedeutenden rednerischen Leistungen standen in ausgeprägtem Gegensatz zu dem öffentlichen Auftreten Gladstones, des Gefühlsmenschen und Menschlichkeits-Enthusiasten. In ebenso schroffem Kontrast stand seine Weltanschauung zu derjenigen des Alten

von Hawarden. In seinem Buche ,,a vetkuce Ol pnilo»opliie voubt" hat
Balfour, so oft der Vertreter einer antireaktionären Richtung im politischen Leben,
sich zum überzeugten, ehrlichen, bewußten Kritiker des Geisteslebens gestempelt.
Denn das ist ja die siegreichste geistige Hauptströmung unserer Zeit, welche den
felsenfesten Glauben an die innere Veredelungs- und Vervollkommnungsfähigkeit
des Menschen hochhält; Balfour leugnet den ethischen Fortschritt. Gladstone, der
durch seinen Idealismus zu so vielen schweren politischen Fehlern verleitet
worden ist, hatte mit seinem mächtigen Ringen nach Veredelung der Menschen
und der Politik etwas Faustisches an sich; während Balfour, der nüchterne, kühl
abwägende Realpolitiker und Fortschrittsleugner, ein wenig dem Wagner gleicht,
der, was den alten Gladstone bewegte, nie fühlte und es nie erjagen wird. Glad-
stone hat mehr als einmal mit seiner Politik Schiffbruch erlitten, Balfour ist
durch seine fühle Denkungsart groß geworden. Gladstvnes Fausttum war mensch-
lich schöner; Balfours Nützlichkeits-Politik ist moderner.
Dieser Charakteristik der politischen Physiognomie Balfours möchte ich einige
Züge seines philosophischen Bildes anfügen, soweit es in seiner Behandlung des
Autoritätsproblems zum Vorschein kommt. Unter Autorität verstehen wir das
ungeprüfte Fürwahrhalten eines fremden Werturteils, unter Autonomie hingegen
die felsenfeste Zuversicht in die Tragfähigkeit des eigenen Verstandes. Der Kon>
flikt zwischen Autorität und Verstand, zwischen Fremdgesetzlichkeit und Eigen-
gesetzlichkeit, ist das eigentliche Thema der neueren Kulturgeschichte. Humanis-
mus, Renaissance und Reformation heißen die Etappen im Kampfe zwischen
menschlichem Verstand und kirchlicher Autorität. Revolution und Gegenrevolution
nennen sich diese Kämpfe, wenn ihr Hintergrund ein politischer ist. Balfour geht
diesem weltgeschichtlichen Konflikt zwischen der Eigengesetzlichkeit des menschlichen
Verstandes und der Fremdgesetzlichkeit der autoritativen Normen auf den Grund.
Der Verstand, sagt Balfour, erscheint gar manchem als eine Art Ormuzd, der sich
in ständigem Kampfe gegen den Ahriman Tradition und Autorität befindet.
Das ist der Standpunkt des strengen Rationalismus, dem Balfour .seine
irrationalistischen Bedenken entgegensetzt. Balfour trifft mit dem Wiener Physiker
und Philosophen Ernst Mach, dessen Werke er kaum kennt, in der Argumentation
zusammen. Mach selbst ist einer der vorurteilsfreiesten Denker unserer Zeit und
bricht dabei eine Lanze für den denkökonomischen Wert des Vorurteils. Es ist ein
Glück, sagt Mach, daß andere immer schon vorgeurteilt haben, sonst müßte jeder
von uns mit eigenem Urteil wieder von vorne anfangen. Das Vorurteil ist eine
Entlastung des Gedächtnisses, als solche eine nützliche Funktion im Haushalte
des Geistes. So wie keiner physisch bestehen könnte, wenn er die Blutbewegnng,
die Atmung, die Verdauung durch willkürliche vorbedachte Handlungen im Stande
halten müßte, so könnte auch keiner intellektuell bestehen, wenn er gewöhnt wäre,
alles, was ihm vorkommt, zu beurteilen, ohne sich vielfach durch ein Vorurteil leiten
zu lassen. Das Vorurteil ist eine Art Reflerbewegung im Gebiete der Intelligenz.

Damit nähern wir uns dem modernen Autoritätsprinzip. Für uns ist Autorität
eine Art Reflerbewegung auf dem Gebiete des Willens,
wie ich dies in meinem Werke „Philosophische Strömungen der Gegenwart",
Stuttgart, Enke, 1908, S. 412 dargetan habe. Autoritäten sind Machtzentren und
Willensabbreviaturen, Schablonen des Handelns, welche als bequeme Urteils-
quellen jenen Individuen, die sich den betreffenden Autoritäten unterwerfen, das
eigene Wählen und Prüfen unendlich erleichtern. Nicht jedes Individuum hat, in
die Not des Lebens gestellt, in sich die Fähigkeit, zwischen zwei Möglichkeiten das für
sein Wohl und Wehe Richtige zu wählen. Ohne Autoritäten, die den Einzelnen
nicht bloß vorg edacht, sondern und vor allem vorgewollt und vorg «han-
delt haben, würden die Menschen wie Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln
seelisch verhungern. Die Formen der Autorität mögen wechseln und stürzen, aber
das Prinzip der Autorität, die eine psychologische und nicht bloß eine historische
Kategorie ist, bleibt, weil sie eine biologisch nützliche Funktion der Arterhaltung
ist. Balfour spricht sehr glücklich vom psychologischen „cliuiHtk" und weist (S. 235)
nach, daß im tiefsten Grunde Autorität und Vernunft nicht kollidieren, zumal die
Autorität selbst ihre Vernünftigkeit dartut. Balfour erkennt eben im Autoritäts-
prinzip eine Nützlichkeitsfunktion im Interesse der menschlichen Arterhaltung.
Autoritäten sind Hemmungsapparate zur Herstellung des sozialen Gleichgewichtes.
In diesem Sinne habe ich in meinem Buche „Der soziale Optimismus", Jena,
Costenoble 1905, den modernen Konservatismus, wie ihn Balfour typisch re-
präsentiert, zu verstehen gesucht. Als Befürworter sozialer Hemmungs-
vorrichtungen hat der Konservatismus soziologische Daseinsberechtigung. Wer
wirkliche „Kulturpolitik" großen Stiles treiben will, der wird unmöglich die
gesamte Kulturerrungenschaft unserer Vorfahren auf die eine Karte des
Anarchismus setzen wollen. Autorität und Anarchie sind aber die beiden Pole
des sozialen Lebens. Balfour sagt nicht mit Stahl: Autorität, nicht Majorität,
wohl aber mit den heutigen Soziologen (er ist Präsident der soziologischen Gesell-
schaft in London): Autorität ist das einigende, zusammenschließende, arterhaltende,
Anarchie das auflösende, zersetzende, artschädigende Prinzip. Der Anarchismus ver-
tritt das egoistische Eigeninteresse des Individuums, die Autorität das altruistische
Allgemeininteresse der menschlichen Gattung. Das Prinzip der Autorität ist jenes
unterirdische Mittel, dessen sich der Hegelsch« „Wcltgeist" in der stufenweisen Erzie»
hung des Menschengeschlechtes von der Bestialität zur Humanität bedient. Vor-
trefflich sagt einmal Bossuet: „— 0ü Wut 1e nauuäe peut taire ee qu'il veut,
uul nk tait ce au'il veut. — 0ü il n'? a pa» ük uwltr«, t«ut 1e uwuüe e»t
Maltre. — 0ü tout le uiouue e»t maltre, tout 16 moude e»t e»clave."
Und so könnte man das modern-konservative Autoritätsprinzip Balfours, unter
Umbiegung des bekannten Ausspruchs von Voltaire, folgendermaßen formulieren:
„8i l'autorits u'exi»tlüt va», il tauürlüt l'iuv«uter."

Karl Max Fürst Lichnowsky,
Erbliches Mitglied des Herrenhauses:

Deutsch-englische Mißverständnisse.

Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, über den deutsch-englischen Gegensatz nicht mehr zu schreiben, da ich über diesen Gegenstand, der die deutsche nicht nur, sondern die europäische Aufmerksamkeit seit Jahren in so hervorragendem Maße beschäftigt, schon wiederholt philosophiert und meine Ansichten in Tageblättern und Zeitschriften ausgesprochen habe. Kaum wäre etwas hinzuzufügen, unser Verhältnis zu England ist zwar je nach Lage der Tagespolitik gewissen Schwankungen unterworfen, die bestehenden Gegensätze treten mitunter mehr hervor, während es dem Geschick und der Einsicht der den Willen der beiden Nationen zum Ausdruck bringenden und mit der Leitung ihrer Geschäfte beauftragten Persönlichkeiten zeitweilig gelingt, sie zu mildern und zu überbrücken, das wesentliche aber ist dasselbe geblieben und wird es wohl auch vorläufig bleiben. Um klar zu sehen und zu denken, muß man eigentlich drei Fragen stellen: erstens ist ein Gegensatz zwischen uns durch Entwickelung und Machtverteilung, durch gesamtpolitische Faktoren, die sich der Einwirkung des einzelnen entziehen, begründet, und erscheint eine völlige Beseitigung nur unter Preisgabe von Lebensinteressen möglich? Ich möchte diese Frage mit ja beantworten. Zweite Frage: Muß dieser Gegensatz zum Kriege führen, und liegt eine gewaltsame Lösung im Interesse auch nur einer der beiden Mächte? Ich antworte unbedingt nein. Dritte Frage: Läßt sich daher ein inoäu» viveiuU finden, der den Krieg ebenso ausschließt wie eine Beeinträchtigung wesentlicher Ziele und Zwecke und ein auf Achtung und Vertrauen begründetes Verhältnis trotz gewisser Empfindlichkeiten ermöglicht? Ich glaube ja.

Man redet oft von „Mißverständnissen", wenn man die tiefer liegenden Wurzeln eines Übels nicht sieht oder sie nicht gern sehen möchte. Um gerecht zu sein im Leben wie in der Politik, muß man sich auf den Standpunkt des anderen setzen, seine Stimmung, seine Gefühle verstehen können. Nur dann ist eine Annäherung möglich, die gereizte Streitigkeiten und unverständige Vorwürfe ausschließt. Nicht so sehr auf Mißverständnissen beruht das Mißtrauen, das die beiden großen germanischen Nationen gegeneinander erfüllt, als auf der Meinung, daß die Kraft- und Machtenfaltung des einen dem anderen, nun ich will mal sagen, iznbeauem ist oder es wenigstens werden könnte. Wir müssen uns sagen, daß die Wertschätzung unserer Philosophen, Dichter und Musiker und deren Einfluß auf die intellektuelle Oberschicht in England für die Sympathien einer Weltmacht

nicht ausschlaggebend sein können, daß vielmehr die Freundschaft der Nationen
und ihr Zusammenhalten die Gemeinschaft der Interessen und namentlich aber
der Gegnerschaften zur Voraussetzung hat. Dieser Gesichtspunkt gibt den
Ausschlag gegenüber geschichtlichen Erinnerungen, Stammesverwandtschaften,
oder gar einer gefühlvollen „Dankesschuld, welche die ganze Welt deutschem Genius
und deutscher Wissenschaft schuldet". Solche Erwagungen sind wohl wirksam
bei Tisch- und Gelegenheitsreden, versagen aber in der rauhen Wirklichkeit, und
erweisen sich als ohnmächtig, wenn die Lebensbedürfnisse eines Volkes und die
Gesetzmäßigkeit menschlichen Fortschritts in Frage kommen.
Wenn wir uns auf den englischen Standpunkt zu stellen versuchen, so erklärt
ein Blick auf die Karte Europas und die heutigen europäischen Machtverhält-
nisse, weshalb die englische Aufmerksamkeit sich in erster Linie auf Deutsch-
land richtet und man uns als den Gegner, wenn auch nur theoretisch, wenn auch
nur als den „markierten Feind" militärischer Übungen betrachtet, gegen den man
im Frieden operiert und den man braucht, um in Training zu bleiben. Ich will
der britischen Marineverwaltung keine unlauteren Motive unterschieben, aber sie
wird, um ihre Zwecke zu erreichen, des Mittels nicht entraten wollen, im Sinne
der deutschen Gefahr auf die naiven Massen zu wirken, oder wenigstens bestehen-
den Vorurteilen nicht gern entgegenarbeiten. Möchte doch jeder Staat und
namentlich jede Heeres- und Flottenverwaltung möglichst stark und mächtig sein,
das liegt im Wesen der Sache, wie etwa der Einzelne möglichst reich sein will.
Es ist das gute Recht der Engländer, eine gewaltige Flotte zu besitzen, um
als Seemacht eine überragende Stellung einzunehmen, um ihrer Diplomatie zu
jedem geeignet erscheinenden Zeitpunkt den nötigen Nachdruck zu geben, um unter
Umständen drohen zu können. Unsere Pflicht ist es, dem gegenüber nicht allzu
wehrlos zu bleiben.
Die kindische Legende von der deutschen Landung entspringt der Vorstellung,
daß für den Augenblick in erster Linie das deutsche Volk als Nebenbuhler,
wenn auch nicht als Gegner oder Feind in Frage kommt, daß gegen»
wärtig für England der ganze internationale Wettbewerb, der immer bestehen
wird, bis wir nicht die utopistische Völkerverbrüderung des Zukunftsstaatenbundes
und die Rückkehr zur unorganisierten Urmenschheit erleben, in dem Begriffe des
Deutschtums sich verkörpert und zuspitzt. „Das allgemeine Wohl der ganzen
menschlichen Rasse" wird doch durch das „Überleben des Geeignetsten", durch das
Emporkommen der tüchtigsten Menschenart gefördert, und in dieser Erwägung,
meine ich, liegen die Wurzeln politischer Ethik. „Losgelöst und erhaben über Natio-
nalität, Glauben und Farbe" kann die Menschheit doch nur in den geistigen Ergeb-
nissen dieses Wettkampfes, dieses internationalen Wettrennens sein, die Einheiten
aber, die als Träger menschlicher Kulturarbeit immer neuen Werten zum Siege
verhelfen müssen und an der unaufhaltsamen Umwertung aller bestehenden Werte
sich beteiligen, werden niemals so wesentliche Merkmale überwinden können, wie die

ethnographischen, konfessionellen und anthropologischen es sind, schon weil diese
die Grenzsteine bilden für die Gemeinsamkeit der wichtigsten Kulturideale.
Wer sollte es denn auch sonst sein, der mit den Briten im friedlichen
Match sich messen konnte? Die Schweiz oder Portugal? Die romanischen
Nationen Europas werden zwar in verschiedenen Formen und Abstufungen, tat-
sächlich aber alle allmählich und unaufhaltsam dem britischen Block beitreten,
da es internationale Blocks ebenso gut gibt wie parlamentarische. Wie auch
die lateinischen Republiken jenseits des Meeres verfallen sie der Führung des ger-
manischen Angelsachsen. Frankreich hat in dem Bestreben, Schutz oder Unter-
stützung gegen uns zu finden, und namentlich seit dem japanischen Kriege An-
lehnung an das Inselreich gesucht und gefunden, und neuerdings scheint diese
„Entente" sich auf Betreiben der britischen Minister zu einem förmlichen Bündnis
zu verdichten. Aber selbst ohne amtlichen Segen haben wir mit diesem Herzens-
bunde zu rechnen. Es mag vom Standpunkt der britischen Politik gerechtfertigt er-
scheinen, den Schwächeren gegen den Stärkeren zu schützen,jeder neuen kontinentalen
oder kolonialen Machtentfaltung, in welcher Form sie sich im Laufe der Geschichte
auch darbietet, entgegen zu treten, uns muß es aber zu denken geben, wenn
wir England stets auf Seite unserer Gegner sehen. Wenn es in der bosnischen
oder marokkanischen Frage zum Kriege gekommen wäre, so hätten wir mit Groß»
britannien kämpfen müssen in Fragen, die doch britische Interessen nur wenig be-
rührten, und so wissen wir, wird es auch in Zukunft sein. Wir haben uns eben zu
vergegenwärtigen, daß bei kommenden Ereignissen die britische Staatsleitung,
welche in uns ihren wichtigsten und daher gefährlichsten Nebenbuhler auf dem
Gebiete der Weltpolitik und der Weltwirtschaft sieht, sich ebenso wenig auf
unsere Seite stellen wird, wie sie es vorigen Sommer getan hat, wo sie eine
Haltung einnahm, die die „Morning Post" mit den Worten kennzeichnet:
„It Oermaii? da6 not odaußeä der tnue anü da<l maäe der attack upon
l>2uee, tde Lriti»d Onvernmeut vouIä dave daü to n»e all tde uatinn8
re»oureeg in eorubiuation witd l'ranee to oarrv on n, var ot wdicd tde
purpo»e voulü dave beeu to clietate to (,lermlluv a peace aeeevtadle to
tde tvo uatiun»."
Ich suche keine culpa, sondern mochte nur die'cau»a der Spannung möglichst
objektiv betrachten ohne subjektive Voreingenommenheit und Parteilichkeit. Es
mag im britischen Interesse liegen, unsere Entwickelung gelegentlich einzuengen,
unsere Gegner zu stützen, um ein Gegengewicht zu schaffen, das unsere heischt, dieser
Tatsache gegenüber auf die Stärkung unserer Machtmittel zu sinnen. Wenn Herr
Balfour, dessen bedeutungsvolle Ausführungen mir znr Beantwortung vorliegen,
von einem „tiefgreifenden Unbehagen" spricht, mit dem das britische Volk „die
Entwickelungsgänge der deutschen Politik verfolgt", so müssen wir bemerken, daß
das Unbehagen, welches die deutsche Nation angesichts der britischen Politik er»
füllt, sicherlich nicht unberechtigter ist, und zwar nicht bloß wegen der britischen

Überlegenheit zur See, sondern weil die deutsche Volksseele die Haltung Englands bei verschiedenen Anlässen und namentlich im Sommer 1911 als eine Beeinträchtigung ihrer nationalen Würde empfunden hat.
Herr Balfour sagt, wie viele Engländer: Wozu baut Ihr eine große Flotte?
Nur zu Verteidigungszwecken? Dazu reicht sie längst, außerdem will Euch ja niemand angreifen, am wenigsten England, das ein Handelsvolk ist und eine friedliche Entwickelung benötigt. Ihr habt das größte Heer Europas, das sollte Euch genügen. Laßt die Rüstungen zur See, und wir wollen uns vertragen, Eure Flotte aber stört die Gemütlichkeit, denn niemand kann wissen, „welchem Zweck sie zugedacht ist". — Ein starkes deutsches Heer, das Frankreich in die Arme Englands treibt und die russische Aufmerksamkeit trotz aller „traditionellen" Freundschaft doch von Asien nach dem Westen ablenkt, ein Heer, das, wie unsere bisherige Haltung bewiesen hat, nicht phantastischen Eroberungsplänen dienstbar und nicht dazu bestimmt ist, „territoriale Ausdehnung" herbeizuführen oder die Erbschaft des hl. Römischen Reiches zu übernehmen, braucht in England um so weniger Anstoß zu erregen, als England ohne die deutsche Flotte noch schneller in der Lage wäre, die Zufuhr zur See zu unterbinden und bei einem festländischen Kriege uns seinen Willen aufzunötigen. Eine Flotte aber, die uns von England unabhängig macht, wird gerade deshalb dort als nationale Gefahr empfunden. Wir bauen sie, um nicht zur See wehrlos zu sein und in Abhängigkeit zu geraten. Die Ziele und Zwecke einer Weltmacht erfordern Ansehen, Einfluß und Unabhängigkeit, aber keinen Krieg gegen ein Land, mit dem uns so bedeutende geistige und wirtschaftliche Interessen verbinden, und dessen Handelsbeziehungen mit Deutschland die mit irgend einem anderen europäischen Staate weit übertreffen.
Wenn England fast seine gesamte Streitmacht in die heimatlichen Gewässer zusammen zieht, das Mittelmeer sogar entblößt und uns mit sechs Geschwadern bedroht, wenn Herr Churchill es offen ausspricht, daß die Kolonien in Zukunft selbst alle übrigen Teile des Reiches zu schützen haben werden, während das Mutterland die Vorherrschaft zur See „am entscheidenden Punkt" verteidigen wird, und die 120 Millionen Mark Ersparnisse zu außerordentlichen Schiffsbauten Verwendung finden, dann dürfte der geeignete Zeitpunkt kaum gekommen sein, um die Verantwortung für eine Einschränkung unserer Rüstungen zu übernehmen.
Waren unsere Flottenvorlagen das Ergebnis der Wirkungen, die die Haltung der englischen Politik auf die Volksstimmung in Deutschland ausgeübt hat, so müßte jedenfalls der gewünschten Einschränkung unserer Rüstungen eine freundlichere Haltung der englischen Politik vorausgehen. Entstand nicht die erste deutscht Flottenvorlage und glückte sie nicht unter dem Eindruck der „Bundesrat-Angelegenheit, nachdem noch kurz vorher der Reichstag dem Admiral Hollmann einige Kreuzer verweigert hatte? Ist nicht die neueste Flottennovelle ausschließlich auf Rechnung der bekannten Rede des Herrn Lloyd George und der durch diese erzeugten Erregung zu setzen?

Herr Balfour wird entgegnen: Verzichtet nur auf die Erweiterung Eurer See-
macht, und wir werden nichts mehr unternehmen, was Euch beunruhigen könnte. —
Eunuchen haben bekanntlich Zutritt zum Harem, das Mittel ist zwar einfach,
aber nicht schmerzlos, wir wollen weder in einen Harem, noch auch uns entmannen.
Herr Balfour wird mich auch verstehen, wenn ich sage, Heer und Flotte sind
für uns das, was für den Privatmann das Bankguthaben ist, das ihm Kredit
verschafft, das er aber keineswegs auszugeben beabsichtigt.
Ich habe eingangs erwähnt, daß, da Verhältnisse stärker sind als einzelne
Menschen, ich nicht glaubte, daß Gegensätze und Strömungen, die auf Machtver-
teilungen und Entwickelungsrichtungen beruhen, sich vollkommen beseitigen oder
überwinden lassen. Im Wesen politischer wie sozialer Probleme liegt auch ihre Un-
lösbarkeit, ihre psychologische Struktur läßt eine Radikalkur gewöhnlich nicht zu,
ermöglicht es aber durch richtige Erkenntnis der widerstreitenden Kräfte und
Interessen zu einem Kompromiß zu gelangen, bei dem der menschliche Fortschritt
zu seinem Rechte kommt und die Beteiligten keinen Schaden leiden. So kann
auch der Wettbewerb zwischen Briten und Deutschen der gesamten Kulturwelt
zugute kommen, falls er die Bahnen friedlicher Arbeit und gemäßigter Rüstungen
nicht verläßt, indem der Brite als Odampiou ot t!»e ^Vorlä Gelegenheit findet,
sich mit einem beachtenswerten Partner im Frieden zu messen und volkswirtschaft-
lichen Gefahren dadurch entgegen zu wirken, die für jedes Volk entstehen aus
Macht, großer Wohlhabenheit und damit verbundener materialistisch-sybaritischer
Lebensauffassung. Im übrigen sollte man sich in England sagen, daß, da nun
einmal britische Sitten, Moden, Sports und Spiele die Welt erobert haben und
von uns wie von anderen nachgeahmt werden, kein Grund vorliegt, weshalb das
englische Vorbild nicht auch hinsichtlich unserer Flott« gelten sollte. Weshalb
sollen wir bloß Lawn-tennis und Polo, Rennen und Regatten von unseren
englischen Freunden lernen und nicht auch die Liebe zur Flotte? Ich sehe
keine Ursache für eine solche Einschränkung unserer weit verbreiteten Anglomanie!

Arthur von Gwinner,
Direktor der Deutschen Bank, Mitglied des Herrenhauses: :

Offener Brief an den Herausgeber.

In Erfüllung Ihrer Bitte sende ich Ihnen einige Gedanken über die deutsch-
englischen Beziehungen:
Die letzten Ausweise der Statistik des Deutschen Reiches ergeben, daß
Deutschlands Ausfuhr nach dem gesamten Britischen Reiche
(Großbritannien und Irland, Kolonien und Dominions) im Jahre 1910 betragen

hat: rund 1393 Millionen Mark. Dagegen hat Deutschland im
gleichen Jahre aus dem gesamten Britischen Reiche sin beiden Fällen ohne Ein-
rechnung der Edelmetalle) Güter im Wert von 1 733 Millionen eilige»
führt. Es gibt kein Land der Erde, mit dem wir so lebhafte und wichtige
Handelsbeziehungen unterhalten, wie das Britische Reich. Aus der Tatsache, daß
wir 340 Millionen Mark mehr von dem Britischen Reiche gekauft als ihm ver-
kauft haben (.im Jahre vorher waren es sogar 644 Millionen Mark), darf keines-
wegs gefolgert werden, daß Deutschlands Handelsbeziehungen zu dem Britischen
Reiche für Deutschland nachteilige wären; was wir von den Engländern kaufen,
brauchen wir, und was sie von uns kaufen, können sie zweifellos anderwärts
besser und billiger nicht bekommen. Bei jedem vernünftigen Handelsgeschäft
müssen beide Teile ihren Vorteil finden; wenn Handelsbeziehungen so bedeutende
und dauernde wie die zwischen dem Britischen und dem Deutschen Reiche sind,
darf ohne weiteres angenommen werden, daß diese Beziehungen vernünftige,
für beide Teile erwünschte und vorteilhafte sind.

Wie kommt es nun, daß zwei große, stammverwandte Völker, die zu ihrem
wirtschaftlichen Gedeihen gegenseitig darauf angewiesen sind, freundliche Be»
Ziehungen zu pflegen, in einen Gegensatz geraten konnten, wie er von allen Wohl-
meinenden beider Nationen mit Entrüstung und Schmerz wahrgenommen wird?

In beiden Ländern gibt es der Zahl nach unbedeutende, aber ihrer Ein-
wirkung auf die öffentliche Meinung nach einflußreiche Gruppen von Männern,
die aus den verschiedensten Beweggründen diesen Gegensatz verschuldet haben.
Die mißverstandene, übel angewendete Vaterlandsliebe, die nach einem Franzosen
und mit französischem Wort Chauvinismus heißt, die Sucht nach Sensation,
nicht zum wenigsten auch Eigennutz und Sonderinteressen haben vereint bei-
getragen, Parteien oder vielmehr Gruppen zu bilden, deren lärmendes Geschrei
die ruhige Stimme der großen Mehrheit beider Völker übertönen und die Volks-
stimmung irreführen und vergiften konnte.

Ein Krieg zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich, der den
größten Teil der Völker Europas auf die Schlachtfelder führen müßte, wäre das
größte Unglück, das die gesamte Menschheit treffen könnte. Denn kein Land und
kein Volk, das in der Kultur der Menschheit mitzählt, würde ungeschädigt bleiben,
wenn, um die mir am nächsten liegende Beziehung als Beispiel anzuführen,
gleichzeitig die Kapitalmärkte von London, Berlin und Paris geschlossen wären.

Soll hier Abhilfe geschaffen werden, wie es die überwältigende Mehrheit
in Deutschland wie in England wünscht, so lohnt es sich schon der Mühe, daß
jeder seine Stimme erhebe, um den gegenseitigen Argwohn zu zerstreuen und
den Völkern zu klarem Erkennen sowohl des eigenen Interesses, wie auch
der Berechtigung des gegnerischen Standpunktes zu verhelfen.

Der englischen öffentlichen Meinung ist eingeredet worden, Deutschlands
Flottenbauten seien nur durch die Absicht eines Angriffes auf England zu er-

klären. Daß die Vorherrschaft zur See für Großbritannien Lebensfrage ist,
wird in Deutschland so gut verstanden und gewürdigt wie in England. Sollte
die öffentliche Meinung jenseits des Kanals nicht ebenso sich überzeugen können,
daß der Besitz einer starken Flotte nicht ganz so absolut, aber doch in weit-
gehendem Maße, auch für Deutschland Lebensfrage geworden ist? Solange
das Deutsche Reich ein Agrarstaat war, konnte es der Flotte entbehren; seit es
auch Industriestaat geworden ist, bedarf es derselben ebenso wie das Britische
Reich zum Schutze seines Welthandels. Wir erzeugen im eigenen Lande auch
in guten Jahren Brot nur für sechs Tage der Woche. Selbst wenn wir darauf
verzichten konnten, Kaffee, Tee, Petroleum, Seide, Baumwolle usw. zu ver-
brauchen, müssen wir für den siebenten Teil der deutschen Bevölkerung, also für
über neun Millionen Menschen Getreide und andere unentbehrliche Lebensmittel
einführen. Diese Lebensmittel kann das Deutsche Reich aber nur bezahlen durch
seine Industrie»Erzeugnisse. Würde Deutschlands Flotte und sein Welthandel
vernichtet, wie gewisse Heißsporne es oft genug in englischen Zeitschriften und
Flugblättern verlangt haben, dann allerdings würde gewaltsam der
Fall herbeigeführt, den diese selben Leute als dro-
hende Gefahr bezeichnen: Deutschland müßte aggres-
siv werden, nicht aus Eroberungssucht, sondern aus Notwendigkeit. Wir
sehen aber, daß die deutsche Auswanderung, die noch vor dreißig Jahren über
200 000 Köpfe betrug, beinahe verschwunden ist. Die zahlreichen Auswanderer,
die deutsche Häfen verlassen, sind bekanntlich keine Deutschen, sondern Russen,
Polen, Ungarn und andere Fremde. Im Gegenteil, Deutschland hat für sein
Land nicht Arme genug, trotz seiner wachsenden Bevölkerung: über 750 000
ländliche Arbeiter werden alljährlich vom Ausland herangezogen, um den deutschen
Boden zu bestellen; von einer Übervölkerung des Deutschen Reiches kann so
wenig die Rede sein, wie von der Notwendigkeit einer Ausfuhr von Menschen,
solange nur der Weltmarkt offen steht, um durch die Ausfuhr von Erzeugnissen
des deutschen Gewerbfleißes die Nahrungsmittel zu bezahlen, welche zur Er-
nährung der deutschen Bevölkerung eingeführt werden müssen. Ein hervor-
ragender englischer Volkswirt, Sir George Paish, schreibt in einem mir eben
zu Gesicht gelangenden Aufsatz in dem Londoner „Statist", Großbritannien habe
die Lebensmittel für zwei Drittel seiner Bevölkerung einzuführen, Deutschland
für ein Drittel; dabei sind Güter wie Kolonialwaren, die im Lande nicht erzeugt
werden können, miteingerechnet. Ganz richtig; zwei Drittel der Bevölkerung
Großbritanniens sind rund 30 Millionen Menschen, ein Drittel der Bevölkerung
des Deutschen Reiches sind 21 bis 22 Millionen; das macht ein Verhältnis von
drei zu zwei. Eben dieses Verhältnis besteht, beiläufig gesagt, auch zwischen
den Flottenstärken der beiden Reiche.
Wenn nun die Aufgabe dieser Aufsätze kaum eine andere sein kann, als daß
uns die Engländer die Berechtigung ihres Standpunktes erklären, und wir

Deutsche die Berechtigung unseres Standpunktes und unserer Auffassung
den Engländern, so ist es unsere Pflicht wie unser Interesse, hinzuweisen auf
die Unrichtigkeit der von gewissen Organen der britischen Presse geflissentlich
und über die ganze Welt verbreiteten Behauptung, Deutschland sei die Macht,
welche den Frieden bedrohe und dem Nachbar seinen Besitz mißgönne. Unsere
Einrichtungen wie unsere Geschichte zeigen und beweisen das
Gegenteil. Die allgemeine Wehrpflicht macht ein Volk friedliebend; Krieg be-
deutet für jede Familie die denkbar schwersten persönlichen Opfer. Wer im
Geiste den Vater, den Gatten, den Sohn und Bruder vor die feindlichen Kanonen
gestellt erblickt, der wird vor solcher Eventualität und ihren Folgen zurück-
schrecken. Seit das neue Deutsche Reich besteht, aber auch erst seitdem, ist in
Europa kein Tropfen Blutes vergossen worden. Nachdem das deutsche Volk
seine Einheit in schweren Kämpfen errungen hatte, hat Deutschland den Frieden
gefördert und, allein unter sämtlichen Großmächten Europas, den Frieden auch
gewahrt. Möge der Leser sich fragen, was in den letzten vierzig Jahren jede
der anderen Nationen getan hat, auch speziell die Leute, die Deutschland als den
Friedenstörer bezeichnen. An der Spitze eines Heeres von vier Millionen Men-
schen hat der deutsche Kaiser den Frieden gehalten, obgleich er die Macht zum
Kriege besaß. Die „gepanzerte Faust", um ein viel mißbrauchtes Zitat an,
zuführen, sollte nur derjenige fühlen, der Deutschland angreift und den Frieden
stört. Wie war es aber in früheren Jahrhunderten? Ob die Schweden gegen
die Katholiken fochten, ob Marlborough gegen Frankreich, oder Napoleon gegen
die Russen: immer waren die deutschen Gauen das Schlachtfeld. Gegenüber
den „»tatelv dum?» ok Nußlauä" haben wir fast nur Trümmer aufzuweisen;
am Rhein krönt jeden Berg eine verbrannte Schloßruine. Nach dem dreißig-
jährigen Kriege war die Bevölkerung ganz Deutschlands einschließlich der Oster-
reicher auf fünf Millionen Köpfe gefallen, weniger als die Stadt London zählt!
Wer wollte dem deutschen Volk und den deutschen Fürsten verargen, daß sie
durch die allgemeine Wehrpflicht unter Preußens Führung die gewaltigste Kriegs»
macht der Welt geschaffen haben, um der Wiederkehr solcher Zeiten vorzubeugen?
Die Kosten, welche das deutsche Volk jährlich für seine Rüstungen zu
Wasser und zu Lande trägt, betragen 22 Mark auf den Kopf; der Brite bezahlt
für die gleichen Zwecke bekanntlich annähernd 30 Mark. Daneben trägt Deutsch-
land willig, schon seit einem Vieteljahrhundert, für die soziale Versicherung eine
Last, die schon insgesamt die Ausgabe für das Heer übersteigt. Wie oft ist bös-
willig behauptet und im Ausland auch in weiten Kreisen geglaubt worden, diese
Lasten seien für das deutsche Volk zu schwer, die unerträgliche Schwere der
Rüstung bedeute eine Gefahr für den Frieden. Nichts könnte verkehrter sein!
Der Reichtum Englands ist allerdings viel größer als unser, erst in der Bildung
begriffenes Volksvermögen. Aber auch die Steuerbelastung ist im Vereinigten
Königreich eine höhere; sie beträgt z. B. auf Erbschaften, Tabak und Alkohol

mehr als das Dreifache wie in Deutschland, obgleich wir ein Volk der Bier-
trinker und Raucher sind. Auf den Kopf der Bevölkerung ausgerechnet, also
im Verhältnis von 45 Millionen Briten zu 65 Millionen Deutschen, steht der
Vergleich noch weit mehr zu unseren Gunsten. Deutschland verzinst die gesamte
Schuldenlast des Reiches und der Einzelstaaten von 20 Milliarden Mark aus
den Reineinnahmen seiner Staatsbahnen usw. Weder Großbritannien noch
Frankreich besitzen derartige werbende Staatsgüter. Ich führe dieses alles aber
nur an, um mit wenigen Zahlen zu zeigen, daß das deutsche Volk mitnichten
zu schwach ist, seine kostspielige Rüstung zu tragen, sich vielmehr diesen not-
wendigen „Lurus" dauernd gestatten kann und auch die Rüstung notfalls noch
verstärken könnte, wenn nur dadurch der Frieden gesichert, der deutsche Welt-
handel geschützt und der deutsche Boden vor dem Schicksal bewahrt bleibt,
das unsere Väter jahrhundertelang erdulden mußten.

Wenn die britische öffentliche Meinung sich von der Berechtigung des
deutschen Standpunktes ebenso überzeugen könnte, wie die öffentliche Meinung
in Deutschland von der Berechtigung des englischen Standpunktes überzeugt ist,
so steht nichts im Wege, daß die beiden Völker sich freundschaftlich die Hand
reichen; zwar als Konkurrenten auf dem Weltmarkte, aber in friedlichem, kultur-
förderndem Wettbewerb, jedes Volk zufrieden beschäftigt mit dem Ausbau der
eigenen Wohlfahrt in unantastbarem Weltfrieden.

Arthur von Gwinner.

Wirklicher Geheimer Rat Adolf Wermuth:
Offener Brief an den Herausgeber.

Mein Gedächtnis bewahrt die freundlichsten Bilder von englisch-deutschem
Zusammenwirken. Zwar nicht größten Stils, aber doch auch nicht unbeträchtlicher
Art. Bei der Weltausstellung in Chicago war es mir vergönnt, Männern wie
Sir Henry Trueman Wood und Mr. James Dredge, den Vertretern Groß-
britanniens, als deutscher Kollege zur Seite zu stehen. Die Zentenarfeier in Mel-
bourne vom Jahre 1888 führte sämtliche Nationen nach den rüstig empor-
strebenden britisch-australischen Kolonien, welche im Verein mit dem Mutter-
lande sich angelegen sein ließen, auch uns Fremden zur Darstellung unserer
gewerblichen Leistungen die Tür weit zu öffnen. Endlich durfte ich im Jahre
1890 mit dem großbritannischen Gouverneur die Übernahme Helgolands ins Werk
setzen und dann in die Fußtapfen der englischen Verwaltung treten.

Kein Mißton hat, ich kann es uneingeschränkt sagen, bei all diesen Anlässen
die gemeinsame Arbeit gestört. Sie vollzog sich nicht nur in den angenehmsten

äußeren Formen, sondern war von dem Wunsche getragen, einer dem andren nützlich zu sein. Jeder von uns vertrat unumwunden und nachdrücklich das Interesse des eigenen Staates; aber fast immer fanden wir, daß sich beide Interessen zusammenpassen und abgleichen ließen, ja daß sie so am besten gewahrt wurden. Der persönliche Verkehr stand im Zeichen offenherziger Zuneigung; der Freude an den unzähligen Fäden, durch welche Deutschlands und Englands Geistesleben ineinander übergeht, an den Berührungspunkten in Wissenschaft, Literatur und Kunst; im Zeichen auch des etwas übermütigen, zuweilen unbarmherzigen und doch im Grunde liebevollen Humors, in welchem die Stammesverwandtschaft beider Nationen am tiefsten sich ausprägt. Von der britischen Gastfreundschaft, als etwas Weltbekanntem, brauche ich nicht zu reden.

Kraft dieser Erinnerungen stelle ich mich gern in den Chor derer, welche über gute Beziehungen zwischen England und Deutschland ein Wort sagen wollen. Nur, meine ich, muß man vermeiden, daß die allzuhänfige und mit allzu großem Gepränge auftretende Beteuerung guten Willens am letzten Ende unrichtige Eindrücke erweckt. Als ob man ein Gefühl der Unsicherheit zu übertäuben suche. Oder gar, als ob Anlaß sei, sich zwischen erhitzte Gegner zu werfen; übrigens ein Beginnen, das weder für diese noch für den Vermittler selbst heilsam zu sein pflegt.

Von Beschwichtigungen, die einen Gegensatz realer Interessen mit Worten abschwächen zu können vermeinten, würde der gesunde Sinn beider Nationen sich bald abkehren. Fährt je und je mitten in die Symphonie herzlicher Versicherungen der grellere Schall einer Auseinandersetzung über unmittelbar zu lösende Probleme, so entschwindet der harmonische Klang leicht dem Ohre; und wenn dann die frühere Weise wieder aufgenommen wird, horcht der feinere Gehörnerv nach neuen Unterbrechungen.

Der Schwerpunkt liegt auch hier in sachlicher Arbeit. Der Arbeit, die am Einzelfall zu ergründen sucht, wie weit die Bedürfnisse und Bestrebungen beider Mächte miteinander gehen, und die daraufhin für das gesamte Verhalten eine gemeinsame Richtung zu finden sich müht.

Wir hegen die Zuversicht, daß solche zweiseitige Arbeit immerfort am Werke ist. Sie mag in den Einzelheiten nicht leicht sein. Aber das schadet nicht. Für den Angelsachsen wie den Teutonen wird durch Schwierigkeiten eine Aufgabe nur reizvoller. Zudem sind ihre Grundgedanken einfach und einer Anzweifelung entzogen. Großbritannien steht fest auf dem unberührbaren Bollwerke seiner insularen Lage, deren Vorteile es in einer langen, erfolgreichen Geschichte zugunsten seiner Weltstellung genutzt und ausgebaut hat. Deutschlands Interesse geht dahin, daß uns nicht die eigenartige kontinentale Lage in der Betätigung nach außen nnd in der Benutzung der Meere zum Nachteil gereiche. Des einen Streben ist mit dem des andern durchaus vereinbar. Ja, die Vorteile der kontinentalen und die der insularen Lage haben sich in näherer nnd fernerer Ver-

gangenheit sehr häufig ergänzt und beide Nationen zu Freundschaft und Zusammengehen verbunden. Man denke sich aus der Geschichte der letzten zweieinhalb Jahrhunderte die Wechselbeziehungen zwischen England und den deutschen Staatswesen im Herzen Europas fort, um den hohen Wert solcher gegenseitigen Ergänzung zu erkennen; hierbei wird man sich nicht minder davon überzeugen, welche Bedeutung für den britischen Weltbesitz das kraftvolle Germanenreich auf dem Kontinent auch jetzt noch hat.

Sieht man den Weg klar vor sich, den man in Zutrauen gemeinschaftlich wandeln kann, dann werden auch die auf der öffentlichen Meinung ruhenden Schatten sich verflüchtigen. Inzwischen läßt sich nicht leugnen, daß eine Schicht von Mißbehagen und Besorgnis sich zwischen beide Völker gelagert hat, zuweilen dicht genug, um unvermerkt auch auf die Politik unerwünschte Wirkung zu üben. Sie zu zerteilen, ist unser aller ernste Pflicht; und jeder möge da anfassen, wo er nach Fähigkeit und Erfahrung am ehesten kann. Für mich stehen die wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder im Vordergrund.

Der Handel zwischen Deutschland und Großbritannien ist einzig in seiner Art. Ich wüßte keine zwei Staaten des Erdenrundes zu nennen, zwischen denen ein zu solchen Dimensionen gewachsener Güteraustausch ein so vollkommenes Gleichmaß des Gewinns für jede der beiden Seiten erzielte. Unsere Ausfuhr nach dem Vereinigten Königreich hat sich allmählich in der Nähe einer Milliarde Mark für das Jahr festgeankert; der Import des britischen Mutterlandes nach dem deutschen Reiche hält sich zumeist um ein Geringeres niedriger. Soweit hätten wir also einen kleinen Vorsprung. Aber wenn man die britischen Kolonien und Besitzungen in das Gemälde hineinzieht, ändert es sich wesentlich. Das ganze britische Reich setzt nach Deutschland um 15 bis 25 Millionen Pfund Sterling mehr ab, als wir dorthin. Für die Erzeugnisse seiner Kolonien, für die Wolle Australiens und des Kaplandes, für Indiens Baumwolle, Jute und Reis findet Großbritannien in uns den sichersten und zahlungsfähigsten Abnehmer. Das Mutterland selbst läßt uns außer der Steinkohle die Fülle seiner Halb- und Ganzfabrikate zukommen, mit denen es in der Welt voransteht. Wir erwidern diese Einfuhr — außer mit unserm für Englands Verzehr und Verarbeitung nicht entbehrlichen Zucker — mit den mannigfaltigsten Erzeugnissen unserer Groß- und Mittelindustrie. Diese hinwiederum finden keineswegs sämtlich im Vereinigten Königreiche ihre Ruhestätte, sondern dienen zum beträchtlichen Teile dazu, England seine wichtige Funktion als Großzwischenhändler ausüben zu lassen.

Kann man sich ein Handelsverhältnis denken, bei dem beide Teile besser fahren? Und dieses glänzende Geschäft ist nicht etwa beträchtlichen Schwankungen unterworfen; es hält sich in ruhiger Solidität durch die Jahrzehnte und steigt ebenso solide und stetig aufwärts. Damit ist es ein Abbild des englischen und deutschen Anteils am Weltverkehr überhaupt. Ich entsinne mich noch sehr wohl der düsteren Prophezeiungen, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dem Handel und der

Schiffahrt Englands zuteil wurden, und die mit häufigen Seitenblicken auf die deutsche Konkurrenz verbunden waren. Was ist daraus geworden? Deutschlands Gesamthandel ist im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts um 7 Milliarden Mark gestiegen; der Englands genau so und dem unsrigen noch jetzt, wie früher, um den gleichen Betrag überlegen. Unsere Ausfuhr besonders hat sich erfreulich gehoben, die Großbritanniens ebenfalls; beide nicht sprungweise, besonders die deutsche nicht mit der hüben wohl einmal reichlich laut gepriesenen, drüben gelegentlich im Übermaß befürchteten Rapidität und Unwiderstehlichkeit, sondern im nüchternen Gleichmaß. Die englische Handelsflotte zählte vor zehn Jahren 9, jetzt 12 Millionen Registertons, die unsrige ist von 2 auf 3 Millionen gewachsen; ist da wirklich eine wechselseitige Beeinträchtigung erkennbar?

Es ist bemerkenswert, wie der deutsch-britische Handelsverkehr sich entfaltet, obgleich beide Reiche seit Jahren einen eigentlichen Handelsvertrag miteinander nicht mehr besitzen. Der Mangel bringt uns bekanntlich manche Unsicherheit im Verkehr mit den britischen Kolonien. Aber sonst hat die ungeheure Schwerkraft der seit langem festgegründeten Geschäftsbeziehungen das Uhrwerk des Warenaustausches auch ohne Vertragsverhältnis in regelmäßigem Gang gehalten. Di« erregten oder besorgten Propheten haben es weder beschleunigt noch verlangsamt. Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand geruhig blieb am Ende Meer und Land. Nur schwere allgemeine Erschütterungen können den Lauf der wirtschaftlichen Entwicklung hemmen.

Aber sie würden auch unübersehbares Unheil, Verwüstung nach allen Seiten hin stiften. Großbritannien, das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten von Amerika behaupten die Spitze des Welthandels, weil sie vom Himmel mit einem ungewöhnlichen Maß menschlicher Energie und dazn mit der Kohle aus» gestattet sind. Die Vereinigten Staaten nehmen durch ihre sonstigen Bodenschätze und Bodenerzeugnisse, mit denen sie die Welt versorgen, eine Sonderstellung ein. England und Deutschland aber, im Weltverkehr überwiegend auf ihren Gewerbs- und Verkehrsfleiß angewiesen, reichen sich darin die Hand und heben sich gegenseitig höher. Sie sind sozusagen für den Welthandel gemeinsam verantwortlich. Eine Verantwortung von unermeßlicher Tragweite, deren Nichtachtung uns beiden zu schwerer Sühne gedeihen würde.

Eine Verantwortung, viel bedeutungsvoller, als die für manche politisch« Frage. Nicht, daß das kommerzielle Interesse die allgemeinen Fragen in den Hintergrund drängen dürfte; darunter würde es selbst Schaden leiden, weil es unlöslich mit ihnen verbunden ist. Aber es soll ihnen die Richtung und Ruhe geben, damit niemals die Leidenschaft des Augenblicks obsiege. So wird es wirken, weil es so wirken muß; zum Guten für die beiden großen, dem schlichten Schaffen zugetanen Nationen.

Offener Brief an den Herausgeber Th. Schümann
Geheimrat Prof. Theodor Schiemann:
Offener Brief an den Herausgeber.
Sehr geehrter Herr Kollege!
Daß Ihre deutsche Initiative zu der englischen Initiative geführt hat, die
uns in „Nord und Süd" in einer Reihe höchst beachtungswerter Ausführungen
den Wunsch nach einer Beseitigung deutsch-englischer Mißverständnisse und
Gegensätze entgegenbringt, ist in hohem Grade erfreulich. Können wir nicht allem
zustimmen, was von englischer Seite vorgebracht wurde, so teilen wir doch die
Gesinnung, die vor der weiten Öffentlichkeit der englischen Nation zum Ausdruck
kommt, und der es an einem sympathischen Widerhall bei uns nicht fehlen kann.
Die seit Beginn unseres Jahrhunderts bis in die jüngste Vergangenheit mit steigen-
der Bitterkeit geführte Preßpolemik hat eine Atmosphäre großgezogen, die zu einer
Gefahr geworden ist, weil jeder Teil es für möglich hält, daß das böse Wort sich
in eine rücksichtslose und unerwartete Tat umsetzt, und unter dem Druck des all-
mählich zu einer öffentlichen Meinung gewordenen Mißtrauens die verantwort-
lichen Staatsmänner sich genötigt sehen, zu Vorsichtsmaßregeln zu greifen, welche
die Befürchtungen des anderen Teiles zu rechtfertigen scheinen. Man datiert das
Aufkommen dieser Gegensätze meist von dem Burenkriege. Aber das ist entschieden
falsch. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat nicht leidenschaftlicher für
die Buren Partei ergriffen als das übrige Europa, als zumal Frankreich und
Rußland; auch nicht leidenschaftlicher als die damals in der Opposition stehende
Partei der Liberalen mit Campbell Bannermann als Führer. Die offiziellen
Beziehungen zwischen beiden Staaten aber blieben freundschaftlich« und
behaupteten sich als solche, auch nachdem der Frieden von Vereeniging der Selbst-
ständigkeit der beiden Republiken am 31. Mai 1902 ein Ende gemacht hatte. Der
Dezember 1902 aber zeigte der Welt das unerhörte Schauspiel eines Zusammen-
wirkens englischer und deutscher Kriegsschiffe, als es galt den Übermut Castros
in Venezuela zu züchtigen. Aber gerade hieran hat sich der Ausbruch einer gegen
Deutschland gerichteten Kampagne der englischen Presse entzündet, die in der
öffentlichen Meinung des Landes einen mächtigen Widerhall fand und, wie es
nicht anders sein konnte, von deutscher Seite in denselben Tönen erwidert wurde.
Ich erinnere an eine Rede, die in Anlaß dieser Gegensätze Mr. Balfour
am 15. Februar 1903 in Liverpool gehalten hat. Er mußte die Regierung wegen
ihres Zusammenwirkens mit Deutschland verteidigen und sagte in tiefem Ernst
und voller Sorge: „Wir wollen uns des alten Ideals erinnern, daß alle die
Nationen, die in den vorderen Reihen der Zivilisation stehen, lernen sollten zu-
sammenzuarbeiten zum Besten der Gesamtheit, und daß nichts der Verwirklichung

dieses hohen Ideals mehr im Wege steht, als nationale Bitterkeiten, Eifersüchte»
leien und Feindseligkeiten . . . Was Venezuela betrifft, so geht das vorüber . . .
aber im Hinblick auf die Zukunft bin ich voll Unruhe, wenn ich bedenke, wie leicht
es ist, das Feuer internationaler Eifersucht zu schüren, und wie schwer es fällt, es
wieder zu stillen."

Nun, dieser schweren Aufgabe gerecht zu werden, ist das Bestreben vieler,
und gewiß nicht der schlechtesten Männer in England wie in Deutschland. Das
weitere, wenn erst dieses Ziel erreicht ist, wird die Aufgabe der Diplomatie sein,
und wir wollen den Tag segnen, da das Suchen nach einer deutsch-englischen Ver-
ständigung in ein Ergebnis ausmündet, das die Reibungsflächen beseitigt, an denen
sich heute noch ein großer Teil der öffentlichen Meinung hüben und drüben erhitzt.

Die letzten Gründe des bestehenden Mißtrauens zwischen beiden großen
Nationen lassen sich, bei uns wie in England, auf je einen ganz bestimmten
Gedanken zurückführen. Bei uns ist es eine mehr historische als politische Er-
wägung. England hat im ganzen Verlauf seiner Geschichte stets nicht eher geruht,
als bis es die ihm zur Zeit gegenüberstehende stärkste Kriegsflotte zerstört und
damit auch den überseeischen Handel der in Frage stehenden Macht gebrochen
hatte: Erst war es Spanien, dann Holland, dann Frankreich, danach in den
Tagen des ersten Napoleon wiederum Frankreich und endlich mit Hilfe Japans —
Rußland. Müßte man nicht, namentlich infolge der von einflußreichen Staats-
männern ausgegangenen Drohungen, jetzt erwarten, daß der nächste Angriff der
deutschen Flotte gelten werde? Das Argument scheint einleuchtend und hat jeden-
falls die Wirkung gehabt viele zu überzeugen.

Ich halte es nicht für schlüssig. In all diesen Fällen hat es sich um Lebens-
fragen Englands gehandelt. Philipp II. Macht mußte gebrochen werden, wenn
Englands Selbständigkeit nicht verloren gehen sollte, mit Holland kämpfte Eng-
land um den Besitz von Indien, mit Frankreich um Indien und Amerika, mit
Napoleon um die Eristenz. Rußlands Sieg über Japan schien die ganze asiatische
Stellung Englands zu gefährden. Kein solcher Interessengegensatz liegt zwischen
England und uns. Wir bedrohen es an keiner Stelle, und seit am 16. Oktober
1900 England und Deutschland sich gegenseitig die Integrität Chinas und die
Aufrechterhaltung der offenen Tür garantierten, istder Grundsatz in den handels-
politischen Beziehungen der Völker eingeführt worden, dem die Zukunft gehört und
der im Prinzip an die Stelle unlauterer Handelspolitik ein tuir pla.v setzt, mit
dem sich jeder zufrieden geben kann.

Daß auf kolonialem Gebiet Deutschland, oder sagen wir lieber weite Kreise
deutscher Patrioten Hoffnungen hegen, die nicht erfüllt sind, soll nicht bestritten
werden. Sie richten sich aber weder auf englisches Gebiet, noch auf französisches.
Das letztere erstreben wir nicht, weil es auf moslemischem Boden ruht, und wir
dem Islam eine politische Eristenzberechtigung nicht strittig machen wollen; die
englischen Kolonien aber sind wie die holländischen tatsächlich durch bewunderungs-

würdige Arbeitsleistung der Zivilisation gewonnene Gebiete, nicht umgrenzte An» sprüche, wie die meisten anderen europäischen Kolonien außer den Deutschen.
Ich sehe demnach keinen vernünftigen Grund, der uns in eine Gegnerschaft mit England führen müßte.
Noch weniger freilich sehe ich einen Grund, der eine vernünftige Gegner- schaft Englands gegen uns rechtfertigen könnte.
Mr. Balfour sieht diesen Grund in der Coeristenz der deutschen Land- und Seemacht und in einer Politik, die seiner Meinung nach eine territoriale Aus- dehnung Deutschlands erstrebt, die, wie er andeutet, gegen England gerichtet sein könnte. Es ist schwer verständlich, wie ein Staatsmann von der Erfahrung und Einsicht Mr. Balfours dabei die geographische Lage Deutschlands und die politische Konstellation übersehen konnte, mit der wir seit 1891, 1804 und 1907 zu rechnen haben. Deutschland liegt zwischen den beiden nächst uns stärksten Territorial- mächten des Kontinents, die zudem durch eine Allianz verbunden sind, die, nach französischer Absicht, der Revanche für 1870 und der Eroberung Elsaß-Lothringens, und wenn irgend möglich, der Rheingrenze dienen soll. Die Verwirklichung des darin liegenden Gedankens einer politischen und militärischen Offensive ist mehr- fach ganz nahe gewesen. So 1887 und im vorigen Jahre, als Rußland, wenn- gleich nicht leichten Herzens, auf Grund seines Allianzvertrages im Kriegsfall mit Frankreich zu cooperieren verpflichtet war. In Rußland aber sind die Organe der öffentlichen Meinung uns ebenso feindselig, wie in Frankreich das Organ des Kriegsministeriums, die „l'rauoe luilitkire", die keine Woche hinziehen läßt, ohne zum Kriege zu ermuntern. Beide Mächte aber sind zugleich Seemächte. Herr Delcasss hat ein über das andere Mal erklärt, daß die französische Flotte nie in besserem Stande gewesen sei als jetzt, und in Rußland hat die Duma erst kürzlich 500 Millionen Rubel zum Ausbau der Kriegsflotte bewilligt, an deren Herstellung seit Niederwerfung der Revolution unermüdlich gearbeitet wird. Der Chef des russischen Marinegeneralstabes aber hat soeben erst mit allem Nachdruck erklärt, daß das russische Flottenprogramm für die Ostsee seine Spitze direkt gegen Deutschland richte, um im Kampf zwischen England und Deutschland den Aus- schlag zu geben. Nimmt man noch die Möglichkeit hinzu, daß die englische Flotte sich dieser Kombination anschließen könnte, was nach den Strömungen des vorigen Jahres nicht unwahrscheinlich war, so leuchtet sofort ein, wie pflichtvergessen es gewesen wäre, mit diesen Möglichkeiten nicht zu rechnen. Endlich, Deutschland hat, nächst England, die größte Handelsmarine der Welt, unsere Schiffe durch- messen alle Meere und es gibt keine Küste, die sie nicht berühren, kein Land, in dem nicht deutschen Landsleuten der Zusammenhang mit dem Mutterlandc zu sichern ist, und falls es nötig wird, Schutz gewährt werden müßte. Ich meine, gerade in England sollte man verstehen, daß diese Pflichten sich ohne eine mächtige Flotte nicht erfüllen lassen.
Wie ganz anders aber wäre die Weltlage, wenn England und Deutschland

sich die Hand reichen und die Gespenster des Mißtrauens verscheuchen wollten, die lähmend, hier wie dort, eine normale Entwickelnn«, hemmen. Das Prinzip der offenen Tür, das beide im eigensten Interesse verbindet, wird bereits heute nur noch mühsam aufrechterhalten. Die sozialen Auswüchse wuchern auf dem Boden der fortdauernden Gegensätze üppig hervor, fruchtbare Arbeit stockt, und wenn das Geschwür politischer Verfeindung aufbrechen sollte, droht ein Kampf, wie die Welt noch keinen gesehen hat. Das alles aber würde geschehen um eines Phantoms willen, das erst Körper gewinnen kann, wenn es sich im Blut eines durch nichts gerechtfertigten Krieges berauscht hat.

Es gibt, davon bin ich fest durchdrungen, keine Kombination politischen und kulturellen Charakters, die der Welt mehr zum Heil gereichen kann, als die von England und Deutschland.

Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath,
Mitglied des Reichstags, Erbliches Mitglied des Herrenhauses, Präsident des XV. Kongresses der interparlamentarischen Union zu Berlin, Herbst 1908:
Offener Brief an den Herausgeber.

Amtitz, Kr. Guben, 14. Juni 1912.

Geehrter Herr Professor!

Über die gegenwärtigen Deutsch-Englischen Beziehungen soll ich mich, Ihrem freundlichen Wunsche gemäß, äußern. Sehr in Anspruch genommen, wollen Sie freundlichst entschuldigen, wenn dies nur in wenigen Worten geschieht.

Man soll nicht alle fünf Minuten an ein Krankenzimmer klopfen oder an einer Erholungsanstalt Einlaß begehren und fragen: Wie geht es Ihnen? Das macht jeden, auch den gesündesten, kräftigsten und widerstandsfähigsten Menschen nervös und ärgerlich. Ganz gleichgültig, ob Engländer oder Deutscher. Dies sage ich für diejenigen, welche meinen, Deutsche und Engländer befänden sich zurzeit in einem Zustande, der — einem Erholungs-Kurort ähnlich — besondere Rücksichtnahmen erforderte. Ist man dieser Ansicht, so soll man den Genesungsprozeß nicht durch Fragen, fortgesetzte Besuche, gegenseitiges Inquirieren stören, sondern ruhig abwarten und die Dinge laufen lassen. Sie werden sich schon wieder einrenken.

Denn das ist meine unerschütterliche Ansicht, es ist so viel cominou »en»e in beiden großen Nationen vorhanden, so viel gesundes Empfinden, so viel Einsicht,

den Herausgeber Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath
daß die Zahl der Kranken und Angegriffenen in der Minorität, die Zahl der Gesunden in der Majorität sich befindet. Die gesunden, einsichtsvollen, beachtenswerten, maßgebenden und führenden Elemente beider großen Kulturvolker wollen den Frieden, die Verständigung, die Entente und wenn möglich: die Nuten te eoräiale! Alle diese Elemente halten einen Konflikt, einen Krieg — man sollte so ein Wort gar nicht aussprechen, weil es sich einfach nicht einmal denken läßt — für einen Wahnsinn, für eine Tollheit, unter welcher jede von beiden Nationen empfindlich leiden würde, ganz gleichgültig, welche Sieger oder Besiegte wäre. Und während der Zeit, wo beide Nationen, die so unendlich vieles Gemeinsames haben, deren Eigenarten, Stimmungen, Gefühle, Anschauungen auf den verschiedensten Gebieten die gleichen sind, sich zerfleischen, sich Wunden schlagen würden, die nur langsam heilen, sich nur schwer schließen, wohl aber eine dauernde Verbitterung und heiße, leidenschaftliche Gegnerschaft zeitigen würden, in derselben Zeit könnten auf anderen Weltplätzen große Interessen verloren gehen und geschädigt werden, die den betreffenden kämpfenden Parteien unendlich wertvoll wären.

England und Deutschland haben zu vielseitige, große Interessen allüberall, als daß sie sich den traurigen Lurus gestatten dürften, sich gegenseitig zu bekriegen, sich gegenseitig zu schädigen, sich gegenseitig aufzureiben. An den Dritten, die über solche Torheit, über solche Selbstverstümmlung lachen und sich freuen würden, dürfte es weder England noch Deutschland fehlen. Deshalb: 8o?ou» ami». Ciuus! Verständigen wir uns! Die Welt ist groß genug, groß genug auch der Schauplatz, auf welchem wir beide unsere Tätigkeit erfolgreich entwickeln können!

Wir haben uns durch Jahrhunderte verstanden, dies ist auch von englischer Seite mit Nachdruck hervorgehoben worden, wir können, wir wollen und wir sollen es auch ferner tun. Deshalb wollen wir unsere Fahne entfalten, auf welcher die Worte leuchten: Verständigung, Freundschaft, Friede!

Es braucht kein Bündnis zu sein, aber eine Verständigung in allen wichtigen Fragen. Dieser Zustand kann England wie Deutschland die Möglichkeit anderer Freundschaften, anderer Allianzen wohl belassen. Keine der beiden großen Nationen braucht ängstlich oder mißtrauisch zu werden, wenn der eine oder andere Teil eine „Ertratour" macht. Und wenn solche hervorragende Männer, wie Lord Haldane, solche warme, verständnisvolle und tiefsinnige Bemerkungen über deutscht Kultur, die der englischen so verschwistert ist, machen, wenn Staatsmänner, wie Lord Haldane, ihre kargbemefsenen Ferien benutzen können, um in Deutschland auf den Spuren Goethes zu wandeln, wenn sie eine so hohe Befähigung an den Tag legen, die letzten Gedanken, welche im „Faust" oder im „Wilhelm Meister" niedergelegt sind, nachzuempfinden und sich zu eigen zu machen, so beweist auch dieser Umstand aufs neue, wie nahe sich die führenden Geister der beiden Nationen stehen und wie beide zueinander gehören. Nicht umsonst haben wir eine Deutsche

Shakespeare-Gesellschaft, nicht umsonst erhebt sich Shakespeares Denkmal auf deutschem Boden, nicht umsonst wirbt und wirkt eine Goethe-Gesellschaft in Groß-britannien wie eine solche daheim. So dürfen wir über dem zeitweiligen Nebel des Augenblicks das Morgenrot eines neuen Tages schimmern sehen und begrüßen!

Mit der vorzüglichsten Hochachtung,
sehr geehrter Herr Professor, Ihr ergebenster
H. Carolath.

von Holleben,
Botschafter a. D.:
Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie haben die große Güte gehabt, mich zu einer Äußerung aufzufordern über die Beziehungen Deutschlands zu England und die Möglichfeit, die leider zurzeit etwas getrübten Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu verbessern resp. das früher bestehende freundschaftliche Verhältnis möglichst einmütig wieder herzu-stellen. Wenn Sie gerade auf mich gekommen sind, so liegt dies wohl daran, daß ich mich an der Spitze des Deutsch-Englischen Verständigungs-Komitees befinde. Sonst fühle ich aus meinem früheren Leben eigentlich wenig Beruf, mich über diese Fragen sachkundig zu äußern, zumal ich ja England nur aus verschiedenen Besuchen kenne, die ich dort als reiner Privatmann, aber allerdings in den besten tonangebenden Kreisen gemacht habe. Ich habe, wie Sie wissen, den größten Teil meiner diplomatischen Laufbahn in überseeischen Ländern zu-gebracht und habe in diesen Stellungen die guten Beziehungen zu unserm stamm-verwandten England für selbstverständlich gehalten. Ich habe während meiner langen Praris eigentlich nie irgend etwas erlebt, was auf eine Störung dieser guten Beziehungen hätte schließen lassen. Natürlich war es gerade in diesen, wesentlich auf den überseeischen Handel angewiesenen Kreisen beider Nationen selbstverständlich, daß eine starke Rivalität zwischen beiden herrschte. Das war in China, in Südamerika, in Japan, in den Vereinigten Staaten der Fall, aber niemals habe ich von einer tiefer gehenden Verstimmung etwas gemerkt. Ebenso bin ich mit meinen englischen Kollegen stets in bestem Einvernehmen ge-wesen, habe mit ihnen gemeinsam gehandelt, wenn gemeinsame Interessen es erheischten, habe ihnen aber auch, z. B. in China, wo die englischen Interessen zur damaligen Zeit stark im Vordergrunde standen, in kommerziellen wie auch

in politischen Fragen gern den Vortritt gelassen. Daß auch die Engländer uns Deutsche in keiner Weise beneideten oder uns gewisse Erfolge mißgönnten, zeigt folgender charakteristischer Vorfall: Es ergab sich in Peking, als ich dort Geschäftsträger war, eine deutsche Angelegenheit, in welcher es nötig war, die Handelskammer in Hongkong zur Mitwirkung zu veranlassen. Ich wandte mich deshalb an den englischen Gesandten mit der Bitte um seine Vermittlung. Derselbe antwortete, ich solle doch ruhig an den deutschen Konsul in Hongkong schreiben und ihm das weitere übertragen, da ja bekannt sei, daß die deutschen Kaufleute in Hongkong die maßgebenden Elemente in der dortigen Handelskammer seien.

Rivalität ist ja im kaufmännischen Betriebe eine Notwendigkeit. Ich habe damals unsern Wcttkampf mit England nicht anders angesehen, als etwa den noch heute nicht ausgetragenen Wettkampf zwischen dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie. Sodann war auch bezeichnend für diese vollkommen ungetrübten Beziehungen der gesellschaftliche Verkehr zwischen den Mitgliedern der beiden Kolonien. Die Engländer gingen in den deutschen Klub und die Deutschen in den englischen Klub, Sportunternehmungen und all dergleichen wurden unter voller Gleichberechtigung ins Leben gerufen. Auch herrschte ein reger Familienverkehr zwischen den Angehörigen beider Nationen. Bei einem kurzen Besuch, den ich vor 2 Jahren in Ostasien machte, fand ich diese alten Verhältnisse zwischen den offiziellen Vertretungen und den beiderseitigen „Kolonien" vollständig ungetrübt wieder vor.

Nachdem ich nun vor einer Reihe von Jahren zu dauerndem Aufenthalt nach Deutschland zurückgekehrt war und mich in hiesige Verhältnisse wieder mehr eingelebt hatte, wurde mir allerdings klar, daß die Beziehungen beider Länder eine Trübung erfahren hatten, ohne daß ich mir jedoch zunächst Rechenschaft davon geben konnte, woher diese Trübung, abgesehen von der schon erwähnten und vielleicht im Laufe der Dinge geschärften Rivalität, stammte. Ich wurde dann bekannt mit dem damals noch im Keim befindlichen „Deutsch-Englischen Verständigungs-Komitee", und man trug mir den Vorsitz über dasselbe an. Gerade bei meiner durchaus englandfreundlichen Gesinnung habe ich mich dieser Aufgabe gern gewidmet. Die Tätigkeit des Komitees hat sich sehr geflissentlich nie in die Öffentlichkeit gedrängt, man hat durch diskretes Einwirken auf die Presse und auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten, sowie durch Vorträge und gelegentliche wechselseitige Besuche eine wärmere Atmosphäre herzustellen gesucht. Ganz konkrete Ziele hat man indessen deshalb nicht verfolgt, weil es schwer anging, solche aufzustellen. Es fehlte so zu sagen der archimedische Punkt zum Anpacken, da ein gutes Verhältnis zwischen beiden Völkern das natürlichste war.

Fragen wir uns nun, wo die Gründe für die immer anschwellende Verstimmung steckten, so werden wir wohl eingestehen müssen, daß dieselben zum großen Teil einer sehr mißleiteten Presse beider Länder zu verdanken waren. Die Presse

spielt ja heutzutage eine größere Rolle als vor Jahrzehnten, und so kommt es, daß man durch die Presse viel Gutes wirken kann, daß aber auch Hetzereien der Presse, die vielleicht auf sehr unlautere Motive zurückzuführen sind, viel mehr Kraft besitzen als früher. Dann aber — und das ist wohl die Hauptsache — hatte sich des englischen Volkes die auch jetzt viel besprochene Nervosität wegen der deutschen Flottenvermehrung bemächtigt. Es ist dies ja nun in der Tat ein heikler Punkt. Jede Macht hat das Recht und die Pflicht, seine Wehrkraft nach seinen Bedürfnissen auszubauen, und es steht keiner anderen Macht zu, sich in diese Maßnahmen irgendwie zu mischen. Es wird für jede Macht demütigend sein, aus Rücksicht auf seinen rivalisierenden Nachbar die Ziele seiner Rüstungsfragen zurückzustecken, und es ist nicht weise, über dieses Thema überhaupt offen oder gar offiziell zu sprechen, was übrigens natürlich nicht hindert, daß auch auf diesem Gebiet ein freundschaftlicher und vollkommen diskreter Gedankenaustausch statt-finden und wirksam sein kann. Aber jeder erweist seinen eigenen Interessen einen schlechten Dienst, wenn er diese Fragen in öffentlicher Diskussion anschneidet. Das muß der Zukunft überlassen bleiben, und die „Spannung" wird dann von selbst nachlassen, wenn man sich durch ruhiges Nachdenken überzeugt, daß ein Grund zu einer wirklichen Verstimmung oder gar zu einer Feindschaft überhaupt nicht vorliegt. Deutschlands Rüstungen wollen seine Weltstellung, unbeirrt durch Interessen anderer, stützen und festigen. Daß die Rüstungen gegen England ge-richtet seien, ist nicht gesagt, es könnte vielmehr sein, daß die alliierten Flotten beider Länder einen Feind zu bekämpfen hätten, der mit lüsternen Augen auf das alte verfallende Europa blickt und sich als den lachenden Erben seiner Kultur fühlt.

Die Marokkofrage hat ja nun dadurch, daß Englands Interessen in dieselbe hineingezogen wurden, dazu geführt, daß die Geister etwas schärfer aufeinander platzen. Die Preßhetze hat auf beiden Seiten zugenommen und auf beiden Seiten sind auch große Taktlosigkeiten gefallen. Aber wegen einer Taktlosigkeit duelliert man sich doch nicht gleich, sondern folgt lieber dem alten guten englischen Spruch: „takß it e»»v mv äarliuß'. Dieser Marokkokampf, nicht sowohl zwischen Deutschland und Frankreich, als zwischen Deutschland und England, hat nun dazu geführt, daß man sich einmal gegenseitig ordentlich die Wahrheit oder das, was man für die Wahrheit hielt oder als solche angesehen wissen wollte, gesagt hat. Solche Aussprachen wirken beruhigend und erfrischend, und wenn man sich sagen darf, daß keiner dem andern etwas schuldig geblieben ist, daß man aber doch miteinander weiterleben muß, dann tut man am besten, einen Strich unter die alte Rechnung zu machen und ein neues Konto zu beginnen. Das ist denn auch tatsächlich bereits geschehen; denn unmittelbar nach diesen heftigen Äußerungen haben sich von allen Seiten die friedlichen Stimmen gehoben, und es sieht so aus, als ob die von beiden Völkern gewünschte Freundschaft sich bald wieder herstellen würde.

Man sagt nun immer, die Verstimmungen würden sich leicht heben lassen, wenn jedes der beiden Völker das andere besser kennte. Dieser Satz hat ja eine gewisse Richtigkeit, aber man muß doch bedenken, daß beide Nationen von der anderen eigentlich schon ziemlich viel wissen und an ihrer Kultur sich erfreuen. Werfen wir einen Blick auf England, so sehen wir, daß deutsche Philosophie, deutsche poetische Literatur, insbesondere Goethe, dort einen fruchtbaren Boden gefunden haben, wir sehen, daß deutsche Musik in England mit Liebe und Verehrung getrieben wird. Felir Mendelssohn ist in keinem Lande zuerst so verstanden worden, wie in England, ja man darf sagen, daß er in seiner Jugend, wo er in Deutschland noch wenig bekannt und verstanden war, in England sein Fundament und seine Stütze fand. Unser großer Orchesterleiter Hans Richter hat seine englischen Chöre, die jahrelang unter seiner Direktion standen, geliebt und bat oft gesagt, daß er das musikalische Verständnis des Engländers viel höher schätzte, als das der Deutschen, von denen jedes Chormitglied seine eigene Auffassung zur Geltung zu bringen suche. Noch in allerneuester Zeit ist die glänzende, vollkommen vorurteilslose Aufnahme, welche Mar Reinhardt in London fand, hierfür bezeichnend. Aber auch Deutschland hat englischer Kunst und englischer Kultur große Liebe entgegengebracht. Die Shakespeare-Dramen werden in Deutschland meist mit mehr Verständnis aufgeführt als in England; englische Gemälde, besonders Porträts finden in Deutschland begeisterte Bewunderung. Davon, daß englische Mode die deutsche Herrenwelt beherrscht, will ich nichts sagen, denn die französische Mode beherrscht die deutsche Frauenwelt. Aber freilich mit Kenntnissen auf diesen Gebieten dringt man in die Seele der anderen Nation noch nicht ein. Die Charaktere beider Nationen sind zu tief, als daß dergleichen Einwirkungen nicht nur oberflächlich bleiben. Ganz besonders gilt das von England, welches wohl ein Kulturgebiet einer anderen Nation an sich heranzieht, dabei aber fast vergißt, daß es eben einer anderen Nation angehört. England hat deutsche Kultur sich zu eigen gemacht, während Frankreich nur gelegentlich z. B. für deutsche Musik schwärmt. Auch der Engländer, der bekanntlich viel reist, sieht von den durchreisten Gebieten verhältnismäßig wenig; er bleibt immer der Engländer, lernt schlecht die fremden Sprachen, lebt nach seinen Gewohnheiten und sieht in schönen Landschaften nicht viel anderes, als in schönen Gemälden. Der Engländer, der nur Berlin kennt, kennt Deutschland nicht, zu diesem Zweck muß er sich in die eigentümlichen, mannigfaltigen Denkweisen der deutschen Stämme einleben, er muß nicht nur deutsche Industrie und deutsche Hafentätigkeit kennen lernen, er muß sich in das deutsche Universitätsleben, in das Militärwesen vertiefen, muß die deutsche Kunst (München!) verstehen lernen und muß sich von den bedeutenden kulturellen Einwirkungen der so oft geschmähten deutschen Kleinstaaterei (zahlreiche Residenzen usw.) Rechenschaft geben. Der Deutsche wiederum, der nur London kennt, kennt England nicht und er kennt es selbst nicht, wenn er, wie sonst

die Deutschen, mit viel Verständnis in England reist. Wer England und seine noch immer maßgebende Aristokratie kennen lernen will, der muß das englische Landleben studieren, erst dann gewinnt er den richtigen Einblick.
Neuerdings sind ja nun beiderseits Versuche gemacht worden, das gegenseitige Verständnis zwischen beiden Ländern zu erstarken. In Manchester ist ein sehr interessantes Buch „tteruiau? iu tde 19td Oeutur^" erschienen, welches wohl geeignet ist, die Kenntnis Deutschlands in England zu fördern. Auf deutscher Seite ist vor kurzem vom Professor Sieper in München unter Mitwirkung des Deutsch-Englischen Verständigungs-Komitees ein vierbändiges Werk „Die Kultur des modernen England" erschienen.
Sachen dieser Art wirken erheblich besser als die vielen Besuche mit ihren anstrengenden Banketten und langatmigen Reden, bei denen der Besucher im wesentlichen doch immer nur das sieht und hört, was der Besuchte ihn sehen und hören lassen will.
So wie die Verhältnisse jetzt liegen, wird es einer ruhigen und stetigen Arbeit der Wohlgesinnten beider Länder wohl gelingen, das große Werk zu Ende zu führen. Allerdings ist dafür ausschlaggebend, daß die Regierungen in erster Linie sich verständigen, wozu ja jetzt auch gute Aussicht vorhanden zu sein scheint. Aber diese Verständigung sollte am besten konkrete Formen annehmen, es sollten internationale Abkommen getroffen werden — nicht über die Flotte — sondern auf dem weiten Gebiet des kommerziellen Verkehrs und der kolonialen Fragen.

v. Holleben, Botschafter a. D.

Exzellenz Graf Posadowsky:
Offener Brief an den Herausgeber.

Naumburg a. S., den 4. Juni 1912.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie wünschen meine Ansicht zu hören über unser Verhältnis zu England, das sich in den letzten Jahren etwas schwül gestaltet hatte. Will man Mißverständnisse aufklären und Verstimmungen beseitigen, so ist vor allen Dingen un>bedingte gegenseitige Offenheit erforderlich. Man muß den Tatsachen mutig ins Gesicht sehen. Bis zum Jahre 66/70 war Deutschland ein Gebilde völlig souveräner Staaten, welche durch die Bundesverfassung und den Zollverein nur ziemlich lose miteinander zusammenhingen; jedenfalls hatte der deutsche Bund nach außen

nur eine sehr geringe Aktionskraft und war nach innen in seinen Zuständigkeiten äußerst beschränkt. Der Großstaat des Bundes war, abgesehen von Österreich, der jetzige Präsidialstaat Preußen, der indes sein Schwergewicht in Europa im 19. Jahrhundert häufig nur durch seine Alliancen erhalten konnte. Dieser Zustand änderte sich vollkommen durch die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870, durch welche Deutschland nach innen und außen eine einheitliche politische Macht wurde und allmählich auf Grund seiner kolonialen Erwerbungen und der hierdurch hervorgerufenen Notwendigkeiten auch die Stellung einer Weltmacht für sich in Anspruch nehmen mußte. Hand in Hand mit dieser politischen Entwickelung stieg auch in unerwartetem Maße die wirtschaftliche Kraft Deutschlands. England war längst ein vorzugsweise industrieller Staat, als Deutschland noch ein reiner Agrarstaat war. Das außerordentlich schnelle Wachstum der deutschen Bevölkerung zwang unwiderstehlich dazu, neue Erwerbszweige außerhalb der Landwirtschaft aufzusuchen und nicht nur die Bodenfläche, sondern auch die unterirdischen Schätze in wesentlich höherem Maße wie bisher für das Volksleben nutzbar zu machen. So entstand aus notwendigen äußeren Ursachen heraus die moderne deutsche Industrie. England mit seinem ungeheuren alten Kolonialbesitz hatte nicht nur in seinen Kolonien eine Art Absatzmonopol für seine überschüssige Warenproduktion, sondern durch die frühere Entwickelung der englischen Industrie beherrschte es in wichtigen Warenbranchen auch mehr oder weniger andere Länder und besonders auch den deutschen Markt. Der politische Aufschwung Deutschlands in Verbindung mit der Zunahme seiner Bevölkerung regte aber die wirtschaftliche Tätigkeit und den industriellen Unternehmungsgeist in einem Maße an, daß die deutsche Industrie durch den Umfang ihrer Gütererzeugung in immer höherem Maße genötigt war, den Überschuß ihrer Erzeugnisse, welche das Inland nicht mehr aufnehmen konnte, auf den fremden Märkten abzusetzen und so in scharfen Wettbewerb mit den Erzeugnissen anderer Länder und namentlich Englands zu treten. So machte sich seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in der Weltpolitik und auf dem Weltmarkt eine neue politische und wirtschaftliche Macht geltend. Es mag sein, daß diese veränderte politische und wirtschaftliche Lage vorläufig hier und da unbequem empfunden wurde, aber trotzdem bleibt sie unabänderlich. Deutschland mit seinem Forschungseifer, seinem Unternehmungsgeist und seiner schnell wachsenden Bevölkerung, die ernährt werden muß, ist geradezu in der Notlage, sich über seine eigenen Grenzen hinaus in fortgesetzt steigendem Umfange wirtschaftlich und damit auch politisch zu betätigen. Damit liegt ihm aber auch die Verpflichtung ob, den äußeren Schutz seiner verstärkten, politischen und wirtschaftlichen Stellung entsprechend verhältnismäßig zu erhöhen.

Die „Times" schrieb in ihrer Nummer vom 6. Mai d. I.:

„Ne inHepeuäenoe ot a imtiou i» vortu little it it uiu»t torzn »ome
ot it» mo»t ettective bellizerent riFkt« auä ma? not proteot b? aII meau»

at it» llwpo»al it» vital part» I^01tl) HlOltl^V^'» remarltg upuu
tui» poiut are uu2u»>veradle. Witduut 2 üeet adle tu cope vitu tde im-
vie» ot otder uatiou», LnrKev mugt put der trugt iu tort» anä miue»."
Diese Worte treffen auf Deutschland und seine Verteidigungemaßregeln ganz
ebenso zu, wie auf irgend ein anderes Land. Die verwundbaren Teile Deutsch-
lands haben durch seine koloniale und merkantile Entwickelung wesentlich zu-
genommen; in gleichem Verhältnisse muß es auch seine Verteidigungsmaßregeln,
namentlich zur See, verstärken. Deutschland, das durch seine drei trockenen
Grenzen gezwungen ist, ein sehr starkes Landheer zu unterhalten, wird indes schon
aus finanziellen Gründen nie in der Lage sein, eine Flotte zu bauen und zu unter-
halten, die numerisch der englischen Flotte mit ihren viel weitergehenden Auf»
gaben in allen Teilen der Welt entspricht.
Schließlich hat aber jedes Volk das Recht und die Pflicht, seine Landes-
verteidigung so zu gestalten, wie es seiner Menschenkraft, seiner finanziellen
Leistungsfähigkeit und seinem politischen Schwergewicht entspricht. Vollkommen
phantastisch ist jedoch der Verdacht, daß Deutschland jemals in der Lage sein
könnte, einen Angriffskrieg gegen das englische Inselreich zu führen. Aber auch
ein Angriffskrieg Englands gegen Deutschland würde ungeheure finanzielle und
wirtschaftliche Dpfer erfordern — ohne die politische und wirtschaftliche Lage
der beiden Länder zueinander auf die Dauer wesentlich ändern zu können. Ein
großes Volk, wie das deutsche mit seiner Arbeitskraft, seinem Bildungsstand
und seinen wirtschaftlichen Hilfsquellen kann man nicht mehr im Sinne alt-
römischer Politik „äedkllure", d. h. politisch und wirtschaftlich vollständig
niederzwingen; dazu ist die Lebenskraft moderner Völker viel zu stark. England
und Deutschland müssen deshalb in der Weltgeschichte, politisch und wirtschaftlich
völlig gleichberechtigt, nebeneinander die Aufgaben erfüllen, die ihrer inneren
Lebenskraft entsprechen.
Die Entwickelung beider Völker ist der Beweis ihres inneren Gehalts, und
in ihrem Wettbewerb liegt ein gesunder Anreiz zur ferneren Entfaltung ihrer
geistigen und wirtschaftlichen Kräfte. Was wäre alle Geistesbildung, alle moderne
Kultur überhaupt wert, wenn moderne Kulturvölker in der Welt nicht mehr
nebeneinander leben könnten, ohne infolge ihrer gegenseitigen Entwickelung das
Bedürfnis zu empfinden, sich gegenseitig gewaltsam zu beschränken? Beide Länder
haben denn auch in den letzten 40 Jahren tatsächlich das Gebiet ihres politischen
Einflusses und ihre wirtschaftliche Kraft ungeheuer vermehrt. Hierin liegt der
beste Beweis, daß die Entwickelung des einen Volkes nicht die Lebensmöglichkeit
und Entwickelung des anderen beschränkt. Schon die modernen Verkehrsverhält-
nisse machen die Welt zu einem öffentlichen Ringplatze aller lebenskräftigen
Völker. Einer weitsichtigen, geläuterten, von persönlichem Ehrgeiz freien Diplo-
matie bleibt es überlassen, diese Erkenntnis in die Beziehungen beider Länder fort-
gesetzt zu vertiefen. Die Völker wünschen ihrer Lebensarbeit ungestört nachgehen zu

können, und sie verlangen deshalb auch internationale Beziehungen, die nicht immer von neuem durch aufregende Zwischenfälle und Alarmrufe der Gefahr wirtschaftlicher Schädigungen ausgesetzt sind. Die Urteilskraft gebildeter Völker muß sich in ihrer Mehrheit stark genug erweisen, um sich durch die Torheiten urteilsloser Fanatiker und alter äinner Politiker in ihrer Ruhe nicht stören zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Posadowsky.

Vize-Adnmal Karl Galster:

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihrer Aufforderung, einen Beitrag für „Nord und Süd" im Interesse einer deutsch-englischen Annäherung zu liefern, komme ich gern nach, weil ich davon durchdrungen bin, daß beide Nationen im heutigen Zeitalter durch Streit und Kampf sich nur selbst schaden, dagegen gewinnen würden, wenn sie freundschaftlich ihre Differenzen ordnen, jede Eifersüchtelei beiseite schieben und Hand in Hand für den Kulturfortschritt und ihre berechtigten Interessen anderen Staaten gegenüber eintreten. Ich sehe die mir gestellte Aufgabe darin, dazu beizutragen, auf deutscher Seite die Verstimmung gegen England beseitigen zu helfen. Ich werde mich nicht darauf einlassen, die Rüstungsfrage zu erörtern. Als Deutscher sollte man sich freuen, daß eine germanische Schwesternation es zu einem so großen An» sehen und zu solcher Macht auf dem Erdball gebracht hat wie die englische, und in England sollte man den Wünschen des Deutschen Reiches auf kolonialem Gebiet keine Mißgunst entgegensetzen, sondern ihnen entgegenkommen. An einem entsprechenden Entgegenkommen gegen englische Wünsche auf deutscher Seite darf man es dann natürlich auch nicht fehlen lassen. Es scheint mir bei weitem besser, den gütlichen Weg vernünftiger Verständigung zu beschreiten, als die gegenseitige Waffengewalt in die Wagschale zu werfen. Die auf unseren Kanonen eingegrabenen Worte ,,I7!tiink ratio re^i»" bedeuten, daß die Gewalt erst als letztes Mittel einschreiten soll, wenn mit Güte nichts zu erreichen ist. Gerade einem Seeoffizier, der viel in englischen Kolonien Gastfreundschaft genossen hat, mit englischen Seeoffizieren befreundet ist und gesehen hat, wie auch der deutsche Staatsbürger, besonders als Kaufmann, in den englischen Kolonien sein gutes Fortkommen findet und wie praktisch und vorbildlich vieles in England eingerichtet ist, würde ein Krieg mit England bedauerlich vorkommen. Gegen derartige ehrgeizige Elemente im Deutschen Reiche, die den Gedanken haben,

Deutschland wäre jetzt daran, England in der Weltherrschaft zu folgen, wie
dieses seiner Zeit Spanien und Holland, und aussprechen, ein Deutscher handele
nicht national, wenn er England Gerechtigkeit widerfahren lasse, muß ebenso
energisch protestiert werden wie gegen jeden Verhetzungsversuch, der zum Zweck
agitatorischer Propaganda gegen das englische Volk oder in England gegen
Deutschland unternommen wird. Zu den Verhetzungsversuchen zähle ich auch die
beiderseitigen Überfalllegenden, die im letzten Winter durch die englischen und
deutschen Zeitungen gingen. Überfälle, d. h. Überrumpelungen, während man
noch im Frieden zu leben glaubt, sollten Nachbarn unter sich durch bindende Ab-
machungen ausschließen, um jedem Mißtrauen vorzubeugen. Nach Abbruch der
diplomatischen Beziehungen oder nach der Kriegserklärung sollten noch 24 Stunden
vergehen, ohne daß es erlaubt ist, mit Kriegsmacht feindliches Gebiet zu betreten,
beziehungsweise eine bestimmte Linie auf dem Meere zu überschreiten oder den
Gegner anzugreifen, und nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt in
ihre Ehre, d. h. ihr Wort nicht hält. Glauben die Kriegsschiffe jeder Nation,
sie könnten plötzlich überfallen werden, so können im Frieden die schwierigsten
Lagen entstehen, die die Doggerbankaffäre der Russen noch in den Schatten
stellen. Man stelle sich Manöver in der Nordsee vor, bei denen fremde Kriegs-
schiffe oder Torpedoboote, die sich nachts ahnungslos nähern, für Fahrzeuge der
Gegenpartei gehalten und kräftig, wenn auch nur mit blinden Schüssen, ange-
griffen werden. Fahren solche Schiffe aus Argwohn gegen Überfälle mit gefechts-
klaren Kanonen, so sind die Folgen nicht abzusehen.

Die Überfalllegenden sind im letzten Winter in der Frankfurter Zeitung
Nr. 344 und Nr. 34 widerlegt worden. Hierbei wurde u. a. dargetan, daß
nicht englische, sondern 20 deutsche Torpedoboote unter den Korvettenkapitäns
Prinz zu Isenburg und Madlung unserer Hochseeflotte folgten. Nicht eingegangen
ist dort auf den Überfall, der Ende September geplant sein soll. Es erscheint
mir wesentlich, auch für diesen Zeitpunkt die Wirklichkeit festzustellen. Der An-
nahme lag die Tatsache zugrunde, daß ein Wettsegeln der Schiffsboote bei Lam-
lash an der Westküste Schottlands, zu dem Gäste von Land bereits eingeladen
waren, plötzlich abgesagt wurde, weil die Schiffe des dritten Geschwaders am
21. September vom Flottenchef unerwartet den Befehl erhalten hatten, nach
Falmouth und Torquay am Westausgange des englischen Kanals zu gehen. Die
Gründe für diesen Befehl sind nicht bekannt geworden. Die Fachschrift
Naval K Military Record führt für die gesamte Heimatflotte unter dem
20. September jedoch an, daß Vorbereitungen für ein Ende September abzu»
haltendes strategisches Manöver getroffen würden. Da der Flottenchef nach sechs-
wöchentlicher Abwesenheit wegen Krankheit erst Mitte September seinen Dienst
wieder übernommen hatte, so wird er von dem beabsichtigten Bootswettsegeln
kaum unterrichtet gewesen sein. Außerdem spielt solch ein Bootswettsegeln mit
seinen geringfügigen Vorbereitungen eine so lächerlich kleine Rolle, daß die Aus-

führung einer kriegsmäßigen Übung darauf keine Rücksicht zu nehmen brauchte.
Die Ausbildung einer Flotte zur Schlagfertigkeit verlangt, daß die Befehlshaber und die Besaßungen daran gewohnt werden, unerwartete Befehle schnell auszuführen. Nach englischen Fachschriften scheint man in England diesem Punkt der Ausbildung besonderen Wert beizumessen. Wegen der Bewegung einer britischen Flottenabteilung nach dem 600 Seemeilen von Deutschland entfernten Westausgange des englischen Kanals am 22. September war eine Erregung bei uns ganz unnötig. Der Marokkostreit mit Frankreich war damals so gut wie geordnet. Dies ergeben die um jene Zeit veröffentlichten Telegramme aus Berlin und Paris und die Wahlrede des Reichtsagsabgeordneten Erzberger vom 12. Dezember zu Kiel. Er sagte nach dem mir vorliegenden Wahlaufruf: „England ist der einzigste Gegner Deutschlands auf dem Erdball. Die englische Flotte hat im letzten Sommer zweimal gegen die deutsche mobil gemacht. (Dies ist ein Irrtum) . . . Daß es in der Zeit vom 11. bis 18. September nicht direkt zum Kriege kam, verdanken wir dem glücklichen Zufall, daß unsere stets bereite Flotte in der Ostsee war." Die kritische Zeit war also vorüber, als die englische Flotte ihr strategisches Manöver machte. Ich bin davon überzeugt, daß die englische Regierung im letzten Sommer für die Verwickelung in einen etwaigen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich gewisse Vorbereitungen traf, daß si« aber als Handelsnation diesen Krieg nicht wünschte und ihre Unterstützung, die sie Frankreich wegen der Entente und der Vorgeschichte der Marokkoaffäre schuldig zu sein glaubte, hiernach einrichtete. Die Äußerungen der englischen Minister und unseres Reichskanzlers im Reichstage decken sich mit dieser Auffassung.
Mit größter Hochachtung verbleibe ich
Ihr sehr ergebener
Galster.

Graf von Kaniß:
Offener Brief an den Herausgeber.

Podangen, 9. Juni 1912.
Sehr geehrter Herr Professor!
Mit großem Interesse habe ich von den Äußerungen hervorragender englischer Staatsmänner im Juni-Heft von „Nord und Süd" Kenntnis genommen. Sie, Herr Professor, haben sich sicherlich ein bedeutsames Verdienst dadurch erworben, daß Sie diese Kundgebungen, welche auf die Beseitigung bedauerlicher Mißver-

ständnisse zwischen England und Deutschland gerichtet sind, veranlaßt und dem großen Publikum zugänglich gemacht haben. Jeder Vaterlandsfreund kann nur wünschen, daß diese Mißverständnisse nun endlich überwunden sein und der Vergangenheit angehören möchten.

In besonderer Hochschätzung habe ich die Ehre zu sein

Ihr sehr ergebner

Graf von Kanitz.

Ernst Bassermann, M. d. R..

Offener Brief an den Herausgeber.

Sie wünschen, daß ich mich über das Verhältnis Deutschlands zu England ausspreche. Ich folge diesem Wunsche gern, zumal ich in meiner langen parlamentarischen Tätigkeit manche Phase der Spannung und Entspannung der gegenseitigen Beziehungen miterlebt habe. Im Mittelpunkt des Streites, der soviel Unbehagen über diese beiden Nationen gebracht hat, steht heute die deutsche Flottenpolitik und die unrichtige Beurteilung, die dieselbe in England gefunden hat.

Niemals, seit dem Zeitpunkt, in dem Deutschland ein festes Flottenprogramm aufstellte, hat die deutsche Flottenpolitik einen aggressiven englandfeindlichen Charakter in sich getragen. Aus zögernden Anfängen hat sie feste Gestalt angenommen, als Fürst Bülow Staatssekretär des Auswärtigen Amtes wurde und Admiral v. Tirpitz das Reichsmarineamt übernahm. Es war die Aufgate dieser beiden Staatsmänner für die deutsche Weltpolitik die maritimen Unterlagen zu schaffen, aus der Periode des Erperimentierens und Tastens zu einem festen, bindenden Flottenprogramm überzugehen und solches durchzuführen. Daß ihnen dies gelang unter Überwindung mancher inneren Schwierigkeit und ohne Gefährdung des Friedens, das ist Beweis ihrer Energie und Staatskunst und hat ihnen Ehre und Ruhm gebracht.

Wenn man die Parlamentsakten durchblättert und die Reden, die bei den Flottenorganisationsgesetzen vom Regierungstische und von den Abgeordneten gehalten worden sind, liest, so wird man finden, daß die Anerkennung, daß England eine überlegene Flotte zur Aufrechterhaltung seiner Weltstellung not tut, sich wie ein roter Faden durch die Verhandlungen zieht. England, eine Insel, abhängig von der Seezufuhr für seine Volksernährung, ohne starke Landarmee, ist, wenn es nicht als Großmacht ausscheiden will, darauf angewiesen, stärkste Seemacht zu sein und zu bleiben. Dies ist von uns nicht bestritten worden und

so war es niemals Ziel unserer Flottenpolitik, diese Weltstcllung Englands zu erschüttern.
Was wir für uns in Anspruch nehmen, ist das Recht den Umfang unserer Flottenrüstung ohne Rücksicht auf Englands Flottenstärke lediglich nach unseren eigenen Interessen zu bestimmen. Darüber, und daß unsere Handels- und Kolonialinteressen eine achtunggebietende Flotte erheischen, sind sich die bürgerlichen Parteien Deutschlands vollständig einig. Nicht aus dem Bestreben, es England gleich zu tun, sind unsere Schiffsbauten entstanden, sie wurden zur Notwendigkeit, als der deutsche Auslandshandel wuchs, als wir Kolonien erwarben, als damit das Schutzbedürfnis für deutsche Menschen und deutsche Güter im Ausland in überseeischen Gebieten zunahm.
Der Gedanke, daß Deutschland auch ohne Flotte eine Weltmacht sein würde, findet in der Zeit der Weltpolitik keinen Raum mehr in deutschen Köpfen. Gewiß werden die deutschen Kolonien, wenn ein Weltbrand entsteht, in der Hauptsache auf dem europäischen Kontinent verteidigt werden müssen. Diesen Weltkrieg mit seinen menschen- und güterzerstörenden Wirkungen zu hindern, dazu ist eine starke deutsche Flotte nötig, weil sie jeden Angriff auf Deutschland auch zur See zu einem gefährlichen Erperiment für den Angreifer macht. Mehr wollen wir nicht, aber das wollen wir mit dem starken Empfinden einer Nation, die weiß, daß sie mit ihrer Armee und ihrer Flotte hohe nationale Güter verteidigen muß. Ohne starke Flotte können wir unsere Küsten nicht verteidigen, ohne eine solche können wir eine Blockade nicht abwehren und verlieren Ansehen und wirtschaftliche Macht in überseeischen Gebieten.
Das sind die Gedanken, welche die führenden Politiker bei der Schaffung unserer Flottengesetze geleitet haben. Die große Volkstümlichkeit und das feste Zutrauen, deren sich der Großadmiral Tirpitz im deutschen Volke erfreut, gründen sich darauf, daß er es verstanden hat, die Flottenorganisation kraftvoll und zielbewußt durchzuführen, und daß alle seine Mitarbeiter, zu denen ich mich als Führer der nationalliberalen Partei zähle, von seiner Friedensliebe in allen Phasen seines Ringens um das Werden einer deutschen Flotte überzeugt waren und dieser Überzeugung in ihrer Propaganda für die deutsche Flotte Ausdruck verliehen.
Daß der Gedanke, die deutsche Flotte zu einem Angriffskrieg gegen England zu verwenden, der deutschen Politik fernliegt, erweist wohl am klarsten die jüngste Flottennovelle, die sich auf die notwendigsten Ergänzungen beschränkt und alles andere als einen aggressiven Charakter an sich trägt. Gerade diese kürzlich verabschiedeten Wehrvorlagen legen erneut den Schwerpunkt deutscher Stoßkraft in seine Landarmee, und das wird auch in Zukunft so bleiben. Unsere Friedensliebe erweist die deutsche Politik der letzten 40 Jahre, unsere Rüstungen sollen erhalten, was wir besitzen, und sollen nicht Eroberungsplänen dienen.
Sobald die Überzeugung in Fleisch und Blut der beiden Völker übergegangen

ist, daß wir Englands herrschende Stellung zur See nicht antasten wollen, daß eine deutsche Flotte so groß und stark, wie sie deutsche Macht und Wirtschaftsinteressen fordern, keinerlei feindseligen Absichten gegen England in sich birgt, ist der Boden für eine Verständigung gefunden, und dieser Zeitpunkt scheint mir näher gerückt zu sein. In England und Deutschland mehren sich die Stimmen, welche die Periode des gegenseitigen Mißvergnügens und Mißtrauens ablösen möchten durch vertrauensvolle Beziehungen, die der Bedeutung der großen aufeinander angewiesenen wirtschaftlichen und Handelsinteressen der beiden Länder gerecht werden. Die Kriegsgefahr des letzten Herbstes hat manchem die Augen geöffnet und die Friedensaussichten verbessert. Hoffentlich gelingt es einem so bewährten Diplomaten, wie es Freiherr von Marschall ist, die friedlichen Anschauungen zur Geltung zu bringen und die Engländer zu überzeugen, daß uns Deutschen Feindseligkeit gegen England fern und eine Verständigung am Herzen liegt. Bassermann, Mitglied des Reichstages.

Vizeadmiral a. D. v. Ahlefeld:

Deutsch-englische Entspannung.

So unzweifelhaft es ein verdienstliches Unternehmen von „Nord und Süd" ist, an der Verständigung zwischen Deutschland und England mitzuarbeiten und dazu — wie im Juni-Heft englische, so jetzt im Juli-Heft deutsche — Stimmen zu sammeln, so wenig kann man sich einen durchschlagenden Erfolg davon versprechen oder, wie der Herr Herausgeber es, treffend freilich, aber fremdwörtlich, ausdrückt, eine Detente davon zwischen Entente und Allianz erwarten. Dazu liegen die Gründe der Verstimmung doch zu tief, und wenn ich mir erlaube, hier nochmals, trotzdem alle bisherigen Bemühungen vergeblich waren, zu besagter Entspannung das Wort zu nehmen, dann geschieht es, um anhand der Juni-Veröffentlichungen angesehener Engländer etwas von jener Tiefe der Kluft aufzuzeigen, die nicht überbrückbar ist oder, was ich so dringend wie nur einer wünsche, erst von einer Meisterhand oder von der für solches Kunstwerk vielgepriesenen Zeit überbrückt werden wird.

Die große Mehrzahl der Argumente für eine Entspannung sind schon früher und an anderer Stelle genannt und besprochen worden und können füglich jetzt ganz kurz behandelt werden. Von diesen zähle ich auf:

1. Die gemeinschaftlichen Handels», Wirtschafts- oder Ökonomie-Interessen.

Sie wären so groß, daß ein Krieg schon darum unpraktisch, ja nicht denkbar wäre, sagen u. a. Sir Alfred Mond (S. 323 und 325), Lord Weardale (S. 312),

Sir Edgar Speyer (S. 308, 310 und 311), I. A. Spender (S. 290). Das stimmt nicht mit der Geschichte überein; denn gerade England hat nacheinander die Handelstätigkeit der Hansa, der Niederlande, Portugals, Spaniens und Frankreichs vernichtet und sich selbst zum zeitweiligen Alleininhaber des Seehandels erhoben. Gerade darum, daß wir nicht auch diesem Schicksale verfallen wollen, bauen wir unsere Seemacht aus, und darum erregt es natürlich unser größtes Mißtrauen, wenn England uns sagt, sie sei für uns ein Lurus.

2. Es bedürfe zur Verständigung nur eines besseren Sichkennenlernen s.

— Baron de Forest (S. 341), Thomas Lough (S. 338), Sir Frank Lascelles (S. 296), A. v. Rothschild (S. 299), Sir T. Vezey Strong (S. 300 und 301), Karl Breul (S. 305). —

Ich stimme so weit zu, daß ein Sichbesuchen und ein Gedankenaustausch der verschiedensten Berufskreise gute Wirkung hatte, freilich nur eine örtliche und begrenzte, die für die Gesamtlage nur unwesentliche Verbesserungen herbeigeführt hat. Selbst die von Lord Haldane so lebhaft und glücklich besprochene Kulturgemeinschaft beider Länder auf der Wechselbasis Goethe-Shakespeare kann an unserer Ansicht von der Mißstimmung Englands gegen Deutschland nichts ändern. Diese kam elementar, unmißverständlich und unwiderruflich zu ihrem richtigen Ausdruck, als Rudyard Kippling sein von Deutschenhaß erfülltes Gedicht von den Ruderern, die treu gearbeitet, nun aber mit Deutschen weiterrudern sollten, veröffentlichte. Der hysterische Jubel darüber in ganz England und der ans Lächerliche und Krankhafte grenzende, etwa gleichzeitige, begeisterte Empfang der französischen Marineangehörigen in London sind ein vollgültiger Beweis für die eigentliche Volksmeinung in England über Deutschland.

3. Es gibt keine wirklich greifbare Beschwerde zwischen Deutschland und England,

sagt u. a. Sir Thomas Barclay (S. 328).

Das trifft doch leider nicht zu. Die greifbare Beschwerde Englands gegen Deutschland ist eben dessen Flotte. Zum Beweise führe ich die Eingangsworte eines Artikels von Archibald Hurd in der Fortnightly Review (S. 785) an:

.,2? der uev? Nav? Lil! üermsuv i» <Ureetl>, äenuitel? aucl ckeliberate!? etmüenßiiiß uur traclitioua! e!aim to z»o»»eW »uud 2 lleet a» vi!! ensure our uava! «upremao? "

Das fällt uns zwar gar nicht ein, aber zusammengehalten mit hunderten von gleichartigen Äußerungen, müssen wir doch glauben, daß das Vorhandensein unserer Flotte für die Engländer ein Grund ernster und greifbarer Beschwerde ist. Warum freilich die seinerzeit relativ viel größere französische Flotte

oder heutzutage die ebenso große amerikanische Flotte nicht ein solcher Grund der Beschwerde war, beziehungsweise ist, vermögen wir Deutschen mit dem besten Willen nicht anders zu erklären als dadurch, daß letzten Endes nicht die Flotte, sondern unser Seehandel der Stein des Anstoßes ist. Immerhin wäre dies ein Punkt, der sich vielleicht durch eine Aussprache der beiderseitigen Verständigungs-Komitees verhältnismäßig leicht erklären ließe.

4. und letztens. Die Furcht der Engländer vor einem Angriff.

Es spukt diese törichte Gespensterfurcht ja schon weniger im Juni-Heft von „Nord und Süd" als früher, aber sie wird als vorhanden und als Grund der Mißstimmung genannt von Balfour (S. 287), Spender (S. 289) und von Barclay (S. 328). Daß sie nicht berechtigt ist, hat, glaube ich, Admiral Breusing im Juni-Heft der Deutschen Revue am schlagendsten nachgewiesen.

Er führt aus, in England sei man überzeugt, die deutsche Flotte könne die Überführung von 150 000 Engländern nach Antwerpen — 80 Seemeilen weit — leicht verhindern. Wie sollte es dann wohl möglich sein, daß die mehr als doppelt so große englische Flotte eine Landung deutscher Truppen in England — 400 Seemeilen — nicht verhindern könnte. Die Invasionsfurcht ist absolut absurd und, bewußt oder unbewußt, ein Deckmantel für Konkurrenzneid auf dem Gebiete der Seeherrschaft. Im Grunde will kein Engländer das „Recht auf Seeherrschaft" (unbedingte Suprematie), d. h. nicht bloß zahlenmäßige Über' legenheit, sondern unbedingte Befehlsbefugnis zur See, aufgeben. Und gerade dieses „Recht" bestreiten wir ihnen mit allem Nachdrucke. Einer mündlichen Aussprache müßte auch dieser Punkt in erster Linie unterzogen werden.

Indem ich nunmehr die alten Punkte verlasse, wende ich mich zu den markantesten neuen.

1. A. I. Balfour sieht die Gefahr für England (S. 287 und 288) „in der Coeristenz unserer Land- und Seemacht, die unmöglich mit dem Weltfrieden vereinbar scheint. Wir könnten nicht verlangen, daß England unserem Bedürfnis nach Überseegebieten zustimme. Wir sollten der Welt lehren, daß der Appetit nach Landeserweiterung einem überwundenen Patriotismus angehöre."

England, das sozusagen die halbe Welt an sich gerissen hat, predigt uns Enthaltsamkeit. Balfour fügt hinzu: „Des Verbrechens, eifersüchtig auf euere natürliche Entwickelung zu sein, sind wir uns völlig unbewußt." Ja! Was versteht denn Balfour unter natürlicher Entwickelung? Schade, daß wir darin wahrscheinlich verschiedener Ansicht sind. Gerade eine Entwickelung wie die Englands ist nach unserer Ansicht die natürliche und für uns unerläßliche.

2. Fast noch schlimmer als diese Auffassung ist die von Sir Thomas Barclay

(S. 329), der uns vorwirft: „Nie sei ein Krieg durch unglücklichere Bedingungen
für den Sieger beendet worden als der von 1870. Keiner würde heutzutage
die Torheit begehen, Friedensbedingungen aufzuerlegen, die notwendig auf alle
Dauer die Wunden am Heilen verhindern müßten", und so noch eine ganze Weile
fort. Mir ist dieselbe Auffassung schon früher von Engländern entgegengebracht
worden, und auf meine erste Frage, was wir denn als Kriegsentschädigung hätten
fordern sollen, meinten sie: „Noch mehr Milliarden!" Es war ja leicht, nach-
zuweisen, wie unhaltbar diese Ansicht ist. Diese Engländer hatten offenbar auch
noch nicht über die Frage nachgedacht; vielleicht tat es Barclay auch nicht. Es
wäre recht englisch.
Aber das ist ja auch ganz Nebensache. Was uns vielmehr tief und bei der
gegenwärtigen Entspannungsbemühung am allertiefsten berührt, ist das psycho-
logische Rätsel, wie die Engländer, die den Spaniern Gibraltar nahmen und es
gegen jahrhundertelange Volkswut und Volksschmach bis heute gehalten haben,
die unter gleichen Verhältnissen Hongkong den Chinesen, Indien den Indiern,
Ägypten den Türken und so durch die ganze Welt hindurch zahlreiche Länder und
Inseln anderen Besitzern unter unheilbaren Wunden weggenommen haben, wie
die mit solcher offenbar ehrlichen sittlichen Entrüstung uns vorwerfen können,
unser ganz deutsches Elsaß und unser halbgermanisches Lothringen von den Fran-
zosen wohlverstanden nur zurück erobert zu haben!
Hier liegt, nach meiner Auffassung, nicht sowohl eine Geschichtsunkenntnis
gröblichster Art zugrunde, als ein Daseins-Zeugnis jener tiefen Kluft, von der
ich eingangs sprach und die uns von den Engländern, fürchte ich, noch für
lange Zeit trennen wird. Es ist die Äußerung einer ganz enormen Selbstüber-
schätzung.
In meinen jungen Jahren habe ich einmal von einem Engländer gehört:
„^dere are c>ul) tvo uation» in tde vorlä: Dußli»n auck Niß8er»." Daran
muß ich wieder denken. Es fällt dem Durchschnitts-Engländer ganz außerordent-
lich schwer, irgend eine Nation der seinigen auch nur annähernd gleich zu achten.
Ich habe sogar von den zahlreichen liebenswürdigen Äußerungen über unsere
Gleichwertigkeit im Iuni'Heft dieser Monatszeitung von Haldane, von Balfour
(S. 284 und 285), Law (S. 293), Lascelles, Rothschild (S. 298), Strong, Breul,
Thomas Lough (S. 336) u. a. den Eindruck erhalten, als wollten sie bedeuten:
„Ihr Deutschen seid ja s o gute Kerle, solange ihr bei euerem Denken und Dichten
bleibt; aber auf dem Arbeitsfelde der Welt habt ihr absolut nichts verloren."
Diese Auffassung wird indirekt bestätigt dadurch, daß mit zwei Ausnahmen —
Said-Ruete (S. 332) und de Forest (S. 340 und 341) — von unserem Anspruch
auf Seegeltung überhaupt nicht die Rede ist und die erste der Ausnahmen aus-
drücklich auf die Gnade Englands verweist und die zweite das Thema akademisch
und ganz unpraktisch behandelt.
Diesen Erscheinungen gegenüber kann man immer nur wieder betonen: der

springende Punkt all unserer Verstimmung ist der, daß England uns die Gleichberechtigung zur See verweigert und sie nur zu Lande oder auf dem Gebiete der Kultur oder sonstwo anerkennt. Kommt es zu einer mündlichen Verhandlung in London zwischen den beiderseitigen Verständigungskomitees, so wird dieser Punkt unabweislich anzumelden und zur Verhandlung zu bringen sein. Geschichtlich, das verstärkt die Wichtigkeit gerade dieses Themas, hat England, wie hier noch einmal betont werden muß, nacheinander die Staatengebilde Hansa, Niederlande, Portugal, Spanien und Frankreich unter Anwendung äußerster und rücksichtslosester Gewalt von der See vertrieben und sich deren Seehandel angeeignet. Jetzt steht es vor einer Wiederholung dieses Verfahrens und, in verständlicher Abneigung gegen die Gefahren eines Krieges, hält es einerseits krampfhaft fest an dem unnatürlichen Bündnis mit Frankreich, das an uns nur zu gerne Revanche nähme, und sucht andererseits uns durch sanfte Schmeichelreden von unserem Vorhaben, Seegeltung zu gewinnen, abzubringen. Aber wir lassen uns nicht einlullen; wir wollen volle Gleichberechtigung mit England auf der freien See. Nur wenn diese zugestanden wird, gibt es eine Detente zwischen Entente und Allianz.

Das klingt nun freilich nicht gerade hoffnungsvoll für ein Vermeiden des Krieges, aber ich schließe mich trotzdem den auf eine friedliche Lösung rechnenden Ansichten der Herren Spender lS. 291, Mitte), Bonar Law (S. 293, unten) und Baron Rothschild (S. 297, Mitte) an.

Unter Berücksichtigung aller Umstände muß und wird sich ein Mittel und ein Weg finden, daß das unermeßlich Bedauerliche eines Krieges zwischen Deutschland und England „sich nicht ereignet".

Geh. Iustizmt Prof. Dr. Rießer:

Offener Brief an den Herausgeber

Berlin, 31. Mai 1912.

Sehr geehrter Herr Kollege!

In öffenlichen Reden, so insbesondere in Köln am 7. November 1909, habe ich zu wiederholten Malen dem Gedanken der Verständigung zwischen Deutschland und England das Wort geredet, aber Worte tun hier ebenso wenig, wie die so häufigen Besuche der verschiedensten deutschen Kreise in England und englischer in Deutschland. Unsere Politik ist es und die Englands, welche auf den Freundschafts-Akkord gestimmt werden muß und die schon längst zu einer vollen Harmonie geführt hätte, wenn man nicht den vergeblichen Versuch gemacht

hätte, das Pferd am Schweif aufzuzäumen und die Entente durch eine Frage unmöglich zu machen, welche kein seiner Stärke und seines Weges sich bewußtes Volk auch nur aufwerfen lassen kann, nämlich durch die Frage der Einschränkung der Rüstungen oder des Flottenbaues. Gelingt es, in ehrlichen, auf gegenseitigem Vertrauen und vor allem auf gegenseitigem Respekt beruhenden Verhandlungen eine Entente zwischen England und Deutschland herzustellen, welche meiner Überzeugung nach viel leichter hergestellt werden kann wie die zwischen Frankreich und England, so ist die Frage einer Verlangsamung der Rüstungen und des Flottenbaues von selbst erledigt. Eine Entente zwischen England und Deutschland kann aber nur zustande kommen, wenn England sich daran gewöhnt, uns als völlig gleichwertig und gleichstehend zu behandeln, und wenn es den Wahn von sich abschüttelt, als gehöre eigentlich nicht nur die Herrschaft auf dem Meere, sondern die Herrschaft auf der ganzen Welt von Rechts wegen England und als sei es schon eine Konzession, wenn es anderen Ländern auch nur ein Stückchen von dieser Erde gönnt. Wie im Innern eine ehrliche Block-Politik undenkbar ist, solange — wie dies im Bülow-Dlock der Fall war — ein Teil, nämlich die konservative Partei, der Meinung ist, daß jede Abweichung von streng konservativer Politik als eine Art von Gnade, von huldvoller Konzession an den liberalen Gedanken, zu betrachten ist, so ist eine Entente zwischen Deutschland und England undenkbar, solange England uns von oben herab wie einen Eindringling in die hohe Politik und in die Weltherrschaft betrachtet, solange es unsere Flotte als eine Lurus-Flotte bezeichnet und es als einen Akt der Großmut ansieht, wenn es mit uns überhaupt in Verhandlungen in bezug auf die Weltpolitik eintritt. Nichts, aber auch gar nichts steht einer ehrlichen Freundschaft zwischen England und Deutschland entgegen, auch nicht die Rivalität im Welthandel, denn auch hier ist Raum für alle auf der Erde. Ein Volk, welches ein anderes Volk nur deshalb befeindet, weil es sein Rivale im Welthandel ist, handelt ebenso kleinlich und ebenso töricht wie der kleine Krämer, der seinen vorwärtskommenden Konkurrenten totschlagen will, statt, unter Änderung seiner eigenen Methoden und unter Vermehrung seiner Energie, den Konkurrenten in ehrlichem Wettkampfe zu schlagen. Beide Völker, England und Deutschland, können unendlich viel von einander lernen: Wir von England den großen, freien Blick, die feste Überzeugung von der Notwendigkeit bürgerlicher Freiheit und die Zähigkeit in der Verfolgung großzügiger Pläne, die sich auch durch zeitweise Mißerfolge niemals vom Wege ablenken läßt; England von uns aber die Gewöhnung, die Ergebnisse ernsten wissenschaftlichen Strebens auch für die Praris zu verwerten, und die Überzeugung, daß ein Volk, wie der einzelne Mensch, mit dem Moment zurückgeht, wo es aufhört, sich als einen Lernenden zu betrachten, der täglich an sich selbst zu arbeiten und deshalb auch seine Richtung, seine Methoden usw. zu ändern hat, wenn der bisherige Weg

nicht zum Ziele führen will. Respekt vor der Eigenart, vor der Stärke und vor dem Streben des andern, wie wir ihn England entgegenbringen, müssen wir auch von England voraussetzen und verlangen, als notwendige und unentbehrliche Grundlage dauernden Zusammengehens, das allerdings dann, aber auch nur dann für den Frieden der Welt ersprießlich sein wird. Ein Weltfrieden ist nur erfreulich und dauernd, wenn er ein ehrenvoller Frieden ist, und ein ehrenvoller Frieden ist nur denkbar, wenn er durch den festen Kitt gegenseitiger Achtung zusammengehalten wird.

Di'. Rießer, Präsident des Hansabundes.

Hugo Stinnes:

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Wunschgemäß habe ich in nachfolgendem die Ausführungen schriftlich niedergelegt, die ich Ihnen gegenüber bezüglich des deutsch-englischen Verhältnisses letzthin in Mülheim gemacht habe.

England und Deutschland sind die beiden Länder, die den weitaus größten Teil der europäischen Ausfracht stellen und damit der Seeschiffahrt eine sichere Beschäftigungsgrundlage geben. Dem Gewichte nach übertrifft als Ausfuhrgut die Kohle alle anderen Ausfuhrgüter um ein Vielfaches, und die englische Kohlenausfuhr ist um ein Vielfaches größer als die deutsche. Dementsprechend ist die englische Seeschiffahrt zurzeit in unbedingt herrschender Stellung.

Mit der steigenden Ausbeutung der deutschen Kohlenreviere, die an Ausdehnung und Ergiebigkeit alle anderen Kohlenreviere Europas übertreffen, muß sich das Verhältnis verschieben, wenn auch die Gewinnungskosten der meisten deutschen Kohlenreviere und deren Frachtlage zu den Seehäfen ungünstiger sind als die der englischen Reviere.

In der Einfuhr von Rohstoffen steht Deutschland schon heute vielfach an erster Stelle, besonders infolge der Zunahme der Stahlerzeugung.

Die großen sich schnell entwickelnden Industrien Deutschlands haben die Aufgabe, dem starken Zuwachs an Bevölkerung sichere und lohnende Beschäftigung zu verschaffen. Alle diese Industrien sind mehr oder weniger abhängig von der ungestörten Seeeinfuhr und Ausfuhr, sie würden zum großen Teil zum Erliegen kommen, wenn die Nordseehäfen längere Zeit gesperrt werden würden.

Bei den zu bewältigenden großen Massen scheidet praktisch jeder andere Zu- und Abfuhrweg aus.

Zugegeben einerseits, daß Englands Macht und Einfluß ohne überragende Flotte verloren sein würde, so ist auch Deutschlands industrielle und Arbeiterlage sehr bald eine verzweifelte, wenn die See-Zufuhr und Abfuhr abgeschnitten werden würde. Nach Maßgabe seiner industriellen Entwickelung und seiner zu» nehmenden Kohlenausfuhr — der Grundlage der zukünftigen Beteiligung an der Seeschiffahrt — wird Deutschland durch eine Absperrung seiner Zu- und Abfuhr verwundbarer, und es muß trachten, einen Versuch der Absperrung für denjenigen gefährlich zu machen, der ihn unternimmt.

Das einzige Abwehrmittel ist eine starke Flotte.

Die gleichen Gründe, die England für sich geltend macht, die stärkste Seemacht zu halten, müssen Deutschland veranlassen, seine Seemacht soweit auszugestalten, daß selbst die stärkste Seemacht es als ein Wagnis ansehen muß, die Zu- und Abfuhr Deutschlands zu unterbinden.

Beschäftigung und Leben großer Bevölkerungsteile kann ein aufstrebendes Volk wie das deutsche nicht abhängig machen von dem guten Willen und der Gewissenhaftigkeit eines fremden Volkes.

Insbesondere die deutsche Industrie als Nächstbeteiligte ist von der Notwendigkeit einer starken Flotte überzeugt, denn die von ihr beschäftigten Arbeiter ivürden zuerst von den furchtbaren Folgen einer Unterbindung der Seewege betroffen werden. Eine solche starke Flotte ist somit kein Lurus, sondern ein Lebensbedürfnis für Deutschland.

Die großen industriellen Fortschritte Deutschlands sind erreicht worden durch überaus mühevolle Arbeit, der sich England dank seiner durchweg günstigeren Produktionsbedingungen in gleichem Maße nicht zu unterziehen brauchte. Indes hat England auch heute noch die Führung in Handel und Industrie, wennschon auf Einzelgebieten, deren Gesamtbedeutung von manchen überschätzt wird, wie in der Stahlproduktion, der chemischen und elektrischen Industrie, Deutschland zurzeit im Vorsprung ist.

Die Industrien beider Länder stehen auf der ganzen Welt im Wettbewerb, und naturgemäß fühlt sich die in ihrem alten reichen Besitzstand angegriffene englische Industrie beschwert durch die allenthalben eindringende deutsche Industrie. Andererseits sind die beiden Länder gegenseitig die besten und, wie oft anerkannt wird, die angenehmsten Kunden.

Eine stark zunehmende, durchweg arbeitsame Bevölkerung, verbunden mit reichen, wenn auch nicht billig zu gewinnenden Bodenschätzen zwingen Deutsch» land in die gleichen Entwickelungsbahnen wie England.

Natürliche Entwickelungen lassen sich nicht mit Gewalt beseitigen. Auch ein unglücklicher Krieg würde keines der beiden Länder mit seiner tüchtigen Bevölkerung und den reichen Bodenschätzen für längere Zeit von der industriellen Konkurrenz abhalten.

Der für beide Teile vorteilhafte Ausgleich kann nur in der friedlichen Verstän°
tigung gefunden werden.
Nach unendlichen wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen hat sich in Deutschland
in steigendem Maße die Industrie zusammengetan zur gemeinsamen Arbeit im In-
und Ausland. Warum soll es nicht möglich sein, die englische und deutsche Industrie
demnächst ebenfalls zu gemeinsamer nutzbringender Arbeit zusammenzuschließen?
Das Opfer an Individualität mag bei ihrem ganzen Entwicklungsgang und
dem Bevölkerungscharakter der englischen Industrie schwerer fallen als der nach
dieser Richtung bereits weiter organisierten deutschen. Der aus einem gut organi-
sierten industriellen Zusammenschluß sich ergebende unendliche Vorteil für beide
Länder, die heute vielfach ihre Naturschätze und die Produkte des Fleißes ihrer
Bevölkerung in sinnloser Konkurrenz an fremde Völker verschleudern, wird auf
die Dauer nicht mißachtet werden können.
Wenn die Intelligenz jedes der beiden Länder nicht mehr darin das Endziel
erblickt, das andere industriell oder mit Waffen niederzukämpfen, sondern wenn
die beiden Länder es als ihre Hauptaufgabe ansehen, die übrige Welt ihrem
Gewerbefleiß zahlungspflichtig zu machen, dann wird sich hoffentlich ein Zu-
sammenstoß vermeiden lassen, der auch den Sieger über die Maßen schwächen
und Mächten zum Weltübergewicht verhelfen würde, die dieses Übergewicht
sicherlich in gleichem Maße zum Nachteil der Bevölkerung Englands und Deutsch-
lands gebrauchen würden.
Mit hochachtungsvollem Gruß
Hugo Stinnes.

Wilhelm Freiherr von Pechmann,
Direktor der Bayerischen Handelsbank:
„Eine reale Basis für den Frieden?"

Sehr verehrter Herr Professor!
Es ist mir leider gegangen wie Mr. Garvin: Berufspflichten, die ich nicht
zurückstellen konnte und durfte, haben mir auch nicht jenes Mindestmaß von Zeit
und Ruhe übrig gelassen, dessen ich bedurft hätte, um Ihnen so zu schreiben, wie
ich es Ihnen, mir selbst und vor allem der Sache schuldig gewesen wäre. Glück-
licherweise habe ich indessen rechtzeitig für einen mehr als vollgültigen Ersatz
gesorgt. Ich habe nämlich, als ich durch Ihre ehrenvolle Aufforderung über-
rascht wurde, mit einem ausgezeichneten Vertreter der englischen Geistlichkeit,
dem Kaplan der hiesigen englischen Kirche, Rev. D. Cowling, darüber gesprochen
und habe ihm nahegelegt, ob er mir nicht für Ihre Zwecke einen Brief schreiben
wolle, in welchem er die Summe der Erfahrungen, Beobachtungen und Eindrücke

niederlege, die er im Laufe von 6 Jahren in verschiedenen Teilen von Deutschland gesammelt habe. Rev. Cowling hatte die Freundlichkeit, meiner Anregung zu entsprechen, und ich habe nun die große Freude, diesen seinen Brief Ihnen, sehr verehrter Herr Professor, und den Lesern Ihrer hochgeschätzten Monatsschrift, insbesondere aber den englischen Lesern der Juli-Nummer vorzulegen. Mit Mücksicht auf die letzteren bitte ich Sie, den Brief nicht in Übersetzung, sondern im englischen Terte abzudrucken. Er lautet:

liev. D. (^owlinß, Od2ol2,in ot tde Tnß1i3d (^durcd K to tde Lriti3N Leß2tion Uunicd.

Uunicd, ^uni Zr6. 1912.
Xarl»platl 5.

^lv 6e2l L2ron ?ecdin2nn!

I wi3d to exore33 in >vritinß wd2t I 2lre26v d2,ve expre33ed to von per3on2l1v, i. e. inv äeep ßl2titu6e and aporeciation tor tde practica1 3vnip2tdv 2nä trien6dne33 vou d2ve 3no^vn to ine inäivil1u2Üv anä to tde DnßÜ3d peoole ßenerallv, dz? vour ßenerou3 2n6 3pont2neou3 3upoort ot tde new Lnßli3d ddurcd in Hlunicd.

I res vice p2rti(:ui^l1v over vour icinä ßitt3 dec2U36 I Knov/ td2t tde 3pirit v^dicd unäer1ie3 tdein, i3 2, de2lttelt <1e3ire td2t 2, coroi^l, ve2celul 2nä tru3ttul rel2tion3dio 3dou1d de 2IW2V3 telt dv our re3vec- tive countrvinen. In re2litv, I believe td2t äe3ire tc> de 2dno3t nniver3al, dotd dere 2nä in Dnß12n6. Nv exoerience 2I30 i3, tdat not onlv tde 6e3ire, dut tde contiäent teelinß ot triend- 3dio 2t30 verv I2r^e1v exi3t3 in dotd countrie8. Durinß tde 6ve2l3 I d2ve lived in (^erni2,nv, it d23 deen inv privileße and d2ovine33 to come into elo3e pel3on2,I cont2ct >vitd verv ni2nv (-erm2n5, in wiäelv 6itterent 3t2tion3 ot lite, 2,nd in ino3t p2lt3 ot tde counirv, dut never on one 3inß1e occÄsion d2ve I tound 2n untrienlUv teelinß— on tde contl2rv, 2, v^i3d to de on tde de3t ot terin3, 2nä 2 re2<3ine33 not onlv to delp on inv v^orlc, dut to ni2ke mv lite 2nü tde 1kve3 0t tde wdole ot our coininunitv 23 d^opv 23 po33idle.

Von 2re t2ini1i2l witd tde 3trii:inß evi6ence ^ve dad i^3t vear ot tdi3 trien63dip troin tde 1ea6in^ Ottici2l3 in N u n i c d. ^ 3imil2r 3virit W23 6i3vl2veä on tde occ23ion ot our 2nNU2I (^onterence in D r e 3 <! e n 2 niontd 2ßo. DurinA tde I ve2l3 I >V23 in Ü2nnover I d2ä in2n^ 3tliliinß in3t2nce3 ot re2l drotderline33 trom tde (?eriNÄn3, wdicd I 3d2l1 never tollet. I enclo3e derewitd inv coininsnt^) upun it ^vden I c2ine to Uunicn. / "

^ '. ', >

'j N«v. dowliu^ b«li«Kt «icK auk Ha« von iKm K«rauZsse^ebsn« >luNi<:K <IdurcK IllontKIv Illazalin«, <luui 19N9, ^vorin «« u. a. N«illt:

von Pechmann „Eine reale Basis für den Frieden?"
I inention all tni3 to einvda3i3e in^ lieeo 3en3e ot ßr^titu6e
to ^ou an6 ^onr conntrMien, — and in^ ßle^t reglet an6 23toni3Ninent
td2,t lroin tiine tc» tiine tdere 3donI6 appear in tde pudlic ne«'3p2oer3,
233ertion3 or in3inu2,tion3, 30 contrar^ to tne t^ct3 d23ell uvon tne
per3onl>I, con3t^nt 2n6 lon^ exoerience not onl^ ot in^3elt dut ot
inan^ ^nßliän ^dapl^in3 worilinß in tne cdiet town3 ot (^esinan^.
I »in ino3t td^nlllnl to de adle to 3tate witn conii6ence tnat 3ncd
triencU^ teelinß i3 neartil^ reciproc^teä d^ ever^ well-
intorineä 1^nßIi3NiN2,n 2dro26 2,n6 2,t doine to wnom it i»
p 2 intu 1 to re2,6 an^tninß to tne contiÄi^, wnicn inu3t ari3e troin
ißnorlmce or 30ine nnaccountadle nreju6ice.
XVn2,tever tne inutive ot 3ucd writer» de, it ig dißdl^ nÜ3-
cnievon3 anä tiÄUßdt witd tde ßl2ve3t 6^n^er. In in^ opinion,
it 3oinetninß coul<i de 6one to put an enä to tde3e, inore or Ie33,
irre3pongidle and 2nonMion3 contridntol3 to tde v/orl6« „new3" anll
, ,eäili«ltion", (,erin2.n^ an6 ün^Ianä wouIä ever reinain tde de3t
ot lrien63, in pertect peace 2N<t inntual ßoo6-will, — tdat naop^
re12,tion3dip v/e 2,11 anxiou3l^ 6e3ire 2n6 3douI6 ealne3tl^ 3trive 2N<!
pra^ tor.
Witd Kinäe3t reßaläg
Lelieve ine, in^ 6eal L^wn,
Vonr3 ver^ 3incerel^
(gißn.) D. dowlinß.
„I'de (Idaplain take» tdi» opportunitv ok cuuvevin^ Ki» Kearltelt ^ratitu^»
not onlv to di« manv lüuFli»d auÄ American kriencl« kor tdeir delpkul co>
op«ration, but al»o tc» di» manv N«rman krienä» wdo dave »toocl bv dim mögt
ma^nanimou»iv in «v«r? unäertallin^, anä enablecl dim to aocompli»d vdat,
vltdout tdem, ^ouIä dave been !mpo««ible.
„I'de tovn okkioiaI» in variou« cl«p2rtm«nt« «mÄ on »«volll! oecasion«.
bav« be«n mo«t liinä ancl eon«iclerat», anä, a» ik to l«ave no »ton« unturn«H
vn«reb^ tbe? oouIä prove tn«ir ^oocl^ül, tde ,,^la^tr2t «ler Xüni»Ilicn«n
Naunt- unä Ii«»icl«n^«t2ät" in NÄNnover Kav« written to td« Nb«rbürF«r-
mei«t«r in Uunied, commen^in^ tn« dnaplain anä Ki» vorlc tdel.e, in «ti-ouß»
anä lno»t coräia! term», to »uon ß«nerou« con»iÄ«ration krom tue autdoritie»
in lilunien a» n« da« reo«iveä in Nannover.
„I'uat vor^ viil e«rtsinl;' be ver? aräuou» — tde builäin^ ok ddurcde», «to.,
ln one'» ovn oountrx i» clikkioult euoußd, but in 2 koreizsn countl^ it i», ol
counze, «tili more »o. ?de ta«Ic, dowever, da» beeu vel7 materiall^ «älevil>,tec
I
b? td« IcinH aotion on tde part ok tde Hannover autdoritie», anä tde conti-
nuec l delp ok tde Odaplaiu'« manv »upporte« in Hannover. Ne, tderekore,
okker» di« mo»t »incere tdank» to all, an«l expre»»e« di« earne»t vi»d tdat di«
«ucee«»or in Hannover mav experienc« at lea»t a» muod praotioal »vmpatd^
a» de da« «njuveä — krom lün^li5d, ^merioan«, anc l <3erman« «lille."

„Eine reale Basis für den Frieden?" von Pechmann
Wenn es sich nur darum handeln würde, die in Deutschland vorherrschende Stimmung und Gesinnung festzustellen, so würde ich mich darauf beschränken können, dieses einwandfreie und in jeder Hinsicht zuverlässige Zeugnis wiederzugeben. Aber unter den englischen Stimmen, auf welche wir die Ehre haben zu erwidern, finden sich solche, die nicht damit erledigt werden können, daß wir zeigen, wie viel guter Wille zur Verständigung auf deutscher Seite vorhanden ist: Stimmen, die ich als auffallend unfreundlich und ungerecht empfinde, und die mit Ernst zurückgewiesen werden müssen, wenn von einer aufrichtigen und nachhaltigen Verständigung die Rede sein soll. Zu dieser Zurückweisung sind gerade diejenigen berufen, die von jedem Vorurteil gegen England vollkommen frei, ja sogar eher zu gunsten als zu Ungunsten Englands voreingenommen sind. Ohne je auf englischem Boden gewesen zu sein, habe ich in der Geschichte und Literatur, im Staatswesen und Kirchenwesen von Großbritannien eine zweite geistige und geistliche Heimat gefunden, und bei aller Treue gegen meine erste und eigentliche, meine deutsche Heimat, ist mir in bald 40 Jahren jene zweite Heimat so lieb geworden, daß für mich die Verständigung zwischen England und Deutschland nicht nur eine öffentliche Angelegenheit ersten Ranges, die Frage aller Fragen der auswärtigen Politik, sondern zugleich eine Herzenssache bedeutet, die mich auch rein persönlich im Innersten bewegt. Ich wage daher zu hoffen, daß die Herren, gegen welche ich mich wenden muß, geneigt sein werden, den Worten eines so treuen Freundes ihres Vaterlandes einiges Gewicht beizumessen. Es sind die Herren R. Said-Ruete und Sir Thomas Barclay.
Mr. R. Said-Ruete bespricht die deutsch-englischen Beziehungen im nahen Osten. Ich kann es leider nicht unternehmen, auf die Einzelfragen einzugehen, bin auch zu wenig darüber unterrichtet. Aber soviel weiß ich, daß nichts vorliegt, was Mr. Said-Ruete berechtigen könnte, in voller Allgemeinheit und in schroffer, verletzender Form ein Urteil niederzuschreiben wie das folgende:
„Es ist eine beklagenswerte Schwäche des deutschen Charakters, daß die Machtenfaltung anderer Nationen, auch dort wo dieselbe in augenfälliger Weise nicht nur den eigenen Interessen nicht zuwiderläuft, sondern ihnen sogar direkt zugute kommt, eher kleinliche Mißgunst als Genugtuung und Erkenntlichkeit auslöst. Je früher dieser neulinghafte Wesenszug einer gründlichen Revision unterzogen wird, um so leichter dürfte sich das Deutschtum im Auslande, Sympathien werbend, durchsetzen."
Nicht weniger vergreift sich Mr. Said-Ruete im Tone, indem er am Schlusse seines Artikels von einem „warnenden danä» ott" spricht und damit eine Wendung gebraucht, welche schon vermöge der geschichtlichen Erinnerung, die sich damit verbindet, die peinlichsten Empfindungen erweckt. Was würde Mr. Said-Ruete sagen, wenn ein Deutscher in einem englischen Blatte — vorausgesetzt, daß ein solcher Fall denkbar wäre — eine gleiche oder auch nur ähnliche Sprache gegen England führen wollte? Es ist aber eine unerläßliche Voraussetzung für jede

Verständigung, daß der Verkehr von Volk zu Volk sich auf dem Boden einer gegen-
seitig anerkannten, vollkommenen Gleichberechtigung vollzieht, und daß die dar-
aus entspringende Rücksicht in der Form auch dann gewahrt wird, wenn der eine
meint, sich über den anderen mit Grund beschweren zu können. Die evangelische
Mahnung Lucas 6, 31 verdient auch im internationalen Verkehr beherzigt zu werden.
Sir Thomas Barclay schreibt:
„Nie ist ein unglücklicherer Krieg für den Besiegten durch unglücklichere
Bedingungen für den Sieger beendet worden, als der von 1870. Die Zeiten
haben sich seither geändert; kein noch so mächtiger Sieger würde heutzutage
die Torheit begehen, dem Besiegten derartige Friedensbedingungen aufzuer-
legen, daß sie notwendigerweise auf alle Dauer die beigebrachten Wunden
am Heilen verhindern müssen. Die Bedingungen des Frankfurter Friedens
waren solche, daß sie noch heute so schmerzen, wie je ."
Ich erlaube mir an Sir Thomas Barclay die Frage zu richten: woher stammt
der Maßstab, den er an die Bedingungen des Frankfurter Friedens anlegt?
Stammt er aus der englischen Geschichte? Ich glaube schwerlich. Stammt er
aus der französischen Geschichte, etwa aus der Geschichte Ludwigs XIV. oder
Napoleons? Aber lassen wir die Geschichte beiseite: was wäre das Schick-
sal Deutschlands gewesen, wenn sich die zuversichtlichen Siegeshoffnungen Frank-
reichs erfüllt hätten? Diese eine Frage genügt, um die ganze Ungerechtigkeit
ins Licht zu setzen, mit welcher der Frankfurter Frieden von den Franzosen selbst
und leider auch von vielen anderen, so nun auch wieder von Sir Thomas Barclay,
beurteilt wird. Dasselbe Frankreich, das entschlossen war, im Falle des Sieges
von dem Rechte der Eroberung weitgehenden Gebrauch zu machen, erklärt es für
ein unerträgliches und unverjährbares Unrecht, daß nun auch einmal zu seinem
Nachteil von diesem Rechte Gebrauch gemacht worden ist. Und worauf beruhte
der Gebrauch, den das siegreiche Deutschland von seinem Rechte gemacht hat?
Etwa auf Willkür oder auf Ländergier? Nicht im geringsten. Er beruhte nur
zum Teil darauf, daß es sich um urdeutsche Städte und Dörfer handelte, deren
Wiedergewinnung schon 1813 und 1815 als eine selbstverständliche Forderung
erschienen war. In der Hauptsache aber war es bei der Annerion von Elsaß-
Lothringen auf die Sicherstellung der Grenze gegen einen unruhigen Nachbarn
abgesehen, der in langen Jahrhunderten alles getan hatte, um das Bedürfnis
des neuen deutschen Reiches nach einer starken Westgrenze mehr als ausreichend
zu rechtfertigen.
Es ist kein Streit darüber möglich: unter all den ungezählten Quadratmeilen
Landes, deren Besitz auf dem Rechte der Eroberung beruht, gibt es nicht allzu»
viele, deren Besitztitel in jedem Sinne gleich unanfechtbar wäre, wie der Titel,
kraft dessen das deutsche Reich Elsaß-Lothringen besitzt. Wer diese Be-
rechtigung in Frage stellt, begeht ein Unrecht an Deutschland, und zwar ein

Unrecht, mit dem er uns an dem empfindlichsten Punkte zu nahe tritt, an
einem Punkte, an dem für uns nicht nur unser gutes Recht in Frage steht, sondern
zugleich die größten und heiligsten Erinnerungen unserer Geschichte und, wenn
irgendwo in der Welt, das unveräußerliche und unantastbare Gut unserer
nationalen Ehre.
Gegen alles klare Recht und gegen die ernste Sprache seiner eigenen Geschichte
nimmt Frankreich sich heraus, den Frankfurter Frieden nicht als Frieden, sondern
als einen einseitigen Waffenstillstand zu betrachten, der von deutscher Seite un-
kündbar sein soll, den aber Frankreich entschlossen ist, zu kündigen und zu brechen,
sobald es Verbündete findet, mit welchen es einen neuen Waffengang erfolgreich
wagen zu können glaubt. In dieser Sonderstellung, auf die Frankreich grundlos
Anspruch macht, und die ihm unbegreiflicherweise auch von anderen, so auch
von Sir Thomas Barclay, zuerkannt wird: in dieser Sonderstellung, und hierin
allein, liegt die letzte Ursache der Unsicherheit der europäischen Lage. Und wer
ernstlich dazu beitragen will, daß diese Unsicherheit beseitigt und der europäische
Frieden auf sichere Grundlagen gestellt werde, der möge dahin wirken, daß Frank-
reich den Frankfurter Frieden endlich einmal ehrlicherweise als endgültig und
unwiderruflich anerkennt.
Wir stehen wahrlich Frankreich nicht, wie Sir Thomas Barclay merk-
würdigerweise meint, mit dem „unversöhnlichen Geiste eines Blut- und Eisen-
Eroberers" gegenüber; wir haben seit mehr als 40 Jahren oft genug, vielleicht
nur allzu oft, das Gegenteil bewiesen und haben uns noch im letzten Jahre und
bis in die letzten Monate hinein auch durch die stärksten Herausforderungen
(„I'rauek ülilitaire" u. dergl. m.) nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen.
Nicht wir sind unversöhnlich: unversöhnlich ist Frankreich, aber nicht, wenigstens
im letzten Grunde nicht, weil es Elsaß-Lothringen verloren hat, sondern weil es
nicht ertragen will, besiegt worden zu sein.
Nun sagt Sir Thomas Barclay weiter:
„Für Großbritannien ist englisch-französische Freundschaft keine vor-
übergehende Laune. Frankreich ist als sein nächstsitzender Nachbar entweder
sein mächtigster Freund oder sein möglichst gefährlichster Feind — wenn
es nicht sein Freund ist. Das mag, ohne Gefühlsrücksichten ins Thema
zu werfen, sattsam erklären, weshalb keine britische Regierung irgend eine
Aktion, die französisches Gefühl verletzen würde, wagen könnte. Denn die
britische öffentliche Meinung ist zu sehr zum Verständnis und zur Wert-
abschätzung der Vorteile einer englisch-französischen Freundschaft gelangt,
als daß sie eine Störung derselben zulassen würde."
Ich maße mir nicht an, darüber zu urteilen, ob die Vorteile der französischen
Freundschaft für England so groß sind, wie sie der öffentlichen Meinung in
England zu sein scheinen, und ich sage kein Wort darüber, ob England wirklich

in so hohem Grade auf diese Freundschaft angewiesen ist, wie auch Sir Thomas Barclay selbst anzunehmen geneigt ist. Aber eines ist sicher: auf französischer Seite ist diese Freundschaft nichts anderes als ein Mittel zum Zweck, d. h. ein Mittel, das früher oder später dazu dienen soll, die verletzte französische Eitelkeit durch Niederwerfung des deutschen Reiches zu befriedigen und damit die französische Hegemonie wieder herzustellen, ohne welche sich die französische Phantasie einen erträglichen Zustand der Dinge nicht vorzustellen vermag. Daraus folgt weiter, daß die englisch-französische Freundschaft von Deutschland nicht anders als mit einem nur allzu wohlbegründeten Mißtrauen aufgenommen werden kann, und daß dieses Mißtrauen in eben dem Verhältnis zunehmen muß, in welchem die englisch-französische Freundschaft an Intimität gewinnt. Hier liegt die entscheidende Ursache der beklagenswerten Spannung, und es ist nicht abzusehen, wie diese Spannung beseitigt werden soll, solange eine rückhaltlose und unbedingte Anerkennung des Frankfurter Friedens nicht zum Gemeingut des politischen Denkens in England geworden ist. Sind jene Vorteile der französischen Freundschaft für England wirklich so groß, daß sie mit den unermeßlichen Nachteilen und Gefahren einer dauernden Spannung der schwersten Art nicht zu teuer erkauft werden, und läßt sich nicht ein Zustand denken, bei welchem die englischen Interessen mindestens ebenso gut, vielleicht noch um vieles besser gewahrt würden, als bei dem gegenwärtigen, ohne daß England diese seine eigenen Interessen allzu eng mit den französischen zu verflechten hätte? —

Ich breche ab, möchte aber nicht schließen, ohne noch eine mir am Herzen liegende Pflicht der Pietät zu erfüllen. Vor einigen Jahren, als wir hier in München die große Freude hatten, eine Reihe von hervorragenden Vertretern der englischen Presse zu begrüßen, war unter diesen auch Mr. William Thomas Stead, und in einer unvergeßlichen Stunde auf der Herreninsel im Chiemsee war es mir vergönnt, dem durch und durch ideal gesinnten und zugleich durch und durch praktisch gerichteten Manne in gründlichem Gedankenaustausch näher zu treten. Zu dem Besuche in seinem Hause, in das er mich dringend einlud, ist es leider nicht mehr gekommen. Wir werden uns in diesem Leben nicht mehr sehen. Aber ich weiß, daß es, in seinem Sinn gesprochen, nicht unbescheiden ist, wenn ich diese Gelegenheit wahrnehme, um auch an meinem Teile öffentlich auszusprechen, daß England und die Menschheit unermeßlich viel verloren haben, als Gott den zu sich nahm, dessen Wahlspruch war: „Ich glaube an Gott, England und die Menschheit!"

München, 10. Juni 4912.

W. Frhr. v. Pechmann.

Offener Brief an den Herausgeber v. Böttinger
Geh. Regierungsrat vi-. K. o. v. Vöttinger,
Mitglied des preußischen Herrenhauses:
Offener Brief an den Herausgeber.
Elberfeld, den iß. Juni 1912.
Hochgeehrtester Herr Professor!
Sehr gut kann ich es verstehen, daß, nachdem in der Juni-Nummer Ihrer verehrlichen Zeitschrift eine so interessante Reihe englischer Urteile über die Beziehungen unserer beiden großen Nationen zueinander gebracht worden, Sie den Wunsch haben, auch von deutscher Seite diesbezügliche Anschauungen veröffentlichen zu können und somit „auäintur et altera par»"!
Ich kann Sie, geehrter Herr Professor, versichern, daß ich die sämtlichen englischen Aufsätze, Briefe usw., deren Verfasser mir vielfach persönlich bekannt und einzelne sogar befreundet sind, mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und mich ausnahmslos den darin entwickelten Anschauungen und den in denselben gemachten Ausführungen anzuschließen in der Lage bin, und zwar um so mehr,, als ich mit England, dessen Volk, Verhältnissen, Gebräuchen und Sitten ebenso bekannt und vertraut bin, wie mit denjenigen meines deutschen Vaterlandes.
Zur Erklärung dieses darf ich Ihnen meine Ihnen seinerzeit mündlich gemachten Mitteilungen wiederholen, nämlich daß ich in England geboren, bis zum 15. Lebensjahre die englischen Schulen besucht, dann nach zweijährigem Auf» enthalt in Deutschland, um die deutsche Sprache zu erlernen, nach England zurückkehrte, zunächst im Cheltenham College meine weitere Ausbildung erhielt und dann seit meinem zwanzigsten Lebensjahre, als meine Eltern wieder nach Deutsch» land übersiedelten, in Deutschland lebe.
Da nach englischem Gesetz jeder in England Geborene, unabhängig von der Nationalität der Eltern, Engländer ist, war auch ich bis zu meiner Verheiratung englischer Untertan. Ich habe aber sofort, nachdem ich voraussah, daß ich nun-- mehr dauernd in Deutschland bleiben würde, mich zunächst in Bayern und dann in Preußen naturalisieren lassen.
Bei diesem Entschluß war ich besonders mit beeinflußt durch die Erkenntnis» daß meine Söhne, die hier in Deutschland geboren, nicht unter fremder Nationalität leben durften, sondern sich voll und ganz als Deutsche fühlen mußten, auch ihre dem Vaterland schuldigen Pflichten (Militärpflicht usw.) erfüllen und so zu Vollbürgern werden.
Ich war mir dessen um so mehr bewußt, als ich selbst durch diesen Dualis, mus in meiner Jugend am meisten litt, da ich, obgleich ich die englische Ratio-

nalität besaß, natürlich dorten doch nicht als vollwertiger Landsmann angesehen wurde.

Mit dem Wechsel der Nationalität haben aber meine Gefühle und Empfindungen für England und die Engländer nicht nachgelassen, sondern ich habe mich nicht nur immer redlich bemüht, die vielen, und ich kann sagen herzlichen und freundschaftlichen Beziehungen, die ich dort in meiner Jugend angeknüpft, treulich weiter zu pflegen; es ist mir auch gelungen, meine persönlichen Beziehungen noch weiter auszudehnen, und bin ich froh in dem Bewußtsein, auch in den späteren Lebensjahren die Freundschaft einer großen Anzahl hervorragender Engländer mir erworben zu haben, Freundschaften, die ich außerordentlich hochschätze und die mir zu bewahren ich als eine angenehme Aufgabe betrachte.

Durch all dieses habe ich naturgemäß nicht nur einen viel tieferen Einblick in die englischen Verhältnisse bekommen, als dies vielleicht bei Vielen sonst der Fall, sondern ich fühle mich auch mit Land und Leuten näher stehend, kann mich in ihrem Denken und Empfinden leichter zurecht finden, und so die Licht- und Schattenseiten unserer beiden Nationen miteinander vergleichend, bin ich oft und viel in der Lage gewesen, irrige Auffassungen und Anschauungen auf der einen wie auf der andern Seite richtigzustellen und ein richtiges Verständnis herbeizuführen.

Diese meine intimen und freundschaftlichen Beziehungen pflege ich auch heute noch, um so mehr, als ich die englische Sprache ebenso beherrsche wie die deutsche, ja, mir sogar schon oft vorgehalten wurde, daß ich mit der deutschen Grammatik öfters auf gespanntem Fuße stehe.

Verzeihen Sie, hochverehrter Herr Professor, diese langen, Ihnen und Ihren verehrten Lesern vielleicht etwas zu persönlich erscheinenden Ausführungen, aber ich hielt es für richtig, sie zu machen, um zu erklären, weshalb ich immer mit voller Intensität und vollem Bewußtsein eintrete, wo und wie ich kann, zur Förderung nicht nur einer „Vuteut« eor6i».!e", sondern eines auf festem Vertrauen, auf gegenseitiger voller Aufrichtigkeit und auf herzlicher Überzeugung aufgebauten Verhältnisses zwischen unsern beiden Ländern.

Daß ich dies aber nicht nur in Worten tue, sondern auch in die Tat umzusetzen bemüht bin, möge Ihnen das auf Anregung meines hochverehrten und teuern Freundes Seiner Erzellenz Herrn Ministerialdirektor Althoff durch mich errichtete Böttinger-Studienhaus in Berlin bezeugen. Oft und viel hatte ich Gelegenheit, mich mit Erzellenz Althoff über England, insbesondere die dort herrschende irrige Auffassung über Deutschland und deutsches Wesen zu unterhalten.

Bei dem so lebhaften Interesse, welches dieser hervorragende Mann nicht nur für Bildung, Wissenschaft und Kunst, sondern auch für die Förderung der internationalen Beziehungen immer hatte, war ich nicht sehr überrascht, als er mir eines Tages vorschlug, ein Studienhaus in Göttingen zu errichten, um dort

allen Ausländern Gelegenheit zu geben, sich mit deutschen Verhältnissen, deutschen Sitten, deutscher Literatur, deutscher Kunst und Wissenschaft vertraut zu machen und diesen dadurch zu ermöglichen, Deutschland nicht nur in der Studentenkneipe und an der Bierbank kennen zu lernen, sondern einen tieferen Einblick in unser Wesen zu bekommen, die Bedeutung unserer Nation in ihrer Arbeit und ihrer Forschung zu ergründen und dadurch, in ihre eigene Heimat wieder zurückkehrend, dort als Pioniere und Bahnbrecher zur Herbeiführung eines besseren Sichverstehens und Zusammenlebens zu wirken.

Den zahlreichen gebildeten Ausländern sollte hier ein geistiger Mittelpunkt für ihre Studien und Beobachtungen geboten werden, sie sollten zum besseren Verständnis deutscher Art angeleitet werden und die falschen Vorstellungen berichtigen lernen, die vielfach über Deutschland anzutreffen sind, sie sollten in die Denk- und Gefühlsweise unseres Volkes eindringen, um die reichen Schätze seiner Kultur zu finden, sich an ihnen zu bereichern und so zu internationalem Verständnis beizutragen.

Ich brauche Sie, hochverehrter Herr Professor, hier nicht zu versichern, mit welch inniger Freude und Begeisterung ich diesem Gedanken näher trat und, nachdem die Billigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs sicher war, sofort an die Ausführung desselben heranging, um das Studienhaus, welches meinen Namen zu führen Erzellenz Althoff zur Bedingung machte, obgleich ich meine ernsten Bedenken dagegen zur Geltung brachte, zunächst in Göttingen zu errichten.

Leider ist es dem eigentlichen Urheber des schönen Planes nicht mehr vergönnt gewesen, die Entwickelung seiner Ideen zu beobachten und damit die Freude, festzustellen, wie fruchtbringend sein neuer Gedanke sich gestaltete, zu erleben.

Nach zweijährigem Bestehen der Einrichtung in Göttingen war ich aber mit dem Ministerialdirektor im Kultusministerium, Herrn Wirklichen Geheimen Dberregierungsrat Nr. Schmidt zur Erkenntnis gekommen, daß im Hinblick auf die so wesentlich größere Anzahl fremder Staatsangehöriger in Berlin diese neue Schöpfung dort eine wesentlich größere Bedeutung erlangen würde, und hat deshalb im Oktober v. I. die Verlegung nach Berlin stattgefunden.

Unsere Annahme hat sich auch bestätigt, und bin ich sowohl dem Herr» Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Erzellenz von Trott zu Solz, wie auch Herrn Ministerialdirektor vi-. Schmidt zu großem Dank verpflichtet für ihre so tatkräftige Mitwirkung und ihre dem Institut erwiesene Förderung.

Ich gebe mich jedenfalls der besonderen Hoffnung hin, daß das Institut seine Zwecke vollauf erreichen und auch seinerseits zur Förderung eines besseren Verständnisses zwischen den Nationen beitragen wird.

Und nun fragen Sie mich noch, worauf ich die sich leider immer mehrende Mißstimmung zwischen Deutschland und England zurückführe —, aber auch ich kann Ihnen eine bestimmte Antwort nicht geben.

Ich kann nur annehmen, daß die außerordentliche Entwickelung unserer deutschen Industrie, die Ausdehnung des deutschen Handels und das gehobene Ansehen, welches Deutschland in aller Welt genießt, bei den Engländern die Befürchtung erregt, daß ihnen dadurch Schaden und Nachteil erwachsen würde. Wie unrichtig und unberechtigt eine solche Anschauung wäre, ergibt sich daraus am evidentesten, wenn man auf Grund der statistischen Zahlen die Entwickelung des englischen Handels auf allen Gebieten während der letzten Jahrzehnte Verfolgt.

In der ganzen Entwickelungsgeschichte Englands ist keine Zeit gewesen, in welcher diese Entwickelung eine so intensive und fortschreitende war, als gerade in den beiden letzten Dezennien, und England hat daher wahrlich keinen Grund, auf Deutschland neidisch zu blicken, sondern im Gegenteil, es hat eher Veranlassung die vielen Anregungen, die es der deutschen Forschung, der deutschen Gründlichkeit und der deutschen bahnbrechenden Arbeit verdankt, anzuerkennen. Auch hier bestätigt sich vollauf wieder der französische Spruch: I^a <üoii eurreuee e»t l'llink üe Oommerce.

Es geben doch auch die jährlichen englischen Etats-Aufstellungen beredtes Zeugnis von der zunehmenden Prosperität und Wohlstand des Inselreiches.

Auch ich stehe voll und ganz auf dem Standpunkt, daß alles, was mit der Ehre unserer Nation vereinbar ist, geschehen muß, um Folgen, deren endgültigen Verlauf niemand übersehen kann, zu vermeiden, alles herbeizuführen, daß Friede und Eintracht unter den Nationen herrsche und damit nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch vor allem die geistige und wissenschaftliche Entwickelung der Welt in ihrer Gesamtheit gefordert werde.

Die gesamte Weltgeschichte hat bewiesen, daß keine Nation aufgelöst werden kann, sie kann durch einen Krieg höchstens in ihrem Fortschritt und ihrer Entwickelung eine gewisse Hemmung erleiden, sie wird aber dann nur wie ein Phönir aus der Asche sich wieder erheben und neu gestärkt zu neuem Schaffen und neuem Wirken tatkräftig hervorgehen.

Jedenfalls spreche ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, gerne auch meinen besten und wärmsten Dank für Ihre Bestrebungen und Ihre Bemühungen aus und hoffe, daß auch Sie durch dieselben beitragen werden zur Verwirklichung des Wunsches des schottischen Dichters John Burns:

Ldat »eu8e auö vortd, o' er a' tde eartk.
blkv dear tde ßree, anä 2' ttmt.

Graf von Schwerin-Löwitz
It'8 eomiii' ^et, tor a' tdat,
Ldät M2Q to ulau, tde worlä o' er,
8daU drntder» de tor a' tdat!
Ich verbleibe, hochgeehrter Herr Professor, mit vorzüglichster Hochschätzung
Ihr ergebenster
Dr. pliil. d. <:. von Böttinger.
Geh. Reg.-Rat, Mitgl. d. preuß. Herrenhauses.

Graf von Schwerin-Löwitz,
Präsident d. Deutsch. Landwirtschaftsrats, d. Kgl. Pr. Ökonomie-Kolleg, u. d. Landw.-Kammer f. Pomm., M. d. R. u. d. H. d. Abg.:
Offener Brief an den Herausgeber.

Löwitz, 16. Juni 19iL.

Hochverehrter Herr Professor!

In Erwiderung Ihres geehrten Schreibens vom 14. d. M. spreche ich Ihnen nochmals mein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß ich durch besondere Umstände Verhindert wurde, Ihnen den gewünschten Beitrag für Ihre deutsch-englische Verständigungsnummer von „Nord und Süd" zu senden.

Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich die vaterländische Bedeutung Ihrer Anregung in vollstem Maß zu würdigen weiß, und gebe Ihnen gern anheim, diese meine Erklärung auch in Ihrer geschätzten Zeitschrift wiederzugeben.

In ausgezeichnetster Verehrung
Ihr ganz ergebener
Dr. Graf Schwerin-Löwitz
Wirkl. Geheimer Rat.

I. L. Garvin,
Chefredakteur der „Pall Mall Gazette" und des „Dbserver"*):
Die Zukunft der englisch-deutschen Beziehungen.
„Wir sind hier, um die Wunden des Staates bloßzulegen, nicht sie zu verdecken", hat Bacon in einem der Parlamente Königin Elisabeths gesagt. Dieses berühmte Wort sollte jeder ernste Politiker, der die englisch-deutschen Beziehungen verbessert sehen möchte, recht in Erinnerung halten. Wir haben das Problem, das die gefährlichste aller Weltangelegenheiten umschließt, gewissenhaft zu betrachten. Es ist besser, es zu durchprüfen, als seine Eristenz abzuleugnen oder seine Gewichtigkeit zu verkleinern. Ich schreibe als Einer, der der deutschen Literatur und insbesondere deutscher Geschichts- und Sozialökonomiewissenschaft mehr schuldet, als bezahlt werden kann. Ich will mich bestreben, in einem Geiste voller Gewissenhaftigkeit als Lautdenkender die Wahrheit ohne Absicht der Beleidigung zu sprechen, indem ich mich stets an das wundervolle Wort Hegels halten werde: Tragik ist der Konflikt nicht zwischen Recht und Unrecht, sondern zwischen Recht und Recht. In Beziehung auf dieses Thema sind patriotische Engländer frei von gefühlserregter Feindseligkeit, erregten Illusionen oder niedrigem Vorurteil. Für manche unter ihnen hat das Studium der Bismarckschen Reden und Taten einen Teil der stärksten politischen Einflüsse gebildet. Sie erkennen also den Unterschied zwischen „Gefühlspolitik" und „Realpolitik". Sie versuchen, klar zu sehen. Sie glauben, daß die Schwierigkeit des englisch-deutschen Verhältnisses nicht durch einen Gefühlszustand, sondern durch einen Tatbestand verursacht ist. Sie hassen ebensowenig Deutschland, wie irgend ein anderes Land. Nur — sie lieben ihr eigenes. Manche unter uns, die oft Germanophoben genannt werden, haben immer ihre tiefgegründete Sympathie mit vielen Charaktermomenten des deutschen Temperaments, sowie mit vielem, das ebenso stark wie hervorragend in der intellektuellen, sozialen und Verteidigungsorganisation des modernen Deutschlands ist, bekundet. Wenn ein Mißverstehen auf unserer Seite liegt, liegt es nicht an einem Mangel des Verstehen-Wünschens. — Von den Gestellen rund herum um das Zimmer, in dem ich schreibe, schauen meine deutschen Bücher herab — meine Kantausgabe, welche einst dem Historiker

*) Vei der Stellung Garvins im öffentlichen Leben Englands we»den seine Ausführungen, die den englischen Standpunkt in seiner schroffsten Ausprägung darlegen, allenthalben Beachtung finden. Es ist ein Gebot der Ritterlichkeit, auch dem entgegengesetzten Standpunkt offene Aussprach« zu gewähren. Die hier vereinigten „deutschen Stimmen" enthalten bereits die offene Darlegung des deutschen Standpunktes gegenüber dem englischen. Rückhaltlose Redlichkeit auf beiden Seiten ist der sicherste Weg zu dem von uns allen gemeinsam angestrebten Ziele.
Ludwig Stein.

Buckle gehört hat; mein Clausewitz, den ich den größten Analytiker nicht allein militärischer Operationen, sondern alles menschlichen Tuns nennen möchte; mein Ranke in seiner ganzen Arbeit; die Gesamtausgabe von Treitschke und von Svbel, ebenso wie Mommsen, Curtius und spätere Autoren; Bismarcks Reden, Briefe und Aufzeichnungen; das meiste von Moltkes Veröffentlichungen, Sozialökonomiker aller Schulen und — wohl überflüssig, zu sagen — die Dichter von Goethe abwärts. — Nichts wird das Band zwischen diesen alten Kameraden und mir brechen. Sie mögen dafür Zeugnis ablegen, daß es einen Mangel an initiativem guten Willen bei mir nicht gibt. Aber, freilich stehen neben jenen alle Bände des „Nauticus", sowie die „Marine-Rundschau", welche mich täglich daran erinnern, daß die zweitgrößte Flotte der Welt in kaum mehr als zehn Jahren geschaffen und bislang ihrem Wachstum keine Grenze gesetzt worden ist. Das wenigstens ist kein Gebilde der Einbildungskraft, sondern eine Tatsache, eine gewaltige Tatsache, die jetzt, unabhängig von allen Rücksichten auf gutes oder schlechtes Gefühl, eristiert. Zuletzt — liegt das letzthin erschienene Buch des Generals v. Bernhardi offen neben mir. Es ist geistvoll, ernst, patriotisch; und es atmet eine wohldurchdachte Philosophie des Krieges und der Zerstörung. Es beruft sich wieder und wieder auf Euren großen National-Historiker. Wir wollen diese angezogene Stelle untersuchen. Treitschke, ein machtvoller Geist, schrieb: Wagt unser Reich die neue Bahn einer selbständigen Kolonialpolitik entschlossen weiter zu verfolgen, so wird es unvermeidlich in einen Interessenkampf mit England geraten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die neue Großmacht Mitteleuropas sich mit allen anderen großen Mächten auseinandersetzen muß. Mit Österreich, mit Frankreich, mit Rußland haben wir bereits abgerechnet, die letzte Abrechnung mit England wird voraussichtlich die langwierigste und die schwierigste sein. (Deutsche Kämpfe, S. 349.) Soviel England gegenüber. Wie ist es mit seinen Freunden? General Bernardi schreibt: Auf die eine oder die andere Weise muß mit Frankreich abgerechnet werden, wenn wir Armefreiheit für unsere Weltpolitik gewinnen wollen. Das ist die erste und die unbedingteste Forderung einer gesunden deutschen Politik, und da die „französisch« Feindschaft" auf friedlichem Wege ein für allemal nicht zu beseitigen ist, muß es eben durch Waffengewalt geschehen. Frankreich muß so völlig niedergeworfen werden, daß es uns nie wieder in den Weg treten kann. (Deutschland und der nächste Krieg, S. 114.) — Diese Stellen drücken, so glaubt man in England, die Meinungen großer Teile des deutschen Volkes aus; besonders unter den stark sozialen Klassen, die weit größeren Einfluß auf die Regierung Deutschlands ausüben, als die entsprechenden Klassen auf die Regierung Englands. Im Hinblick auf die gegenwärtige Stärke der deutschen Flotte und das Anwachsen des deutschen Heeres stellen diese Zitate die Gefahren fest, gegen welche die Engländer mit allen verfügbaren Mitteln sich zu sichern gezwungen sind. Unter diesen Umständen hoffen wir das beste, bereiten uns aber selbstverständlich auf das Schlimmste vor.

Die deutsch-englische Schwierigkeit ist keine künstliche. Sie entspringt nicht der angekränkelten Phantasie zweier Nationen. Der Gefühlszustand reflektiert nur, wie gesagt, einen Tatsachenbestand. Das Problem ist nach den alten Bezeichnungen kein subjektives, sondern ein objektives. In den Rüstungen nimmt Deutschland mit vollem Recht den Schritt, die ihm gutdünkenden Machtmittel zu Wasser und zu Lande zu behaupten. Englands Mangel an einem großen Heere, das fähig wäre, etwa dieselbe Krafteinheit zu Lande darzustellen, wie sie die deutsche Flottenmacht jetzt zu Wasser bildet, rückt dieses Inselland in eine ernstliche Nachteilsstellung allen Angriffsabsichten gegenüber. Diesen letzten gegenüber sind wir zudem auch in einem tiefgreifenden politischen Nachteil. England ist eine effektive Demokratie; Deutschland nicht. Um so mehr ist es für England eine Sache von Leben und Tod, sein Ausmaß der Selbstsicherung, wie es durch die gegenwärtige relative Stärke seiner Flotte repräsentiert wird, ungemindert zu erhalten. Nach meiner persönlichen Überzeugung sollte dieses Maß eher noch gesteigert werden. Zu gleicher Zeit zwingt das Beispiel und das Gewicht der deutschen Allianzen notgedrungen die britische Politik, Verteidigungsbündnisse mit anderen Mächten einzugehen. Ich habe die Stelle aus dem Buche Generals Bernardi angezogen, um zu zeigen, daß Britannien notwendigerweise ebenso zuverlässig an seinen Freundschaftsverhältnissen festhalten müsse, wie Deutschland seinen Alliierten die Treue hält. Das Flottenproblem ist daher völlig untrennbar von dem diplomatischen. Keine wirkliche Verbesserung der englisch-deutschen Beziehungen ist unter Bedingungen möglich, die die britischen Beziehungen zu Frankreich und Rußland verletzen würden. Das ist das Problem, frei heraus, aber hoffentlich ehrlich festgestellt. Die englische Politik wird getragen von einem Leitwort „Sicherung". Das Wort wird gewöhnlich mit dem Namen Pitt's verbunden. Es ist aber viel früher von Cromwell in seiner bedeutsamsten Rede gebraucht worden. Er ersuchte das Parlament „alle Dinge, die getan werden könnten und sollten zur Sicherung," in Erwägung zu ziehen. Spanien war damals, was Frankreich bald hernach wurde und lange Zeit blieb — die herrschende Macht in Europa. Zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Sicherheit hat England, wie zur Zeit gegen den Flottenmitbewerb Frankreichs, ununterbrochen den Stand „zwei Kiele gegen einen" — auch das ist wieder keine Formel der Moderne — bewahrt und war in ständiger Freundschaft oder im Bündnis mit den Norddeutschen Staaten, um jeweilig das Machtgleichgewicht zu erhalten oder wiederherzustellen. Der Bau der neuen deutschen Flotte am Anfange des 20. Jahrhunderts revolutionierte naturgemäß die strategischen Bedingungen der englischen Sicherung. Durch diese Tatsache mußten auch die diplomatischen Bedingungen in Revolution geraten. Der Wandel in den politischen Beziehungen Englands zu Frankreich und Rußland war eine automatische Folge des Baues der neuen deutschen Flotte. Die wesentlichen Bedingungen wurden — losgelöst von allen Fragen des Motivs und Fühlens — jenen gleich, wie sie unter Lud-

wig XIV. und durch das 18. Jahrhundert obwalteten, mit dem Unterschiede allein, daß Deutschland jetzt die Stellung einnahm, die damals Frankreich inne hatte. England hat auch jetzt noch ein großes und wahrscheinlich ausreichendes, wenn auch gemindertes, Übergewicht in seiner Seemacht, aber seine Armeemacht ist im Vergleich zu kontinentalen Heeresmächten unbedeutend. Andererseits hat Deutschland jetzt zu seinem Heere eine Flotte gefügt, welche jetzt schon die zweitgrößte in der Welt und noch im Wachsen begriffen ist. Mit anderen Worten: Deutschland verfügt jetzt über eine vereinte See- und Landmacht, wie sie in Europa nicht bekannt war seit der Zeit Ludwigs XIV., wo es Colbert für eine Zeit gelang, den von Louvois organisierten Heeresmächten eine große Flotte beizugesellen. Dieses schafft eben vom strategischen Gesichtspunkte aus Möglichkeiten der unmittelbarsten Gefährdung der historischen Bedingungen der englischen Sicherheit, und macht die Wiederaufrichtung des alten Flottenstandes „Zwei Kiele gegen einen" zum Gebot, wenn anders jene Sicherheit noch weiter gewahrt werden soll. Abgesehen von der vereinten Land- und Seemacht, hat Deutschland auch in der Triple-Alliance eine breitere diplomatische Stütze, als je Frankreich sich einer solchen unter Ludwig XIV. erfreute. Aus diesen Gründen waren die Bemühungen um das Zustandebringen der Nnteuto coräiale und die englisch-russische Annäherung Schritte zur Schaffung eines Gegensystems der gegenseitigen Versicherung. Sie waren Maßnahmen nicht des Angriffs, sondern der elementaren Vorsicht und gewöhnlicher Klugheit. Sie waren Schritte, wie sie Deutschland an unserer Statt sicherlich auch unternommen hätte. Die deutsche Flotte von heute, konzentriert in den engen Gewässern, ist kein Phantom, sondern eine Tatsache. Sie ist fraglos eine neue Gefahr. Der Natur der Dinge nach konnte es nicht anders sein. Jede Nation aber, die sich vor einer neuen Gefahr -sieht, sucht neue Sicherheitsmittel. Das ist ein notwendiger Teil der Staatskunst. Fragen des Volksempfindens oder Vorurteils haben nichts damit zu tun. Es sei denn klar ausgesprochen: Mit Rücksicht auf die Seemachtfrage können wir uns dem Angriffe nicht mehr aussetzen lassen, als wir es sind. Wenn wir die diplomatische Frage anschneiden, ist es sonnenklar, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen die Triple-Entente ein natürliches Gegengewicht gegen die Triple-Alliance und notwendig dazu ist, die Schalen der europäischen Machtverhältnisse im Gleichgewicht zu halten. Das so erreichte Gleichgewicht ist indes, wenn auch ziemlich ebenwiegend, kein stetes. Es ist ein Zustand des labilen Gleichgewichts; es ist delikat, es ist gefährlich. Folgt aber deshalb daraus, daß es mit Gewalt aus dem Stabilen gedrängt werden muß? Wir müssen nicht so denken. Wir müssen auf das Schlimmste vorbereitet sein; und ich würde gern eine demokratische-industrielle, nicht militärische Staatsgesellschaft, wie die unsrige, bei weitem gründlicher vorbereitet sehen. Das braucht uns aber nicht zu verhindern, für das beste zu hoffen und zu wirken. Bismarck hat nach 1870 immer wieder seinen Unglauben an unvermeidliche Kriege ausgedrückt. Viele erwartete Kriege, die

lange Zeit unvermeidlich schienen, sind nicht geführt worden. Aber solange Krieg auch nur möglich ist, ist es die erste Pflicht eines jeden Patrioten, mit Wachsamkeit und Nachdruck für die nationale Verteidigung einzutreten, daß nicht das eigne Vaterland zugrunde gehe. Wo denn aber können wir die mögliche Lösung finden? Kein denkender Mensch wird behaupten, daß diese Antwort leicht zu finden sei. Wenn Deutschland, sei es allein oder mit Hilfe seiner Alliance, je zur See siegreich wäre, würde es für eine Zeit die herrschende Macht der Welt werden und sein. Späterhin würde eine nahezu universale Koalition gegen es gebildet, und das 20. Jahrhundert würde auch weiterhin mit Kriegen ausgefüllt werden. Andererseits ist kein engeres Ausmaß der maritimen Sicherheit, als das jetzt existierende, vereinbar mit der Sicherheit des britischen Reiches; und jetzt, wo die sich selbst regierenden Staaten in Verteidigungsangelegenheiten sich enger an das Mutterland anschließen, war nie größere Hoffnung für die Zukunft des britischen Reiches vorhanden, als im Augenblick. Es ist ein vitales Interesse für uns und andere Mächte, daß Frankreich nicht „für immer niedergeworfen werde". Wir müssen also unsre Frage wiederholen: Wo ist die Lösung? Es ist nicht unser Fehler, daß Deutschland zu später historischer Stunde auf die Szene der Weltpolitik getreten ist und in dieser Folge noch an den manchen Konsequenzen der Reformation und des dreißigjährigen Krieges zu leiden hat. Indes ist es wahr, daß Deutschland kein Kolonialreich im Verhältnissatz zu seiner Bevölkerung, seinem Handel und seiner Machtfülle besitzt. Wie und wo ist ein großes Kolonialgebiet für Deutschland mit Mitteln, die mit dem Frieden der Welt und der Unantastbarkeit der beiden Nationen verträglich sind, jetzt zu schaffen? Das ist die Grundfrage der Untersuchung. Es ist an den Deutschen selbst, die erste befriedigende Antwort für sie zu suchen; und es kann keine vernünftige Antwort geben, welche die Engländer in einem verbindlichen Geiste zu erörtern ablehnen würden. Europa, Asien und beide Amerikas sind schon unter Bedingungen territorialer Einteilung, die keineswegs ganz oder hauptsächlich vom englischen Einflusse abhängig war, geregelt; diese Einteilung könnte schwerlich ohne Krieg geändert werden. In Afrika sind friedliche Verrückungen, ja vielleicht ausgedehnte gar, mehr möglich; und die Diplomatie hat letzthin begonnen, eine andere Möglichkeit ins Auge zu fassen: die besonderen Sphären kommerziellen Einflusses, die ohne formelle Störung territorialer Oberherrschaft in Erscheinung treten könnte. In dieser Richtung sollte England willens sein, für irgend ein Arrangement, das mit seiner eigenen „Sicherung" und der seiner Freunde vereinbar wäre und festere Garantien für den künftigen Weltfrieden verspräche, einzutreten. Inzwischen mögen diese großen Probleme in einem nüchternen, suchenden Geiste verfolgt werden; zum wenigsten möge die unschöne Verdächtigung zwischen den zwei Völkern ein Ende finden. Auf diesem Wege mag „Nord und Süd", begleitet von den besten Wünschen aller Parteien in England und überall, dazu verhelfen, die bessere moralische Grundlage zu errichten, aus der eine praktische Lösung mählich und ruhig hervortauche. Ich

glaube, wie nur irgend ein Deutscher, fest an den moralischen und physischen Wert der „Wehrpflicht" als einer fundamentalen Vorbedingung bürgerlichen Verantwortlichkeitssinnes und nationaler Sicherheit in der modernen Welt. Auf dieser Grundlage kann nichts Deutschland hindern, eine der Hauptrollen unter den Reichen auch weiterhin zu spielen. Kein noch so umfassendes maritimes Unglück könnte die Quellen seines nationalen Lebens verstopfen. Niederlage zur See würde das Britische Reich, wie es im Augenblick eristiert, zu seinem Ende bringen; mit allen Mitteln danach zu streben, diese Katastrophe zu verhindern, ist eine unabweisbare Notwendigkeit, vor der alles andere in der britischen Politik zurückzutreten hat. Aber, wenn auch das nationale Leben Deutschlands gesichert ist, ist es ebenso unser Glaube, daß die weltumspannende „Sprache, die Shakespeare gesprochen," den Genius Englands in Wahrheit unsterblich gemacht hat; und daß, wenn der „Trident" je für eine Zeit den Händen Englands entgleiten würde, er durch die geeinten Kräfteanspannungen aller englisch sprechenden Völker wiedergeholt werden würde. Eine Lösung des englisch-deutschen Problems und der anderen von ihm unabtrennlich gewordenen diplomatischen Probleme ist wohl schwer zu entdecken, aber sie mag möglich werden unter Bedingungen desFriedens. Eine wirkliche Lösung im Sinne der am Anfange zitierten Stellen im Treitschke und General v. Bernardi kann nie durch Krieg erreicht werden. Suchen wir, klarer zu zeigen, was unter Friedens-Bedingungen dazu getan werden kann, die deutschen Aspirationen nach vergrößerter See- und Landmacht mit der „Sicherung" seiner Nachbarn zu versöhnen. Das ist die rechte Linie zum Voranschritt. Bei der Erwiderung auf diese Gedanken, die von einem anderen Gesichtspunkte aus argumentiert, mögen Deutsche den Nachweis leicht finden, daß die deutsche Politik ebenso unvermeidlich und recht sei, wie ich glaube, daß die neuerliche Politik meines eigenen Landes in den Hauptpunkten es gewesen ist. Diese Antwort würde die Natur und die Bedeutung der Behauptungen nicht umstoßen. „Wahre Tragik ist der Konflikt nicht zwischen Recht und Unrecht, sondern zwischen Recht und Recht". Nichts ist wohl geeigneter, die Tragik im vorliegenden Falle abzuwenden, als die volle Anerkennung ihrer Möglichkeit und die gründliche Durchsprechung ihrer Ursachen und der Vorschläge zu ihrer Abwendung im reinen Geiste der gewaltigen Worte Hegels.

Wirklicher Geheimer Rat W.Wundt.
Offener Brief an den Herausgeber.
Leipzig, 18. Juni 1912.
Sehr geehrter Herr Kollege!
Empfangen Sie meinen besten Dank für die freundliche Zusendung der Äußerungen englischer Politiker und Gelehrter zur Frage der internationalen Verständigung in der Iuninummer von „Nord und Süd". Ich habe unter ihnen mit ganz besonderem Interesse den Brief des Herrn A. I. Balfour gelesen, der, wie mir scheint, die Ursachen der in der Presse zum Ausdruck gekommenen Mißverständnisse überaus zutreffend auseinandersetzt und in ihrer Entstehung durchaus psychologisch begreiflich, ja notwendig erscheinen läßt. Es ist vollkommen einleuchtend, daß die von außen gesehen beinahe plötzlich erscheinende Entstehung des Deutschen Reiches bei den übrigen Nationen die Befürchtung erwecken mußte, in ihm sei eine durch ihre gewaltige militärische Rüstung den Weltfrieden gefährdende Macht entstanden, und daß diese Befürchtung in der alle Stimmungen der Bevölkerung so treu widerspiegelnden englischen Tagespresse ihren jene Stimmungen selbst wieder steigernden Ausdruck fand. Ich glaube, es fehlt in dem von Herrn Balfour entworfenen Bilde nur ein Zug, um die Situation vollständig zu zeichnen. Herr Balfour hat diese mit großer Klarheit so dargestellt, wie sie sich vom Standpunkte des vorurteilslosen englischen Politikers gesehen ausnehmen muß. Es mußten aber in seinem Bilde notwendig die Linien fehlen, die von deutscher Seite aus gesehen dazu die notwendige Ergänzung bilden. Mißverständnisse auf der einen erzeugen nach einem bekannten Gesetze geistiger Wechselwirkungen Mißverständnisse auf der andern Seite, Befürchtungen dort erwecken unvermeidlich Argwohn hier. Es konnte nicht ausbleiben, daß die in der öffentlichen Meinung Englands vielfach zutage tretende Ansicht, daß das neue Deutsche Reich den Frieden gefährden könne, in deutschen patriotischen Kreisen wiederum gelegentlich die Meinung erweckte, auf englischer Seite mißgönne man der deutschen Nation die Machtstellung, die sie sich durch die neueren Ereignisse errungen. Der früher so oft mit einem gewissen mitleidigen Wohlwollen gebrauchte Ausdruck von dem Volk der „Dichter und Denker" hat begreiflicherweise heutzutage in deutschen Ohren keinen guten Klang mehr. Wir freuen uns zwar, daß es unter uns, ebenso wie bei den anderen Kulturvölkern, Dichter und Denker gegeben hat, aber wir schöpfen bei jenem Ausdruck nur zu leicht den Verdacht, man wünsche uns die Rolle des Poeten in Schillers „Teilung der Erde" zuzuweisen. Gewiß ist das ein unbegründeter Verdacht, gerade so unbegründet, wie das bei unsern Nachbarnationen bestandene Mißtrauen in unsere Friedensliebe sich als unbegründet bis dahin erwiesen hat und, woran unter uns bei ernst-

haften Politikern kein Zweifel besteht, auch in Zukunft als unbegründet erweisen wird. Eben darum, weil diese Mißverständnisse auf beiden Seiten der Natur der Sache nach vergänglicher Natur sind, kann aber auch, wie ich meine, kein Zweifel daran bestehen, daß sie wirklich, so weit sie noch da und dort die Meinungen verwirren sollten, allmählich von selbst schwinden werden. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Lügen haben kurze Beine", ich glaube man darf hinzufügen: Mißverständnisse haben noch kürzere, wenn auf beiden Seiten, was in diesem Fall kaum zu bezweifeln ist, der gute Wille zu einer richtigen Einsicht besteht.

Ich teile nicht den Enthusiasmus Herbert Spencers für ein künftiges Zeitalter des absoluten „Industrialismus", ebenso wenig, wie ich daran glaube, daß uns ein solches Zeitalter den ewigen Frieden bringen würde. Ich kann aber auch die absolute Verwerfung eines „Militarismus", in der einige unserer eigenen Parteien mit dem ausgezeichneten englischen Philosophen einverstanden sind, nicht teilen. Vielmehr glaube ich, daß diese Verwerfung mit einer andern Anschauung im Widerspruch steht, die der gleiche Philosoph zur Geltung gebracht hat, und der ich nur zustimmen kann. Sie besteht in der Überzeugung, daß das Gleichgewicht der Macht der Nationen die sicherste Bürgschaft des Weltfriedens sei. Dieses Gleichgewicht setzt natürlich den Besitz der Macht bei jeder einzelnen Nation voraus, und ich sehe nicht ein, wie diese Macht bestehen kann ohne die Kraft sie geltend zu machen. Darum bin ich im Gegensatz zu Herbert Spencer der Meinung, daß ohne eine Verbindung von Industrialismus und Militarismus auch in Zukunft die Nationen nicht werden bestehen konnen, und ich glaube weiterhin, daß diejenige Form des Militarismus, in welcher er gewissermaßen mit dem Industrialismus zusammenfällt, und die wir Deutsche uns in der schweren Zeit der Befreiungskriege errungen haben, die allgemeine Wehrpflicht, nicht eine Gefahr für den Frieden, vielmehr die sicherste Friedensbürgschaft ist. Darum gibt es wohl keinen besonnenen Politiker bei uns, der nicht aufrichtig wünschte, daß die anderen Nationen diesem Beispiel nachfolgen und uns womöglich helfen möchten, diese Institution in einer vollkommeneren Form zur Durchführung zu bringen, als in der sie gegenwärtig auch bei uns besteht. Das „Volk in Waffen" ist innerhalb unserer heutigen Kultur zum Gegenteil dessen geworden, was es dereinst in den Zeiten eines Attila und Dschingiskhan gewesen. Aus einem Schrecken der Völker hat es sich in ein Mittel umgewandelt, das wahrscheinlich sicherer als Bündnisse, Verträge und Schiedsgerichte jenen von Herbert Spencer gepriesenen Gleichgewichtszustand bewirken kann, in welchem an die Stelle des Wettstreits der Macht der Wetteifer in der Pflege der allgemeinen Kulturgüter getreten ist.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

W. Wundt.

Baron A. de Rothschild:
Offener Brief an den Herausgeber.
Sehr geehrter Herr Professor!
Zur Ergänzung dessen, was ich mit Ihrer freundlichen Erlaubnis in der Iuninummer Ihres geschätzten Organs glaubte sagen zu dürfen und zu müssen, verweise ich ergebenst auf meine unter meinem unui äe ßuerre (aus dem für die vorliegende Materie hoffentlich ein unm äe Mix werden wird) „H.u Nußli»ü-mau" am 15. Januar 1910 im Daily Telegraph veröffentlichte Ausführung, die in etlichen Kreisen Zustimmung gefunden hat.
.... Welchem letzten Zwecke diese gewaltigen Vorbereitungen (Deutschlands. D. Red.) zugeführt werden dürften, kann ich ohne mir fernliegende Anmaßung nicht voraussagen; sie mögen Angriffs- oder Abwehrmaßregeln sein. Die Zukunft allein kann dieses Problem lösen, wenn anders es gelöst werden wird. Ich gehöre aber nicht zu denen, die die Politik des deutschen Kaisers als eine in irgend einem Bezuge unsrem Lande feindliche ansehen. Ich schaue auf diesen Kaiser als einen Mann unter Millionen, und zwar schon deshalb als einen solchen, weil der Monarch zu suchen ist, der mit seinem Geiste und seinem Willen über das Schicksal von Millionen herrscht und dieses bestimmt. Ich schaue auf ihn als einen Mann unter Millionen, weil er 4 Millionen Soldaten in seiner Tasche trägt. Da dem aber so, und da dieser Mann zudem mit außergewöhnlicher Intelligenz und außergewöhnlichen Gaben ausgestattet ist, muß er die Überzeugung haben, daß ein besonders gutes Einverstehn zwischen der ersten Militär- und der ersten Seemacht der Welt im Interesse der Welt im allgemeinen und der Aufrechterhaltung des Friedens im besonderen liege. . . .
Vielleicht finden diese Worte den rechten Verständnisboden. Ich wünsche es.
Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener
A. de R.

Dr. Walther Rathenau:
Den Finger auf die Wunde.
I^« ourr«ilt« r«tr0
?uui» «llt rota, llorai.
Was nützen die Pflaster der Friedensliebe und die Umschläge der Bluts-
freundschaft? Wenn wir heilen wollen, so müssen wir wagen, den kranken Punkt
zu berühren, mag er auch schmerzen.
Wenn zwei kontinentale Nationen auf gespanntem Fuß leben, so werden sie
Kosten und Sorgen aufwenden müssen, aber sie werden sich nicht verzehren und
ruinieren. Denn den Territorialarmeen sind Schranken gesetzt, die Zahl der
notwendigen Festungen und Verkehrsmittel ist geographisch festgelegt, und die
Bewaffnungsmittel können nicht alle Tage reformiert werden.
Wenn aber eine Kontinentalmacht mit England zu rivalisieren gezwungen
wird, so kann die Not bis zur wirtschaftlichen Gefährdung steigen. Denn die
See ist breit, die größte Flotte bedeutet ihr einen winzigen Punkt, ein Schiff
kostet vierzig Millionen und veraltet nach fünfzehn Jahren. Vielleicht trägt Eng-
land seine Flottenlast leichter als wir, denn es hat keine Volksmacht in Waffen
zu ernähren; aber jedes deutsche Schiff kostet zwei englische, denn auf dem Be-
griff der unbestrittenen Vormacht zur See beruht das Kolonialreich und auf der
Getreidezufuhr die insulare Eristenz.
Es ist daher die Versicherung vollkommen glaubwürdig, aber wenig fördernd,
daß keine der Nationen den Wunsch hat, sich in friedlichem Wettrüsten zu rui-
nieren; es ist ferner glaubwürdig, daß von keiner Seite ein Krieg als erstrebens-
wert erachtet wird, der nur das eine sichere Ergebnis haben würde, die industrielle
Vormacht der Welt endgültig über den atlantischen Ozean zu werfen.
Verständigung zwischen England und Deutschland kann aber niemals etwas
anderes bedeuten als Beschränkung der Rüstung, somit grundsätzlich vertrauens-
volle Friedfertigkeit,
Vertrauensvoll und friedfertig kann ich einem anderen in Geschäften gegen-
übertreten, wenn seine Situation der meinigen einigermaßen parallel und sym-
metrisch ist. Ich kann es nicht, wenn er einseitig über gefährliche Waffen, In-
teressen und Verbindungen verfügt, denen ich nichts entgegenzusetzen habe.
In verschiedenen Richtungen ist Parallelismus und Symmetrie zwischen Eng-
land und uns vorhanden: wir beide sind aufstrebende industriell und kommerziell
wirtschaftende Völker, wir haben keine europäischen Territorialambitionen, wir
wünschen die Erhaltung des kontinentalen Gleichgewichts, wir hoffen unseren
Kolonialbesitz zwar nicht gewaltsam zu erweitern, doch in gegebenen Grenzen zu

erhalten und abzurunden, wir wünschen unsere Wirtschaftskraft gegen östliche
und westliche Konkurrenz zu behaupten und friedlich neue Absatzgebiete zu schaffen.
Alle diese parallelen Interessen lassen Verständigungen zu; selbst über die
Tatsache, daß Englands Flottenmacht uns gewaltig überlegen ist und bleibt,
können wir mit Vertrauen und gutem Willen hinwegkommen, denn in der Stärke
unserer Landmacht läßt sich, wenn man will, eine gewisse Symmetrie zu dieser
Eigenart erblicken.
Zwei Umrisse aber verändern das Bild gewaltsam und heben Symmetrie und
Parallelismus zu unserem Nachteil auf.
Erstens ist England durch die Entente verbündet mit einer Macht, deren Volks-
erziehung, öffentliche Ethik und zeitweilig ausgesprochene Politik darauf ausgeht,
das Deutsche Reich um einen bedeutenden Landbesitz zu verkürzen; einer Macht
somit, die als eine Deutschland unfreundliche sich seit vierzig Jahren hingestellt
hat. Wir haben niemals ein Bündnis gesucht mit ein?r Macht, die England
bedrohte; seit dem Bestehen der Entente aber müssen wir befürchten, daß jeder
französisch-deutsche Zwischenfall uns in einen Krieg mit England verwickelt; wir
sind politisch Frankreich gegenüber geschwächt und müssen mit Besorgnis darauf
achten, wie die englische Bundesgenossenschaft dort die nationalen, deutschfeind-
lichen Gedanken belebt.
Zweitens betreibt England seit Jahrhunderten eine eingreifende schieds-
richterliche Politik auf dem Kontinent, während wir eine Insularpolitik niemals
für uns in Anspruch genommen haben. England hält sich für verpflichtet, gegen
die jeweils stärkste Kontinentalmacht aufzutreten, also augenblicklich gegen uns.
Mr. Balfour schreibt: „Wir haben eine zu bittere Erfahrung mit den Übeln
durchlebt, welche aus dem Bestreben eines Einzelstaats, Europa zu beherrschen,
fließen . . ." Er nimmt damit für England in Anspruch, festzustellen, ob wir
territoriale Bestrebungen auf dem Kontinent hegen (denn nur von diesem ist in
seinen Darlegungen die Rede), und gegen uns einzuschreiten, wenn nach Eng-
lands Ermessen der Verdacht begründet ist.
Diese Situationen sind unsymmetrisch gegenüber der unsrigen. Wir haben
nicht das Recht zu verlangen, daß England zu unseren Gunsten seine französische
Freundschaft oder seine politische Tradition opfert, aber wir dürfen feststellen, daß
diese Freundschaft und Tradition Ursache sind, daß eine Rüstungsbeschränkung
bisher nicht möglich war. Hier liegt die Stelle, die bei der Berührung schmerzt:
die englische Politik schafft die Asymmetrie, die dem
Vertrauen der beiden Nationen Eintrag tut. Nur ein Ab-
kommen wechselseitiger Neutralität könnte diese Anomalie beseitigen.
Diese englische Politik ist dem Außenstehenden nur dann vollkommen ver-
ständlich, wenn er annimmt, daß das englische Volk einen Krieg in sehr kurzer
Zeit herbeizuführen wünscht. Denn aus mehreren Gründen muß, wenn nicht
Unerwartetes eintritt, die Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes zum Kriege

führen, und zwar zu einem solchen, der aus englischen Notwendigkeiten hervorgeht:
Erstens, weil der Zweimächte-Standard mit der Zeit England größere Opfer auferlegt, als irgend eine andere Macht zu tragen hat,
Zweitens, weil neue technische Mittel die alte Überlegenheit der Flotte in Frage stellen können,
Drittens, weil die zunehmende Konzentration der Seemacht in nordeuropäischen Gewässern die Stellung Großbritanniens in anderen Erdzonen schwächt,
Viertens, weil in den Augen der Kolonien der Wettstreit zur See eine Gefährdung des Prestiges bedeutet.
Fünftens, weil eine Politik, die eine andere Nation zu isolieren bestrebt ist, dauernd Erpressungen ausgesetzt ist und dauernd Opfer bringen muß.
Die englische auswärtige Politik ist die stärkste, bewußteste und erfolgreichste, die wir kennen. Daß sie die Konsequenzen ihrer Prinzipien genau einschätzt, müssen wir mit Sicherheit voraussetzen. Wir dürfen daher, wenn wir auf die Friedensliebe des englischen Volkes rechnen, die Hoffnung behalten, daß nicht die Entfesselung eines Krieges, sondern nur eine Kraftprobe beabsichtigt ist, die vielleicht wie ein guter sportlicher Wettkampf mit einem Händedruck beschlossen werden soll. Möge es nicht zu spät werden.
Die beiden Völker benehmen sich, wenn man die Gefahr der Veranstaltung in Betracht zieht, als tadellose Zuschauer.

August Thyssen:

Offener Brief an den Herausgeber.

Mülheim a. d. Ruhr 2, 19. Juni 1912.

Es ist heute an der Tagesordnung, über die zwischen England und Deutschland herrschende Spannung zu sprechen; diese Spannung wird von allen Seiten als gegeben angesehen und ist zweifellos auch vorhanden. Gemeinhin wird die Rivalität in dem Ausbau der Flotten als Grund und Ursache angegeben. Ich möchte der Ansicht sein, daß hier ein Irrtum obwaltet, der auf einer Verkennung von Ursache und Folge beruht. Die Rivalität im Flottenbau ist meines Erachtens die Folge; die Ursache liegt auf anderem Gebiete und zwar auf dem des wirtschaftlichen Wettbewerbes. Eine kleine historische Übersicht dürfte hier klärend wirken. England ist das klassische Land des Eisens und der Kohle. Das Puddel- und Schweißverfahren stand in England in Blüte, als wir von einer deutschen Industrie noch nicht sprechen konnten. Der Bessemer-Prozeß, der saure Siemens-

Martin-Prozeß und vor allen Dingen der Thomas-Prozeß wurden in England erfunden und ausgebildet, wobei jedoch, was für die Folgezeit erheblich ist, der Thomas-Prozeß auf die Seite geschoben werden mußte. Die Methoden der Eisen-darstellungen wanderten vor etwa 70 Jahren von England über Belgien nach Deutschland, wo später der Martin-Prozeß, der das basische Verfahren aufnahm, in Sonderheit aber der Thomas-Prozeß ihre aufmerksame Pflege und großzügige Ausgestaltung fanden. Neben dem aus der politischen Einigung der deutschen Stämme erwachsenden Betätigungsdrang spielten hierbei die phosphorhaltigen Erze eine maßgebende Rolle, welche der deutschen Industrie in gewaltigen Mengen in Lothringen, Luremburg und Ilsede zur Verfügung standen, nicht minder auch die Beziehungen, welche mit den schwedischen und anderen Erzgesellschaften angeknüpft wurden und eine starke Einfuhr brauchbarer Erze in die Wege leiteten. England verblieb im Gegensatz hierzu, weil seine reichen Erze das zweckmäßiger erscheinen ließen und weil es sich im Auslande vorzugsweise den spanischen Erzen zugewandt hatte, in der Hauptsache bei dem Puddeln, dem Bessemer- und sauren Martin-Prozeß und hat daher die glänzende Entwickelung des in seinem Lande geborenen Gedankens, den der Thomas-Prozeß in sich schließt, nicht mitmachen können. Die weitere Entwickelung und Entfaltung Deutschlands, die ich in der Kohle und dem Eisen begleitet und daneben an der chemischen Industrie beobachtet habe, hat in England zweifellos ein Gefühl der Beunruhigung wachgerufen, weil Stahl von Deutschland in großen Mengen sogar nach England ging, der in früheren Jahren nur von England nach Deutschland kam.

Wenn ich mir nun die Frage vorlege: „Hat England ein Recht, Deutschland seine wirtschaftliche Entwickelung zu neiden und sie als eine Verletzung seiner selbst anzusehen und anzufeinden?" so muß ich mit „nein" antworten. England hat Jahrzehnte lang mit seiner Kohle, seinem Eisen, seiner Tertilindustrie und seiner Schiffahrt allein die Erde beherrscht. Das hat sich in den letzten 20 Jahren augenfällig geändert, nicht minder geändert aber haben sich auch die Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen diese Herrschaft sich vollzog und möglich war. In den letzten 20 Jahren sind die Bedürfnisse auf der ganzen Welt dermaßen gewachsen, daß England gar nicht mehr in der Lage sein würde, allein alle die Erzeugnisse herzustellen, welche zu der Befriedigung dieser Bedürfnisse erforderlich sind. Das würde einfach auch über die größten Kräfte und reichsten Mittel gehen, und die Weltwirtschaft würde ihre heutige Höhe weder erreicht haben, noch halten können.

Nun ist Deutschland, der Vetter von gleichem Blute, an seine Seite getreten, hat seine Kräfte erprobt und seine Mittel benutzt, um an der Versorgung der Welt mit den Gütern der Gewerbetätigkeit teilzunehmen. Das gleiche hat Belgien getan, das gleiche tut heute Amerika und Frankreich, ohne daß England dagegen in der Weise auftritt, wie es dies Deutschland gegenüber tun zu sollen glaubt. England ist auf Deutschlands wirtschaftliche Entwickelung eifersüchtig

und vergißt ganz, daß die großen und sehr differenzierten Bedürfnisse der Welt verschiedenster Art auch große und differenzierte Erzeugungsstätten verschiedener Art nicht nur haben können, sondern sogar bedingen. Zugegeben, daß die Entwickelung der deutschen Eisen-Industrie die englische Erzeugung überholt hat; zugegeben auch, daß deutsche Kohle in erheblichen Mengen ins Ausland wandert; zweifellos, daß die große chemische Industrie Deutschlands, die aber ihre Wurzeln ureigentlich in eigenem Lande hat und aus dem Laboratorium gelehrter Forscher ihre Befruchtung empfängt, in der ganzen Welt eine beherrschende Stellung einnimmt, so ist dagegen zu halten, daß die englisch« Eisenindustrie auch heute noch machtvoll und groß dasteht, daß England eine Schiffbau-Industrie hat, die ihresgleichen sucht, und auch heute noch die meisten Kriegs- und Handelsschiffe mit großem Geschick und unter großer Anerkennung baut, daß englische Kohle in aller Welt anzutreffen ist und daß der überwiegend größte Teil der Schiffe, welche die Meere durchkreuzen, unter englischer Flagge segeln. Ein Zeichen dafür, daß auch heute noch der internationale Handel von England gehalten und beherrscht wird. Auf einzelnen Gebieten der Wirtschaft — ich nenne hier die Tertil-Industrie, die Weißblechherstellung, die Walzung dünner Feinbleche und die Fabrikation dünner verzinkter Bleche — steht England auch heute noch geradezu unerreichbar da. Der deutschen Gewerbetätigkeit ist es bisher nicht gelungen, die großen Leistungen Englands auf diesen Gebieten zu erreichen.

Ich meine, daß, wenn man die wirtschaftliche Stellung und Stärke beider Länder gegeneinander hält, für England zu Neid und Eifersucht auf Deutschland eine Veranlassung nicht vorliegt und daß beide Länder, jedes auf die Eigenart und Stärke seiner wirtschaftlichen Position fußend, als Freunde und Verbündete nebeneinander stehen und Hand in Hand miteinander gehen können, ohne daß dem einen oder dem anderen der Platz zu schmal oder zu eng wird. Es bedarf für mich keiner Frage, daß die Erschließung von weiten Gebieten, die bisher abseits der Kultur und der modernen Wirtschaftsführung lagen, die vorhandenen Bedürfnisse in ganz erheblichen Maßen noch steigern wird, und daß zur Deckung dieser Bedürfnisse auch eine entsprechende Steigerung der Gütererzeugung dauernd erforderlich ist. Diese Bedürfnisse werden meines Erachtens in solchem Maße auftreten, daß eine Spezialisierung der Gütererzeugung, noch mehr, als sie heute schon besteht, dadurch bedingt wird. Die Gegenüberstellung der englischen und deutschen Leistungsgebiete weisen nach meinem Dafürhalten beiden Ländern den Weg, den sie zu gehen haben. Jedes Land soll sich da spezialisieren, wo seine besondere Stärke liegt, und dabei mit den anderen gleichgearteten oder ähnlichen Produktionsländern, als welche ich schon Amerika, Belgien und Frankreich nannte, innige Fühlung nehmen und behalten.

Das letzte Jahrzehnt hat eine Reihe internationaler Beziehungen und Verständigungen geschaffen, man kann wohl behaupten, daß die Volkswirtschaft von Tag zu Tag internationaler wird. Die Amerikaner sind z. B. zu uns gekommen,

wir sind zu ihnen gegangen, sie haben unsere Einrichtungen gesehen und daran gelernt, wir sahen die ihrigen und konnten vieles lernen und neue Anregung finden. Der international gewordene Güteraustausch hat auch einen internationalen Gedanken- und Erfahrungsaustausch herbeigeführt, der jedoch zwischen England und Deutschland sehr bedauerlicherweise noch nicht lebhaft genug pulsiert. Es herrscht ohne Frage in England noch zuviel die ehemals wohl berechtigte Auffassung von der wirtschaftlichen Abhängigkeit Deutschlands und das Bestreben, diesen allerdings überholten Zustand zurückzuwünschen. England muß sich jedoch mit dem Gedanken abfinden, daß die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Erde nicht mehr allein von ihm, sondern von allen Kulturländern befriedigt werden, und wir würden meines Erachtens mit England auf einen ganz anderen Fuß kommen, wenn man dort den veränderten Verhältnissen, die, wie schon gesagt, nicht nur in der Gütererzeugung, sondern auch in dem Güterverbrauch sich vollzogen haben, mit ruhiger Sachlichkeit gegenübertreten würde, und das große, reiche und leistungsfähige englische Volk würde nach meinem Dafürhalten seiner Würde nichts vergeben, wenn es für Verschiebungen in seiner eigenen Wirtschaft und für das wirtschaftliche Heranwachsen Deutschlands nicht jemanden suchen und verantwortlich machen wollte, der ihm Feind ist und dem es Feind sein muß, sondern wenn es wirtschaftliche Momente wie die Erfindung und Ausgestaltung neuer Methoden der Eisendarstellung, das Auftreten und die erfolgreiche Mitwirkung der Technik in den Fragen des praktischen Lebens, die Erschließung großer Neuländer, die allgemeine Hebung der Lebenshaltung und die damit zusammenhängenden erheblich gesteigerten Bedürfnisse als Veranlassung sehen und anerkennen wollte. Diese lassen ihm und Deutschland zur Betätigung Platz genug, und da die Internationalisierung der Volkswirtschaft auch die Internationalisierung der Werte mit sich bringt, dürfte schon aus diesem Grunde ein Handinhandgehen geboten sein, um eine Vergeudung dieser Werte auszuschalten. Eine Verständigung über wirtschaftliche Maßnahmen, Preise usw. sollte zwischen England und Deutschland möglich sein und würde zweifellos eine Grundlage bilden, auf der eine Aussprache über alle wichtigen Angelegenheiten, auch über Sorgen und Befürchtungen, vor sich gehen könnte. Nicht darin, daß man sich im Kriegs-Flottenbau überbietet, sollte das Verhältnis zwischen England und Deutschland gegeben sein; weit größere und beider Nationen würdigere Aufgaben liegen auf wirtschaftlichem Gebiete, auf dem ein Zusammengehen beider Völker jedem von Vorteil sein, und auf dem jedes seine Eigenart und seine Kraft neben dem anderen entwickeln kann.

Nach meiner Überzeugung sind wirtschaftliche Fragen heute die wichtigsten politischen Fragen, und deshalb halte ich es für nötig, daß auch die Vertretungen und Vertreter der großen Nationen unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Schulung und des wirtschaftlichen Verständnisses gehalten und ausgewählt werden, damit auf beiden Seiten Männer vorhanden sind, welche als Kenner wirtschaft-

liche Fragen richtig und praktisch anfassen und lösen können. Ich bin davon durchdrungen, daß in der Zeit der Internationalisierung der Volkswirtschaft, des Handels und des Verkehrs die internationalen Beziehungen unter den Völkern in erster Linie auf wirtschaftlicher Grundlage liegen und daher auch auf wirtschaftlicher Grundlage geregelt werden müssen und daß auch das Verhältnis zwischen England und Deutschland eine Ausnahme hiervon nicht machen darf. Wenn man erst von gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen Englands und Deutschlands spricht und sie an tatsächlichen Vorgängen feststellen kann, wird das Gespräch über eine Spannung zwischen England und Deutschland bald von der Tagesordnung abgesetzt sein.

Oberstleutnant a. D. le Iuge:

Bedeutung und Wert der englischen Landarmee.

Wenn man in Deutschland zuweilen die Ansicht vernimmt, daß die Organisation des englischen Heerwesens einen Nonsens darstelle im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht, so kann ein solches Urteil nimmermehr aus fachmännischen Kreisen hervorgehen. Denn nicht bloß der Soldat, sondern jeder geschichtlich gebildete Deutsche muß anerkennen, daß das in heutiger Zeit gewiß eigenartig anmutende Bestehen eines Söldnerheeres in Europa für Großbritannien nicht als lediglich ein bequemes Festhalten an den Formen seiner geschichtlichen Heeresentwickelung anzusehen ist, sondern vielmehr für dieses große Insel- und größte Kolonialreich der Welt eine natürliche Notwendigkeit ist, soweit die Armee als Kriegsmittel außerhalb der Landesgrenzen und nicht lediglich zur Verteidigung des heimatlichen Bodens in Betracht kommt.

Da der gesicherte Besitz seiner Kolonien die Erhaltung des wichtigsten Lebensnervs für das britische Weltreich bedeutet, so muß seine reguläre Armee auch in erster Linie für diesen Zweck eingerichtet und derart beschaffen sein, um jeden Augenblick zur Verteidigung der durch einen äußeren oder inneren Feind gefährdeten Herrschaft in irgend einem Erdteile bereit zu stehen. Denn die in den Kolonien ständig untergebrachten Besatzungstruppen, sowie die organisierten Miliztruppen der Kolonien reichen zu einer ernsthaften Verteidigung und zum sicheren örtlichen Schutz gegen einen kraftvollen äußeren, evtl. auch — Indien, Ägypten! — von innen kommenden Angriff nicht aus und bedürfen in solchem Falle schnellster Unterstützung vom Heimatlande. Selbst die starke Besatzung Indiens (rund 235 000 Mann), sowie die in den Dominien in der Organisation begriffenen eigenen Milizheere könnten auf die Dauer schwerlich ohne eine wirksame Unterstützung seitens des Mutterlandes einem etwaigen ernstlichen Angriff eines großen Militärstaates im fernen Osten erfolgreich Widerstand leisten.

Für diese Zwecke muß die reguläre Home-Army so gestaltet sein, daß sie in bestimmten Zeiträumen die Ablösungen der kolonialen Besatzungstruppen sicher stellt und in der Zwischenzeit für dieselben dauernd die Aufgaben der Ersatzformationen im Kriege übernimmt, Ergänzungstransporte liefert usw., daneben aber bereit ist, jederzeit ganz oder teilweise zur schnellsten Unterstützung der örtlichen Besatzungen nach den Kolonien abzugehen. Es ist klar, daß solchen Aufgaben nur ein Söldnerheer mit langer Dienstzeit gerecht zu werden vermag, da man eine auf der Grundlage allgemeiner und natürlich nur verhältnismäßig kurz andauernder Wehrpflicht stehende nationale Armee zu derartigen fortgesetzten Auslandsentsendungen und kriegerischen Unternehmungen nicht wohl verwenden kann. Man darf nun sagen, daß die jetzige, seit den schlimmen Erfahrungen des Burenkrieges neugestaltete Organisation der englischen regulären Heimat-Armee, die am 1. 1. v. I. 167 354 Mann zählte, mit ihrer ständig wachsenden Zahl von Armee-Reservisten und der Gliederung in ein stets ausrückfähiges Feldheer (AxpecUtinuar? ?oree) von 1 Kavallerie-Division und 6 Divisionen (rund 165 000 Mann mit 456 Geschützen und 172 Maschinengewehren)*), durchaus der Bedeutung entspricht, die sie als Schutzwaffe für die politischen Interessen des britischen Weltreiches haben muß, — insoweit und falls letzteres jene Interessen nur in der Festhaltung, Entwickelung und Förderung seines kolonialen Besitzes und des damit verbundenen Welthandels erblicken will.

Über den militärischen Wert der englischen Armee als Kampfmittel sind bekanntlich die Ansichten nicht einhellig, selbst im eigenen Lande nicht: je nach Stimmung und Zweck der Veröffentlichung, nach der politischen Parteistellung usw. wird die eigene Armee bald als minderwertig, schlecht bewaffnet, nicht modern ausgebildet usw., bald aber wieder als das erste Heer Europas und das deutsche an Wert weit übertreffend — vergl. die Times-Berichte über das vorjährige Kaisermanöver — in der englischen Presse dargestellt. Eine ähnliche wechselnde Beurteilung finden wir in den französischen Blättern, je nachdem die Darstellung die „Alliance" für die kriegerischen Sonderzwccke Frankreichs erstrebt und daher den Wert einer englischen Hilfsarmee gegen Deutschland bis zum Himmel erhebt — vergl. Senator Humberts („H") Hetzartikel in der „France Militaire" — oder vorsichtig als Preis für diese Alliance die Zusicherung einer ziffermäßigen Erhöhung und organisatorischen Erweiterung des englischen Heeres beansprucht**).

*) Da man die Kavallerie-Division nach ihrer Stärke auch als Kavallerie-Corps bezeichnen kann, so entspricht das englische Feldheer hinsichtlich des Gefechtswertes ungefähr einer aus drei Armeekorps und zwei Kavallerie-Divisionen zusammengesetzten deutschen Armee.

") Es sei hierbei übrigens auch auf die neuerlichen Äußerungen des Obersten Repington in der „Times" über dieses Thema (Erweiterung des Expeditionskorps) hingewiesen, über welche soeben Monsieur „H" in der Franc« Uilitgire — vom 21. Juni — mit hoffnungsvoller Begeisterung quittiert.

Ebenso gehen in Deutschland die Ansichten über diesen Punkt vielfach aus-
einander, und während ein ehemaliger höherer preußischer Offizier als Augen-
zeuge der letzten englischen Armeemanöver in einer viel gelesenen Tageszeitung
von der Führung, dem taktischen Verhalten der Truppen und eigentlich allem,
was er gesehen, nichts Günstiges zu berichten wußte, erfuhr kürzlich die englische
Armee in allen ihren Teilen in einer von unserm Generalstabe herausgegebenen
militärischen Zeitschrift eine geradezu ausgezeichnete Beurteilung*).
Als langjähriger Beobachter und ständiger Beurteiler des englischen Heeres
in zwei ersten deutschen Veröffentlichungen**), zugleich auch als Verfasser des
ersten deutschen Buches über dasselbe in den letzten zwei Jahrzehnten***) glaubt
auch der Verfasser dieser kleinen Abhandlung zu einem unparteiischen Urteil nicht
ganz unberechtigt zu sein. 8iue iru, et »tuäio ausgesprochen, lautet dieses, daß
die englische Armee in allen ihren Teilen durchaus als gut und modern zu
bezeichnen ist, soweit sich ein solches Gesamturteil aufbaut auf den wichtigen
Faktoren der Trnppenausbildung, der Bewaffnung und Ausrüstung, der Disziplin
und des Geistes der Truppen, sowie — ln»t not len,«t — der Zusammensetzung
und Leistungen des Offiziers- und Unteroffizierskorps.
Vieles ist ja in dieser Hinsicht anders als im deutschen Heere, und ich will
nicht sagen: besser. So findet wohl die taktisch« und Schießausbildung der Truppe
bei uns infolge der Möglichkeit einer freieren Verwendung fremden Geländes
kriegsmäßiger statt, als jenseits des Kanals, wo dazu nur die bestehenden
Übungsplätze dienen; aus gleichem Grunde und weil auch die sonstigen Hilfs-
kräfte des Landes gesetzlich dazu herangezogen werden können, spielen sich bei
uns die Manöver wirklichkeitsgetreuer und daher auch lehrreicher für die
Truppe wie für die Führung ab, unser Generalstab dürfte infolge seiner älteren
und wesentlich weiterreichenden Organisation sowie der größeren Erfahrung wohl
naturgemäß besser für seine Aufgaben im Ernstfall vorbereitet sein u. a. m. Be-
merkenswert ist übrigens, daß die Offizierskorps beider Armeen bekanntlich die
einzigen in der Welt sind, die eine Homogenität ihres Ersatzes für eine Grund-
bedingung zur Erfüllung ihrer hohen Aufgabe ansehen; sie unterscheiden sich nur
darin voneinander, daß der englische Offizier außer als Führer seiner Leute
meistens auch als erfolgreicher und hervorragender Kolonisator für die Interessen
seines Vaterlandes tätig ist, während sein deutscher Kamerad, der dazu viel weniger
Gelegenheit findet, in erster Linie neben der militärischen Ausbildung und Füh-
rung seiner Leute seine Aufgabe in der Erziehung derselben erblickt, da bei uns

«) Vierteljahrsheft« für TruppenfUhmng und Heereskunde. Herausgegeben vom Großen
Genemlstabe 1911, Heft 3 u. 4. „Die Landmacht des britischen Reiches."

") „Löbells Jahresbericht« über das Heer- und Kriegswesen" und „Militär-Wochenblatt".

"») „Das englisch« Heer einschließlich seiner Kolonialtruppen in seiner heutigen Gestaltung",
Leipzig 1896.

le Inge Bedeutung u. Wert der engl. Landarmee
die auf der allgemeinen Wehrpflicht aufgebaute Armee zugleich die anerkannt wirkungsvollste Schule der Nation sein soll und ist.
Über einige wesentliche, aber sattsam bekannte dunkle Punkte des englischen Heeres, wie Rückständigkeit des Infanteriegewehres, numerische Schwäche der Friedenseinheiten usw. hinweggehend, möchte ich hier nur die Mangelhaftigkeit der Mobilmachungsvorbereitung als eine Hauptschwäche der Armeeorganisation für eine Beteiligung an einem kontinentalen Kriege unterstreichen.
Aus einer offiziellen Äußerung des bisherigen Kriegsministers ist zu entnehmen, daß in etwa 10 Tagen nach der Mobilmachungsorder gegen 4 Divisionen des Feldheeres — aber noch ohne ihren vollen Pferdestand — und erst in frühestens 3 Wochen das ganze Erpeditionskorps mobil sein würde. Man vergleiche damit die Tatsache, daß die deutsche Mobilmachung mit Stunden rechnet, und daß das deutsche Riesenheer bereits wenige Tage nach erfolgter Mobilmachung an der bedrohten Landesgrenze, bis auf den letzten Knopf des letzten Trainsoldaten fertig, planmäßig versammelt sein muß!
Wegen des mir für diese kleine Studie nur zur Verfügung stehenden beschränkten Raumes können über die durch Lord Haldane zur „Sp e zi a lr es erve" modernisierte Olä Onugtitutinual ?nrce, die Miliz, nur wenige Worte gesagt werden. Ihrem vielseitigen Zweck, mit einem kleinen Teil, etwa 20 000 Mann, die Reihen der Feldarmee zu füllen (als Nichtkombattanten, Train- und Etappenformationen usw.), mit einem größeren dagegen sowohl die Ersatzformationen dafür aufzustellen (74 Bat., 18 Batter., 14 Eskdr.), als auch mit dem Rest der zurückbleibenden regulären Truppen (45—50 000) und Armeereservisten (50—55 000) die Besatzungstruppen im Heimatlande zu bilden oder evtl. durch Ablösung der Überseeorganisationen (durch 27 Ersatzreserve-Bat. und 4 Eskd. Irish Horse) die Feldarmee indirekt zu verstärken, daneben eine wirksame Quelle für die Rekrutierung des regulären Heeres zu bilden — diesen vielseitigen Zweck zu erfüllen, ist die jetzige Spezialreserve wohl imstande; sie leidet jedoch bedenklich unter einem andauernden Rückgang ihrer Stärkeziffer und besonders einem steigenden Offiziersmangel.
Den zweiten Hauptteil der englischen Landmacht bildet die Territorialarmee, die bedeutsamste Schöpfung Lord Haldanes, durch die sich dieser energische und durch nichts in dem, was er für richtig erkannt, zu erschütternde Staatsmann um sein Vaterland wohl verdient gemacht hat. Denn er unternahm die große und schwierige Aufgabe, die militärisch ganz bedeutungslose und zur bloßen Soldatenspielerei herabgesunkene Institution der Volunteers in ein für die Verteidigung des Heimatlandes verwendbares Bürgerheer umzuwandeln, ohne dabei den Boden freiwilliger Zugehörigkeit zu verlassen, den er für das Gedeihen seiner Schöpfung auf Grund der Tradition und in Würdigung des Nationalcharakters seines Volkes nicht glaubte verlassen zu dürfen. Freilich hat er, wie die Erfahrung bisher zeigte, den guten Willen und das Können der Arbeitnehmer

und noch mehr der Arbeitgeber unterschätzt: infolge der höheren Anforderungen an Zeit und Leistungen der Territorial«, welche zwar militärisch nur ein Minimum der zur Kriegsbrauchbarkeit erforderlichen Ausbildung darstellen, aber doch die an die früheren Freiwilligen gestellten Anforderungen weit übertreffen, ist die Zahl der Mannschaften und vor allem der Chargen ständig im Rückgange und^ besonders die Zahl der Offiziere für den Kriegszweck ganz unzureichend: etwas über 300 000 Mann sollte die Organisation zählen; — von 500 000 Mann in naher Zukunft träumten die Optimisten im Lager Haldanes, — und auf etwas über 250 000 Mann beläuft sich jetzt der tatsächliche Stand der Territorialarmee. Wenn augenblicklich die Gesamtziffer zum ersten Mal wieder eine kleine Aufwärtsbewegung zeigt, so ist dies doch nach Ansicht objektiver Engländer nur als eine momentane Unterbrechung der langsam aber sicher nach unten gerichteten Linie anzusehen.

Wenn auch die Territorialarmee in ihrer Organisation auf dem Papier fertig gestellt ist und ihr von Lord Haldane die Rolle einer Verteidigungsarmee des heimischen Bodens nur im Anschluß und unter Anlehnung an den Kern des nach Auszug des Erpeditionskorps verbleibenden Restes des regulären Heeres und der Spezialreserve zugedacht ist, so kann sie doch diese Aufgabe nach Lage der Dinge, wie auch von englischer Seite vielfach offen betont wird, nicht erfüllen. Hierzu wäre vor allem notwendig: Erhöhung der Zahl der Dienststunden und der Lagerübungszeit, Aufhalten des ziffernmäßigen Rückganges, bessere Gelegenheit zur Schießausbildung für alle Waffen, bessere Ausrüstung der Artillerie hinsichtlich ihres Materials (Geschütze, Pferde) und noch manches andere, darunter in erster Linie Sicherstellung eines nach Zahl wie Qualität ausreichenden Offizierkorps, besonders in den jüngeren Graden. Da sich dieses alles aber im Rahmen der gegenwärtigen Organisation zweifellos nicht erreichen läßt, so ist es wohl verständlich, wenn gewisse patriotische Kreise, zu deren Sprachrohr sich ja bedeutende Männer wie Lord Roberts u. a. machen, die Schöpfung Lord Haldanes als ein Fiasko bezeichnen wollen und auf die Einführung einer allgemeinen Milizdienstpflicht hinarbeiten, die, evtl. im Rahmen der gegenwärtigen Territorialorganisation, ein wirklich brauchbares Verteidigungsheer für das Heimatland im Fall einer feindlichen Invasion schaffen soll. Unter Hinweis auf diese angeblich so drohende Gefahr, das seit lange auf dem englischen Volke so schrecklich lastende ^ißtltluare ot Oermau Inva»ion, suchen sie das englische Volk von der Notwendigkeit der Übernahme jener ihm über alles drückend erscheinenden „blnoötax" einer allgemeinen Dienstpflicht zu überzeugen. Aber — so muß man fragen —, eristiert trotz aller Tartarennachrichten, Schauerdramen und Hetzartikeln von gewisser Seite wirklich die Gefahr einer überraschenden Landung der so gefürchteten 70 000 Mann deutscher Truppen? Unsre beruhigende, die Mehrheit jenseits des Kanals jedoch sicherlich nicht überzeugende Antwort, die ein Echo auch in dem ganzen Inhalte dieses Heftes von „Nord und Süd" findet, lautet un-

le Inge Bedeutung u. Wert der engl. Landarmee
bedingt: „Nein!" Überzeugender als noch so laute Worte würde aber eine Tatsache alle augenblicklichen Schwierigkeiten mit einem Schlage aus dem Wege räumen können und müssen: eine offene Verständigung zwischen hüben und drüben — dloocl i» tdieker tb.au vater! Die englische Armee hat, wie Mr. A. I. Balfour in der Iuninummer dieser Zeitschrift mit warmen Worten richtig hervorgehoben hat*), in fast allen auf dem Kontinent geschlagenen Schlachten deutsche Soldaten an ihrer Seite fechten gesehen — so und nicht als Gegner mögen die beiden Heere auch in Zukunft nur miteinander in Berührung treten, denn „die deutsche Armee ist nie unser Feind gewesen"**). Auf dem Boden einer klaren, den Interessen beider großen stammverwandten Reiche voll entsprechenden Verständigung würde auch das Territorialheer, selbst in seiner jetzigen Organisation, vollauf genügen, um dem sportlustigen und körperlich so hervorragend ausgestatteten englischen Volke eine Gelegenheit zu mannhafter Waffenübung zu bieten, die niemals ohne Nutzen sein kann, für jeden Beteiligten wie für die Allgemeinheit. Außerdem würde sie als Nachfolgerin der früheren Volunteers der Staatsgewalt immer eine wirksame letzte Stütze in äußerster Not und Gefahr sein können, sowie teilweise zugleich ein Gefäß zur Unterstützung der Rekrutierung für das reguläre Heer darstellen. Mit einem Schlage würden sich dadurch auch alle jetzt das englische Volk bedräuende Sorgen hinsichtlich der gefürchteten allgemeinen Wehrpflicht lösen, für deren Schaffung, nach dem Geständnis von Sir Thomas Barclay***) „die britische öffentliche Meinung noch nicht ausgereift zu sein scheint", und nicht mehr begründet erscheint alsdann die Klage von Mr. A. I. Balfourf), daß es sich im etwaigen „Kriegs-Hazardspiel mit Deutschland um völlig ungleiche Einsätze" handeln würde, da England „weder für heimische Verteidigung noch den Auslandsdienst über ein ansehnliches Heer verfügt". Dieses Heer aber, das, wie oben gezeigt worden ist, für die Teilnahme an einem großen europäischen Kriege weder ziffernmäßig noch organisatorisch bereit erscheint, würde dann ganz allein seiner eigentlichen Bestimmung erfolgreich dienen können, für die es sich in vortrefflicher Verfassung befindet: den britischen Kolonialbesitz und damit die Macht und Quelle des Reichtums seines Vaterlandes zu schützen und die Eristenz des letzteren, wenn nötig, auch gegen jeden äußeren oder inneren Feind erfolgreich zu verteidigen.

') Seite 284.
") Balfour, ebendaselbst.
'") Iuniheft von „Nord und Süd" p. 328.
5) Iuniheft p. 288.

Offener Brief «n den Herausgeber Iheotor Wolfs
Theodor Wolff,
Chefredakteur des Berliner Tageblatt:
Offener Brief an den Herausgeber.
Sehr verehrter Herr Professor!
Man kann bei uns nur mit Vergnügen konstatieren, daß die meisten der
englischen Herren, die Ihnen Briefe und Artikel geschickt, von versöhnlichen Wün-
schen geleitet sind, und alle Deutschen, von ein paar aufgeregten Bierbankpolitikern
abgesehen, schließen sich diesen Wünschen sicherlich an. Wie könnte das anders
sein und wie könnte auch nur einen Augenblick bezweifelt werden, daß die Ver-
nunft und die Vernünftigen hinter dem Versöhnungsgedanken stehen? Auch
wenn man die tiefwurzelnden Gefühle der Bewunderung, mit denen wir —
und mit denen besonders wir Liberalen — zu dem großen und freien britischen
Volke hinübersehen, ganz beiseite läßt, machen uns tausend gute Gründe die Ver-
söhnung erstrebenswert. In der Stunde, wo dieses Problem endgültig gelöst
wäre, wären gleichzeitig die schwierigsten Probleme der Weltpolitik gelöst, und
wenn dieses Hindernis für eine bessere Gestaltung der europäischen Verhältnisse
fiele, purzelte manch' anderes Hindernis ganz von selbst hinterdrein. Wieviel
ruhiger könnten wir heute der Entwirrung des tripolitanischen Kon-
fliktes entgegenharren, wäre eine volle Einigkeit zwischen Deutschland und
England schon erzielt! Die Entwickelung unserer Beziehungen zu Frankreich,
die man in seltsamer Verkennung der Dinge abwechselnd durch Blumengrüße und
durch derbe Theatercoups bessern zu können meinte, hängt in erster Linie von
London ab. So führt jede Frage, die man betrachtet, zu der deutsch-englischen
Frage zurück. Alles mündet dort und alles geht von dort ans.
Der kluge Leiter der „Westminster Gazette", I. A. Spender, hat in seinem
Briefe an Sie gesagt, man solle erst die Annäherung zu schaffen suchen, dann
würde auch die Flottendifferenz leichter zu bewältigen sein. Das ist ein sehr
wahres Wort, denn mit dem Verschwinden der politischen Gefahr hätten die
Propheten des endlosen Wettrüstens das zugkräftigste ihrer Argumente einge-
büßt. Aber nachdem wir nun wissen, daß die politische Verständigung der Flotten-
verständigung vorangehen muß, bleibt die Frage: welche Ideen, Besorgnisse und
Forderungen stellen sich jenem politischen Ausgleich am hinderlichsten in den
Weg? Arthur James Balfour und der Herausgeber der „Pall Mall Gazette",
I. L. Garvin, haben in ihren Briefen diese Ideen, Besorgnisse und Forderungen
mit dankenswerter Klarheit berührt. Balfour hat auf die deutschen Eiferer hin-
gewiesen, die nach „deutscher territorialer Ausdehnung" stre-
ben, und „in allen Ländern, welche, sei es auch nur in eigener Selbstverteidigung,
die Verwirklichung dieses Ideals hindern", feindliche Mächte sehen, und er hat

versichert, „daß der Appetit nach Landeserweiterung einer überwundenen Phase des Patriotismus angehört". Und Garvin schreibt: „Kein Unionist konnte in diesem Augenblicke zu Ihrer Frage schriftstellerisch Stellung nehmen, ohne die Tatsache zu betonen, daß die euteute eoräiu,!k für uns ein ebenso dauerndes und grundlegendes Prinzip der Politik bedeutet, wie es die Allianz mit Österreich für Ihr großes Vaterland ist."
Ich für mein Teil gehöre zu denen, die das höchste Heil nicht in einem Zusammenraffen von recht viel fernem Gebiet sehen und denen der deutsche Handelsreisende als ein ausgezeichneter Eroberer erscheint, und ich habe während der Marokkokrise die Ansicht vertreten, man solle von den Franzosen nicht die zweifelhaften Kongozipfel fordern — wodurch, nutzlos für uns, die französische Sentimentalität aufgestachelt wurde — sondern praktische Handelsfreiheiten in ertragreichen französischen Kolonien. Aber kann und darf man uns sagen, daß der „Appetit nach Landeserweiterung" gerade in dem Augenblick zum Verbrechen wird, wo alle Länder mit Ausnahme Deutschlands ihren vielfach sehr starken Appetit ausreichend gestillt? Gewiß, Balfour erläutert nicht genauer, was er unter „Landeserweiterung" versteht, und es mag sein, daß er nur deutsche Machtgelüste in Europa verfemt — aber derartige Machtgelüste werden doch höchstens von ein paar Alldeutschen und ein paar jungen Leutnants im Busen gehegt, und man begriffe nicht, warum ein Mann wie Balfour sich ernsthaft mit solchem Nebelspuk befaßt. Denkt er auch an „Landeserweiterung" in fernen Gegenden und besonders in Afrika? — Dann müßten selbst diejenigen, die nicht zu den Kolonialschwärmern zählen, entgegnen, daß das englische Aufsichtsrecht sich nicht bis in alle Winkel und Teile dieses Planeten erstrecken kann. Wie Balfour nicht die deutsche Hegemonie in Europa wünscht, so wünschen w i r nicht eine — absolute und unbegrenzte — englische Welthegemonie, und darum wäre es sicher empfehlenswert, in diplomatischer Aussprache zu erörtern, wo das berechtigte Interesse Englands aufhört und beginnt.
Weit delikater noch als diese von Balfour angedeutete Frage ist der Punkt, den Garvin berührt. Wir wissen alle sehr wohl, daß England und Frankreich mündige Nationen sind, daß wir durchaus kein Recht haben, in ihre Bündnispolitik hineinzureden, und einige von uns sind immer überzeugt gewesen, daß mit ungeduldigem Hineingreifen nur eine Befestigung der Entente zu erreichen sei. Aber selbst wenn man vieles von dem mißbilligt hat, was während der letzten Jahre von amtlicher deutscher Seite geschah, so begreift man doch, daß die entente eoräialo hier und da eine Nervosität erzeugte, denn diese Entente hat von ihrer Geburtsstunde an einen ganz besonderen Charakter, einen für Deutschland wenig freundlichen Charakter gehabt. Es stimmt durchaus nicht, wenn der Herausgeber der „Pall Mall Gazette" die englisch-französische Entente mit der deutsch-österreichischen Allianz vergleicht, denn dem deutsch-österreichischen Bunde fehlt jener bissige, verbitternde Ton, der sich in der euteute cni-äiale allzuoft gezeigt. Warum hat

niemand in Deutschland sich über das r u s s i s ch. französische Bündnis so aufgeregt, das doch den Franzosen eine noch erheblichere Stärkung ihrer strategischen Stellung bot? Weil man der Ansicht sein durfte, daß Rußland nicht geneigt sein werde, den aggressiven Tendenzen französischer Chauvinisten seine Unterstützung zu leihen. Warum hat die e n g li sch - französische Entente einen so ganz anderen Eindruck gemacht? Weil vom ersten Tage an ein Teil der englischen Politiker sich jener aggressiven Tendenzen zur Nährung und Mehrung des kontinentalen Zwistes zu bedienen schien. Sehr geschickt wurden, durch Nachrichtenkartelle und andere Mittel, wichtige Pariser Blätter gänzlich unter den Einfluß dieser Londoner Kreise gebracht, die englisch-französische Meinungsbearbeitung wurde in großem Stile organisiert, und das Resultat war, daß der französische Chauvinismus, der um die Jahrhundertwende einer fast deutschfreundlichen Stimmung das Feld geräumt, bald wieder in voller Blüte stand. Ohne Zweifel, die unglückliche deutsche Marokkopolitik hat gleichfalls das ihrige getan, aber in England hat man das alles mit deutlicher Genugtuung gesehen, und nie hat Balfour den nach Wiedereroberung strebenden französischen Chauvinisten zugerufen, „daß der Appetit nach «andeserweiterung einer überwundenen Phase des Patriotismus angehört".

Man soll und kann die euteute cnr<uale nicht antasten, die nach Garvin das „dauernde und grundlegende Prinzip" der Politik Englands ist. Aber eine wirkliche Besserung der deutsch-englischen Beziehungen wird nur möglich sein, wenn diese Entente einen freundlicheren Charakter gewinnt.

Sie haben die Klippe umschiffen wollen und Sie haben, sehr verehrter Herr Professor, die These aufgestellt: nicht Verständigung zwischen Deutschland und England, sondern Verständigung zwischen Dreibund und tripleenteute. Aber mir scheint, Ihr Schiff, das der Klippe ausweicht, verliert sich auf einen endlosen Ozean. Was Sie empfehlen, sind schon fast die Vereinigten Staaten von Europa — aller Friedensfreunde holdester Traum — aber hätte eine solche Vereinigung der sechs Großmächte heute schon Betätigungskraft und Bestand? Bereits in den beiden Mächtegruppen, die jetzt einander gegenüberstehen, ist einiges nicht lebensfähig, nur künstlich und vorübergehend geeint, und vielleicht ergibt sich grade aus dem allzu Gekünstelten dieser Gebilde manche Zukunftsmöglichkeit. Kann ein weitsehender Engländer in voller Aufrichtigkeit glauben, die englisch-russische Rivalität sei für alle Zeiten von der Erdkugel verbannt, und empfindet nicht jeder, mit wie bedenklichem Preise England, beim Abschluß des persischen Vertrages, die neue „Sicherheit" bezahlt? Auch die gegenwärtige Situation am Bosporus scheint doch zu lehren, daß es nicht die deutschen Interessen sind, die mit den englischen am weitesten auseinandergehen, und vielleicht bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß man wirkliche Gefahren unbeachtet gelassen und sich gegen Phantome geschützt. Es wäre Torheit, prophezeien zu wollen, was aus der politischen Verwirrung sich herausbilden und welchen Gang die Entwicklung nehmen wird, und diejenigen, die nur die Chronisten dieser Entwickelung sind und nicht in den Kulissen

agieren, überschätzen gewiß die Bedeutung ihrer Aussprüche nicht. Immerhin — wenn all' diese Aussprüche die gleiche Gedankenrichtung zeigen, wenn sich aus ihnen allen der gemeinsame Wunsch nach Versöhnung und Annäherung ergibt, so ist eine solche Kundgebung des allgemeinen Willens gewiß nicht ohne Wert, und sie wird um so wertvoller sein, je nüchterner und sachlicher man die Dinge bespricht. Wir wollen den Tatsachen nicht aus dem Wege gehen. Wir wollen niemanden betrügen, und nicht einmal uns selbst. Theodor Wolff.

Geh. Regierungsrat Dr. Gottfried Zoepfl,
Professor der Weltwirtschaftslehre und Kolonialpolitik an der Universität Berlin:
Der deutsch-engl. Gegensah in der Weltwirtschaft.

Es liegt für mich nahe, das Problem der englisch-deutschen Verständigung unter dem Gesichtspunkte des Ausgleichs der weltwirtschaftlichen Interessen Englands und Deutschlands zu betrachten, nachdem ich mich seit einer Reihe von Iahren bemühe, die weltwirtschaftlichen Interessen, die wirtschaftlichen Beziehungen der Völker untereinander, zum Gegenstand einer von mir „Weltwirtschaftslehre" genannten Disziplin der politischen Ökonomie zu machen. Es kommt hinzu, daß ich mir von den sonstigen Beweggründen, die für eine Verständigung meist in den Vordergrund gestellt werden, nämlich von den verwandtschaftlichen Beziehungen und den geistigen, künstlerischen, überhaupt kulturellen Berührungspunkten der beiden Völker, nicht allzu viel praktischen Erfolg verspreche.

Die Verwandtschaft ist meines Erachtens eine Disposition zur Freundschaft, wenn kein Interessengegensatz vorhanden ist, aber eine Disposition zur Feindschaft, wenn ein solcher vorliegt. Auf Gleichgültigkeit sind diese Beziehungen seltener gestimmt als sonst bei den gegenseitigen Verhältnissen der Menschen. Wenn man zu sagen pflegt, Blut sei dicker als Wasser, so möchte ich dem hinzufügen: Gold ist noch dicker als Blut. Wenn dieser Satz für die Beziehungen der einzelnen Menschen zueinander glücklicherweise nicht die Regel bildet, so dürfte er doch für das Verhältnis stammverwandter Völker weit mehr allgemeine Geltung haben. Cecil Rhodes hat seinerzeit den Krieg Englands gegen das stammverwandte Burenvolk mit den Worten verteidigt: „Der Krieg ist gerecht, denn er bezweckt der englischen Flagge zu nützen, die heute die größte kommerzielle Kraft der Welt bedeutet."

Die Hervorkehrung gemeinsamer geistiger und ethischer Ideale, künstlerischer und sonstiger Kultur, die Bemühungen der Intellektuellen beider Völker, diese auf solchen Grundlagen einander näher zu bringen, halte ich gleichfalls erst dann für praktisch erfolgreich, wenn der Ausgleich der Interessen erzielt oder wenigstens auf gutem Wege ist. Die gewiß sehr nahe verwandten deutscheu Stämme, die heute in ewigem Bunde, in dem unerschütterlichen und mächtigen Bau des Deutschen Reiches vereint sind, haben diese höchste Stufe einer „entente

corüiale", dieses hundertjährige Ziel ihrer Sehnsucht, auch nicht erreichen können kraft der bewundernswerten Propaganda ihrer erleuchteten und prophetischen Denker und Dichter, so nützlich auch deren Vorarbeit war. Es bedurfte erst der mächtigen Entwickelung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen und schließlich eines gewaltigen nationalen Interesses durch Abwehr eines Grenzfeindes, bis die Einigung der deutschen Stämme praktisch zustande kam. Ich kann mir denken, daß die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen Deutschlands und Englands, die sich aus dem Handel zwischen den beiden Staaten und den sonstigen wirtschaftlichen Beziehungen ergeben, heute schon von ähnlicher Bedeutung sind, wie die der deutschen Einzelstaaten bei ihrem Zusammenschluß zum Zollverein. Auch kann ich mir vorstellen, daß einmal ein großes gemeinschaftliches Interesse Englands und Deutschlands in der Weltwirtschaft und Weltpolitik beide Länder einander näher bringen könnte. Es ist jedoch nicht meine Absicht, auf dieses von anderen, berufeneren Persönlichkeiten schon viel erörterte Gebiet hier einzugehen.
Mein Beitrag zur Verständigungsfrage soll sich auf einen Gesichtspunkt beschränken, den ich für recht wichtig halte, und mit dessen Erörterung ich kürzlich an anderer Stelle begonnen habe (Zeitschrift für Weltverkehr und Weltwirtschaft, Berlin 1912, Maiheft). Es handelt sich um den Nachweis, daß die Befürchtungen der Engländer, auf allen Gebieten der Weltwirtschaft von den Deutschen verdrängt zu werden, namentlich auf Grund der neuesten Entwickelungstatsachen, maßlos übertrieben, es sei mir gestattet zu sagen, geradezu unsinnig sind. Und doch wirkt nichts verhetzender auf die englisch-deutschen Beziehungen als diese ungeheuerlichen Übertreibungen. Die Richtigstellung dieser Übertreibungen ist aber nicht bloß geeignet, den Boden für einen Interessenausgleich zwischen Deutschland und England zu ebnen durch Beruhigung der über den deutschen Wettbewerb hochgradig erregten, schwarzseherischen englischen Interessenten, sondern sie bildet auch eine unabweisliche Voraussetzung und Grundlage für diesen Interessenausgleich selbst wegen der Darlegung, wie weit das weltwirtschaftliche Erpansionsbedürfnis Deutschlands und Englands zurzeit befriedigt oder nicht befriedigt ist. Geht man in England auf solche rein objektive, nüchterne, ziffernmäßig wohlbegründete Erörterungen nicht ein, läßt man die tadle convenue weiter wirken, daß Deutschland dem Ziele immer näher komme, die weltwirtschaftliche Hegemonie zu erreichen, während wir aus der Statistik unserer weltwirtschaftlichen Interessen ersehen, daß wir bei dem natürlich wachsenden Erpansionsbedürfnis uns außerordentlich anstrengen müssen, unsere im Vergleich zu England doch noch recht bescheidene weltwirtschaftliche Position zu erhalten und zu verstärken, so werden alle stammesverwandtschaftlichen und intellektuellen Beziehungen keine Verständigung zwischen den beiden Völkern herbeizuführen imstande sein.
Um dem Einwand zu begegnen, daß vielleicht die eben erwähnten statistischen Grundlagen, die zu diesem Ergebnis führen, einseitig deutsch aufgemacht seien, sollen im nachfolgenden nur englische statistische Quellen, amtliche

Weiß- und Blaubücher, namentlich das über die Enquete der Tarifkommission vom Jahre 1909 über die Fabrikatenausfuhr Englands, Deutschlands und der Vereinigten Staaten sowie Darstellungen des „Economist" und der „Times" und besonders auch eine Bearbeitung dieses Materials durch den französischen Nationalökonomen Bardour (Kevue scononüyue internationale, Paris 1912, Ianuar, März) und nur zur Ergänzung deutsches Material (besonders die Abhandlung „Die Entwickelung der deutschen Seeinteressen seit 1904" in der Flottenvereinsschrift „Deutschland sei wach", Berlin 1912) herangezogen werden. Freilich wird man mir gestatten müssen, zu diesen statistischen Unterlagen vielfach einen anderen Kommentar zu geben, als dies seitens englischer Germanophoben und auch in der erwähnten, sonst vorzüglichen Arbeit des Franzosen Bardour schließlich geschieht. Aber Bardour wollte mit seinem Kommentar vielleicht auch nicht gerade einer deutsch-englischen Verständigung dienen. Er hätte am Schlusse seiner Artikel meines Erachtens zusammenfassend sagen müssen, daß es mit den weltwirtschaftlichen Interessen Englands neuerdings wieder mächtig vorwärts geht, wobei ja immerhin die Einseitigkeit der wirtschaftlichen Entwickelung Englands überhaupt besonders betont werden kann. Insbesondere ließ der erste Aufsatz ein solches Schlußergebnis Vermuten. Statt dessen kommentiert er eine den zweiten Aufsatz zusammenfassende, aus einem englischen Blaubuch zusammengestellte Tabelle, mit deren Abdruck ich meine Betrachtungen des deutsch-englischen Wettbewerbs in der Weltwirtschaft sogleich beginnen werde, mit nachfolgendem, recht bemerkenswertem Satze: „(!e tadlean devrait stre atticne ä2N3 Ie3 6co1e3 priin2ire3, <iaN3 Ie3 32lIe3 6e rsd^ction. 62N3 Ie3 cc>nloil3 6u karleinent. II sclairerait. leg eniant3, Ie3 sourn2li3te3 et le3 politicien3 3ur la 3ituarion exacte 6e 1'in6u3trie dritannia,ue. II leur lAvoellerait Ie3 n6ce33its3 äe I2 inode3tie et leg 6^nßer3 de I'optiini3lne, l'in3utli3ance 6e3 tn6orie3 2d3tl2.ite3 et 1e p6ri1 6e3 torinule3 3imple3." Ich möchte im Interesse der deutsch-englischen Verständigung nicht empfehlen, die erwähnte Tabelle in allen Volksschulen, Redaktionsstuben und Parlamentswandelgängen aufzuhängen; denn vor allem scheint es fast, als ob tatsächlich bereits überall in England solche aufreizenden Tabellen verbreitet sind, und sodann verwirren solche ohne Kritik verbreiteten Ziffern nur die Köpfe und sind wegen des Scheins der Eraktheit noch schlimmer zu beurteilen, als die allgemeinen Redensarten, mit denen die Frage der deutschen wirtschaftlichen Gefahr und der wachsenden weltwirtschaftlichen Überlegenheit Deutschlands bisher gewöhnlich erörtert wurde. Die „ino<Ie5tie" werden die Engländer nach dem bekannten Wort Goethes, den sie ja nach Haldane so sehr verehren, ablehnen, und verbleiben wird eine gesteigerte Gereiztheit.

Die eben erwähnte, nach Ziffern des Blaubuches c. D. 4. 594 zusammengestellte Tabelle stellt den weltwirtschaftlichen Wettbewerb Englands

und Deutschlands, auch der Vereinigten Staaten, in seiner 30-jährigen Entwicklung, wie folgt, dar:

Iährlicher Durchschnitt
(England - 100).

>2
X2
>2
1880-1884
1885—1889
1904—1908
Tonnage der in den Häfen
100
128
149
100
129
160
100
141
194
eingelaufenen und gelösch-
100
24
46
100
27
39
100
33
45
Tonnage der Handelsflotte.
100
18
19
100
17
14
ILO
24
8
Verbrauch von Baumwolle
100
22
64
100
28
77
100
49
122
„ von Wolle . . .
100
65
102
100
72
100
100

79
101
„ von Kohle . . .
100
35
68
100
41
87
100
69
211
Produktion von Eisen . . .
100
40
52
100
52
78
100
120
230
„ von Stahl. . .
100
44
86
100
37
93
100
182
337
Ausfuhr im ganzen ....
100
65
71
100
67
65
100
60
50
„ von Fabrikaten . .
100
44
15
100
50
16
100
51
25
„ von Eisen u. Stahl
100
42
5
100
42
5
100
51

,35
„ von Maschinen . .
100
23
23
100
22
20
100
66
77
,, von Wollwaren. .
100
61
0
100
38
0
100
66
1

Zu diesen Ziffern, die unter gefälliger Assistenz mancher Franzosen und anderer Freunde das englische Gemüt erregen, mochte ich den nachfolgenden, den einzelnen Punkten der Tabelle sich anschließenden, aber auch mehrere wichtige Lücken ergänzenden Kommentar geben, von dem ich eher wünschen möchte, daß er „in allen Volksschulen, Redaktionsstuben und Parlamentswandelgängen Englands" aufgehängt würde, um als Grundlage für eine deutsch-englische Verständigung zu dienen.

1. Allgemeines. Die Methode, Englands Zurückbleiben im weltwirtschaftlichen Wettbewerb damit zu beweisen, daß man die von England erreichten Entwickelungshöhepunkte als Maßstäbe, z. B. mittels der Inderziffer 100 für England nimmt, um daran das Entwickelungstempo Deutschlands zu messen, ist irreführend. Man wird zum mindesten bei Anwendung solcher Inderziffern darauf aufmerksam machen müssen, daß sie als Maßstab nur mit Einschränkungen gebraucht werden können. Die wichtigste ist im Falle England-Deutschland die, daß man bei einem anstrengenden weltwirtschaftlichen Wettbewerb von 10 Punkten zu 20 naturgemäß viel rascher gelangt als von 90 zu 100. Wie alles seine Grenzen hat, so auch die Erpansionsfähigkeit eines Staates. Innerhalb dieser Grenzen wird ein erpansionsbedürftiger Staat selbstverständlich viel rascher zu Beginn seiner Erpansionstätigkeit fortschreiten als dann, wenn er sich deren Grenze nähert. Ganz besonders irreführend ist es demnach, wenn man 30 jährige Entwickelungs-

Perioden behandelt und in einzelnen Abständen immer wieder die englische Entwicklungsstufe mit der Inderziffer IM als Maßstab dazwischentreten läßt. Ein vorurteilsloser Vergleich der englischen und deutschen wirtschaftlichen Erpansion zeigt, daß Deutschland in den letzten 30 Iahren das unter mißlichen politischen Verhältnissen Iahrzehnte lang Versäumte zum Teil rasch nachgeholt hat, wonach sich dann auch in Deutschland die Entwickelung ganz naturgemäß zu verlangsamen beginnt. Das zunächst eingeschlagene Tempo für die weitere Entwickelung als Maßstab zugrunde zu legen, ist falsch und kann nur beunruhigend auf das im Wettbewerb stehende England wirken. Richtig dagegen ist, daß Deutschland auch weiterhin noch in der Weltwirtschaft fortschreiten muß, weil sein wirtschaftliches Erpansionsbedürfnis auch nicht annähernd so befriedigt und gesichert ist wie das englische.

2. Bevölkerung. Daß der Geburtenüberschuß Deutschlands in Europa nur hinter dem Rußlands der absoluten Höhe nach zurücksteht, nach dem Verhältnis der Einwohnerzahl aber bei weitem am größten ist, und sich gegenüber England, auf 1000 Einwohner berechnet, wie 13,8 : 10,7 verhält, ist eine für unser Erpansionsbedürfnis wichtige Tatsache, mit der man rechnen muß und gegen die man sich nicht auflehnen kann. Niemand wird Deutschland zumuten können, etwa auch auf diesem Gebiete „abzurüsten".

3. Seeverkehr. England hatte 1850 ein Drittel der Welt-Tonnage (damals, vor dem Bürgerkriege, bedeutender Wettbewerb der Vereinigten Staaten), 1906 hatte es die Hälfte; 1900 hatte es gegenüber Deutschland einen Norsprung von 10 Millionen Tonnen, 1906 einen solchen von 13 Millionen. Von 63 Schiffen über 10000 Tonnen hatte 1901 Deutschland 24, England 23; von 104 solchen Schiffen hatte 1907 Deutschland 27, England 53. Wenn sich hierin auch in den letzten Iahren einiges zugunsten Deutschlands geändert hat, so stellt sich doch noch das Verhältnis zwischen der gesamten Handelsflotte Englands und Deutschlands im Iahre 1910 wie folgt dar: England hat 11,5 Millionen Registertonnen, Deutschland 2,9 Millionen. Richtig ist, daß nach Ausscheidung der Küstenschiffahrt und bei besonderer Berücksichtigung des Überseeverkehrs und des organisierten Großbetriebs Deutschland etwas besser abschneidet, aber immerhin bleibt der Vorsprung Englands noch außerordentlich. Beim Vergleich des Seeverkehrs deutscher und englischer Häfen ergibt sich namentlich für eine längere Entwickelungsperiode ganz naturgemäß ein verhältnismäßig rascheres Aufsteigen Deutschlands, weil eben dieser Verkehr in Deutschland erst zu entwickeln war. Damit hängt auch zusammen der steigende Anteil der deutschen Flagge an dem deutschen Seeverkehr und der verhältnismäßige Rückgang der britischen Flagge an dem gesamten Verkehr der britischen Häfen. Immerhin ist der Anteil der britischen Flagge an, englischen Seeverkehr mit 54 A, im Iahre 1909 und 57 ^ im Durchschnitt der letzten Iahre nur unwesentlich geringer als der deutsche Anteil am deutschen Seeverkehr mit 58 ^. Der Anteil der englischen Flagge am englischen Kolonialhandel beträgt dagegen 91 und an der englischen Küstenschiffahrt 93 ^. Der deutsche Seeverkehr hat sich eben selbständig, oder richtiger gesagt, selbständiger gemacht; denn auch heute sind wir vom englischen Seeverkehr noch nicht unabhängig. Das Verhältnis des englischen und deutschen Seehafenverkchrs im ganzen stellt sich dabei 1909 so, daß 133 Millionen Registertonnen auf britische Häfen und 57 Millionen auf deutsche Häfen kommen! Im Kabclverkehr besitzt England von dem rund 470 000 Km langen Weltkabelnetz die Hälfte, während wir jetzt nach großen Mühen und Schwierigkeiten erst etwas über 40000 Km Kabel unser eigen nennen können.

Dabei sind noch nicht einmal alle unsere Kolonien an deutsche Kabel angeschlossen, Ostafrika noch gar nicht, während in Westafrika das Unternehmen erst im Gange ist. England hat mit seinen wichtigeren Kolonien meistens sogar eine doppelte Kabelverbindung. Der Anteil Englands am Schiffbau der Welt ist in den letzten Iahren 58—68 ^, der deutsche 8—13 A.. Wie man bei solchen Verhältnissen von einer Gefährdung der englischen Stellung im Seeverkehr sprechen kann, ist unerfindlich. Daß es in einigen der letzten Iahre, namentlich in den Iahren 1907—1909, dem Seeverkehr und infolge Überproduktion auch dem Schiffsbau nicht immer glänzend erging, ist eine Tatsache, mit der sich auch andere Länder, besonders auch Deutschland abfinden mußten. Die Ursachen solcher Krisen und die Heilmittel dafür werden aber sicher nicht richtig erkannt, wenn der deutsche Wettbewerb als Ursprung alles Übels hingestellt wird.

4. Produktion und Verbrauch. Die hierauf bezüglichen Vergleichsziffern entbehren der direkten Bedeutung für die Beurteilung des weltwirtschaftlichen Wettbewerbs, werden aber trotzdem von solchen, die auf die deutsche Gefahr nachdrücklich hinweisen wollen, in den Mittelpunkt gestellt. Da erscheint denn auch Deutschland, was übrigens bei den Vereinigten Staaten seit viel längerer Zeit der Fall ist, bei der Produktion von Eisen und Stahl im Vorsprung gegenüber England! Es ist doch ganz selbstverständlich, daß Deutschland bei seiner weit größeren Bevölkerung und deren rascheren Zunahme mehr produzieren muß und mehr von seinen Naturschätzen zum eigenen Verbrauch seiner Volkswirtschaft konsumiert als etwa England. Für den weltwirtschaftlichen Wettbewerb kommt nur der erportfähige Überschuß über diesen eigenen volkswirtschaftlichen Verbrauch in Betracht, und mit diesem macht Deutschland, wie sich sogleich zeigen wird, bei Eisen und Stahl England nur in sehr entferntem und seit 30 Iahren ziemlich gleichbleibendem Abstande Konkurrenz.

5. Welthandel. Der auswärtige Handel Deutschlands betrug im Iahre 1911 17,6 Milliarden Mark, der englische 21 Milliarden Mark. Aus den Ziffern der englischen Handelsstatistik ergibt sich, daß auf die Periode der geradezu monopolistischen Weltstellung der britischen Industrie von 1860—74 eine Zeit der Stagnation in den folgenden 25 Iahren sich einstellte. Eine Zunahme wies die Einfuhr auf, die Ausfuhr aber blieb ziemlich gleich. Deutschland und andere Industriestaaten hatten begonnen, ihren Anteil am Weltmarkt sich zu sichern. Dann aber, namentlich in den letzten Iahren, beginnt die englische Industrieausfuhr sich wieder stark zu heben, und in den letzten Iahren kommt sie auch hinsichtlich der prozentualen jährlichen Steigerung ihren hauptsächlichsten Konkurrenten, auch Deutschland, allmählich wieder gleich. Die Steigerung der Ausfuhr wirkt auf die Steigerung der Einfuhr von Rohmaterialien zurück. Von 1904—1910 hat sich die prozentuale jährliche Zunahme des englischen Gesamthandels von 2,1^ auf 10,8 ^ gehoben, die der Einfuhr von 1,6 auf 8,6^, der Ausfuhr von 3,4 auf 13,9^. Die englische Ausfuhr ist pro Kopf der Bevölkerung von 7 ^ in der Periode von 1870—1874 auf 5 ^ 18 3k 1895—99 gesunken und hat seitdem ansteigend im Iahre 1910 die noch nie dagewesene Höhe von 9 ^ pro Kopf der Bevölkerung erreicht. Deutschland hat seit 1870 diese Quote von 2,15 auf 6 ^ gesteigert, also 1910 den Stand der Industrialisierung Englands von etwa 1895 erreicht. Die Ausfuhr Deutschlands war gegenüber der englischen geringer in der Periode 1880—1884 um 82 Millionen ^, in der Periode

1904—1908 immer noch um 57 Millionen <^. Deutschland steigert im Iahre 1910
seine Ausfuhr um 42 Millionen H, England die seinige um 52 Millionen ^,
die Ausfuhrsteigerung von 1903—1910 bedeutet für England ein Mehr von
108 Millionen ^, also eine Zunahme von 46^, für Deutschland ein Mehr
von 82 Millionen ^, also nur noch eine Zunahme von nicht viel mehr,
nämlich 51 ^. Dabei entwickelt sich die Zunahme der Einfuhr und damit
die Höhe des Handelsbilanzdefizits in Deutschland relativ viel stärker als in
England.

6. Erportindustrie. Daß die Position der englischen Erport-
industrie in der Weltwirtschaft nicht gefährdet ist, ergibt sich schon aus den
eben mitgeteilten Ziffern über die Entwickelung der englischen Ausfuhr. Zu
gleichen Resultaten gelangt man bei Betrachtung der einzelnen Industrien.
Gerade hierbei zeigt es sich aber auch, wie vollständig verkehrt es ist, alle
Mißerfolge und kritischen Iahre der letzten Entwickelungsperiode auf den
deutschen Wettbewerb zurückzuführen, statt auf die allgemeinen Verhältnisse
des Weltmarktes und auf die eigenen Fehler in Betrieb und Organisation,
nach deren Beseitigung sich die Position der betreffenden Industrie wieder
entsprechend verbessert. Auch Bardour erkennt dies an, indem er schreibt:
,Mai3 il e3t 6'autre part certain c>ue le reVeil, 6«nt ont deneticie Ie3
in6u3trie3 1e3 plu3 2tteinte3 par I2 concurrence 6tiÄNßere, eüt ete
mc>in3 interi3e 32113 I'ettort reel ententö pour renouveler 6e3 m6ttw6e3
3urannse3 et proliter 6e3 le^onZ ac<zui3e3. ätietlield et 3e3 t^dricant3
ä'acier pur, Uu6(1er3tield et 3e3 ti33eur3 6e laine, Wolvertiampton
et 3K3 tadli<:2nt3 de prc>6uit3 pkÄlinÄceuti^ue3 ont trav^ills,
cdercns et trouvs." Im einzelnen haben alle die großen Erport-
industrien Englands durch den deutschen Wettbewerb nur wenig an Terrain
verloren, sicher aber dafür andererseits an Terrain gewonnen. Die Welt
ist eben durch den modernen Verkehr sozusagen größer
geworden und im Verhältnis viel aufnahmefähiger,
als sie vor 30 Iahren war. Sie bietet Raum für Deutsch-
land und England. Wenn der englische Kohlenbergbau in den letzten
Iahren gelegentlich Absatzstockungen hatte, so lag dies weit weniger an dem
steigenden Wettbewerb Deutschlands auf dem europäischen Festlande, da der
eigene Verbrauch Deutschlands an Kohlen sehr groß und steigend ist. Es
dürften vielmehr die englische Überproduktion und die Arbeiterunruhen dafür
in Betracht kommen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der großen englischen
Metallindustrie, einem Gebiete, auf welchem die deutsche Konkurrenz besonders
gefürchtet ist. Betrachtet man aber einerseits die Ursachen für gelegentliche
Stockungen, nämlich allgemeine Schwankungen auf dem Weltmarkte und
englische Arbeiterverhältnisse, andererseits die fast durchweg günstigen, vielfach
glänzenden Resultate dieser englischen Industrie in den letzten Jahren, so
wird man auch hier sagen müssen, daß die Gefährdung durch den deutschen
Wettbewerb ein Phantom, ein Schreckgespenst ist. England hat seine Aus-
fuhr von Eisen und Stahl, roh und bearbeitet, von 28 Millionen .6,
in der Periode 1900/04 auf 44 Millionen ^ im Iahre 1910 gesteigert, die
Ausfuhr von Maschinen aller Art im gleichen Zeitraum von 19^ auf 29,2
Millionen, die Ausfuhr von Stahlwaren, Messer- und Kurzwaren von 5,8
Millionen im Iahre 1906 auf 6,4 Millionen im Iahre 1910, von elektrischen
Apparaten und Kupferwaren von 2^ auf 4,1 Millionen <L. Nur wenigen

Branchen, wie der Waggon- und Lokomotivfabrikation, geht es in den letzten Jahren weniger gut. Der Vorsprung Englands im Erport von Eisen und Stahl — dies ist gegenüber den Ziffern über den Vorsprung Deutschlands bezüglich Produktion und Verbrauch ganz besonders hervorzuheben — beträgt 1908 gegenüber Deutschland 9F Millionen H, nachdem er in den ersten Iahren dieses Jahrhunderts nur 2F Millionen ^ betragen hatte. Daß sich der Wettbewerb Deutschlands in Maschinen aller Art stärker geltend macht, ist richtig und auf die Überlegenheit der deutschen Wissenschaft und Technik zurückzuführen, die wir England zuliebe doch unmöglich künstlich zurückschrauben können. Immerhin ist auch auf diesem Gebiet England im ganzen noch weit im Vorsprung. Wie liegen nun die Verhältnisse bei der chemischen Industrie, dem einzigen großen industriellen Gebiete, auf welchem Deutschland England überflügelte? Von 1905—1910 zeigt sich, daß England auf Grund starker technischer Anstrengungen wieder große Fortschritte macht. Der Erport von Chemikalien stieg von 11 Millionen im Durchschnitt der Iahre 1890—1899 auf 16 Millionen in den Iahren 1905—1909 und auf 18 Millionen ^ im Iahre 1910. Deutschland hat von 1885—1907 seinen Erport an Chemikalien um 14 Millionen .6 vermehrt, das ist — 126 ^, England nur um 8 Millionen, das ist ^ 90 U! Also auch auf diesem siegreichsten Gebiete des deutschen Wettbewerbs keine vernichtende, und jedenfalls, wie die Erp o rtziffern der letzten Iahre zeigen, noch nicht einmal eine definitlve Niederlage!
Dabei absolut genommen doch ein beträchtliches Fortschreiten auch dieser Industrie in England. Es verbleibt noch die größte Industrie Englands, die Tertilindustrie, die einen Erportüberschuß von 29 Millionen ^ an Wollwaren im Iahre 1910 gegen 17,7 Millionen im Iahre 1905 zu verzeichnen hat. Der zeitweise Verlust an Terrain in Lurusstoffen und Wirkwaren an Deutschland und Frankreich ist in den letzten Iahren seitens der englischen Industrie reichlich wett gemacht worden, I An wollenen Wirkwaren hatte Deutschland im Iahre 1906 einen Vorsprung von 650000 ^ im Erport, 1909 noch 23000 und 1910 weist der englische Erport bereits wieder einen Vorsprung von 108000 ^ auf. Die Verhältnisse in der Baumwollindustrie sind zu bekannt, auch von mir in der vom Reichs-Kolonialamt herausgegebenen Denkschrift „Die Baumwollfrage" (Iena 1911) so eingehend geschildert worden, daß ich mich ganz kurz fassen kann. Auf diesem Gebiete kann man wirklich nicht behaupten, daß die deutsche Industrie, die genau dieselbe Notlage durchzumachen hat wie die englische, an deren Schwierigkeiten die Schuld trägt. Es kann auch gar keine Rede davon sein, daß die Weltstellung der englischen Baumwollindustrie durch den deutschen Wettbewerb irgendwie erschüttert würde. Der Vorsprung der englischen Ausfuhr an Baumwollwaren über die deutsche betrug in den Iahren 1885—89 26 Millionen ^, 1890—1895 55 Millionen und 1905—1908 78 Millionen <^, während er von 1885—1908 Amerika gegenüber von 67 auf 91 und Frankreich gegenüber von 65 auf 86 Millionen gestiegen ist. Das Wettbewerbsland, das Englands größte Industrie wirklich bedroht, ist nicht Deutschland, sondern Nordamerika einerseits durch das Monopol an den Rohmaterialien und andererseits durch die immer bedrohlicher werdende Entwickelung der im Produktionsgebiete der Baumwolle selbst begründeten Baumwollindustrie.

7. Auswärtige Kapitalsanlagen. Daß England der Bankier
der Welt ist, und daß es in dieser Stellung von niemand bedroht wird, ergibt sich
aus den folgenden Zahlen. Die auswärtigen Kapitalsanlagen Englands betragen
zurzeit etwa 60 Milliarden, die Frankreichs 35 Milliarden und die Deutschlands
etwa 30 Milliarden Mark.
8. Kolonien und Niederlassungen. Das englische Kolonial-
reich umfaßt ein Fünftel der Erde und hat einen Flächeninhalt von rund 29 Mil-
lionen c^Kin, eine Bevölkerung von 351 Millionen, eine Einfuhr von 419 Millio-
nen ^ und eine Ausfuhr von 481 Millionen ^. Das deutsche Kolonialreich um-
faßt 2,6 Millionen c^Kin mit einer Bevölkerung von 10,8 Millionen, einer Ein-
fuhr von 129 Millionen Mark und einer Ausfuhr von 101 Millionen Mark, wozu
noch der im wesentlichen als Transitverkehr aufzufassende Aus- und Einfuhrhandel
von Kiautschou kommt. England besitzt die besten und größten Siedelungsgebiete
der Erde, die reichsten tropischen Länder, ein Kolonialreich, das noch auf Iahr-
hunderte hinaus der englischen wirtschaftlichen Erpansion Grundlage gibt. Zur-
zeit leben in den englischen Kolonien 12 Millionen Weiße und etwa 340 Millionen
Farbige. Die deutschen Schutzgebiete haben eine weiße Bevölkerung von
21600 Personen, wovon 13 900 auf Südwestafrika entfallen, Über die weitere
Aufnahmefähigkeit der deutschen Schutzgebiete für Weiße gehen die Meinungen
sehr auseinander. Für Südwestafrika, das allein als eine eigentliche Siedelungs-
kolonie anzusprechen ist — Ostafrika kommt sicher nur teilweise in Betracht —
haben Freunde des Landes die Besiedelungsfähigkeit im höchsten Falle auf
100000 Farmer berechnet. Von dem Gesamtaußenhandel Deutschlands in Höhe
von 17 Milliarden Mark kommen etwa 153 Millionen auf den Handel mit den
deutschen Kolonien. Der Handel Englands mit seinen Kolonien dagegen beträgt
rund 7160000000 Mark! Deutschland muß also für seinen Produktionsüber-
schuß seinen Erport Absatz in allen Gegenden der Welt suchen und
ebenso zerstreut sich seine Auswanderung seit Iahrzehnten
nach allen überseeischen Siedelungsgebiete n. Die zurzeit
gerade sehr geringe Auswanderung kann aus volkswirtschaftlichen Gründen jeder-
zeit wieder in verstärktem Maße einsetzen. Iedenfalls ist mit der Tatsache
der großen Bevölkerungszunahme Deutschlands auch weiterhin zu rechnen.
Und nun, nachdem im vorstehenden auf 8 Gebieten die tatsächlichen
Wettbewerbsverhältnisse Deutschlands und Englands in der Weltwirtschast
objektiv dargestellt sind, betrachte man nochmals die vorangestellte statistische
Tabelle, die zur Verbreitung in englischen Schulen, Redaktionsstuben und
im Parlament empfohlen wurde! Was dort so bedrohlich erschien, die deutsche
Produktion und der deutsche Verbrauch von Eisen und Stahl, mußte als
gegenstandslos bezeichnet werden. Der Kommentar zu den übrigen Punkten
dürfte ergeben haben, daß die weltwirtschaftliche Position Englands durchaus
nicht bedroht ist, die Lücken jener Tabelle, die ausgefüllt werden mußten,
betrafen gerade die außerordentliche Überlegenheit der englischen Position,
wie z. B. bezüglich der zuletzt erörterten Kolonien.
Wenn die englische Volks- und Weltwirtschaft auf einem Gebiete zur
Zeit gefährdet ist, so ist sie es auf dem sozialen. Bardour weist nach, daß
die Einnahmen aus den Einkommensteuern von 594 Millionen ^ im Iahre

1900/01 auf 686 Millionen ^ 1909/10 gestiegen sind. Die Lohnhöhe hat sich in
diesen 10 Iahren aber nur um 2 850 000 tr3. (pro Woche) gesteigert, was nach
Bardour recht „piötre ti^ure" macht gegenüber der Erhöhung der Einkommen-
steuer um 92 Millionen <^. Die Zahl der Streiks ist von 355 im Iahre
1904 auf 531 im Iahre 1910, die der ausständigen Arbeiter in derselben Zeit
von 87 000 auf 515 000, die der Arbeitstage von 1^ Millionen auf 9F
Millionen gestiegen. Auf die Verschärfung der sozialen Lage und damit
auch auf die Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse wirkt meines
Erachtens der geradezu unsinnige Lurus ein, der in immer weiteren
Kreisen, und zwar nicht bloß Englands, leider auch mehr und mehr Deutsch-
lands, um sich greift. Doch das sind Dinge, die ich nicht berühren will. Für
die sozialen Verhältnisse in England kann der deutsche weltwirtschaftliche
Wettbewerb jedenfalls nicht verantwortlich gemacht werden. Eher ergibt
sich hier ein Feld internationalen Zusammenwirkens,
gerade so, wie noch auf so manchen anderen Gebieten. Voraussetzung dafür
erscheint mir aber, daß die Engländer aus der vorstehenden, meist ziffernmäßig
belegten Darstellung nicht bloß ersehen, daß die Befürchtung einer Erschütterung
ihrer weltwirtschaftlichen Stellung durch Deutschland maßlos übertrieben wird,
sondern auch, daß Deutschland mit gutem Rechte sich außerordentlich rühren
muß, um seine weltwirtschaftliche Position nicht nur zu behaupten, sondern
sie im Hinblick auf deren im Vergleich mit der englischen ganz augenfällig
hervortretende Schwäche noch wesentlich zu verstärken. Deutschland hat
nur erfüllt und versucht, noch weiterhin zu erfüllen, was vor sieben Iahrzehnten
sein großer Nationalökonom Friedrich List nach der Rückkehr von seiner Reise
nach Nordamerika seinen Landsleuten zurief: „Die meisten Länder des gemäßigten
Klimas sind für die gewöhnlichen Gewerbszweige ähnlich befähigt wie England
und Nordamerika und konnen sie bei richtiger ökonomischer Erziehung erhalten."
Deutschland folgt, nachdem es heute Großstaat geworden ist, einer weiteren
Manme Friedrich List's, die lautet: „Ein Großstaat muß entweder noch größer
werden oder zugrunde gehen."
Nun könnte man vielleicht einwenden, daß Deutschland bei seiner so
bedeutend geringeren weltwirtschaftlichen Erpansion entsprechend auch keine
große Seemacht brauche, um seine Interessen zu schützen. Meines Erachtens
mit Unrecht. Vor allem dient die Macht nicht bloß dem Schutze der be-
stehenden Interessen, sondern deren weitere Entwickelung erfordert auch in
erster Linie politisches Ansehen in der Welt und damit Macht. Dazu komnn,
daß es mir nicht richtig scheint, die Flottenmacht nur sozusagen arithmetisch
in ein Verhältnis zu den Ziffern der bestehenden Seeinteressen zu setzen.
Ob ich einen in der ganzen Welt verzweigten und zersplitterten Welthandel
von 17 Milliarden oder 27 Milliarden Mark zu schützen habe, ob in einem
fernen Hafen drei Schiffe meiner Flagge oder fünf Schiffe Waren löschen, spielt

für die Schutzfrage doch wohl keine Rolle, ebensowenig, ob die Schiffe halb oder ganz, mit hochwertigen oder mit Massengütern beladen sind. Und wenn ich meine Kolonien schützen will, so brauche ich auch dazu einen gewissen Aufwand von Seemacht, wobei die Tatsache, ob ich drei oder sechs Besitzungen an derselben Küste, fünf oder zehn Inseln in demselben Archipel besitze, doch von geringerer Bedeutung ist. Hiezu kommt, daß gerade Deutschland in Ermangelung von Siedelungskolonien Niederlassungen nicht kolonialer Art und damit zu schützende Positionen in allen Teilen der Welt zerstreut liegen hat.

Diese Fragen der Seemacht und Weltpolitik will ich aber nicht weiter erörtern, um so weniger, als ich allen Abrüstungs- und Weltfriedensvorschlägen steptisch gegenüberstehe. Ich kann mir nur denken, daß vielleicht einmal durch eine außerordentliche Verschärfung der Kriegsführung auf Grund von Fortschritten der Wissenschaft und Technik der Weltfriede sich von selbst durchsetzt. Vielleicht gehen die Völker einmal dazu über, statt wie bisher mit physikalischen und chemischen Mitteln, Pulver und Dynamit, sich mit biologischen Mitteln zu bekämpfen. Vielleicht beginnt einmal ein besonders kampflustiges Volk damit, das andere von Luftschiffen aus oder sonstwie mit riesigen Mengen von Bazillenkulturen, mit Pest und Cholera, auf Flüsse und Wohnstätten verbreitet, zu vernichten und auszutilgen. Das Völkerrecht wäre machtlos dagegen, da ein Nachweis, wie jetzt bei Dumdumgeschossen und dergl., nicht möglich wäre. Auch andere Entwickelungswege der Kriegstechnik ließen sich denken, die zu dem gleichen Ziele führten, den Krieg wegen der Steigerung seiner Furchtbarkeit unmöglich zu machen. Ihn auf andere Weise aus der Welt zu schaffen, halte ich für unmöglich. Wenn ich mich trotzdem mit den Ideen der Friedensfreunde und der Kosmopoliten, im konkreten Falle den Bemühungen einer englisch-deutschen Annäherung auf der Grundlage gemeinsamer Ideale befasse und sie zu verstehen suche, so komme ich doch immer wieder auf die Notwendigkeit hinaus, daß eine Nation, die etwas auf sich hält, sich auch in der Welt durchsetzen will. Denn schließlich wird ja die Kosmopolitie, und das heißt wohl auf Deutsch: Weltordnung, so zu denken sein, daß die würdigsten Völker und Staaten dazu bestimmt sind, der Welt ihr Gepräge zu geben. Und wenn ich nun lese und sehe, wie außerordentlich anerkennend die Engländer bei jeder sich bietenden Gelegenheit die intellektuellen Vorzüge und Charaktereigenschaften der Deutschen anerkennen, ihre Bedeutung für die Kultur mit aufrichtiger Bewunderung geradezu feiern, dann möchte ich sie immer bitten, doch auch die Konsequenzen zu ziehen und zu erklären, ein solches Volk darf an seiner Ausbreitung auf der Erde nicht gehindert werden, es ist würdig und bestimmt, im friedlichen Wettbewerb mituns sein Wesen und seine Art in der Welt durchzusetzen.

Dr. Adrian Polly:
Rußland und die Mongolei.
Petersburg, im Mai 1912.
Bald jährt sich zum zweiten Male der Zeitpunkt, seitdem eine damals noch kaiserliche Sondermission aus China unter Führung des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers im Haag, Lou-Tsiang-Tsang in Petersburg eintraf, um die Verhandlungen wegen Erneuerung des russisch-chinesischen Handelsvertrages vom Jahre 1881 aufzunehmen. — Auch die russische Regierung hatte bekanntlich ihre Bevollmächtigten für diese Verhandlungen bestellt, deren Leitung dem in der Behandlung von politischen und Handelsverträgen wohlerfahrenen vormaligen Direktor im ersten Departement des Ministeriums des Äußeren, jetzigem Botschafter in Tokio, Senator Malews ki-Malewitsch anvertraut wurde.
In diesen beinahe abgelaufenen zwei Jahren hat sich mancherlei, darunter auch einiges von nicht geringer Wichtigkeit zugetragen: Zunächst hatte der bestandene Handelsvertrag zwischen Rußland und China schon im August 1911 seine natürliche Endschaft erreicht. Ist seither — mangels anderweitiger Vereinbarung — auf 6 Monate verlängert worden, und läuft seither automatisch unverändert weiter. Das chinesische Kaiserreich wurde durch eine Revolution von beispielloser Kraft und Ausdauer in seinen Grundfesten erschüttert, die Mandschu-Dunastie nach 300 jähriger Herrschaft vom Sturme der Bewegung hinweggefegt. Der Chef der chinesischen Mission erhielt unter Beibehaltung dieser Sonderaufgabe den Posten des Gesandten in St. Petersburg. Wurde als solcher auch von der Republik bestätigt, um schon wenige Wochen nachher als Minister des Äußeren der neuen Regierung in sein Heimatland zurückberufen zu werden. Auch die übrigen Mitglieder der chinesischen Vertragskommission haben sich inzwischen zerstreut und Petersburg verlassen. Darunter kam Herr Liou, der Stellvertreter Lou's auf den Gesandtschaftsposten nach dem Haag und soll nunmehr die leergewordene Stelle Lou's als Gesandter und Minister Chinas in Petersburg einnehmen.
Das Haupt der russischen Bevollmächtigten Malewski-Malewitsch ist mittler» weile gleichfalls auf seinen Tokioter Posten zurückgekehrt. Zu seinem Stellvertreter wurde der aus Peking zurückberufene Gesandte, Kammerherr I. Korosto - w e t z ernannt, der zum Missionschef am Sheriffischen Hofe zu Fez in Aussicht genommen war, mit Rücksicht auf das inzwischen vollzogene französische Protektorat über Marokko jedoch diesen Posten nicht antreten dürfte, weil er, als entbehrlich, vollständig aufgegeben werden soll.
Die Tätigkeitsbilanz dieser beiden Kommissionen ist nun — was die Förde-

rung ihres Daseinszweckes: Festsetzung eines neuen russisch-chinesischen Handelsvertrages betrifft, äußerst schmal bestellt. Abgesehen von den erfüllten Begrüßungsregeln mit entsprechendem repräsentativen Pflichtenaustausch, ist man auf beiden Seiten nicht viel weiter gelangt. Um ganz gerecht zu sein, muß noch der geglückten Festsetzung einer gewissen Geschäfts- und Arbeitsordnung und der Einigung über den Verhandlungsort in bestimmten Räumlichkeiten des Ministeriums des Äußeren Erwähnung geschehen. Damit ist aber das Arbeitspensum von nahezu zweijährigem Beisammensein der russisch-chinesischen Staatsmissionen restlos erschöpft.

Erklärt wird diese auffällige Arbeitssterilität in der Hauptsache durch die Vorgänge in China. Die vielmonatliche Dauer des Aufruhrs mit der täglich zunehmenden Gefahr eines Zusammensturzes der gesamten Regierungsform war selbstredend nicht geeignet, auf das Fortschreiten in der Errichtung eines neuen Staatsvertrages günstig einzuwirken. Völlige Unterbrechung mußten die Verhandlungen jedoch von dem Augenblick ab erleiden, wo die Kaiserdynastie in Peking beseitigt wurde, ohne eine selbst im eigenen Lande anerkannte neue Regierung zu etablieren. Dieser Zustand dauert noch heute an.

Zwischen Nord- und Südchina, zwischen den Kantonesen und den die Herrschaft für sich beanspruchenden Anhängern der jungchinesischen Revolutionspartei, sowie den zahlreichen Überläufern, die sich aus allen möglichen Stämmen und Provinzen, Parteien und Gesinnungsrichtungen zusammensetzen, bestehen nach wie vor die schärfsten Gegensäße. Der Ausbruch einer Gegenrevolution kann stündlich zur Tat werden. Die verfassungsmäßige Herstellung der Republik ist noch weit im Felde. Der Übergang vom vorbereitenden zum konstitutionellen Parlament stößt auf den Widerspruch und das Fernbleiben der Abgeordneten zahlreicher Provinzen, die völlig losgelöst von der Zentralregierung ihren eigenen, selbstherrlichen Weg gehen, weder Steuern noch Abgaben, auch nicht Soldaten oder sonstigen Tribut für die Republik bereitstellen, sondern sich nach Willkür und Gefallen ihrer Gouverneure oder Vizekönige und deren Satrapen eine eigene Verwaltung zurecht gelegt haben. Schließlich hat die Mongolei mit ihren etwa 120 oder mehr Fürstenstämmen in radikal-feindseliger Stellungnahme gegen die Republik Front gemacht, sich als selbständiges Gemeinwesen von China losgelöst, um ein eigenes Mongolenreich unter der Regierung des Chutuchta aufzurichten.

Daß unter solchen Umständen der von den Revolutionsmachthabern zum ersten Präsidenten der jungen Republik gewählte Iuanschikai nicht gerade auf Rosen gebettet ist, sogar — wie übereinstimmend aus dem ostasiatischen Nachbarreiche verlautet — bereits bei kaum begonnener Arbeit sich müde und abdankbereit fühlt, ist für den Kenner des chinesischen Volkscharakters, besonders aber für den mit der Persönlichkeit Iuanschikais Vertrauten, mehr als verständlich.

Der durch die Revolutionswelle an die Spitze des chinesischen Staatswesens gestellte Iuanschikai ist freilich niemals ein überzeugter Monarchist gewesen; noch

weniger aber ein durchdrungener Republikaner; sondern in erster und letzter Reihe Autokrat von reinstem Geblüt. Zum Diktator vielleicht geschaffen. Nimmer zum verfassungsmäßigen Präsidenten, der nach rechts und links paktieren, nach oben und unten sich einfügen und ringsherum zur Einigung von Feind und Gegnern Zugeständnisse machen soll. Zahl und Macht seiner Antagonisten kennt er aber sehr genau. Und fürchtet sie. Namentlich die gesamten mit der Dynastie aus Amt und Würden, Ansehen und Staatslohn verdrängten Mandschustämmlinge, die sich natürlich mit den übrigen, oben aufgezählten Widersachern im gleichen Ziele einigen.

In dem Abfall der Mongolei von China liegt aber das zweite unübersteigbare Hindernis für die Fortführung der russisch-chinesischen Handelstraktatberatungen. Denn dieser zu erneuernde Handelsvertrag wurzelt im wesentlichen in den Beziehungen Rußlands zu Mongolien. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß Rußland unmöglich mit China und seiner bis zur Stunde noch nicht anerkannten Regierung über einen Handelsvertrag wegen Mongolien und den Verkehr mit diesem Gebiete zu abschließenden Verhandlungen gelangen kann, wenn die Mongolei ihre Selbständigkeit erklärt und von der chinesischen Zentralverwaltung völlige Unabhängigkeit anstrebt. Die außerordentliche Unklarheit, die über den Standpunkt Rußlands zu China in der mongolischen Frage in weiten Kreisen herrscht, ist einzig und allein auf Rechnung des vorhin berührten chinesischen Volkscharakters zu setzen. Der Chinese ändert seine Meinung, mindestens sein Handeln, weit öfter, als der Himmelsbogen seine Farbenschattierung. Nicht etwa darum, weil er nicht wüßte, was er will; — vielmehr in dem konsequent verfolgten Vorsatz, den Gegner durch Irrlichterei in die Enge zu treiben.

Die ersten Unabhängigkeitsbestrebungen der Mongolei, die schon um Jahre zurückreichen, wurden von den damaligen chinesischen Machthabern einfach verhöhnt und belacht; als ob ein Rudel unverständiger Schulkinder auf ihrem Spielplatz ein engeres Staatswesen aufbauen wollten. Als die mongolischen Fürsten jedoch aus der Umsturzbewegung im gesamten China auch ihrerseits die naheliegenden Folgen zogen, beeilte sich die chinesische Regierung Rußlands Intervention ebenso anzurufen, wie es die Mongolenfürsten durch Entsendung einer Deputation nach St. Petersburg schon getan hatten. Das russische Auswärtige Amt war bereit das Vermittleramt zu übernehmen, worauf sich flugs die Chinesen zurückzogen, mit der Erklärung, sie wollten selber Emissäre nach Urga schicken, um die Mongolen zur Vernunft zu bringen. In diesem nebelhaften Stadium ist alles bis zum heutigen Tage geblieben.

Die russische Regierung hat gleichwohl den Mongolen auf das bestimmteste widerraten, sich von der chinesischen Souveränität loszusagen. Ein Ratschlag, zu dessen Annahme die Mongolen bereit sind, gegen Erfüllung der von ihnen verlangten drei Hauptbedingungen: Die Mongolen stellen keine Soldaten und keine Abgaben an China zur Verfügung, sondern unterhalten ihr eigenes Heer. China

darf keine Beamtenschaft, noch auch Ansiedler nach der Mongolei entsenden. Die Mongolei wählt ihr eigenes Regierungshaupt.
Der Chutuchta, der eigentlich gar kein Mongole, sondern Tibetaner aus Lhassa ist, hatte bis nun ohnehin die religiöse Oberhoheit in der Mongolei ausgeübt. Seine, durch die unabhängigen Fürsten vollzogene Wahl zum Regenten beschränkt sich selbstredend nur auf seine Person. Er kann keine Dynastie begründen; seine Söhne sind nicht erbfolgeberechtigt, seine Frauen nicht staatlich anerkannt und treten in keine Beziehung zu den Regierungskreisen. Stirbt der Chutuchta, so wird eben aus Tibet eine neuer geholt und als geistliches, wie weltliches Oberhaupt eingesetzt.
Rußlands politischer Weg der Mongolei gegenüber ist klar vorgezeichnet; auch durch den Minister des Äußeren Ssasonow in seiner Dumarede in festen Umrissen dargetan worden. Nicht an dem gesamten Mongolien, sondern nur an dem Chalcha genannten Gebietsteile der Mongolei hat Rußland ein vorwiegend wirtschaftliches Interesse, das seine hervorragende historische Begründung namentlich in vier Kreisen: Zerhenkhan, Tuschetukhan, Soin Noyon und Djashaktu findet. Im übrigen wünscht das amtliche Rußland die Mongolei in unangetastetem Souveränitätsbestande der gesetzlichen Regierung Chinas zu belassen. Frei von jedem Eroberungsehrgeiz!
Dr. Schifferer-Hohenwarte,
Mitglied des Hauses der Abgeordneten:
Offener Brief an den Herausgeber.
Die Studienfahrt der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Rußland. (Juni 1912).
St. Petersburg, 8. Juni/26. Mai 1912.
Mein sehr verehrter Herr Professor!
Ihre Ansicht, welcher Sie vorgestern bei dem deutschen Botschafter Ausdruck gaben, mache ich mir zu eigen: dem Strom neuer und wichtiger Begebenheiten, welcher gegebenenfalls über uns dahinflutet, müssen wir unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten das Wesentliche zu entreißen und durch die augenblickliche Firierung der Empfindungen ihre lebensfrische Wiedergabe zu erreichen versuchen.
Eine besondere Freude ist es für mich, daß ich diese Auffassung in der Form eines an Sie, verehrter Herr Professor, gerichteten Briefes praktisch verwerten kann bei der skizzenhaften Wiedergabe der Eindrücke, welche mir in schier endloser Fülle die russische Reise der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung

beschert hat. Eine Studienfahrt — mit Mühen und Sorgfalt in allen Einzel-
heiten vorgedacht und vorbereitet, mit selbstloser Hingabe an die Sache in allen
Teilen durchgeführt und mit kraftvollem Willen geleitet — von einem deutschen
Gelehrten, Professor Sering, dem die Person nichts, die Aufgabe alles bedeutet.
Welche Aufgabe? Einen Beitrag zu liefern zum Verständnis für russisches
Volksleben und russische Kultur, unser Auge zu öffnen für die ungeheuren Ent»
Wicklungsmöglichkeiten im Wirtschaftsleben unseres östlichen Nachbarn, beseitigen
zu helfen falsche Vorstellungen, welche einseitige, tendenziöse Berichte in deutschen
Köpfen ausgelöst haben könnten, und endlich den Blick zu schärfen für die unum-
stößliche Wahrheit, daß sachlich begründete Gegensätze ernster Natur zwischen
Deutschland und Rußland nicht vorhanden, daß aber gegenseitiges Sichverstehen
und gegenseitiges Vertrauen geeignet sind, die wirtschaftliche und politische Ent-
wicklung beider Länder zu fördern. Und ich meine: diese Gedanken und Er-
wägungen haben in manchen Kreisen, mit welchen wir in Rußland in Berührung
kamen, Widerhall gefunden. Zunächst einmal bei den maßgebenden Stellen der
kaiserlichen Regierung. Lebhaftes Interesse, so teilte uns ein hoher Staats-
beamter in Petersburg mit, bekundete der Zar für unsere Arbeiten; die einzelnen
Ressortminister liehen uns ihre tatkräftige Unterstützung in weitgehendstem Maße,
in der liebenwürdigsten Weise ebnete uns das offizielle Rußland unsere Bahn.
Ob wir in Kiew die Bildungsstätten der Jugend besuchten oder in Moskau im
Slavjanski Bazar als Gäste der deutschen Kolonie auf die Begrüßungsworte
des Gouverneurs hörten, ob wir in der vor den Toren Kiews gelegenen Lawra
am Pfingsttage von der Geistlichkeit empfangen und in den Stand gesetzt wurden,
in diesem goldenen Kloster das faszinierende Bild einer nach tausenden zählen-
den, farbenprächtigen Pilgermenge auf uns wirken zu lassen, oder ob wir in der
Reichsduma in St. Petersburg ihrem Präsidenten die Hand schüttelten — über-
all Liebenswürdigkeit, unermüdliche Bereitwilligkeit Auskunft zu erteilen, Gast-
freiheit und Gastfreundschaft, überall der Reiz der breiten, der „Schirokaja"-
Natur des russischen Volkes. Im Gegensatz hierzu steht allerdings die Haltung
der großen russischen Presse, allen voran der leider manchmal allzu einflußreichen
Novoje Wremja: gleichgültig, kalt, engherzig und unfreundlich, bewundernswert
nur in der Beharrlichkeit, Feindschaft zu säen zwischen zwei mächtige Nachbar-
reiche. Oui bon«? Sicherlich weder zum Nutzen Deutschlands noch Rußlands.
Dieses gewaltige Reich mit seinen 160 Millionen Einwohnern steht am Aus-
gangspunkt einer neuen wirtschaftlichen Entwickelung. Die Stürme der Revo»
lution haben eine Gesetzgebung ausgelöst, deren jüngste Emanationen in das
Ende des letzten Jahres fallen. Die größte und gewaltigste Agrarreform, welche
die Weltgeschichte bisher gesehen hat, ist im Zarenreiche in der Durchführung
begriffen; wirtschaftliche Umformungen gehen vor sich, deren Bedeutung selbst
die der Bauernbefreiung im Jahre 1861 zu übertreffen scheint. Es handelt sich
um die Schaffung ei«es freien, kräftigen Bauernstandes auf eigener Scholle.

Die Umwandlung des Gemeindeeigentums, des Mir, in Einzelbesit z und die
damit verbundene Umlegung des Bauernlandes, die Beseitigung der Gemeng-
lagen, bilden die Hauptaufgabe. Für die Abrundung, Erweiterung und Er-
gänzung der Bauernstellen sind Domänen und Güter der kaiserlichen Familie
zur Verfügung gestellt; der Ankauf größerer Güter und ihre Aufteilung durch die
Agrarbank dient dem gleichen Zweck. Auf 126 Millionen Hektar Landes, von
welchem 82 Prozent Gemeindebesitz waren, erstreckt sich die Agrarreform; bis zum
1. Januar 1912 sind bereits mehr als 1V< Millionen einzelne Bauern mit 12V.
Millionen Hektar vom Gemeinde- zum Sonderbesitz übergegangen. Einen Bruch-
teil dieser ungeheuren Umwälzung haben wir auf ausgedehnten Wagenfahrten
in den Gouvernements Charkow und Twer unter der Führung der beiden Gou-
verneure und des Revisors der Agrarorganisation, des allzeit unermüdlichen und
sachkundigen Herrn Kofod, kennen gelernt. Ich gewann dabei den Eindruck,
daß die Reform im Süden (Charkow) relativ leichter und eher zur Zufriedenheit
der Bevölkerung durchgeführt wird, als im Norden (Twer); eine Erscheinung,
falls sie zutrifft, vielleicht zurückzuführen darauf, daß im Süden hervorragender
Boden — die schwarze Erde — vorhanden ist, w<lcher infolge seiner hohen Er-
tragsfähigkeit die Bedürfnisse der Bevölkerung leichter zu befriedigen vermag.
Tagelang lebten wir in innigem, für uns lehrreichem Verkehr mit den Beamten
der Agrarorganisation; sie haben auf uns den Eindruck gut geschulter, pflicht-
treuer Männer gemacht, welche sich ihrer Verantwortung bewußt und bereit sind,
ihr Bestes in den Dienst des großen Reformwerkes zu stellen. An sein Gelingen
glaube ich fest. Das Menschenmaterial auf dem Lande ist gut. Große, kräftige
Gestalten mit freundlichen und intelligenten Gesichtern; im Norden scheinbar
beweglicher und freier. Wir haben sie ausgiebig beobachten können, wenn wir
ihre Dörfer durchfuhren. Auf beiden Seiten der von uns passierten Dorf-
straßen waren sie in ihren bunten Gewändern aufmarschiert, die Frauen auf der
einen, die Männer auf der anderen Seite, der Ortsvorsteher erkennbar an dem
Zeichen seiner Würde, einer vermittels Kette um den Hals getragenen Medaille.
Wir haben sie gesehen, die sehnigen Jungen und die gebeugten Alten, die reifen
Frauen und die heranwachsenden Mädchen, dichtgeschart um den ritterlichen
Gouverneur von Twer, als um den Mann ihres Vertrauens; ihm überreichen sie
Bittschriften, von ihm heischen sie Rat und Trost in schwieriger Lage. Charakte-
ristische, malerische Ausschnitte aus dem russischen Volksleben. In diesem Men-
schenmaterial steckt, jedem Auge sichtbar, die physische Kraft, welche für die inten»
sivere Bearbeitung des Einzelbesihes, für seine materielle Nutzung erforderlich ist.
Bleibt die Frage, ob in diesen Menschen auch die ideellen Güter gedeihen, welche
einem auf freier Eigenscholle sitzenden Landvolke sonst eigen sind: Bodenständig-
keit und Heimatliebe, Familiensinn und wahre Religiosität. Ist das der Fall,
und ich glaube es, ich vertraue der Macht der inneren Gründe, dann ist das Ge-
lingen der Agrarreform gesichert und damit das Fundament des russischen Staates

neu und zuverlässig verankert. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die russische Gesetzgebung sich hier grundsätzlich auf dem richtigen Wege befindet. Ein Teil der Bevölkerung scheint allerdings mit der Neuerung unzufrieden zu sein. Mein Urteil wird dadurch nicht geändert. Die Verwirklichung großer Reformpläne bringt an sich stets eine gewisse Mißstimmung mit sich. Weitausschauende Umgestaltungen sind ferner, sintemal Menschenwerk immer Stückwerk bleibt, niemals frei von wirklichen Fehlern. Hierhin glaube ich einen gewissen, vielleicht mit der Entstehungszeit der neuen russischen Agrargesetzgebung in Verbindung stehenden Radikalismus rechnen zu dürfen; ich denke dabei u. a. an die völlige Abschaffung der Gemeindeweide und die damit verbundene Erschwerung der Viehhaltung. Weiter: die Umwandlung des Mir in Einzelbesitz ist mit einer teilweisen Proletarisierung des Landvolkes verknüpft; bei einigen haben bei der Landverteilung vielleicht die Vorbedingungen für die Überlassung genügend großer Landflächen gefehlt, andere wieder sind nachgeborene Mitglieder kinderreicher Familien; die Teilung des Landes im Wege des Erbganges aber ist beschränkt. Auf diese Weise wird ein Teil der Landbevölkerung veranlaßt, seinen Unterhalt als Arbeiter zu suchen, sei es auf dem Lande bei dem größeren Besitzer, sei es nach erfolgter Abwanderung in der Stadt. In der Agrarreform ist gleichzeitig die für die davon Betroffenen gewiß nicht erwünschte, für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes aber notwendige Vermehrung des Arbeiterstandes enthalten. Wir sehen also rein gefühlsmäßige, unberechtigte und innerlich begründete, berechtigte Unzufriedenheit. Aber sie liegt auf Nebenwegen. Der Hauptweg scheint mir richtig angelegt und richtig vermessen. Bei seinem weiteren Ausbau werden die im Zarenreiche bisher fast ganz fehlende Einrichtung von Grundbüchern und die Schaffung eines passenden Erbrechtes als unbedingt notwendige Ergänzungen bedacht werden müssen. Die Neuordnung der ländlichen Verhältnisse hat einen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge. Einzelbesitz fördert die intensivere Bewirtschaftung. In gewaltigem Maße wird die Produktion des russischen Bodens steigen. Wessen er bei sorgfältiger Bewirtschaftung fähig ist, haben wir bei unserm Aufenthalt auf der bei Wodjanaja belegenen Herrschaft des Herrn Charitonenko kennen gelernt. Eine Riesenwirtschaft: 85 000 Morgen Eigentum, 15 000 Morgen Pachtland, zusammen 100 000 Morgen; musterhaft in Acker- und Viehwirtschaft, hervorragend in der Pferdezucht. Hier, allerdings in der Gegend der schwarzen Erde, haben wir erfahren, wie entwickelungsfähig die Produktion des russischen Bodens ist. Dieser Entwickelungsfähigkeit wird man in Deutschland aus naheliegenden Gründen die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken haben. Vielleicht lohnt es sich, auch einmal dem Gedanken nachzugehen, ob denn die Anlage deutschen Kapitals in russischem Boden nicht mindestens ebenso empfehlenswert und übersichtlich ist wie in argentinischem Land. Deutsche Industrie und deutscher Handel aber haben auf die Erscheinung zu achten, welche, wie bei uns, so auch in Rußland das Erstarken der Landwirtschaft begleiten wird: die Kräftigung des inneren Marktes. Russisches Er-

werbsleben hat sich, gespeist aus den natürlichen Hilfsquellen des gewaltigen Reiches, mächtig entwickelt. Das enorme Anwachsen von Petersburg, Moskau und Kiew bildet den sichtbaren Ausdruck. Kiew schlägt mit seinem Tempo im Wachstum sämtliche Städte der Welt. Einen neuen Impuls erhält dieser Aufschwung durch die Steigerung der Kaufkraft auf dem Lande. Von ihr wird auch der westliche Nachbar profitieren können. Schon jetzt sind Deutsche in nicht geringem Umfange an russischem Geschäftsleben beteiligt. In den großen Städten vermitteln starke deutsche Kolonien den wirtschaftlichen Zusammenhang zwischen beiden Reichen. In Kiew, Moskau und Petersburg sind wir von unseren Landsleuten glänzend empfan-gen. Ich habe mich dabei über ein doppeltes gefreut: diese Männer waren stolz auf das einige deutsche Reich, sie hielten in fremden Landen ihrer alten Heimat die Treue. Aber sie waren auch dankbar gegenüber dem Lande, in welchem sie eine zweite Heimat gefunden haben. Mit Genugtuung sprachen sie von ihrem guten Ver-hältnis zu den russischen Behörden. Von deutschen Kaufleuten erfuhr ich, daß jeder frei und ungehindert leben und in Ruhe seinen Geschäften nachgehen kann. Ein großes Maß persönlicher Freiheit ist jederman gewährleistet, die Einschränkungen erstrecken sich auf das, für den Reichsdeutschen in Rußland naturgemäß abseits liegende Gebiet der Politik. Es ist natürlich nicht Zufall, daß die deutschen Kolonien sich gerade in Petersburg, Moskau und Kiew günstig entwickelt haben. Diese Städte sind die Zentren von Handel und Industrie, Moskau die bedeutendste von den dreien. Moskau ist das Herz Rußlands, es ist zugleich die russischste Stadt, nach Bismarck die schönste Stadt der Welt. In Bewunderung versunken, habe ich das Städtebild auf mich wirken lassen. An der Stelle, von welcher vor 100 Jahren Napoleon auf das Flammengrab seiner Hoffnungen hinabschaute, habe ich gleißende, glitzernde Sonne auf den goldenen und silbernen Kuppeln des Kreml und auf den zahllosen Kirchen gesehen; grüne, blaue, rote Häusertöne darumgebaut, die gesamte Stadt umsäumt von dem blauen Bande der Moskau, von grünen Fluren und bewaldeten Höhen — ein Städtebild unvergeßlich dem, der es geschaut. Es verdankt seinen Eindruck im ganzen und, wenn man es bei Wanderungen durch die Stadt in Einzelteile auflöst, auch in ihnen, malerischen, nicht architektonischen Wirkungen. Das ist russischen Stcidtebildern, das ist einzelnen hervorragenden Bauwerken in den Städten z. B. der bizarren Basilius-kirche, das ist auch den Gebäudekompleren auf dem Kreml ganz allgemein eigen: ihre Stärke liegt in ihrer malerischen Wirkung trotz oder vielleicht gerade wegen mancher architektonischen Unmöglichkeit. Die Architektur scheint sich der russischen Natur schwer einzufügen. Die neubebauten Teile der Städte rechtfertigen dieses Urteil. Das gilt besonders für Kiew und Moskau; Petersburg mit seinem durch-weg westeuropäischen Anstrich unterscheidet sich, wie in vielem, so auch hier von den Städten mit echt russischem Charakter. Die Malerei hingegen ist die Herzens» kunst des russischen Volkes. Die Tretjakoffgalerie in Moskau und das Museum Alerander III. in Petersburg ließen mich das mit Deutlichkeit erkennen. Es

wäre eine Aufgabe, würdig eines tüchtigen Verlegers, dem deutschen Volke die russischen Bilderschätze dieser Galerien zu vermitteln; zu zeigen, daß nicht Wereschtschagin den Gipfelpunkt russischer Malerei bedeutet, sondern daß das östliche Nachbarreich über eine große Reihe, vornehmlich moderner Maler verfügt, welche auch uns etwas zu sagen haben. Der liebenswürdige Konservator der Eremitage in St. Petersburg, Herr Dr. von Schmidt, führte uns in fesselndem Vortrage durch diese für mich größtenteils neue Welt, an seiner Seite habe ich kurz vor unserem Scheiden aus Rußland in der Eremitage in Petersburg Rembrandt und anderen alten Meistern von neuem gehuldigt.

In wenigen Stunden führt uns der Zug gen Westen. Die Zeit, welche mir für die Abfassung dieses Briefes zur Verfügung steht, ist verstrichen. Schade! Ich hätte Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, noch vieles zu sagen; der Bilder bunte Menge nimmt kein Ende. Ihre Gesamtheit bestärkt mich von neuem in meiner bisherigen Auffassung: die Fortführung Bismarckscher Politik ist auch unserm östlichen Nachbarn gegenüber das beste für uns und — für Rußland.

Auf Wiedersehen in Berlin

Ihr sehr ergebener

Schifferer.

Dr. W. Sbrrensen:

Strömungen im modernen Kunstgewerbe.

Wer die Bewegung des modernen Kunstgewerbes bewußt miterlebt hat, wird gern und nicht ohne Verwunderung zurückblicken. Wir gedenken jener Anfänge, die sich gar wild gebärdet«n, des „Jugendstiles", der das allzu schnell fertige Fabrikat aus unreifen Stilansätzen war. Wir denken an die ausländischen Einflüsse, die die Bewegung wohl zunächst anregten, dann aber gefährlich verwirrten, mochte es nun Belgien, England oder Wien sein. Wir freuen uns rückblickend zu sehen, wie sich aus dem Chaos gemach zwar noch kein fertiger neuer „Stil" herausschälte (wie sollte er auch!), aber doch die nötigen Grundlagen dazu: die Einsicht in die Probleme, um die es sich handelt. Denn mit dieser Einsicht fiel nichts weniger als das, was die jüngste Vergangenheit bis dahin kunstgewerblich gearbeitet hatte: das gedankenlose äußerliche Kopieren alter Formen. Im Kunstgewerbe begann das alsbald fühlbar zu werden. Denn wir sahen die bekannten Leitsätze sich immer klarer durchsetzen: vom praktischen Zweck, von der Ehrlichkeit in Form und Material und einer Zweck und Material entsprechenden Formengebung. Wo blieben da die aufgepappten Zierrichte und „Schmuckformen"? Und es ging vor-

wärts mit der Klärung und Beruhigung der ganzen Bewegung, die an reicher Mannigfaltigkeit immer gewann. Die Ausstellungen gaben uns die Übersicht darüber, Dresden 1906 etwa und München 1908. Was man da sah, war nicht etwa eine von Schönheit und Schmuck verlassene Nüchternheit, sondern ein reiches Erfinden und viel wahrhaft modernes Empfinden. Sicher suchte man die rein äußerlichen Ornamente vergeblich, Gott sei Dank; aber man fand dafür so viel feines Gefühl für Form, so viel kultivierten Geschmack in der Materialverwendung und -Zusammensetzung und so gut angebrachten Schmuck an richtiger Stelle, daß man sagen konnte, es sei eine unseren Zeiterfordernissen, die ja von allen vorhergehenden so verschieden sind, wie es noch nie der Fall war, angemessene Kunstübung im Begriff, unser Leben von neuem zu durchsetzen und zu verklären. Denn bei aller Mannigfaltigkeit strebten die schaffenden Kräfte, von einem Geiste geleitet, in gleicher Richtung; wie denn auch rein technischen Dingen unter der Hand des Künstlers Formen zuteil wurden, die ihr Wesen trafen. Welche Perspektiven eröffneten sich dem interessierten Zuschauer! Frankreich fiel uns ein, das einmal die Erzeugnisse seines mit altem Erbe wirtschaftenden Kunstgewerbes für so unendlich viel Geld auch an uns verkaufte, weil die beliebten Formen bezahlt wurden; wir dachten an England, das uns seine ersten Produkte moderner Art als Vorbilder geliefert hatte; und wir glaubten schon bald die Zeit gekommen, da nicht nur deutsche Arbeit, sondern deutsche Form geachtet, gesucht und bezahlt werden würde, die Form des 20. Jahrhunderts, die wir der Welt geben sollten und würden. In Brüssel hatte man den Eindruck (auch Ausländer), daß in dem spezifisch deutschen Kunstgewerbe wirklich ein Weg in die Zukunft liege und daß man nicht daran vorbei käme, ohne sich damit auseinanderzusetzen. Und weiter wuchs uns die Hoffnung, daß nun auch in unserem Vaterlande die Kreise sich erweitern würden, die das volle Verständnis dafür hatten, daß es sich nicht um eine willkürlich gemachte Sache, also eine Mode handle, wie man anfangs meinte sund der „Jugendstil" war eine Mode!), sondern um den Kampf, das Ringen um die Ausdrucksformen unseres modernen Lebens überhaupt. Denn es hielten sich immer noch so viele fern, die sich, im Innern vielleicht unmodern und mit der bösen Gegenwart im Hader, unwillig abwandten, eben weil unser Kunstgewerbe diese Gegenwart verkörpern wollte; oder die mit alter Tradition belastet oder, im guten Sinne, gesättigt, es gar nötig hatten ihrem Leben einen adäquaten Ausdruck in kargen modernen Formen zu geben. Jetzt aber, so hofften wir schon, wird das Kunstgewerbe auch in solche Schichten dringen können, da es zu großen, festlichen oder feierlichen, reichen oder prunkvollen Wirkungen reif geworden ist. Die Aristokratie wird finden, was sie braucht, so gut wie die Finanz. Und mit den größeren Aufgaben wird die Entwickelung, angeregter vielleicht, verlaufen, auch weiterhin geleitet von dem Geiste, der sie bisher geführt: dem Geiste unserer Zeit, des 20. Jahrhunderts!

Und so hörten wir denn in neuerer Zeit öfters als erfreuliche Tatsache nennen,

daß in der Tat Annäherungen im Werke seien, und man nannte solche Fälle einen Fortschritt der Moderne. Man sprach auch davon, als Messe! zum Architekten des neuen Museum in Berlin berufen wurde, Messet, der Erbauer des unübertroffenen Wertheimbaues; ebenso als Hoffmann an höchster Stelle Anerkennung fand. Aber wie die Architektur immer voraus war, so auch jetzt. Nicht jene andern Seiten bekehrten sich zur Moderne, sondern einzelne moderne Künstler suchten wiederum rückblickend nach Halt. Wir dürfen uns in diesen Architekturfragen keiner Täuschung hingeben: es ist der Rückschlag; und keine Phrase vom Anknüpfen an lokale Bautraditionen kann über die Tatsache weghelfen, daß der alte Eklektizismus wieder losgeht. Und zwar gefährlicher als früher, da er mit modernen Ideen durchsetzt und gelegentlich von geschultem Geschmack gehoben wird. Messels Nachfolge zeigt schon, was daraus wird. Die dorische Säule der Museumsbauten beginnt bereits vor vielen Bauten ihr mumifiziertes Dasein wieder zu fristen. Schinkel sei „der kommende Mann", konnte man sogar lesen und seine späte Zeit wird gemach zum Vorbild. Das spielt sich in der Architektur ab. Und wie steht es mit dem Kunstgewerbe? —

In der großen Berliner Kunstausstellung war eine Reihe von Zimmern zu sehen, die zumeist aus alten Stücken zusammengestellt waren; nicht mehr Biedermeier, wie vor einigen Jahren, sondern aus der Zeit von 1840—50, in jenem Stil, der nun schnell seine Etikette bekam: F. W. IV., das heißt Friedrich Wilhelm I V. Also jenen Ausklang des kalten blutlosen Klassizismus, vermischt mit gotischer Romantik und einem bißchen dürftigen Naturalismus. Schwarze Möbel mit Gold, Köcher mit Pfeilen als Beine, Füllhörner als tragende Glieder an Möbeln, schleppende Stoffdraperien mit Schnuren und reichlich Troddeln, Teppiche in hartem Grün und Schwarz. Der empfindende Besucher erschrak über die eindringliche Echtheit, mit der das „Gegenbeispiel" vor uns stand. Diese Räume waren die Umgebung, in der sich die vormärzliche Gesellschaft bewegte (in Berlin notabene!), die noch romantisch empfand (auch Klassizismus ist Romantik), während eine neue Zeit schon im Werden war. Es ist der Stil der unklaren Ideen von Revolution und Reaktion, des Spießertums und der Kannegießerei. Und diese Räume der Ausstellung fanden Interesse, man fand sie interessant, man nannte sie schön, man erklärte sie für eine neue Offenbarung, eine überraschende Entdeckung. Die Wirkung (vielleicht auch der Zweck?) war also nicht das historische Bild, sondern etwas so zu sagen Aktuelles. Dem Kunstgewerbe ergeht es wie der Architektur; in einzelnen Vertretern, vorläufig, kommt der Rückschlag zum Ausdruck. Und jene Räume des F. W. !V. waren als Vorbilder gedacht, sie waren die Eideshelfer für die neuen Schöpfungen einiger kunstgewerblicher Reaktionäre. Wir müssen es schon sagen, daß es sich um Fälle handelt, wo nach hoffnungsvollen Ansätzen die erfindende Kraft versagt hat. Und damit sind diese betreffenden Künstler auf dem toten Gleise. Noch sind es einzelne; aber werden es einzelne bleiben, wenn das Publikum, das sich alles einreden läßt, mag es Greco heißen

oder die modernste Malerei, Biedermeier oder (warum nicht?) F. W. IV., Gefallen finden wird an dem, was bislang als abgetan gelten konnte? Was war das letzte Bild des großen Stilfilms im 19. Jahrhundert? Die Biedermeierei. Es würde also folgen?

Wir sind so weit. Der Film beginnt von neuem. Schon finden wieder Möbel Beifall, die auf Köchern stehen, schon stützen wieder Füllhörner Spiegel und Konsolen, unterrockartige Volants verhängen die Fenster, Betten und Toilettentische; scheinbar umgekehrte Tischbeine tragen die Platten und die schwarzgrundierten Teppiche und Tapeten fehlen ebenso wenig wie die plumpen Schliffgläser. Rud. A. Schröder und P. L. Troost traten schon in Brüssel mit Proben auf den Plan und verblüfften zunächst mit großem Raffinement derart, daß viele sich dessen gar nicht bewußt wurden, daß es sich um einen neuen Beginn von Stilkopie handelte; zumal es sich offenbar um im Grunde begabte Künstler handelt. Wären es nur ein paar Eigenbrödler, so würde es gar nicht verlohnen sich mit ihnen zu beschäftigen. Da aber sogar Männer wie Bruno Paul angesteckt und gefährdet sind und da die „vereinigten Werkstätten" ganz in dieses Fahrwasser zu geraten drohen, so ist es doch nötig darauf hinzuweisen, daß wir im Begriffe sind, unsere eben gewonnene Klarheit einzutauschen gegen neue Stilkopie oder gar buntes Stilgemisch; denn auch Motive des 18. Jahrhunderts tauchen auf. War der Stil F. W. IV., als er neu war, schon ganz verstandesmäßig aufgenommen und schon aus zweiter Hand, so sind seine neuen Aufwärmungen vollends aus dritter Hand und künstlerisch für uns wertlos. Es ist genau dasselbe wie das Aufnehmen des Berliner Klassizismus und Gontardscher Formen. Nichts liegt uns ferner als die verworrene Zeit des F. W. IV., und wir wollen uns nicht von neuem mit anderen Sentimentalitäten von der Bahn drängen lassen, die sich aus den schweren Kämpfen der letzten Jahre ergeben hat. Es ist an der Zeit, zu warnen!

Dieser neue „Stil" ist eine Mode! Die steigende lururiöse Prachtliebe der begüterten kaufenden Kreise, vielleicht auch (besonders in Berlin!) der geschäftliche Zwang, ständig und schnell wechselnd Neues zu bringen, führen zu allzu rascher Produktion, mit der die Erfindung nicht mehr Schritt halten kann, weil eine gesunde Weiterentwickelung nicht so rasch geht. Was liegt näher als neue Anlehnung?

Wir fürchten nicht, dahin mißverstanden zu werden, daß etwa die absolute Kahlheit das letzte Ziel der Wünsche wäre. Sicher nicht! Und das brauchen wir auch gar nicht zu fürchten; denn die fortschreitende Entwickelnn« wird ganz von selbst darüber hinausgehen. Aber was wir eben glauben, ist, daß es der Entwickelung überlassen bleiben muß und daß sie nicht gestört werden soll. Und Ansätze sind auch schon überall vorhanden zu einem organischen Schmuck, plastischen wie rein dekorativen. Daß wir vielleicht in nächster Zukunft überhaupt kein Or>

Nllment im alten Sinne bekommen werden, scheint mir ganz wahrscheinlich. Denn so wie sich in nur praktischen Dingen, die früher ein Tummelplatz lustiger Ornamentik waren, der Geist unserer Zeit schon ausgesprochen hat, so wird er es auch inntati» iuutNnäi» im Kunstgewerbe. In jenen Fällen haben wir schon Blick dafür, das „Schmucklose" als schön zu empfinden, und wir haben unsere Freude z. B. an einem Auto, dessen notwendige Form nur durch seine glänzende Lackierung gehoben wird. Und daß auch das größere Publikum diese Art Schönheit schon empfindet, zeigt sich z. B. in Berlin daran, daß in unserem Sinne häßliche Autos weniger gern benutzt werden.

Ein wucherndes Ornament, wie gesagt, werden wir nicht erleben. Aber schmucklos ist unser Kunstgewerbe bereits nicht mehr und wird es nicht sein. Die Anfänge sind verheißungsvoll: Die zum Aufbau eines Möbels verwandten plastischen Motive Pankoks, sehr gelungene Stücke Bruno Pauls, zu denen Wackerle Füllungen und durchbrochene Einsätze schnitzte, seien genannt. Hier ist ein Weg zu wahrhaft stilvoller Wirkung.

Aber schädlich und gefährlich für unsere ganze kunstgewerbliche Gegenwart und Zukunft ist es, wenn statt eigener Erfindung das Herübernehmen von allerhand Ornamentik wieder losgehen sollte. Bequem ist es freilich, sich von Vorlagen und vorhandenen Stücken „anregen" zu lassen; und verführerisch mag es auch sein, wenn jemand einmal Geschmack an einem Stil gefunden hat, wie offenbar Schröder. Aber das bleibt im besten Falle eine Künstlerlaune, die für seine eigene Person gut sein mag. Das muß dagegen ein für allemal gesagt sein: Ehe wir wieder solche Möbelbeine, als Köcher mit Pfeilen ausgebildet, sehen, ehe sich sinnlose Füllhörner, Vasen und überall schleppende Unterröcke an Fenstern, Sesseln und Tischen breit machen, eher wollen wir noch bei größter Schlichtheit verharren und geduldig warten, was sich von selbst entwickeln wird. Und wir wollen uns nicht wieder den Blick trüben lassen für die innerlich berechtigte Form, deren mannigfache Ausbildung übrigens noch im vollen Gange ist. Und wieviel Schönheit sich allein daraus ergibt, wieviel Eleganz die Reize des verwendeten Materials gewähren können, zumal wenn sie sich gegenseitig heben, das braucht gar nicht mehr erwähnt zu werden. Finden sich dann noch sparsame Intarsien ein, farbige oder fassettierte Gläser, schöne Beschläge oder, wie erwähnt, einiger plastischer Schmuck, so ist eine ganze Stufenleiter vom Einfachen bis zum eleganten Lurus gegeben. Und weil bei der Unverdecktheit und Klarheit unserer modernen Formen eine schlechte Arbeit nicht möglich ist, so sind wir damit zu solider Herstellung gezwungen und haben wieder Freude an rechter Qualitätsarbeit. —

Daß gerade das handwerklich Solide, auf klare und geschmackvolle Formen angewandt, für sich schon einen ausgezeichneten Eindruck machen kann, und daß hier die neugewonnene Tradition dem momentanen Rückschlag gegenüber steht, fiel uns recht auf, als wir eine Reihe neuer Arbeiten der Werkstätten von Bernard

Stadler in Paderborn sahen, die nach Entwürfen von Mar Heidrich hergestellt werden. Bei der großen Kunstgewerbeschau in Brüssel (1910) war die Firma mit mehreren Zimmern vortrefflich vertreten. Das Arbeitszimmer des Reichskommissars wie die in gut angebrachter reiner Zweckmäßigkeit sehr gelungenen Zimmer eines Arztes zeigten die Stärke des entwerfenden Künstlers: Überall wohlerwogene Abmessungen und überall schöne Wirkungen, die sich aus geschickter Verwendung und Verarbeitung des Materials ergeben. Heidrich folgt ohne verblüffendes Erperimentieren der neuen Tradition. Seine Möbel sind nicht mondän oder gar, wie manche der ganz neuen Erzeugnisse, ein wenig demimondän, sondern bürgerlich im besten Sinne. Und eine deutsche bürgerliche Wohnungskunst ist ja die notwendige Grundlage für unser kulturelles Weiterkommen. Heidrich hat nicht als Architekt oder Maler (Architekten kommen zuviel ins Kunstgewerbe und Bildhauer zu wenig!) angefangen, sondern als Tischler. Und darin liegt eine große Stärke, für die Herstellung und den Preis, und für den Stil. Denn der Handwerker kennt sein Material genau und weiß, was ihm ansteht und was nicht.
Und dann überlegt er sofort beim Entwerfen, wie das praktisch auszuführen sei.
Wie oft klagen Werkstätten darüber, daß sie nicht recht wissen, wie sie eine ganz schön aussehende Zeichnung in Holz umsetzen sollen; und oft wird das dann eine mühselige und teuere und nicht einmal stabile Sache.

Die Signatur der Arbeiten der Stadlerschen Werkstätten ist die ruhige und bestimmte, zweckvolle Form, die durch die Schönheit des Materials hauptsächlich veredelt wird. Wie gut sind häufig gekrümmte polierte Flächen angebracht. Darin zeigt sich schon schaffende künstlerische Erfindung, die sich übrigens auch in den Formen selbst ausspricht.

Heidrich ist einer von denen, die, ganz still und unbeirrt, die ruhige Entwickelung mitmachen und fördern helfen. Und wenn, wie wir hoffen, der Rückschlag wieder unmodern geworden ist und das Besinnen folgt, dann werden die Stadlerschen Werkstätten zu ihrem Teile dafür gesorgt haben, daß die neue Tradition wirklich Tradition geworden ist und daß wir auf dem Wege bleiben, den wir uns mühsam erkämpft haben. Und ihre schönen Erzeugnisse werden wie heute so auch weiterhin dem wahrhaft modernen Kunstgewerbe Freunde erhalten und neue werben.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
Vorwort.
Wenn ich als Kriminalist dem nachdenklichen Roman von Hans Land ein
kurzes Geleitwort auf den Weg in die Öffentlichkeit mitgebe, so geschieht es nicht,
weil der tragische Abschluß, den die rasch aufwärts führende Entwickelung des
Titelhelden findet, in der Begehung eines schweren Verbrechens gipfelt. Denn
das psychologische Problem, das kriminelle Verfehlung gerade der Tüchtigsten
uns bietet, ist seit den Zeiten des Volksepos im Drama wie im Roman so oft und
mit so tiefem Eindringen in die feinsten Verästelungen der seelischen Vorgänge
behandelt worden, daß auch dem Berufensten völlig neue Bahnen zu wandeln
versagt bleiben muß. Ein Anderes ist es vielmehr, das Interesse und Sympathie
für das Buch in mir geweckt und gefestigt hat. Hans Land hat den kühnen Versuch
unternommen, in dem Helden einen jungen, hochbegabten Iuristen zu zeichnen,
den scharfe Beobachtung des sozialen Lebens und warmherzige Menschenliebe
zum Vorkämpfer der kriminalpolitischen Forderungen der modernen Strafrechts-
schule gemacht haben. So erwuchs dem Verfasser die schwierige Doppelaufgabe:
nicht nur das Lehrgebäude dieser neuen Richtung in seinem systematischen Aufbau
zu zeichnen, sondern auch aufzuzeigen, wie diese Gedanken in dem Knaben auf-
wachen, wie sie immer klarere Gestalt und festeren inneren Zusammenhang ge-
winnen, wie sie endlich in ernster Arbeit gereift, von dem akademischen Lehrer
mit begeisternder Beredsamkeit der hingerissenen Universitätsjugend vorgetragen
werden. Daß die Lösung dieser Doppelaufgabe vollauf gelungen ist, möchte ich
als Mann vom Fach dem Verfasser durch diese Zeilen bezeugen. Alfred von
Ingelheim mußte werden, was er geworden ist: der Verkünder einer neuen Lehre
von Verbrechen und Strafe, die an die Stelle der alten Dogmen von Schuld und
Sühne zu treten bestimmt und berufen ist; und was er lehrt, das sind die
Gedanken und Forderungen, die heute, wenn auch bei den Einzelnen verschieden
ausgestaltet, das Bindeglied aller Anhänger der „jungdeutschen Kriminalisten-
schule" bilden.
Aber freilich, der Verfasser geht noch einen wichtigen Schritt weiter; und
damit verläßt er, der seine Geschichte in einem deutschen Einzelstaate sich abspielen
läßt, den Boden der Wirklichkeit, um sich in das freie Reich dichterischer Phantasie
zu erheben: der Universitätslehrer wird von dem Landesherrn mit dem Auftrage
ins Ministerium berufen, als Gesetzgeber seine Ideen zur Tat zu gestalten. Aber
das ist ja das beneidenswerte Vorrecht des Dichters, daß er seiner Zeit und seinem
Volke voraneilen und in souveräner Machtbefugnis die Hindernisse beseitigen kann,
die Beschränktheit und Mißgunst dem Beschreiten neuer Bahnen mit zäher Wider-
standskraft bereiten. Ich freue mich darüber, daß Hans Land von diesem Vor-

recht Gebrauch gemacht hat; aber die Verantwortung dafür muß ich dem Dichter
überlassen.
Wie nun der Verfasser die beiden Probleme, das alte der Kriminalität und
das neue des Kriminalisten, mit einander verknüpft hat, wie der Strafgesetzgeber
zum Verbrecher wird, und wie trotz des Zusammenbruchs des Einzelmenschen die
von ihm verkündete Wahrheit siegreich sich durchsetzt: das mag man in dem Roman
selbst nachlesen. Nicht als reines Kunstwerk kommt er für mich an dieser Stelle
in Betracht, sondern als ein Glaubensbekenntnis in künstlerischer Gestaltung.
Und gerade weil die Gedanken, zu denen der Held sich bekennt, sich mit den auch
von mir vertretenen fast völlig decken, wünsche ich dem Roman recht viele und
recht aufmerksame Leser.
Charlottenburg, im März 1912.
Dr. Franz von Liszt.

1.

Von der Zinne des altersgrauen Königspalastes flatterte die Standarte
halbmast. Ein trüber Novembertag verblich. Eine Equipage näherte sich dem
großen schweren Eisenportal, das sogleich sich auftat, um den Wagen einzulassen.
Der General der Infanterie, Baron von Ingelheim, entstieg, die Parade-
uniform unter dem umgehängten Mantel, den wehenden Federbusch auf dem
Helm, dem Wagen. Die Posten in» Vestibül machten das Honneur mit fast
maschinenmäßigen genau klappenden gleichmäßigen Bewegungen, und die betreßten
Lakaien wiesen der Erzellenz den Weg zum Aufstiege zu den Königsgemächern.
Der General kannte das Schloß von den Neujahrsempfängen her und von
den alljährlichen Festlichkeiten zu den Geburtstagen Sr. Majestät. Da waren
diese hohen Empfangshallen, waren das ragende Vestibül, die breiten weißen
purpurbelegten Marmortreppen von einer geschäftigen, wimmelnden, festlich zu-
strömenden Menge belebt. An diesem Herbstabend, in der sinkenden Dämmerung
ragten die weiten Räume in den» beengenden Pathos ihrer Größe und Un-
gemessenheit mit seltsam düster beschatteten Ecken ungeheuer auf. Eine eigentüm-
liche Beklommenheit legte sich dem General aufs Herz, jenes Gefühl, das der vor
Iahrhunderten gestorbene Baumeister dieses Schlosses in jedem von dessen Be-
suchern auszulösen gestrebt hatte, das schwer einengende Gefühl, in die Nähe der
Majestät zu kommen, die den Atem schnürende Gewißheit, sich dem Haupte der
Nation zu nähern. Die Riesenmaße der Empfangsräume, die Marmorsäulen,
die ungeheuren Vasen in den Ecken, die Embleme von Krone, Zepter, Reichs-
apfel und Schwert, die am Marmorgeländer, an Decken und Wänden fortwährend
sich wiederholten, das ehrfürchtige Schweigen in den Gängen, in denen weiche
Läufer die Schritte der lautlos huschenden Dienerschaft dämpften, und in denen
auch die von der Audienz kommenden hohen Beamten und Offiziere nur flüsternd
miteinander sprachen — all das verbreitete eine Stimmung von Feierlichkeit,
die zu höchstem Ernste zwang, zur vollen Sammlung, von einem Momente

erfordert, der dem, der ihn erlebte, als ein Unvergeßliches in der Erinnerung haften blieb. Aber nicht nur die Gegenwart, auch die Vergangenheit lieh diesen Räumen ihre Bedeutsamkeit. Denn ein halbes Iahrtausend grüßte von diesen alten Wänden mit den lichten und schrecklichen Erinnerungen aus der Geschichte — mit Kriegslärm, Entthronungen, Mord, mit Königsflucht und Siegereinzügen —, ja selbst das Iohlen der Revolution hatte in diesen Räumen widergehallt, die von dem plündernden Pöbel vor fünfzig Iahren gestürmt worden waren. Die Geschichte nicht minder hat sie geweiht und mit einem eigentümlichen Schauder erfüllt, der jedem, der in sie den Fuß setzte, durch die erbebende Seele ging ...
Im ersten Stock, wo der General jetzt pochenden Herzens angelangt war, nahmen ihm Lakaien den Mantel ab und wiesen ihn in ein Vorzimmer, in dem eine bürgerliche Abordnung, sechs Herren im Frack und weißer Binde mit Ordensschmuck, flüsternd beisammen stand. Ein Kammerherr ersuchte den General, zu verweilen, bis die Reihe an ihn käme, was voraussichtlich nicht mehr allzulange dauern würde. Mit ehrfürchtigen Augen grüßte der ergraute General die Fahnen und Feldzeichen der Garde, die in langen Reihen hier im Vorzimmer des Königs in ihren schwarzen Lederfutteralen standen. In diesen Zimmern, wo des Landes Herz und Seele zu schlagen und zu weben schien, standen auch die Feldzeichen, die Fahnen, von denen manch eine kugelzerfetzt mit blutenden Leibern sich heldisch opfernder Krieger in mancher Schlacht verteidigt worden war. Hier standen die erinnerungsreichen kriegerischen Heiligtümer. — Wo konnten sie besser geborgen sein, als in dem geweihten Dunstkreis der höchsten Person im Lande? Wo waren sie sicherer, als unter den Augen des höchsten Kriegsherrn selbst? . .
Draußen klirrte es von Sporen und Säbeln. Eine größere Zahl von Offizieren schien aus des Königs Gemächern zu kommen und, einen Nebensaal passierend, sich zu entfernen. Ein Adjutant trat in den Fahnensaal und führte die sechs Herren nun zur Audienz. General von Ingelheim, der nun allein geblieben war, erhob sich von seinem Sitz, reckte die gedrungene Gestalt, zupfte hie und da an seiner Uniform und nahm das Ebenholzkästchen, das er auf den Sitz neben sich gelegt hatte, in die Hand. Es klirrte hell darinnen. Ungeduldig setzte der General sich wieder und lauschte hinaus, ob sich nichts rührte. Es währte lange, als schließlich Türen gingen. Schritte hörbar wurden, und der Adjutant wieder erschien, den General zum Könige zu geleiten. Wie pochte jenem doch das Herz! Er durchschritt ein zweites riesenhaftes Vorzimmer, den Admiralssllal, in dem in gläsernen Schaukästen zahlreiche Schiffsmodelle der Flotte standen, Gruppen von Ordonnanzen erfüllten den Raum, diensttuende Kammerherren in ihren roten Galauniformen, Offiziere der Leibgarde in weißen Kollern, Adjutanten in reichem Ordensschmuck standen umher. Ein Wispern leise geführter Gespräche schwirrte durch den Raum. Zwei Lakaien in goldbetreßtem Rot, weißen Strümpfen und niederen, schnallenbesetzten Lackschuhen öffneten jetzt lautlos je einen der riesigen Flügel jener hohen Tür, die zu des Königs Arbeitszimmer führte. Diesen Raum betrat der General jetzt zum ersten Mal in seinem Leben.

Sein Herz klopfte bis in den Hals hinauf. In dem Riesenraum mit seiner un-
geheuren nun von reich drapierten Vorhängen verhüllten Fensterflucht, in dem
der General jetzt mit dem Könige allein war, gab es im Augenblick kein Umschauen.
Hinter einem kolossalen Schreibtisch von Mahagoniholz, auf dem ganze Gebirge
von Akten lagerten, erhob sich des Königs nur mittelgroße Gestalt im geschlossenen
Generalrock mit den Abzeichen der FeldmarschaUswürde. Der Herrscher nahm
eine goldene Brille ab, begrüßte mit leisem Neigen des von einem grauen Spitz-
bart umrahmten bleichen Kopfes den General, der in dienstlicher Haltung jetzt
vor dem Könige stand und das Ebenholzkästchen, in dem es wieder klirrte, der
Majestät überreichte.
„Die Orden Ihres Bruders", sagte der König und legte das Kästchen auf
seinen Schreibtisch.
Einen Moment hatte der General in des Königs Augen geblickt und in
ihnen jenen seltsamen Ausdruck mit Ehrfurcht wiedergesehen, den er oft bei
Regierenden gefunden. Ihr Gehirn, das so unendlich viele Eindrücke zu fassen,
so unendlich Mannigfaltiges zu überblicken und zu entscheiden hat, gibt ihren Augen
einen eigenartigen Ausdruck. Es liegt etwas darin von einem Überschauen der
Welt und ihrer Dinge wie aus Wolkenhöhe. Es liegt etwas darin von einem
Willen, das große Überschauen der Gesamtheit für einen Augenblick einzustellen
und sich auf den Einzelfall zu konzentrieren, den die Sekunde darbietet. Deshalb
scheinen diese Blicke auch stets wie aus weiter Ferne zu kommen, wie die von
Sterbenden....
„Die Orden Ihres Bruders", hatte der König gesagt, sich in seinen Arbeits-
sessel niedergelassen und mit einem Wink den General zum Sitzen aufgefordert.
Der König, der seit dem kürzlich erfolgten Tode seiner Gemahlin sehr gealtert
schien, sagte: „Mein lieber General, das Land beklagt in dem Admiral, Ihrem
Bruder, einen seiner verdienstvollsten Söhne, den Begründer unserer Flottenmacht.
Er stand mir, wie Sie wissen, persönlich nahe. Ich habe einen meiner treuesten
Diener mit ihm verloren. Der Admiral hinterließ einen einzigen Sohn. Wie
alt ist er?"
„Neun Iahre, Majestät."
„Er hat einen Geburtsfehler?"
„Leider, Majestät. Der Knabe brachte ein verkürztes Bein mit auf die
Welt und hinkt."
„Ist Hoffnung vorhanden, daß dieser Schaden durch das Wachstum aus-
geglichen werde?"
„Nein, Majestät."
„Hm. Sind Sie Vormund, Ingelheim?"
„Ia, Majestät."
„Ihr Bruder war nicht reich."
„Nein."
„Ein Krüppel, vater- und mutterlos — und arm dazu — .. . schlimm. —"

Einen Moment sah der König nachdenklich in die große Kristallkrone, deren zahlreiche elektrische Flammen eine Flut festlichen Lichtes durch den Raum ergossen. Dann sagte er: „Ist der Knabe begabt?"
„Im höchsten Grade, Majestät. Er liest unendlich viel."
„So, vielleicht also eine Gelehrtennatur. Hören Sie, Ingelheim, ich will Ihren Neffen zu mir nehmen, will ihn mit meinen eigenen Kindern erziehen lassen. Wären Sie einverstanden?"
Der König blickte verwundert auf. Der General saß mit gebeugtem Kopf und zusammengepreßten Lippen. In seinem hastiggehenden Atem tat sich tiefe Erregung kund.
Der König erhob sich, der General sprang auf. Der König reichte seinem Besucher die Hand, die dieser mit Ergriffenheit küßte.
„Ich bin Ihrem toten Bruder mehr als das schuldig. Und auch meinen Kindern, glaube ich, geschieht damit ein Dienst. Sie erhalten vorerst einen neuen Spielkameraden und später einen durch so bedeutsame Beziehungen, wie es Kindererinnerungen sind, ihnen um so enger verknüpften Ingelheim, von denen ich allen meinen Nachfolgern einen zum Freunde wünschte."
„Majestät beglücken mich und machen mich stolz."
„Ich lasse Ihren Neffen gleich morgen ärztlich untersuchen. Von diesem Befunde wird es abhängen, ob mein Plan sich durchführen läßt. Leben Sie wohl."
Eine Stunde später traten die königlichen Kinder in das väterliche Kabinett, um gute Nacht zu sagen. Der König erhob sich vom Arbeitstisch. Seine vom grauen Spitzbart umrahmten Züge zeigten tiefe Abspannung, als er jetzt die Brille von den Augen nahm. Mit ausgebreiteten Armen ging er seinen Kindern entgegen, ergriff jedes bei einer Hand, zog beide zu seinem Schreibsessel, setzte sich, und die Kinder an sich drückend sah er auf diese zarten braunen Häupter herab, die, wie schutzsuchend, sich an seine Brust schmiegten. Er streichelte liebkosend die weichen Kinderhaare, und ein solches Schmerzgefühl stieg in ihm auf, daß es ihm die Kehle schnürte. Welch einen Raub hatte das mitleidlose Schicksal an diesen unschuldigen Kinderhäuptern begangen. Da eben das erwachende Verstandes- und Gefühlsleben ihre Seelen weckte, hatte der Tod diesen Werdenden den besten Halt, die sicherste, treueste Führerin, die natürliche Gefährtin genommen. Denn auch sie war ein Kind gewesen, die junge blasse Königin, die mit den beiden hier wie ein fröhlicher Spielgenosse gescherzt und getollt, in beschaulicheren Stunden — im Abenddämmer — ihnen Märchen erzählt hatte, Ausgeburten ihres schwärmenden Dichtergeistes, der so versonnen in ihren großen suchenden Kinderaugen leuchtete ...
Ein Seufzer aus gepreßter Brust entrang sich dem Könige. Die Kleinen blickten zu ihrem Vater auf, und diese beiden Kindergesichter erschienen dem Könige von ganz unheimlicher Blässe. Beide glichen der Mutter, zeigten in ihren Zügen die gleichen Linien, die deren Kindergesicht so reizvoll gemacht. Wilhelm, der Knabe, war ein noch treueres Abbild der Mutter, in seinen weichen Zügen lebte vollkommen der Träumerausdruck, der seiner Mutter etwas fast Weltentrücktes gegeben.

Der König richtete den Blick auf das große Pastellbild seiner Gemahlin, das dort auf dem Schreibtische stand, sah in die tiefen, mit lebendiger Kunst gemalten Braunaugen seines Weibes, hob das Kinn des Sohnes und blickte mit Erschütterung in ein Augenpaar, das fast geschwisterlich dem mütterlichen glich. Der kleinen Prinzessin, Luisens Züge, so verwandt sie Mutter und Bruder auch erschienen, waren von einem besonderen Ausdruck belebt, der dem Gesicht des Kindes etwas Tragisches verlieh. Es war schwer zu sagen, wo das lag. Ob in den ein wenig herabgezogenen Mundwinkeln oder im Schnitt der großen mandelförmigen Augen, über die die Lider langbewimpert so schwer herabfielen. Es war ein trauriges Kindergesicht, das die Prinzessin zu ihrem Vater erhob. Traurig, der Ausdruck deckte es nicht, denn das forschende Vaterauge las in diesen Zügen und fand darin die schmerzliche Vergeistigung einer endlosen Reihe fürstlicher Ahnen, die tragischen Abdrücke all der Lasten, Sorgen und Bekümmernisse, die eine zahllose Kette gekrönter Vorfahren, zepterschleppender Landesväter in den Mysterien einer durch Iahrtausende sich betätigenden Vererbung auf diese Kinderzüge übertragen hatten. Die feudale Inzucht der Ebenbürtigkeit hatte das ihrige dazu getan, daß das älteste und erwählteste Blut in diesen riesigen Zeiträumen immer wieder im engen Umkreise der wenigen alten Königshäuser des Erdteils sich gemischt hatte. Was Wunder, daß diese zarte Frucht jenes historischen Geschlechterbaumes — das kleine Prinzeßchen hier — in seinem achtjährigen Antlitz einen wehmütigen Abglanz zeigte all der Fürstengeschlechter, die ihm in endloser Reihe die Ahnenstaffel stellten und ihre Kämpfe, Schmerzen, Niederlagen und Enttäuschungen, die ganze erdrückende Melancholie ihrer verantwortungsvollen Erlesenheit und verpflichtenden königlichen Isoliertheit, in sichtbaren Zügen auf dieses Kinderantlitz geprägt hatten. In ihm stand heute schon das tragische Königinnenlos zu lesen, das Schicksal, das in Throneshöhe erhebt, ein sterblich Weib zur Gefährtin eines Fürsten macht und ihm die Bürde einer schwer zu tragenden Würde auferlegt.
In ihm stand heute schon das tragische Los zu lesen, durch das Schicksal der Geburt aus dem Frieden und der Geborgenheit der alltäglichen Menschenlose herausgehoben zu sein. Gezeichnet durch das königliche Brandmal wird dieses Menschenkind im Banne einer von Ausnahmerücksichten gelenkten Lebensbahn seine Wege ziehen; es wird, ein Wesen, das sich nicht selbst gehört, sondern dem Staate, als dessen unumschränktes Eigentum im Lichte einer grausamen Öffentlichkeit von Millionen gierig bettachtet aufwachsen, ein Weib werden, und sein Heiligstes und Höchstes nur dem schenken dürfen, der der Staatsräson gemäß für das Reich am vorteilhaftesten erscheint, um als ihr Gatte und Herr den Interessen des Landes die besten Chancen zu bieten. Mit einem großen umfassenden Blick auf sein eigenes opferreiches Leben drückte der König die Kinder an sein Herz. Wie der kleine Wilhelm jetzt fragend den schweren Blick zu des Vaters Lippen erhob, die heute so seltsam geschlossen blieben, da sah der König auch in seines kleinen Sohnes und Nachfolgers an der Krone Zügen die gleichen schicksalsschweren Runen einer hohen Geburt, den tragischen Zug der Königskinder, denen die Schicksalemächte alle

Schrecken einer ungeheuren Betätigung mit dem Drucke einer schweren Verantwortung in den Lebensweg gestellt haben, und in deren schmerzlich verwunderten und erschreckten Blicken die ganze Furcht vor diesem erdrückenden Lose zu lesen steht. All das verdüstert noch und verschärft durch die Trauerkleider, in die die zarten Kinder gehüllt waren, und durch dieses ganze Fluidum von Todesschatten und Waisenverlassenheit, das vom Sterben der königlichen Mutter her um dieses alte Schloß und seine Bewohner etwas wie Flöre schwarzer Bedrücktheit gehängt hatte. Es drängte den König, Trostworte zu reden, zu den Kindern so zu sprechen, wie sein eigener Vater am Konfirmationstage zu ihm selbst gesprochen. Worte der Beruhigung über das Grauen dieses ihn erwartenden Königsberufes. Worte der religiösen Tröstung, die den Iüngling verwiesen, seiner Sorgen Zentnerlast dereinst als Kronenträger auf den Herrn zu wälzen und in der Religion und dem festen Glauben an den göttlichen Schutz die Kraft zu finden, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Aber der König besann sich, daß diese Kinder noch zu klein waren, um solche Dinge zu begreifen, und daß die Zukunft vorerst noch ihnen unbewußt ihre Schatten über sie warf. Und obgleich sein Gemüt in diesem Augenblick übervoll war, von diesen bohrenden und quälenden Gedanken, in denen sein Vaterherz bangte, so mußte er dennoch die ihm nur zu wohl bekannte Königspflicht, von ganz anderen Dingen zu reden, als von denen, die ihn im Augenblicke gerade zutiefst bewegten, auch jetzt seinen kleinen Kindern gegenüber ausüben. Er spannte die Kräfte seines Willens, und aus dem Brunnendunkel seiner von Schatten erfüllten trauernden Seele kam ein heller Ton der Freude und Fröhlichkeit, der die Kinder, die seit der Mutter Hinsterben nur Gedämpftes gehört hatten, hell aufhorchen machte.

„Lieblinge," sagte der König, „ihr mein Einziges und Bestes, ich will euch eine große Freude machen. Ihr lauft mir so verloren herum."

„Wir haben doch zwei Gouvernanten", sagte das Prinzeßchen.

„Gewiß, gewiß, die habt ihr, ich meinte nicht, daß ihr zu viel allein seid — im Gegenteil, sie sollen euch — euch und eurem Spiel ruhig ein wenig mehr überlassen — aber jetzt sollt ihr Gesellschaft bekommen — Gesellschaft, die euch paßt, die zu euch paßt — einen Spielgenossen ^"

„Wir haben doch unseren Pony, Papa", sagte der Prinz.

„Viel was Gescheiteres, Iunge. Ponys sind doch stumm, mit denen könnt ihr doch nicht sprechen."

„Sollen wir ein Schwesterchen bekommen, Papa?"

„Ein Brüderchen sollt ihr bekommen."

„Ein ganz kleines, Papa? Eins, das ich im Arm tragen kann, wie meine Puppe Dolly — die im Steckkissen?"

Der König lachte hell auf, lachte herzlich, obschon es in seinen Augen feucht schimmerte.

„Nein, Luischen — einen großen Bruder. Einen, mit dem ihr in Charlottenhof im Schloßpark graben und bauen könnt und spielen und tollen."

„Wir wollen keinen Bruder", sagte Wilhelm.
„Einen großen?" schmollte Luise im Tone vollster Enttäuschung.
Einen Moment schwieg der König ratlos. Auf solche Einwürfe war er
nicht gefaßt gewesen. Endlich sagte er: „Also du, Wilhelm, willst keinen Bruder.
Weshalb nicht?"
„Es wäre ja doch kein richtiger."
„Na — das ist immerhin ein Grund. Und du. Luischen, willst nur einen
kleinen Bruder fürs Steckkissen und die Wiege. Nun, hör mal ordentlich zu.
Da ist also ein Iunge, ein armer kleiner Kerl, der keine Mutter mehr hat, wie ihr,
und nun auch noch den Vater verlor. Admiral Ingelheims, meines Freundes,
kleiner Sohn. Er ist ein unglückliches Kind, nicht nur weil er eine Waise ist.
Nein, denkt euch, er hat von Geburt her ein verkürztes Bein und hinkt."
„Der arme Iunge", sagte Luischen.
„Ja, das ist er wohl gewiß. Ein sehr armer Iunge. Und weil er das ist,
deshalb eben möcht' ich ihn zu uns nehmen. Aber dazu ist nötig, daß ihr ihm
freundlich entgegenkommt und ihn liebevoll aufnehmt. Denn was ihm not-
tut, ist doch gerade, daß er hier bei uns so viel Liebe finde, daß er für seine Ver-
waistheit wie für seine Krüppelschaft getröstet werde."
„Ist ein Krüppel sehr häßlich, Papa?", fragte der kleine Prinz.
„Nicht immer, Wilhelm. Man kann übrigens einen Menschen, der hinkt,
nicht ohne weiteres einen Krüppel nennen. Wenn man aber um Mitleid für
einen körperlich Benachteiligten angegangen wird, so fragt man nicht zuerst, ob
er sehr häßlich, sondern ob er sehr unglücklich sei und wie man ihm helfen könne.
Wollen wir ihm nicht helfen?"
„Ach ja, Papa", rief das Prinzeßchen.
„Oder soll ich ihm die Antwort geben, Kronprinz Wilhelm möchte den
armen Iungen nicht um sich haben?"
„Nein, nein," rief der Knabe, „wir wollen ihn nehmen."
Aber es kam doch wie ein Entschluß heraus, der mehr von Pflichtgründen
gezeitigt, als aus Begeisterung gefaßt wurde. —

2.

An einem hellen Frostmorgen betrat der Leibarzt des Königs Kabinett.
Geheimrat Lenze war in Zivil, die Riesengestalt in einen knappen schwarzen Gehrock
geknöpft. Mit seiner charakteristischen Lieblingsbewegung führte der Mann
seine Tatze durch den gesträubten Urwald seines dicken Haupthaares, das er
über Stirn und Schädeldach zurückstrich. Dann raffte er mit der gleichen
behaarten Linken und gespreizten Fingern die dunkle Flut seines mächtigen
Vollbartes zusammen. Als er sich aus seiner eckigen Verbeugung aufgerichtet
hatte, kam er herangeeilt, um des Königs Rechte zu fassen, die dieser ihm,
am Schreibtisch sitzend, entgegengestreckt hielt.
„Was gibt's, lieber Lenze?"

Mit einer Handbewegung lud der König seinen Leibarzt zum Sitzen
ein. „Ich bringe den Knaben Ingelheim, Majestät. Er wartet im Vor-
zimmer."
„Der Gesundheitsbefund ist also gut?"
„Der neunjährige Knabe ist einwandsfrei gesund ohne ein irgendwie
erkennbares organisches Leiden, wenn man von der von einem Geburtsfehler
herrührenden ziemlich starken VerMrzung des linken Beines absehen will,
die in einem Mangel im Hüftgelenk ihre Ursache hat. Operativ wird an
diesem Schaden nichts mehr zu bessern sein. Er hat natürlich das Wachstum
dieses Beines gehemmt und eine ansehnliche Atrophie des Organs nach sich
gezogen. Das Hinken des Knaben hat seinerseits naturgemäß seine Wirkung
auf die Charakterbildung des Kindes nicht verfehlt."
Der König stutzte.
„In welcher Hinsicht?" fragte er rasch.
„Iener körperliche Mangel hat eine Neigung zum Stillsitzen, zum Zimmer-
hocken und hiermit eine starke und rasche geistige Entwickelung nach sich gezogen.
Das ist fast stets bei körperlich benachteiligten Kindern zu beobachten. Be-
sondere Neigung zum Nachdenken, starker Drang nach geistiger Aufnahme,
Lerndurst. Der Knabe erscheint mir hochintelligent und über seine Iahre
hinaus geistig gereift."
„Das alles habe ich nicht anders erwartet, Lenze. Nun will ich mir
t>en Iungen mal ansehen."
Der Leibarzt hob abwehrend die Hand. „Noch einen Augenblick,
Majestät. Darf ich vorerst ..."
„Haben Sie noch Bedenken, Lenze? Gesund ist der Iunge doch?"
„Gesund ja — aber..."
„Was erregt Ihre Zweifel? Sprechen Sie doch i"
„Ich bin Eurer Majestät und der königlichen Kinder Arzt und somit
verpflichtet, den König darauf hinzuweisen, daß hier noch ein Punkt der aller-
reiflichsten Überlegung bedürfen möchte. Wenn ich auch, meiner ehrlichsten
Überzeugung folgend, den Knaben im allgemeinen für physisch gesund habe
erklären müssen, so bliebe dennoch zu überlegen, ob es in seelischer Beziehung
ratsam erscheint, den königlichen Kindern gerade diesen Spiel- und Erziehungs-
genossen zu geben." Lenze brach ab und sah betreten vor sich hin. Ihn
beengte der Gedanke, daß er — freilich nur seiner Amtspflicht getreu — hier
Schicksal zu spielen gezwungen war. Bewegte er, wie er es eben zu ver-
suchen im Zuge war, den König, von der Aufnahme des Knaben in den
Schoß der Königsfamilie abzustehen, so war diesem blassen kleinen Kerl, der
da draußen im Vorzimmer in so gefaßter Ruhe wartete, wahrscheinlich eine
große Lebenschance genommen. Aber er, Lenze, stand hier als Leibarzt
und hatte des Königshauses Interessen zu vertreten. Nichts anderes. Trieb
das eines armen Waisenknaben Lebensschifflein in ein unruhigeres Fahr-

wasser, so ließ sich eben nichts dagegen tun. War es doch meist im großen
Leben so, daß man den» Einen nehmen mußte, wollte man dem Anderen geben.
„Gerade diesen Spiel- und Erziehungsgenossen?" fragte der König.
Sein im Ausdruck etwas müdes graues Augenpaar richtete sich aufklärungs-
fordernd auf Lenze.
„Was ich vor allem an ihm auszusetzen habe, Majestät, ist dieses, daß
er vorerst einmal überhaupt kein Spielgenosse wird sein können. Kinder
dieses Schlages spielen schwerlich viel. Der Knabe ist gar zu ernst und seinen
Iahren voraus. Ich möchte meinen, es empfehle sich, den königlichen Kindern,
die infolge ihres besonderen Schicksals ohnehin nicht die fröhlichsten sind, nun-
mehr einen Spiel- und Erziehungsgenossen zu geben, der minder ernst wäre
als dieser Alfred von Ingelheim. In dieses graue Schloß, das um seine
junge Königin trauert, zu diesen stillen Kindern, denen die Mutter entrissen
wurde, gehört nun ein rotbäckiges, sonniges Naturkind, ein Knabe mit einem
Siegfriedlachen, ein lebenbejahendes Glücks- und Weltkind, dessen Daseins-
freude wie ein belebender Hauch auf die Königskinder wirken sollte. Das,
dächte ich, wäre das Richtige. Schade nur, daß es so ganz das Gegenteil
ist, was dieser Knabe hier vorstellt."
„Hm, — ja. Mag sein." — Der König hatte das vor sich hinge-
murmelt und sah sinnend ins Leere. Dieses von Lenze angeregte Bedenken
traf ihn tief. Er sprang auf, auch Lenze erhob sich sogleich. Der König
war an eines der hohen Fenster getreten und sah auf den weiten Schloßplatz
hinaus, über den in dunklen winterlichen Hüllen der Strom der Fußgänger
zog, und die nimmermüden Wellen des Verkehrs, die endlose Kette der Gefährte
jagte, deren Geräusch der sandbestreute Asphalt dämpfte.
Mit einer entschlossenen Bewegung wandte der König sich um.
„Lieber Lenze, ich danke Ihnen für Ihre Hingebung. Ich will, ehe
ich mich entschließe, den Knaben sehen und sprechen. Schicken Sie ihn mir
herein. Bitte, verziehen Sie selbst noch ein Weilchen inzwischen im Vor-
zimmer. Vielleicht komme ich rasch zu einem Entschluß."
Lenze ging, sich verneigend, hinaus.
Bald öffnete ein Lakai die hohe Flügeltür und ließ einen schlanken
bleichen Knaben im Matrosenkostiim ein, in Bluse und langen Hosen. Lautlos
schloß sich die Tür des königlichen Kabinetts, an der der Knabe stehen geblieben
war, und von wo aus er einen festen und forschenden Blick auf des Königs unter-
setzte Gestalt richtete, die in Zivilkleidung, in mausgrauem Beinkleid, bequemem
zugeknöpften braunen Sammtjacket dort am Fenster stand und so garnicht dem Bilde
entsprach, das ein neunjähriger Knabe von einem Könige gemeinhin sich macht.
„Guten Morgen, mein lieber Junge, komm einmal her."
Jähe flammende Röte schoß dem Knaben plötzlich ins Gesicht, als er
nun, den linken Fuß stark nachziehend, auf den König zuhinkte, der sich auf
einen Sessel am Fenster niedergelassen hatte. Es lag etwas Rührendes in

diesem hilflosen Hinken und in der schweren Verlegenheit, die diese häßliche
Bewegung über den Knaben brachte. Er schämte sich sichtlich seines unver-
schuldeten Unglücks. Ietzt war er herangekommen, der König legte ihm väter-
lich den linken Arm um die schmalen Schultern und zog ihn dicht an sich
heran. Er sah in diesen hellen großen und intelligenten blauen Kinderaugen
Tränen aufschimmern und strich begütigend mit seiner milden, weichen Hand,
die für einen Mann ein wenig klein und hilflos erschien, über die Stirn und
das linksgescheitelte, schlicht hellblonde Haar seines kleinen Besuchers.
„Du bist also der Alfred von Ingelheim. Laß dich mal anschauen.
Ich freue mich, dich kennen zu lernen. Dein Vater war mein Freund, und
deshalb habe ich den Wunsch, an dir wie ein Vater zu handeln. Ich höre,
du bist ein verständiger, kleiner Kerl, und möchte gern das Meinige dazu tun,
daß aus dir ein rechter Ingelheim wird, ein tüchtiger Mann im Staate."
Der Knabe sah jetzt den König fest und sicher an und hörte ihm ge-
spannt zu.
„Du weißt, was dein Vater war?"
„Ia, Herr König."
„Was war er?"
„Admiral."
„Dein Großvater?"
„Mein Großvater, Baron Ingelheim, starb als Regierungspräsident,
mein Großvater, Graf Monts, als General der Infanterie."
„Richtig. Und du, du selbst? Was möchtest du wohl werden?"
„Ich möchte viele, viele Bücher lesen, Herr König."
„Märchen — was?"
„Lieber noch andere Bücher."
„Was für welche, Alfred?"
„So Beschreibungen von Reisen, fremden Ländern, Über Amerika
und Frankreich und über England, — darüber möchte ich Bücher lesen.
Wie es dort ist. Dann über die Sterne und den Himmel. Darüber
möchte ich lesen. Und über die fremden Rassen. Über die Neger. Und
auch über Geschichte. Was früher war. Über Römer und Griechen und
alte Germanen. Das möchte ich."
„Na, da steckt wohl also ein künftiger Professor in dir. Ein ausgemachter
Bücherwurm. Aller Ehren wert. Lies und studiere und lerne nach Herzenslust.
Der Mensch kann nichts Vernünftigeres tun. Mußt aber auch in freier Luft dich
bewegen, damit du frischere Farben kriegst. Du bist so blaß. — Hattest du Privat-
unterricht bisher?"
„Ia, Herr König, beim Doktor Iürgens."
„Gefiel dir der Lehrer?"
„Sehr. Ich bin, sagt er, für die Quarta des Gymnasiums reif."
„Soso. Das ist ja schön. Du sollst mal heute mit mir und meinen Kindern

speisen. Ich will dich mit ihnen bekannt machen. Mein Sohn ist in deinem Alter, vielleicht befreundet ihr euch. Er ist zwar gute zwei Iahre jünger als du — und lange nicht so klug. ..."
„Ich bin nicht klug, Herr König."
„Hältst du dich für dumm?"
„Ia."
„Weshalb, mein Iunge?"
Der Knabe sah zu Boden. In seinen nun wieder sehr bleichen Zügen zeigte sich plötzlich der Ausdruck eines tiefen Grams. Es zuckte um diesen schmallippigen Asketenmund, der so garnichts Kindliches hatte, und unter den langbewimperten Lidern quollen große Tropfen hervor.
„Weshalb hältst du dich denn für dumm, Alfred?"
Der König erhob die Hand, um dieses Kindergesicht begütigend zu liebkosen, ließ sie aber sogleich wieder sinken, weil er einen Gefühlsausbruch bei dem Knaben vermeiden wollte, der tief ergriffen sich abwandte.
„Sprich dich aus, lieber Alfred, ich meine es gut mit dir. Das wirst du bald genug merken. Sprich dich aus. Vertrau' dich mir an. Sag mir ruhig, was du über dich denkst. Ich möchte das so gerne wissen, weil ich großen Anteil an dir nehme. Weshalb glaubst du, daß du dumm seist?"
Der Knabe biß die Zähne zusammen, um nicht weinen zu müssen, dann sagte er: „Ich hab' ein lahmes Bein. Und wenn einer wie ich einen körperlichen Fehler hat, dann muß er wenigstens doch sehr klug sein. Ich weiß so wenig und bin so furchtsam und unbeholfen. Es hat sich niemand so richtig um mich gekümmert. Ich mache alles falsch. Bin immer verwirrt. Der Leibarzt hat mir vorhin noch gesagt, daß man zum Könige Majestät sagt, und das hab' ich natürlich sofort wieder vergessen und hab' mich hier — ganz — unpassend — betragen. . . ." Er brach in lautes Weinen aus, der König aber in ein herzliches Lachen. Ietzt zog er den Knaben an seine Brust, streichelte ihm Haar und Wangen und trocknete dem schluchzenden Kinde die überströmenden Augen. „Wenn's weiter nichts ist, — na hör' mal du, wenn's weiter nichts ist, da tröste dich nur — und das Eine laß dir gesagt sein: Mit deinem Verstande kannst du zufrieden sein. Da tröste dich nur. Ich bin überzeugt, es wird etwas aus dir. Das wirst du sehen. Ein Ingelheim wirst du werden, würdig derer, die vor dir diesen Namen trugen, und das bedeutet etwas."
Der König läutete. Dem eintretenden Lakaien sagte er: „Geheimrat Lenze soll mit dem Knaben heut an der Familienfrühstückstafel teilnehmen."
„Auf Wiedersehen, mein lieber Iunge."
Er drückte dem Knaben die Hand und entließ ihn.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
a
u

Koloniale Rundschau.

Theorie und Praris.

Ein altes Bibelwort besagt: „Ein Mann, der nur Theorie besitzt, gleicht einem Baum mit vielen Blättern und kleiner Wurzel; besitzt er aber Praris, so ist er ein Baum mit großer Wurzel ohne Blätter, der aber Theorie mit Praris vereint, ist ein Baum mit starker Wurzel und großer Krone. Ihn kann kein Sturm entfesseln und sein Laub blüht." Diese goldenen Worte scheint sich Alb recht Freiherr v. Rechenberg gemerkt zu haben, der verdienstvolle langjährige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, der jetzt endgültig aus der Kolonialverwaltung ausgeschieden ist. Rechenberg ist der Typus eines Beamten, der praktische Erfahrung in jahrelangen Auslandsdiensten gesammelt und sie trefflich durch seine ausgezeichnete theoretische Ausbildung zu ergänzen verstand. Geschult durch ein auf Reisen gesammeltes Wissen, von dem ja Goethe schon sagt, daß es für den gescheiten Menschen das beste sei, hat er überall gesammelt, wo sich Interessantes bot, sei es in Spanien, sei es in Warschau, wo er Generalkonsul war, sei es auf seinen Reisen in Kleinasien, Nordafrika und in unserer eigenen Kolonie Deutsch-Ostafrika. So ist es daher auch erklärlich, daß sein Wirken für die Kolonie, an deren Spitze er stand, außerordentlich ersprießlich gewesen ist.

Deutsch-Ostafrika hat sich unter seiner Herrschaft in ganz hervorragender Weise entwickelt. Die Kolonialwirtschaft machte kräftige Fortschritte, und dank seiner richtigen Eingeborenenbehandlung ist, — außer auf der Iagd, — während seiner Herrschaft kein Flintenschuß in Deutsch-Ostafrika gefallen. Das ist um so bemerkenswerter, als es unter seinen Vorgängern, die meist aus der Offizierskarriere hervorgegangen waren, zahlreiche Aufstände unter den Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas gegeben hat.

Albrecht Freiherr v. Rechenberg hat eben aus der Kolonial geschichte und der Kolonial Politik anderer Völker gelernt, was notwendig ist zur Entwicklung einer großen Kolonie, und

er hat es verstanden, diese theoretischen
Lehren in die Praris zu übertragen,
indem er nicht schematisch das, was die
Engländer in Uganda oder die Holländer
auf Iava machten, ins Deutsche über-
trug, sondern indem er die Erfahrungen
125-

der anderen Völker unter Berücksichtigung der besonders gearteten deutsch-überseeischen Verhältnisse verwandte. Man muß direkt staunen, wie umfangreich die Bildung Rechenbergs gewesen ist, und wenn es wahr ist, wie behauptet wird, daß er ein Iesuitenzögling sei, so macht er dieser Schule alle Ehre. Vom Baumwollproblem bis zur Kaffeevalorisation, von den Handelsverträgen bis zur Währungsfrage, von der auswärtigen Politik bis zur Bagdadbahn, keines jener großen weltwirtschaftlichen Probleme war ihm unbekannt, ja er beherrschte sie oft in einer seltenen Weise.

Aber nicht nur jene gründliche Bildung war es, die Rechenberg auszeichnete, sondern das Bild, das hier skizziert werden soll, wäre unscharf, wenn hier nicht auch noch sein Charakter betont würde. Eine ungemein starke Persönlichkeit, die immer, wo es auch sein mag, der Arbeit das persönliche Gepräge verleiht, ist Albrecht Freiherr v. Rechenberg, von einer Energie, wie man sie bei Beamten nicht immer findet. Hatte er sich für einen Plan erwärmt, dann wurde er auch unter allen Umständen durchgesetzt; war er Gegner eines Planes, dann bekämpfte er ihn mit einer ungewöhnlichen Schärfe. Daß eine solch machtvolle Persönlichkeit vielfach Anstoß erregen mußte, ist klar. Es ist um so verständlicher, als Rechenberg oft mit einer etwas unnötigen Schärfe seinen Ideen Geltung verschafft hat. Er ließ es vielleicht zuweilen an der notwendigen Diplomatie im Verkehr mit den Auslandsdeutschen fehlen, und er hätte vielleicht genau dasselbe leichter erreichen können, wenn er nicht ein so offener und gerader Charakter gewesen wäre. In dieser Beziehung erinnert er viel an Bernhard Dernburg, der überhaupt mit ihm manches gemeinsam hat. Auch Dernburg wandte oft eine etwas unnötige Schärfe im Verkehr mit den Deutschen in Übersee an, und auch in den Ansichten über die Eingeborenenbehandlung und über die Förderung der Kolonialwirtschaft gleichen sich Rechenberg und Dernburg auffallend.

Trotz der vielen Gegner, die Rechenberg gehabt hat, haben alle ernsthaften Kolonialpolitiker anerkannt, daß sein Wirken für Deutsch-Ostafrika ersprießlich gewesen ist, und selten hat ein Staatsmann so einhellig im Reichs-

tag Zustimmung gefunden, als der „schwarze Freiherr von Ostafrika". Abgesehen von Arendt, auf den hierbei das Wort „Arendts Fußtritt" geprägt wurde, haben sämtliche Abgeordneten sich äußerst anerkennend über die Tätigkeit Rechenbergs ausgesprochen,und ganz besonders Liebert, der Fraktionsgenosse Arendts und Vorgänger von Rechenberg, hat die Verdienste dieses Mannes entsprechend gewürdigt.

Ieder wahre Freund unserer Kolonien, sofern er nicht verblendet ist durch das egoistische Geschrei gewisser Interessentenkreise, wird den Austritt des Herrn v. Rechenberg nur bedauern können. Er bedeutet einen Verlust für unsere Kolonialverwaltung, der um so schwerwiegender ist, als wir gleiches Material an Beamten nur wenig besitzen. Wenn wir Rückblick unter unserer Kolonialbeamtenschaft halten, so finden wir Männer wie Rechenberg nur sehr wenige. Die meisten sind entweder einseitige Theoretiker, oder einseitige Praktiker. Beides ist aber für unsere Kolonialpolitik gleich schlimm. Die einseitigen Theoretiker, das sind die Juristen, die, wie Gleim, Seitz oder Brückner, vom Assessor an sich emporgeschwungen haben, denen aber die weltwirtschaftliche oder kolonialpolitische Ausbildung in sehr vieler Beziehung fehlt. Ebensowenig geeignet wie die reinen Formaljuristen sind d i e Beamten, die aus der Offizierskarriere hervorgegangen sind, oder Männer wie Schuckmann, der nur kurze Zeit an der Spitze von Südwest-
es

afrika stand. Diese Beamten sehen in den Kolonien meist nur ein Verwaltungsobjekt, in denen möglichst viele Gesetze gegeben, Erlasse geschrieben und verwaltet wird. Die notwendigen Bedürfnisse der Kolonien kennen sie in vielen Fällen nicht. Die Beziehungen der Kolonien zum Weltmarkt und die volkswirtschaftlichen Voraussetzungen für Produktion und Konsumtion sind ihnen nicht geläufig. In den meisten Fragen der kolonialen Wirtschaftspolitik sind sie entweder auf die Interessenten angewiesen oder auf eigens hierzu zitierte „Sachverständige". Mit Recht hat Dernburg einst das Wort geprägt, daß es Beamte gibt, die Sachverständnis besitzen, und solche, die verwalten.

Mindestens ebenso gefährlich sind die sogenannten reinen Praktiker, oder, wie man sie auch nennt, „die alten Afrikaner". Das sind solche Leute, die in jungen Iahren hinausgewandert sind, in Keetmanshoop einen Hühnerhof oder in Usambara einen kleinen Garten besessen haben und, wenn sie nach zehn Jahren zurückkehren, als unbedingte Autoritäten sich aufspielen. Nun ist es ja zweifellos gut, wenn ein Kolonialbeamter nicht nur die notwendige weltwirtschaftliche und wissenschaftliche Ausbildung hat, sondern auch in Übersee gewesen ist. Dabei ist es oft einerlei, ob er etwa deutsche, portugiesische, englische oder französische Kolonien kennen gelernt hat. Aber annehmen zu wollen, daß lediglich das Einatmen von überseeischer Luft den Kolonialbeamten macht, ist grundfalsch. Man kann jahrelang die Misthaufen von Kubub besichtigt haben und braucht deshalb noch kein großer Kolonialpolitiker zu sein, und wenn Paul Rohrbach meint, daß man unbedingt eine Kolonie kennen müsse, ehe man über Kolonialpolitik spricht, so kann dem gegenüber gehalten werden, was Karl Peters sagt. In seinem Buche „Zur Weltpolitik" betont Karl Peters nämlich sehr richtig, „es kann jemand ein sehr großer Afrikaforscher sein, ohne darum viel von Kolonialpolitik zu verstehen, und andererseits ist es doch sehr wohl möglich, daß jemand praktisch die Gesichtspunkte für eine gesunde Ansiedelungspolitik erfaßt hat, ohne auch nur ein einziges Mal afrikanischen Boden betreten zu

haben." Hierin steckt zweifellos ein großer Kern von Wahrheit, und man soll sich hüten, die Fähigkeit eines Beamten lediglich deshalb zu überschätzen, weil er jahrelang an einem kleinen Küstenplatz oder im Innern Afrikas sich aufgehalten hat. Wer nicht von vornherein einen durch gründliche Wissenschaft ausgebildeten Sinn für kolonialwirtschaftliche Fragen hat, der wird auch in jahrzehntelangem Tropenaufenthalt nur wenig hinzu lernen. Wer aber, wie Rechenberg, einen Fundus von Wissenschaft, verbunden mit praktischer Erfahrung in Übersee, mitbringt, der steht über den Interessenten, der wird seine richtigen Wege schon gehen.

Notwendig ist es, daß unsere Kolonialbeamten, bevor sie herausgehen nach Übersee, zunächst in Deutschland mit den wichtigsten Problemen der Weltwirtschaft vertraut gemacht werden, damit sie in Übersee die Dinge besser begreifen und verstehen lernen, und gerade der jetzige Staatssekretär, vi Solf, beweist durch seine Reise nach Südwestafrika, daß auch er dieses System für richtig hält.

Ebenso wie Dernburg zuerst wissenschaftlich die Richtlinien für eine gesunde Kolonialpolitik durch seine Denkschriften (Finanzpolitik, Eisenbahnwesen, Alkoholfrage, Baumwollbau usw.) festlegen ließ und dann erst Afrika sich ansah, so hat auch vl Solf sich zuerst rein theoretisch vorbereitet, um jetzt das vorher Gelernte durch die Tatsache nochmals zu kontrollieren. Nur wenn alle Beamten

die Erkenntnis haben, wie notwendig in der Kolonialpolitik die Vereinigung von Theorie und Praris ist, dann werden uns Erfolge, wie sie Rechenberg und der ebenso verdienstvolle Gouverneur von Togo, Graf Zech, aufzuweisen haben, nicht fehlen. — Schlachtwortredner haben wir in unseren Kriegervereinen genügend, dafür sind unsere Kolonien zu wertvoll.

Coloniensis.

Theologisch-kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Nicht nur bei Tolstoi, auch im aktuellen Leben unserer deutschen Tage gibt es interessante Konflikte zwischen der Religion und dem Weltleben. An drei Punkten haben die letzten Wochen uns diese Reibung gezeigt.

1. Wieder hat ein sogenannter Adventist (Anhänger einer amerikanischen, in Deutschland kleinen, zäben christlichen Sekte) als Soldat die Arbeitsleistung am Sonnabend verweigert, weil Gott den Sabbat und nicht den Sonntag den Menschen zum Ruhetag bestimmt habe. Die Begründung ist unbestreitbar — zumal wenn man wie die christliche Kirche auch das Alte Testament als Urkunde der Offenbarung ansieht, die auch für die Christen verbindlich bleibt. Denn wie kann der Wochentag der Auferstehung Christi den von Gott, seinem Vater, ohne jeden Widerruf eingesetzten Ruhetag, also den auf sechs Arbeitstage folgenden siebenten Tag in seiner menschheitlichen Bedeutung ablösen? Die „Auferstehung Christi" als Abschluß des Erlösungswerks, und der Wechsel von Arbeit und Ruhe des Menschen sind zwei selbständige Größen, die sich keineswegs decken. Und wenn die Christen schon frühzeitig den jüdischen Sabbat durch ihren Sonntag abgelöst haben, so wäre diese Eigenmächtigkeit eben ein sehr alter Irrtum in der christlichen Kirche — wie denn Martin Luther in der Reformation mit anderen, gleichfalls ehrwürdigen Irrtümern der Kirche gründlich aufgeräumt hat. Hier gibt es keine Verjährung, wenn ein göttliches Gebot in Frage steht. Die Adventisten haben mit ihrem ungebrochenen Bibelglaubcn recht, wie die Baptisten mit der Verwerfung der Kindertaufe auf Grund der altchristlichen Praris, die organisierte Kirche steht in beiden Fällen außerhalb

der Bibel. Belanglos, wie für
mich, wird die Sonntagsfrage und
die Kindertaufe nur für den, der
an die Offenbarung am Sinai nicht
glaubt und dem die Taufe als soge-
nanntes Sakrament nichts gilt. Diese
fanatisch frommen Sektierer läßt man
nun wegen der sich naturgemäß an
jedem Sonnabend wiederholenden Ge-
horsamsweigerung von einem Iahr zum
andern im Gefängnis schmachten, die
Leute fühlen sich als christliche Märtyrer
und beharren dabei, man müsse Gott
mehr gehorchen als den Menschen.
So hielten es auch die Urchristen; nur
daß sie die Strafe auf sich nahmen
von dem heidnischen Cäsar,
während die beiden Adventisten von
dem christlichen Kaiser für ihre
Ehrung des göttlichen Willens abgestraft
werden. Die Verfolgung adventistischer
Soldaten, welche an, Sonnabend feiern
wollen, ist vom religiösen Standpunkt
aus anstößig; sie ist auch kleinlich und
unklug: kleinlich, denn es handelt sich
nicht lim eine Gefahr für den be-
waffneten Staat, vielmehr um eine
handvoll kleiner Leute, deren fromme
Gemeinschaft sich bei uns nicht ver-
mehrt und zu der niemand, etwa aus
Soldatenscheu, übertreten kann, weil
die Sektierer auf strenge Zucht in
ihren Reihen halten — das Schicksal

der Armee wird also durch die vereinzelten adventistischen Mitglieder in keiner Weise berührt. Unklug: es kann auf die Dauer dem Ansehen des obersten Kriegsherrn abträglich werden, daß er sich in diesem und jenem Punkt mit den heiligen Urkunden seiner Religion, welche die Staatsreligion ist, in Widerspruch setzt. Ein billiger Ausweg wäre leicht zu finden gewesen. Märtyrer sind niemals wünschenswert — sie sind noch immer die fruchtbare Aussaat für die Propaganda ihrer Überzeugung in der Geschichte gewesen.

2. Im Reichstag kam es zu einem erheblicheren Aufeinanderprall zwischen Staat und Kirche: der Streitpunkt ist das Duell, wieder einmal das Duell gewesen. Durch eine Kabinettsordre verabschiedet der Kaiser einen Offizier, der aus religiösen Gründen die Übernahme eines Duells abgelehnt hat. Zwiespältig heißt es in dem Erlaß des Generalissimus: a. die religiöse Ablehnung des Duells untersteht nicht der Beurteilung durch die Militärgewalt, das Aktenstück ist daher wegzulegen; d. der das Duell verweigernde Offizier setzt sich mit der Anschauung seiner Kameraden in Widerspruch und . . darf deshalb unverzüglich sein Abschiedsgesuch einreichen, das ihm in Gnaden bewilligt werden soll. Also Rang und Pension, statt des ruhmlosen schlichten Abschieds. Der Kriegsminister wird im Parlament vom Zentrum zur Rede gestellt und vertritt mit ungeschickten Worten ehrlich die kaiserliche Meinung: religiös reden wir dem Mann nicht drein, aber ins Offizierkorps gehört er nicht, weil er dessen Ehrbegriffe nicht teilt. Das Zentrum zieht den unabweisbaren Schluß: ein Christ kann nicht Offizier sein, weil er an die Ehre des Offiziers nicht „heranreicht", der Christenkaiser degradiert oder erkommuniziert den Offizier, der sich weigert, den Spruch des Ehrenrats auf sich zu nehmen und sich mit dem Kameraden — mag er noch so lumpenhaft gegen ihn und sein Haus gehandelt haben — nicht vor die Pistole stellt. Ein Rattenschwanz von Ungereimtheiten liegt vor: im Namen des Königs muß man sich duellieren, im Namen des Königs wird man dafür (auf Grund der bürgerlichen und der militärischen Gesetze) bestraft, im Namen desselben Königs wird man nach der

Verurteilung begnadigt! Und der
König wiederum — der für sich und
seine Familie das Duell ablehnt — ist
mit sich selbst in Zwiespalt, weil er zu-
gleich zu den Grundsätzen des Evange-
liums sich bekennt und als Summepi-
skopus die christlichen Kirchen vertritt.
Der Kriegsminister hat gegenüber dem
geschickten Vorstoß des Zentrums einen
demütigenden Rückzug antreten müssen,
doch in der Sache hat seine formelle
Entschuldigung nichts geklärt oder ent-
schieden. Die tapfere Berliner
Kreissynode Friedrich Wer-
der II., die in entschieden liberalem
Geiste geführt wird, hat auf ihrer letzten
erfreulichen Tagung durch den frei-
sinnigen Pfarrer Heyn von der Kaiser-
Wilhelmkirche energisch protestiert gegen
Kaiser und Kriegsminister und in ihrer
Resolution das Duell als Mittel zur
Wiederherstellung beschädigter Ehre a b -
gelehnt. Da die protestantischen
Kirchbehörden bei Grenzfragen zwischen
Staat und Kirche der römischen Kirche
an Tapferkeit und Geschlossenheit (aus
Opportunität) nachzustehen pflegen, ist
solche Stärkung ihres Selbstgefühls
durch den religiösen Liberalismus
lebhaft zu begrüßen! Das Duell ist ein
Unsinn, denn es vermag nicht über
Schuld und Unschuld derer zu entscheiden,
welche es austragen—nachdem der Aber-
glaube eines darin wirksamen Gottes-
urteils geschwunden ist; es ist ein Unfug,
weil es dem Gesetz widerspricht und
eine doppelte Iustiz für die verschiedenen
Stände des gleichen Volks etabliert.
Es ist der geadelte Mord, weil es —

durchaus nicht aus germanischer Sitte erwachsen, vielmehr der französischen Verlotterung einer unrühmlichen Zeit entstammend — Standesvorrechte beschützt. Vollends darf keine christliche Kirche mit dem Duell paktieren, ohne sich selber das Urteil zu fällen.

3. Endlich hat es im Abgeordnetenhause des preußischen Landtags eine wiederholte charakteristische Szene zwischen einem temperamentvollen Sozialdemokraten und dem konservativen Präsidenten wegen des Krieges gegeben. Der Krieg ist als ein Hohn auf Gott, auf das Christentum und auf die Menschlichkeit bezeichnet worden, ein Ordnungsruf wurde verhängt; das Urteil wurde wiederholt und der Ordnungsruf desgleichen. Die Sozialdemokratie als Fürsprechen» des Christentums ist eine nicht unbedingt einwandfreie Größe; doch schon Schiller hat vom Feind geurteilt: Auch den Feind kann ich nützen, denn er zeigt mir, was ich soll, während mich der Freund meist positiv einschätzt mit seinem Blick für das, was ich kann. Das Kreuz als Ehrenzeichen für kriegerische Leistungen ist ohne Zweifel eine der seltsamsten geschichtlichen Paradorien. Tolstoi stand mit seiner Ablehnung des aktiven Widerstandes gegen die Gewalt dem Evangelium Iesu innerlich näher als Luther, der gegen die den Krieg verwerfenden Schwärmer die „Gottesordnung" des Krieges in der Bauernbewegung gerühmt hat. Wir können im Ernstfalle den Krieg nicht entbehren, so sehr wir von der fortschreitenden Humanität die Beilegung der Völkerzwiste auf diplomatischem Wege erhoffen, mit Hilfe der internationalen Schiedssprüche; neben den Greueln des Krieges ergeben sich auch (direkt und indirekt) sittliche Wirkungen im Geleit des Krieges. Aber der Krieg und das Christentum sind unversöhnliche Gegner. Im Namen des Evangeliums darf man weder die Fabnen und die Truppen einsegnen, noch von einem deutschen Gott (Wodan war der Gott der Deutschen) reden und den Weltgott für Nationalinteressen in Anspruch nehmen. Wir sind durch unsere gesamte geschichtliche Entwicklung und nach der Neuschöpfung der deutschen Kirche durch Luther vom Evangelium Iesu in allen wesentlichen Stücken abgedrängt worden; wir können nicht wieder zu ihm zurück, ohne uns selber aufzugeben. Wir sind, auch wenn

wir es wünschen, keine Christen mehr — das wird uns am Kriege ganz deutlich. Die deutschen Landeskirchen haben auch hier, wie zumeist, eine kostbare Gelegenheit versäumt, sich an die Spitze der Bewegung der Zeit zu stellen. Die soziale Strömung fand eine zaudernde Kirche, bis andere Geister die Führung übernahmen; vor der neuzeitlichen Wissenschaft hat die Kirche sich verschlossen und dem Materialismus den Platz geräumt, wie sie der modernen Kunst Türen und Fenster verschloß und sich mit der Nachahmung vergangener Formen begnügt. Die Verständigung über den Völkerfrieden sollte sie freudig begrüßen als Geist von ihrem Geiste — feige schweigt sie, bis die Machthaber der Erde ihr die Erlaubnis erteilen, ihr dekoratives Amen auf die fertige Cache zu setzen. So verwirkt die Kirche im Großen wie im Kleinen das Kreuz in ihrem Wappen.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Reise-Rundschau.

Wenn vordem Iemand auf die Wanderschaft ging, gab man ihm ein Sträußlein, eine Erquickung mit auf den Weg. Heut gibt man dem Scheidenden einen literarischen Reisegenossen mit, als das weitaus Erfreulichste für einsam besinnliche Stunden. In einer ganzen Anzahl Zuschriften

werden wir gebeten, unsere Leser zu
beraten über die Literatur, die für solchen
Zweck am besten zu wählen wäre.
Unter den hunderten von geeigne-
ten Erscheinungen eine engere und
engste Wahl zu treffen, ist nicht leicht.
Denn der Übel größtes ist ein un-
passendes Buch in unpassender Hand.
Die Schwierigkeit wird hier erhöht durch
den Umstand, daß für diese unendliche
„Fülle der Gesichte" ein unendlich
kleiner Raum verfügbar ist. Da heißt
es, in leichter Variante auf Sirach:
„Was du wählst, wähle klug und be-
denke den Zweck". In Anlehnung an
unfern unmittelbaren Zweck
wollen wir also zunächst einige
Bücher für die Reise selbst
auswählen — pit dit3 für das Kupee.
Natürlich auch hier unter zehntausend
Nichtigkeiten nur einige wirkliche Elite-
Erscheinungen — dem Grundsatz unserer
Zeitschrift entsprechend.
Da ist vor allem ein kleines Bänd-
chen der Gräfin Reventlow')
„Von Paul zu Pedro". Eine Reihe
von feinsinnigen, zartfühlig und flott
geschriebenen Briefen einer Dame an
ihren Doktorfreund, deren Gegenstand
amoureske Betrachtungen und Erleb-
nisse sind. Ein Büchlein für die Gour-
mets unter jenen Mimosa-Naturen, die
so gerne und so weit wie möglich von
ihrer Kupee-Umgebung abrücken. Da
wäre weiter ein Band Skizzen 2) von
W. v. Huhn „Madame" und An-
deres. Das Buch führt uns mit herz-
frisch erzählten Erlebnissen aufs Meer,
in ferne Länder, mit ersichtlicher Vor-
liebe nach den Städten und Stätten
Ostasiens. Es läßt uns Abenteuer be-
stehen; es entschleiert Verhängnisse; wir
lachen mit Herzlichkeit über des Lebens
Unverstand und der Menschen Albern-
heit, über die Verschlagenheit der „Ge-
rissenen" und die Gedankenlosigkeit der
Alltagsfrohen. In allem aber spüren
wir die taktvolle Feder in gepflegter
Hand ^ die vornehme Dame.
Ob ich Ludwig Thoma«)
nenne, mit seinem „Iozef Filsers Brief-
werel". Ich denke, man braucht ihn
eben nur zu nennen (mit Band II
soeben erschienen) und „ein weiterer
Kommentar ist nicht nötig". Nicht ohne
erwogene Absicht stelle ich den sehr kurz-
weiligen Reisegenoß AlbertEhren-
stein^) rühmend an diese Stelle. Da
ist sein „Kater", dessen „Selbstmord"

und andere kleine Geschichten von dem bestbekannten Dichter mit so streng gezügelter Kraft, so sorgsam gepflegtem Vortrag, so feiner Beobachtung und Lebensspiegelung erzählt werden, daß man wünschen möchte, das kleine prächtige Buch käme immer in die „richtigen Hände".
Die richtige Wirkung könnte dann nicht ausbleiben. Füge ich für lachlustige Leser 4 Bände des Münchener Satirikers de Nora') „Käfersammlung" Band I und II, „Nazzis Hochzeitsreise" und „Marl Bierjung" noch hinzu, so ist mein Raum erschöpft.
Und nun, nach diesem Kni-3 6'oeuvre, zum eigentlichen Menu, den Büchern für die Erholungstunden in der Fremde: Da möchte ich vor allem auf den Schweizer Großmeister Ernst Zahn^) hinweisen, der in seiner neuen Dichtung „Die Frauen von Tannö" ein ergreifendes Problem behandelt. Diese Frauen, durch eine gewisse Vornehmheit der Lebensauffassung abgesondert von der Umwelt ihrer Schweizer Bergdörfer, fassen den Heldenentschluß, in ihrer Gesamtheit eigenem Liebes- und Eheglück zu entsagen, um das furchtbare Verhängnis der in» Dorfe forterbenden Bluter-Krankheit dauernd Einhalt zu tun. Alle diese Heldinnen bringen still und entsagend ihr Opfer — auch die führungfreudigen schönen Töchter des Arztes, selbst dann, da sie erfahren, daß ihr Opfer nicht nötig wäre, denn s i e gerade sind „frei vom Übel". In der fortschreitenden Entwickelung dieser Vorgänge entfaltet Zahn alle seine Vorzüge auf der Höhe seiner erlangten Reife.

Insbesondere hat sich seine Fähigkeit: sondierend zu beleuchten, was aus der Seele der Handelnden zu entscheidenden Lebensvorgängen bricht, ins Meisterliche verfeinert.
Eine gewisse Verwandtschaft der heimatfrohen Art zeigt Rudolf Hans Barts ch?), dessen frühere Dichtungen hier wieder in Erinnerung gebracht seien: Die prächtigen „Zwölf aus der Steiermark", die den Autor von heut zu morgen berühmt gemacht; „Die Hein dl kind er", „Elisa-beth K öt t", „Bittersüße Lie - besgeschichte n". Neuerdings eine Reihe lustig-launiger Novellen') „Vom sterbenden Rokoko", die in Wien und Paris spielen und hier die anmutigsten Liebes- und Lebensbilder auf dem Hintergrunde der Revolution mit zarten Gobelin-Tönen malen. Endlich sein letztes Opus: „Das deutsche Leid", ein Roman, in dem er mit blutender Seele klagt seinen Schmerz um das Weh der Deutschen in den Landesteilen Öster-reichs, wo von fremdsprachiger Bevölke-rung Haß, Verfolgung, Abgunst, Neid und jede Untreue an der deutschen Sehn-sucht nach Heimatfrieden geübt wird. „Das deutsche Leid" der böhmischen Tatsachen; das Weh der Zahlen und Zeiten; ein prachtvolles Buch!
Eine andere Art deutscher Sehn-sucht ist es, die Otto Ernst'), der Hamburger Dichter-Pädagoge, in seinem Buche „Lasset uns unsern Kindern leben" einen tiefernsten, beredt-aufrichtigen Ausdruck gibt. In einer Anzahl reif durchdachter, empfin-dungfeiner Essays zeigt er uns, was unserer aufwachsenden Jugend vor allem nottut; wie die erziehlichen Elemente: Elternhaus, Schule, Kunst und Leben sich rationell verhalten sollten. In einem andern^), kritisch-ästhetischen Buche „Blühender Lorbeer" bietet Ernst eine Reihe „Plaudereien und Andachten über deutsche Dichter", unter denen insbesondere die Abhandlungen über Heine und Fontane be-merkenswert sind. Ein gleiches Thema in ungleicher Behandlung findet sich in dem ausgezeichneten Buche von Sig-mar M e h r i n g") „Lorbeer-kränze für deutsche und fremde Dichter", auf das ich noch eingehend zurückkomme.
Apropos fremde Dichter möchte ich auf einen jungen, früh-

verstorbenen Russen hinweisen:
Alerander Andreas'), eigent-
lich Alerander A. Badendyk,
und auf dessen liebenswürdige Begabung
für musivische Kleinmalerei in seinem
Roman „Botscharow,derGroß-
kaufmann". Mit Geschick, Ge-
schmack und Kunstfertigkeit fügt er Stein-
chen an Steinchen zu einem erwärmend
lebendigen Kleinsiadtbilde, dessen Ge-
stalten mit ihren Erschütterungen, Her-
zenskämpfen und Siegen in ihrer Liliput-
Lebensperspektive unsere Anteilnahme
gewinnen.
Gerade diese Kleinstadtkunst, mit
ihrem Unterton von Herzlichkeit, bringt
mich auf einige Nachlaßwerke von dreien
der größten Erzähler, die wir Deutschen
gehabt: Fontane') mit seinem herr-
lichen Buch „Kinderjahr e". Auf-
zeichnungen, deren einfache Treue mit
Ehrfurcht erfüllen muß jeden, dessen
Seele fähig ist, menschliche Schlichtheit
groß zu fühlen. Bis in seine beginnenden
Mannesjahre schildert Fontane hier sein
Leben und das seiner Eltern. Mit zahl-
reichen, vorzüglich reproduzierten Bildern
der Vorfahren Fontanes und seiner
Heimat ist der vornehm und gediegen
ausgestattete Band geschmückt. Auf
eine Kollektiv-Ausgabe der
„Berliner Romane" Fon-
tanes') komme ich später zu-
rück. Vollwertig schließt sich ein Band
nachgelassener „Erzählungen und Ge-
schichten aus schwerer Zeit" von
Gustav Freitag') an. Nach Ungarn
und Siebenbürgen, nach Prag ins Ghetto,
nach der Wallachei und ins Slovaken-

land, nach Iütland und in polnische
Wälder, ja nach Afrika führt uns die
still und stetig schreitende, klare, un-
aufdringliche Erzählerkunst Freitags,
den wir in sträflichem Gegenwarts-
Undank halb schon vergessen haben.
Der Dritte ist Friedrich Spiel-
hagen') „Erinnerungen aus meinem
Leben", der uns in einem Dutzend
deutscher Städte mit seinen interessanten
Erlebnissen Station machen läßt und
förmlich zur Mitreise dorthin in seiner
warmfiihligen Weise einlädt.
Doch nun zurück zum Leben, zu
dem kraftvoll pulsierenden Leben in
Gustav Frenssens") „Unter-
gang der Anna Hollmann".
Eines jener seltsamen Bücher, die das
kritische Interesse nicht für den Helden
aufbrauchen, sondern auf die Gestalt
seiner Verderbens« lenken. Ein Problem
der Frauenliebe, das ganz nebenher
läuft, wird hier zur psychologischen
Quelle der Handlungen des Helden und
schließlich zum tatharten Antrieb für
seinen Untergang. Dieses Problem:
Die Liebe eines stolzen, reinen, etwas
nüchternen Mädchens, nicht zu dem
Geliebten der Wirklichkeit,
sondern zu ihrem Phanta-
sie-Erinnerungsbild«, gehört
mit zu dem Interessantesten, das jemals
über die Möglichkeiten der Frauenliebe
geschrieben worden ist. Schließlich noch
zu dem oft und gern „verkannten"
Iosef La uff") mit seinem letzten
Roman „I^ux aeterno", der in
den Vorläufertagen der Reformation
spielt. WUrde Lauff nicht von Iepter-
gunst so sichtbarlich und weithin hallend
getragen, man stände seinen Arbeiten
unbefangener gegenüber. Und was un-
zweifelhaft auch hier wieder an Talent und
selbstgeschultem Können gestalterischen
Ausdruck gewinnt,würde fürminder„Aus-
gezeichnete" ausreichen, ihnen spontane
Anerkennung zu sichern. Mit seiner anti-
quierenden, chronistizierenden Vortrags-
form, die uns die Zeitfarbe vermitteln
soll, entgleist er freilich oft ganz bedenk-
lich. Die Fabel dreht sich vornehmlich
um zwei Theologen, die „von der Pfaff-
heit Fehle"vernunftgemäß abfallen und
Luthern, dem aufsteigenden Stern der
Erlösung, zustreben — der Eine sterbend
im Sieg, der Andere, der Held des
Buches, an der Leiche seines Kindes von
seinem Weibe verraten.
Das wäre für heut das Wichtigste

— der Raum verbietet mir, anders als nur andeutend Wert und Inhalt der genannten Bücher zu streifen. Ich erinnere aber nochmals, daß die bloße Erwähnung eines Buches, das aus vielen seiner bestimmten Gattung ausgewählt ist, an dieser Stelle hier schon so gut wie Empfehlung ist. So wollen es unsere Leser auffassen und als wohlbedachte Leitung freundlich aufnehmen.

1) Verlag von Albert Langen, München.
2) Verlag von Curtius, Berlin W.
3) Verlag von L. Staakmann, Leipzig.
4) Verlag von Georg Müller, München.
5) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
6) Verlag Continent, Berlin XV.
7) Verlag der Grenzboten, Berlin.
8) Verlag von F. Fontane K Co., Berlin-Dahlem.
9) Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.
10) Verlag von G. Grote, Berlin.

Musikalische Rundschau.

Von Walter Dahms.

K a r l M u ck.

Einen großen Verlust hat Berlin als Musikstadt durch den Fortgang des

Generalmusikdirektors vi Karl Muck erlitten, einen Verlust, dessen Folgen sich erst mit der Zeit fühlbarer machen werden. Muck ist einer von den großen Künstlern, die aller äußeren Reklame abhold, still und unentwegt, aber desto gründlicher und tiefgehender wirken. Nach einer wechselvollen Kapellmeisterlaufbahn kam der Dreiunddreißigjährige 1892 an das Berliner Opernhaus. Zwanzig Iahre durften wir ihn also unser nennen. Was er in dieser Zeit geleistet hat an dem Ausbau und der Festigung unserer musikalischen Kultur — namentlich als Wagnerdirigent — braucht nicht erst in den Einzelheiten festgestellt zu werden. Der Bayreuther Parzival-Dirigent verwaltete bei uns das Erbe Wagners, und seine Ringaufführungen waren Festspiele für Berlin. Gewiß hat er nicht alle seine Intentionen verwirklichen können; er war gezwungen, mit dem Personal zu arbeiten, das ihm in die Hände gegeben wurde. Daß er trotz mancher Mängel Großes erreicht hat, ist das Verdienst seiner genialen, inspirierenden Mitteilungsgabe. Auch als Dirigent der Sinfonie-Konzerte der Königlichen Kapelle hat er segensreich gewirkt. Für die Bruckner-Propaganda hat er viel getan. Man würdigte seine Tätigkeit damals nicht gebührend. Das geschah erst, nachdem er als Konzertdirigent eine Rarität für Berlin geworden war. Nun war sein jedesmaliges Auftreten ein Triumph. Seine Wirksamkeit blieb natürlich nicht auf die Reichshauptstadt beschränkt. Die großen europäischen Musikstädte sahen ihn am Pult, Paris, London, Petersburg, Moskau, Wien und andere. Und schließlich kam der Tag, wo vr. Muck nach Amerika ging. Er leitete dort für eine Saison das Aostoner Sinfonieorchester, das den Titel des besten Orchesters der Welt für sich in Anspruch nimmt.

Nun geht er definitiv über den Ozean. Amerika wird also von jetzt ab unseren Generalmusikdirektor besitzen. Sein Fortgang reißt in das Berliner Musikleben eine Lücke, die sobald nicht ausgefüllt werden kann. Denn er war eine Persönlichkeit. Wenn es an dem Publikum gewesen wäre, seinen Liebling zu halten, wäre gewiß nichts unversucht geblieben. Aber an leitender Stelle war man sich anscheinend der Tragweite von Mucks Scheiden nicht voll bewußt.

Denn sonst hätte man ihn um jeden Preis gehalten. Besonders lebhaftes Befremden aber hat es erregt, daß offiziell so wenig Notiz von seinem Weggang genommen worden ist. Ein Künstler, der zwanzig Iahre lang seine beste Kraft einem Kunstinstitut in aufreibender Tätigkeit gewidmet hat, hätte wohl Besseres verdient. Iedoch das ist nun nicht mehr zu ändern. Di Muck kann aber in dem Bewußtsein scheiden, daß die musikliebenden Kreise Berlins unauslöschliche Erinnerungen seines Wirkens bewahren und die Hoffnung nicht aufgeben, ihn in absehbarer Zeit wieder hier zu sehen. Wir sagen: er war unser! Und fügen hinzu: möge er bald wieder unser werden!

WirtschaftlicheNundschau.

Die Reichsbank hat sich endlich dazu entschlossen, den hohen Diskontsatz von 5^,, der ununterbrochen seit dem September des vorigen Iahres in Kraft gewesen ist, un» 1/2 ^ zu ermäßigen, — 3 Wochen vor dem Iulitermin, der ja kein Zahlungstermin ersten Ranges ist wie etwa der 1. Oktober oder der 1. Ianuar, aber doch immerhin eine respektable Mobilmachung von Geldmitteln erforderlich zu machen pflegt. Die Gründe, aus denen die Diskontermäßigung erst jetzt und nicht schon ein paar Wochen früher vorgenommen wurde, lassen sich aus dem Status der Bank und aus der ganzen Lage

des Geldmarktes nicht recht ersehen. Der Metallbestand der Reichsbank — wohl zurzeit der höchste, den das Institut je zu verzeichnen gehabt hat — ist in den letzten Wochen noch weiter aufgefüllt worden,aber auch vor mehreren Wochen bereits war er stattlich genug, und der Status der Bank hätte trotz der sehr hohen Wechsel- und Lombard-onlagen eine Diskontermäßigung vertragen. Wenn der Reichsbankpräsident trotzdem immer noch an der „Politik des Abwartens" festhielt, so tat er dies, weil er der internationalen Geldmarktslage noch nicht so recht traute und bei dem zeitweilig für uns nicht sonderlich günstigen Stande der Devisenkurse trotz der geringen in Deutschland befindlichen Auslandsguthaben mit der Möglichkeit von Goldabflüssen rechnete. In den letzten Wochen scheint nun insofern eine Klärung der Lage eingetreten zu sein, als der Goldbegehr am internationalen Markte nicht sonderlich groß war und es der Reichsbank sogar unschwer gelang, vom Alislande nicht unerhebliche Goldbeträge allerdings unter Gewährung sogenannter „Facilitäten" heranzuziehen. Abgesehen von diesen rein geldtechnischen Momenten dürfte aber noch ein anderes Motiv zu dem Entschluß beigetragen haben, die Diskontermäßigung, an die mancher schon nicht mehr glaubte, nun doch vorzunehmen: d er u n a u f h al t - same Rückgang der heimischenStaatsanleihen. Naturgemäß ist es keineswegs richtig, die rückwärtige Tendenz unserer Staatsanleihen lediglich auf den hohen Diskontsatz zurückzuführen, aber die Erschwerung des Kredits, die aus den hohen Zinssätzen resultierte, wird gar manchen Geschäftsmann zum Verkauf seiner Staatspapiere bewogen haben. An der Börse gab es außerdem böse Zungen, die behaupteten, daß gewisse Finanzkreise in der letzten Zeit systematisch heimische Anleihen auf den Markt geworfen haben, um eine Diskontermäßigung zu erzwingen. Diese Version mag dadurch entstanden sein, daß in der Tat in den letzten Tagen vor der Diskontermäßigung größere Anleiheverkäufe stattgefunden haben.

Die jetzige geringe Verbilligung des Bankgeldes vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, daß wir für den

Herbst mit recht schwierigen Geldverhältnissen zu rechnen haben werden. Der Ultimogeldsatz von 6^, der zum Ultimo Iuni die Regel bildet, gibt einen kleinen Vorgeschmack von den „Freuden", welche die Spekulation im Herbst zu erwarten hat. Bisher hat die Börse allerdings von ihrem Spieleifer noch nicht viel eingebüßt. Besonders am Kassaindustrieaktienmarkt, nach dem sich die Spekulation von den früher viel beliebteren Ullimomärkten in letzter Zeit immer mehr hingezogen hat, dauerte der „Tanz um die schweren Papiere" mit unverwüstlicher Leidenschaft an. Neben den Aktien der Stickmaschinenfabnken („Vogtländer" und „Kappel") sind in letzter Zeit besonders die Aktien des sogenannten Waffenkonzerns, vor allem die der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken auf den Schild erhoben worden. Kapitalserhöhungsgerüchte und natürlich auch hier wieder Patente (aus automatische Gewehre) sind in diesen, Falle die Stimulationsfaktoren.

Die Diskussion über die Konjunktur ist inzwischen immer noch nicht verstummt. Hellhörige Leute wollten hier und da bereits gewisse Ilberspannungssymptome konstatiert haben. „Unterbietungen am Stobeisenmarkt", der in den letzten Iahren in der Tat das am feinsten reagierende Konjunkturbarometer für die Eisenindustrie geworden ist, — ferner eine leichte Abflauung auf manchen Se efra chtmä rkt en, das könnten in der Tat Vorboten für einen Konjunkturumschwung sein. Mög-

licherweise handelt es sich aber nur
um vorübergehende Erscheinungen. Der
deutsche Stahlwerksverband, der sich
allerdings schon manchmal in der Be-
urteilung der Konjunktur geirrt hat,
berichtete über eine unvermindert leb-
hafte Geschäftstätigkeit.
Horatio.

".»<>!«-
V»<U>»««b» und <n>«ft«da»»«u«: V««f. Ds. Lud«!« St«ln l » V«ll » V l<>, e«tz»»«l» !>>. <I«l«!»» «ml
Nu«Ollll ««. «»»>. - ««anwiürlllch« ««l>o»tn>«: Dr. «,!»!»» »«»ck l» ««,!»». — I» 2l««n«Ich M «« ««d»«»»» »««onNoilUlchi Moritz F«ühlln«, »»«»IX, »l»I««aN« 3; — lll«dle H«n>»»««b«: «,b«»» »l»h«. «Nln, I, D»m«»n« 4. — «ll«l>»V«nr«»»»« l«« Un«oi«: w«llllch« ». », tzoftuchhandlun« <I. »««»»!, Vudap»ll V,
D»«»t»y»-»t«P> L. — Fil« d«, In>»n>»»n»«ll »«i»ntn>»«U!ch: <I»rI ««»»l« l » I«np«IH«l°««rU». — V«lo« uod
D»ck l>«« SchlefilchN> «uchdiuck««» ». e.Lch»»tl»«»d«r, «>»,, V«»l»» III.
Unverlangt« Manuskript« senden «l« nicht »urllch wenn ihnen nicht
Mckpv«t» belliegt.

HN5W^
HIIeilliM luzeratell Hlillaliille: illllulleeu Lxpeöitioil Luäoll Ülo88e
Lerlm 5^., Lrul^u, Win H. I^n., llrezäen, I)üzzelä<>st, 5l,»nkturt ». ^1.,
N^mburz, I.eipiiL> ^2zcleburL, ^I^nnKeim, ^lüncKen» I^ürnberz, pr^ß,
5tuttz2rt, ^ieii, Xüricn.
ln»e«t!un«pre!«: pro 46 mm breite leile (Kuclolt Mozze'z dlorM2lIeüen-
mezzer >lo. 5) 70 ?t. NeÜ^ßen,Cebünren: 6 biz 8 IM. °/«^

Ferdinand I., KÃ¶nig der Bulgaren.

AMeMnatMM
Z^'llntet von Paul Lindau
^ <^Â» .'
',','.' Professor Dr. Ludwig Stein
^erei, Kunst- und Verlagsanstalt
sÃ¤ender, A-G., Breslau.
56. Iahvg^^g. Band 142. Heft 455 August 1912

<5 ,
'.-!,' '. , ><?lliq der ^>Ã¼"""

OneKuOcMnlUWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A..G., Breslau.
Leipzig Wien München Budapest
«, F, St«in»ck««. «l. M«h«, V«lo«»»«l»>u>Vuchh»»dl. ««Nhold «ut!». ««llllch«». i. hofbuchhcmdl.
36. Jahrgang. Band 142. Heft 455 August 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Die sozialen Fürsorgeanstalten der Firma Krupp.

(Ein Beitrag zur Hundertjahrfeier.)

Vor Jahren habe ich vor den höheren Beamten dieses Weltwerkes einen Vortrag über „Glauben und Wissen" gehalten. — Bei dieser Gelegenheit war es mir vergönnt, neben den technischen, maschinellen auch die sozialökonomischen Einrichtungen dieses Vorbildes unbeugsamen deutschen UnternehmersinneS und Gcwerbefleißes, auf die der Typus des deutschen Arbeitunternehmers eingestellt ist, zu studieren und insbesondere meine soziologischen Theoreme an der dort ins leben gerufenen Praris messen zu können. Die sozialen Fürsorgeeinrichtungen haben mich, wie selbstverständlich, am lebhaftesten angesprochen. Das Wort Alfred Krupps, des zweiten in der Kruppschen Fabrikgeschichte führenden Generals dieser größten deutschen Arbeiterarmee wurde lebendig: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein". — Die Feier der hundertsten Wiederkehr des Gründungstages der Kruppschen Fabrik, die für deutsches Arbeiterleben einen glorreichen Gedenktag und so einen Tag des gerechten Stolzes, wie gerechter Zukunftsausschau darstellt, wird in den nächsten Tagen in Anwesenheit des deutschen Kaisers begangen werden. Wir glauben, unsrer Neigung nach, unseren Glückwunsch am geeignetsten durch eine Übersicht der sozialökonomischen Tätigkeit der Krupps übermitteln zu sollen. Ist doch diese Folie der Kruppschen Tätigkeit von solch eminenter Bedeutung gewesen, daß, als seinerzeit die deutsche Arbeiterversicherungsgesetzgebung in Angriff genommen wurde, Fürst Bismarck es ausgesprochen hat, daß die erprobten Kruppschen Kassen ihm als Anhalt für die Schaffung ähnlicher Einrichtungen dienen würden, und daß ihre Statuten bei den im Gange befindlichen gesetzgeberischen Vorarbeiten berücksichtigt werden sollten. An dieser vorbildlichen Arbeiterfürsorge, die zu einer Zeit einsetzte, als weder Staat noch einzelne an diese ideale Praris dachten, sind die drei Kruppschen Generationen (Friedrich, geb. 1787, gest. 1826; ganz besonders Alfred, geb. 1812, gest. 1887; Friedrich Alfred, geb. 1854, gest. 1902) und die jetzigen Besitzer Herr und Frau Krupp von Bohlen-Halbach nicht am wenigsten beteiligt. Die Marime, die für den Arbeitsentgelt an sich in allen, selbst den ungünstigen Entwickelungsstadien dieses mächtigen

Betriebs in Geltung gehalten wurde, ist wiederum von Alfred Krupp in die leitende Formel gemünzt worden: Die Arbeiter sollen das Marimum bei uns verdienen, was eine Industrie bieten kann. Ferner verlangte er, daß die treuen Arbeiter auch in Zeiten ungünstigen Geschäftsganges weiter beschäftigt werden mußten, Entlassungen möglichst vermieden werden. Im Jahre 1848, als die Zeiten sich für die Fabrik besonders ungünstig gestalteten, ließ er das letzte Familiensilber einschmelzen, um seinen Arbeitern, die er nicht entlassen wollte, den Lohn zahlen zu können. Aber mit hohem Lohn allein war sein Ziel, die Wohlfahrt aller zum Fabrikverband Gehörigen zu begründen und zu fördern, nicht zu erreichen. Besonders die Erfahrungen der 60er und 70er Jahre zeigten dies. Damals waren infolge des industriellen Aufschwungs die allgemeinen Lohnsteigerungen an der Tagesordnung; auf der Kruppschen Fabrik betrug der Lohn im Durchschnitt: 1865 — 2,37 Mark, 1870 — 3,08 Mark, 1874 — 3,86 Mark. Aber die Leute waren dadurch nicht zufrieden geworden. Die höheren Löhne wurden bald wieder aufgezehrt durch die Steigerung der Preise für das zum Lebensunterhalt Notwendige, namentlich für Miete und Kostgeld. Alfred Krupp schrieb damals: „Niemals hat der Arbeiter so viel Lohn verdient, als gerade jetzt; es ist also nicht der geringe Lohn, der ihn unzufrieden macht, sondern der geringe Genuß von der Menge von Geld, namentlich die hohen Mieten und das teure Kostgeld." Aus dieser Erkenntnis heraus griff er durch den Bau von Wohnungen für die Verheirateten, die er dann unter Selbstkosten an seine Arbeiter vermietete, dem Übel an die Wurzel; ebenso errichtete er Logier- und Kosthäuser für die Unverheirateten und schuf schließlich eine weitverzweigte Konsum-Anstalt, welche gute und billige Waren, vor allem für den notwendigen Lebensbedarf lieferte. Die große Bedeutung der Wohlfahrtseinrichtungen in sozialer Hinsicht zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt im Fabrikverbande sah Alfred Krupp vor allem in ihrer lohnergänzenden Wirkung. Lohn und Bedarf des Arbeiters stehen in vielen Fällen in keinem geometrischen Verhältnisse; Größe wie besondere Umstände der Einzelfamilie schaffen Divergenzen in derselben Lohngrenze, während der Entgelt der Arbeitsleistung auf den Bedarf wenig, auf diese Divergenz gar keine Rücksicht nehmen kann. Hie Leistung, hie Lohn. In diese Gerechtigkeitsbresche, die der Geschäftsmarkt in kühler Berechnung legen mußte, sprang der ausgleichende, warme Wohlfahrtssinn Alfred Krupps. Die nach dieser von ihm aufgestellten Richtlinie geleitete Wohlfahrtspflege in dem ausgedehnten Fabrikbetrieb sollte herrliche Früchte zeitigen. Die Fabrikwohnungen — heute über 6000 an der Zahl allein bei der Gußstahlfabrik — werden in erster Linie an die älteren Arbeiter vermietet. Da die Miete heute kaum V» der ortsüblichen beträgt, stellen die Kruppschen Wohnungen eine Art von Altersprämien dar. Außerdem gewähren diese Wohnungen den kinderreichen Familien noch den besonderen Vorteil, daß sie hier auch in den Zeiten der Hochkonjunktur vor der Kündigung durch den Vermieter gesichert sind.

Die Konsum-Anstalt verkauft die Waren billig; sie muß nicht verdienen; der Überschuß wird als Rabatt den Käufern zurückvergütet; an diesem Vorteil partizipieren die größeren Familien also in besonderem Maße. Die Festsetzung der Verkaufspreise richtet sich je nach der Bedürfnisquote des Materials; für Brot, Fleisch, Butter, Schmalz, Hülsenfrüchte, Mehl, Kohlen usw. sind die Preise niedrigere, als die für mehr entbehrliche, geschweige denn Lueusartikel. Diese stets festgehaltene Preispolitik der Konsum-Anstalt macht es auch den größeren Arbeiterfamilien leichter, mit dem Lohn hauszuhalten. Die Kranken- und Pensionskassen mit den dazu gehörigen Einrichtungen — Krankenhaus, Erholungshäuser usw. — der Kruppwerke haben durch die Reichsversicherungsgesetzgebung nur wenig von ihrer Bedeutung als lohnergänzende Institutionen verloren. Die Pensionskasse gewährt neben den Bezügen aus den gesetzlichen Kassen hohe Pensionen nicht nur an Männer, sondern auch an Witwen und Waisen. Aus besonderen Stiftungen werden in Fällen des Bedürfnisses, namentlich wenn das pensionsfähige Dienstalter noch nicht erreicht ist, einmalige oder fortlaufende Unterstützungen gewährt. Diese Institutionen sind dem Arbeiterkreise des Kruppschen Kulturkreises zur fakultativen Benutzung geöffnet worden. Ausgenommen von dem Fakultativen sind allein die Pensions-, sowie die damals (50er Jahre) betriebene Fabrik-Krankenkasse. Für sie galt Beitrittszwang für alle. Bei ihrer Begründung war der Beitritt freiwillig; der sich mählich erweisende Zwang der Verhältnisse erforderte die Änderung des Grundstatuts. Die Einrichtung der Pensionskassen als selbständige Rechtssubjekte, welche im Falle der Dienstunfähigkeit usw. nicht Unterstützungen auf Zeit, sondern lebenslängliche Renten von bestimmter und beträchtlicher Höhe gewähren, erforderte die Beteiligung aller Werksgenossen, also die Beitrittspflicht aller. Der schon im Jahre 1836 gegründeten Fabrik-Krankenkasse ging's nicht anders. Der Beitritt war freiwillig; der Mitgliedsbeitrag belief sich anfangs auf 1 Silbergroschen wöchentlich; außerdem flossen die Strafgelder in die Kasse. Die Firma scheint die Arzt- und Apothekerrechnungen bezahlt zu haben. In den Jahren 1845—1847 war ein Kassenarzt fest angestellt. Das Krankengeld nahm keine Rücksicht auf die verschieden« Höhe des Verdienstes; es betrug bis zum Jahre 1841 5 Silbergroschen, später 7V2 werktäglich, für jene Zeit ein recht ansehnlicher Betrag. Wenn der Stand der Kasse es gestattete, wurden auch Unterstützungen an bedürftige Arbeiter und an Witwen gewährt. Die Verwaltung der Kasse lag in den Händen von Arbeiter-Deputierten. Die Beteiligung der Arbeiter an der Kasse schwankte zwischen 58 und 90 Prozent. Als die Zahl der Arbeiter im Anfang de, 50er Jahre stark zunahm, erwies sich die bisherige Einrichtung als unzulänglich, und es wurde 1853 auf einer breiteren Grundlage die „Kranken- und Sterbekasse der Gußstahlfabrik" gegründet, aus welcher im Laufe der Zeit die heutige Kruppsche Krankenkasse und die Arbeiterpensionskasse der Gußstahlfabrik hervorgegangen sind. Die Firma überwies der Kasse 100 Taler und verpflichtete sich, jedes Jahr den gleichen

Betrag zuzusteuern „unter der Bedingung, daß dieses so nützliche Institut gewissenhaft und so, wie dasselbe es verdient, von den Deputierten verwaltet werde". Der Beitrag für 2 Wochen wurde auf 3 Silbergroschen erhöht. Aus den Überschüssen der Kasse sollten Unterstützungen an dienstunfähige Arbeiter gewahrt werden. Im Jahre 1855 gehörten von 700 Arbeitern nur etwa 200 der Kasse an. Es wurde darum 1855 der Beitrittszwang angeordnet; auf andere Art war ein Gedeihen nachweislich unmöglich. Der Beitrag wurde erhöht und nach der Lohnhöhe abgestuft, ebenso das Kranken- und Sterbegeld. Die höchste (vierte) Verdienstklasse rechnete mit einem Tagesverdienst von 25 Silbergroschen und mehr; der Beitrag dieser Klasse für 2 Wochen betrug 8 Silbergroschen. Das tägliche Krankengeld wurde auf 12 Silbergroschen bei Familienpflege und 3 Silbergroschen bei Krankenhauspflege, das Sterbegeld für die vierte Klasse auf 15 Taler festgesetzt. Das Jahr 1858 brachte höchst bedeutsame Verbesserungen für die Krankenkasse, indem die Leistungen der Firma in ein festes Verhältnis zu de» Beitragsleistungen der Mitglieder gebracht wurden. Die Firma verpflichtete sich, 50 Prozent der Mitgliederbeiträge zu zahlen; sie erhielt den Vorsitz im Vorstand und verfügte in der Generalversammlung über V« der Stimmen. Es wurden 2 weitere Verdienstklassen mit einem versicherten Lohn von 30 resp. 35 Silbergroschen aufgesetzt. Für die Kasse wurde die Rechtsfähigkeit erlangt. Die damalige Kruppsche Kasse entspricht in ihren wesentlichen Einrichtungen, insbesondere in Hinsicht auf Beitrittszwang, Leistungen und Verfassung fast völlig den 3 Jahrzehnte später auf Grund der Reichsgesetzgebung geschaffenen gesetzlichen Krankenkassen. Im Laufe der Zeit sind die Einrichtungen der Kasse noch weiter ausgebaut, insbesondere die Leistungen wesentlich erweitert worden. Verheirateten Kranken wurde für Kinder unter 15 Jahren neben dem Krankengeld ein Zuschuß (Kindergeld) gegeben, und den Unfallverletzten wurde ein Zuschuß zum Krankengeld gesichert, so daß der Verletzte V« seines Lohnes erhielt. Ferner wurde eine Familienarztkasse errichtet, welche den Angehörigen der Kassenmitglieder in Krankheitsfällen freie ärztliche Behandlung gewährte. Seit 1885 unterliegt die Krankenkasse der Gußstahlfabrik den reichsgesetzlichen Bestimmungen über die Krankenversicherung. Die über den Rahmen des Gesetzes hinausgehenden sogenannten Mehrleistungen wurden eine Zeitlang durch eine besondere Krankenunterstützungskasse gewährt, die aber seit 1904 mit der Krankenkasse wieder vereinigt ist. Die Kasse erhebt zurzeit als Beitrag 4,5 Prozent des Lohnes, soweit derselbe 5 Mark für den Arbeitstag nicht übersteigt. In ihren Leistungen geht sie erheblich über das hinaus, was das Gesetz als Regelleistung festsetzt. Zur Ergänzung der Leistungen der Kasse bestehen noch besondere Stiftungen bei der Firma, deren Erträgnisse dem Vorstand der Kasse zur Linderung in Notfällen zur Verfügung stehen, namentlich können Barunterstützungen in Krankheitsfällen von sechswöchiger und längerer Dauer gewährt werden. Von den am 31. Dezember 1911 der Kasse angehörenden 35 400 Personen waren 25 800 mit dem gesetzlichen

Höchstlohn von 5 Mark versichert. Ein so versichertes Mitglied bezieht bei Krankheit ein Krankengeld von 3 Mark täglich, ein Familienvater mit 3 Kindern 3,75. Etwa 20 000 Versicherte haben sich noch Nebenkassen angeschlossen, von denen Zuschußkrankengeld bis zu 3 Mark für den Tag gezahlt wird, so daß Krankengeldbezüge von mehr als 6 Mark keine Seltenheit sind. Im Jahre 1911 haben die Mitglieder 1 342 000 Mark, die Firma 670 000 Mark an Beiträgen geleistet. Für Behandlung durch Ärzte und Heildiener, für Arznei, Heilmittel unv Verbandstoffe, an Sterbegeld und an Kur- und Verpflegungskosten in Krankenanstalten wurden gleichzeitig 907 000 Mark aufgewandt. An Krankengeld hat die Kasse 1222 000 Mark gezahlt. Die Werke besitzen ein eigenes Krankenhaus, das in erster Linie für die Mitglieder der Krankenkasse bestimmt ist. Es verdankt seine Entstehung dem Kriege von 1870/71. Alfred Krupp ließ damals ein Barackenlazarett mit 100 Betten für verwundete Soldaten errichten und überwies dasselbe 1872 der Fabrik. Das Krankenhaus wurde im Laufe der Zeit erheblich erweitert; 1888 sind auch Abteilungen für Frauen und Kinder von Werksangehörigen eingerichtet worden. Im ganzen stehen heute 355 Betten zur Verfügung. Die Angehörigen der Kassenmitglieder werden in dem Krankenhause zu ermäßigten Sätzen verpflegt und behandelt. Im Jahre 1903 wurde als eine weitere Fürsorgeeinrichtung, deren Genehmigung noch durch F. A. Krupp erfolgt war, die Kruppsche Zahnklinik begründet, zu deren Benutzung hauptsächlich die Mitglieder der Kruppschen Krankenkassen berechtigt sind. Die im Jahre 1853 ins Leben gerufene Pensionseinrichtung wurde erst 1858 in die Form eines als Rente zu beanspruchenden Pensionsrechts gegossen. Dieses Jahr ist also ihr Gründungsjahr zu nennen. Zunächst gab's drei nach der Dienstzeit bestimmte Klassen; trat die Arbeitsunfähigkeit nach einer Dienstzeit von mindestens 35 Jahren ein, wurde der ganze Lohn, nach 25 bis 35 Jahren V» und nach 20 bis 25 Jahren die Hälfte des mittleren letztverdienten Lohnes, soweit er 40 Silbergroschen für den Tag nicht überstieg, als Pension gewährt. Die Pensionsberechtigung wurde nach 20, bei Verrichtung schwerer Arbeit, z. B. im Feuerbetriebe, nach 15 Dienstjahren erlangt. Die Witwen pensionierter oder ihrem Dienstalter nach pensionsberechtigter Mitglieder erhielten eine pensionsmäßige Unterstützung in Höhe von V« der Pension des Mannes. Wer infolge Betriebsunfalles arbeitsunfähig wurde, erhielt den vollen Lohn als Pension, jedoch aus der Geschäftskasse; die Witwen dieser Pensionäre bekamen V« der Pension des Mannes. Die anderen Witwen erhielten nur Unterstützungen aus dem Pensionsfonds. In dieser Verfassung hat die Pensionseinrichtung bis zum Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes bestanden. Dieses Gesetz machte eine Trennung der beiden Versicherungszweige erforderlich, und am 1. Januar 1885 trat die Arbeiterpensionskasse für die Gußstahlfabrik als selbständig organisierte Kasse ins Leben. Sie übernahm den bei der alten Krankenkasse angesammelten Pensionsfonds in Höhe von 1'/- Millionen Mark und die auf Grund

des früheren Reglements bereits bewilligten Pensionen. Gleichzeitig wurden Pensionen für Witwen und Waisen eingeführt, und die Witwenpension wurde auf V, der Pension des Mannes festgesetzt. Im Jahre 1886 wurden Teilpensionen für Halbinvaliden eingeführt, die nach Ablauf der für Ansprüche festgesetzten Dienstzeit sogenannte Invalidenbeschäftigung auf dem Werk verrichten. Weiter wurde der pensionsfähige Arbeiterverdienst von 4 Mark auf 6V« Mark für den Arbeitstag, oder 2000 Mark für das Jahr erhöht. Die Witwenpension wurde auf 50 Prozent der Pension des Mannes heraufgesetzt. Zur Deckung der größeren Leistungen brachte die Firma ihre Beiträge auf die gleiche Höhe der Mitglieder-beiträge, erhöhte sie also auf das Doppelte des bisherigen Betrages. 1895 wurden die Beiträge allgemein erhöht und für beide, Mitglieder und Firma, auf je 2V- Prozent des Arbeitsverdienstes festgesetzt. Die Pensionierung wurde un-abhängig vom Nachweis der Dienstunfähigkeit bei erreichtem 65. Lebensjahre nach Ablauf der zur Pensionierung berechtigenden Dienstzeit, sowie nach Ableistung von 40 Dienstjahren bedingungslos, gemacht. Die Pension für ein Kind unter
-
15 Jahren wurde auf 10 Prozent der Pension des Vaters firiert. Der Höchst betrag der für Witwe und Kinder zahlbaren Pension beträgt 90 Prozent. Für Vollwaisen werden 15 Prozent gezahlt. Ende 1911 hatte die Pensionskasse 34 581 Mitglieder; rund 9800 Personen fanden in diesem Jahre ihre Versorgung durch die Kasse. Bis Ende 1911 sind 26V- Millionen Mark an Pensionen gezahlt worden. Die Rücklage der Kasse beträgt über 24V2 Millionen Mark. Neben den regelmäßigen Beiträgen hat die Firma zu Zeiten außergewöhnliche Zuwen-dungen gemacht. Diese betrugen von 1895 bis 1911 rund 4 Millionen Mark.
Die Verwaltungskosten trägt die Firma allein. Es ist Alfred Krupps unvergeß-liches Verdienst, den großen Gedanken der Arbeiterversicherung schon in so früher Zeit der praktischen Verwirklichung entgegengefnhrt zu haben. ?ueta l«yunntnr.
Seine Wohnungsfürsorge hat die gleiche gerade Linie, deren Zeichnung und Ver-folgung nur dem Genie gegeben ist. Sie nimmt ihren Anfang zu Beginn der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Fabrik, die 1860 rund 2000 Mann beschäftigte, zählte 1867 6900; 71 — 8900; 73 — 11 600 Arbeiter. Woher Woh-nung nehmen für diese stationäre Armee? Mit einem Aufwand von rund 12 Milli-onen Mk. schuf er, unter Anspannung seines Kredits, in kurzer Zeit große Kolonien mit 2500 Wohnungen. In den Jahren 70 bis 74 entstanden die heute unmittelbar an die Fabrik angrenzenden Kolonien „Nordhof", „Westend" und „Schoderhof". ferner im Westen der Fabrik der „Cronenberg", der „Bannhof" usw. Für die unverheirateten Arbeiter wurde eine Arbeitermenage errichtet, in der 600 Leute Wohnung fanden und die doppelte Anzahl gespeist werden konnte. Von den bis 74 errichteten Familienwohnungen bestand etwa die Hälfte aus zweiräumigen Wohnungen, d. h. es waren eine Wohnküche und eine Schlafstube vorhanden.
Die andere Hälfte war zumeist dreiräumig, ein kleiner Teil vierräumig. Alfred Krupp wollte, daß die Häuser Besitz der Fabrik bleiben sollten; sie wurden darum

nur vermietet. Wo immer nur die Dkonomie Spielraum gelassen, grünt und blüht und rankt's sich mitten im geschäftigen Treiben, durch den Ruß, den Dampf, den Rauch hindurch. Alfred Krupp's ästhetischer Gesundheitssinn geht um. Seine dritte Gründung, die Konsumanstalt, stammt aus dem Jahre 1868. Er selbst schrieb über die Ziel- und Zweckrichtung im Jahre 1873: „Die Konsum-anstalt hat in erster Reihe die Bestimmung, für die geringsten Arbeiter, die mit dem Wenigsten auskommen müssen, die Bedürfnisse billigst zu beschaffen. Das war der Grund der Stiftung. Es ist die Ausführung nach allen Richtungen er-folgt, und Gegenstände des Lurus werden beschafft. Jede nützliche weitere Aus-beutung zum Vorteil aller kann nur angenehm sein, jedoch soll man in der Be-friedigung der Bedürfnisse nicht vergessen, daß die Ärmsten zuerst bedacht werden müssen." Zu dieser Anstalt gehören eine Schneiderei, Schusterei, Schlächterei, Bäckerei usw. usw. Die Anstalt besitzt eine große Anzahl von Verkaufsstellen, die nur den Angehörigen der Kruppschen Werke offenstehen; nur gegen Barzahlung wird verkauft. Im Jahre 1910/11 sind 43 897 Warenkontobücher ausgegeben worden. Von den oben besprochenen Rabattvorteilen, in die der jeweilige Überschuß aufgeteilt wird, sind im Jahrgang 1890/91 auf ein Arbeiter-Warenkontobuch 345 Mk., im Jahrgang 1910/11 681 Mk. gefallen. Dies sind im Verhältnis zum durch-schnittlichen Arbeitslohn im ersten Jahre 28 Prozent, im letzten 41 Prozent. Bei dem Einkaufsübergewicht der Anstalt stellt sie, die nach sozialtechnischen Fürsorge-tendenzen als pktnioue» prineiM arbeitet, einen preisregulierenden Faktor dar, der namentlich in Zeiten einer Hochkonjunktur bei rascher Zunahme der Bevöl-kerung ein Schutz ist gegen unangemessene und übertriebene Erhöhungen der Warenpreise. In Verbindung mit dem Wohnungsbau zu Anfang der 70er Jahre stand die Begründung einer simultanen Volksschule durch Alfred Krupp. Sie umfaßte z. Zt. je 8 Klassen für Knaben und Mädchen. Der simultane Charakter, den diese Schule in der beginnenden Zeit des Kulturkampfes erhielt, wurde bis zum Jahre 1905 festgehalten. Dann wurde die Schule von der Stadt Essen übernommen. Die im Jahre 1875 von Krupp begründete Industrieschule wird aber noch heute von der Firma unterhalten. Es ist dies eine Frauen-Arbeltsschule, welche die Aufgabe hat, Mädchen über 14 Jahre und Frauen in allen weiblichen Handarbeiten, namentlich im Hand- und Maschinennähen, im Kleidernähen und Sticken, in kunstgewerblichen Arbeiten und im Plätten gründlich auszubilden, und zwar nicht nur für Zwecke des eigenen Hauswesens, sondern auch zur Förderung der Erwerbsfähigkeit. Die Zahl der Schülerinnen beträgt zurzeit rund 380. Für schulpflichtige Töchter von Werksangehörigen bestehen noch Handarbeltsschulen, in denen im Stricken, Häkeln und Nähen Unterricht erteilt wird. Die Schulen werden zurzeit von etwa 3500 Kindern besucht; der Unterricht findet zweimal in der Woche statt. Im Jahre 1877 wurde der Lebensversicherungsverein gegründet. Er hat den Zweck, die Ausbreitung der Lebensversicherung unter den Angehörigen der Fabrik zu fördern und als Vermittler die Versicherungsaufnahme selbst zu

erleichtern. Gleichzeitig wurde eine Kasse eingerichtet, welche durch Gewährung von Rabatt auf die Prämien die Lebensversicherung für die Werksangehörigen verbilligen und in Notfällen die Aufrechterhaltung der Versicherung durch Vorschüsse oder zeitweilige Bezahlung der Prämien ermöglichen soll. Mit einer Reihe von Versicherungsgesellschaften wurden Verträge abgeschlossen; die dabei erzielten Vergünstigungen fließen in die Vereinskasse. Durch Vermittelung dieses Vereins sind 17 045 Versicherungen mit rund 36 Millionen abgeschlossen worden, und in 2477 Fällen sind rund 4 Millionen Mk. fällig geworden. Zurzeit sind 9431 Policen mit rund 22 Millionen Mk. Kapital vorhanden, und es wird auf die Prämien der Mitglieder ein Rabatt von 5—8 Prozent aus der Vereinskasse gewährt. An Unterstützungen zur Aufrechterhaltung der Policen wurden im letzten Jahre rund 10 000 Mk. verausgabt. Alfred Krupp hatte dem Verein 50 000 Mk. überwiesen. Auf diesen drei Grundpfeilern, die Alfred Krupp gefestet hat, — Pensionskasse, Wohnungsfürsorge und Konsumanstalt — ruht die gesamte Kruppsche Wohlfahrtspflege. Dem Ausbau der väterlichen Gründungen war die werktätige Liebe Friedrich Alfred Krupp's, des würdigen Sohnes des großen Vaters, zugedacht. Zunächst zog er den von den Vorteilen dieser Segnung bedachten Menschenkreis weiter, dehnte ihn auf die Beamtenschaft aus. Im besonderen galten seine Bestrebungen der Förderung des Unterrichts, der Erholung und des Sports, der allgemeinen Bildung und Unterhaltung; eine ganze Reihe von Einrichtungen, welche diesen Zwecken dienen, sind in der Zeit von 1887—1902 neu entstanden. Auch zur Hebung des Sparsinns schuf er neue Einrichtungen. Aber mit gleichem Interesse pflegte er den Weiterbau des Bestehenden. Gleich nach dem Tode des Vaters begründete er die „Arbeiterstiftung" mit einem Stiftungskapital von 1 Million Mk. Sie galt der Unterstützung in Fällen unverschuldeter Not von Arbeitern und von Witwen und Waisen solcher Arbeiter, die vor Erreichung des pensionsfähigen Dienstalters gestorben sind. Ferner wurden Fälle von andauernder Krankheit, in denen die Leistungen der Krankenkasse aufhören oder nicht ausreichen, auf die Stiftung verwiesen. Die Stiftungsmittel dürfen auch verwendet werden, um Anstalten zur Förderung des leiblichen und geistigen Wohls der Arbeiter zu errichten oder bestehende Anstalten dieser Art zu unterstützen. Die Verwaltung der Stiftung ist einem aus Beamten und Arbeitern zusammengesetzten Kuratorium übertragen. Gleichen Zwecken dient die „Invalidenstiftung", welcher F. A. Krupp im Jahre 1897 gleichfalls 1 Million Mk. überwies. Auch sie dient einer Ergänzung der staatlichen Fürsorge für den Arbeiter und seine Familie. Ihre Verwaltung ist dem Kuratorium der Arbeiterstiftung übertragen. Durch weitere Zuwendungen ist das Kapital dieser Stiftungen am 1. 1. 1912 auf die Höhe von rund 8'/? Millionen gebracht worden, so daß für das laufende Jahr ein Ertrag von rund 325000 Mk. zu Unterstützungszwecken zur Verfügung steht. In weitgehendem Maße sorgte F. A. Krupp auch für die Beamtenschaft. 1890 wurde mit einem Kapital von V2 Millionen Mk. die Beamten-Pensions-, Witwen-

und Waisenkasse begründet, der jeder Kruppsche Beamte mit einem Diensteinkommen von mehr als 2000 Mk. beizutreten hat. Beim Eintritt in die Kasse ist ein Monatsgehalt zu entrichten, weiterhin 3 Prozent des Iahresgehalts als laufender Beitrag. Denselben Betrag leistet auch die Firma, welche überdies der Kasse inzwischen 4,65 Millionen Mk. zugewendet hat. Die Pensionsberechtigung wird mit 5 Dienstjahren erlangt. Der Höchstbetrag des pensionsfähigen Diensteinkommens ist auf 10 000 Mk. festgesetzt. Die Pension beträgt "/»» des Gehalts bei Eintritt der Pensionsberechtigung und steigt alljährlich um V«° bis zu vollendetem 35sten Dienstjahre. Die Höchstpension beträgt also nach 35 Jahren bei 10000 Mk. Gehalt 7500 Mk. Die Mindestpension bei 2000 Mk. nach 5 Jahren 500 Mk. Witwen und Waisen sind ebenso pensionsberechtigt; die Pension der Witwe beträgt die Hälfte, die der Waisen nach 18 Jahren V-» der Pension des Mannes. Nach dem Abschluß zum 30. 6. 1911 zählte diese Kasse 4120 Mitglieder. Das Vermögen der Kasse betrug rund 11 Millionen Mk. Die Leistungen betrugen 1910/11 an Pensionäre 473500 Mk., an Witwen 214300 Mk., an Kinder 11950 Mk., an Unterstützungen 3250 Mk. Seit ihrem Bestehen hat die Kasse 6V. Millionen Mk. ausbezahlt. Neben dieser Kasse wurde die Unfallversicherung für die der reichsgesetzlichen Versicherung nicht unterstehenden Beamten eingerichtet. Die Renten betragen, wenn der Betriebsunfall Erwerbsunfähigkeit verursacht, '/, des Gehalts, im Todesfalle erhält die Witwe 20 Prozent, jedes Kind bis zum 18. Lebensjahre 15 Prozent, die Hinterbliebenen im ganzen höchstens 60 Prozent des Gehalts. Im Jahre 1900 errichtete A. F. Krupp ein Sparbureau auf breiterer als bisher bei der Firma eingeführt gewesenen Grundlage. Bisher konnten die Beamten Spargelder in Höhe von mindestens 200 Mk. gegen 5 Prozent Verzinsung bei der Firma anlegen; von dieser Einrichtung machen heute über 6000 Personen mit rund 30 Millionen Mk. Einlage Gebrauch. Auch hatte die Konsumanstalt die Vermittelung von Spareinlagen bei der städtischen Sparkasse und den Verkauf von Sparmarken übernommen. Die neu geschaffene Spareinrichtung ist in der Art mit der Lohn- und Gehaltszahlung verbunden, daß auf Antrag regelmäßige Sparbeiträge in Höhe von 1 bis 20 Mk. für 14 Tage einbehalten werden. Die Beteiligung ist eine durchaus freiwillige und kann jederzeit aufgehoben werden. Die Spargelder werden bei der städtischen Sparkasse in Essen angelegt. Die Vorteile für den Sparenden bestehen darin, daß die Firma die Sparkassenzinsen durch entsprechenden Zinszuschuß auf 5 Prozent erhöht und daß alljährlich ein weiteres Prozent der gesamten Spareinlagen in Form von Sparprämien nach der Höhe der Sparguthaben verlost wird. Die Beteiligung beträgt 4775 Personen mit über 1 Million Mk. Guthaben. Der weitere Ausbau der Wohnungsfürsorge begann Ende der 80er Jahre mit einem Versuch, durch Gewährung von Darlehn einem Teil der Arbeiterschaft die Erwerbung eines eigenen Hauses zu ermöglichen oder zu erleichtern. V- Million Mk. wurde für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Die Erfahrungen indes befriedigten nicht überall. In Essen selbst vor allem waren

die Verhältnisse der Großstadt dem Versuch nicht günstig. Die Spekulation trat hindernd in den Weg. A. F. Krupp wählte für Essen darum den Weg des Darlehns an gemeinnützige Baugenossenschaften. Der beste Weg blieb aber immer der Bau von Wohnungen durch die Firma selbst. Die Zahl der Werkswohnungen stieg von 3400 im Jahre 1887 auf 4300 im Jahre 1902. „Bannhof" und „Cronenberg" wurden, soweit wie möglich, erweitert. 1894 wurde die Kolonie „Alfredshof" angelegt. Hier im freien Felde kam zuerst das System des Einzelwohnhauses zur Anwendung. 1899 wurde mit dem Bau der Kolonie „Friedrichshof" begonnen; auf den Außenwerken, wo im Jahre 1887 531 Wohnungen errichtet waren, wurden 1902 solcher 1307 gezählt. Hieran reiht sich der bekannte „Altenhof", das Invalidenheim Krupps, auf dem sich auch das mit einem Stiftungskapital von 300 000 Mark ausgestattete Kaiserin-Augusta-Viktoria-Erholungshaus befindet. Besondere Liebe hat F. A. Krupp auf die Errichtung von Anstalten für die Erziehung und den Unterricht der Kinder, sowie für Belehrung, Fortbildung und Unterhaltung seiner Untergebenen verwendet. 1890 begründete er die Stipendienstiftung mit einer Iahreszuwendung von 12 000 Mark. Sie dient der besseren technischen Ausbildung der Söhne von Meistern und Arbeitern. Die zur selben Zeit errichtete Haushaltungsschule hat den Zweck, schulentlassene Töchter der Arbeiter durch praktische Anleitung in der Führung eines einfachen Haushaltes auszubilden. Der Unterricht in dem eigens zu diesem Zwecke errichteten Schulgebäude dauert 4 Monate. 1890 wurde für Erholung, Unterhaltung und Sport das Beamtenkasino erbaut und von F. A. Krupp dem gleichzeitig gegründeten Kasinoverein Kruppscher Beamten angegliedert; 1894 entstand das Werkmeisterkasino. Aus dem Jahre 1884 stammt die F. A. Kruppsche Gründung des Essener Turn- und Fechtklubs, für welchen ein besonderes Gebäude errichtet wurde, das einen großen Turn- und Fechtsaal, einen kleineren Saal mit Apparaten für Heilgymnastik und eine Badeeinrichtung enthält. An das Gebäude schließen sich die Tennisplätze an. Eine der anmutigsten der F. A. Kruppschen Schöpfungen ist das Bootshaus, das Krupp im Jahre 1899 unterhalb des Kruppschen Herrenhauses, des „Hügels" erbauen ließ. Der allgemeinen Bildung und Unterhaltung dienen endlich die zwei F. A. Kruppschen Gründungen aus dem Jahre 1899: der Bildungsverein und die Bücherhalle. Ersterer dient der Pflege allgemeiner Bildung und bildender Unterhaltung seiner Mitglieder. Er veranstaltet Vortragsabende, an welchen gemeinverständliche, tunlichst durch Lichtbilder oder Erperimente anschaulich gemachte Vorträge gehalten werden; Unterhaltungsabende, an welchen durch musikalische und deklamatorische Vorträge sowie dramatische Aufführungen Erholung und Unterhaltung geboten werden; Unterrichtskurse und Vortragsreihen des verschiedensten Inhalts; Pflege des Gesanges und der Instrumentalmusik und sonstige Veranstaltungen, für die sich ein Bedürfnis geltend macht. Seit mehreren Jahren steht dem Verein in der Wochenzeitschrift „Nach der Schicht" ein eigenes Organ zur Verfügung. Der Verein zählt 3270 Mit-

!>l Gustav Krupp von Bohlen und Halbach und Frau Bcrtha, geb. Krupp.

EMPTY

glieder; aus seinen Veranstaltungen ist der Essener Museumsverein hervorgegangen, der neben seinem großen Tätigkeitsplan neuerdings auch die Jugendpflege in sein Programm aufgenommen hat. Die Bücherhalle wurde 1899 eröffnet. Sie wurde mit 8000 Bänden eröffnet, während heute rund 82 000 in ihr vorhanden sind. F. A. Krupp hat mit seinen Schöpfungen ein herrliches Denkmal seines weitsichtigen, warmen sozialökonomischen Tätigkeitsdranges hinterlassen. Seine Witwe setzte mit löblichem Eifer sein Werk fort. 1903 wurden die Kruppschen Werke in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt. Den jetzigen Besitzern, Herrn und Frau Krupp v. Bohlen-Halbach ist es zu danken, daß die Kruppsche Note trotzdem dem Geiste dieser vorbildlichen Werke erhalten bleibt. Möge dieses Vorbild, insbesondere nach der sozialökonomischen Seite hin, weiter wirken wtra mnrn» et extra zum Ruhme und Segen deutschen Arbeitsgeistes.

Paul Lindenberg:

Ferdinand I., König der Bulgaren.

In der ersten Iulihälfte des Jahres 1887 tauchten in den Wiener Blättern Notizen auf, die sich mit der Nachricht beschäftigten, daß die bulgarische Regierung ernstlich an eine Wahl des Prinzen Ferdinand von Coburg zum Fürsten von Bulgarien dächte. Man belächelte zunächst diese Mitteilungen als eine Frucht der journalistischen sommerlichen Ebbezeit, denn man kannte den Prinzen Ferdinand in seiner Vaterstadt Wien recht gut und schätzte ihn in vielen Kreisen als liebenswürdigen, bescheidenen, sich gern wissenschaftlich beschäftigenden Menschen, aber man hatte nie gehört, daß er sich je mit Politik abgegeben oder gar von ehrgeizigen Wünschen nach einer Krone erfüllt gewesen wäre. Bald aber konnte man nicht mehr an der Wahrheit jener Gerüchte zweifeln; die in der alten bulgarischen Zarenstadt Tirnovo zusammengetretene Große Sobranje hatte den Prinzen einstimmig zum Fürsten des jungen Reiches erkoren und sich alsbald eine zehngliedrige Deputation jener Nationalversammlung nach dem unweit der österreichischen Kaiserstadt gelegenen Schlosse Ebenthal begeben, der elterlichen Besitzung des Prinzen, der sich dort aufhielt und den bulgarischen Abgesandten die Annahme der ihm angetragenen Würde erklärte. Hei, wie rauschte und brauste es nun durch den Blätterwald. In allen Tonarten wurde gewarnt und beschwichtigt, auch gedroht und geunkt, die Offiziösen ersuchten den Prinzen, von seinem „Argonautenzuge" nach Bulgarien abzusehen, da Österreich nicht für sein abenteuerliches Unternehmen und nicht einmal für seine persönliche Sicherheit die geringsten Garantien übernehmen könne, man müßte ihm auf das dringendste von seinem Vorhaben abraten, das niemandem, am wenigsten ihm, Nutzen bringen dürfte. Und es hieß in einer dieser vom Wiener Ballplatze beeinflußten Auslassungen: „Prinz Ferdinand Coburg geht aus eigenem Entschlusse, auf eigene Gefahr, ohne Ermutigung der Mächte und ohne Bestätigung durch die Pforte nach Bulgarien; sein Regime ist mit den Bestimmungen des Berliner Vertrages nicht in Einklang zu bringen. Dieser Tatsache muß er sich bewußt bleiben, mit ihr wird er zu rechnen haben, wenn er sein Glück auf der Balkanhalbinsel herausfordert."

Ein Vierteljahrhundert später widmen dieselben Blätter dem gleichen Prinzen, der unterdessen König der Bulgaren geworden und mit seiner Gemahlin sowie seinen beiden Söhnen zum Besuche des Kaisers Franz Josef in Wien eingetroffen ist, die wärmsten Willkommensartikel. Seinen großen Erfolgen, die er für Bulgarien errungen hat, ohne die Sicherheit seines Landes oder den Frieden Europas zu gefährden, seiner klugen Führung, die auch unter den schwierigsten Verhältnissen nicht versagte und dem bulgarischen Volke eine ruhige Entwickelung in stetig

fortschreitender Arbeit ermöglichte, wurde die lebhafteste Anerkennung gezollt und bemerkt, daß auf dem Vertrauen, das sich der König auf solche Weise erworben, die Sympathien beruhen, deren er sich überall erfreut. — Dieses eben erwähnte Vertrauen klang auch eindringlich und herzlich in den Trinksprüchen wider, die in Schönbrunn Kaiser Franz Josef, und wenige Tage später im Neuen Palais bei Potsdam Kaiser Nilhelm dem Herrscher Bulgariens, den Seinen und der bulgarischen Nation gewidmet hatte.

Das war eine andere Tonart, als wie jene vor fünfundzwanzig Jahren, und sie zeigt am deutlichsten, was der bulgarische Zar in diesem Zeitraume seiner Regierung geleistet und was er erreicht. Ein wagemutiger Jüngling war ausgezogen, um ein ihm gewiß in schillernden Farben gezeigtes Phantom zu erringen, ein auf der Höhe des Lebens, der Kraft und Macht stehender Fürst kann mit aufrichtiger Befriedigung auf den langen und oft genug recht harten Weg zurückblicken, der ihn zu dem festgesetzten Ziele geführt. Dazu gehörte eine ernste, selbstbewußte, auf sich und seinen Stern vertrauende Natur, die sich keinerlei trügerischen Hoffnungen hingab, ihre Lehren aus der Vergangenheit zog, kühl mit der Gegenwart rechnete und klug die Zukunft in Betracht zog. So zeigt sich uns, wenn wir auf sein bisheriges Lebenswerk zurückblicken, König Ferdinand, der, wie alle Menschen und unter ihnen nicht zuletzt die Fürsten, auch manchen Irrungen und Wirrungen unterworfen war, der sich aber nie hierdurch entmutigen ließ und mit kühlberechnender Bedächtigkeit auch die hartnäckigsten Aufgaben zu lösen verstand, mit den politischen Vorteilen auch stets wirtschaftliche verbindend, daneben einsichtig die kulturelle Hebung des Volkes in Betracht ziehend. Recht lange schwankte das Bild des Königs in wechselnder Beleuchtung, wobei mit Vorliebe grelle Farben aufgetragen wurden, an herben Verdächtigungen, die nicht immer lauteren Gründen entsprungen, fehlte es nicht; die Parteileidenschaften bulgarischer Politiker vereinten sich mit der Unkenntnis europäischer Journalisten, um ein Zerrbild herzustellen, das geeignet war, die freundlichen Gefühle für Fürst und Land in herber Weise zu beeinträchtigen. Das ist in den letzten Jahren erheblich besser geworden und kennzeichnet gleichfalls den Umschwung der Verhältnisse.

Wenn wir heute sachlich die Laufbahn des Königs überschauen, so tritt klar sein Bestreben hervor, daß er von Anfang an nur bulgarischer Herrscher sein wollte, jedem waghalsigen Unternehmen im Interesse des Fürstentums abgeneigt, da er des letzteren von ihm ersehnte Wohlfahrt nur auf friedlichen Pfaden fördern konnte. Hand in Hand damit ging sein Bestreben, alles zu verhüten, was die Großmächte zu einer Einmischung in die inneren Verhältnisse Bulgariens hätte veranlassen können, die stets mit Argwohn nach jenem Wetterwinkel am Balkan blickten und nur immer Gefahrbringendes für den so ängstlich gehüteten europäischen Frieden von dort erwarteten. Bulgarien mußte zunächst den Bulgaren selbst überlassen bleiben, das heißt mit anderen Worten, es mußte nach der

letzten unruheerfüllten Periode eine Zeit der inneren Beruhigung eintreten, um
die Entspannung der leidenschaftlich erregten Gemüter herbeizuführen und sie auf
die Ziele hinzulenken, die innerhalb der heimatlichen Grenzen lagen und mit denen
aufs engste Gedeihen und Fortschritt des Landes verbunden waren.
Wie klar Fürst Ferdinand bald nach seinem Eintreffen in Sofia die Lage über-
schaute, und welche Richtschnur er sich für sein ganzes Verhalten gleich nach
Antritt seiner Regierung genommen, geht aus seinen Äußerungen hervor, die er
zu einem ihn damals besuchenden Vertrauten gemacht: „Man kennt in Europa
noch viel zu wenig das bulgarische Volk. Ich habe es, bevor ich nach Bulgarien
kam, auch nicht so gekannt, wie jetzt. Man muß eben in einem Lande leben, um
es richtig beurteilen zu können. Bücher und Berichte geben immer nur eine sub-
jektive Darstellung. Der Bulgare hat vor allem ein ausgebildetes National-
bewußtsein, wie wir es sonst in dem Maße nur bei jenen Völkern finden, die
auf einer hohen Kulturstufe stehen. Durch verschiedene politische Einflüsse oft
mißbraucht und getäuscht, ist der Bulgare begreiflicherweise sehr mißtrauisch
geworden; die Aufgabe der bulgarischen Staatsmänner muß hauptsächlich des-
halb darauf gerichtet sein, das eingerostete Vertrauen wieder aufzufrischen. Die
verschiedenen schädlichen Einflüsse haben auch das Rechtsbewußtsein, zumal unter
der niederen Klasse der Bevölkerung, erschüttert; auch dieses Rechtsbewußtsein
muß also allmählich wieder hergestellt werden. Wir müssen Gesetze geben, welche
die Rechtsverhältnisse des Volkes regeln, und überhaupt auf allen Gebieten Zu-
stände zu schaffen suchen, wie sie der Eigenart der Bevölkerung entsprechen. Das
sind nun freilich große und wichtige Aufgaben, solche, die nicht im Handumdrehen
gelöst werden können. Dazu braucht man Jahrzehnte und aufopferungsfähige,
geschulte und energische Männer, vor allem aber ruhige Verhältnisse. Wenn uns
Europa in unserer Entwickelung nicht stört, dann wird man staunen, was in
einem kleinen Lande mit den bescheidensten Mitteln zum Wohle der Nation
gesch«hen kann. Aber in Ruh' muß man uns lassen!"
Wie einsichtig der junge Fürst die Zustände beurteilte und wie richtig er
sich sein eigenes Verhalten vorgezeichnet, beweisen die ersten Jahre seiner Regie-
rung und deren Ergebnisse. Er mischte sich zunächst nicht oder doch nur möglichst
wenig in die innerpolitischen Zustände ein, die außerordentlich verwickelt waren,
und suchte sich auf vielfachen Kreuz- und Querfahrten mit der Stimmung im
Lande, mit Wesen und Art der Bevölkerung, mit der allgemeinen sozialen und
wirtschaftlichen Lage in Stadt und Dorf bekannt zu machen, daneben im stillen
seine Aufmerksamkeit dem Parteigetriebe und dessen Führern widmend. Ein«
schnelle und scharfe Beobachtungsgabe, ein sicheres Erkennen der menschlichen
Vorzüge und Schwächen, ein rasches Erfassen und Verstehen fremder Ideen,
Wünsche und Pläne kam ihm hierbei sehr zu statten. Denn von früh an hatte
er das lebhafteste Interesse gehabt für Naturkunde und Geschichte, hatte seinen
Blick auf weiten Fahrten, die ihn durch ganz Europa, nach dem Orient und dem

südlichen Amerika geführt, geschärft und verfügte über ein sich nach außen gelassen zeigendes, im Innern aber alles Wichtige sogleich in Berechnung ziehendes Anpassungsvermögen. Vereinen sich doch in ihm von den Coburgern her deutsche Gründlichkeit und Zähigkeit mit der von den Drlsans her ererbten Gabe des scheinbar gemächlichen Abwartens und des umsichtigen Ausnutzens jeder günstigen Situation. Das Bindeglied dieser beiden Eigenschaften bildete der tiefverinnerlichte Wunsch, den Platz, den ihm das Geschick angewiesen, mit Hingebung seiner ganzen Persönlichkeit würdig auszufüllen und vor dem gerechten Urteil Europas gerecht zu bestehen. Nie hat er sich Illusionen hingegeben, daß die übernommene Aufgabe leicht zu bewältigen wäre, er hat ihre Schwierigkeiten in allen Einzelheiten erkannt und war nicht enttäuscht über Fehlschläge, die nicht ausgeblieben. Stets stand er auf realem Boden und hatte den für Fürsten so oft gefährlichen Fehler vermieden, sich nach eigner Lust und Laune eine eigene Welt zu bilden, die nichts mit der Wirklichkeit gemein hat. Von früh an hatte seine Mutter, die Prinzessin Clementine, eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit, den Sinn ihres Lieblingssohnes auf das Große und Hohe gerichtet, hatte dem lauschenden Knaben, des Morgens an seinem Bette sitzend, aus französischen Geschichts- und Erzählungsbüchern vorgelesen und das Gelesene aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen zu vervollständigen und interessant zu formen gewußt. Sie war dem Sohn nach Bulgarien gefolgt und hatte mit außerordentlich feinem Takt und Gefühl die Herzen in Sofia gewonnen, manch politische und soziale Schwierigkeiten ebnend, die aus der Eigentümlichkeit der damaligen Stellung des Fürsten und seiner Regierung hervorgingen. In ihrem Salon konnte sie die Diplomaten empfangen, deren Beziehungen zu ihrem Sohne noch unbestimmt waren, sie stellte sich an die Spitze einer Gesellschaft, in der die Frauen eben anfingen, sich von der strengen Abgeschlossenheit orientalischen Lebens zu entfernen, sie tat viel für das Schulwesen und für Wohltätigkeit, gern mit vollen Händen aus ihren reichen Mitteln spendend. Man nannte sie dankbar „die Mutter Bulgariens", und bei einem Rückblick auf das Leben ihres Sohnes muß man ihrer mit tiefer Verehrung gedenken, wie auch des Vaters des Königs, der seine Freude an erlesenen Kunstwerken, mit denen er sein Wiener Palais reich geschmückt, und an anregender wie gewählter Gesellschaft, in der jeder bedeutende Mensch, weß Namens und Standes, willkommen war, von früh an seinem Sohne mitgeteilt hatte.

Mehrere Jahre vergingen, ehe Fürst Ferdinand mit gereiftem Sinn und gestählter Hand in die Geschicke des Landes eingriff. Es war ein Prüfstein, ob er sich Vertrauen erworben und man seiner Führerschaft folgen würde. Jene nicht ungefährliche Probe aufs Erempel bildete die Entlassung Stambuloffs, die im Mai 1894 erfolgte und die wohl keinem überraschender kam, als dem Betreffenden selbst. Die wesentlichsten Verdienste hatte sich Stambuloff um sein Vaterland erworben, aber mehr und mehr hatte seine Eigenliebe und Eigenmächtigkeit zugenommen, ließ er sich häufig in seinen Entschlüssen und in seiner

meist rücksichtslosen Behandlung von Personen und Dingen durch Sympathieen und Antipathien leiten, hierdurch das Ansehen des Fürsten, den man natürlich für alles verantwortlich machte, beeinträchtigend und schädigend. Je mehr Stambuloff merkte, wie sehr seine Partei zusammenschrumpfte, wie die Opposition gegen ihn stets heftiger auftrat und an Mitgliederzahl wuchs, desto empfindlicher, kühner und überhebender wurde er; sein staatsmännisches Talent verschwand unter einer bis zum höchsten Grade gesteigerten Leidenschaftlichkeit, und seine Energie und Tatkraft arteten in Gewalttätigkeiten aus. Die Entlassung Stambuloffs wurde vielfach im Auslande so aufgefaßt, als ob sie irgend einer persönlichen Empfindlichkeit des Fürsten entsprungen sei, und man prophezeite ihm eine blutige Empörung des Volkes und seine jeden Tag zu erwartende gewaltsame Absetzung und Fortführung aus Bulgarien nach bekanntem Muster. In Bulgarien selbst freilich sah es anders aus; man atmete wie von einem schweren Druck auf und zollte, bis auf wenige Ausnahmen, der Entschlossenheit des Fürsten, dessen eigentliches Wesen vielen jetzt erst klar wurde, vollste Anerkennung.

Nun konnte der Fürst auch entschiedener die auswärtige Politik beeinflussen und suchte sich Rußland zu nähern, dem Stambuloff stets feindlich gegenüber gestanden, wodurch er gleichfalls Erbitterung hervorgerufen. Denn wenn man im Lande auch nichts von einer direkten Einmischung Rußlands wissen wollte, so war man doch von den Gefühlen der Dankbarkeit und häufig auch Freundschaft für das mächtige Zarenreich erfüllt, welches schon in früheren Zeiten von dem geknebelten Bulgarentum als Retter aus bitterster Not betrachtet worden war. Jahrhunderte lang waren die Augen der Bulgaren gen Westen gerichtet gewesen, von wo sie Erlösung von dem schier unerträglichen türkischen Joch erhofften, bis die Kunde von dem Erscheinen Peters des Großen, des orthodoren Zaren, am Pruth sich auf bulgarischem Boden verbreitete, die Herzen erwartungsvoll höher schlagen ließ und die Blicke nun gen Osten wandte. Von dort erfolgte denn auch, wenngleich viel später, die Befreiung von einer einhalb Jahrtausend langen Knechtung, deren Geschichte nur mit Blut geschrieben war; am furchtbarsten jene des Frühlings 1876, wo nach einer erneuten Aufstandsbewegung in Südbulgarien über hundert Ortschaften geplündert wie zerstört und viele Tausende und aber Tausende von Menschen hingemetzelt worden waren. Durch ganz Europa ging ein Schrei des Unwillens über diese schreckensvollen Greuel, aber die Mächte taten nichts, um ihnen Einhalt zu gebieten und sie zu sühnen. Unnötig zu sagen, wie groß die Erbitterung darüber auf bulgarischem Boden war und mit welcher Begeisterung im folgenden Jahre die Kunde von der Kriegserklärung Rußlands gegen die Türkei aufgenommen wurde.

Wenn Fürst Ferdinand nach der Entlassung Stambuloffs mit Rußland bessere Fühlung zu gewinnen suchte, so entsprach er damit nur einer vorherrschenden Stimmung im Lande, das in all den schweren Krisen keinerlei Beweise einer freundlichen Gesinnung seitens der Westmächte erfahren hatte. Rußland, dem

nichts an kriegerischer Verwickelung lag, wollte den Frieden am Balkan bewahrt wissen, der im Jahre 1895 durch die von bulgarisch-mazedonischen Komitees ausgehenden Aufstandsversuche erheblich gefährdet schien. Dem Fürsten Ferdinand gelang es, jene Revolten einzuschränken und zu bewirken, daß die aus Bulgarien über die Grenze gegangenen Freischärler zurückkehrten. Hierbei darf man nicht vergessen, daß in Mazedonien etwa sechsmalhunderttausend Bulgaren und in Bulgarien zirka hundertfünfzigtausend bulgarische Mazedonier leben, die allen Ständen angehören, den vornehmsten wie den geringsten. Und man muß ferner bedenken, daß ganz Bulgarien mit den jenseits der türkisch-mazedonischen Grenze lebenden Landsleuten sympathisiert und jede Unterdrückung derselben so empfindet, als wenn sie dem eigenen Körper zugefügt worden. Auf der einen Seite standen die Neigungen und Leidenschaften des bulgarischen Volkes, auf der anderen die Freundschaft Rußlands, der Türkei und der übrigen Großmächte, die unter allen Umständen die Ruhe im Orient nicht gestört sehen wollten. Hier zeigte sich in glänzendem Licht das diplomatische Geschick des Fürsten, der sich weder mit seinem Volk verfeindete, noch sich in Gegensatz zu den Wünschen Europas brachte.
Die Bemühungen des Fürsten, den Ausbruch eines verheerenden Unwetters zu verhüten, waren nicht nur in Rußland einem wohlwollenden Verständnis begegnet; der Erfolg bestand in der sich schnell einstellenden Anerkennung seiner Fürstenwürde durch die Großmächte, die sich auch in anderer Weise freundlich gegen den Herrscher und sein Land benahmen. Nicht mehr durch äußere politische Ablenkungen gehindert, konnte sich Bulgarien im Innern ruhig entwickeln, was in überraschendster Weise geschah. Viel war ja nachzuholen, denn die türkischen Machthaber hatten gewaltsam jeden Bildungs- und Aufklärungsdrang als staatsgefährlich in dem unterworfenen Lande unterdrückt, und viel wurde nachgeholt.
In hervorragender Art zeigte sich die geistige Spannkraft der Bulgaren, ihre unermüdliche Arbeitsamkeit, ihr reges Interesse für Handel und Wandel, ihr Lerneifer und ihre Vaterlandsliebe, die sich nicht nur in dem rastlosen Streben, sich immer weitere Kulturgebiete zu erschließen, sondern auch in großer Opferwilligkeit kundgab. Volk und Staat arbeiteten Hand in Hand, beide darin angeregt, unterstützt und gefördert von dem Fürsten, dessen stille und emsige Tätigkeit bei der Regeneration des Fürstentums viel umfassender und stärker ist, als man im allgemeinen annimmt, und erst später im vollen Umfange geschätzt werden wird.
Persönlich, wo es nur ging, zurückstehend, da er die Selbständigkeitslust und Eifersucht des bulgarischen Volkscharakters kannte, verfügte er jedoch über genug Kanäle, um seinen auf die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes und die geistige Hebung der verschiedenen Bevölkerungsklassen gerichteten Vorschlägen Verbreitung und Geltung zu verschaffen, ohne jegliche Überhastung und Übertreibung.
Wie als Politiker, war er sich als Volksbildner bewußt, der Fürst eines demokratischen Landes zu sein, dessen Bewohnerschaft durch lange Zeiten die Freiheit als kaum noch zu erringendes Ideal vorgeschwebt, und die, als sie letzteres

nun greifbar erhalten, es argwöhnisch hütete und von ihm gelegentlich einen gar zu willkürlichen Gebrauch machte. Dem mußte behutsam vorgebeugt werden, um die Absicht des Fürsten zu erfüllen, Bulgarien als vollwertiges Glied in die europäische Kulturgemeinschaft einzuführen.

Mit der dauernden Einkehr von Ruhe und Ordnung griffen auch die Erkenntnis von dem Nutzen der Gesetzlichkeit und das Verständnis für die Durchführung der verfassungsmäßigen Einrichtungen mehr und mehr um sich und ließen die Bevölkerung, die zu über drei Vierteln den ländlichen Distrikten angehört, heranreifen zur Bewältigung stets neuer Aufgaben. Schule und Heer erwiesen sich hier als helfende Kräfte, die festen Säulen des Staates bildend, der in dem bedeutsamen Herbst des Jahres 1909 bewies, daß es in entscheidender Stunde für ihn und seinen Führer kein Schwanken und Hinhalten gab. Auf dem sagenumwobenen Hissar, dem einst von der Burg der bulgarischen Zaren gekrönten Hügel nahe der ehemaligen uralten Hauptstadt Tirnovo, konnte am 5. Oktober des eben genannten Jahres Fürst Ferdinand feierlich die völlige Unabhängigkeit des Reiches und dessen Erhebung zum Königtum proklamieren.

Das muß ein stolzer Tag im Leben des Königs gewesen sein, der jetzt sein geduldiges Ausharren, seine Hingebung an ein großes Ziel, seine zähe, so oft verkannte Arbeit, das häufige Einsetzen seines vollen Selbst reich belohnt sah. Nicht in überstürzter, rücksichtsloser, friedengefährdender Weise war er seinen zur Höhe leitenden Weg gewandelt, sondern Schritt für Schritt, fest und stark, alles umsichtig bedenkend und erwägend, dann klugsinnig handelnd, die Saat nicht eher erntend, als bis sie reif geworden.

So mußte der Mann beschaffen sein, der unter den schwierigsten Umständen ein schweres Werk übernommen und es planmäßig durchgeführt, den Erfolg erstrebend und erzwingend. Als Mensch von fesselnder Eigenart und mit scheinbaren Gegensätzen in seinem Wesen — jetzt kühl berechnender Realist in stundenlangen Verhandlungen mit bulgarischen Politikern, und dann ein schwärmerischer Romantiker, sich ebenso viele Stunden in die Tonwogen des großen Bayreuther Meisters versenkend, — als Staatsmann von weitausschauender Umsicht, der, ohne seiner und der nationalen Würde irgend etwas zu vergeben, jede günstige Konjunktur geschickt ausnutzte, ist er auch der geistige Führer seines Volkes geworden, das heute einen wichtigen Macht-, aber zugleich auch Friedensfaktor am Balkan verkörpert. Mit Dank und Vertrauen blickt Bulgarien auf seinen König, voll froher Hoffnung in die Zukunft schauend; mit warmer Anerkennung gedenkt seiner Europa, das dem jungen Staate seine volle Bedeutung zugesprochen — es ist die schönste Gabe, die König Ferdinand bei seinem baldigen Regierungsjubiläum dargebracht werden kann.

A. Papadopoff,
Oberst im Kriegsministerium (Sofia):

Die bulgarische Armee (1887—1912).

Von allen staatlichen Institutionen Bulgariens ist unbedingt dessen Armee diejenige, welche die größten Fortschritte aufweist und sich während der 25 jährigen Regierungszeit König Ferdinand I. zu einem wichtigen Machtfaktor auf dem Balkan herangebildet hat. Das Volk ist sich bewußt, daß es nur durch eine starke Armee seine Unabhängigkeit bewahren und seine politischen Ideale erreichen kann, und darum scheut es keine Opfer. Ihre Entwickelung und ihre innere Kräftigung verdankt aber die Armee ausschließlich der unermüdlichen und weisen Fürsorge ihres erhabenen Oberbefehlshabers. Bei seinem Regierungsantritt war die Armee, obwohl sie einen glücklichen Feldzug hinter sich hatte, in einem keineswegs befriedigenden Zustande, da ungünstige politische Umstände, welche im Lande vor der Erwählung des Prinzen Ferdinand von Coburg zum Fürsten von Bulgarien herrschten, nicht ohne Einfluß auf die Armee, sowohl in moralischer, als auch in materieller Hinsicht geblieben waren.

Zur Zeit der Thronbesteigung des Fürsten Ferdinand I. war die Einteilung der Armee durch die „Provisorischen Bestimmungen" vom Jahre 1879 in folgende zwei Kategorien festgesetzt: 1. Stehendes Heer und seine Reserven; 2. Landsturm. Die Aufstellung und Ergänzung des stehenden Heeres basierte auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Die Dienstzeit im stehenden Heere betrug für die Infanterie zwei Jahre bei der Fahne und drei Jahre in der Reserve; für die übrigen Waffengattungen drei Jahre bei der Fahne und fünf Jahre in der Reserve. Im Landsturm verblieb jeder Staatsbürger bis zu seinem 40. Lebensjahre.

Die Armee bestand aus zwölf Infanterie-Regimentern, drei Kavallerie- und drei Artillerie-Regimentern, einer Gardeeskadron, einer Gebirgshalbbatterie und einer Batterie Belagerungsartillerie, ferner einem Pionierregiment und einer Telegraphenkompagnie.

Was die Bewaffnung anbelangt, so führte die Infanterie das Berdana-Gewehr, die Kavallerie Karabiner desselben Systems, die Artillerie Kruppsche 87 und 75 em Feldgeschütze.

Schon in den ersten zwei Regierungsjahren des neuerwählten Fürsten wurde zu wichtigen Neuformationen geschritten, die für den weiteren zielbewußt angelegten Ausbau der Armee dienen sollten. So wurde die Zahl der Infanterie-Regimenter verdoppelt, indem je zwei Bataillone zu einem Regiment vereinigt wurden. Ferner wurde in jedem der drei Artillerie-Regimenter je eine neue Feldbatterie aufgestellt; die so zu 8 Batterien entwickelten Artillerie-Regimenter

wurden noch in demselben Jahre in 6 Regimenter, zu je 4 Feldbatterien und 1 Gebirgshalbbatterie, entwickelt und zwar nach der Zahl der Infanterie-Brigaden. Endlich wurde auch noch ein viertes Kavallerie-Regiment aufgestellt.
Eine bedeutsame Frage, die zur Entscheidung drängte, war die Einführung von Schnellfeuergewehren. Man entschied sich für das österreichische Manlichergewehr Modell 88, mit dessen Lieferung 1890 begonnen wurde.
1891 wurde der Kammer das erste Wehrgesetz vorgelegt und von derselben einstimmig angenommen. Dadurch war der Grundstein zu einer guten und dauernden Organisation der bulgarischen Wehrmacht geschaffen und eventuelle parlamentarische Einflüsse auf rein technische und militärische Organisationsfragen beschränkt.
Auf Grund des erwähnten Gesetzes wurde die Dienstzeit um sechs Jahre verlängert und dauerte dieselbe vom 21. bis zum 46. Lebensjahre. Die Ent-Wickelung der Armee erfuhr insoweit eine Veränderung, daß, anstatt zwei, drei Kategorien festgesetzt wurden: a) Stehendes Heer; b) Reserve-Armee; e) Landsturm.
In dem folgenden Zeitabschnitt, der bis 1903 reicht, schreitet die Entwickelung der Armee stetig, jedoch in einem ruhigeren Tempo weiter. So wurden die 6 Infanterie-Brigaden in Divisionen entfaltet und 12 Infanterie-Reserve-Regimenter neu aufgestellt. An Artillerie wurde in jedem der 3 Artillerie-Regimenter je eine neue Abteilung zu 3 Batterien formiert, sodaß jedes Artillerie-Regiment ans 3 Abteilungen, il 3 Batterien, bestand. Die 3 Festungs-Artillerie-Kompagnien (Sofia, Widin, Schumla) wurden in Bataillone entwickelt. Schließlich wurden aus dem unterdessen neuformierten 5. Kavallerie-Regiment und den 5 Eskadronen der anderen Kavallerie-Regimenter N selbständige Divisionen, K 2 Eskadronen, formiert und den Infanterie-Divisionen zugefügt.
Das Jahr 1903 war für die Armee in bezug auf ihren weiteren Ausbau eines der günstigsten. Die Armee erhielt durch die Umbildung der 12 Reserve-Regimenter in aktive einen Zuwachs von 12 Infanterie-Regimentern il 2 Bataillone, wodurch es möglich wurde, 3 neue Infanterie-Divisionen l7., 8., 9.) zu formieren, was wieder die Aufstellung von 3 neuen Artillerie-Regimentern zur Folge hatte. Um die 3 neuformierten Infanterie-Divisionen mit den entsprechenden Pionier-Truppen zu versehen, wurden die 6 bestehenden Pionier-Bataillone in 9 entfaltet, jedes zu 2 Pionier- und einer technischen Halbkompagnie. Die Eisenbahn-Kompagnie wurde in ein Bataillon zu 2 Kompagnien entwickelt, ebenso die Brücken-Kompagnie. Neu gegründet wurde nun auch eine Luftschifferabteilung.
Auch die Gebirgs-Artillerie erfuhr eine wesentliche Veränderung, und zwar wurden die unterdessen 3 neu aufgestellten Batterien mit den 3 bereits bestehenden zu einer selbständigen Gebirgs-Artillerie-Brigade vereinigt.
1903 wurde eine der wichtigsten Fragen für die Armee aufgeworfen, nämlich

die neue Bewaffnung der Artillerie mit Schnellfeuergeschützen. Nach längeren Versuchen mit verschiedenen Systemen entschloß man sich für das von Creusot vorgeführte Modell 75 cm. Ende 1907 war die Lieferung sämtlicher Schnellfeuergeschütze sowohl für die Feldartillerie (darunter auch 12 ein Feld-Haubitzen), wie auch für die Gebirgsartillerie vollendet. Im selben Jahre fanden noch andere wichtige Neuerungen statt; so wurden 36 Maschinengewehrabteilungen aufgestellt und mit Maschinengewehren „Marim" ausgerüstet und 7 neue Kavallerie-Regimenter aus der Leibgarde-Eskadron und den s selbständigen Divisionen formiert. Sämtliche Kavallerie-Regimenter, mit Ausnahme der Leibgarde, wurden in 3 Brigaden eingeteilt.

Die Armee umfaßt gegenwärtig im Frieden 36 Infanterie-Regimenter zu je 2 Bataillonen und mit je einer Maschinengewehrabteilung, 11 Kavallerie-Regimenter, von denen gleichfalls jedes eine Maschinengewehrabteilung besitzt, 9 Feldartillerie-Regimenter und 3 Gebirgsartillerie-Regimenter, zu denen sich 3 Bataillone Festungsartillerie gesellen. Die technischen Truppen umfassen 9 Pionierbataillone, ein Telegraphen- sowie ein Brückenbataillon, ferner ein Eisenbahnbataillon mit Luftschiffer-, Automobil- und Scheinwerferabteilungen.

Das Offizierkorps ergänzt sich ausschließlich aus der Militärschule in Sofia. Jährlich werden 150—160 Zöglinge aufgenommen, die das Maturitätszeugnis vorweisen müssen. Die Schule hat drei Jahrgänge: eine Vorbereitungsklasse und zwei Spezialklassen. Nach Absolvierung der Vorbereitungsklasse werden die Zöglinge nach den verschiedenen Waffengattungen verteilt. Zu ihrer höheren Ausbildung wird alljährlich eine bestimmte Anzahl von Offizieren nach Rußland, Frankreich, Italien und Belgien auf Kriegsschulen kommandiert. Im laufenden Jahre aber ist zur Gründung einer eigenen Kriegsschule in Sofia geschritten worden und es werden somit die bisherigen Kommandierungen in fremde Kriegsschulen eingestellt werden.

Zur Ausbildung von Reserve-Offizieren besteht seit zehn Jahren eine spezielle Schule. Es werden in diese jene Militärpflichtigen eingereiht, die eine Hoch- oder Mittelschule absolviert haben. Auf Grund ihrer Vorbildung werden die Frequentanten in zwei Kategorien geteilt: diejenigen, die höhere Bildung besitzen, werden nach elfmonatlicher Kursdauer und nach Ableistung einer Waffenübung im folgenden Jahre zu Reserve-Leutnants ernannt; jene mit mittlerer Nildung werden nach bestandener Prüfung als Kandidaten für Reserve-Offiziere zur Truppe kommandiert. Ihre Beförderung zu Reserve-Leutnants erfolgt erst nach Ableistung der gesetzlichen Dienstpflicht.

Zur weiteren Ausbildung der Kavallerie-Offiziere besteht die Kavallerie-Schule bei Sofia. Zuletzt wäre noch die für dieses Jahr zu gründende Infanterie-Schießschule zu erwähnen.

Auch auf dem Gebiete des Remontewesens wurden während der Regierungs-

zeit des Königs Ferdinand die erheblichsten Fortschritte gemacht. Bis zum Jahre 1887 bezog die bulgarische Armee ihre Pferde ausschließlich aus Rußland und Ungarn, da zur Hebung der Pferdezucht im Lande soviel wie gar nichts geschehen war. Heute bestehen in Bulgarien mehrere Gestüte, Fohlen- und Hengstdepots, und durch verschiedene Maßnahmen wurde eine erhebliche Besserung des einheimischen Pferdematerials erreicht, sodaß gegenwärtig von den 11 Kavallerie-Regimentern 7 ihre Remonten aus dem Lande selbst beziehen können.

Seine rege Sorgfalt widmete der König auch der Pflege der Militärliteratur, die, als er in das Land kam, in bulgarischer Sprache überhaupt nicht vorhanden war. Selbst die verschiedenen Dienst- und Ererzierreglements, die Vorschriften, die in der Militärschule benutzten Lehrbücher usw. wurden aus Rußland bezogen. Allmählich schritt man zur Abfassung eigener Reglements. Sodann wurde neben dem dreimal wöchentlich erscheinenden amtlichen Blatt „Woeni Isvestia", in welchem außer den offiziellen Verordnungen noch Aufsätze von Offizieren über eigene und fremde Angelegenheiten erscheinen, auch die Monatsschrift „Woeni Iurnal" gegründet. Seit einigen Jahren erscheint auch eine Monatsschrift, eigens für die Mannschaft bestimmt. In dem letzten Jahrzehnt mehrte sich auch beträchtlich die Zahl der Einzelschriften von Offizieren, was als Beweis des regen Strebens innerhalb des Offizierkorps dienen darf.

Zum Schluß wäre noch zu erwähnen, daß unter König Ferdinand I. auch die Grundlage für eine in der Zukunft zu bildende Flotte geschaffen wurde. So erwarb das Kriegsministerium das in den 90 er Jahren in Frankreich gebaute Schulschiff „Nadejda" (715 T.); dasselbe ist mit zwei 10 em Kanonen und mehreren Geschützen kleineren Kalibers armiert. 1909 wurden 6, ebenfalls in Frankreich gebaute Küstentorpedoboote geliefert.

Das wäre in großen Zügen der Werdegang der jungen bulgarischen Armee während der überaus erfolgreichen Regierungszeit des Königs Ferdinand I. Innerhalb dieses Vierteljahrhunderts hat sich die Armee mehr als verdreifacht. Nicht minder wuchsen auch beständig die Hilfsquellen des Landes, was aus folgenden Zahlen ersichtlich ist:

1887; gesamte Staatsausgaben: 47 218 000 Frank, wovon für das Heer — 18 207 000 Frank.

1912; gesamte Staatsausgaben: 190 278 000 Frank, wovon für das Heer — 47 218 000 Frank.

Zwar ist vieles noch zu erreichen, an vielem noch zu schaffen, um allen Ereignissen erfolgreich die Stirn bieten zu können das zu erringen, ist das Ziel, nach welchem alles Streben der Armee gerichtet ist, um hierdurch die hohe Gunst und das Vertrauen ihres Oberbefehlshabers, zu welchem sie treu und felsenfest steht, zu rechtfertigen.

Dr. W. Nikoltschofs,
Generalsekretär des bulgarischen Unterrichtsministeriums:
Überblick über das bulgarische Bildungswesen.

Das Morgenrot der Befreiung rief das bulgarische Volk zu neuem Leben empor. Das mehr als vierhundertjährige Joch eines kulturfeindlichen Volkes wirkte auf das Volksbewußtsein wie ein Gewicht, unter dessen Schwere sich eine große Spannkraft entwickelte, und sobald die Last beseitigt wurde, äußerte sich diese Kraft als ein Streben zu geistigem Schaffen. In dieser Beziehung haben die Bemühungen unseres Volkes um das Bildungswesen eine ganz besondere Bedeutung. Schon vor der Befreiung waren die Bulgaren zu der Einsicht gekommen, daß die Volksbildung eine Macht ist, ohne welche kein Fortschritt denkbar ist. Dies bezeugt auch das vielgebrauchte Sprichwort: „der Gebildet« hat vier Augen". Nur dadurch erklärt sich auch der Umstand, daß gleich nach der Befreiung der allgemeine Schulzwang in Bulgarien gesetzlich eingeführt wurde, und in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum tatsächlich durchgesetzt werden konnte. Artikel 78 der Staatsverfassung lautet: „Der Elementarunterricht ist unentgeltlich und obligatorisch für alle Untertanen des Fürstentumes (jetzt Zarenreiches) Bulgarien." An dem Ziel, diese Bestimmungen durchzusetzen und in dem neuen Staate ein modernes Schulsystem zu schaffen, hat man mit Ernst und Fleiß gearbeitet und, ungestört von jeder Tradition, ist man heute soweit gekommen, daß der bekannte Verleger Johannes Fr. Dürr in der Vorrede zu dem Buche „Das bulgarische Bildungswesen" schreiben konnte: . . . „und so ist Bulgarien in vielen gesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen dem Abendlande voraus." Ich zitiere diese Zeilen, nicht um meinen Landsleuten zu schmeicheln, sondern als einen Beweis dafür, wie fremde, unparteiisch denkende Sachkenner über das bulgarische Schul- und Bildungswesen urteilen. Die Bulgaren selbst bilden sich nie ein, das höchste Ziel schon erreicht zu haben und daß ihnen nichts mehr zu tun bliebe, als auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Nein! Vor uns liegt noch ein großes Stück Arbeit, nämlich der äußere Ausbau, wie auch die innere Vervollkommnung des schon geschaffenen Schulsystems.

Vor der Befreiung sorgte für die bulgarische Schule die Schul- und Kirchengemeinde gerade so, wie überall die verschiedenen Religionsgemeinden ihre Privatschulen unterhalten. Es bestanden in jener Zeit fast nur Elementarschulen; nur hier und da gab es in den größeren Städten Schulen mit höher gesteckten Bildungszielen. Die Lehrer in diesen Elementarschulen, deren man während des Befreiungsjahres (1877/1878) 1638 zählte, stellten, was ihre berufliche Vorbildung betraf, ein recht buntes Gemisch dar. Es gab akademisch gebildete Lehrer, aber

es fehlte auch nicht an solchen, die kaum lesen und schreiben konnten. Als Schulräume dienten mit wenigen Ausnahmen gewöhnliche Wohnhäuser, und die Lehrmittel waren sehr dürftig. Aus diesem Kern hat sich dann rasch das heutige Schulsystem entwickelt, welches folgende Schulgattungen umfaßt: Kindergarten, Elementarschule, Institute für anormale Kinder, Progymnasium, Fortbildungskurse, Gymnasium, Universität. An diese, der allgemeinen Bildung dienenden Schulgattungen reihen sich noch verschiedene Fachschulen an, wie: Haushaltungsschulen, Handelsschulen, Ackerbauschulen, Musikschulen, Lehrerseminare, Theologisches Seminar, Technikum, Kunstgewerbeschule und Pädagogische Hochschulkurse. Wie die Benennungen selbst zeigen, haben diese Schulgattungen verschiedene Zwecke.

Die Elementarschule erfreute sich vom Anfang an besonderer Aufmerksamkeit seitens des Staates. In allen Ortschaften des Landes die notwendigen Elementarschulen zu eröffnen, darin alle schulpflichtigen Kinder unterzubringen, die geöffneten Schulen mit den gut vorbereiteten Lehrern und mit den pädagogischen Anforderungen entsprechenden Lehrmitteln zu versehen, — das war eine Aufgabe, auf deren befriedigende Lösung die Leiter des bulgarischen Schulwesens stolz sein können. An dieser Stelle muß ich mit Nachdruck betonen, daß die Bildung eines selbständigen Unterrichtsministeriums ein Glück für die bulgarische Schule war. Dieses Ministerium sorgte wie eine Mutter für die Schule und, um sichere Erfolge zu erreichen, steckte es sich stets auch nur erreichbare Ziele. Aus diesem Grunde wurde die obligatorische Kursusdauer der Elementarschule auch nur auf vier Schuljahre festgesetzt. Während des Schuljahres 1910/1911 gab es im ganzen Lande bereits 3482 Volks- und 1237 Privat-Elementarschulen, besucht von 453 592 Kindern; das sind 76,3 Prozent von allen schnlpflichtigen Kindern.

Ebenso großen Wert hat man auch auf die Vorbereitung der Lehrer, besonders der Volksschullehrer, gelegt. Die ungenügend vorbereiteten Lehrer hat man allmählich durch solche ersetzt, die ein Lehrerseminar oder ein Gymnasium mit Reifeprüfung absolviert haben; und so stehen wir jetzt vor der erfreulichen Tatsache, daß fast alle Volksschullehrer den gleichen Bildungsgrad besitzen, wie ihre Kollegen im Abendlande. Seit 1892 sind alle Kandidaten verpflichtet, ein besonderes Staatseramen abzulegen, um als ordentliche Elementarschullehrer angestellt werden zu können. Für die Unterhaltung und Ausstattung der Volkselementarschulen sorgen die Gemeinden und der Staat gemeinschaftlich. Was man in dieser Beziehung leistet, geht aus der Tatsache klar hervor, daß im Schuljahre 1910/1911 für diese Schulen 16 300 910 Franks ausgegeben worden sind. Nur bezüglich der Schulgebäude bleibt noch manches zu wünschen übrig. Die Hoffnung, sich in dieser Beziehung mit den ordentlichen Budgetmitteln zu behelfen, hat man aufgeben müssen und man mußte seine Zuflucht zu Anleihen nehmen. Im Jahre 1904 wurde auf Anregung des Unterrichtsministeriums und unter der Garantie des Staates eine Anleihe von 6 000 000 Franks zu genanntem Zwecke aufgenom-

men, und die guten Erfolge bewogen die Nationalversammlung, im Jahre 1911 noch eine zweite Anleihe von 20 000 000 Franks zum selben Zwecke gutzuheißen. Die Bedingungen, unter welchen diese Anleihen verwertet werden, sind zugleich eine sichere Bürgschaft dafür, daß in Bälde der heutige Notstand behoben sein wird. In den letzten zehn Jahren ist der Rahmen der allgemeinen Volksbildung noch dadurch erweitert worden, daß man Institute für taubstumme und blind« Kinder eröffnet und Vorbereitungen getroffen hat, auch besondere Schulen und Kurse für geistig schwachbegabte und stotternde Kinder ins Leben zu rufen.
Die Vermittlung zwischen der Elementarschule und dem Gymnasium bildet das Progymnasium, das seinem Charakter nach der Elementarschule näher steht und mit seinem dreijährigen Kursus die allgemeine Grundlage aller höheren Bildungsanstalten darstellt. Bestehend schon vor der Befreiung, hat diese Schulart unter verschiedenen Bezeichnungen große Umwandlungen erfahren, bis sie ihre heutige Gestalt angenommen hat. Anfangs war das Progymnasium organisch verbunden mit dem Gymnasium und galt als ein Privilegium der Städte; jetzt aber ist diese Schulart in Bulgarien weit verbreitet und im Schuljahre 1911/1912 gibt es im ganzen Zarenreich schon 316 Progymnasien, besucht von 55 512 Schülern und Schülerinnen. Auch hier, wie in den Elementarschulen, werden Knaben und Mädchen gewöhnlich gemeinsam unterrichtet, nur in den größeren Städten gibt es besondere Progymnasien für Mädchen und solche für Knaben.
Das Gymnasialbildungswesen befindet sich ebenfalls schon in einem beneidenswerten Zustand der Blüte. Vor der Befreiung gab es im ganzen Lande nur ein einziges Gymnasium, das seinem Charakter nach mehr eine Realschule war; jetzt aber zählen wir bereits 18 Gymnasien für Knaben und 13 für Mädchen, die bezüglich ihrer Lchrpläne drei verschiedene Typen darstellen: mit Latein und Griechisch, nur mit Latein und ohne die alten Sprachen. Das heutige Gymnasium baut sich auf dem Progymnasium auf und hat einen fünfjährigen Kursus. Demnach setzt sich die höhere Bildung aus folgenden Bestandteilen zusammen: 4 Jahre Elementarschule, 3 Jahre Progymnasium und 5 Jahre Gymnasium. Also am Ende seines 19. Lebensjahres ist der Jüngling zum Studium an der Universität bereit. Realgymnasien, in deren Lehrplänen die pädagogische Theorie und Praris als Hauptfach in den zwei vorletzten Klassen aufgenommen ist, werden pädagogische Schulen (Lehrerseminarien) genannt. Solche gibt es 9 (5 für Knaben und 4 für Mädchen). Im Schuljahre 1911/1912 gibt es: in den Knabengymnasien 9660 Schüler, in den Mädchengymnasien 5176 Schülerinnen, in den pädagogischen Schulen für Knaben 1923 Schüler und in den pädagogischen Schulen für Mädchen 1883 Schülerinnen.
Um das Gebiet des höheren Bildungswesens abzuschließen, müssen wir noch die Fachschulen erwähnen, die zwar spezielle Zwecke verfolgen, aber dem Range nach dem Gymnasium gleichgesteellt sind. Es sind dies das Theologische Seminar,

3 Handelsgymnasien, 3 Ackerbauschulen, das Technikum, die Kunstgewerbeschule und die Musikschule. Alle diese Schulanstalten haben das Progymnasium als allgemeine Grundlage und einen mindestens dreijährigen Kursus als Fortsetzung. Alle höheren Bildungsanstalten befinden sich unter der strengen Aufsicht des Staates. Dies und der Umstand, daß die darin wirkenden Lehrer akademisch ausgebildet sind, hat viel dazu beigetragen, um das höhere Schulwesen auf eine würdige Höhe zu bringen und den Anstalten selbst die allgemeinen Sympathien zu gewinnen.

Das allmähliche Werden des bulgarischen Schulsystems hat sich mit der Eröffnung der Universität zu Sofia abgerundet. Ihr erster Name war sehr bescheiden, man nannte sie einfach Hochschule, legte ihr aber das Prinzip der Lehr- und Lernfreiheit zugrunde und gab ihr dadurch die Möglichkeit, sich zu entwickeln und zu blühen. Dies erfolgte rascher, als die meisten dachten. Eröffnet nur mit zwei Fakultäten: historisch-philologische und physikalisch-mathematische, gliederte sich bald die dritte, die juristische, an, und im Jahre 1904 erhielt sie den Namen Universität. Im Sommersemester 1912 zählt die Universität 2116 Studierende, 21 Professoren, 24 Dozenten, 8 Lektoren und 17 Assistenten. Das Studium an der Universität ist mit zwei Eramina verbunden: nach dem 4. und nach dem 8. Semester. Die Universität hat leider noch kein eigenes Heim, wird es aber, dank der reichlichen Spende des patriotisch gesinnten, unvergeßlichen Eulogio Georgiew, bald erhalten. Die Baupläne sind bereits fertiggestellt, und in diesem Jahr noch wird die Ephorie zum Bau schreiten.

Das bis hier entworfene Bild bedarf noch der Erwähnung einer Reihe Institutionen, die der Kultur und der Bildung große Dienste leisten und die auch für den Fortschritt unseres Landes auf geistigem Gebiete sprechen. Solche sind: a) die Akademie der Wissenschaften zu Sofia, gegründet im Jahre 1869 als Literarischer Verein; b) das Nationaltheater zu Sofia; c) das Nationalmuseum zu Sofia; ä) das ethnographische Museum zu Sofia; e) das Schulmuseum bei dem Unterrichtsministerium; t) die Nationalbibliotheken zu Sofia und zu Plovdiv, und 3) die öffentlichen Lesehallen in den Städten und größeren Dörfern. Alles dies sind keine bloßen Namen, sondern Institutionen, die man mit einem klaren Blick in die Zukunft und in unermüdlicher Arbeit geschaffen hat, als sprechende Zeugen für die Kulturfähigkeit des bulgarischen Volkes.

Dr. MMos Kräl,
Kgl. ung. Bezirksrichter in Budapest:
Die Verwaltung Bosniens.
Schon in dem Augenblick, da die Kandidatur des G. d. I. Oskar Potior«! für den Posten des bosnischen Landeschefs aufgetaucht war, wußte man, daß sich der zukünftige Leiter der Landesverwaltung nicht, wie manche seiner Vorganger, mit dem bloßen Titel seines neuen Amtes begnügen werde, und diese Erwartung ist durch die nachfolgende Tätigkeit Potioreks vollauf erfüllt worden. Er gibt sich nicht damit zufrieden, allgemeine Direktiven zu erlassen, sondern er trifft selbst die nötigen Entscheidungen, und in jenen speziellen Fällen, die der Allerhöchsten Entschließung vorbehalten sind, bilden seine Informationen und Vorschläge die Richtschnur. Der vornehmlichste Zweck der durch den jetzigen Chef der bosnischen Landesregierung inaugurierten Politik ist es, dem monarchischen und dynastischen Prinzip in der Verwaltung volle Geltung zu verschaffen und mit den herrschenden Sitten, Gewohnheiten und Formeln zu brechen. G. d. I. Oskar Potiorek war in den neunziger Jahren mehr als drei Jahre Brigadier in Budapest, und seine militärischen Fachkenntnisse, seine tiefe allgemeine Bildung und sein umfangreiches Wissen haben ihn bald in jene Kreise der ungarischen Hauptstadt eingeführt, wo Militärpolitiker mit der Aussicht auf eine große Karriere gern gesehene Gäste sind. Dabei hat Potiorek auch die Gelegenheit, sich mit den ungarischen Verhältnissen vertraut zu machen, keineswegs unbenutzt vorübergehen lassen, und auch diese Kenntnisse werden ihm bei der Realisierung der großen Aufgaben, die seiner in Bosnien harren, gute Dienste leisten.

Es ist zweifellos eine sehr heikle Sache, Chef der Landesregierung in Bosnien zu sein. Man hat seit der Okkupation immer Soldaten mit diesem Amte betraut und sie jeweils auch zum kommandierenden General ernannt. Als Herr von Kalla» gemeinsamer Finanzminister war, gab es einmal einen solchen Landeschef, der nicht nur den Titel führen, sondern auch die Macht ausüben wollte, aber der Minister stellte die Kabinettsfrage und der General mußte in Pension gehen. Die Reden, die in der jüngsten parlamentarischen Körperschaft der Monarchie gehalten werden, beweisen aber, daß es hoch an der Zeit ist, daß wieder eine stramme militärische Hand die Verwaltung beeinflußt. Diese Reden intendieren eine politische Erziehung des Volkes, die in nichts begründet und nur dazu geeignet ist, das Land als ewig glimmende Feuerecke zwischen Serbien und Montenegro zu erhalten. Mit nationalen Idealen hat sich die autochthone Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina nie abgequält. Wäre die türkische Verwaltung vor dem Jahre 1878 humaner und in wirtschaftlichen Dingen entgegenkommender

gewesen, die Monarchie hätte ihre erpansive Balkanpolitik auf andre Weise als durch die Okkupation der beiden Länder betätigen müssen. Auch mit der Politik geben sich die eingeborenen Bosniaken nicht allzu viel ab, sie kümmern sich weit mehr darum, ob die Steuern rechtmäßig auferlegt und eingehoben werden, und wie die Kmetenbefreiung vonstatten geht. Nur die Entwickelung, die die Schule nimmt, bildet eine Gefahr. Die Lehrer an den staatlichen und geistlichen Schulen entstammen den älteren Jahrgängen der intelligenten Klasse, sind heute in ihren Ansichten solidarisch mit den Wortführern im Sabor und befinden sich mit ihrer politischen Rührigkeit in diametralem Gegensatz zur Indolenz des Volkes in politischen Fragen. Jeder dieser Pädagogen ist ein Fanatiker seines nationalen Bekenntnisses, das sich jeweils nach seiner Konfessionszugehörigkeit richtet. Der griechisch-orientalische Christ ist Groß-Serbe, der römisch-katholische Christ Groß-Kroate, beide verkünden das Heil ihrer nationalen Lehren mit großem Eifer. Die Mohammedaner sind in ihrer Minderheit entweder Anhänger der Serben oder der Kroaten, die große Mehrheit hat jedoch überhaupt kein Nationalgefühl. Sie träumt nur von einer künftigen Autonomie Bosniens und der Herzegowina, aber sie tut nichts für die Verwirklichung ihres Traumes, weil sie eben prinzipiell nichts tut. Eingeborene, die sich der großen Vorteile bewußt wären, deren sie aus bsterreich-Ungarn teilhaft werden könnten, gibt es nicht. Einfach darum nicht, weil die Landesregierung bis jetzt zu dieser Erkenntnis auch nicht das geringste beigetragen hat, und zwar auch nicht in jener Richtung, die vom Volke am leichtesten erfaßt würde, in volkswirtschaftlicher. Und doch hätte fruchtbares Handeln in diesem Verwaltungszweige Wunder wirken können. Daß es unterlassen wurde, ist die Ursache der Entstehung des geflügelten Wortes buäalu, »vada (dummer Schwab'). Svaba wird jeder Eingewanderte ohne Rücksicht auf seine nationale Herkunft genannt, der Ausdruck erhält im Munde der Einheimischen an sich schon einen etwas verächtlichen Beigeschmack und die Verbindung mit dem ehrenden Beiwort dient zur Charakteristik der Provenienz aller Aktionen einer hohen bosnisch-herzegowinischen Landesregierung. Jede Kritik amtlicher Verfügungen erfreut sich dieses edlen Schmuckes. Der Mittelstand, das sind die Grundbesitzer, Gewerbetreibenden, Kaufleute und die freien Berufsarten, nützt die Unzufriedenheit der Volksmasse mit der Svabaregierung nach Kräften für seinen höchsteigenen privaten Vorteil aus und erweitert die bestehende Kluft nach Möglichkeit. Die konstitutionelle Ära — wohl ein etwas zu hochtrabender Titel — hat diese Verhältnisse eher verschlechtert als gebessert. Vielleicht nicht zuletzt aus dem Grunde, weil seit der Sabortagung einzelne höhere Funktionäre der Landesregierung ein wahres Wettlaufen um die Gunst der Einflußreichen veranstalten, dessen Kosten leider die Monarchie tragen muß.

Der dynastische Gedanke hat im autochthonen Volke kaum noch Wurzel fassen können. Die Repräsentanten dieser Idee sind ausschließlich die Eingewanderten und deren Nachwuchs. Das Volk ist trotz der triefenden Loyalitätserklärungen

seiner Führer nicht dynastisch veranlagt, und die Verantwortung hierfür trägt wohl in erster Linie die Schule. (Eben in den jüngsten Tagen revidiert man die Lehrbücher, speziell der Geschichte, in den Schulen.) Czar Dusan und König Krescimir sind die Nationalheroen der heranreifenden Intelligenz. Die Lehrer schwärmen vor ihren Schülern von jenen glänzenden Tagen, da Bosnien unabhängig und das bosnische Königtum in der Blüte war, und von der Wiederkehr dieser schönen Zeiten, und zwar je nach ihrer Nationalität auf der Basis entweder des serbischen oder des kroatischen Staatsrechtes. Vorträge, welche die Zusammenhänge der Geschichte Bosniens und der Herzegowina mit jener Ungarns und später der Monarchie objektiv darstellen würden, werden in den Schulen nicht gehalten, aber eine Gelegenheit, die Herzen der wißbegierigen slavischen Jugend mit idealen Schilderungen von Heldentaten serbischer oder kroatischer Märtyrer zu entflammen, finden die Professoren immer. Das wird wohl der wesentlichste Grund dafür sein, daß monarchische und dynastische Gefühle im Volke Bosniens und der Herzegowina bisher noch keine starke Stütze gefunden haben. Die Zivilregierung hat dieser wichtigen Aufgabe bis jetzt auch nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet, vielleicht hat sie überhaupt noch nicht daran gedacht, daß sie auch hierin unabweisliche Pflichten zu erfüllen hat, aber nachgeholt muß unbedingt werden, was diesbezüglich in 33 langen Jahren versäumt wurde. Die Unruhen, die fortgesetzt am Balkan herrschen, bezeugen, daß diese Nachlässigkeit eine unverzeihliche Sünde war, sie zwingen aber auch dazu, die Sünde wieder gut zu machen und zwar mit Mitteln, die der Ideologie, dem Gedankengange und dem Gefühle der autochthonen Bevölkerung angepaßt sind. Wer den Charakter nnd die Naturanlagen slavischer Völker kennt, weiß, daß sich nur die kraftvolle Macht des Staates mit den imponierenden Attributen seiner erekutiven Gewalt in die slavische Volksseele Eingang verschaffen kann, daß aber Hinterlist, raffinierte Geschicklichkeil oder diplomatisierende Schlauheit als Werkzeuge zur Gewinnung slavischer Herzen unbrauchbar sind. Denn genau mit denselben Werkzeugen hat das bosnische Volk gegen seine türkischen Ausbeuter gearbeitet, und als die militärische Gewalt der Pforte gebrochen war, hat es wieder mit den gleichen Werkzeugen die Okkupation vorbereitet.

Der jetzige Landeschef von Bosnien, G. d. I. Potiorek, kennt die hier geschilderten Verhältnisse genau und darum will er sich nicht mit dem bloßen Titel begnügen, sondern selbst auf jedem Gebiete der Verwaltung zu Worte kommen. Es werden sich gewiß Kräfte finden, die den Intentionen Potioreks Hindernisse in den Weg zu legen versuchen werden, aber man braucht darum nicht besorgt zu sein, denn an jener Stelle, von der aus die Geschicke der Monarchie gelenkt werden, kennt man die Verhältnisse in den annektierten Ländern ganz genau und weiß sehr wohl, daß nur die Macht dem Volke zu imponieren vermag. Ist dann diese Macht auch in der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verwaltung einmal fühlbar, dann wird die neue Generation darauf verzichten dürfen,

schwülstige Loyalitätserklärungen abzugeben. Der dynastische Gedanke wird, wenn er in jeder Maßnahme der Administrative sichtbaren Ausdruck findet, seinen Einzug in die Seele des Volkes halten und gründlich aufräumen mit den Träumern, die sich verfolgt und gedrückt glauben, und mit den von selbstsüchtigen Interessen geleiteten politischen Strebern.

Dr. Bluwstein:

Wilhelm Wundt.

(Zum 16. August 1912.)

In einer Zeit der weitgehendsten Spezialisierung, die nur zu oft eine Selbstbeschränkung bedeutet, in einer Zeit der Fachmänner und Stückwissenschaften, lebt ein Großer, dem man einen ihm gebührenden Rang einräumt, wenn man ihn in eine Reihe mit Aristoteles und Leibniz stellt. Gleich jenen, beherrscht er das unermeßliche Wissen seines Zeitalters und hat neue Gebiete dem forschenden Geiste eröffnet.

Man gedenkt großer Menschen oft nur bei äußerlichen Anlässen . . . Für Wundt bedeutet der 80 jährige Geburtstag keinen Abschluß und keinen Abschnitt, er ist für ihn nur ein kalendarisches Ereignis. Ein Zeitpunkt, in dem so viele andere sich längst schon überlebt hätten, in dem sie für ihr eigenes, besseres Ich jedes Verständnis verloren hätten, beschließt eines seiner fruchtbarsten, schaffensfreudigsten Jahre. „Kleine Schriften", „Elemente der Völkerpsychologie", sechste umgearbeitete und erweiterte Auflage der „Grundzüge der physiologischen Psychologie", ebenso die umgearbeiteten und erweiterten neuen Auflagen der „Ethik", der „Völkerpsychologie", und rechnet man hierzu noch die unermüdliche Tätigkeit Wundts als Lehrer . . . fürwahr! ein beispielloses Schaffen!

Wundt wiederholt niemals seine Werke. Er arbeitet an ihnen unausgesetzt, weist über sie hinaus, und so lebt er. Sein Leben läßt sich darum leicht erzählen, weil die Werke die großen Ereignisse dieses Lebens waren. Am 16. August 1832 geboren, wurde er mit 23 Jahren Arzt, darnach Privatdozent der Physiologie. Er hatte schon mehrere streng wissenschaftliche Werke auf dem Gebiete der Physik und der physiologischen Erforschung der Sinnesempfindungen verfaßt, als er sich die Aufgabe stellte, eine Philosophie als Wissenschaft auszubauen. Damals zählte er erst 30 Jahre. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verflossen, währenddessen er sein Programm erfüllt hat! „Grundzüge der physiologischen Psychologie", „Völkerpsychologie", „Logik", „Ethik", „System der Philosophie" sind seine fünf Hauptwerke, die ebenso viele neue, lichtvolle Wege der Wissenschaft wiesen. Nur flüchtige Hinweise können hier Platz finden. Zu der Zeit, wo Wundts

Schaffen einsetzte, hatte die deutsche Philosophie eine gärende Übergangsperiode durchzumachen. Die alten, großen Systeme der Philosophen-Dichter hatten die Macht über die spekulationsmilden Gemüter verloren. Für die Schönheit des Versuches, ein allumspannendes, künstlerisch vollendetes System zu schaffen, war kein Sinn mehr vorhanden. Man konnte wohl begreifen, warum Hegel auf die Bemerkung, seine Planetentheorie stimme nicht mit den Tatsachen überein, mit souveräner Ruhe erwidert haben soll: desto schlimmer für die Tatsachen ...
Wundt als Denker verbindet in seiner Weise den Universalismus der klassischen deutschen Philosophen mit dem ungeteilten Drang nach Gewißheit, nach dem Ziel des ganzen modernen Forschens. Er übertrug den Geist der Naturwissenschaften, der in unumstößlicher Feststellung von Tatsachen gipfelt, auf das schrankenlose Gebiet der Seele. So schuf er einen Versuch der wissenschaftlichen Philosophie. Die Wirklichkeit verriet ihr Inneres dem Naturforscher, der an sie mit methodisch geleiteten Beobachtungen und Erperimenten herantrat. Nun sollte der Zauber des Unerforschlichen, Unberechenbaren, Unzugänglichen der Seele, hinter dem so lange nur Vorurteile ihr wüstes Spiel getrieben haben, fortan dem Wirklichkeitssinne des Philosophen weichen. So entstand eine Psychologie, die sich alle nur erdenklichen Verfahrungsweisen der naturwissenschaftlichen Forschung anzueignen bestrebt ist. Das erste psychologische Institut in Leipzig wurde durch Wundt ins Leben gerufen, das heute überall seine Nachahmer findet. Ein ungewöhnliches Schauspiel eröffnete sich da: Wechselstrommaschinen, allerhand schwierige mechanische Apparate sind der Erforschung der Seele dienstbar gemacht worden. Statt jener gar zu oft willkürlichen Selbstbeobachtung der alten Psychologen, die so gern nur in den höchsten, kompliziertesten Offenbarungen des Seelenlebens verweilten, stellt eine Forschergemeinschaft infolge der überwältigenden Menge von Tatsachen überall da Gesetzmäßigkeiten fest, wo einst der Ahnung voller Spielraum gelassen war. Seele wird Natur, der Gedanke wird in seinem zeitlichen Verlauf, in seiner physiologischen Bedingtheit aufgefaßt. Wohl handelt es sich zunächst um die elementarsten Prozesse des inneren Lebens, um Sinnesempfindungen, um reflerartig.es Urteilen, vor allem aber kommt es hier auf die Richtung der neuen Forschung an, nicht auf die zurückgelegte Strecke. Die Seele wird nicht dadurch gedemütigt, daß sie in ihrer natürlichen Gesetzmäßigkeit erfaßt wird, denn dies tut sie selbst, sie als forschender Geist. Noch nie hat Selbsterkenntnis den menschlichen Stolz verletzt. Mögen die übereifrigen Schüler den großen Richtungsgedanken des Meisters verengen und das Hilfsmittel der Erperimente feierlichst zum einzigen Hauptzweck stempeln. Wundt hat sich mehrfach ausdrücklich gegen die Überschätzung der psychologischen Klärungsfähigkeit der Erperimente ausgesprochen. Wies er doch unermüdlich in seinen Werken auf das ureigene schöpferische Wesen des Bewußtseins hin, dem mit landläufigen, vereinfachenden Erklärungen materialistischer Art nicht beizukommen sei. Es galt, die Natur mit ihrer ewigen Gesetzmäßigkeit im Bereiche der geistigen Schöpfungen

zu durchschauen und dadurch erst die Bahn für deren volles Verständnis freizu-
machen. So mußte nach der erperimentellen Psychologie des einzelnen die Völker-
psychologie auf vergleichender Grundlage geschaffen werden. Von den gewaltigen
Schöpfungen der Gemeinschaft, — der Sprache, der Kunst, der Religion, der
Sitten, — sucht Wundt die ureigene Beschaffenheit der Seele abzulesen. Ein
Riesenwerk, dem gewiß in solcher Anlage nichts Ebenbürtiges an die Stelle zu
setzen ist, liegt vor uns. Das menschliche Vorstellungsleben ist aus der vergleichen-
den Betrachtung aller bekannten Sprachen in solchen Tiefen enthüllt worden, wo-
hin die Psychologie des einzelnen niemals hinabzusteigen vermag, die Kunst, die
Religion haben in die Werkstätte der ewig schaffenden Phantasie, des erlösungs-
durstigen Gefühls geleitet, die Sitten, die sozialen Einrichtungen jeder Art offen-
baren den Gesamtwillen, rücken uns die verborgenen Triebfedern der Geschichte
näher. Der Abschluß des ganzen Werkes wird noch aus der stillen Studierstube
des Unermüdlichen heraustreten.

Die Psychologie ist für Wundt die zentrale Geisteswissenschaft. Das eigent-
lich Menschliche tritt nur dem verständlich entgegen, der die Fähigkeit besitzt, sich
in die volle Wirklichkeit der Erlebnisse anderer mitempfindend zu versetzen. Das
seelische Leben ist in seinem Verlauf ein einheitliches, einzigartiges Ganze. Im
Geiste dieser Anschauung, für die das ganze moderne Zeitalter deutlich spricht,
hat der Philosoph die weiteren Geisteswissenschaften, Logik und Ethik, ausgebaut.
Es gibt für ihn keine abstrakte, rein formelle Wahrheit, keine schulmäßige,
geistestötende, empfindungsleere Logik. Das Wahrheitsbewußtsein löst sich all-
mählich von den begleitenden Vorstellungen und Gefühlen ab. Wo ist nun die
Wahrheit? Zunächst wohl dort, wo sie ihre Machtvollkommenheit durch die
stolze Geschichte des menschlichen Forschens, durch die märchenhaften
Errungenschaften der modernen Naturerkenntnis überwältigend bewiesen
hat. So führt uns die „Logik" Wundts in die Werkstätten der Einzel-
wissenschaftler, wo wir die Verfahrungsweisen im Suchen und Tasten nach den
Wahrheiten erkennen. Das Spezifische eines Chemikers oder eines Ökonomisten
miterleben, von der ihnen eigenen Freude an der Lösung des Problems sich mit-
ergreifen lassen, dies lehrt die Methodik der Wissenschaften, die den größten Teil
jenes Werkes ausmacht. Um einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein, müßte man
die gesamten Wissenschaften erfaßt haben, die aus der Periode der bloßen Ver-
mutungen herausgetreten sind. Wundt war gerade geeignet, eine derart schwierige
und komplizierte Aufgabe zu lösen.

Als er nun die Wege aller Einzelwissenschaften durchwander» und ihre
Ergebnisse in ein großartiges, künstlerisch geordnetes Ganze gebracht hatte, ergab
sich ihm ein Weltbild der modernen Philosophie. Es war kein lückenloses System,
das er sein „System der Philosophie" nannte. Das Verlangen nach Gewißheit,
der Wille zur Aufrichtigkeit verbieten es ihm, die Lücken durch Lügen zu ersetzen.
Jede Einzelwissenschaft langt bei Hypothesen an, die an die Grenzen des jeweils

Erkennbaren führen. Vereinigt man solche hypothetischen Begriffsbildungen mit den sicheren Bestandteilen der Wissenschaft, aus denen sie sich dem ahnungsvollen Geiste logisch ergeben, so hat man vielleicht keine „erakte", wohl aber mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit harmonierende Philosophie.
Es bleibt aber noch ein Gebiet, das nach fast allgemeinem Vorurteil durch die Berührung mit der nüchternen Wissenschaft nicht geklärt, sondern entweiht werden müsse, dies ist das sittliche Leben. Wie sollte man mit dem Drange nach allgemeingültigen Formeln dem urpersönlichen Pflichtbewußtsein beikommen, was soll die Wissenschaft, für die Mathematik und Mechanik Ideale sind, mit der Freiheit der moralischen Selbstbestimmung anfangen! Antwort darauf gibt die Ethik von Wundt, sie zeigt, wie die zauberhaft schöne Blume der Sittlichkeit aus der in der Erde der Tatsächlichkeit verborgen ruhenden Wurzel ihre Lebensfähigkeit schöpft, wie das Pflichtbewußtsein aus der notwendig bedingten Rücksichtnahme der Menschen aufeinander im sozialen Leben hervorgehen mußte. Zu oft wurde den Menschen gepredigt, wie sie leben sollten, zu selten hat man sich darüber Rechenschaft gegeben, wie sie in Wirklichkeit leben. „Liebt eure Feinde" war das Sollen, Kriege zwischen Kulturstaaten — das Sein. Erst nachdem die rein natürliche, gruppenpsychische und soziale Entstehung der Sittlichkeit überzeugend klargelegt worden ist, weist der Forscher auf die von Hoffnung und Kampfesfreude umstrahlten Höhen des zum Sein gewordenen Sollens, auf die verwirklichte Humanität hin. Die Menschheit soll der Menschlichkeit den Weg bereiten, und sie wird es nach aller wissenschaftlichen Voraussicht tun. Aus der Familie, dem Stamm, dem Staate bildet sich, mit historischer Notwendigkeit, der große Menschheitsverband aus. Die eigenen Ansichten Wundts, die in der „Ethik" zum Ausdruck gelangen, sind von ihm selbst aufs deutlichste von den verbürgten Tatsachen seiner Wissenschaft gesondert. Gerade er, dessen Gedanken nie ruhen, der sich selbst unausgesetzt berichtigt, ruft die Freiheit des Widersprechens heraus, wenn er nur als Mensch zu uns spricht. Der Gedanke weist oft über seinen Urheber hinaus.
In Wundts beispiellos regem Schaffen findet das wissenschaftliche Bewußtsein unseres Zeitalters seinen reinsten Ausdruck. Gewiß erschöpft der Drang nach Wahrheit noch nicht den ganzen Menschen. Die seelische Voraussetzung eines erfolgsicheren Forschers ist Besonnenheit, Behutsamkeit, die den ungeduldigen Drauflosgängern und Knotenzerhauern von Fach als schwächliche Unentschiedenheit und Halbheit erscheinen mögen. Es sind auch Vorwürfe laut geworden, Wundts Denken lasse in der gleichmäßigen Tagesklarheit der Gewißheit die Tragik der tieferen Wirklichkeit ungewürdigt, die dem erschütterten Künstler gesteigert vernehmlich wird. Es ist kaum noch nötig, zu bemerken, daß derartige Vorwürfe jeden Ernstes ermangeln, wenn sie von einem Menschen den Reichtum an seelischen Arten verlangen, die nur die Gemeinschaft offenbaren kann.
Vielleicht charakterisiert Wundts Schaffen am besten eine Bemerkung in

der Vorrede zur zweiten Auflage der „Physiologischen Psychologie". Aus dem einen Band der ersten Auflage, bemerkt er, sind „unversehens" zwei Bände geworden, da er mit den Fortschritten der von ihm geschaffenen jungen Wissenschaft Schritt gehalten hat. „Unversehens"! So schafft die Natur, so schafft ein großer Geist in seiner schlichten Erhabenheit! Die Natur beweist zum Glück für die Menschen zuweilen, daß sie auf ihr vornehmstes Erzeugnis, auf den Geist, stolz ist. Schonend hält die Natur den Unermüdlichen in seinem 80. Lebensjahre von den Folgen ihrer unerbittlichen Gesetze unangetastet fern. Und so möge sie ihn noch für eine lange Reihe von Jahren dem Schaffen, der Menschheit erhalten!

Heinrich Embser:

Vom philosophischen Messias.

(Zum 50. Geburtstage Eonstantin Brunners.)

Ein Hinweis für Suchende.

Segen spendend, reich gesegnet —
Seele, sieh, wer dir begegnet:
Ohne Kronen, ohne Knechte
Wandeln Könige durch die Nächte.

Viktor Hardung.

Also der Dichter: wir aber lagen auf der Lauer in der Nacht unsres »einvollen Agnostizismus und unsre Seele sah, wer ihr begegnete; und da wir unsren König, unsren Messias in der Lebensweisheit erkannten, da freuten wir uns und ließen ihn nicht vorübergehen, sondern schlossen ihm jauchzend die Tore unsrer sehnsüchtigen Herzen weit auf: wir, unablässig die Wahrheit mit der Seele suchend.

Wie spricht er zu uns, unser Meister, von der Wahrheit: „Dieses ist die Zeit, darin sie die Wahrheit totsagen, ohne sie auch nur zu betrauern ... Die Wahrheit, die in sich ganz bestimmte und ganz zuverlässige, die beseligende Wahrheit von objektivem Inhalte, sie lebt, sie lebt! Gegen allen Aberglauben, der, indem er für Wahrheit sich ausgibt, uns um sie betrügt; und gegen alle Sophistik, wodurch ihr Vorhandensein geleugnet wird; gegen den Skeptizismus, die Verleumdung der Vernunft und die Verschmähung unsrer selbst, wollen wir unser Leben lang diesen Satz und damit unser Recht und unsern ewigen

Adel verfechten: die Wahrheit lebt! Und dies ist Leben, welches mir
lieber ist als dieses mein Leben; und so gewiß ist es, wie mir und dir Geborenem
der Tod ist." —
Und nochmals, am Schlusse des ersten Teiles seines weltumspannenden
Lebenswerkes ertönt seine Stimme im Orkan: „Die vielen Wahrheiten,
die müssen aus der Welt. Ihr seht das nicht und fühlt das nicht, dieses un-
säglich Furchtbare ihrer vielen Wahrheiten! Aber ich
habe es gesehen und habe das für sie alle, o wie tief! gefühlt und gelitten, denn
jeder Blutstropfen hat mit dem Gedanken daran mein Herz bewegt; und das
weiß niemand, was in diesem lebendigen, zuckenden Herzen gewesen, als ich diesen
Wahrheiten, einer nach der andern, die Larven abriß, und da war kein
Gesicht!! — und ehe dieser, mein so totkalt klingender, „abstrakter" Satz
sich mir fügte: „Der Aberglaube ist das Nichts, das Nichts,
welches wie ein Etwas gedacht wir d", und was mir da aus der
Finsternis ins Herz gehackt kam. Und ich hasse sonst nichts als nur . . . aber
dies mit einer Leidenschaft meines Blutes, wovon ihr nicht wißt, die ihr nur
andre Leidenschaften kennt — ich hasse dieses Nichts des Aberglaubens — und
gleichwie Alerander und Tamerlan kein Volk unbesiegt wissen wollten, so möchte
ich keinen einzigen Gedanken des Aberglaubens unüberwunden lassen, und packen,
die Zipfel des Lakens festpacken, welches ihr Denken bedeckt, und es ihnen ganz
davon herunterreißen, und möchte den Aberglauben auf allen Welten über-
winden!"
So also spricht er, der begeistertste Schüler und berufenste Interpret des
Meisters Spinoza. Aber er baut noch weit über Spinoza hinaus: die Grals-
burg der Allmutter Philosophie. — Er baut: „Was bis heute in zwei Bänden
vorliegt, ist nur der erste Teil des Werkes, dem ein ganzes Leben geweiht ist.
Doch kommen wir durch diesen ersten Teil sehr wohl auf den Weg, der noch
zu gehen sein wird, sein Ziel und die Hauptstationen. Und es wird in uns laut
wie Gebet und Segen: möchte das Ganze zur Vollendung gedeihen! Ein Geistes-
bau wird hier unternommen, wie er nie von einem Menschen erdacht, geschweige
denn erschaffen wurde. Ja, ein gewaltiger Bau ist dieses Werk, dessen erstes
Stockwerk nun aufgerichtet vor uns steht. Ein tief gegrabenes Fundament,
Mauern, die keinem Ansturm weichen werden, die Steine sorgsam behauen und
fest aneinander gefügt, und nicht vergessen wurde der Schmuck, daß alles nicht
nur gut und stark, sondern auch schön sei. Vor unsern Augen, ja, wie mit uns
zusammen führt er das Gebäude seiner Lehre auf, in dem wir am Ende so heimisch
geworden sind, daß es uns Vaterhaus zu sein dünkt. Das ist es bereits für viele
geworden." (Moebius.)
Was aber bringt uns Constantin Brunner in seinem gigantischen
Werke „Die Lehre von den Geistigen und vom Volk e", was
ist das für eine neue Lehre?

Zuerst öffnet er uns die Augen über die dreierlei Weisen des
menschlichen Auffassens, er nennt diesen Teil seiner Lehre
die Fakultätenlehre.
Drei Arten des menschlichen Denkens gibt es. Allen Menschen gemeinsam
ist das Denken des praktischen Verstandes: die Welt der relativen
Wirklichkeit, in der das Absolute nicht gedacht und nicht gefunden werden kann.
Hier, im praktischen Verstande, der lediglich unsrer Praris, unsrer Lebensfürsorge
dient, hier sind wir weiter nichts als ein Ding unter Dingen: ein bewegliches
Ding innerhalb der allgemeinen dinglichen Bewegung; hier müssen wir so
denken, — „weil wir ohne solches Denken nicht sein könnten dieses Ding, dieses
lebende Ding Mensch, welches wir durch solches Denken sind."
Als bewegtes Ding „treiben wir mit unsrem Fühlen, Wissen und Wollen
eben das, was die übrigen Dinge der Natur auf andre Weise treiben, oder viel-
mehr, wir werden getrieben, gleich diesen in der einen Bewegung, darin jedes
Ding nach seiner Besonderheit bewegt ist, — wir erfassen die Besonderheit unsrer
Bewegung, die wir sind, in uns auch nach unsrer Innerlichkeit, während die der
übrigen Dinge nur als äußerliche Eristenz oder Bewegung von uns wahrgenommen
wird." — An andrer Stelle: „Dinge, Dinge, Dinge — ihr werdet nichts sehen
als eure Dinge, und wenn euch das eine Auge zum Mikroskop und das andere
zum Teleskop wird." —
Soviel in gedrängtester Kürze über die erste Fakultät des Denkens, über
den praktischen Verstand, über die Relativität.
„Grundverschieden von der ersten ist die zweite Weise der Auffassung,
deren Gedanken uns nicht keimen aus unsrem Leben, aus unsrem praktischen
Verstande, und ihm nicht dienen. Mit der zweiten Weise des Auffassens denken
wir nicht als Menschen und nicht als zugehörig zur Welt der Vielheit von Dingen
oder zur Bewegungswelt. Hier findet sich Besinnung auf unser wahrhaftes und
ewiges Wesen, auf das, was aller relativen Eristenz, mithin auch der unsrigen
zugrunde liegt. Hier ist eigentliche Erkenntnis der wirklichen Einheit oder der
absoluten Wirklichkeit, die tatsächlich im Denken vollziehbar ist; die das Einzige
ist, was im Denken tatsächlich widerspruchslos vollzogen werden kann.
Ich nenne diese Weise der Auffassung Geist.
Entsprechend dem, was uns im relativen Denken des praktischen Verstandes
bewußt wird als Fühlen, Wissen, Wollen: erscheint im geistigen oder absoluten
Denken Kunst, Philosophie, Lieb e." — (Liebe im höheren, philoso-
phischen Sinne wie Spinozas amor <lei, Platons Ni'o» und Brunos eroi«i
turori.) Bei Kunst und Philosophie ist zu bemerken, daß der echte R e produ-
zierende dem echt Produzierenden völlig gleich zu achten ist. Diese beiden Fakul-
täten des Denkens sind von den Philosophen anerkannt. Was aber völlig neu
und nur dem Genie Brunners zu danken ist, das ist die scharfe Absonderung dieses

Denkens des Geistes vom Denken des Aberglaubens, des Analo-
go n s, wie Brunner es nennt.
„Diese dritte Fakultät des Denkens, grundverschieden von der ersten
wie von der zweiten, denn sie hat nicht gleich dem praktischen Verstande die relative
Wirklichkeit und nicht gleich dem Geiste die absolute Wirklichkeit zum Gegen-
stande, sondern ihr Gegenstand ist die verabsolutierte Relativität oder das fiktiv
Absolute (wovon das deutlichste Beispiel wir fühlbar nahe genug besitzen an
der modernen Naturmetaphysik vom materialistischen Monismus) — diese dritte
Fakultät ist die Weise der abergläubischen Auffassung oder das Analogon,
wie ich sie darum nenne, weil sie — in der Verkehrung — das Analogon zur
Wahrheit des Denkens oder zum Geiste bildet. Sie ist die Umkehrung der geistigen
Wahrheit und erscheint in dieser Umkehrung als ihre Nachahmung; sie bejaht
in absoluter Weise, was die geistige Erkenntnis verneint: die Relativität."
Es ist dies keine Einteilung, die der eine so und der andre anders treffen
könnte; nicht nach Willkür, Gelüst oder Spielerei wird so eingeteilt — nein,
hier sind gar nicht wir es, die da einteilen, sondern wir sehen nur, wie eingeteilt
ist: bei dieser unsrer Einteilung ist es um nichts zu tun, als daß wir erkennen die
Teilung, welche die Gedanken in uns und mit uns vornehmen. Und da nun erscheint
es um so seltsamer verwunderlich, daß in dem Schema der Einteilung, welches
doch in aller Strenge ein Bild sein müßte jener Teilung, daß da die Menschen
nicht bis drei zählen konnten, und daß von dem Dritten jener drei, die sich in uns
Menschen geteilt haben, gar nicht die Rede ist, obwohl dieser Dritte den Löwen-
anteil genommen hat."
Dieser Dritte aber, der mit dem Löwenanteil, der Aberglaube, er
erscheint entsprechend dem Fühlen, Wissen und Wollen des praktischen Verstandes
und der Kunst, Philosophie und Liebe des Geistes, er kommt zutage als Reli-
gion, Metaphysik, Moral. (Moral ist nicht zu verwechseln mit
Ethik, die aber zum geistigen Denken gehört!)
„Religion, Metaphysik, Moral — das sind die drei Äste des Urbaumes
Aberglaube, die ihr Gezweig über die ganze Menschheit ausbreiten."
Die zweierlei Menschen.
Auf Grund dieser einzigartigen und großzügigen Fakultätenlehre Brunners
haben wir endlich eine feste Basis zur Kritik der Menschen, des menschlichen Lebens
und zur Selbstkritik: das geistige Normalmeter ist uns in die Hand gegeben, um
mit richtigem Maße uns und die Umwelt zu messen, und der wahre Probierstein
ward uns verliehen, um lautres Gold von Talmi zu unterscheiden. Denn je nach-
dem bei den Menschen gedacht wird die Wahrheit, das ist das Denken des
praktischen Verstandes auf Grund des geistigen Denkens, also praktischer Ver-
stand -I- geistiges Denken, oder der Aberglaube, das ist praktischer Verstand -^
Analogon d. h. aber Nicht denken — Un gedanken — da dieses Denken kein
Denken ist, denn nur das geistige Denken ist wirklich denkbar — je nachdem

also den Menschen dieses oder jenes Denken, und entsprechendes Handeln, zukommt nach der ewigen Urentscheidung der Natur — je nachdem sind sie zu rechnen: zu den Geistigen oder zum Volke.

Und „Volk" kann noch so lebensklug, noch so gebildet sein oder noch so hoch stehen: wer im Aberglauben steht, ist Volk.

Und noch ein Wort zum „Aberglauben": „Man verlerne, nach Art des Volkes, Aberglauben immer nur zu suchen in der Vergangenheit, in „niederen" Kulturkreisen und in bestimmten, wie man glaubt, absterbenden Erscheinungen; darf auch von der Gegenwart sich nicht irre machen lassen und demjenigen, was von den Gebildeten und Gelehrten für Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnis gehalten wird, nur entnehmen, was dies wirklich ist, hat am meisten sich zu hüten vor dem uns gefährlichsten Aberglauben in wissenschaftlicher Ausstaffierung ."

So zeigt uns der Weise von Tempelhof den Riß, der durch die ganze Menschheit geht und führt uns mit fester Hand an die gähnende Schlucht, die sie unüberbrückbar scheidet: die Geistigen und das Volk.

Und w i e zeigt er uus alle diese Erkenntnisse: in welcher klingenden, klassisch schonen Sprache, mit welchen Worten und Bildern, in welcher Bewegung und Erregung und mit welcher warmen Liebe! Nicht in der eiskalten Rede und im herzlosen Stile vieler Kathederphilosophen, nicht in der bekannten harten und rauhen Weise, die abstößt statt anzuziehen; nicht so, sondern als liebender Künstler — Philosoph, liebespendend und darum liebeweckend, und in dieser geistigen Dreiheit bezeugend den nnauslöschlichen Adel des Geistesaristokraten.

Er, der große, leidenschaftliche Denker kristallklarer Gedanken: „Das Denken ist die stärkste Leidenschaft, und der leidenschaftlichste Mensch ist der Denker; in ihm sind Tiefen von Leidenschaft, in seinem gewaltigen Fühlen und Wollen; er vollbringt mit heroischer Kraft aus der Tiefe des menschlichen Wesens, darum auch ist der Erfolg seines Vollbringens der größte und nachhaltigste unter den Menschen, und er gelangt zur Weltherrschaft im höchsten Sinne: über die wechselnden Menschen aller Zeiten, aller Reiche, er mit seiner gewaltigen Leidenschaft . . . Die Leidenschaft des Denkens gehört zum Philosophen wie überhaupt zum geistigen Menschen: nur die Gewalt und der Glanz dieser Leidenschaft ist es, was die großen geistigen Naturen groß macht." —

Ja, so will ich schließen: wenn von einem das Wort gilt, das Brunner auf den Herakleitos geprägt hat, so gilt es von ihm selbst: „So erklingt die Harfe der Menschheit nur, wenn einer von den ganz Gewaltigen sie spielt."

Literaturnachweis.

1. Constantin Brunner: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Berlin, Arel Junker.

2. Constantin Brunner: Spinoza gegen Kant und die Sache der
geistigen Wahrheit. Ebenda.
3. Constantin Brunner: Die Lehre von den Geistigen und vom
Volke. Archiv für system. Philosophie. Augustheft 1914.
4. A. Moebius: Constantin Brunners Lehre, das Evangelium für die
Gemeinschaft der geistig Lebendigen. Berlin, W. Borngräber.
5. Dr. Ed. Baeumer: Constantin Brunner über die Prinzipien der
Naturwissenschaft und der Aberglaube in der modernen Medizin. München
bei Otto Gmelin.

Max Lesser:

Gerhart Hauptmann in Lauchstedt.

Die Aufführung von Hauptmanns Gabriel Schilling bot manche mit Dankbarkeit gefühlte Überraschung. Zunächst: Viele Menschen konnten an diesem erlesenen Tage willkommene Entdeckungen im eigenen Busen machen. Viele, die nach Lauchstedt fuhren, empfanden mit erstaunter Freude, daß ihnen die Fähigkeit zu reinem Genießen durch den Dunst des Alltags, durch die Last, mit der die Ketten des Berufs sie beschweren, denn doch nicht verloren gegangen ist. Nur verschüttet war sie, nur der Gelegenheit bedurfte sie, um sich wie eine ermattete, aber noch triebkräftige Pflanze zu erholen. Wie geht man denn sonst ins Theater? Aus drängender Hast der Arbeit heraus, den Blick rückwärts zur Arbeit gewendet, mit immer noch aufgepeitschten Nerven, unfroh, oft genug geladen mit heimlicher Erbitterung gegen den Mann und das Werk, die sich anmaßen wollen, uns für diese Sinnlosigkeit eines leeren Lebenstages eine höhere Ordnung, Tiefe und Schönheit zu geben. Wir nehmen die mit Staub und Ausdünstung erfüllte Atmosphäre des Werktags mit in den Theatersaal; wir sollten, wenn wir genießen wollen, zuerst werden wie die Kinder, aber das können wir nicht. Der Dämon der Unruhe lauert auch im Theater auf uns, und gerade hier werden wir ihm am schnellsten zur widerstandsunfähigen Beute. Wie anders, wenn man zu einer Aufführung wie zu einer festlichen, aus dem Bereiche des grauen Tages reinlich abgegrenzten Veranstaltung kommt! Es ist das erste Mal, daß ich an mir selbst verspürt habe, welche Seelennot Wagner und nach seinem Vorbild andere Männer dazu trieb, ein Theater außerhalb des Qualms der großen Städte zu schaffen und zwischen Arbeit und Kunst einen breiten Raum zu schieben, bei dessen Zurücklegung der Besucher sich innerlich reinigen und sich

bereit machen kann für ein starkes Erlebnis. So aber empfanden Hunderte, die nach Lauchstedt fuhren und dann in lockerem Zuge durch das verschlafene Städtchen zum Kurpark und zum Goethe-Theater schritten, wirkliche Pilger, denen eine gemeinsame Erwartung freudig, hebend und gehoben die Gemüter erfüllte. Und dies war die zweite wunderschöne Überraschung, die uns dieser Tag bereitete, daß man nämlich mit frohen Gefühlen kam, mit einem leisen, den meisten gewiß schwer erklärlichen Jubel in den Seelen, mit einer neugierigen Lustigkeit, die willens war, ein Fest mitzumachen. Wahrhaftig, man war sich gegenseitig beinahe gut. Verrückte Frage, ob sich sonst wohl ein Premitzrenpublikum ln unseren Millionenstädten gut ist! Verrückt klingt die Frage, weil ein stürmisches und hartes Nein von tausend Lippen springt. Hier aber war man anders gestimmt. Hier waren zumeist nur Männer und Frauen erschienen, die Verehrung vor dem Genius haben und die an einer schönen Veranstaltung nicht bloß als Empfangende sondern auch als Gebende teilnehmen wollten, als Gebende in der Weise, daß sie ihre Dankbarkeit genießend und verstehend als Gastgeschenk gegen erhaltene Gaben auszutauschen gedachten. Und so wurde es zu reizendem Auftakt, daß das Publikum, bestaunt von den schlichten braven Lauchstedtern, im Schatten der Biedermeierhäuschen durch das Städtchen wanderte, bis der Park uns aufnahm, dies köstliche Stück halb gepflegter und halb verwilderter Natur mit seinen gewaltigen Linden und Kastanien rings um den stillen Teich, auf den das Kurhaus, das Brunnenhaus, die Kolonnade, das Theater noch so blicken wie in den Tagen von Goethe und Schiller, das Ganze eine Überlieferung edler Zeiten, umwittert von dem immer noch fühlbaren Hauch einer erschütternd großen, an die Seelen rührenden Vergangenheit.

Das liebe Theaterchen ist vor einigen Jahren wohl etwas aufgefrischt worden, aber selbstverständlich hat man es sonst gelassen, wie es zu Goethes Zeiten war. Ganze zwölftausend Taler hatte der Bau gekostet, der im Sommer 1802 mit Goethes Festspiel „Was wir bringen" eingeweiht wurde. Eine Viertelkreisdecke, die wie ein Zeltdach behandelt ist, spannt sich über den Saal, ein Balkon springt vor, leichtes, weißgestrichenes Gitterwerk grenzt die Estrade nach dem Parkett hin ab, und den einzigen Schmuck der schmalen Umgänge wie der Wände des Zuschauerraums bilden einige Kupferstiche, Porträts der großen Dichter, Szenen aus ihren Stücken, dann auch eingerahmte Theaterzettel. Man sitzt auf schmalen, mit Stoff bezogenen Bänken, die mit ihren weißen quadratisch geteilten Lehnen wie Gartenbänke aussehen. Links von der kleinen Bühne ist der Platz, von dem aus Goethe die Aufführungen leitete. In diesem Raume, in diesem Rahmen also sollten wir Hauptmanns Stück sehen, das der Dichter jahrelang mit schwer zu begreifender Scheu zurückgehalten hatte und von dem er beim ersten Abdruck in der „Neuen Rundschau" bemerkt hatte, er wolle es nicht auf den Hazardtisch einer Premiere legen, es sei keine Angelegenheit für das große Publikum sondern für die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises; jedoch eine ein-

malige Aufführung vollkommenster Art im intimsten Theaterraum sei sein Wunsch. Die vor kurzem (bei S. Fischer) erschienene Buchausgabe des Dramas enthält diese Vorbemerkung nicht mehr, so daß man annehmen darf, Hauptmann habe seine Bedenken fallen gelassen. Hat er sie aufgegeben, so ist es mit vollem Recht geschehen. Denn dies ist eine der weiteren willkommenen Überraschungen der Lauchstedter Veranstaltung, daß „Gabriel Schillings Flucht" seine starke Bühnenfähigkeit siegreich erwiesen hat, und es ist jetzt außer Frage, daß das Stück im nächsten Winter in vielen Städten gegeben werden wird. Der Dichter wird nach der Erprobung der Wirksamkeit keine Einwendungen mehr machen.
Der Eindruck, den die Lektüre zurückließ (nach dem Erscheinen des Dramas in der „Neuen Rundschau"), fand durch die Aufführung Bestätigung, Ergänzung und Korrektur zugleich. Das Stück ist ungemein fest gefugt, in allen seinen Teilen gut ineinander verzahnt, klug berechnet und mit einer bei Hauptmann nicht immer anzutreffenden Sorgfalt disponiert. Es ist neben seinen sonstigen Qualitäten ein ganz vortreffliches Theaterstück voller nicht erzwungener, sondern lebendig und organisch aus den Vorbedingungen herausspringender Spannungsmomente. Es hält den Zuschauer durch die klare Linienführung ebenso in Atem wie durch die Entfaltung einer reichen seelischen Entwickelung. Spieler und Gegenspieler sind mit einnehmender Meisterschaft einander gegenübergestellt. Man fühlt sehr bald, daß es mit dem morschen und doch so bemitleidenswerten Gabriel Schilling abwärts gehen wird, aber man ist begierig auf das Nie, und die Ahnung seines furchtbaren Schicksals setzt sich im Betrachter in eine vorwärtsdrängende Neugier um, die an der geschickt geführten Handlung keine Hemmnisse einer quälenden Retardation findet. Das alles sind Vorzüge, die dem Stück als einem Bühnenwerk nützen, ohne ihm als einem Drama und einer Dichtung zu schaden. Dies Schauspiel ist ein Musterbeispiel dramatischer Gerechtigkeit. Der Dichter kontrolliert sich unausgesetzt, und wenn er urteilt und verurteilt, so wird er doch wieder selbst zum Anwalt der Personen, denen er den Stab bricht. Die Menschen zeigen sich von vielen Seiten, wir sehen ihre Vordergründe und ihre Hintergründe, wir sehen, warum sie schuldig wurden, und daß sie Unschuld inmitten ihrer Schuld besitzen. Diese Russin Hanna Elias ist kein Vampyr, dem es gierige Wonne wäre, sein Opfer zu zerstören, sondern sie liebt den Maler Schilling und sie glaubt wirklich, daß er sie brauche, daß gerade sie ihm notwendig sei. Wenn Schilling von seiner Frau Eveline spricht, so sieht man sie als ein verknöchertes Nichts, als das beinahe mit Bewußtsein wollende Unglück seines Lebens. Wenn sie aber die Bühne betritt, dann ist sie plötzlich ein Mensch, an dem zwar kein Zug anders zu sein braucht als in Schillings Subjektivismen über sie, so aber, daß diese Züge sich unversehens mit Blutwärme anfüllen, und daß aus der Zerrissenheit eines gequälten Daseins ein Gemüt aufleuchtet. Ein Schicksal wird enthüllt, und diese Frau hat vielleicht soviel Recht, wie sie Unrecht hat. Zu jedem Schatten setzt Hauptmann etwas Licht, jedes Licht konturiert er mit mahnendem Dunkel. Gabriel

Schilling und Hanna Elias sind kontrastiert mit dem Bildhauer Maurer und seiner tapferen, klugen Lebensgenossin Lucie Heil, der reizendsten Frauengestalt, die dem Dichter bisher gerundet und gesund aus der formenden Bildnerhand gesprungen ist. Wundervoll, wie der Atem der Gesundheit, des geistigen und seelischen Gleichgewichts uns von Maurer und seinem „Schusterchen" entgegenweht, aber wir wissen nicht, ob es dauern wird. Wir wollen es wünschen und hoffen, denn um Schusterchen wäre es schade und um Maurer schließlich auch. Jedoch wer weiß, ob dies bewegliche Mannesherz, das der kleinen Russin Majakin schon allzu kräftig entgegenzuschlagen begann, nicht eines Tages für eine Nachfolgerin von Lucie Heil erglühen mag. Und auch er könnte sich alsdann wohl verlieren.

In diesem Stück drängt die Entwickelung zum stärksten Zusammenstoß zwischen den um Schilling kämpfenden Frauen hin, und der Anprall ist furchtbar genug, aber das Drama selbst spitzt sich doch nicht auf diese Szene zu, sondern sie ist (ein Zeugnis für die Weisheit des Dichters) nur eine, wenn auch entscheidende Episode. Einem anderen Verfasser wäre es verlockend erschienen, die Entladung noch entsetzlicher sich ausrasen zu lassen, hier jedoch bleibt es dem Zuschauer vorbehalten, das verhältnismäßig Wenige, das freilich auch schon viel ist, in seiner mitschaffenden Anteilnahme zu steigern und zu der wildbewegten Oberfläche die Tiefe hinzuzufügen, aus der diese Ströme von Haß und Wut, von Klagen und Anklagen emportauchen. Wieder aber sind Recht und Unrecht gleich verteilt, unser Urteil verurteilt, unser Mitleid versteht. Es schwebt etwas über diesem Drama, was die Stickluft, in der drei Menschen seelisch verkommen und einer von ihnen als Gebrochener, von Ekel Geschüttelter den Tod findet, mit befreiendem Hauche hinwegbläst. Der reine Atem des Meeres säubert die Luft, und Symbole, die gleich wegweisenden Meilensteinen an einem Weg des Irrtums und des Sichverlierens stehen, werden mit ihrer stummen und doch sprechenden Größe lebendig.

„Gabriel Schillings Flucht" bedeutet, man fühlt es, viel im Leben des Dichters. Den Wert der Tragödie empfindet man aber erst ganz, wenn man mit bejahender Empfänglichkeit wahrnimmt, daß es Hauptmann gelungen ist, sie aus der Tatsächlichkeit eines Geschehnisses herauszureißen und in die höheren Gefilde einer sinnbildlichen Allgemeinheit menschlicher Schicksalsmöglichkeiten zu verpflanzen, die uns alle angehen.

Mar Lesser.

Heinrich Spiero:
Der Dichter und sein Publikum.
Seitdem sie zum erstenmal erklungen ist, zitiert man immer wieder die Lessingsche Klage der Dichter, die weniger erhoben, aber fleißiger gelesen sein wollen. Besonders im letzten Abschnitt der seitdem abgelaufenen literarischen Entwickelung hat ihre Wiederholung nicht ganz ausgesetzt, und noch vor wenigen Jahren hat Gustav Falke schmerzlich ausgerufen:

Wenn Ihr uns nur wolltet lesen!
Was haben wir von dem Denkmalwesen?
Ach, wonach wi« gedarbt im Leben,
Jetzt könnt Ihr es so leicht uns geben:
Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.
Kauft uns. Aufs Denkmal verzichten wii willig.
Mehr freut uns, wenn Ihr ein Lied von uns kennt,
Als wenn unser Vild in der Sonne brennt.
Cure Liebe sei unser Postament.

Und dem gegenüber werden alljährlich hohe und höchste Bücherauflagen verzeichnet, und es sieht aus, als ob eine ungeheure Aufnahmefähigkeit für Dichtungen vorhanden ist. Denn keineswegs handelt es sich bei diesen Erfolgen ausschließlich um Unterhaltungsromane und gefällige Bühnenstücke. So vollgültige Werke, wie die Dichtungen Liliencrons, sogar sein „Poggfred", wie die Ausgewählten Gedichte Richard Dehmels, wie die Romane Theodor Fontanes und nach jahrzehntelangem Harren sogar ein Teil der Meisterwerke Wilhelm Raabes, finden wirklich ihren Weg, nicht nur in die Leihbücherei, sondern anscheinend auch in die häuslichen Bücherschränke.

Und dennoch erleben wir es immer wieder, daß Hunderte, ja Tausende Menschen, die wir zu den Gebildeten rechnen, zur Poesie kein Verhältnis haben, mit den Namen unsrer größten Dichter (und nicht etwa nur der lebenden) gar keinen Begriff verbinden. Und trifft man jemanden, der in der Literatur gut Bescheid weiß, warmes Interesse und einigen Anteil hat, so kann man überzeugt sein, er macht heimlich Verse oder schreibt im stillen für Zeitungen. Liliencron, der doch viel umher kam, pflegte zu erzählen, daß er in seinem Leben nur zwei Menschen kennen gelernt habe, die für Lyrik Interesse hatten, ohne selbst Verse zu machen; die anderen dichteten alle auch. Freilich ist dabei anzumerken, daß gerade die größten Dichter sich oft gegenseitig nur dem Namen nach kennen — man erlebt da die ergötzlichsten Beispiele.

Woher aber nun der starke Büchervertrieb, obwohl eine wirkliche literarische

Atmosphäre, im allerbesten Sinne gesprochen, fast nirgends eristiert? Die Antwort ergibt sich sehr leicht, wenn man sich die Leser all der vielen verkauften Bücher einmal näher ansieht: es sind fast immer Frauen. Der größte Prozentsatz des deutschen Lesepublikums ist zweifellos weiblichen Geschlechts — keineswegs eine neue Erscheinung, wenn wir an den kritischen und unkritischen Einfluß denken, den gerade die Frauen, insbesondere zur Zeit der Romantik und des jungen Deutschlands, bei uns ausgeübt haben. Ging er doch so weit, daß eine ganze Reihe an sich unproduktiver weiblicher Naturen noch heute aus der Literaturgeschichte nicht zu streichen ist, wichtiger ist als manche selbstschöpferische männliche Natur ihrer Zeit.

Freilich darf man bei der Beurteilung des Verhältnisses von Dichter und Publikum die Zeitung nicht vergessen, deren literarischer Teil immer größer und bei den guten Blättern immer anspruchsvoller geworden ist und manchem neben dem Theater die Buchlektüre vollständig ersetzt. Und vollends darf man bei der Beurteilung der großen Zahlen der deutschen Verleger die ungeheuer gewachsene Volkszahl und die stark angewachsene Volksbildung nicht übersehen. Würde man die Zahl der gekauften Bücher heute und vor fünfzig Jahren ins Verhältnis setzen können mit der Zahl der deutschen Bevölkerung und der Zahl der Männer und Frauen mit geregelter Schulbildung, so wäre es noch fraglich, ob das Verhältnis für unsre Zeit so günstig sein würde, wie es beim ersten Anblick erscheint und gern zum Ruhme der Gegenwart verkündet wird. Endlich müßte bei einer solchen Statistik auch der Preis miteinander verglichen werden, den Bücher damals und den sie heute haben — war doch für unsre Großeltern und zum Teil noch für unsre Eltern die Anschaffung eines Klassikers etwa eine Angelegenheit, die selbst in wohlhabenden Familien lange erwogen und für die unter Umständen längere Zeit gespart werden mußte. Für das Geld, das einst die zwölfbändige Schillerausgabe kostete, kann man sich heute Schiller, Goethe, Lessing, Hebbel, Grillparzer und Kleist alle zusammen in tadelloser Ausstattung und in wohl durchgesehenen und eingeleiteten Ausgaben anschaffen.

Mehr aber als diese Frage bewegt uns die eine: ist das Verhältnis des Dichters zum Publikum heute anders, ist es inniger, wärmer oder kälter, fremder als früher? Es wird darauf ankommen, wie weit man bei einer solchen Abwägung historisch zurückgeht. Erstreckt man den Vergleich nur bis auf die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, so kommt unsre Zeit gut fort: denn damals hatten gegenüber den Schriftstellern des Tages die Dichter so gut wie jede Fühlung mit dem Publikum verloren, die Großen der nächsten Vergangenheit waren verschollen, und die großen Lebenden — etwa Keller, Raabe, Storm, Mörike — saßen wenig bekannt in der Ecke. Es ist das große Verdienst der Bewegung der achtziger Jahre, diesen Bann gebrochen, die wirkliche Dichtung dem Bewußtsein breiterer Schichten wieder näher gebracht und, zum Teil ohne es zu wollen, die großen

Dichter der jüngsten Vergangenheit wieder lebendig gemacht zu haben, ein Verdienst, von dem freilich ein guter Teil Männern wie Adolf Stern und ihrer jahrzehntelangen stillen Arbeit gutzuschreiben ist.

Gehn wir aber zurück bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, etwa bis zum Jahre 1840, so erscheint unsre Zeit im Nachteil. Denn in allen Jahrzehnten von der Blüte Weimars an bis tief in die Jahre der Reaktion stehn Dichter und Publikum in innigem Zusammenhang — trotz allen Klagen, die auch damals laut geworden sind. Die Dichter nehmen an allen kleinen und großen Leiden des Volkes innigen Anteil, sind vielfach auch äußerlich die Führer im politischen Kampf wie in dem Kampf um andere Ideen, und man hört sie. Selbst die spröde Natur Hebbels und die in allen literarischen Geschäften gleichgültige und unbehilfliche Otto Ludwigs erscheinen bei ihrem Auftreten und noch auf lange hinaus bis zu einem gewissen Grade von der Nation getragen und gehalten.

Heute liegen die Dinge ganz anders. Von dem Tagesschriftsteller und dem Unterhaltungsschriftsteller (ganz roh gesprochen) einmal abgesehn, ist ein wirkliches Band zwischen dem Poeten und dem Publikum fast nirgends vorhanden. Daß jene aus Schwäche scheuen Naturen keine Resonanz finden, die sich in prunkenden Gewändern und hinter schön bemalten Wänden freiwillig abschließen und sich für den gemeinen Markt zu gut halten, ist selbstverständlich — sei ihnen diese Abgeschlossenheit gegönnt, bei der sie mehr verlieren als wir. Aber auch so vielen andern fehlt das wirkliche Maß für den Pulsschlag des deutschen Lebens — sie scheinen nicht mit ihm, sondern neben ihm zu eristieren, und seltsam schauen uns in einer Zeit rastloser politischer, technischer, industrieller, kaufmännischer, pädagogischer Arbeit die blassen Schemen, die künstlichen, oft in erlesene Form gekleideten Gestalten an, die aus den Büchern so vieler Talente uns entgegenblicken.

Das Publikum empfindet das wohl. Berauscht und betäubt von einzelnen sensationellen Erfolgen der Bühne und des Romans, hat es ohnehin wenig Ohr für stillere Gaben einer unaufdringlichen Kunst. Wie sehr aber gerade auch der unverbildete Leser nach dichterischem Gut und dabei nach warmer Teilnahme an seinem eignen Leben verlangt, dafür war mir ein in die Augen springender Beweis die jüngst erfahrene Tatsache, daß in der öffentlichen Bücherhalle Hamburgs unter allen Werken der schönen Literatur Gustav Freytags „Soll und Haben" das bei weitem gelesenste ist. Man bedenke: die Leser dieser Anstalt sind fast alle irgendwie mit dem Hamburger Welthandel und der Hamburger Großindustrie verknüpft, selbst als Angestellte oder Arbeiter in ihr tätig oder durch ihre Angehörigen, auch durch alles, was sie sehn und hören, ihr eng verbunden. Das Kaufmannsleben jedoch, das Gustav Freytag schildert, liegt diesem Riesenbetrieb der größten deutschen Seehandelsstadt ganz fern, hat nur noch bestimmte Grundzüge, in Aussprache und Handhabung aber so gut wie nichts mehr mit unsern Tagen gemein. Und trotzdem greift dies Publikum immer wieder

nach diesem Werk, das doch ästhetisch nicht so turmhoch aus den Meisterwerken seines und der folgenden Jahrzehnte hervorragt. Dies Publikum empfindet eben mit Recht in einer solchen Schöpfung den unlösbaren Zusammenhang, in dem ein Mann wie Freytag und sein ganzes Geschlecht mit Taten und Gedanken seiner Mitbürger gestanden haben. Man halte einmal ein durch Umkreis und Herkunft verwandtes Werk unsrer Jahre dagegen, von dem wir bereits Abstand nehmen können, — ich denke an Thomas Manns gewiß außerordentlich talentvolle Schöpfung „Buddenbrooks" — ich glaube nicht, daß auch nur nach fünfund-zwanzig Jahren dieses feine Buch auch nur annähernd die Lebenskraft haben wird, die das Breslauer Kaufmannsbuch noch nach fünfzig Jahren unverändert ausübt. Denn jenem, aus dem das feinere Ohr immer wieder die leise Ironie gegenüber dem „Bürger" und seinem Tun heraushört, fehlen der Ernst und die Liebe, die Gustav Freytag seinen Gestalten und seiner Welt entgegenbrachte.
Man hat es unserm Kaiser oft zum Vorwurf gemacht, daß er zur deutschen Dichtung der Gegenwart niemals ein warmes Verhältnis gewonnen hat. Gewiß ist diese Antipathie da bedauerlich, wo sie sich auch gegenüber solchen Dichtern aus-sprach, denen das letzte Mitschwingen mit der Menschheit ihrer Tage nicht fehlt, die aus solchem Mitgefühl heraus Meisterwerke gestalteten, wie Gerhart Haupt-mann. Aber der Kaiser lebt wie wenige von uns ganz und gar als ein Mensch unsres industriellen, weltpolitischen, kolonisatorischen Zeitalters. Wer wollte ihm da verdenken, daß er schließlich zu Hebbel zurückkehrt, aus dessen ehernen „Nibelungen" er Laute deutscher Zukunft heraushört, während die lebende Lite-ratur, und gerade die ernste Dichtung unsrer Tage, die Laute des Deutschtums der Gegenwart nur zu oft vermissen läßt.
Gewiß läßt das Publikum immer wieder seine Dichter im Stich; aber es zeigt ja auf der andern Seite — man denke nur an Liliencron —, daß es sie auch wiederum zu finden weiß, wenn sie ihm etwas zu sagen haben. Man sieht es auch an den großen Erfolgen Gerhart Hauptmanns, die den Verfertigern der Tagesware des Theaters am Ende nicht nachstehn, und man erlebt es, wie schon gesagt, an dem langsamen Aufsteigen unsres Größten, Wilhelm Raabe. Ich will nicht an der Forderung rühren, die Schiller einmal aufgestellt hat, als man ihn fragte: „Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen?" Da antwortete er: „Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht nieder-wärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier ein-heimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen." Aber wohl gemerkt, Schiller spricht hier von den Verderbnissen einer Zeit, und er redet

an derselben Stelle von dem großen, geduldigen Sinn, das Ideal „in das nüchterne Wort auszugießen und es den treuen Händen der Zeit zu vertrauen". Diese treuen Hände strecken sich auch dem Poeten entgegen, und es ist nicht die Schuld der Zeit und nicht nur die Schuld des Publikums, wenn er sie immer wieder zurückstößt.

vi-. Martin Ehrenhaus:

Englisches Drama und Theater von heute und gestern.

i.

Es wäre ein vergebliches Bemühen, den Geist Shakespeares bei einer Beurteilung des modernen englischen Dramas heraufbeschwören zu wollen. Shakespeare ist tot, und das heutige England ist weiter von den künstlerischen Idealen des großen Elisabethanischen Zeitalters entfernt als je. Abgesehen vom Lustspiel, hat die englische Bühne seit beinahe dreihundert Jahren keinen universalen Dramatiker zu Worte kommen lassen. Die Versuche der deutsch-beeinflußten Dichter des 19. Jahrhunderts haben kein befriedigendes Ergebnis gezeitigt, da es keinem von ihnen gelungen ist, Dichtung und Theater glücklich zu vereinigen. In bezug auf das Verständnis der germanischen, insbesondere der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts ist das jüngste Großbritannien (mit Ausnahme eines sehr kleinen, literarisch feingebildeten Kreises) um zwanzig Jahre zurück. Ibsens Revolutionswirkungen blieben hier auf Einzelerscheinungen beschränkt; die dramatische Weltdichtung Kleists und Hebbels ist noch so gut wie unbekannt, und Schillers und Goethes Tragödien, deren Aufführung wenigstens ab und zu versucht wurde, werden gleich den Dramen des großen Briten mit stark theatralischem Einschlag aufgefaßt und demgemäß zur Darstellung gebracht. So bleibt einzig das realistische Schauspiel, das Problemstück, als die ernst zu nehmende Seite des englischen Theaters der letzten Vergangenheit einer kritischen Betrachtung wert, die um so eher allgemeines Interesse beanspruchen dürfte, als sich innerhalb gewisser Grenzen dieser Gattung frische Kräfte in jungen, starken Talenten zu regen beginnen. Allerdings: auch auf diesen Zweig des Dramas hat ein (in der Kunst) spezifisch englischer Zug seinen verderblichen Einfluß ausgeübt, der am besten als lebensunwahr, als sentimental-unaufrichtig, als weichlich einlullend bezeichnet wird. Ich meine natürlich das Volksbeglückungsmittel in dramatischer Form, das Melodrama. Das Melodrama, in keinem andern Lande so überaus erfolgreich, vom rohen Ausstattungsstück über die Pan» tomime und das Invasionsspiel hinweg zur romantischen PseudoHistorie,

beherrscht durchaus den Herdengeschmack der großen Masse des englischen Publikums, weil es alles bringt, was der Durchschnitts-Engländer von seinem Theaterstück verlangt: glänzende Bühneneffekte, aufregende und nervenaufpeitschende Sensationen, schemenhafte Figuren, derbe Komik und sentimentale Musik mit mindestens einem rührseligen „»nuß". Um nächsten kommt ihm wohl das Schauerdrama des Kinos, nur mit dem Unterschied, daß in England die ersten Schauspieler, die vornehmsten Theater und die besten Hilfskräfte an dieser dramatischen Verirrung mit ihrem ganzen Können beteiligt sind. Da ist zunächst die „Drury Lane Pantomime", das Ereignis der Saison, wo man die letzten technischen Errungenschaften bewundern kann, wo ein veritabler Eisenbahnunfall oder ein feuerspeiender Berg nichts Ungewöhnliches mehr sind. Da ist ferner die „adaptierte Novelle" mit den gräßlichsten und dramatisch unglaubhaftesten Vorgängen, wie z. B. Hichens „Bella Donna", die durch die brillante Leistung von Georg Alerander soeben das Jubiläum der hundertsten Wiederholung feiern konnte und wohl noch auf Monate im Spielplan gehalten werden wird. Und endlich ist auch Julia Neilson reuig zu ihrer ersten Liebe zurückgekehrt und entzückt allabendlich als bezaubernde Schauspielerin Nell Gwynn in Paul Kesters „Sweet Neil of Old Drury", einer „romantischen Historie" aus der Zeit Karls II. von etwas besserem Schlage, während ihre Tochter zusammen mit Herbert Beerbohm Tree-Svengali als Trilby ihre ersten derartigen Lorbeeren erringt. Eines muß ohne weiteres zugegeben werden: man behandelt alle diese Stücke wie wirkliche Kunstwerke, und der Erfolg ist eben zum großen Teil der prächtigen Aufmachung und bis ins Detail durchgefeilten Darstellung zuzuschreiben. Für das „Volk" sorgen eifrigst die Brüder Melville, die augenblicklich in ihrem neuerbauten Theater „Wein und Weib" geben und außerdem ein höchst verlockend betiteltes Machwerk „Der Mönch und das Weib" zu einem 500-Rekord zu treiben suchen. Nimmt man zu diesen Produktionen, die so manchen Direktor auf «in halbes Jahr oder länger aller Sorgen entheben, noch die englisch-imperialistischen Operetten „Peggy", „Quaker Girl", „Mousme", „Sunshine Girl", die importierten Wiener Erzeugnisse (Fall, L<5har, Reinhardt, Oskar Strauß) und die erotischen Phantasiestücke „Kismet", „Sumurun", „Buddha" hinzu, so hat man ein ungefähres Bild von der buntschillernden, tausendfarbig glitzernden und vielbeinig zappelnden, künst» lerisch so gut wie wertlosen Macht, die das Londoner Theater in der eben verflossenen Spielzeit in erster Reihe auf- und eingenommen hat.

II.

Innerhalb des ernstere Ziele anstrebenden Dramas selbst jedoch haben sich feindliche Strömungen gegen eine Gesundung der Verhältnisse bemerkbar gemacht. Einmal hat man den Londoner Varietss, diesen Betäubungsanstalten jeder künstlerischen Erziehung, von seiten der Schauspieler zu weitgehende Konzessionen eingeräumt, die besonders materiell eine Schädigung der Theater bedeuten, dann aber

haben sich die englischen Dramatiker zu lange und zu liebevoll mit dem französischen Gesellschaftsstück beschäftigt. Die Technik und der Dialog waren indessen schon von vornherein das Beste am realistischen englischen Schauspiel; was ihm fehlte, war vor allem das persönlich Große, das problematisch Tiefe und das wahrhaft Historische. Hier hätte man von Kleist, Ibsen und Hebbel lernen müssen, um auf moderner Höhe stehen zu können. Doch welchen Lauf hat die Entwickelung der hoffnungsvolleren „M^wrißdt»" Englands genommen? H. A. I o n e s hat nur mehr Mißgeschick, Alfred Sutro bringt anständige, im besten Falle witzige Konversationslustspiele zustande (sein letztes war „Der Feuerschirm"), und Arthur Pinero, den man ja einst als den englischen Ibsen (!) bezeichnet hat, bewegt sich ebenfalls auf absteigender Linie, wie seine kürzlich uraufgeführte Komödie „?ue Kliuä tue raiQt Oirl" („Nehmt euch vor der Schminke in acht", oder „Das Mädel ohne Heil'genschein", wie das Werk in der demnächst zu erwartenden deutschen Bearbeitung heißen soll) zur Genüge dargetan hat, weil sie fast nichts enthält als eine allerdings wohlgelungene Milieuschilderung der Operettenwelt, insbesondere der Operettensängerinnen, und ihrer Schattenseiten. Besser sieht es auf dem Gebiete des leichteren Lustspiels aus. Denn wenn auch in den rein englischen Schwänken das possenhafte und erzentrische Element meist zu stark hervortritt, so hat doch irischer und schottischer Humor im Verein mit englischer Theatermache manch' erfreuliches Ergebnis gezeitigt. Irland hat ja von jeher die eigentlichen Lustspieldichter des Landes hervorgebracht, wie die bloße Aufzählung der Namen Farquhar und Congreve, Goldsmith und Sheridan, Oscar Wilde und Bernard Shaw beweist. Im heutigen Irland vertritt der Bauer die literarische Überlieferung stärker als anderswo; in ihm sind noch aus der Keltenzeit sagenhafte und wunderbare Vorstellungen lebendig; er träumt sich aus einer kleinlich-armen Gegenwart in eine bessere Welt der Vorzeit hinüber. Daraus ergibt sich ein krasser Gegensat z einmal zum Militarismus des materielleren Engländers, vor allem jedoch ein seltsamer Zwiespalt zwischen wirklichem und eingebildetem Leben. Bernard Shaw hat diese beiden Eigentümlichkeiten scharf in seinem Tendenzdrama „^ouu Lull'» Otuer I»lÄuä" (John Bulls andre Insel) beleuchtet. Auch das letzte Werk, das das irische Theater in London darbot, zehrte stark von der eben erläuterten Art einer „tragikomischen Romantik". „Die Drohne", von Rutherford Manne, spielt im Milieu der kleinen Bauernstube und erinnert mit dem wohligen irischen Dialekt des Englischen an den Heimatsbodengeruch von Schönherrs „Erde", nur daß die Technik hier viel primitiver ist, die Einheitlichkeit durch konventionelle Hilfsmittel abgeschwächt wird. Dafür stechen solche Stücke, die in der gesunden Kraft eines Volkstums wurzeln, durch ihre Aufrichtigkeit angenehm von ausgeklügelten Salontiraden ab. Auch das schottische Lustspiel „«uut? I»ull» tne ßtriuß»" (Buntn hat die Hosen an) hat den Vorzug der ungeschminkten Natürlichkeit, und obwohl eine unscheinbare Handlung durch drei Akte hindurch

mittels bloßer Situationstechnik weitergeführt wird, erlahmt das Interesse an den
famosen Typen einer klein-schottischen Krämerfamilie, des Küsters, der Erbtante
und des ekureb^kräeii nicht einen Augenblick, weil sehr viele gute Worte für
das Leben und gegen die Kirche fallen, und der kernige schottische Humor
eine durchaus behagliche Stimmung verbreitet. Der erfolgreichste Komö-
diendichter Englands ist ebenfalls ein Schotte. I. M. Barrie hatte schon mit
seinem lebenswahren „>VAat Nver? ^Voinan Xnow»" (Was jede Frau weiß)
ein Werk voll echten Lustspielgehalts, ein Seitenstück etwa zu Hermann Bahrs
„Konzert" geschaffen; nun zeigte er uns in einem äußerst knappen Einakter „Ide
^elve r«uuä I.o«K« (Der Zwölfpfundblick), daß äußerer Glanz und Erfolg nie
inneres Glück ersehen können, daß der in den Ritterstand erhobene Cityparvenü
doch tief unter der Frau steht, die er verlassen hat, weil sie seiner „Karriere" im
Wege war. — Bernard Shaw endlich hat mit seinem letzten Schwank „I'imu?'»
?ir»t ria^" wohl die höchste Aufführungszahl erreicht, die ihm je in England
beschieden war, brachte aber mehr eine soziale Satire auf den englischen Mittel-
stand zustande als ein wirklich allgemeinverständliches Lustspiel. Daraus läßt sich
auch der Berliner Mißerfolg des Werkes ohne weiteres erklären.

Der Dichter unter den Dramatikern Großbritanniens ist unzweifelhaft
John Galsworthy, wenn man von einer neuen, noch wenig an die
Öffentlichkeit gelangten, anscheinend vielversprechenden Generation — ich möchte
nur die Namen John Masefield und Granville Barker nennen — fürs erste absieht.
Galsworthy, der auch in Deutschland geschätzt zu werden beginnt, hat mit seinem
letzten Drama ,,^d« ?ißeou" (d. i. ein taubengleicher, gutmütiger Mensch) ein
hervorragendes Bild des modernen Großstadtlebens gezeichnet, zugleich die ver-
schiedenen Richtungen der bürgerlichen Reformatoren, die über alles theoretisieren,
den Gestalten des wirklichen, grausamen Lebens, das jedem Konstruieren Hohn
spricht, gegenübergestellt, vor allem aber in dem Maler Wellwyn einen Vertreter
echter Humanität und edelster Menschlichkeit geschaffen, der um so eindrucksvoller
wirkt, als sein Idealismus aufs schamloseste mißachtet und ausgenützt wird und
nur durch die Fähigkeit zur Ironie aufrecht erhalten werden kann. Weniger durch
dramatische Schlagkraft als durch die Tiefe einer gemütvollen Persönlichkeit be-
sticht diese „Phantasie", wie der Dichter sein Werk betitelt, wohl weil er mitten
in das Leben des Alltags mit dessen objektiv geschauten Figuren seine eigensten
Anschauungen durch das Medium eines feinen Spottes gedämpft hineinträgt und
so dem Ganzen einen bewußt subjektiven Charakter — die Vorgänge wickeln sich
in dem gleichen Raum am Weihnachtsabend, Neujahrsmorgen und ersten April
ab — verleiht.

Eine der erfreulichsten Neuerscheinungen ist dem als Romanschriftsteller hoch-
geschätzten Arnold Ben nett, dessen kleinem Lustspiel „Der Honigmond" die
Interpretationskunst Mary Tempests am Beginn der Herbstsaison zu einem an-
haltenden Erfolg verholfen hatte, mit Hilfe von Edward Knoblauchs geschickter

Dramaturgenhand gelungen. .Mile»touk»« (Meilensteine) erzählen von der Entwickelung einer englischen Kaufmannsfamilie durch drei Generationen hindurch. Die Handlung spielt sich in den Jahren 1860, 1885 und 1912 ab und zieht recht glücklich allgemeine Fragen jeder Periode, soziale Strömungen, die industriellen Verhältnisse in die persönlichen Ereignisse hinein. Auch in Sprache, Sitten und Geschmacksrichtung tritt der Unterschied scharf beobachtet, aber nie aufdringlich, hervor. Überraschend kernhaft sind einige der Hauptpersonen gezeichnet, besonders der heißblütige, wagemutige John Rhead und seine altjüngferlich verbitterte und doch herzensgute Schwester Gertrude. Ohne die grotesken Übertreibungen und paradoren Verkehrtheiten eines Bernard Shaw gewinnt man durch das anmutige Werk ein lebendiges Bild des englischen miääle ela»» Ute, wie es sich von der angenehmen Seite her betrachtet ausnimmt. Wie sich immer die Anschauungen verändern mögen mit der Umgebung, dem „Milieu" und den äußeren Einflüssen, wie anders sich im Jahre 1912 das Verhältnis der Geschlechter zueinander gestaltet hat, die Kinder zu den Eltern stehen als vor einem.halben Jahrhundert, die Charaktere bleiben dieselben, und da Bennett uns Menschen von Fleisch und Blut geschildert hat, lassen wir uns gerne von seinem Optimismus leiten und danken ihm für seine wohlig-sympathische Arbeit.

III.

Die eigentlichen Kunststätten des englischen Dramas darf man nicht nur in den ersten Theatern Londons (dem vornehmen ‚Mi» ölaje»t/»", dem intimen „Mittle Ldeatre", den modernen „Tiuß»^Ä?" und „Ito^alt?") suchen, sondern man wird sich mit den privaten Bühnenvereinen bekannt machen müssen, um die frischen Strömungen, die Zukunftsaussichten und die historischen Überlieferungen verfolgen und verstehen zu lernen. Von dem humanistischen Zeitalter her sind die Aufführungen klassischer Tragödien eine ständige Einrichtung in England, und neuerdings hat Gilbert Murray verständnisvolle Übertragungen der Alten geliefert, von denen nicht weniger als drei im vergangenen Winter herausgebracht wurden (Medea, Iphigenie auf Tauris, und Oeäipu» Lex, letzteres unter der bekannten Mar Reinhardtschen Regie). Andererseits haben sich einige dramatische Gesellschaften die Wiederbelebung der alten Moralitäten und Mirakelspiele zur Aufgabe gemacht, und Karl Vollmoellers Riesenschaustück „No Ziruele" fügte sich gar nicht unnatürlich in diese Abzweigung von der Moderne ein. Die Hauptbedeutung dieser Vereinigungen liegt indessen darin, daß sie im engen Kreise jungen Autoren zur lebendigen Darstellung ihrer Werke verhelfen, und daß sie feinere literarische Kost zu bieten pflegen. Hier kann man Oscar Wilde („Florentinische Tragödie") in seiner Sprachkunst bewundern, hier interessante Wiedergaben von Maeterlinck („Tod des Tintagiles", „Maria Magdalena') erleben, Ibsen in Archers Übersetzung genießen und auch deutsche oder germanische Werke in englischer Interpretation sehen (Schnitzlers „Anatol",

„Märchen", Hauptmanns „Biberpelz", Strindbergs „Fräulein Julie" und
„Gläubiger", Bahrs „Der Narr und der Weise" u. a.). Hier wird auch so
mancher Erstling unter dem wohlwollenden Beifall der Freunde und Bekannten
aus der Taufe gehoben, und wenn auch mitunter daneben geklatscht und gegriffen
wird, so ist doch schon oft eine bemerkenswerte Arbeit von der unscheinbaren Probe-
bühne auf die weltbedeutenden Bretter gelangt und hat dem glücklichen Verfasser
Ruhm und Ehre eingetragen. Erst in den letzten Monaten passierten zwei
solcher Fälle.

In einer ganz bescheidenen Matinee erfuhr der Versuch einer jungen
englischen Dame seine Erstaufführung und überraschte durch seine kraftvollen, so-
wohl menschlich als künstlerisch starken Qualitäten. „Rutherford und
Sohn" von K. G. Sowerby ist die Tragödie des einst stolzen, nun ver-
fallenden Kaufmanns- und Fabrikantenhauses aus dem Norden Englands. So-
wohl in der bewundernswert geschlossenen Milieuschilderung des ungastlichen
Wohnzimmers der Rutherfords wie in den furchtbar aufeinander prallenden
Gegensätzen von Vater und Kindern, alter und neuer Generation, offenbart sich
die Begabung und energische Persönlichkeit der Dichterin, die nur im Schlußakte
nicht fähig war, den ganzen aufgespeicherten Zündstoff zur vollständigen Ent-
ladung zu führen.

In dieser Hinsicht steht das zweite Versuchsobjekt viel höher, weil sein Ver-
fasser auch die dramatische Technik schon mühelos zu beherrschen scheint. Mac -
donald Hastings ist durch sein Schauspiel „I^e Xe^v sin" („Die
neue Sünde") mit einem Schlage in die vorderste Reihe der englischen Bühnen-
schriftsteller gerückt. Wie Galsworthy und Sowerby verzichtet auch er entsagungs-
voll auf alle hergebrachten Effektmittelchen und melodramatischen Rezepte, begnügt
sich in der Wahl der äußeren Wirkung auf einen Schauplatz und bemüht sich,
seltenere Probleme und Konflikte des modernen Menschen zu ergründen. Die neue
Sünde besteht nach Hastings in der Fähigkeit eines Menschen weiterzuleben, wenn
sein Dasein andern im Wege steht, andre um ihr Glück bringt. Der Zeichen-
künstler Hilarn Eutts, der älteste Sproß einer kinderreichen Familie, hat sich mit
seinem Vater entzweit und ist gänzlich enterbt worden. Seine Brüder und
Schwestern aber sollen das Vermögen ihrer Eltern erst nach seinem Tode erhalten.
Im Vertrauen auf ihren Reichtum sind sie alle Taugenichtse geworden und machen
dem schwerringenden ältesten Bruder das Leben unerträglich. Cutts beschließt,
Selbstmord zu begehen. Da rät ihm sein sozialistischer Freund, lieber einen Blut-
sauger des Volkes zu ermorden, sich anzuzeigen und somit wenigstens nicht umsonst
zu sterben. Doch Cutts will davon nichts wissen. Nun aber trifft es sich, daß
ein solcher Parvenü-Volksschinder, der sich mit dem Künstler befreunden will, einen
der jüngeren Brüder unter Schimpf und Schande aus seinem Blumengeschäft
gejagt hat. Prinzipal und Angestellter begegnen sich in der Wohnung des Zeichners.
Als der heuchlerische Geldmann den Jungen vor seinem Bruder von neuem reizt,

schießt jener ihn in wahnsinniger Wut mit demselben Revolver nieder, der dem Opferbereiten das Lebenslicht ausblasen sollte. Auf die Frage der herbeieilenden Freunde bezeichnet sich der Altere für den Jüngeren als der Schuldige. Im letzten Aufzuge erfahren wir, daß Cutts durch eigene Aussage und den falschen Eid seines Bruders zum Tode verurteilt worden ist. Der jüngere Bruder kann kaum seine Freude verbergen, aber gerade durch seinen unvorsichtigen Triumph verrät er sich in dem Kreuzverhör, in das ihn Cutts „melodramatischer" Dichterfreund nimmt. Was jedoch unfehlbar im Melodrama eintreten würde, geschieht hier nicht. Man läßt den Lumpen laufen, denn man hat Cutts versprochen, nichts zu tun, um seine „neue Sünde" zu verlängern oder aufzuhalten. Durch Ertrablätter und Telephon aber wird gemeldet, daß der zum Tode Verurteilte begnadigt worden ist zu lebenslänglichem Zuchthaus. — Das ist kurz der Gang der Handlung dieses weitaus besten englischen Dramas der letzten Monate. Ohne die übliche Liebesepisode, ohne Frauenpartieen, nur durch vortreffliche Charakterisierung der verschiedensten männlichen Typen — des so natürlich»lebensstarken „Helden", der im Schlußaufzuge gar nicht mehr auftritt und doch hinter jedem Satze steht, des verfeinerten Melodramendichters, der sich selbst und die ganze Gattung weltmännisch gewandt ironisiert, des rücksichtslosen, dann doch von Gewissensbissen geplagten Sozialisten, des brutalen Parvenüs, des gutmütig-beschränkten Dieners und des schwächlichen, elenden Bruders — nur dadurch und durch eine überaus geraffte, kräftige Szenenführung, bei der auch jedes scheinbare Abschweifen vom Thema nur dem Hauptmotiv dient, erläutert, Lichter aufsetzt (wie der famose Auftritt mit einem schottischen Wucheragenten) oder die Spannung vermehrt, ist dem Autor diese respektable Kraftleistung gelungen. Wenn Macdonald Hastings es in der Zukunft fertig bringt, allen schädlichen Einflüssen seines heimischen Theaters zu widerstehen, dann kann vielleicht ihm die „Rettung des englischen Dramas" zufallen. Allem Anschein nach dürfte sich diese zunächst im Bereiche des modern-realistischen Prosaschauspiels vollziehen, denn bis jetzt sind alle Anläufe zu einer historischen Tragödie größeren Stils (zuletzt Israel Zangwills „Kriegsgot t") an den eingangs gestreiften Klippen gescheitert.

IV.

Wenn nicht sichere Anzeichen trügen, wird sich im Theaterleben Englands in nicht allzu ferner Zeit ein Wechsel zum Guten geltend machen. Was die Metropole London bisher noch nicht fertig gebracht hat, die Aufrechterhaltung eines Repertoiretheaters, das haben Provinzstädte wie Manchester und Liverpool — von Schottland und Irland zu schweigen — nun erreicht, und es steht zu erwarten, daß sich von diesen Stätten aus, wo echte Kunst gepflegt wird, immer eindringlicher die Überzeugung verbreitet, daß auch in der Hauptstadt eine oder mehrere Municipalbühnen von größtem Vorteil für einen gedeihlichen Fortschritt des Dramas und der Erziehung zu ihm wären. Das kleine Stratford-on-Avon,

eine Art britischen Bayreuths*), schreitet in dieser Hinsicht an der Spitze der englischen Kultur, und es war eine zum Teil ungetrübte Freude, dort im Frühjahr auf einer unscheinbaren, technisch ganz unzulänglichen Bühne die Shakespeare-aufführungen der B e nso n - Company zu erleben, die wirklichen Stil hatten und tiefstes Verständnis für den größten dramatischen Genius, den die Welt besitzt, offenbarten.

Im Jahre 1916 wird Shakespeare dreihundert Jahre tot sein. Die Britische Shakespeare-Gesellschaft will dieses Ereignis dadurch würdig begehen, daß sie im Herzen Londons ein Shakespeare-Nationaltheater, ein Festspielhaus für das ganze Volk, errichtet. Wenn dieser Plan sich verwirklicht haben wird, und wenn die Ziele, die sich das mit der Ausführung betraute Komitee gesetzt hat, nämlich „die Werke des Meisters ständig im Spielplan zu halten, neuere Stücke von Verdienst vor Vergessenheit zu bewahren, die Entwickelung des modernen Dramas zu fördern, Übersetzungen bedeutender ausländischer, alter wie neuer Schauspiele zu veranlassen, und die Kunst der Darstellung durch die mannigfachen Gelegenheiten, die sich dem Schauspieler darbieten, zu heben", programmäßig durchgeführt werden — dann wird eine neue Ära für das englische Drama und Theater hereingebrochen sein. Daß sich dabei der Einfluß der großen deutschen Dramatiker des 19. Jahrhunderts, Kleists, Grillparzers, Hebbels, aber auch der unserer Modernen, als gedeihlich erweise, ist sowohl vom künstlerischen wie vom Standpunkt einer persönlichen Annäherung nur aufrichtig zu wünschen.

Friedrich von Hindersin,
kaiserl. Landgerichtsrat a. D.:

Zur Abschaffung des Duells.

Ein Vorschlag für die Gesetzgebung.

„Der Nachdruck des Artikels ist gestattet,
jedoch nur mit genauer Quellenangabe."

Vorkommnisse der neuesten Zeit regen die Duellfrage wieder an, eine Reform des Strafgesetzbuches ist seit langem im Gang, — aber von durchgreifenden Maßregeln gegen das Duell hört man nichts. Die folgenden Zeilen wollen eine durchgreifende Maßregel in Anregung bringen. —

*) Vgl. den Aufsat z von w. 8. LlN55ii,ßton „LbgllWpegrß >lemorial 'lueatre" im 8taß« ^«ar LuoK l9!2, S. 33.

Zur Abschaffung des Duells Friedr, von Hindersin
Der Zweikampf wird in den Gesetzgebungen aller zivilisierten Staaten mit Strafe bedroht, das deutsche Strafgesetzbuch behandelt ihn in den §§ 201—210, das deutsche Militärstrafgesetzbuch in den §8 112, 113. Aufgeklärte Herrscher wie Königin Elisabeth von England, energische und weitsichtige Staatsmänner wie der Kardinal Richelieu sind konsequent und in zuweilen fast grausamer Weise gegen den Zweikampf vorgegangen, und es wäre leicht, eine große Reihe von weiteren historischen Ausführungen zu geben, was ich hier indessen nicht will. Diese Bemühungen, den Zweikampf auszurotten, waren nicht umsonst, denn tatsächlich besteht der Zweikampf in England nicht mehr, desgleichen in Holland, und mit Modifikationen läßt sich von andern Staaten das Gleiche sagen, so von den Vereinigten Staaten Amerikas. In Deutschland dagegen besteht der Zweikampf als Standessitte fort, und wer sich dieser Standessitte nicht fügt, der hat den Bann seiner Standesgenossen zu befürchten. Mehr als das: Eine Person, die im Militärverhältnis steht, kann, wenn sie sich weigert, eine Herausforderung anzunehmen, veranlaßt werden, den Dienst zu verlassen, und wenn ein höherer Regierungsbeamter das Gleiche täte, so steht sehr zu befürchten, daß er es niemals zum Regierungspräsidenten bringen würde.
Diese Zustände stehen nicht im Einklang mit dem Gesetz. Das Gesetz verbietet eine Handlung unter Androhung schwerer Strafen, aber wenn sich ein Offizier oder Beamter weigert, diese strafbare Handlung zu begehen, so wird der erstere — wenn auch auf Umwegen — veranlaßt, den Dienst zu verlassen, und der zweite lcidet unter Umständen Nachteile in seiner Karriere. Das Gesetz des Staates wird also von seinen eigenen Organen nicht geachtet, um nicht zu sagen, verachtet.
Man könnte nun zunächst für Militärpersonen die Auffassung vertreten, daß sie ihrem Beruf nach einen besonderen Mut zu beweisen haben, und daß dieser „besondere" Mut sich im Privatleben nötigenfalls auch durch ein Duell zu betätigen hätte. Aber die staatlichen Organe, die diese Ansicht vertreten, sollten dann ihrerseits auch den Mut haben, einen Gesetzentwurf einzubringen, der die Duelle der Militärpersonen für straffrei erklärte, — was nicht geschieht, „weil es aussichtslos ist". Und doch hält man — anscheinend — an der Ansicht fest, daß das Offizierkorps minder tüchtig würde, wenn man strenger gegen das Duell vorginge oder es gar verböte, — eine in der Tat seltsame Anschauung! — Ich will hier keine Lobrede auf auswärtige Nationen halten, aber nur ein äußerst beschränkter Chauvinist wird behaupten wollen, das englische Offizierkorps sei minder tüchtig, weil es sich nicht duelliert. — Es geht eben auch ohne Duell und zwar recht gut. Derartige Gründe sind einfach unmöglich.
Man hat das Duell als eine mittelalterliche Sitte bezeichnet, wobei man das Mittelalter indessen ein wenig verleumdet hat. Man muß es historisch wohl auf noch frühere Zeiten zurückführen, auf die Zeiten, wo die Selbsthilfe galt und mit ihr die Blutrache. Auch der Zweikampf ist ein Akt der Selbsthilfe und der Blutrache nahe verwandt. Mit dem Begriff des Staates aber verträgt sich der Zwei-

kampf ganz und gar nicht, denn es gehört zum wesentlichen Begriffe des Staates, daß er die Zwistigkeiten der Bürger unter sich unterdrückt und, wo trotzdem ein Unrecht geschieht, die notwendige Sühne für dieses Unrecht selber verhängt. Wer die Sühne mit eigener Hand sucht, der handelt unzweifelhaft und dem griechischen Sinne des Wortes entsprechend anarchisch, das heißt, der staatlichen Herrschaft zuwider. Wenn man dies Fremdwort also einmal brauchen will, so täte man besser daran, es umfassender zu gebrauchen. Es ist ebenso anwendbar auf den, der einen Aufruhr erregt, wie auf den, der die Verfassung bricht.

Dem allen hält man entgegen, daß es nun einmal besondere Fälle gäbe, in denen keine andere Sühne genüge als Blut, und man führt dann wohl als Beispiel grobe tätliche Beleidigung und die Beleidigung der eigenen Ehefrau oder einer nahen Anverwandten an und dergleichen mehr. Man kann auch sehr wohl zugeben, daß in solchen Fällen ein sehr natürliches, sehr entschuldbares Gefühl dazu drängt, in eigener Person Rache zu nehmen, und das ist selbstverständlich bei allen Ständen der Fall. Trotzdem wird eine solche Selbstrache bestraft, und es ist völlig unerfindlich, warum gerade die Selbstrache in der Form des Duells eine besondere Berücksichtigung und Begünstigung verdienen sollte. Und in sehr vielen Fällen ist ja bei den Personen, die dem Duell huldigen, das Duell in jedem Falle vollständig ausgeschlossen, so schwer die Beleidigung an sich auch sein mag, — nämlich immer dann, wenn der Beleidiger „nicht satisfaktionsfähig" ist. Dann stellt man nämlich in zuweilen recht überraschender Weise die Fiktion auf, daß die Ehre durch eine solche Person nicht gekränkt werden kann. Und wer ist nun „nicht satisfaktionsfähig"? Ich will gar nicht von den sogenannten „ungebildeten Klassen" reden, denn die scheiden von vornherein aus. Aber „nicht satisfaktionsfähig" ist ferner so ziemlich der gesamte Kaufmannsstand und überhaupt die gesamte Mittelklasse, also ein Teil der Nation, der an Bildung den Kreisen der Duellfreunde selten nachsteht und sie zuweilen übertrifft. Und von allen diesen nimmt man an, daß sie eine „Ehre" im eigentlichen Sinne nicht besitzen, und läßt nur allenfalls durchblicken, daß sie vielleicht zwar auch etwas wie „Ehre" haben, aber eine anders geartete, gleichsam eine Ehre zweiter Klasse. Hier offenbart sich bereits der eigentliche Charakter des Duells, das man als Standes- und Kastenprivileg ansieht und als solches beibehalten will, nicht aus Gründen des persönlichen Muts, sondern aus Gründen des Hochmuts, aus den Gründen des Kastenhochmuts. — Und die studierende Jugend treibt es um kein Haar besser und betrachtet sich untereinander als keineswegs unbedingt satisfaktionsfähig. Und auch hier ist es immer wieder der Kastenhochmut, der entscheidet.

Was nun weiter die Auffassung des Duells als „Gottesurteil" anlangt, so braucht man sie in der Tat nicht ernstlich zu nehmen, denn niemand stellt sie mehr ernstlich auf. Was entscheidet denn auch in einem solchen körperlichen Kampf? Der Zufall entscheidet und die Stärke des Tieres und die persönliche Geschicklich-

keit und Ausdauer. Diese letzteren Eigenschaften sind an sich ja sehr schön, aber sie zeigen sich besser auf dem Fechtboden oder dem Schießstand. Und es wäre nun wirklich an der Zeit, einzusehen — was die Masse der Gebildeten schon längst eingesehen hat — daß eine persönliche Kränkung durch Blutvergießen nicht besser wird.

Ich habe es schon gesagt: Es sind nicht Gründe des persönlichen Muts, die zur Aufrechterhaltung des Duells führen, es ist der Kastenhochmut. Aber das will man natürlich nicht zugeben, und man wendet den Spieß um und wirft den Gegnern des Duells Feigheit vor.

Und in der Tat: Die Furcht mag im einzelnen Fall mitsprechen, und es mag einzelne geben, die zu einem solchen Kampfe nicht den nötigen Mut haben, und das ist nicht übermäßig sympathisch, wenn auch begreiflich und verzeihlich. Aber es gibt verschiedene Arten von Mut, und beispielsweise gibt es sehr viele Leute, die nicht den Mut ihrer eigenen Meinung haben, sobald diese eigene Meinung der Meinung ihrer Standesgenossen zuwiderläuft, zum Erempel in der Frage des Duells. Auch das ist ein Mangel an Mut und nicht übermäßig sympathisch, wenn auch begreiflich und verzeihlich. —

Es gibt nun schließlich noch Leute, die sagen so: Das Duell ist Unsinn, aber eine bestimmte Gesellschaftsklasse will es nun einmal haben. Also laß sie es in Gottes Namen behalten! Denn sie wollen es so.

Aber hier liegt das Tragikomische der Situation. Die Kreise, die den Zwei-kampf kultivieren, wollen ihn innerlich der erdrückenden Majorität nach durch' aus nicht.

Und das gilt auch von dem Offizierstand, obgleich die Offiziere ja ihrer gebundenen Stellung nach ganz und gar nicht in der Lage sind, der freien Meinung ihres Herzens Ausdruck zu geben. Sie sind aber tatsächlich und der erdrückenden Majorität nach weitaus zu vernünftig, um sich für den Zweikampf irgendwie zu begeistern, sie haben andere, weit bessere und wichtigere Interessen.

Aber bleiben wir beim „Zivil", das heißt in diesem Fall, bei den Kreisen, in denen der Zweikampf herrschende Sitte ist. Mindestens 75 Prozent dieser Kreise sind im Herzen ganz und gar für die Aufhebung des Zweikampfes und sehnen sie herbei, etwa 15 Prozent stehen der Frage gleichgültig gegenüber, und höchstens 10 Prozent sind Anhänger des Zweikampfes. Unter diesen 10 Prozent befinden sich zunächst einige höchst ehrenwerte, aber in dieser Frage doch ein wenig beschränkte Herren, die den Zweikampf in allem Ernst für unentbehrlich halten. Aber neben ihnen und größer an Zahl stehen die Streber und Schreier, die „Kavaliere", die mit einem kaum noch verborgenen Blick nach oben als Ritter des gefährdeten Palladiums der Standesehre in die Schranken reiten. Ihre Zahl würde sich in höchst überraschender Weise vermindern, wenn an einer gewissen Stelle ein anderer Wind wehte. Und diese neuen Kreuzritter terrorisieren die andern, und diese andern schweigen und ducken sich. Und das ist diesen andern

nicht einmal sehr zu verübeln, denn sie halten eine Besserung der Zustände für äußerst unwahrscheinlich, und sie wissen wohl, daß ein offenes Eintreten gegen den Zweikampf ihnen nicht eben zum Vorteil gereichen würde.

Und auf diese Weise wird so hier und da einer totgeschossen, der sehr wohl wußte, daß die angeblich unheilbar verletzte Ehre bei ihm nichts anderes war als die „Furcht vor der Meinung anderer", und der nur dem Zwange dieser Meinung gehorchend in den Kampf ging. Und dann wird hin und wieder noch einer tot-geschossen. Und so weiter iu intiuitum!

Aber wie dem abhelfen, das ist die Frage. Denn daß die bestehenden Gesetze nicht genügen, ist über allen Zweifel erhaben.

Man hat daran gedacht, die Paragraphen des Zweikampfes aus dem Straf-gesetzbuch auszuschalten, was zur Folge hätte, daß die Paragraphen wegen Tötung und Körperverletzung zur Anwendung kämen, die allerdings härtere Strafen vor-sehen. Aber das Strafmaß ist weit, und man hofft auf Begnadigung. Ich habe persönlich die Ansicht, daß diese Änderung eine wirkliche Besserung nicht herbei-führen würde und keinesfalls eine tatsächliche Aufhebung des Duells. Die Sache ist auch juristisch nicht völlig unbedenklich, denn der Zweikampf unterscheidet sich von der gewöhnlichen Körperverletzung dadurch, daß hier eine Vereinbarung zwischen den Duellanten vorliegt, eine Vereinbarung, die darauf hinausläuft, daß einer dem andern das Recht einräumt, ihn zu verletzen und zu töten, — wenn er kann, aber nur unter Einhaltung der bestimmten Kampfregeln.

Und ich wiederhole es: Man würde mit dieser Verschärfung wenig, sehr wenig gewinnen.

Und dennoch läßt sich der Zweikampf mit Stumpf und Stiel ausrotten. Man brauchte den Bestimmungen über den Zweikampf nur folgende Bestimmung hin-zuzufügen:

„Jede Verurteilung wegen Zweikampfs hat von Rechts wegen die dauernde Unfähigkeit zum Dienst in Heer und Marine sowie die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter zur Folge, desgleichen den dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte."

Also ein Beamter oder Offizier schiede im Falle eines Duells dauernd aus dem Dienste aus und verlöre Titel und Orden. Ferner ginge jedem Verurteilten das aktive und passive Stimmrecht für immer verloren. Die Aberkennung der bürger-lichen Ehrenrechte hat dann noch eine Reihe von weiteren Folgen — so auch auf dem Gebiete des Handels- und Gewerberechts. Aber diese Folgen kommen hier weniger in Betracht, und ich erwähne sie darum nicht. Die Duellsitte ist ganz wesentlich auf Kreise beschränkt, in denen Amter und Würden die wesentliche Rolle spielen, das heißt, auf Beamte und Militärs.

Man wird einwenden: „Diese Bestimmung ist zu drakonisch, vor allem auch

für die Bestimmungsmensuren der Studenten", und ich würde diese Mensuren auch ohne weiteres ausnehmen. Hierüber vielleicht ein anderes Mal, denn es ist ein anderes Kapitel.
Aber für die wirklichen Zweikämpfe — und natürlich auch für die wirklichen Zweikämpfe der Studenten — ist diese „drakonische" Bestimmung unerläßlich. Und sie ist in Wahrheit gar nicht drakonisch, sie ist milde.
Sie ist darum nicht drakonisch, weil bei einer solchen Strafandrohung nie-
mand — und vor allem kein Beamter und Offizier — es mehr wagen würde, sich auf ein Duell einzulassen. Und wenn sich die Beamten und die Offiziere nicht mehr duellieren, dann duellieren sich auch die übrigen nicht mehr. Das weiß jeder Kundige. — Ganz abgesehen davon, daß die Folgen auch für die Nichtbeamten und Nichtoffiziere äußerst schwerwiegend wären.
Das Duell wäre damit also tatsächlich beseitigt. Vielleicht, daß ein paar besonders unvernünftige Hitzköpfe es trotzdem riskieren würden. Nun, dann würden sie eben als Opfer fallen und als warnendes Beispiel dienen, das die anderen abschreckte. Ist denn jemals eine gute Sache ganz ohne Opfer durch-
geführt worden? Wohl niemals! Und ich wiederhole, es würden sehr wenige Opfer fallen.
Und wie steht die Sache jetzt? Jetzt fallen jährlich einige blutige Opfer,
und es ist nicht abzusehen, wie und wann das ein Ende nehmen soll. Und ferner werden jährlich eine größere Reihe von Strafen wegen Zweikampfs ausgesprochen, und diese Strafen können bis zu fünfzehn Jahren Festung gehen. Das alles würde fortfallen. Und darum noch einmal: Die neue Bestimmung wäre in Wahr-
heit milde.
Und um ein Stück Kultur wäre man ja auch wohl weiter. Und um ein Stück Kastenhochmut ärmer.
Und das alles ist erreichbar durch einen Paragraphen, der im Reichstag einige Aussicht hätte, durchzudringen. Vielleicht sogar sehr viele Aussicht! Und man ist ja nun einmal an der Arbeit, das Strafgesetzbuch zu reformieren. Man reformiere also auch hier, denn es tut auch hier not. Vielleicht, daß die Gelegenheit günstig ist, und man soll die günstige Gelegenheit nicht vorbeilassen!
„Oaveaut euu»ule», ne re» publica «zuiä cletrimeuti eapiat!"

Edmund Scheibener:

Über die Erscheinung des „roten" Schnees.

Gemeinhin scheint es parador oder doch zum mindesten unverständlich von „rotem" Schnee zu sprechen; ist doch die reine weiße Farbe des Schnees geradezu sprichwörtlich geworden und wurde auch auf anderes übertragen; reden wir doch auch von Blütenschnee. Freilich, um die reine unberührte Pracht des Schnees in ihrer ganzen Majestät auf uns wirken zu lassen, müssen wir dem Ruß und Rauch der Städte entrinnen, wir müssen uns zurückziehen in die Welt des Gebirges. Dort erst, unverfälscht, vom Hauch der Fabrikschlote befreit, finden wir sein eigentliches Reich, dort wo seine blendende Weiße in ewig stillem erhabenen Leuchten gen Himmel strahlt.

Aber sonderbar; die Natur liebt die Gegensätze. In jenen Gebieten gerade, an den Hängen des Hochgebirges, auf den eiserstarrten Zungen der Gletscher finden wir die merkwürdige Erscheinung des roten Schnees.

Man denke nun aber nicht, daß roter Schnee etwa vom Himmel falle, wie etwa zu jenen Zeiten angenommen wurde, da man noch an Blutregen glaubte. Unser fortschrittliches Zeitalter hat in uns den naiv kindlich frommen Wunderglauben mit dem scharfen Stachel wissenschaftlicher Wahrheit sukzessive ertötet. In solchen Dingen aber führt der Weg zur Wahrheit in den weitaus meisten Fällen erst durch ein verschlungenes Labyrinth von Irrungen, und so ging es denn auch ziemlich lange, bis man der Erscheinung des roten Schnees auf den Grund kam. Wir wissen heute, daß der rote Schnee in seiner Gesamtheit nichts anderes darstellt als eine ungeheuer große Kolonie von kleinsten pflanzlichen Lebewesen, von Algen. Der Botaniker bezeichnet diese Alge als 01llinv6c>mon2ä nivali3 und reiht sie ein in die Familie der Volvocaceae. — Versuchen wir es, den toten Namen zu beleben.

Schon aus dem wenigen, das hier angeführt wurde, sehen wir, daß es roten Schnee im eigentlichen Sinne des Wortes nicht geben kann. Es ist vielmehr die kleine Alge, welche in ihren Lebensbedingungen auf den Schnee angewiesen ist; sie lebt auf ihm, und durch ihre Lebensbedingungen wiederum produziert sie einen roten Farbstoff, das sogenannte Hämatochrom, welches, da die Alge in ungeheurer Zahl, herdenweise gleichsam zusammenlebt, geeignet ist, an der Stelle ihres Vorkommens einen roten Teppich über den Schnee zu breiten. Millionen von Algenpflänzchen beginnen ihr geheimnisvolles Treiben, oft nach einigen Tagen schon wieder verschwindend, ebenso plötzlich und lautlos als sie gekommen, um an anderer Stelle das gleiche Schauspiel zu wiederholen.

Nach den übereinstimmenden Berichten der Autoren, die ich zu Rate zog, und welche diese Erscheinung untersuchten, findet sich der rote Schnee meist an

Stellen, welche durch ihre Lage von einer gänzlichen oder allzu raschen Schnee-
schmelze verschont bleiben, welche zudem von einer dünnen Schicht erdiger Bestand-
teile überdeckt sind, eine Erscheinung, welche allen alten Schneeplätzen der Alpen
zukommt, und auch den Bewohnern der flacheren Gegenden ist die graue Schmutz-
farbe des Schnees im Frühjahr wohl bekannt. Tritt nun an solchen Stellen doch
während einiger Tagesstunden Schneeschmelze ein, so graben die schmalen Wasser-
äderchen, welche über das Schneefeld hinfließen, kleine Kanälchen in ihre Unter-
lage ein, und auch die einzelnen Erdpartikelchen vergraben sich gleichsam selbst in
den Schnee; denn ihre dunkle Farbe befähigt sie mehr Wärme in sich aufzusaugen;
unter ihnen schmilzt der Schnee rascher hinweg als an den daneben liegenden
Orten; es entstehen winzig kleine Höhlungen. Der rote Schnee bedeckt niemals
ausgedehnte Flächen, mit Ausnahme ähnlicher Vorkommnisse des hohen Nordens;
er dehnt sich meistens in engeren Grenzen aus. Seine Farbe schwankt von einem
hellen Rosa bis zu tiefem Blutrot. In den durch die Schmelzwasser verursachten
Kanälchen und Höhlungen jedoch, in denen sich natürlich auch Wasser ansammelt,
ist die Färbung intensiver; die genannte Alge scheint sich dort besser zu entwickeln,
und wir können schon jetzt daraus schließen, daß in ihrem Werdegange das Wasser
eine wichtige Rolle spielt. Auch in die Schneefläche selbst dringt die Färbung
ein, meistens in eine Tiefe von wenigen Zoll, seltener bis zur Tiefe eines Fußes.
Überall wurde die Erscheinung beobachtet, in den Alpen und den Pyrenäen,
in Skandinavien sowohl, wie auch im höchsten Norden, auf Grönland und Spitz-
bergen.

Das einzelne Pflänzchen stellt sich uns dar als einzelliges winziges Lebe-
wesen von rundlich-ovaler Gestalt. Am vorderen Ende besitzt es zwei lange fühl-
hornähnliche Gebilde, welche in steter Bewegung sind. Sie haben einen wichtigen
Zweck; denn mit ihrer Hilfe vermag die Alge frei umherzuschwimmen. Wir
bezeichnen solche Bewegungsorgane als Geißeln oder als Cilien. Die
beiden Cilien entragen einem mundartigen Gebilde, einer sogenannten Vakuole,
welche, einem kleinen Mäulchen vergleichbar, ebenfalls dem Vorderende ein-
gefügt ist. Im Innern finden wir einen Zellkern, sowie merkwürdige Körperchen^
welche den schon erwähnten roten Farbstoff, das Hämatochrom enthalten
und daher Farbstoffträger oder Chromatophoren genannt werden. Das
Ganze wird durch eine Wand oder Membran nach außen hin abgeschlossen.
Sind nun die Lebensbedingungen günstig, so schreitet das Pflänzchen als-
bald zur Vermehrung. Zu diesem Zwecke werden innerhalb der Membran kleine
Fortpflanzungsgebilde, sogenannte Gameten erzeugt, welche schließlich den
Mutterleib verlassen. Sie besitzen ebenfalls zwei Cilien und dazu einen roten
Augen fleck, ein farbloses Vorderende, und sind von länglicher birnförmiger
Gestalt. Mit ihren Cilien oder Wimperhärchen schwärmen sie eifrig im Wasser
umher. Nun aber setzt ein merkwürdiger Vorgang ein. Die Gameten beginnen
sich einander zu nähern, vereinigen sich zu je zweien in ein einziges Gebilde.

Durch diese Kopulation zweier Geschlechtszellen entstand ein neues Körper-
chen, die Gametospore. Gemäß ihrer Abstammung vereinigt sie zunächst
die Merkmale ihrer beiden Eltern in sich, sie besitzt vorderhand vier Cilien und
zwei Augenflecke, ist jedoch von mehr kugelförmiger Gestalt. Sie bewegt sich noch
einige Zeit lang umher, verliert aber schließlich ihre Wimperhärchen, wird
bewegungslos und umgibt sich mit einer festen Wandung. Nach einiger Zeit
keimt sie dann aus, und ein neues Algenpflänzchen verläßt ihre schützende Hülle.
Und nun wiederholt sich derselbe Vorgang in stetig unentwegtem Kreislaufe.

Sind jedoch die Lebensbedingungen ungünstig, so keimt die Gametospore über-
haupt nicht, sondern in weiser Voraussicht wartet sie erst günstigere Zeiten ab.
Darauf beruht wohl oft das plötzliche Verschwinden der Erscheinung des
roten Schnees. Wenn die Temperatur zu niedrig wird, so kann der Schnee nicht
schmelzen, das zur Vermehrung der Alge so notwendige Wasser fehlt. So begreifen
wir jetzt auch, warum die Erscheinung gerade in den durch das Schmelzwasser
erzeugten Vertiefungen der Schneeoberfläche sich am schönsten zeigt. Dort ist
eben das meiste Wasser, dort kann die Vermehrung am ausgiebigsten und un-
gehindertsten einsetzen; dort werden die meisten Individuen gebildet, welche nun
vermöge ihrer Chromatophoren in Gesamtheit eine viel lebhaftere Färbung ihres
Untergrundes bewirken.

Um diese Zeit feiert der rote Schnee sein rund 150 jähriges Iubiläum
seines Bekanntwerdens mit der Wissenschaft; denn im Iahre 1760 entdeckte ihn
der berühmte Genfer Naturforscher Saussure auf dem Mont-Brevent
und führte ihn ein in die wissenschaftliche Welt. Er hielt die Erscheinung für auf
die Schneefelder gewehten Blütenstaub. Auch die spätere Forschung unterlag
vielfachem Irrtume. Am meisten aber trug dazu wohl die mangelhafte Konstruktion
der Mikroskope bei, so daß die verschiedenen Stadien der Entwicklung lange Zeit
nicht klar erkannt wurden. Auf diese Weise durchwanderte unsere Alge 012 in ^ -
<ioinon23 nivali3 fast das ganze Pflanzenreich. Wurde sie erst als
Blütenstaub diagnostiziert, so wurde sie später für eine Flechte gehalten, teilweise
auch als Pilz angesehen, kam dann lange Zeit bald zu den Pilzen, bald zu den
Algen, bis sie nun jetzt endgültig zu den Algen gerechnet wird. Daß sie dabei un-
zählige Male ihren Namen wechselte, ist wohl selbstverständlich.

All unser heutiges Wissen über diesen Gegenstand verdanken wir der Glas-
linse, die uns Höhen und Tiefen in gleicher Weise erschließt, sei sie dem gewaltigen
Fernrohre des Astronomen oder dem Mikroskope des Naturwissenschaftlers ein-
gefügt.

Gern hätte ich diesen oder jenen Punkt noch weiter ausgeführt, leider aber
gestattete der Raum ein Breiterwerden nicht, und so mußte ich mich auf das Haupt-
sächlichste beschränken.

Geh. Archivrat Professor Dr. C. Grün Hagen:

Der Lord von Burleigh.

Eine Erinnerung an Alfred Tennyson, geb. 1809.

(Lord Burleighs Mesalliance.)

Das Jahr 1909 brachte die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Englands gefeiertem Dichter Alfred Tennyson. Am 6. August 1809 ward er in dem Pfarrhause zu Sommersby in der Grafschaft Lincolnshire geboren und ausschließlich von seinem Vater unterrichtet, bis er 1828 die Universität Cambridge bezog. Ohne sich für einen bestimmten Beruf entscheiden zu können, trat er bereits in den Jahren 1830 und 1833 mit Gedichten an die Öffentlichkeit, denen aber einflußreiche Kritiker rechte Anerkennung weigerten. Den schwergetroffenen Dichter vor verzweifelter Entmutigung zu bewahren, gelang seinen Freunden nicht ohne Anstrengung und es vergingen zehn Jahre, bevor er nach Sichtung und teilweiser Neubearbeitung seiner Iugendgedichte mit diesen nebst neugeschaffenen, weiteren Erzeugnissen seiner Muse in einer zweiten Gedichtsammlung, vornehmlich epischen Inhalts, eine neue Werbung um die Gunst seiner Landsleute versuchte (1842), der dann ein durchschlagender Erfolg beschieden war. Wohl wird nicht leicht jemand, der diese Sammlung von 1842 näher kennen gelernt hat, bestreiten, daß in ihr eine reiche Dichterader sprudelt, daß hier ein Geist zu uns spricht, der über eigenartige schwungvolle Gedanken verfügt, deren Ausdruck ein feingestimmtes, lebhaftes Naturempfinden einen besonderen Zauber verleiht, aber es hat doch etwas Überraschendes wahrzunehmen, wle damals unsrem Dichter die Verehrung seiner Nation sich so mit einem Schlage zugewendet hat, und was vielleicht noch merkwürdiger erscheint, ihm bis an seinen Tod treu geblieben ist, während er selbst trotz seines glühenden Patriotismus niemals eigentlich um Volksgunst gebuhlt hat. Es konnte als ein nicht geringes Wagnis erscheinen, als er 1850 mit dem Buche In lueuin^aln A. H. H., der Totenklage um einen früh dahingegangenen, ihm besonders nahestehenden Freund, vor die Öffentlichkeit trat, wo doch der durch die Wahl des Stoffes unvermeidlich beschränkte Gesichtskreis eine gewisse Eintönigkeit und in weiterer Folge eine Minderung des für ihn erwachten Interesses befürchten ließ. Doch tatsächlich gewann ihm auch dies Büchlein neue Verehrer, zu denen Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria, gerechnet zu werden wünschte. Tennyson gelang es ja seine als nüchtern verschrieenen Landsleute sogar für die Tafelrunde des romantischen Königs Arthur (uns ist die Namensform Artus geläufiger) mit seinen „Königsidyllen" poetisch zu interessieren, und wenngleich seine Muse vielfach auf zu hohem Kothurne daher zu schreiten schien, um den Beifall breiterer Volksschichten

zu finden, so erfreuten sich doch manche seiner Balladen, wie z. B. die Mai-
königin, der größten Popularität, und die ergreifende Robinsonade des so helden-
mütig resignierenden Enoch Arden hat, soweit die englische Sprache klingt und
darüber hinaus in Übersetzungen, unzählige Herzen gerührt.
Tatsächlich hat Tennyson für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in
der Literatur seines Heimatlandes unbestritten den ersten Platz eingenommen.
Entsprechend hat dann auch sein äußeres Leben sich gestaltet, und wenn in seiner
Familie nach dem frühen Tode des Vaters Kummer und Sorge Eingang gefunden
und schwere Schatten auch über das reizbare Herz Alfreds sich gebreitet hatten,
so wurden diese durch die Sonnenstrahlen des Ruhmes verscheucht.
Es war schon von großer Bedeutung, daß 1848 der Minister Robert Peel
unsrem Dichter eine Staatspension von 200 Pfund Sterling auswirkte. Im
Jahre 1850 ward ihm dann bei dem Tode von Wordsworth die von diesem be-
kleidete Würde eines Hofpoeten (poeta laureatu») zugewandt. In dieser Eigen-
schaft verfaßte er 1852 den poetischen Nachruf beim Tode des Herzogs von
Wellington und besang 1854 den todesmutigen Angriff der englischen Reiterei
in der Schlacht von Balaklava; seine Popularität wuchs, 1855 erkor ihn die
Universität Orford zum Ehrendoktor, ein Polarforscher nannte im arktischen Meere
einen schroff abstürzenden Felsen den Tennysonfelsen, und englische Kolonisten
tauften nach ihm eine imposante Wasserfläche auf Neu-Seeland. In London
kamen Tennyson-Kalender in Mode, die auf einzelnen Blättern neben dem
Kalender der verschiedenen Monate feine farbige Darstellungen aus den
Schöpfungen des Dichters zierten.
Tennyson hatte 1850 seine Jugendliebe heimgeführt, die er 1853 in ein neues
eigenes Heim, eine Villa auf der schönen Insel Wight, zu führen vermochte, wo
ihm dann auch sein dritter Sohn geboren ward. Und an diesen Landsitz, zu dem
bald noch ein zweiter, Aldworth, jenseits des breiten Meerarmes des Solent trat,
knüpfte dann der Minister Gladstone auf besonderen Wunsch der Königin Vic-
toria 1884 die dem Dichter schon früher zugedacht gewesene, aber von ihm be-
scheiden abgelehnte höchste Ehrung der Peerwürde an. Im Januar 1884 wohnte
der Baron von Aldworth und Farringford zum ersten Male einer Sitzung des
Oberhauses bei. Auf den genannten beiden Landsitzen, daneben wohl zuweilen auch
auf Reisen', hat er dann noch Jahrzehnte eines lange Zeit kaum getrübten Glückes
erlebt, in unveränderter Produktivität und speziell auch auf dramatischem Gebiete
in der Zeit von 1872 bis 1882 eine lebhafte Tätigkeit entfaltend, von der eine
Reihe von Stücken Zeugnis ablegen, Königin Maria, Harold, Decket, Die Er-
zählung des Liebenden, Der Falke, Der Becher, Die Verheißung, Der Mai,
Stücke, die auch auf der Bühne ihre Verehrer und einen »uectz» ä'k»t,ilue fanden,
wenngleich für unsern Dichter die vollsten Kränze nicht auf diesem Gebiete ge-
legen haben.

Wohl brachten auch ihm die späteren Lebensjahre manches Leid. 1886
fand sein jüngster Sohn Lionel auf weiter Reise fern von der Heimat seinen Tod,
und im Winter 1888/89 brachte ihn selbst eine schwere Krankheit an den Rand
des Grabes. Aber der merkwürdig schnell sich Erholende vermochte noch vor
Ablauf des Jahres 1889 mit einem neuen Bändchen Gedichte an die Öffentlichkeit
zu treten, und für die Zahl seiner Verehrer dürfte die Tatsache sprechen, daß in der
ersten Woche nach dem Erscheinen dieser späten poetischen Gabe 20 000 Eremplare
verkauft wurden. Seine Phantasie schien an schöpferischer Kraft kaum etwas
eingebüßt zu haben und umkleidete selbst die ernsteren, weihevollen Gedanken,
die sich ihm jetzt wohl öfters in die Feder drängten, mit eigenartiger, mehr alle-
gorischer Gewandung; Gedanken, die, wenngleich dogmatischer Fassung wider-
strebend, dem Tode seine Schrecken zu nehmen und ein Hoffen im Trauern zu
lehren suchten. Auch für das Jahr 1892 hatte er ein neues Bändchen Gedichte
seiner siebenundsiebzigjährigen Lebensgefährtin gewidmet und die Druckbogen Ende
September durchgesehen, als wenige Tage darnach, am Abend des 5. Oktober,
ein sanfter Tod diesem reichen Leben ein Ziel setzte. In dem Flügel der West«
minsterabtei, der Englands Geistesheroen vorbehalten ist, hat auch Alfred Tenny-
son seine letzte Ruhestätte gefunden.
Früh schon haben in unsrem Vaterlande, wo man seit langer Zeit gewohnt
ist, dem englischen Geistesleben eine erhöhtere Aufmerksamkeit zuzuwenden, den
poetischen Schöpfungen Tennysons berufene Kräfte sich zugewandt, um sie durch
Übersetzungen uns näher zu bringen, und es liegen solche in größerer Anzahl vor,
ebensowohl Gedichtsammlungen, schlechthin vollständig oder in Auswahl, wie
Zyklen (z. B. die Königsidyllen und die Elegien des w memoriam), ja es gibt
von den längeren poetischen Erzählungen Übertragungen in Einzelausgaben und
die in Hamburg erschienene Bearbeitung des oben erwähnten Enoch Arden zählt
12 Auflagen. Den Reigen der Tennysonübersetzungen hat der als Übersetzer nach
verschiedenen Seiten hin bewährte Professor Hertzberg begonnen, indem er 1857
die Iugendgedichte des englischen Poeten (abgeteilt in Veröffentlichungen aus den
Jahren 1830, 1832, 1842) in deutscher Sprache erscheinen ließ (zweite Auf-
lage 1868). In der hier angehängten Nachschrift und ausführlicher noch in einem
Aufsatze der deutsch-amerikanischen Zeitschrift Atlantis (17) bemüht er sich, die Aus-
schaltung einer kleineren Anzahl von Gedichten uns plausibel zu machen, was
ihm bei einigen an Freunde gerichteten als solchen, die für ein deutsches Publi-
kum wohl zu wenig Interesse zu bieten vermöchte, wohl gelingen mag, doch nicht
bei den zwei Balladen: „Die Schwestern" und „Der Lord von Burleigh", bei
denen ästhetische Ausstellungen den Grund zur Ausschließung gebildet haben,
während doch bei Übertragungen, wo es sich nicht von vornherein um eine Aus-
wahl, sondern im Gegenteil um eine gewisse Vollständigkeit handelt, die Aus-
schließung einzelner immer etwas Bedenkliches hat. Wer wird es zu billigen
vermögen, daß Hertzberg „Die Schwestern" zurückgelegt hat, weil ihm der Gegen-

stand allzu „grausig" erschien, während für den Kundigen eben diese Ballade als ein schlagendes Beispiel einer direkten Einwirkung der auf die englische Literatur so einflußreichen Percyschen Sammlung altenglischer Volkgesänge auch speziell auf die Tennysonsche Dichtung von besonderem Interesse, und deshalb für eine Ausgabe, wie die Hertzbergsche, nicht wohl zu missen ist. Und nicht viel anders verhält es sich mit der zweiten jenes verschmähten Balladenpaars, dem Lord von Burleigh, von dem Hertzberg äußert, er habe dieses Gedicht beiseite gelegt, weil gerade in ihm der Dichter allzusehr in einen Bänkelsängerton verfallen sei. Auch hier wird man bezweifeln dürfen, daß eine derartige Meinung einem Übersetzer das Recht geben konnte eine Ballade ganz zu unterdrücken und auszuschalten, und nicht einmal der Vorwurf des Bänkelsängertons braucht für uns festzustehn, solange ihn nicht auch englische Federn bestätigen; aber gerade davon, daß in England diese Ballade wegen vulgärer Sprache bei den Kritikern Anstoß erregt, ist nichts verlautet, im Gegenteil vermag der Verfasser dieser Blätter zum Zeugnis einer gewissen Beliebtheit dieser Ballade anzuführen, daß, als diese ihm in einer um mehrere Jahrzehnte zurückliegenden Zeit zuerst vor die Augen kam, er sie in dem Album einer deutschen Dame fand, in das sie eine englische Freundin als ihr Lieblingsgedicht eingeschrieben hatte. Wenn es damals wohl begreiflich schien, daß das englische Original Rührung und Teilnahme für das Schicksal der Lady Burleigh erwecken könne, so ist diese Meinung durch das ungünstige Urteil Hertzbergs um so weniger erschüttert worden, als ihm selbst oft sich die Wahrnehmung aufgedrängt hatte, daß bei Dichtungen von irgend wie volkstümlichem Charakter ein Engländer sich ungleich freier bewegen dürfe als ein Deutscher, dem der Vorwurf eines Hinabgleitens vom Kothurn, mit anderm Worte, des Bänkelsängertums ungleich leichter zu drohen pflege.

Es kann vielleicht als ein naheliegender Gedanke angesehen werden jene, einst von dem Übersetzer verschmähte, und so dem deutschen Publikum vorenthaltene Ballade: Der Lord von Burleigh, diesem Erinnerungsblatte für Tennyson anzufügen im Geleit einiger vielleicht nicht ganz uninteressanter Bemerkungen, zu denen sie Anlaß gibt, und es brauchte davon nicht abzuschrecken die Tatsache, daß schon früher von anderer Seite jene Unterlassungssünde Hertzbergs gutgemacht worden ist und die beiden Balladen „Die Schwestern" und „Der Lord von Burleigh" von Adolf Strodtmann in dessen 1868 erschienenen Übersetzung einer Auswahl Tennysonscher Gedichte abgedruckt worden sind, denn von Strodtmanns kaum anzuzweifelnder dichterischer Begabung hat schwerlich eins dieser ausgewählten Gedichte so blutwenig empfangen wie der Lord von Burleigh. Was Hertzberg mit dem „Bänkelsängerton" gemeint, zeigt uns erst diese Verdeutschung, bei der die Schlichtheit des Tennysonschen Ausdrucks vielfach durch eine im Deutschen abstoßend wirkende vulgäre Sprache wiedergegeben wird, unterbrochen durch Stellen, die zwar einen gehobeneren Ton, doch dafür auch dem Originale fremde, leidenschaftlich ertravagante Akzente vernehmen lassen.

Der Lord von Burleigh

C. Grünhagen

Es hätte geradezu riskant erscheinen müssen, den Lord von Burleigh in diesem Gewande dem deutschen Publikum vorzuführen und dessen Interesse für Ausführungen über ein wenig anmutendes Gedicht in Anspruch zu nehmen; das Wagnis einer neuen Übersetzung ward unvermeidlich, und ihr Verfasser mag sie nun vorführen, eins über alles wünschend und hoffend, daß sich der Möglichkeit, als ein deutsches Gedicht angesehen zu werden, keine Schwierigkeiten entgegenstellen.

Der Lord von Burleigh.

„Mädchen, darfst es mir gestehen,"
FlUstert er mit heitrem Mut,
„Hob dir tief ins Aug' gesehen
Und ich weiß, du bist mir gut."
Ja, ins junge Herz sich stahl er,
Sanft errötend räumt sie's ein,
Und der junge Landschaftsmaler
Nennt des Dorfes Schönste sein.
Neigungsvoll im Kuß begegnet
Ihre Lippe seinem Mund,
In dem schlichten Kirchlein segnet
Bald de» Priester ihren Bund. —
„Bring' nicht reiche Hochzeitsgaben,
Denn nur wenig nenn ich mein,
Doch wird, wenn wir lieb uns haben,
Unsre Hütte sonnig sein."
Nun dem eignen Heim entgegen
Führt er sie; es gehn die Zwei
Auf vom Lenz geschmückten Wegen
Manchem stolzen Schloß vorbei.
Einst spricht er nach kurzem Schweigen,
Wie zu neuem Plan erwacht:
„Komm, mich lockt's dir mehr zu zeigen
Von der Cdelsihe Pracht."
Froh sie wandelt ihm zu» Seiten,
Lauschend liebe» Stimm« Laut,
Durch de» Schlösser Herrlichkeiten,
Die der Reichtum sich erbaut.
Ruht im Schatten stolzer Bäume,
Schwelgt in duft'ger Gärten Zier,
Blickt in glanzerfüllte Räume
Einer Welt hoch über ihr.
Wohl solch Schauen sie entzücket,
Doch nach fem hin schweift ih» Blick,
Sucht, was stündlich nähe» rücket,
Erst in seinem Heim ih» Glück.
Do»t will sie ein heiß Bestreben
Treuste» Pflichte»füllung weihn,
!n ner e»r ne vnisperz 82il^>
„!t m^ ne»rt b> zEnz c»n teil,
^2iclen, I n2ve v2tcn 'ä tnee ä2!!^,
^ncl I tnink tnou lov'zt me vell."
5ne replie« in 2ccentz f2inter:
„I'nere >z none ! love like. tne«:"
tle iz but 2 !»nclzc»pe p2inter
änä — 2 villluze mlüäen zne.
Ne to lipz tn2t tonälv i2lter,
Pr«zez niz vitnout reproot:
I^»clz ner to tne vill^e 21121-,
^ncl tnev le2ve ner f2tderz root.

„I c2n M2ke nc> M2M2ße prezent:
Mittle c2n I ^ive mv vite,
lx>ve vill m2ke our oott2ze ple2z»nt,
^ncl ! love tnee more td2n lite."
"lnev bv p»rkz 2nä 10äß« ßoing
8ee tde lorcllv c^t!« zt2ncl:
Zummer vooäz 2bout tnem blovinz,
Z^2äe 2 murmur in tne l2n<i.
from äeep tliouzt nimselt ne rouze3,
5»>z to ner tn2t !ovez mm vell,
,,I^et uz zee tn«z« N2nclzome Kouzez
^nere tne ve2ltnv nob!«z ävell."
80 zne zo«z bv nim 2ttencle«l,
Ke2rz nim lovinzlv conve««,
5eez vn2tever t2ir 2ncl zplenclicl
t.2> betvixt niz nome »nä ner«:
?2rlcz Vitt> 02K 2Nä cN«zwut zll2äv,
?2rkz 2ncl uräer'ä z2rclenz ßre2t,
^ncient nome,z ot lorcl 2nä l2äv,
Luilt tor pl«2zure 2nä tor zt2te.
^,1! ne znovz der m2ke« Kim cle2re»-
Lvermore zne zeemz to ^2ie
0n tn»t cott2ze zrovinz neilrer
^I,erett>evtv2invillzpenätneir ä2vz.
() but zN« vi!! love Kim trulvl
Ne zK2!! r>2ve » cneertul nome:

C. Grünhagen
Der Lord von Burleigh
Ihn nu» lieben, ihm nur leben,
Ihm die beste Gattin sein.
Doch der süßen Träume Walten
Weicht — vor mächt'gem Tor sie stehn,
Wappenbilder, Steingestalten
Stolz auf sie hemiedersehn.
Alles überragend steiget
Vor ihr auf das schönste Schloß,
Vor dem Gatten tief sich neiget
Goldbetreßter Diener Troß.
Folgen ihm mit leisen Tritten,
Ob ein Wink, ein Blick sie sucht,
Während er mit sichern Tritten
Führt durch prächtiger Säle Flucht.
Als sie Staunen drob empfindet
Wie in schweren Rätsels Pein,
Stolz er ihr die Lösung kündet:
„Alles dies ist mein und dein."
Ja hier herrscht er, sein die Hallen,
Cr, Lord Burleigh ehrenreich,
Keiner von den Großen allen
Kam an Würd' und Rang ihm gleich.
Aber ihr, in Schreck und Vangen
Wandelt sich der frohe Mut,
Erst ergießt auf Stirn und Wangen
Wie von Scham sich Purpurglut,
Dann mit eins sie jäh erblasset,
Totenbleich wird ihr Gesicht,
Daß er sie bestürzt umfasset.
Tröstend Liebesworte spricht.
Doch die Schwachheit zwingt ihr Willen,
Ob ihr Herz auch ängstlich schlägt,
Lehrt sie ganz die Pflicht erfüllen,
Die ihr Rang ihr auferlegt.
Voll Bewundrung er sie findet,
Wie sie schlicht, doch voll Bedacht
Würd' und Güte schön verbindet,
Jedes Herz sich eigen macht.
Doch der Zweifel Qual zu wehren,
Ach f» recht vermag sie's nie.
Bringen Segen Glanz und Ehren,
Wo Geburt kein Recht verlieh?
Schwer und schwerer drückt sie's nieder,
Traurig schaut sein Bild sie an;
O war' er der Maler wieder,
Der mein junges Herz gewann.
Und es wächst der düstre Schatten,
Bald erlischt d>'r Wangen Rot,
8ne vill oräer 2ll tKinßz äul>.
>VKen ben«2tn Kiz root tne> com«.
l'Kuz Ker Ke2rt rejoicez zre»t!^,
I'ül 2 z2tev2? zKe clizcernz
>VitK 2rmari2l be2rinzz zt2tel>,
^nä bene2tK tne ß2te «Ke turnz;
8eez » m2nzion more M2>eztic
1°n2n 2ll tnoze zKe z2v betore:
M2n^ 2 ßilll2nt z»> clomeztic
Lovz betore, Kim 2t tne äoor.

^ncl tne> zpe2k in zentle murmur,
V^Ken tne^ 2Nzver to Kiz c2ll.
^Kile Ke tre2cls vitn tootztepz tirmer,
l.e2äinz on trom K2l l to K2ll.
^nä, vnile nov zne vonäe« b!inäl>,
Kor tne me2ninß c2n clevine,
prou<11> turnz de rounä 2nc! kincI!>.
,.^!! ot tniz i« mine 2nä tlune."
llere Ke livez in zwte 2ncl bount^,
!^orcl ot Zurleizn, t»ir 2Ncl tree,
Kot 2 lorcl in 2I! tne count^
Iz zo zre2t 2 lorä 2z Ke.
^11 ut once tne colour tluznez
Uer zveet t2ce trom brov to cnin:
^z it vere vitK zK2me zKe bluznez,
^ncl Ker zpirit cK2nzecl ^itnin.
"lnen Ker counten2nce 2» over
?2le 2ß2in llz cle2tK cliä prove:
Lut Ke cl2zp'cl Ker like 2 lover,
^nä Ke cKeereä Ker zou! vitn love.
5o zlie ztrov« iEiunzt der ve2w,ezz,
7°Ko' 2t timez Ker zpiritz z2nk:
8K2pecl Ker Ke2rt vitn vom^n'z meilln«;
"lo 2l! ciutiez ut ner r2nk.
änä 2 zentle conzort M2cle Ke,
^nä Ker zentle minä W2z zucK
1'K2t zne zrev 2 noble l2<i>,
>VnH tne people love<i Ker mucn.
Nut 2 trouble veizK'cl upon ner,
>^nä perplex'cl Ker niznt 2ncl morn.
>VitK tKe buräen ot 2N Konour
Unto vnicK zKe v2z not born.
52int zKe zrev, 2nc! ever f2inter,
>^z zKe murmur'ä, ,,OK tK2t Ke
^ere once more tn2t l^nclzc2pe p»inter
^KicK äicl vin m> Ke2rt fwm me."
80 zKe äroop 'ä 2ncl äroop 'ä betore Kim.
k»clinz zlovl^ trom Kiz zicle:

Der Lord von Burleigh
C. Grünhagen
Von den Kindem, von dem Gatten
Scheidet sie ein fruher Tod.
Auf dem Schloß liegt Grabesstille,
Nur des Lords gramvollen Sinn
Führen zu der Teuren Hülle
Ruhelose Schritte hin.
Schaut auf sie mit stummer Klage,
Spricht: „Bringt her ihr Hochzeitskleid;
Was sie trug am schönsten Tage,
Sei im Tod auch ihr geweiht."
Trauernd alle sie geleiten
Ihrer stillen Klause zu,
In dem Schmuck beglückter Zeiten
Geht ihr edler Geist zur Ruh.
°7nree tiir cnilären firzt zne bore Kim.
I'tien beture ner time zne äiecl.
>Veepinß, veepin^ !»te 2ncl e^rl/.
^2l^inz up 2nä p^cinz clovn,
veepl> mourn'ä tne lx)rä ok Lurleizl,
Lurleizn nouze bx 8t»mturcl-w>vn.
^nä ne c2me tu !<x>k upon ner
^ncl ne lool^ 'ä 2t ner ^nä z^icl,
„Lrinz tne clrezz 2ncl put it on lier,
l'n2t «ne vore, vnen zne v2z veä."
I'lien ner people zottl^ tre»clinz>
Lore w e^rtn ner boäx, clrezt
In tne clrezz, tn^t zK« v2z veä in,
l'K2t Ker zpirit mißnt n^ve rezt.
Der Titel dieser Ballade weist auf eins der angesehensten Adelsgeschlechter Englands hin, die Nachkommen jenes auch bei uns aus Schillers Maria Stuart weiteren Kreisen bekannt gewordenen William Cecil, des Kanzlers der Königin Elisabeth, dem diese um seiner Verdienste willen im Jahre 1571 mit dem Titel des Lords von Burleigh zugleich auch reichen Grundbesitz verliehen hatte.
In deren Überlieferungen findet sich nun eine Nachricht dahin lautend, daß gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ein jüngerer Sproß dieses Hauses, Henry Cecil zu Hodnek, in der Grafschaft Shropshire gelebt, der, wie das ja bei jüngeren Söhnen aus den höchsten Familien nicht eben selten vorkommt, wenig mit Glücksgütern ausgestattet an dem genannten kleinen Orte sehr bescheiden im Hause eines schlichten Farmers namens Hoggins zur Miete wohnte. Hier hatte er, selbst von seiner Gattin geschieden, die Neigung Sarahs, der Tochter seines Wirtes, gewonnen und diese als Gattin heimgeführt. Da hat es sich nun und zwar sehr überraschend zugetragen, daß infolge von Todesfällen im Hause der Cecils jener Henry Haupt der Familie und Erbe des Ranges und der Reichtümer der Lords von Burleigh wurde, während er seiner Gattin die, auch sie aus den bescheidensten Verhältnissen zu fürstlichem Glanze emporhebende, Schicksalswendung zunächst verschwieg, um sie dann bei Gelegenheit eines Besuches des Stammschlosses der Burleigh durch die Kunde davon auf das höchste zu überraschen. Die Lady hat dann allerdings sich ihrer Erhöhung nicht lange freuen können; sie ist bereits 1797 gestorben.
Schon vor Tennyson ist diese familiengeschichtliche Überlieferung von dem beliebten Dichter Thomas Moore (geb. in Irland 1780, gest. 1352) zu einem Gedichte unter dem Titel: Do ?ou rememder Dllen? benutzt worden, wie wir trotz der Namensänderung des Lords aus der Wiederkehr des charakteristischen Motivs der Geheimhaltung und überraschenden Entdeckung des Glückswechsels schließen dürfen. Das kurze Gedicht ist in England in solchem Maße populär, daß es in die überaus verbreiteten Penny-Balladenbücher seinen Weg gefunden hat. Es mag hier als Gegenstück zu Tennysons Ballade eine Stelle finden.

Des Städtchens Zierde, wer kannte nicht Ellen? Nach langem Wandem die Kräfte ihr sinken,
William, einen Fremden, den hat? sie gefreit; Ihr Herz ist schwer und von Heimweh bedrückt,
Durch Liebe ihr ärmliches Heim zu erhellen, Ein Trost ist's, daß, als die Sterne schon blinken,
War allzeit ihr fröhliches Herz bereit. Ein stolzes Sckloß durch die Bäume blickt.
Hart schafften sie beide, doch karg nur belohnet. Da spricht er: „ s'wird kalt, und spät ist die Stunde,
Er Nagt's ihr: „ich weiß einen andern Ort, Wie gut, daß ein Obdach zur Nacht sich zeigt."
Versuchen wir's, ob man dort besser nicht wohnet," Und ein Hornruf ertönt von seinem Munde,
Sie fügt sich seufzend; das Paar zieht fort. Auf tut sich das Tor, und der Pförtner sich neigt.
„Willkommen, Mylady," ruft William, „erfahr' heut,
Das Schloß, es ist dein mit den Gärten all;"
Er träume, so meint sie, doch spricht er die Wahrheit,
Denn Ellen gebeut jetzt in Rosnahall.
Und zärtlich der Lord von Rosna umfaßte,
Was William, der Fremd', einst umwarb und gewann,
Und so hell strahlt die Lieb' in dem st0lzen Palaste,
Wie einst sie's in niederer Hütte getan.

Man wird beiden Gedichten einen volkstümlichen Charakter zusprechen dürfen, und in der Mooreschen Bearbeitung vermögen wir sogar die Sonderart des Volksliedes, die kurzgedrängte, sprunghaft fortschreitende Form der Darstellung wiederzuerkennen, wenn wir gleich das sonst für die englischen Volkslieder fast typisch gewordene Metrum hier nicht wiederfinden, wohl aber bei Tennyson, während dagegen hier die eingehendere Schilderung eines in dem Herzen der Lady Burleigh vorgehenden seelischen Prozesses aus dem Rahmen eines Volksliedes herauszutreten scheint, trotz der sonst auch hier bevorzugten schlichtern Ausdrucksweise, so daß man wohl meinen könnte, es habe dem Dichter die Idee einer in dem Hause der Burleighs fortgepflanzten, an den Namen jenes Lords Henry geknüpften Geschlechtsballade vorgeschwebt*).

In durchaus verschiedener Weise haben, wie wir wahrnehmen, die beiden Dichter den gleichen Stoff, Has Schicksal einer Mesalliance, behandelt, nur in einem allerdings bedeutungsvollen Punkte übereinstimmend, insofern beide, nicht ohne die ihnen vorliegende Überlieferung umzumodeln, die betreffende Ehe auf Grund einer Täuschung abschließen lassen, in der die Gattinnen über den vornehmen Rang ihrer Gemahle bis zu deren plötzlicher Demaskierung erhalten werden. Von da an gehn die Wege beider Dichter weit auseinander. Bei Moore bewährt die Liebe ihre beglückende Kraft gleich siegreich in dem stolzen Palaste, wie sie es in niederer Hütte getan, während bei Tennyson die Liebe nicht zu hindern vermag, daß der durch den Schicksalswechsel aus dem Gleichgewicht gekommene Geist der Lady einem frühen Tode verfällt.

») Aus dieser Annahme lonnte dann vielleicht auch ein« nicht wohl übersetzbar« Zeile, di« dem trauernden Lord Vurleigh angehängt wird, „LurleigN-Nou«e b? Ltainkorä-towu", «ine Erklärung finden und vielleicht auch der für die Vallade gewählte Titel tu« Ixirä ok Lurl«ißll, statt des offenbar doch korrekteren tu« 1^6? ot 2.

Vielleicht läßt sich hier die Schlußfolgerung ziehen, daß in der, unserer
Ballade zugrunde liegenden Überlieferung für den baldigen Hingang der Lady
Burleigh Tennyson ein Motiv gesucht hat, analog der in England hoch entwickelten
aristokratischen Anschauung, daß nur der auf den Höhen der Gesellschaft zu atmen
und zu leben vermag, der aus dieser Sphäre hervorgegangen ist.
Diese oben erwähnte schlichtere Ausdrucksweise, auf Grund deren wohl Hertz-
bergs stark übertreibendes Urteil beruht, kann nur für einen deutschen Übersetzer
zur Versuchung werden, bei wortgetreuer Wiedergabe Wendungen zu gebrauchen,
die die Schranken überschreiten, die im Deutschen das streng waltende Gesetz dem
poetischen Sprachgebrauch gezogen hat. Jenen Versuchungen ist nun Strodtmann
gerade in der vorliegenden Ballade Tennnsons vielfach erlegen, als er die Ver-
säumnisse Hertzbergs nachholen wollte').
Derartige kritische Wahrnehmungen, die sich leicht noch wesentlich vermehren
ließen, mußten nun abmahnen, diese Übersetzung den Lesern des Aufsatzes, der
speziell an jene Ballade anknüpft, darzubieten, und so ward denn der Versuch einer
neuen Übertragung gewagt, die, ohne für die fremde Herkunft Privilegien in An-
spruch zu nehmen, schlecht und recht gleich irgend einem andern Gedicht um den
Beifall des Publikums wirbt.
Möchte die Ballade in dem neuen Gewande auch in Deutschland Freunde
finden.

») Cs möge gestattet sein, einige besonders abstoßende Stellen dieser Übersetzung anzu-
führen: „Sie ist eine Bauerndirne und ein Landschaftsmaler er," „Arm an Gutem nenn' ich
mich, aber Liebe wird uns lenken ^" „Und sie geht von ihm geleitet, hört der Rede Honigseim,
steht die prächtige Schau gebreitet zwischen alt' und neuem Heim," „O wie liebend will sie
schalten, daß kein Los dem seinen gleicht, Alles schön in Ordnung halten, wenn sie erst sein Dach
erreicht", „Edel war er wie sein Name, und, mit Freundlichkeit belehrt, ward sie eine edle Dame
und vom Volke rings geehrt", „Ihre Kraft ward täglich minder, langsam welkt' und starb sie
ab, schenkt ihm erst drei schöne Kinder, sank dann vor der Zeit ins Grab", bei diesen Wendungen
würde Hertzberg vermutlich den Bänkelsängerton wiederfinden und eine poetisch« Sprache nicht
leicht Jemand. Ein Dichter aber hätte guten Grund zur Unzufriedenheit mit einem Übersetzer, der
z. B. die Stelle: „N« to Up» tkat konäl? kalter, pr««««« di» vitKout. r«prook," im
Deutschen durch die Worte wiedergibt: „Wie sie sträubend sich gebare, ihr den Odem küßt er
aus," und damit einen Ton stürmischer Leidenschaft anstimmt, die dem englischen Text so wenig
entspricht wie „das fröhliche Cntgegenrufen" Strodtmanns dem „ins Ohr Flüstern" Tennnsons
oder bei der Wanderung das „lustdurchbebt" dem „Erwachen aus tiefen Sinnen" oder bei de«
Überraschung das dem Originale ganz fremde „Herbeiwanken" und „in starrer Ruh Stehen".

Excellenz Dr. Wilhelm Exner:
Prof. Julius Wolfs Natioml-Okonomie.

Wenn man auch in irgend einem Falle den von Prof. Wolf eingenommenen Standpunkt und seine Deduktionen nicht gutheißt, immer wird man durch seine Ausführungen gefesselt und nie wird die Zeit verloren sein, die man an die Lektüre seiner von ehrlicher Überzeugung getragenen Arbeiten wendet. Trotz meiner persönlichen Voreingenommenheit für den originellen Autor würde ich mich nie in eine Auseinandersetzung mit ihm einlassen und öffentlich ein Urteil über seine Lehrmeinungen abgeben, wenn ich nicht, wie diesmal, zu denjenigen gehören würde, denen er sein Buch ausdrücklich gewidmet hat, zu den Technikern.

Meine obige Behauptung, daß man der Wolf'schen Feder immer mit gespanntem Interesse folgt, findet sicherlich in weiten Kreisen diesmal ungeteilte Billigung. Ja selbst die „wissenschaftlichen" Gegner Wolf's dürften dem Hauptabschnitte des Buches ihre Anerkennung nicht versagen können.

Julius Wolf hat, wie er in dem Vorwort erzählt, im Zweigvereine Breslau des deutschen Bankbeamtenvereins 7 Vorträge über Volkswirtschaft gehalten, die großen Anklang fanden und nach einer vorgenommenen Erweiterung und Vertiefung des Tertes veröffentlicht wurden. Er wollte einen Teil seines im Jahre 1908 erschienenen Werkes über „Nationalökonomie" „so dicht wie möglich komprimieren und auf der anderen Seite durchsichtig gestalten und schmackhaft genug zubereiten, daß auch der Laie in der Lage wäre, sich ihn mühelos anzueignen und all der Reize teilhaftig zu werden, über die der Gegenstand verfügt". Diesem Programme entsprechen sämtliche Abschnitte des Buches zweifellos. Mich aber hat am meisten der VI. Abschnitt: „Der wirtschaftlich technische Fortschritt und die Zukunft der Volkswirtschaft" angezogen und gefesselt.

Ich bin der Meinung, daß jeder auf allgemeine Bildung Anspruch machende Ingenieur diesen Abschnitt des Wolfschen Buches kennen lernen sollte. Wir Techniker sind gewohnt — denn wir haben es tausendfältig erfahren —, daß Nicht-Techniker, und seien sie noch so gelehrt, wenn sie über unsere Leistungen und Aufgaben sprechen, sofort dem Dilettantismus verfallen. Es hat mich daher außerordentlich überrascht und auf das angenehmste berührt, wahrzunehmen, daß Julius Wolf die heikelsten Themen ohne Irrtum abhandelt. Die Kapitel „Fortschrittsbegeisterung unserer Tage", „Das Gesetz des Fortschrittes", „Spielraum und Maßstab des Fortschrittes", „Leistungen und Aussichten des Fortschrittes", „Fortschrittshemmungen" sind tadellos aufgebaut und durch eine Fülle von Daten illustriert. Auch das Beiwerk transatlantischen Ursprungs kann man sich wohl gefallen lassen. Die jüngsten Er-

rungenschaften des technischen Fortschrittes, die jetzt nach Erscheinen des Buches von Iu,lius Wolf vielfach besprochen werden, wie z. B. der künstliche Kautschuk, sind nicht geeignet, die Thesen, die Wolf aufstellt, zu erschüttern. Ich bekenne mich daher als Anhänger seiner Auffassung, daß wir bei der Peripetie des technischen Fortschrittes angelangt sind, und die sogenannte „Eroberung der Luft" wird daran, soweit menschliche Voraussicht reicht, nichts ändern. Die Fortschrittsmöglichkeiten sind natürlich nicht beschränkt und werden es nie sein, aber die Grade des Fortschrittes als wirtschaftliche Impulse dürften in ihren Martina erreicht sein.

In der Abhandlung der verschiedenen Fortschrittshemmungsgesetze ist besonders prächtig der Nachweis gelungen, daß immer wieder die Gegenwart mit der Hypothek der Vergangenheit belastet ist. Dort liegt die Begrenzung der Entwicklung aller bestehenden Einrichtungen größeren Stils. Die Luftschiffahrt hat es in dieser Beziehung freilich gut, da sie von vorne anfängt und nicht an Spurweite und Steigungsverhältnisse gebunden ist.

Das Bild der Zukunft, das Julius Wolf entwickelt, ist in einen Rahmen gefaßt, der sich nicht erweitern oder sprengen läßt; man wird sich eben in das Unvermeidliche fügen und die unwillkommene Wahrheit anerkennen müssen, daß die Ergiebigkeit der Erdrinde eine beschränkte, der Entwicklung des Menschengeschlechtes Grenzen setzende ist.

Diese spärlichen Andeutungen sollen nur eine dringende Einladung dazu sein, das Wolfsche Buch zur Hand zu nehmen und die Lektüre desselben beim VI. Abschnitte zu beginnen. Ich zweifle nicht, daß es dem Leser so ergehen wird wie mir, der dann das ganze Buch mit Eifer studierte. Freilich wird für andere Teile als den VI. die Einstimmigkeit des Beifalls nicht gesichert sein. Insbesondere der I. Teil: Geschichte der Nationalökonomie wird manchen Widerspruch wachrufen. Doch dieser I. Teil ist eigentlich nicht für uns Techniker geschrieben, sondern mehr an Wolf's Kollegen gerichtet.

Im V. Abschnitt behandelt Wolf das Vermehrungsgesetz der Menschheit. Seit Malthus ist wohl diese interessante Frage niemals so erschöpfend und zugleich überzeugend erörtert worden wie in diesem Buche, und dies verleiht ihm auch einen besonderen Wert und Anreiz.

Die pessimistische Anschauung von der wirtschaftlichen Weltlage, die Julius Wolf vertritt, kommt auch in einem jüngst erschienenen Aufsatze über die „Zukunft der Preise" zum Ausdruck, wo er eine weitere Erhöhung der Preise auf dem Weltmarkt im Durchschnitt der kommenden Zeit vorhersagt. Wer wagt ihm zu widersprechen? Ein Techniker gewiß nicht.

Carl Gebhardt:

Ausstellung klassischer französischer Malerei des
19. Iahrh. im Kunstverein zu Frankfurt.

Wenn es eine Möglichkeit gibt, einen Ausgleich zwischen den Nationen herzustellen, der sie dem Ideale des ewigen Friedens näher führt, so kann sie nur darin bestehen, daß die Völker es lernen, sich als eine Einheit, als eine große Kulturgemeinschaft zu fühlen. Nicht im Sinne eines vagen, inhaltlosen Kosmopolitismus. Vielmehr soll gerade jedes Volk sich auf seinen eigentümlichen Wert besinnen, um in dem eigentümlichen Werte des andern Volkes die notwendige Ergänzung zu erkennen. Wenn Deutschland die Aktivbilanz seiner Kultur aufstellt, so hat es genug Werte aufzuführen, die Philosophie Kants, Fichtes, Schillings, Hegels, Schopenhauers und Nietzsches, die Dichtung Goethes, Kleists, Heines, Kellers, die Musik Bachs, Haydns, Mozarts, Beethovens, Wagners.

Ist es da ein Wunder, daß ein Volk, das in solcher Weise den Visionen des inneren Sinnes Gestalt verliehen, nicht auch in gleichem Maße die Erscheinungen des äußeren Sinnes zu gestalten gewußt? Hätte nicht dieses Volk ganz anders organisiert sein müssen, um Maler von dem Rang hervorzubringen, wie es Philosophen, Dichter, Musiker hervorgebracht hat? Ist es wirklich, wie man gesagt hat, eine Selbstdemütigung des deutschen Geistes, wenn man offen zugibt, daß die Deutschen einem andern Volke als Maler nicht ebenbürtig sind? Mir scheint ein solches Bekenntnis der höchste Ausdruck nationalen Stolzes, denn unsere Kultur hat solche Werte der Welt gegeben, daß sie selbstbewußt genug sein darf, auch von andern einen Wert, eine Bereicherung zu empfangen. Daß dieser andre gerade Frankreich es ist, daß Frankreich gerade in der Malerei die vorbildlich neue Kunst geschaffen, ist wie eine glückliche Fügung. Denn gerade in diesem Sichergänzen zeigt sich das Aufeinander-Angewiesensein der beiden Völker, zeigt sich ihre Zugehörigkeit zu einer Kulturgemeinschaft. Nichts anderes kann so sehr die geistige Annäherung der beiden Völker fördern, als dieses Sichbesinnen auf ihren gemeinsamen Besitz geistiger Werte.

In Frankfurt hat nun in diesem Sommer ein Komitee durch den Schreiber dieser Zeilen im Frankfurter Kunstverein eine Ausstellung organisiert, die es unternimmt, von der gesamten französischen Malerei des 19. Jahrhunderts eine Anschauung zu geben. Es ist zum ersten Male, daß in Deutschland dieser Plan in diesem Umfange aufgestellt und verwirklicht worden ist. Er hat Werbekraft besessen, denn keine der großen Privatsammlungen Deutschlands und Österreich-Ungarns, keiner der großen Kunsthändler von Paris und Berlin versagte seine Unterstützung, und so konnte eine Ausstellung zusammengebracht werden, wie sie gleich lückenlos und von gleicher Qualität in Deutschland noch kaum gesehen

worden ist. Der französische Staat hat die künstlerische, die kulturelle Bedeutung des Unternehmens anerkannt, indem er seinerseits eine Reihe von Werken aus dem Besitz der Lurembourg-Galerie zur Verfügung stellte.
Der Zweck, dem eine solche Ausstellung dient, ist nicht einfach der, unsere Bekanntschaft mit schönen Dingen zu vermehren. Indem sie mit Werken guter Kunst, großer Kunst zusammenbringt, dient sie ganz von selbst einer Erziehung zur Kunst. Und Erziehung zur Kunst bedeutet in unserer Zeit noch immer, einer zwanzigjährigen Entwickelung der Malerei unbeschadet, Erziehung weg von der Literatur, Erziehung weg von einer Kunst, die Literatur in Farben gewesen ist.
Gerade die französische Malerei ist berufen, einer solchen Erziehung zu dienen. In der Geschlossenheit vollkommener Einheit steht sie vor uns, in der Einheit der Tradition. Was irgendwann einmal, fern im Trecento oder Quattro-cento, begonnen hat, ist, durch die Jahrhunderte weitergetragen, in ihr unser geworden, zum Ausdruck unseres Lebensgefühls umgeschaffen. Und in dieser Kunst lebt die große Einheit, die allem Gewordenen innewohnt und allem Gemachten sich versagt. In ihrer Entwickelung herrscht die Notwendigkeit.
Ein neues, ursprüngliches, ein wesentlich modernes Lebensgefühl ist es, das als innere Einheit alle Äußerungen dieser Kunst beherrscht, das ihren Stil bestimmt. Denn dieses Lebensgefühl faßt auch den Menschen nicht als Reservat der Natur, sondern als Teil des Kosmos, in seinem Ambiente, stellt ihn in Luft und Licht, stellt ihn malerisch dar. Der Impressionismus ist nur ein Teil dieser Kunst, eine letzte Konsequenz vielleicht — seine Tendenz ist die Tendenz der großen französischen Malerei überhaupt, Leben zu schaffen, gelebtes Leben, nicht erdachtes, nicht Ideen.
Die Ausstellung hat Gsricault mit einer großen Reihe von Werken an ihre Spitze gestellt, weil in ihm zum ersten Male diese Sehnsucht erwacht, weil er in diesem Sinne der französischen Kunst ihren Weg gewiesen. Er hat das Lebendigste, das Lebenskräftigste gebildet, die Urnatur des Negers, den stolzen Kopf des Pferdes, sein gewaltiges Selbstporträt (Werke der Sammlung Ackermann-Paris und v. Goldschmidt-Rothschild-Frankfurt), in allen diesen Bildern ein gesteigertes Leben und in allen die Erscheinung in ihrer Einheit mit allem Erscheinenden, in ihrer Atmosphäre. Dann der große Fortsetzer des Frühgeschiedenen, Delacroir, sehr gut vertreten mit dem köstlichen Werk der Sammlung Gerstenberg-Berlin, „Laras Tod", und wiederum das gleiche, tiefe Lebensgefühl, das aus dem übernommenen Stoff keine Illustration werden läßt, sondern ein Stück erlebtes Leben, in einer Farbenpracht von wundersamer, berauschender Pracht. In Daumier erreicht dieses Lebensgefühl, diese Macht, Leben zu bilden, eine höchste Potenz. Sein „Drama", das wohl einmal der Münchener Pinakothek gehören wird, zeigt die Menge vor der Bühne, als eine einzige, von gewaltiger Leidenschaft bewegte Masse, die in die Handlung vor ihr hineingezogen, hineingelebt ist, wie die Wasserwoge in den Strudel gewaltsam, unwider-

stehlich hineingerissen wird, und sein Aquarell „Publikum" zeigt jenen grandiosen Haß, der das Leben zu gigantischer Verzerrung steigert. Daran schließen sich die Meister des zweiten Kaiserreiches, Fantin-Latour, der große Meister des Stilllebens, Monticelli, der in juwelenhaftem Farbenprunk seine romantischen Paribilder dichtet, Guys, der feine Schilderer mondänen Lebens.
Die andre Tendenz französischer Kunst geht von der Natur, vom Naturgefühl aus. Die Schule von Barbizon, auf der Ausstellung mit hervorragenden Werten vertreten, bezeichnet die erste Etappe dieser Entwickelung. Corot hat diese tiefe Einheit alles Naturseins empfunden, diesen zarten Duft, in dem alle Dinge leben und atmen, und er hat es vermocht, in seinem herrlichen „Sommer" vor allem, den Menschen als Naturwesen in diese Natur hineinzustellen. Dramatischer, bewegter folgt ihm Daubigny in zwei Hauptwerken, der „Abendlandschaft" und dem „Schäfer im Mondlicht". Immer mehr und mehr verfeinert sich die Fähigkeit, die Natur reich, malerisch, in ihrem atmosphärischen Leben darzustellen, und in seinem „Blick auf Antwerpen" kommt Boudin, der Fortsetzer der Fontainebleauer, schon hart an den Impressionismus heran.
Dann kommt die große Wendung durch Courbet, den die Ausstellung mit vier Hauptwerken („Woge", Sammlung vr. Blank-Hofheim, „Akt", Sammlung Köhler-Berlin, „Die Ringer" und „Schweinehirtin") und einer Anzahl bedeutender kleinerer Werke, namentlich den „Trauben" der Sammlung Duret-Paris, in seiner ganzen Großheit darzustellen vermag. Seine ungeheure Vitalität bildet diese gewaltigen Landschaften, die verhaltener Leidenschaft voll sind, bildet diese gewaltigen Menschen, in denen ein volles, stark gelebtes Leben pulsiert. Und nun gibt Man et, an alter Malkultur sich schulend, dem modernen Lebensgefühl die neue Sprache. Das Porträt seiner Frau, das zum herrlichsten Besitz der Samlung Gerstenberg gehört, ist ganz Leben, ganz Lebendigkeit, dabei in dem üppigen Pflanzengerank des Hintergrundes von einer wundervollen, blühenden und glühenden Farbigkeit. Daneben treten die Pfirsiche der Sammlung Ullmann-Frankfurt in ihrer noch nie von der Kunst erreichten Naturnähe, tritt das „Lar aux volle» der^re", sein berühmtes Spätwerk in seiner großen Einheit mannigfaltigen Lebens. In dem vierten Werke der Ausstellung aber, in dem Porträt der Rositta Maury, verzichtet Manet auf alle Farbe, bildet er mit einem Minimum von Mitteln, einem bißchen Braun, einem bißchen Grau, und dieses Porträt wirkt in seiner vollkommenen Schlichtheit, seiner absoluten Zurückhaltung wie eine große Offenbarung, und durch diese Schöpfung letzter, verfeinertster Kunst hindurch glaubt man die Seele eines großen Menschen zu sehen.
Um Manet gruppiert sich der Kreis der großen Impressionisten, die mit dem Edelsten ihrer Kunst in dieser Ausstellung vertreten sind. Monets Schaffen beginnt mit der frühen „Marine" im Kreise Courbets, nähert sich in der „Mühle" der Klassizität der großen Holländer, läßt sich in der „Frau im Garten" der Sammlung I. Stern-Berlin und dem „Blumenbeet" der Sammlung Baron

Herzog-Budapest von der sanften Lieblichkeit idyllischer Natur zu zarten Farb-
gedichten begeistern, um schließlich in den grandiosen „Booten am Strand" eine
Ausdruckskraft des Pinselzugs zu erreichen, über die hinaus nur noch van Gogh
dringen konnte. Renoirs „Kinder am Piano" zeigen die ganze reiche, sinnlich
zärtliche Natur, die ganze aus banalsten Farben merkwürdigste Akkorde hervor-
zaubernde Kunst des Meisters, und wundervoll lebenskräftige, farbenkräftige
Stillleben, feinste Figurenbilder, darunter die schöne „Promenade" der Sammlung
Köhler schließen sich an. Sisley und Pissarro schildern die Natur in ihrer
schönsten Schönheit, in ihrem feinsten Dufte. Dann Degas. Er ist mit einem
Hauptwerke vertreten, der „Place de la Concorde" der Sammlung Gerstenberg.
Dieses Werk gehört zum Vollendetsten, was neuere Kunst geschaffen. Es hat
eine geradezu geheimnisvolle Vollendung, man vermag nicht zu sagen, was schön
daran ist, was so wundersam ergreift; es ist geheimnisvoll, unreduzierbar für
den Verstand wie das Leben selbst. Eine Reihe Degasscher Pastelle, schimmernd
in ihrem Farbenschmelz wie Schmetterlingsflügel, umgibt dieses Bild.
Cszanne ist der letzte in dieser Kette großer französischer Tradition.
Ein frühes Bild, „Akt", zeigt, wie er aus einer Romantik der Farbe im Daumier-
schen Sinne hervorgegangen ist. Dann kommen zwei Landschaften, in denen der
rm?»Lßk iutilne der Fontainebleauer, der Impressionisten überwunden, in denen
eine neue, eine heroische Landschaft geschaffen ist. Und in den zwei Frauen-
gestalten der Ausstellung ist etwas Großes gebildet, etwas, das die Ewigkeit grie-
chischer Karyatiden ahnen läßt. Das Letzte, Höchste aber hat Cszanne im Werk
seines Alters gegeben, in der „Frau mit dem Rosenkranz" — hier spricht er mit
einer Tiefe, mit einer Einfachheit, die nur dem Greise möglich ist, hier hat er
letzte Geheimnisse des Seins uns enthüllt, nicht anders als der späte, der greise
Rembrandt.
Die tragische Wendung in der französischen Kunst vollzieht sich, wie van
Gogh in ihren Kreis tritt, der Germane in diese germanisch-romanische Welt.
Seine Kunst stärksten Ausdruckes, in dem Wunderwerke des Städelschen Museums,
dem Dr. Gachet ergreifend dargestellt, zerschlägt die Form, die alte Kultur ge-
bildet. Das Schicksal der französischen Kunst ist vollbracht. Van Gogh vollendet
sie, wie Michelangelo die Renaissance vollendet — indem er sie vernichtet.
Dieses große, vorbildliche Geschick einer Kunst, die als der letzte Träger alter
Tradition vor uns steht, wollte diese Ausstellung zeigen. Schritt vor Schritt eine
notwendige Entwickelung mit dem jeweils besten Beispiele illustrierend. Ich
glaube, daß ihr das gelungen ist.

A. Kutschbach.
Bei dem rumänischen Konigspaare in Sinaia.
Ein Gespräch mit König Carol über den tripolitanischen Krieg und anderes.
„vordre cle 8a UaHe»ts le Itui j'ai 1'tiouußur üe vou» communi^uer
t>ue vou» ste» iuvits il lls^euuer uu dulteau de ?«le<:!l demaiii ^eudi 21/4
MnMUet ü uue deure. leuu eu rediu^ote. friere <1« ispoullre. (Lionel,
^,icl« üe camp Laraußa."
So lautete das Telegramm, das ich empfing, als ich nach meiner Rückkehr
vom tripolitanischen Kriegsschauplatze um eine Audienz bei dem Könige Carol
von Rumänien nachgesucht hatte, um ihm Mitteilungen über meine Beobachtungen
auf dem Kriegsschauplatze zu machen. Durfte ich doch mit Recht annehmen, daß
der König, der ruhmgekrönte Feldherr in dem russisch (rumänisch>türkischen
Kriege, lebhaftes Interesse hierfür haben würde. Selbstverständlich lautete meine
Antwort mit ehrerbietigem Danke zusagend und am nächsten Morgen reiste ich
von Bukarest nach dem sich immer mehr zu einem Weltkurorte allerersten Ranges
entwickelnden Sinai«, der Sommerresidenz des Königs. Pünktlich um 1 Uhr
mittags traf ich in dem herrlichen, von dem König nach seinen eigenen Plänen
geschaffenen Schlosse Pelesch ein, das noch immer in alljährlichen Um- und Neu-
bauten neue Schönheiten an die alten reiht und zu einem Fürstensitze von märchen-
hafter Pracht geworden ist.
Der Colone! Baranga empfing mich und führte mich in den Empfangssalon,
wo ich der Oberhofmarschallin Ihrer Majestät der Königin, Frau Mavrocordato,
vorgestellt wurde. Unmittelbar darauf betrat der König den Salon und begrüßte
mich als alten Bekannten. Er sah äußerst wohl aus, und nichts an ihm erinnerte
mehr an die schwere Krankheit, die er in den letzten Jahren zu überstehen hatte.
Wenige Augenblicke später erschien die Königin in der von ihr bevorzugten weißen
Tracht, die sie so gut kleidet, das interessante Haupt von vollen, kurzen Locken
ihres schneeweißen Haares umrahmt. Auch sie hatte die Gnade, mich mit großer
Liebenswürdigkeit zu begrüßen. Nach kurzen Worten zwischen dem Königspaar
und mir, die sich auf Tripolis und meine Heimkehr bezogen, wurde gemeldet,
daß die Tafel bereit sei, und man begab sich in den Speisesaal. Auf der einen
Seite der Tafel nahm das Königspaar Platz, während auf der anderen Seite
Frau Mavrocordato, Colone! Baranga und der Leibarzt des Königs, Dr. Ma-
mulia, sowie ich saßen. Ich hatte meinen Platz zwischen Frau Mavrocordato und
Colonel Baranga.
Der König leitete das Gespräch zunächst auf den Krieg, und ich durfte
berichten, welche schwere Kämpfe es die Italiener gekostet hat, sich in den un-
bestrittenen Besitz der Oase von Tripolis zu setzen, denn jeder Onsengarten war

mit seinen Lehmmauern und den darauf wachsenden Feigen-Kakteen einer festen Schanze gleich. Der König stimmte dieser Bemerkung lebhaft zu und bemerkte weiter: „Ich habe ja diese Oasengärten selbst kennen gelernt, als ich anfangs der sechziger Jahre meine Reise nach Algier unternahm."

Der König fragte sodann nach dem Eindruck, den der italienische Soldat auf mich gemacht habe. Ich konnte nach den Beobachtungen, die ich bei den verschiedenen Gefechten in der Feuerlinie gemacht, berichten, daß dieser Eindruck ein ausgezeichneter sei. Der italienische Soldat lege große Tapferkeit an de» Tag, er gehorche den Befehlen seiner Vorgesetzten in erakter Weise und gehe mit Ruhe und Entschlossenheit vor, auch ertrage er die Strapazen des Krieges ohne Murren.

Das Gespräch spann sich hierüber weiter. Ich gab hierbei meiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß die Italiener ihre Siege fast nie ausnutzten und den geschlagenen Feind nur selten verfolgten. Den König interessierte besonders eine Episode in dem Gefecht bei Zanzur am 8. Juni, über die ich berichtete. Hier wurde ein vom Feind besetzter Hügel in der linken Flanke der Italiener auffallenderweise nicht erstürmt, obgleich diese Stellung des Feindes durch ein stundenlanges, sehr wohl gezieltes Geschützfeuer der Italiener stark erschüttert worden war, so daß ein Sturm sicher im ersten Anlaufe hätte gelingen müssen; aber gerade zu der Zeit, wo dieser Sturm hätte erfolgen müssen, wurde — wohl um die Mannschaften zu schonen — das Gefecht abgebrochen, nachdem die Italiener das Ziel des Kampfes, die Besetzung des Marabuthügels vor Zanzur, erreicht hatten.

Diese Ausführungen brachten das Gespräch auf den Beginn des Krieges, den die Italiener mit unzureichenden Mitteln unternommen. „Die Italiener," sagte der König, „einmal zum Kriege entschlossen — dem übrigens König Victor Emanuel und der Ministerpräsident Giolitti bis zum letzten Augenblicke widerstrebten und darin schließlich nur der Volksstimmung nachgaben — hätten unter dem Vorwand von Manöverübungen 50- bis 60 000 Mann mit allem erforderlichen Material bei Neapel sammeln und eine entsprechende Anzahl Schiffe in der Nachbarschaft in Bereitschaft halten müssen. Dann hätten sie mit dieser Truppenmacht plötzlich an der Küste von Tripolitanien erscheinen und in machtvollem Vorstoße die überraschten Türken zu einem baldigen Friedensschlusse nötigen können. Nachdem der Krieg aber eine andere Wendung genommen hat, fürchte ich, daß er noch lange andauern wird, denn auch die Franzosen haben mehrere Jahrzehnte gebraucht und erst mühsam Kommunikationswege bauen müssen, ehe es ihnen gelang, Algier zu unterwerfen."

Ich berichtete ferner, daß die italienische Artillerie sich vorzüglich bewähre, und daß in den letzten Gefechten die Verwundeten zum Teil mit kastautomobilen, welche die Italiener in großer Anzahl nach dem Kriegsschauplatz gebracht haben,

aus der Feuerlinie geholt worden seien, Mitteilungen, die den König lebhaft interessierten.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf den vor einigen Tagen plötzlich verstorbenen serbischen Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen Milovanowitsch, dessen Klugheit und Charaktereigenschaften der König sehr lobte, und ich konnte diesen Bemerkungen zustimmen, da ich den Verstorbenen gut kannte. „Ich habe," fuhr der König fort, „unter den serbischen Ministern und Diplomaten überhaupt nur sehr tüchtige Herren kennen gelernt. Im vorigen Jahre war ja auch der ehemalige serbische Ministerpräsident Herr Dr. Gruitsch hier, der einen sehr sympathischen Eindruck hinterlassen hat."

Ich sprach von Pasitsch, von dem die Rede sei, daß er jetzt wieder die Ministerpräsidentschaft übernehmen werde. „Ich kenne Herrn Pasitsch nicht persönlich," sagte der König, „habe aber viel von ihm gehört. Wir haben ihn übrigens hier einmal auf Wunsch des damaligen Königs Milan, der ihn in Attentatsverdacht hatte, interniert gehalten."

Die Rede kam sodann auf die vielen Schwierigkeiten, mit denen König Peter zu kämpfen hat, was eine Folge der Umstände sei, unter denen er den Thron bestiegen. Man sprach ferner von dem ermordeten König Alerander, von dem die Königin, die sich schon früher lebhaft an dem Gespräch beteiligt hatte, eine interessante psychologische Charakteristik gab. Zwanglos führte dies auf den König Ludwig von Bayern. „Ich habe Ludwig II. nur einmal gesehen," sagte die Königin, „aber er steht mir noch lebhaft vor Augen. Er war ein sehr stattlicher Mann von idealer Schönheit. Aber sein Auge hatte schon damals etwas Unruhiges, Irrendes. Daß er trotz seines Irrsinns noch so lange regieren konnte, beweist die große Liebe und Verehrung, mit der das Bayernvolk an ihm hing. Selbst als er in geistiger Umnachtung einige Male Leute aus seiner näheren Umgebung so schwer körperlich mißhandelt hatte, daß sie an den Folgen dieser Mißhandlungen starben, verschloß diese Liebe und Verehrung den Sterbenden den Mund und sie verrieten nicht, wer ihnen die schweren Wunden zugefügt habe."

Der König erkundigte sich hierauf nach meinem ältesten Sohne, von dem er bereits bei einer früheren Gelegenheit von mir erfahren hatte. Die Königin nahm dieses Thema auf und fragte, wieviel Kinder ich besäße. Als ich berichtete, daß ich sieben Kinder habe, daß mir aber zehn, fünf Söhne und fünf Töchter, geboren worden seien, von denen drei im zarten Alter gestorben, rief sie mit verklärtem Gesicht: „Ach wie entzückend, so viele Kinder!" Ich dachte an ihren ehemals so glühenden Wunsch, so viele Kinder wie möglich, zehn, zwölf zu besitzen, und das leider nur kurze Mutterglück, das ihr beschieden gewesen, da ihr einziges Kind ihr nach wenigen Jahren bereits wieder durch den Tod entrissen wurde, in ihrem Herzen eine Wunde hinterlassend, die auch jetzt, nach vier Jahrzehnten, noch nicht vernarbt ist. Ich sah und fühlte, wie sie mich um meinen reichen Kindersegen beneidete, und schwieg ehrfurchtsvoll. —

Der König nahm das Gespräch über Tripolis erneut auf. Während er mit mir plauderte, sagte die Königin zu Frau Mavrocordato in französischer Sprache, daß mein Äußeres und mein Gehaben sie an Dr. Kremnitz erinnerten. Ich durfte diese Bemerkung als ein Kompliment für mich auffassen, denn der längst verstorbene Leibarzt der rumänischen Königsfamilie, Dr. Kremnitz, genoß nicht nur bei Hofe, sondern auch im rumänischen Volk eine ganz besondere Verehrung und sein Andenken lebt noch heute in Rumänien fort.

Sodann fragte die Königin teilnehmend nach der Hitze, die in Tripolis herrsche und unter der ich wohl viel zu leiden gehabt. Ich berichtete, daß es mitunter allerdings sehr heiß gewesen sei, und daß man unter der Hitze um so mehr gelitten habe, als es wegen Eismangels kühlende Getränke nicht gegeben habe.

Die Königin bemerkte darauf: „D, da kann ich Ihnen ein gutes Rezept mitteilen, das den Durst sofort löscht. Wenn Sie sehr heißes Wasser nehmen und darein etwas Zitronensaft träufeln, so wird schon nach den ersten Schlucken jedes Durstgefühl geschwunden sein. Zucker darf allerdings nicht hinzugenommen werden."

Anschließend hieran erkundigte sich die Königin nach meiner engeren Heimat. Als sie vernahm, daß ich aus dem Königreiche Sachsen stamme, sagte sie: „Ich liebe die sächsische Sprache sehr. Sie hat etwas Anheimelndes, Gemütvolles, zu Herzen Gehendes. Ich hatte einmal eine Hofdame, Fräulein von Abeken, die Tochter des früheren Iustizministers von Abeken in Dresden, die ihren heimatlichen Dialekt niemals ablegte, und ich fand das reizend. Etwas Drolliges ist allerdings einer Jugendfreundin von mir zugestoßen, die zu ihrer weiteren Ausbildung vom Rhein nach Gotha oder, wie man dort sagt, Gothe kam. In dem Institut, das sie in Gotha besuchte, war ein alter Professor tätig, der sprachlich seine echt sächsische Abstammung niemals verleugnen konnte. Eines Tages gab er ein Diktat und es kam hierbei der Satz vor: „Alerander zog über den Pontus". Meine Freundin schrieb genau so, wie ihr Ohr den Satz aufgefangen hatte: „Alerander zog über den Bondus". Der gute alte Professor war darüber sehr erregt, alle Welt wisse doch, wie Pontus geschrieben werde, aber indem er sich darüber ereiferte, sprach er doch nur immer wieder statt Pontus — Bondus!"

Ich erwähnte, daß wiederholt versucht worden wäre, den sächsischen Dialekt in die Literatur einzuführen, daß aber alle diese Versuche an der Abneigung, die man ihnen entgegengebracht hätte, gescheitert seien. Ein Fritz Reuter werde dem sächsischen Volke kaum erstehen.

„Ach, Reuter, wie liebe ich ihn", rief die Königin. „Ich lese gern sein Platt, obgleich ich ja nur das rheinische Plattdeutsch sprechen gelernt habe."

Wir sprachen weiter über Reuter, und die Königin bemerkte dabei, daß sie ihn für den größten deutschen Romanschriftsteller halte, da in seinen Romanen Humor und Ernst in glücklichster Weise vereinigt seien. —

Hierauf wurde die Tafel aufgehoben und wir kehrten in den Empfangssalon

zurück. Dieser bildete früher einen Hof, ist jetzt aber mit Holzschnitzerelen, Galerien, Friesen und Gemälden auf das reichste und geschmackvollste ausgestattet. Jeder Gegenstand, den man dort vorfindet, ist ein Kunstwerk. Die Königin besaß die Liebenswürdigkeit, mich selbst herumzuführen und mich auf einige besonders kostbare Gemälde, unter denen sich auch ein Tizian befindet, aufmerksam zu machen.

Während wir darüber plauderten, verschwand die Glasdecke, die den mehrere Stockwerke hohen Salon überwölbt, geräuschlos, und das blaue Himmelszelt trat hervor. Der König machte mich selbst hierauf aufmerksam, und es ist in der Tat eine Einrichtung, die des lebhaftesten Beifalles aller neuen Besucher dieses Märchenschlosses stets sicher ist. Ich konnte jedoch mitteilen, daß mir schon vor Jahren eine ähnliche Einrichtung begegnet sei. Als ich nämlich vor etwa 20 Jahren im Saale des Kristallpalastes in Köln eine Wahlrede zugunsten des als liberalen Reichstagskandidaten aufgestellten Direktors des Walraf-Museums zu Köln, Herrn Hofrat Aldenhoven, hielt und die Luft in dem mit Menschen angefüllten Saale eine erdrückende geworden war, teilte sich plötzlich mitten in meiner Rede die Decke oben in zwei Hälften, so daß der Himmel in den Saal herabschaute, um sich dann, nachdem ein genügender Luftwechsel vollzogen, wieder zu schließen. Den König interessierte dies. „Wissen Sie, wie die Einrichtung beschaffen war? War dabei auch Elektrizität wie hier tätig?" Ich glaubte dies verneinen zu müssen, da damals die Elektrizität noch keine solchen Fortschritte und allgemeine Anwendungen aufwies, wie dies heute der Fall ist.

Die Königin aber interessierte etwas anderes. „Ach, mein lieber alter Aldenhoven," rief sie, „also haben Sie den auch gekannt?"

Ich bejahte und fügte hinzu, daß die damalige Kandidatur des inzwischen längst Verstorbenen eine vergebliche gewesen, da.die Zentrumspartei ihren Kölner Sitz behauptete.

Man setzte sich. Der König neben die Königin, die eine halb liegende Stellung auf einer Chaiselongue einnahm und sich mit einer Handarbeit beschäftigte, während ich links vom König, das Gefolge hinter dem Königspaare Platz nahm. Noch einmal entspann sich ein längeres Gespräch über den italienisch-türkischen Feldzug, wobei der König noch manche treffende Bemerkung machte. Schließlich erhob er sich und er und seine hohe Gemahlin verabschiedeten sich in der leutseligsten Weise von mir. Ich aber ging aus dem Schlosse in dem Bewußtsein, soeben einige der genußreichsten Stunden meines Lebens erlebt zu haben.

„Die Gedanken" Carmen Svlva

Carmen Sylva:

„Die Gedanken".

O kommt von eurer Höhe nicht
Herunter, ihr Gedanken!
Ihr sollt in Gottes Sonnenlicht
Nicht blinzeln und nicht wanken.
Ihr sollt mit so erhabner Kraft
Die Fittichspannung halten,
Daß hoch ihr, ob der Tannen Schaft,
Ob Nebeltalgestalten,
So ruhvoll in den Lüften liegt,
Als wär't ihr da zu Hause,
Als wär't von dem, was stürmt und fliegt,
Ihr eine große Pause,
Ein harrend wunderbarer Strich,
Ein schwebend Fragezeichen,
Das einem Götterhaupt entwich,
Um Gott dort zu ereichen,
Wo es kein heißes Fragen gibt.
Kein dürstendes Entsagen,
Kristallen selbst die Luft zerstiebt,
Und keine Klagen klagen.
Ihr sollt ins Himmelland hinein
Mit Kinderaugen schauen,
So tief, so ganz unnahbar rein,
So grenzenlos vertrauen,
Daß ihr zuletzt dort oben schwebt,
Ins Sonnenland verloren,
Wenn tief im Dunkeln alles bebt,
Was nicht für dort geboren.
D kommt von eurer Höhe nie
Herunter, da zu wanken,
Wo Erdenschmerz einst zweifelnd schrie —
Bleibt schweben, ihr Gedanken!

Timm Kroger.
Ein schlechter Mensch.
Was half es ihm, daß alle Leute sagten, er sei der Stärkste im Dorf, setzten sie doch gleich hinzu, er sei auch der Beste und Gutmütigste. Denn in der ihm zugeschriebenen Gutmütigkeit entdeckte er das Hemmnis, das ihn im Leben bei manchen Sachen, bei allen Wettläufen zumal, nicht so zur Geltung kommen ließ, wie es ihm sonst wohl geglückt wäre, und wie er bei Anderen sah. Sie trug ihm wohl Liebe und Freundlichkeit ein, minderte aber seines Dafürhaltens den Respekt, den er verlangen konnte.
Er mußte zugeben, daß was dran sei, was die Leute sagten, daß ei am letzten Ende keinem weh tun konnte, auch dann, wenn er mal aufbrauste und im Begriff schien, alles vor sich niederzustoßen. Aber ganz konnte er sich von der Richtigkeit des Urteils nicht überzeugen. — Scheinen mochte es so, mehr als Schein war es aber doch nicht. Die erste Innenschicht seines Wesens mochte richtig eingeschätzt sein, der letzte Kern aber, so meinte er, sei nichts als Glut und Feuer und Tat. — Er war kein Büchermensch und kein Gelehrter, sonst hätte er das Bild eines unter dem Aschenkegel schlummernden Vulkans zu Ende gedacht.
Aber die Welt hatte doch wohl recht, wenn sie ihn gutmütig nannte.
Wo wäre sonst wohl ein Mann dieser Kraft zu finden gewesen, der ein Mädchen immer weiter liebte, wie Anna Schlüter, die mit einem Andern schön tat, als sie schon seinen Verlobungsring am Finger trug?
Wie war es möglich? — Wie konnte der starke Klaus Kipp so töricht sein? — Ia, fragt lieber: wie konnte die Natur es verantworten, einen so hübschen braunen Kopf auf das Gehäuse einer so leichtfertigen Mädchenseele zu setzen? — Oder fragt: wie konnte der starke Mann so ganz dem Zauber von zwei weichen Mädchenlippen erliegen, die sich (zum ersten Mal war es in Johann Krischan Hebbels Weidenhecke) auf seinen Mund gelegt hatten, dem Reiz der beiden Mädchenarme, die ihn in Iohann Krischan Hebbels Weidenhecke umhalst hatten?
Denn das war kein Trugbild, in Iohann Krischan Hebbels Weidenheckengang war es geschehen. Da hatte sie, als er um ihre Liebe bat, ihm an Hals und Mund gehangen, dort hatte sie ihm ewige Treue gelobt.
Ein großer Stein lag, wo das geschah, hart am Wagengeleise, ein Stein, den kein Mann bewegen konnte, so groß und rund und schwer war er. Seine Geliebte aber sagte zu Klaus: „Heb den Stein, ich will den stärksten

Mann haben, den es gibt!" — Da ging er hin, rüttelte den Koloß aus seiner Lage und hob ihn eine Elle hoch und trug ihn mit beiden Händen nach dem Graben, aus dem der Knick ausgehoben war, und warf ihn hinein. Und Anna, ganz außer sich, jauchzte: „Was krieg ich für einen starken Mann!"
Und, wie sie das sagte, kam der alte Trotz, das alte Aufbäumen in ihm auf, vielleicht auch die Ahnung, daß es ganz gut sei, seine leichtblütige Braut zu bedeuten, daß auch seine Gutmütigkeit auszuschöpfen sei. — Daher sagte er, als er wieder an ihrer Seite stand: „Diese Arme und diese Fäuste sollen über jeden kommen, der sich zwischen uns stellen will." — Das Mädchen erkannte nicht, was er damit sagen wollte, sie hörte kaum hin, flog wieder an seinen Hals und rief: „Wat krieg ick för'n starken Kirl!"
Damals stand Friedrich Volkens' Nebenbuhlerschaft noch nicht in Frage, Klaus Kipp war eine gute Partie, und Anna Schlüter war froh, daß sie ihn hatte.
Er hatte als Knecht gedient, seinen Lohn gespart und für seine Ersparnisse das wilde Heide- und Moorland erworben, das an dem hohen Koppelland der Dorfschaft nach den Wiesen hin hinabfällt. Die Heide hatte er urbar gemacht, zweimal schon hatte sie ihm Buchweizen getragen.
An der Seite des neuen Ackers lagen freilich noch große, runde Steine. Klaus hatte sie aus dem Boden herausgearbeitet und einstweilen an den Rand des Feldes gerollt, sie später ganz fortzuschaffen. Das dahinter liegende Moorland hatte er durch tiefe Gräben trocken gelegt; noch ein Iahr und der Wind wird auch dort Wellen in gelben Ähren schlagen.
Kam man den Weg vom Dorfe, dann sah man die großen weißen Findlinge im Buchweizenfeld vor sich. Und sie lagen dick und schwer vor dem Beschauer, als wollten sie sagen: bis hierher hat er uns gekriegt, wollen schauen, ob er sich noch weiter getraut.
Als der Hufner Hans Busch seinen alten Stall zum Abbruch verkaufte, war Klaus Kipp der Käufer und baute daraus seine Kate am oberen Ende des Buchweizenfeldes auf.
„Was ist er für ein starker Mann, wie wird er seine Frau, wenn er eine so gute bekommt, wie er verdient, wie wird er sie durchs Leben tragen! Schade daß sie Anna Schlüter heißt." — So sprach damals das Dorf. — Und er selbst dachte: „Das Heim ist fertig, Tischler und Zimmerer und Maler sind weggegangen, sogar der Hof ist gepflastert; vor der Hand hat die Mutter alles zum Empfang hergerichtet. Nun komm, Erwählte meines Herzens! Nun darfst du für und für in meinen starken Armen ruhen!"
Aber .... aber . . . Wenn er sich's auch noch nicht gestehen wollte, ganz leise kam die Ahnung, daß er auf Sand gebaut habe und daß der Baugrund seines Glückes sich zu lockern beginne. Aber er machte die Augen zu,

wollte nichts sehen, im Grunde aber traute er schon damals nicht mehr seinem Glück. Friedrich Volkens' Nebenbuhlerschaft war aufgetaucht. Friedrich Volken« war der Sohn eines großen Bauern, er begann sich um Klaus Kipps Braut mehr, als nötig war, zu mühen. In den Stunden der Aufrichtigkeit gegen sich selbst schätzte Klaus Kipp sich schon damals als Bären ein, der nur so lange am Seil geführt werde, bis der andere bereit sei, anstatt seiner den Ring zu tragen.

Meistens wollte Klaus es aber auch jetzt noch nicht sehen.

„Komm, Geliebte meiner Seele, meine starken Arme sollen die Diener deines Willens sein!"

Aber eines Abends kam, als er mit Schaufel und Spaten von der Arbeit heimkehrte, ihm aus der Tür seines Hauses, anstatt seines jungen Glücks, eine alte Frau entgegen. Es war seine Mutter, sie führte ihm den Hausstand. Sie zeigte ein ernstes Gesicht, und den großen Sohn faßte sie an der Hand.

„Ich habe dir böse Briefe zu bringen," sagte sie. „Es wird dich betrüben. Aber wer weiß, vielleicht meint der liebe Gott es gerade darin gut mit dir."

Sie standen an der Hauswand vor der Bank, worauf sie an schönen Sommerabenden zu sitzen pflegten. Klaus Kipp nahm Schaufel und Spaten von der Schulter und trug sie schweigend in den Stall. Er war ein großer Mann, von lässigem Herkulesbau, mit lichtbraunem Haar, breitem, ruhigeni Gesicht. Es war aber um einen Ton bleicher, als er Spaten und Schaufel, die er im Kleigraben gebraucht hatte, wegtrug. Als er zurückkehrte, fand er die Mutter noch am alten Platz. Und er schien ganz ruhig zu sein.

„Anna war hier?" fragte er.

„Sie hat die Zeit abgepaßt, wo sie mich auf Arbeit wußte."

„Das hat sie wohl."

„Sie will nicht mehr, sie gibt mir den Laufpaß. — Nicht wahr?"

Als er das sagte, lief doch ein leises Zittern durch seine Stimme.

„Ja," erwiderte die alte Frau. „Sie meint, Ihr paßtet doch nicht recht zueinander."

Klaus Kipp schlug eine leise Lache an. Aber der Ton sagte, daß es nicht das Lachen der Überlegenheit sei.

„Sie hat ein bißchen viel Zeit gebraucht, das einzusehen. Sie will Friedrich Volkens lieber. Ist es nicht so, Mutter?"

„Sie sagt, das passe besser, und sie habe sich mit ihm versprochen."

„Ia, Mutter, da hast du recht, das sind böse Briefe."

Die Alte fuhr mit der Hand über das Gesicht ihres Sohnes.

„Wer weiß, Klaus, wozu es gut ist."

„Ich will es mal überdenken," erwiderte dieser. „Laß mich hier draußen ein bißchen sitzen. Es steht so schönes Abendrot am Himmel, und Sterne kommen auf. Will mal bei Abendrot und Sternenschein überdenken, wie ich die Medizin vertrage."
Er saß lange vor der Tür auf der Bank, unbedeckten Hauptes (bei der Arbeit trug er selten etwas auf dem Kopf), die großen schweren Klei-grabenstiefel an den Füßen. Ein Riese. Er sah erst ins Abendrot und dann in die Nacht und sah in die Einsamkeit und sah auf die blanken Steine, die, vom Tageslicht gesättigt, noch immer einen hellen Schein abgaben. Und er sann und sann, wußte nicht gleich, worüber, sann erst im Zickzack, dann etwas stetiger. Er hatte gehört, wer sich zwischen ihn und sein Mädchen gedrängt hatte. Er hatte gelobt, jeden, der das tun würde, zu vernichten, und er dachte: nun mußt du dein Wort einlösen. Er wußte daher, wen er mit seinen großen starken Fäusten erdrosseln müsse. Er hatte es gewisser-maßen geschworen, als er den großen Stein hinter Johann Christian Hebbels Weidenknick hob und in den Graben schleuderte. Es tat ihm leid, daß er ein Mörder werden müsse, aber es war doch wohl nicht zu vermeiden.
Die Mutter ließ ihn lange in Ruhe. Sie dachte, das Ärgste muß er mit sich allein ausmachen, da ist es nicht gut, hineinzureden. Er wird wohl kommen und mit seiner Mutter ein Wort sprechen wollen. Er hat ja auch noch keinen Bissen genossen, der arme Iunge! — Er wird wohl kommen.
Aber er kam nicht. Da rief seine Mutter zum Essen, er aber blieb, wo er war, und schaute in die Weite. Denn das Gewölk fing an, sich zu verteilen, und in dem hellen durch freie Stellen quellenden Schein vermutete er den Mond. Und das traf zu. Frei und kahl und ruhig und kalt stieg der Vollmond empor. Und die Heide und das Buchweizenfeld füllte er mit Glanz und Licht. Und wie Graupelschnee auf Friedhofplatten lag er auf den Steinen.
Schließlich fühlte der Träumer wieder die Mutterhand auf seinem Haar. „Komm rin, Klas," sagte die Alte. „Hest gar keen Mutz op, un büst natt vun Sweet. Verköhlst di na. Komm rin, Kind!"
Er blieb sitzen, die Mutterhand aber, die über sein Gesicht fuhr, merkte, daß er Tränen vergossen habe. — Der starke Mann. —
„Das ist recht, Klaus," sagte sie, „wein nur mal, das gibt Luft. Die alte Mutter darf's wissen, und sonst sieht es kein Mensch."
„Will Licht machen," setzte sie hinzu. Und tat so. Und als der Kerzen-schein aus dem Fenster des Stübchens fiel, erhob sich der Starke und ging nunmehr ein vollständig Gefaßter, in die Stube.
Er schämte sich seiner Tränen. Und die vielfache Quelle dieser Tränen schoß vor ihm auf. Erstens und zumeist hatte er um seine Liebe geweint

und um die große Täuschung seines Lebens. Denn er hatte sie wirklich geliebt, liebte sie wohl noch. — Sodann hatte er geweint, weil er nunmehr, wie er gelobt, denjenigen töten müßte, der sich zwischen sie gestellt hatte. Es entsprach das so ganz und gar nicht seiner Natur, aber es ging nicht anders. Und wieder hatte er geweint, weil er wußte, daß doch nichts daraus werde, da seine Gutherzigkeit es nicht zuließ. Und endlich hatte er geweint, weil er nach alledem erkennen mußte, wie viel schwächer er sei, als die meisten anderen Menschen, seiner bärenhaften Stärke zum Trotz. Aber zugleich keimte das Gefühl der Erleichterung, der Entlastung in seiner Seele auf. Und als er ganz genau hinmerkte, sah er, daß er sich über seine Gutmütigkeit freute, die kaum eine Gewalttat gegen Andere zuließ. Und wenn auch dadurch das Bewußtsein der Kraft und der gerechten Vergeltung um seine Rechte betrogen wurde: es überwog doch das Glück der Entlastung von einer ihm aufgebürdeten Hamletstat.

Und dann wieder Pendelschlag aus entgegengesetzter Richtung.

Wie schlecht war doch das Mädchen, an das er seine Liebe verschenkt hatte! Die Mutter hatte recht, der liebe Gott meinte es eigentlich gut mit dieser Prüfung. Wie hatte er nur dazu kommen können, sich so in das falsche Ding zu vergaffen! — Das falsche Ding. — Und immer noch fühlte er schneidendes Weh, wenn er sie für immer verloren halten mußte.

Wie war es möglich gewesen? Daß er sie geliebt? Und wie, daß er sie noch liebte? Denn die letzten Wurzelhäkchen, das fühlte er, waren noch auszugraben.

Wie war es möglich? Aber er fing an, die Gründe zu erkennen.

Wegen ihrer hübschen Larve hatte er ihrer Seele allerlei Vortrefflichkeiten angedichtet. Die Natur kann nicht täuschen, uns nicht betrügen, hatte er gemeint. In Wirklichkeit hatte sie das auch nicht getan. Denn nun besann Klaus sich darauf, daß ihr Auge ihm immer viel zu rund und zu glatt vorgekommen sei, und daß ihr Blick flackernd und unstet gewesen. Ietzt erkannte er ihre eigennützige Seele. Sie war ein Weib, das versorgt sein wollte, und zwar möglichst gut, und von der Freude des Lebens mitnehmen wollte, was sich nur fassen ließ. Sie gab Versprechen mit dem inneren Vorbehalt, sie zu halten, wenn es ihr passe, sie aber zu brechen, wenn es ihr anders passe. Dabei forderte sie von ihm unverbrüchliche Treue. Ia, so war sie, und das tat sie, ohne sich ihrer unschuldigen Gewinnsucht und der Verwerflichkeit ihrer Gesinnung bewußt zu sein.

So ganz klar und kahl sah er es wohl nicht, aber es gingen ihm doch die Augen auf. Das ihrer Seele angehängte Flittergold riß er ab; das war nichts als Verfälschung. Und ihr Auge konnte er sich nur noch vorstellen mit hinterhältigem Ausdruck.

Als er ins Haus getreten war und die schweren Stiefel abstreifte, sagte
er zu seiner' Mutter: „Es geht mitunter wunderlich zu in der Welt. Lange
habe ich mit jedem Gedanken an der Dirn gehangen und geglaubt, ich müßte
die Welt auf den Kopf stellen, wenn nichts daraus würde. Und nun,
da es aus ist, begreife ich's kaum noch. Erst war mir, als ob ich Mord und
Totschlag begehen müsse. Und nun, nachdem ich's überdacht habe, seh' ich
die Sache ganz anders an."
Und wieder lag die Mutterhand auf seinem Scheitel: „So ist recht,
mein Sohn, das sind Gedanken, die Gott lieb hat."
„Ia Mutter, der Spott und das Gerede werden nicht ausbleiben. Aber
das laß die Leute man tun, die sollen ja nur was zu reden haben. Und es
ist ja nicht das erste Mal."
„Lat doch de Lud reden", entgegnete die Mutter. —Und wieder streichelte
die magere Hand den starken Sohn.
Nach ein paar Wochen war Sonntags Tanz im Krug. Klaus Kipp
wollte nicht hin, und seine Mutter bestärkte ihn darin. Er wollte lieber
nach dem Iungvieh sehen, das auf der Pachtwiese einer benachbarten Feldmark
weidete.
Seine Mutter gab ihm recht. Ietzt ins Wirtshaus, das paßt sich nicht.
„Ich geh inzwischen ein bißchen ins Dorf zu Meister Nissen. Da holst du
mich ab, nicht wahr?" Meister Nissen war der ihnen befreundete Schmied
des Dorfs.
Bei dem Iungvieh war alles in Ordnung. Als Klaus heimkehrte,
stand die Sonne zwar noch am Himmel, aber es ging gegen Abend. Am
Tage hatte es geweht, nun legte sich der Wind. So war es auch bei Klaus;
auf dem Hinweg hatte es noch in ihm geweht, nun gingen seine Gedanken
zu Rüste. Kälberkropf wuchs überall am Wege, ihm schien, als läge hinter
jedem Heckenzaun ein Friedensengel und „schneide sich ein Pfeifchen aus dem
Rohr".
Sein Fußweg führte über die hohen Koppeln am Kienberg.
Auf dem Kienberg hörte er Gesinge und Gedudel, Klarinette und Geigen
vom Kruge her. — Iawohl! Die Dielentore sind offen, die Töne quellen
heraus, das ist der Iubel vom Gelagshaus.
Er stand still.
So ist es. Das sind die Töne. Er sieht ordentlich die Röcke der
Dirnen fliegen und atmet den Dunst und den Schweiß der lärmenden Freude.
Die Alten stehen herum und sehen zu, und alle lassen verstohlen die Augen

herum ergehen, ob die zugegen sind, von denen heute das ganze Dorf spricht: Friedrich Volkens und Anna Schlüter und der von ihnen betrogene Klaus.
Noch immer horcht Klaus, und die Töne schmeicheln sich ein. Ob Friedrich und Anna wohl im Gelage sind? Ob sie es wohl gewagt haben, hinzugehen? Wenn er mal ins Dielentor sähe, nur um zu wissen, ob sie da sind.
Sie werden da sein. — „Klaus Kipp ist aber nicht da," werden die Leute sagen. „Da ist er zu gutmütig zu, Klaus Kipp läßt sich alles gefallen, mit dem kann man Fangball spielen, so stark er auch ist."
Und siehe! Es siedete die Feueresse seines Innern, und er ging hinunter nach dem sogenannten grünen Weg, und im grünen Weg angekommen, wandte er sich rechts nach dem Krug.
Dicht vor dem Wirtshaus begegnete ihm Detel Wurm. Detel Wurm und Klaus Kipp konnten sich nicht leiden, ohne eigentlich zu wissen, warum. Sie fühlten aber heraus, daß ihr Wesen auf entgegengesetzten Grundsätzen aufgebaut sei. Detel hatte immer ein gelbes, schadenfrohes Gesicht, heute lachte er Klaus Kipp schon von ferne an.
„Na Klaus? Hast die Braut weggegeben? Ia, hätte ich das geahnt, hätte gewußt, daß die zu haben, da wäre ich auch Bieter gewesen."
Weiter kam er nicht, Klaus' gewaltige Faust war dicht vor seiner Nase. Und er hörte die Worte:
„Will dir was sagen, Detel. Kennst du die Hand? — Nein? — Willst sie auch nicht kennen lernen? — Nun, da rate ich dir den Mund zu halten."
Detel war nicht schlecht erschrocken. So hatte er den guten Klaus noch nicht gesehen.
„Iung Klaus, verstehst keinen Spaß? — Ich mein ja man."
„Ich mein auch man."
Detel machte sich eilig davon, und Klaus ging weiter.
Es war ein landesüblicher Weg, in dem er ging, einer mit hohen Heckenzäunen, so hoch, daß man ihn von der andern Seite nicht sah. Und dort sprachen zwei Mädchen, Anna Holz und Liese Wieben miteinander. Klaus erkannte sie an den Stimmen.
„Scham ist da gar nicht drin," sagte die eine — „Wie sie das wohl tun mögen, so vor aller Welt. Gestern Braut von dem, heute im Arm eines andern."
„Deern, das sag man mal!" So die Zweite.
„Klaus Kipp ist nicht da."
„Da ist er viel zu vernünftig und zu anständig zu."

„Ich glaube gar nicht, daß es zu Stück kommt mit Friech und Anna. Den alten Volkens soll es gar nicht recht sein."

Klaus Kipp zu anständig dazu, sich zu zeigen . . . Und er, Klaus Kipp in Person, was wollte er tun? Was hatte er eben noch aufgeführt? Wäre er nicht bald handgemein geworden? — Was wollte er eigentlich im Gelage? So dachte er, und doch näherte er sich dem Tanzhaus. Es lag hinter einem Vor- und Hofplatz, — ein breit ausgeladenes Strohdach. Auf der Diele ging es her, wie im Faust unter der Linde: Iuchhe, Iuchhe! Iuchheisa, Heisa, He! Geschrei und Fiedelbogen! Man sah es dem alten Kasten ordentlich an, wie heiß ihm der Atem ging. Vor dem Dielentor im Freien übten sich halbbetrunkene Knechte im Balgen und Ringen. Aus der Pforte der Hofstelle schritt ein Mädchen.

„Klaus, böst du dat?"

„Ia, Elsbe."

Es war Elsbe Nissen, die Tochter vom Schmied. Klaus war mit ihr zur Schule gegangen, sie hatten sich immer gut vertragen. Sie war ein nicht zu großes, blondes Bauernmädchen mit schlicht gescheiteltem Haar und schlichter Gesinnung, — nicht so hübsch, wie Anna, aber treu und zuverlässig. Wann und wo es sich traf, bemutterte sie Klaus Kipp ein wenig.

„Wolltest auch hin?"

„Ich dachte."

„Klaus, soll ich dir'n Rat geben?"

„Ia gern."

„Geh nicht hin! Das ist besser, du weißt selbst, warum. Anna ist da mit Friech, und du bist da zu gut und anständig zu."

„Habe ich nicht eben so viel Recht, wie die?"

„Recht? Ia. Aber man darf nicht alles tun, wozu man ein Recht hat, Klaus."

Und Klaus betrat nicht das Tanzhaus, er begleitete Elsbe Nissen vielmehr nach Haus und traf dort verabredetermaßen seine Mutter. Sie nahmen an dem einfachen Abendessen teil. Klaus machte noch ein Spielchen Karten mit dem alten Meister, während die Mutter nach Hause ging, da für das kommende Tagwerk noch etwas vorzubereiten war. Und als er selbst aufbrach, war es dunkel geworden.

In Iohann Christians Hebbels Weidengang stieß er auf Friedrich Volkens und Anna Schlüter und zwar bei der Bornkoppel, wo die abgesägten Weidenstämme stehen, und der große Stein im Graben liegt. Er hätte sie garnicht

erkannt, wenn Friedrich nicht im Vorbeigehen die Worte gesprochen hätte: „Er hat es doch nicht gewagt." Als Klaus das hörte, fing es bei ihm unter der zweiten Schicht zu sieden an.
„Guten Abend", sagte er und stellte sich breit in den Weg.
„Was willst du, Klaus?"
„Ein Wort mit Anna reden!"
„Dazu ist hier nicht der Ort."
„Das sehe ich nicht ein. Aber, wenn du uns beide auf eine Minute allein lassen wolltest, das, denk ich, würde sich passen."
„Weißt du auch, daß das unverschämt ist?"
„Friech, nun will ich dir mal was sagen. — Sieh da mal hin im Graben, da liegt ein Stein. So viel hell ist's noch, daß du ihn sehen kannst. Den hab' ich, als das Mädchen da sich mit mir versprach, hineingeworfen und dabei geschworen, jeden niederzuwerfen, der sich zwischen uns stelle. Du bist's, der sich zwischen uns gestellt hat. So dachte ich damals. Nun aber denk' ich, laß fahren, was fahren will, und vergesse den törichten Schwur. Nimm aber deine Reden in acht, sonst könnte es doch noch ernst werden!"
„Du bist verrückt."
„Das bin ich also. Ich will dir nur soviel sagen: hör' ich das noch mal, dann kriegst du mit diesen Fäusten zu tun."
Klaus Kipp erhob drohend seine Hand.
Da tat Friech Volkens einen Sprung und einen Stoß. Aber gleich saß sein Handgelenk im Schraubstock von Klaus Kipps großer Faust. Das von dem Angreifer geführte Messer fiel zu Boden.
Da folgte von Klaus ein zweiter Griff mit der Linken und Friedrich deckte der Länge nach den Boden.
„O, o . . ." rief Anna.
Friech konnte nur zischen und fauchen.
Klaus bändigte ihn mit einer Hand, die andere hob das Messer auf.
„Sieh," sagte er, „ein richtiger Genickfänger. So einer bist du also."
„O, o", rief das Mädchen, der Geschlagene konnte nur fauchen.
„Wenn du so einer bist, dann müssen wir doch wohl ein bißchen Ernst machsn mit meinem Schwur. — Erst werde ich dich ein wenig im Graben taufen und dir dann einen kleinen Denkzettel geben. Es ist ja nicht das, was ich gelobt habe, aber doch etwas."
„O, o!" Nagte Anna. Friech zischte und fauchte.
Aber Klaus tat nicht so, wie er gesagt hatte. Er hielt den Überwundenen ruhig am Boden.
„Ich will es doch lieber nicht tun — ihretwegen nicht und meinetwegen nicht. Ich habe mich schon genug an dir verunreinigt."

Und er stellte sein Opfer auf die Beine. Aber den Genickfänger schlug er
bis zum Heft in den Weidenstamm am Weg und sagte dazu:
„Wenn du die Kraft und den Mut hast, den herauszuziehen, dann kann
das Spiel von neuem beginnen." i
Über Friedrichs Lippen kam kein Laut. !
Klaus kehrte sich um und ging nach Haus.
„Gute Nacht", rief er, bekam aber keine Antwort.
Und es verging eine lange Zeit. Es wurde Sommer und Herbst und
Winter, und wieder kamen Frühling und Sommer und dann ein warmer, wunder-
voller Herbst. Draußen „am Moor" hörte man wenig von dem, was im Dorf
geschah. Noch immer stand die Hochzeit von Anna Schlüter und Friedrich aus.
Den Alten war die Partie ja niemals recht gewesen, Friedrich sollte auch
anderen Sinnes geworden sein, man sprach so allerlei, man hörte aber nichts
Rechtes.
Der Tagesweg führte Klaus Kipp öfters durch Iohann Christian Hebbels
Weidengang. — Viele Wochen lang stak der Genickfänger noch immer in dem
abgesägten Stamm. Klaus hatte, wenn er es sah, immer ein Gefühl des
Triumphs, zugleich aber auch der Scham. Wer dächte nicht so menschlich,
daß ihn nicht das Bewußtsein schwellte, einen Gegner gedemütigt zu haben!
Stärker war aber doch das Gefühl, daß sein Verhalten unter der Durchschnitts-
linie seines Wesens gestanden habe, daß es sich vergessen gehabt habe, als er es
getan. Er hatte selbst keinen Namen dafür: in Wahrheit aber wuchs der neue
Klaus Kipp über den alten Klaus, der sich in die nette, leichtfertige Anna
Schlüter vergafft hatte, hinaus. Was war ihm jetzt Anna Schlüter? — Er
hoffte und durfte hoffen, die Stelle, die er lange mit dem Bewußtsein der
Leere in sich herumgetragen hatte, ausgefüllt zu sehen, und nicht durch eine so
leichtfertige, unbeständige Person, wie jene.
Wenn er durch Hebbels Weidengang kam und das sich mehr und mehr
mit Rost überziehende Heft des Genickfängers sah und nach etwa vier Wochen nicht
mehr sah (wer es geholt hat, hat er niemals erfahren), wenn er an dem großen
Stein vorbeiging, der für und für im Graben lag, dann hatte der neue Klaus
Kipp Neigung, sich über den alten Klaus Kipp lustig zu machen. Er glaubte
auch nicht mehr an die Feueresse seines Innern. Mehr und mehr gab er der
öffentlichen Ansicht recht, wenn sie den hervorstechendsten Zug seiner Gesinnung
in seiner Gutherzigkeit sah. Doch hätte er es lieber Gerechtigkeitssinn nennen
gehört, als glatte Gutmütigkeit.
Und es war Winter geworden und wieder Frühling, und Sommer und

Herbst, ein Iahr und darüber war seit dem Zusammenstoß in Iohann Christian Hebbels Weidengang verstrichen. — Und wieder war es Sonntag. Das Abendbrot war früh eingenommen, weil die Mutter vorhatte, wie es auch geschah, ins Dorf zu gehen, den Schmied und seine Tochter, mit denen der Verkehr jetzt häufiger hinüber und herüber ging, zu besuchen. Klaus blieb einstweilen zu Hause, die Wirtschaft zu besorgen. Später wird er das Haus abschließen, die Mutter zu holen.

Das Wetter war warm und angenehm und still, er saß an der Hauswand auf der Bank. Die brennende Petroleumlampe stand darauf (so vollständig schlief der Wind), Nachtfalter flogen und klebten an Glas und Kuppel. Er achtete nicht darauf. Die Arbeit war besorgt, nun wollte er mit Behagen seine lange Pfeife, seinen Portorico rauchen, in den prächtigen Abend schauen und dann aufbrechen, zum Schmied gehen und mit dem Alten und mit der mehr und mehr von ihm als echt erkannten Elsbe das sprechen, was zu sagen noch immer nicht hatte passen wollen ... das heißt, wenn er heute dazu Gelegenheit und Mut fand.

Die Pfeife . . paff . . paff! — Ein echter Raucher muß den Rauch sehen, deshalb ist die Lampe am Platz. Und wenn man sich in den Rand des Lichtscheins, ins Zwielicht setzt, dann hat man beides, den Rauch und die Schönheit des Abends; dann verschließen sich dem Auge auch nicht die Geheimnisse der Nacht.

Nicht die Geheimnisse der Nacht, zumal nicht die einer hellen Mondnacht. Es ist, wie damals, als er auf derselben Bank saß und seinen Kummer durchdachte — der Mond ist aufgekommen, und in voller Scheibe steht er am Himmel. Und Klaus Kipp atmete die Ruhe und die Wunder der wunderbaren Nacht. Nieder lag der Graupelschnee des weißen Lichts auf den Steinen des neuen Feldes. Diese sackartig, lang und rund, wie bäuchlings mit dem Nabel in den Acker hineingeworfene, dicke Teufel — lauernd, als ob in heutiger Nacht das kommen müsse, worauf sie schon lange warteten. — Und Klaus Kipp dachte daran, welch' eigenartige Vorstellungen mondbeschienenes Land auslöse, ganz anders, als der helle Tag und als die schwarze Nacht. Dem großen, von Kindheit an im Herzen getragenen Gott fühlte er sich niemals so nahe, wie im Weben des Monds, niemals war ihm das Vorhandensein einer anderen höheren Welt gewisser, und niemals glaubte er mehr an Engel und Geister, als beim Leuchten und Verbergen des guten Monds.

Zur rechten Andacht gehört die volle Pfeife. Er zündete sich eine neue an, da sanken seine Gedanken erdenwärts und kamen mit praktischen Aufgaben des Tages.

„Ich muß Anstalt machen," dachte er, „die Steine fortzuschaffen, um auch die Stücke, wo sie liegen, unter den Pflug zu nehmen. Ich denke, es soll die Arbeit meiner Hände lohnen."

Die Steine. —
Was ist das?
Die Steine lagen noch da, wo sie immer gelegen, aber es kam etwas mitten durch das Steinfeld zu ihm hergeschritten. — — Ein Phantom? — ein Mann? — eine Frau? — Iedenfalls ein Mensch. Und wie der Mensch die Pforte seines Gartens bewegte, jankte sie. — „Die hat Öl nötig," dachte der Hausherr, „soll morgen besorgt werden." Stumm ging die Erscheinung in den Gartensteig hinein. Es war kein Zweifel, der, der da kam, wollte zu ihm. Es war aber, wie er jetzt sah, kein Mann, es war ein Weib, und die Umrisse wurden ihm immer bekannter. — Es war Anna Schlüter, seine gewesene Braut.
Er stand auf und stellte die lange Pfeife an die Wand.
„Guten Abend", sagte er.
„Guten Abend", sagte sie.
Eine kleine Weile zögerte er, dann gab er ihr die Hand.
„Sieh Anna!" sagte er. Dann schwiegen beide.
„Das ist später Besuch," fing Klaus dann an und setzte hinzu: „du hast mir wohl was zu sagen, da ist es besser, wir gehen hinein."
„Laß uns hier bleiben, Klaus. Es hört uns hier keiner."
„Das wohl nicht; es müßte wunderlich zugehen, wenn uns hier einer hörte, Und, wenn es dir lieber ist, dann setz' dich auf die Bank. Dann machen wir es hier im Freien ab.
„Ich stehe gern."
„Wie du willst."
Beide standen.
„Wie geht es Anna?"
„Ach Klaus!"
Und sie fing zu weinen an. Sie weinte, wie eine schlechte Schauspielerin, mehr durch die Nase als mit den Augen und mit dem Gesicht, der Schmerz wurde weder aus dem Innern eines qualvoll geschüttelten Leibes, noch aus der Tiefe der Seele herausgeworfen.
Er ließ derweilen seine Augen über sie hingehen. Ihm schien, sie habe einen Hof um die schönen, falschen Augen, und sei um einen Ton blasser als früher.
Anna Schlüter faßte sich und fing zu reden an:
„Was bist du für ein guter Mensch, und wie bin ich schlecht gegen dich gewesen!"
Sie tat einen Schritt zu ihm hin, Klaus aber trat unwillkürlich zurück.
„Meinst du, Anna?" entgegnete er.

„Klaus, ich glaube, du hast mich sehr lieb gehabt!"
„Meinst du, Anna?" wiederholte Klaus und setzte dann hinzu: „Weiß Gott! Und du, und du!"
„Ach Klaus!"
„Was, Anna?"
„Ach Klaus, ich bin so unglücklich."
„Er ist dir also untreu geworden, will nicht mehr?"
„Nein, er will nicht mehr."
Nach diesen Worten setzte Anna sich auf die Bank und fing wieder z» weinen an, diesmal mit dem Anschein von etwas mehr Aufrichtigkeit.
„Er hat sich mit der Line Schümann aus Bornholdt versprochen, mit der, die so viel Geld hat", schluchzte sie.
„Sieh, sieh! — Das geht rasch. Alle Iahre eine andere."
Klaus saß jetzt auch, ließ aber einen Zwischenraum der Fremdheit zwischen ihm und ihr.
„Ich habe mir's übrigens gleich gedacht, daß es so kommen werde", setzte er hinzu.
Und wieder weinte Anna.
„Und ich", fragte Klaus. „Was soll ich? — Soll ich mit den großen Fäusten über ihn kommen?"
Anna schüttelte den Kopf.
„Gut, daß du das nicht verlangst. Ich bin's auch nicht mehr gewohnt."
Das Weinen ließ nach.
„Ach Klaus! Das, was ich sagte, ist nicht das Schlimmste!"
„Noch schlimmer?"
Als Klaus das gesagt hatte, setzte wieder Weinen ein, heftiger als früher, auch gelungener, wenn man will, ehrlicher.
„Hat er dich angeführt?"
Stärkeres Weinen; Klaus hatte das Nichtige getroffen.
„Ich habe mir's gleich gedacht", bemerkte Klaus. „Das mußte wohl kommen. Und nun kommst du zu mir?"
Anna nickte.
„Weil ich ein so guter Kerl bin."
„Ia, ja!"
„Und meinst, da könnte ich, wie man so sagt, in die Bucht springen, dich und das andere auf meine Rechnung nehmen?"
„Ach ja, Klaus."
Es lag eine schier verbrecherische Unschuld im Ton und Augenaufschlag.

Sie war sich ihrer Schamlosigkeit nicht bewußt, und Klaus hatte Mitleid mit
dieser naiven Niedertracht. Er lächelte.
„Ach ja, Klaus", ahmte er nach.
Der Ton, in dem Klaus sprach, machte sie stutzig. Sie wußte nicht recht,
was sie davon halten dürfe. In ihrem unschuldigen Egoismus sah sie aber
darin noch nichts Schlimmes.
Für Anna Schlüter war die Welt „Wille und Vorstellung", das heißti
ihr Wille und ihre Vorstellung. Sie der Mittelpunkt, der dem All allein Be-
rechtigung zum Dasein gab. Dabei war sie zugleich der Meinung, daß die Welt
auch in den Köpfen ihrer Mitmenschen nichts anderes sein könne, als Anna
Schlüters Wille und Anna Schlüters Vorstellung.
„Habe ich mir gleich gedacht", setzte Klaus hinzu. „Wofür hieße ich sonst
der gute Klaus?"
Er nahm die Pfeife wieder zur Hand, die hielt noch Feuer, er paffte.
„Ja, Mädchen, bin, glaube ich, nicht gerade schlecht. Das geht aber doch
über mein Können. So haben wir nicht gewettet. Das geht nicht."
Anna erschrak ein bißchen bei diesen Worten, konnte aber nicht gleich
glauben, daß jemand so schlecht sein könne, hielt es daher für Spaß. Und
dann hatte sie auch noch einen Trumpf.
„Aber Klaus!"
„Nu!"
„Friech will mir zwei Tausend Mark geben. Das ist doch auch was!"
Unschuldig sah sie zu ihm auf, mit einem Gesicht, auf dem geschrieben
stand: „Was sagst du nun? Das streckt dich zu Boden."
Klaus tat wirklich überrascht und verwundert. „Tausend noch mal," er-
widerte er, „dann bist du ja ein reiches Mädchen. Zwei Tausend, da kann man
eine Katenstelle für kaufen. Und da sollte sich niemand finden, der über das
bißchen Schande hinwegsähe?"
„Zwei Tausend", wiederholte er und wog gleichsam die Summe in seiner
Stimme.
Anna Schlüter hielt die Partie für gewonnen.
„Ich will aber drei Tausend haben, unter dem will ich es nicht", erklärte
sie und bestärkte und begleitete das mit kräftigen Bewegungen ihres für und für
hübsch aussehenden Kopfs.
„So gehört es sich auch", erwiderte Klaus. „Mit fordern und bieten und
ablassen wird man einig. Und dann ist es ein Handel, bald über Kuh und
Korn, bald über Kind und Ehe und so was. Vielleicht wirst du mit Volkens
auf den Halbschied einig."

Der Ton gefiel Anna nicht, aber den Spott und den Hohn hörte sie
nicht heraus. Dazu war sie zu töricht und zu eigennützig.
„Vielleicht wirst du mit Volkens auf den Halbschied einig", wiederholte
Klaus und paffte kräftig aus der Pfeife.
„Detel Wurm sagt, für fünf und zwanzig hundert wolle er es tun."
„Siehst du wohl! Na also! — Dann hast ihn ja schon den Mann,
der sich nicht daran stößt. Der alte Wurm hat eine eigne Kate, die Detel doch
auch noch mal bekommt. Was ist denn da zu weinen und traurig zu sein? —
Bist ja ein Glückskind!"
Es wurde ihr schwül, und sie beschloß, alles auf eine Karte zu setzen.
Und da Klaus an seiner eigentlichen Gesinnung vorbeiredete, glaubte sie noch
immer das Mißliche seiner Äußerungen für Spaß halten zu dürfen.
„Ich wollte lieber, daß du es tätest. Wir haben uns doch früher so gern
gehabt."
„Haben wir?"
„Ia, mein Klaus."
„Wollen's gut sein lassen. Es geht nicht, Anna, da kann nichts aus
werden. Ich bin nicht für Kuckuckseier, auch nicht für goldene."
„Ist das dein Ernst, Klaus?"
„Ia, mein Anna, in solchen Dingen soll man nicht spaßen."
Er hatte sich erhoben, stand ganz im Lichtkreis, sie sah seine Miene, nun wußte
sie, daß ihre Sache hoffnungslos war.
„Klaus!" rief sie. Und sie kochte vor Zorn.
„Klaus, du bist . . .!" Weiter kam sie nicht . . . Klaus sah nicht gleich
den Grund . . . aber das Mädchen erhob sich und stob mit rauschenden Röcken
davon.
Das machte, daß die Pforte wieder gejankt hatte. Es war gut, daß sie
kein Öl hatte, sonst hätte man die beiden noch gar beim Zank überrascht. Frau
Kipp und Elsbe kamen den Garten herauf. Anna rannte wortlos an ihnen
vorüber, stand dann still ... die Wut suchte einen Ausweg. Sie kehrte in
stiebendem Lauf zurück und kam gleichzeitig mit den andern bei dem ruhig
rauchenden Klaus Kipp an.
„Elsbe Nissen," schrie sie, „will dir was sagen! Der da" (und sie zeigte
auf Klaus) „gut und sanft stellt er sich, aber nimm dich vor dem in acht! Und ich
will's ihm ins Gesicht sagen. Er ist ein ganz schlechter, unanständiger, gemeiner
Mensch . . . Pfui! — Pfui!"
Und sie trat dicht vor den Riesen hin und spie vor ihm aus. — „Pfui!"
Und sie spie noch einmal.
„Nun weißt du Bescheid! Und nun habe ich hier nichts mehr zu suchen."
„Gute Nacht!" rief Klaus.

Es kam keine Antwort. Die Pforte wurde heftig an den Pfahl geschlagen.
Man sah noch eine Gestalt hinter dem Gartenzaun mit der Hand herüberdrohen,
dann verschlang sie der Mondnebel und die Nacht.
Die alte Frau fand zuerst die Sprache.
„Das war ein wunderlicher Besuch!" sagte sie.
„War es auch." — Klaus Kipp erzählte.
Die Mutter lachte: „Nun weißt du, was deiner Mutter Sohn für
einer ist."
„Ich hab's so gut, wie schwarz auf weiß. Das ist doch „ml was anderes.
Iust, wie wenn ich als Iunge im Oktober im Mergelloch badete."
„Und die hast du zur Frau nehmen wollen?"
Über Elsbes Lippen kam unwillkürlich dieser Ruf.
„Nicht wahr, der kann von Glück sagen", entgegnete die Alte, räusperte
sich und fuhr fort:
„Laß gut sein. Ich habe dir was Besseres mitgebracht. — Der Mond
schien so schön, da bin ich früher gegangen und Elsbe mit mir. Klaus, sagte
ich, soll dich wieder nach Hause bringen. Willst du?"
Es bedurfte nicht dieser Frage. Die Iungen standen Hand in Hand.
„Und dann", fuhr die Mutter fort, „habe ich mir gedacht, beim Nach-
hausegehen fände sich vielleicht Gelegenheit, ein Wort zu sprechen, das doch mal
gesagt sein muß."
Das Wort ist gesprochen. — Klaus Kipp und Elsbe Nissen sind ein Paar
geworden, ein glückliches.
Detel Wurm und Anna Schlüter sind auch ein Paar.
Sonderbar — höchst sonderbar!
Ihren Lohn hatte Anna Schlüter immer durchgebracht, und von Haus
aus besaß sie kein Vermögen. Aber, als sie in die Wurmsche Kate einzog, fand
sich in der Stützlade ihrer Kleidertruhe ein Sparkassenbuch über zwei Tausend
fünfhundert Mark.
Sie schenkte ihrem Mann auch schon in ganz junger Ehe einen kräftigen
Knaben.
Auch merkwürdig!

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
In menschlichen Beziehungen ist der Augenblick des ersten Zusammen-
treffens häufig von weittragender Bedeutung. Als der König seine Kinder
vor Beginn der Tafel mit dem Knaben Ingelheim zum ersten Male zusammen-
führte, bemerkten seine Augen, die wohl gelernt hatten, in menschlichen Mienen
scharf zu lesen, daß Kronprinz Wilhelm den fremden Knaben erwartungsvoll
betrachtete, mit einem erregten Interesse, in dem sehr erkennbar ein scheues
Fernhalten sich kundtat. So mustert man wohl einen erwarteten Eindringling,
von dem man auf mancherlei unliebsame Störung sich gefaßt machen muß,
ohne die Macht zu haben, ihn fernzuhalten oder fortzuweisen. Besonders
Alfred von Ingelheims Körperfehler, sein starkes Hinken, beobachtete der kleine
Prinz mit kaum verhohlenem Grauen. Es war, als beleidige ihn diese unschöne
Geste des Beinnachschleppens und des Körpereinsinkens, welche das starke
Hinken des fremden Knaben als ein unschönes Bild den Augen des Prinzen
peinigend darbot.
Anders die Prinzessin Luise. Sie streckte bei der ersten Gegenüber-
stellung sogleich dem armen fremden Iungen ihre beiden feinen schlanken
blassen Hände entgegen und lachte ihn freundlich an. Als sie sein Hinken
zum ersten Male sah und die Pein bemerkte, die dem Knaben dieser schreckliche
Fehler bereitete, schossen ihr die Tränen in die Augen, und sie wandte sich
ab. — An der Tafel zeigte der sonst so schweigsame König heute vorzügliche
Laune. Er plauderte lebhaft mit den drei Kindern, brachte sie zum Lachen
und half auf solche Weise dem kleinen neuen Gast über die ersten Beengungen
der ungewohnten Umgebung hinweg. Auch mit dem Leibarzt scherzte der
König heut seit langer Zeit zum ersten Male wieder, und es war, als habe
der Knabe, der wie ein vom Schicksal verschlagenes Stück Strandgut in diesen
Kreis geraten war, trotz des eigenen traurigen Loses und trotz der Trauer-
stimmung, die in der königlichen Familie herrschte, ein Element des Frohsinns
in diese Räume mitgebracht, die eben noch von den Schauern des Sterbens
erfüllt schienen. Das Lachen war endlich wieder in ihnen erwacht. Die
Wintersonne fiel goldig in den festlichen Raum. Als der Kaffee gereicht
wurde, sagte der König: „Wie wäre es, Kinder, mit einer kleinen Spazierfahrt
nach Charlottenhof?" Ein zweistimmiges Hurrageschrei aus den prinzlichen
Kehlen begrüßte diesen Vorschlag. Auf des Königs Wink eilte ein Adjutant

Hinaus, die Automobile zu beordern. „Ach — aber mein Pony" — schmollte
der Prinz, „wir könnten so fein im Park kutschieren."
„Verlaß dich nur auf deinen Vater," entgegnete der König lächelnd,
„vor einer Stunde schon habe ich dein Gespann hinousbringen lassen. Wenn's
'nicht zu kalt ist, könnt ihr kutschieren."
Erneutes Hurra. — Der Kronprinz stürmte davon, Prinzessin Luise
faßte Alfred von Ingelheim bei der Hand. „Komm," sagte sie, „wir wollen
11ns anziehen lassen ..."
Der König fuhr mit dem Leibarzt voraus, die Kinder folgten mit der
Hauptgouvernante, einer verwitweten adligen Offiziersdame im Anfang der
Vierziger, sehr blond und sehr mager und ernst aussehend, in einem zweiten
Auto. Die beiden königlichen Geschwister im Fond des Wagens, Frau von
Fredell mit Alfred auf dem Rücksitz. Als die Wache vor den Kindern ins
Gewehr trat, zog Wilhelm seine Matrosenmütze, und auch Alfred grüßte.
„Das darfst du nicht," verwies ihn der Kronprinz. „Das Honneur
gilt uns, mir und meiner Schwester. Du grüßt nicht wieder, auch nicht,
wenn die Leute auf der Straße die Hüte abnehmen."
Alfred von Ingelheim blickte ratlos und betroffen drein.
„Es ist doch kein Unrecht zu grüßen," vermittelte die Prinzessin. „Ein
Unrecht nicht," sagte Frau von Fredell, „aber der Kronprinz hat recht, die
Grüße gelten Ihren königlichen Hoheiten, aber nicht uns. Dem kleinen Alfred
so wenig wie mir. Deshalb sollen wir beide auch nicht wieder grüßen."
„Na, dann grüßt du eben einfach nicht mit, Alfred," sagte das Prin-
zeßchen und strich ihrem Gegenüber begütigend über die Handschuhe, als hätte
sie Alfred zu trösten. Alles Mütterliche regte sich in dem neunjährigen Mädchen.
Won Stunde an war ihr, als sei sie berufen, diesen blassen Iungen, den
der Papa erbarmend ins Haus genommen, gegen jedes Leid und Ungemach
-tapfer zu schützen.
Draußen im Park von Charlottenhof war's herrlich. Das Stadtschloß,
äm Zentrum der Residenz gelegen, umschloß nur große Höfe und entbehrte
des Gartens. Hier aber, um dieses unbewohnte, halbverfallene Rokokolustschloß,
das ein Vorfahr des Königs einst einer Favoritin hatte erbauen lassen, einer
spanischen Tänzerin, die, ehe noch das Dach diese Mauern krönte, von einem
typhösen Fieber, zwanzigjährig dahingerafft worden war, hier um dieses
Schlößchen breitete sich ein wundervoller, mächtiger alter Park mit hohen
Bäumen und launisch gewundenen breiten Pfaden, die über anmutig geschwungene
Brücken führten, unter denen das stille Wasser heut die erste, dünne, im Sonnen-
scheine glitzernde Eisdecke trug. Während der König mit dem Leibarzt, den
er sehr mochte und oft in wichtigen Fragen um Rat anging, eifrig redend
spazierte, beide im Pelz und Zylinder, hatten die Kinder das Ponygespann
Don den Lakaien bringen lassen. Der Kronprinz bestieg den Kutschbock, ließ

die Schwester und Alfred in dem leichten Korbwägelchen Platz nehmen und schwang die Peitsche über dem geduldigen kleinen Braunen, während Frau von Fredell die beiden Passagiere sorglich in Decken hüllte. Dann setzte sich das Gefährt in Gang. Frau von Fredell schritt wacker hinterdrein und schlug selbst einen Hundetrab an, als der Kronprinz durch Zuruf und Zungenschnalzen, wohl auch durch einen sanften Peitschenhieb, das Braunchen zu einer bewegteren Gangart ermunterte.

„Sitzest du gut? Friert dich nicht? Hast du Angst?" fragte Luise ihren Schützling leise. „Angst brauchst du nicht zu haben, der Pony ist sehr brav, und Willy fährt sehr gut."

„Ich fürchte mich garnicht," sagte Alfred bestimmt.

Luise hatte seine Hand ergriffen, und seinem Ohre sich zuneigend flüsterte sie: „Hast du oft Schmerzen an deinem bösen Bein?"

Ein Schatten ging über Alfreds Gesicht. Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Bist du durch einen Sturz dazu gekommen?"

Ietzt zuckte es in des Gefragten Zügen, ein Ausdruck so bitteren Leidens trat in sie, daß das Prinzeßchen tief erschrak.

„Es ist ein Geburtsfehler," stieß Alfred hinter zusammengebissenen Zähnen hervor, während eine tödliche Blässe sein Gesicht überzog. Luise ließ des Knaben Hand los und biß sich auf die Lippen, während ihre ausdrucksvollen dunklen schweren Augen noch immer mit entsetztem Staunen auf Alfreds verstörte Züge gerichtet blieben. Die kleine Prinzessin erwarb eine Erkenntnis, eine seltsame erstaunliche Erkenntnis, unter deren Einwirkung ihr junges Gemüt erschauerte. Sie meinte es doch gut, so sehr gut mit diesem armen Iungen und fragte ihn doch nur, einzig nur aus herzlichem Mitgefühl und innigem Trösterdrange. Und dennoch tat sie dem Knaben weh. Sie hatte es wohl gesehen, wie ihre Frage ihn schmerzte. Sein Gesicht zeigte dies ganz unverkennbar. O, — wie mußte man sich doch in acht nehmen! Man konnte es von ganzem Herzen gut und ehrlich mit den Menschen meinen und ihnen dennoch wehe tun. Nie, — nie würde sie mit Alfred von seinem schlimmen Beine jemals wieder reden. Er war gewiß zu stolz, um gerne Mitleid zu empfangen. Er litt darunter, zu empfinden, daß er ihr leid tat. Das war eigentlich schön. Sie beschloß bei sich, ihm niemals solche Regungen mehr zu zeigen, denn sie verletzten ihn, weil sein Stolz sie nicht ertrug. Man mußte vorsichtig mit ihm umgehen. Er war kein kleines Kind, das sich ruhig bemuttern ließ. Sie sah es ein, mit einer kleinen Enttäuschung, die ihr wehe tat. Denn sie hatte sich vorgesetzt, unendlich lieb und gut mit ihm zu sein. Nun wollte er das garnicht. Aber, obschon sie sich enttäuscht fühlte, sah sie nun doch mit einer Art von Respekt auf ihren Schützling, an dem sie Wohlgefallen fand. Der Knabe imponierte ihr, denn Stolz — Stolz mochte sie eigentlich doch sehr. Und nun plötzlich sah sie

ihn wieder mit großen strahlenden Augen an, denn sie war dankbar, daß,
er so war, daß er gerade so war. Ia, das war schön.
Im gleichen zweiten Stockwerk des Schlosses, in dem die königlichen
Kinder wohnten, erhielt auch Alfred von Ingelheim seine Räume angewiesen.
Ein Schlaf- und ein Wohn- und Arbeitszimmer. Sein Einzug ins Schloß
hatte noch andere Veränderungen im Gefolge, denn der junge klassische Philo-
loge, der am königlichen Wilhelmsgymnasium wirkte und den Kronprinzen
und seine Schwester bis dahin zwei Stunden täglich in den Elementarfächern
unterwiesen hatte, wurde jetzt veranlaßt, sein Amt vorläufig aufzugeben und
ins Schloß überzusiedeln, woselbst er als Erzieher und Lehrer des Kronprinzen
wirken sollte, vi Otto Geßner war ein schlank gewachsener Mann mit blondem
Haupthaar und Vollbart und von gesunder Gesichtsfarbe. Er war um ein
Gutachten darüber ersucht worden, ob er einen gemeinsamen Unterricht der
königlichen Kinder mit dem jungen Ingelheim zusammen empfehlen und über-
nehmen wolle. Er äußerte sich dem Könige gegenüber in direktem Vortrage
betreffs dieser Angelegenheit so: Die königlichen Geschwister konnten etwa
noch ein Iahr lang in den Elementardingen gemeinsam unterrichtet werden,
wohingegen der junge Ingelheim in Rücksicht auf die zwei Iahre und das
Maß seiner Kenntnisse, womit er dem Kronprinzen voraus war, eines ge-
sonderten Studienganges bedurfte. Es würde sich mit Rücksicht auf die In-
dividualität des Knaben wohl empfehlen, ihn am Wilhelmsgymnasium ein-
zuschulen, woselbst er seiner Vorbildung gemäß sogleich in die Quarta auf-
genommen werden müßte. Obschon der Knabe bis dahin im Einzelunterrichte
erstaunlich rasch vorwärts gekommen sei, so empfehle es sich doch, ihn aufs
Gymnasium zu bringen, damit er seinen Bildungsgang nicht allzusehr be-
schleunige, und seine geistige Reife der körperlichen Entwickelung nicht zu eilig
voranschreite. Das Gebrechen des Knaben, das ihn leicht zu Menschenscheu
und Beengung im Verkehr mit anderen führen könnte, mache es ganz besonders
wünschenswert, daß Alfred in Gemeinschaft mit Altersgenossen den Unterricht
empfange, damit er lerne, im kameradschaftlichen Umgange mit vielen sein
Gebrechen zu ertragen und der Vereinsamung zu entgehen, in die er anderen-
falls hineintreiben könne. Dem König leuchtete diese Ansicht ein, und er
genehmigte den Plan, wenngleich auf solche Weise seine Lieblingsidee der
gemeinschaftlichen Erziehung Alfreds und Wilhelms durchkreuzt wurde. Um
doch, wenn auch nur weniges von ihr zu retten, verfügte der König, daß
sein Pflegebefohlener mit beiden königlichen Kindern den Religionsunterricht
des Oberhofpredigers Kanthenius empfange und mit dem Kronprinzen die
Reit- und Turnstunden teile. In diesen erwies es sich dann ebenfalls schnell
genug, daß Alfreds Körperschaden eine weit vom herkömmlichen Turnunterricht
abweichende orthopädische Behandlung erforderte, die dann auch einen« be-
rühmten Spezialisten in die Hände gegeben wurde, der soviel bei Alfred er-

-reichte, daß sein Hinken ein wenig gelindert wurde, und eine geringe Stärkung
des verkümmerten Organs eintrat. Nach Verlauf eines Iahres erwies sich
eine weitere große Umwälzung als notwendig. Die Knaben sollten den
beständigen Störungen des Hoflagers, das im Sommer in Schloß Edenhof,
im Winter in der Hauptstadt aufgeschlagen wurde, entzogen werden, in der
Frische und Ruhe des platten Landes ihrem Lerngange zugeführt werden.
Man richtete ein altes, im Waldrevier belegenes Iagdschlößchen, Nirental,
zu einer Art pädagogischen Konviktes her, in dem der Kronprinz in Gemein-
schaft mit vier adligen Altersgenossen seine Gymnasialbildung erhalten sollte.
Der König bestand darauf, daß auch Alfred von Ingelheim dieses Konvikt
bezog, von dem aus er täglich in halbstündiger Automobilfahrt das nächste
Provinzstädtchen erreichte, dessen Gymnasium er nun besuchen wird. Die
Leitung des Konviktes erhielt trotz seiner Iugend vi Geßner, den ältere Lehr-
kräfte aus den hohen Schulen der Umgegend im Nebenamte unterstützten.
Die vier Edelknaben waren zur Vorstellung befohlen worden. Der
König empfing sie im Beisein seiner Kinder sowie Alfreds, des vi Geßner
,und der Erzieherin, Frau von Fredell. Zwei Vettern, Grafen Löwenzahn,
^>nd ein Fürst Bent, blonde wohlgenährte, guttränierte Landedelknaben, er-
schienen tadellos, nach englischer Mode gekleidet, in kurzen runden offenen
englischen Iacketts mit breiten weißen Halskragen, Lackschuhen, ziemlich stutzer-
haft, in selbstsicherer Haltung. Sie nahmen die Berufung zum Könige, wie
die zur gemeinschaftlichen Erziehung mit dem Thronerben als etwas ziemlich
Selbstverständliches auf. In den gesunden und energischen Gesichtszügen
stand schon heute etwas von der willensstarken Entschlossenheit ihrer Kaste.
Die Überlieferung stellte sie so früh in die persönliche Nähe des künftigen
Königs, damit sie es nachher um so leichter hatten, die einflußreichsten Ämter
der Monarchie ihrem Klüngel zu erhalten. Dann war da noch ein weniger
selbstbewußter Iunge, ein von Specht, Generalssohn, ein Knabe aus der selbst-
losen, treu arbeitenden Beamten- und Offiziersschicht. Er gehörte jenen
Sphären der Arbeit und der Einsetzung des ganzen Menschen für Amt und
Staat an, die, ohne Reichtümer zu sammeln, im Gedanken an das Staats-
ganze und sein Bestes ihr Leben verbracht und wie ihre Vorfahren sich ver-
braucht hatten. Der Sprößling dieser Schichten stand in seinen bescheidenen
schlichten Kleidern, denen jede Spur von Eleganz fehlte, in fast ergriffener
Andacht und Demut vor der höchsten Autorität des Landes — vor des Königs
Majestät. . .
Bei einer Nachmittagsschokolade einte der König nach stattgehabter
Vorstellung die Kinder um sich. Der Schlagsahne und dem Kuchen wurde
tapfer zugesprochen, und der Kronprinz erbat und erhielt die Erlaubnis, zur
Feier des Abschieds in dem einen der großen Schloßhöfe „ohne jede Auffícht",
wie seine Sonderbedingung lautete, mit den neuen Kameraden zu spielen.

Prinzessin Luise wollte durchaus mitmachen, und als man mit Hallo her-
unterstürmte, da nahm sie ihren Tischnachbar Alfred von Ingelheim bei der
Hand und zog ihn mit hinaus. Er hinkte durch die langen teppichbelegten
Gänge langsam neben ihr her, während vom Schloßhofe schon die hellen
Stimmen der spielenden Knaben die Treppe herauf ihnen entgegenschallten.
Alfred blieb stehen. Er war in diesem Iahre um einen Kopf gewachsen,,
und seine bleichen Züge mit dem über dem linken Auge gescheitelten rötlichen
schlichten Haar zeigten eine verblüffende Reife für einen Zehnjährigen. Auch»
das gleichaltrige Prinzeßchen war ein wenig in die Höhe geschossen und trug
zur Feier des Tages heute sein dunkelblondes Gelock offen, von einem blaß-
blauen Bande nur locker zusammengehalten, Über ihr weißes Kleid hatte
sie einen dunkelblauen faltigen Kragenmantel geworfen.
„Ich möchte nicht mitspielen," sagte Alfred, „geh du allein herunter,
Luise."
„Sie rennen dir wohl wieder zuviel. Na ja. Zeck und Verstecken mit
Anschlag "
Sie seufzte.
„Geh du allein herunter," wiederholte Alfred.
Sie schüttelte den Kopf.
„Den letzten Tag . . . Nein. Da bleib' ich lieber bei dir. Hast du
denn schon der Mutter Ambrosius Adieu gesagt?"
„Bei Gott — nein," sagte Alfred. „Das hätte ich sicher vergessen."
„Na — da gehn wir doch gleich mal herauf zu ihr. Ich habe sie auch
ein paar Tage schon nicht besucht."
Mutter Ambrosius war eine Achtzigerin, die seit zehn Iahren im obersten,
Geschoß des Schlosses, an den Beinen gelähmt, vor einem Fenster in ihrem
Stuhle saß und das Gnadenbrot des Königs mit ihrer verwitweten Tochter aß^
Die beiden Frauen waren die Überreste einer Kastellanfamilie, die seit vielen
Generationen den Dienst im Schlosse getan und mit den Schicksalen des Königs-
hauses seit mehr als hundert Iahren in vielerlei menschlichen Beziehungen
sich verknüpft hatte. Mutter Ambrosius war Kinderfrau schon bei des Königs
Vorgänger gewesen, der an ihrer Hand das Gehen gelernt hatte, und ihre
persönlichen Erinnerungen reichten in Zeiten und Geschehnisse des Echloßlebens
zurück, deren letzter Augenzeuge sie war. . . So wob die Geschichte etwas wie,
einen ehrwürdigen Nimbus um dies weiße Haupt, das im Dachgeschosse des
Schlosses am Fenster träumte und aus der schwindelnden Höhe drunten das
Getriebe des Alltags sich gleichmäßig abspielen sah, Tag für Tag, in den.
gleichen bunten und bewegten Szenen. Mutter Ambrosius erhielt an ihrem
Geburtstage jedes Iahr den persönlichen Besuch des Königs, der es liebte,
in diesem Dachzimmer, das mit alten, schönen sonnenscheinhellen Birken-

möbeln im Biedermeierstil ausgestattet war und von altväterlicher liebevoll
gehegter Sauberkeit glänzte, einmal ein halbes Stündchen zu verbringen
und mit der Greisin von alten Tagen zu schwatzen, deren sonstige Zeugen
fast alle schon in ihren Gräbern ruhten. Vor drei Iahren hatte der König
zum ersten Male sein Töchterchen mit herausgebracht, das seitdem ein häufiger
Gast in dem verträumten hellen Altweiberzimmer wurde, in dem man beim
Sturmwetter die große rote seidene Königsstandarte rauschen und knattern
hörte, deren Mast gerade über dem Fenster stand, an dem Mutter Ambrosius
saß. Der jungen verstorbenen Königin hatte es auch in diesem Raume gut
gefallen. Ihr romantischer Sinn hatte in der Greisin eine Vertraute gesucht,
der sie in kurzen Iahren sehr nahe gekommen war, und in deren stille, gleich-
sam zeitlose Welt sie sich ab und zu mit ihren Stimmungen und Beengungen
flüchtete. Prinzessin Luise hatte diese Neigung von der Mutter geerbt und
kam gern hier herauf, vor allem deshalb, weil sie sich hier von ihrer toten
Mama erzählen lassen konnte. Kindheit und Greisentum fühlen sich ja doch
oft gegenseitig angezogen. Es ist, als strebten die beiden Pole des menschlichen
Seins aus ihrer zeitlichen Getrenntheit und Unvereinbarkeit sehnsüchtig zu
einander, als tauschten Vergangenheit und Zukunft mitsammen hastig die
letzten Grüße, ehe denn die Knochenhand, beide für immer scheidend, gewaltsam
zwischen sie fuhr. Prinzessin Luise saß gern auf dem Taburett zu Füßen
der schönen stattlichen Greisin, aus deren Haube das schneeige Haar so unbändig
in starken Locken hervorquoll, blickte gern in diese klaren großen blauen Augen,
die so viel Feuer noch ausstrahlten, wenn sie von alten Glanztagen berichteten,
lauschte gern dieser tiefen noch immer melodischen Stimme, mochte diese faltigen
gutgeformten Hände, die nur erzitterten, wenn sie erinnerungsbcwegt alte
Schubfächer erschlossen, um aus ihnen stumme Zeugen der Vergangenheit
zu entnehmen, vergilbte Briefe aus alten Zeiten, Bücher mit Widmungen
verstorbener Königinnen, getrocknete Myrtenblätter aus Brautkränzen, die
vor einem halben Iahrhundert Prinzessinnenstirnen am Altar geschmückt hatten.
Stundenlang konnte man ihr lauschen, wenn sie von vergangener Tage Herrlich-
keiten erzählte, von Hochzeiten, Taufen, fremden Fürstenbesuchen, Friedensfesten,
Heereseinzügen und Krönungen, von düsteren Totenfeiern und pomphaften
Leichenzügen, die sie gesehen und erlebt in ihrem märchenhaft langen Leben,
das sie in ansehnlicher menschlicher Vertrautheit mit manchen, die die Krone
getragen, oder ihr nahegestanden, verbracht hatte. Als vor einem Jahre
Alfred von Ingelheim ins Schloß gezogen war, hatte Luise der alten Freundin
von dem neuen Kameraden erzählt, dessen beide Großväter Mutter Ambrosius
als Kinder schon gekannt und als Gespielen der königlichen Sprossen seiner-
zeit oft und oft in diesem altersgrauen Schlosse gesehen hatte. So war es
geschehen, daß die kleine Prinzessin Luise dann eines Tages ihren Freund
Alfred mit zu Frau Ambrosius herausgebracht hatte, dessen empfängliches

Gemüt in dem seltsamen Zauberkreise der Greisin einen tiefdringenden Eindrrck
empfing . . .
Die beiden Kinder waren die große Staatstreppe des Schlosses bis
zum dritten Stock hinaufgestiegen, schlugen nun einen Seitengang ein, an
dessen etwas finsterem Ende eine Wendeltreppe ziemlich steil in das Dach-
geschoß mit seinen zahllosen Lakaienwohnungen emporführte. Als sie bei
der Alten eintraten, vergoldeten die letzten Strahlen der sinkenden Sonne
das stille Zimmer. Frau Ambrosius saß an ihrem Fenster und streckte den
beiden Ankömmlingen ihre Hände entgegen.
„Also morgen geht es fort, Alfred," sagte sie, ihr mächtiges Haupt gegen
den Knaben neigend. „Luischen wird traurig sein, denn sie bemuttert dich
so gern."
Wie zur Bekräftigung dieser Worte faßte das Prinzeßchen ihres Freundes
Hand.
„Freust du dich auf das neue Leben in Nirental?"
„Sehr," sagte Alfred mit einer Festigkeit in der Stimme, als gälte es
einer aufsteigenden Rührung zu gebieten. „Es ist doch schön," setzte er hinzu,
„mit lauter Knaben zu lernen und zu arbeiten. Und das Schloß liegt so
herrlich, und wir werden immer in der schönen frischen Luft sein — und
die Autofahrt in die Schule täglich — das wird alles so wundervoll. Ich
bin Seiner Majestät so sehr dankbar."
Der Druck der kleinen Hand, die die seine hielt, veranlaßte ihn wohl
hinzuzufügen: „Ia — und in den Ferien, Frau Ambrosius — da kommen
wir zum Besuch jedesmal nach Hause und sehen den König wieder und die
Prinzessin — und — wenn es erlaubt ist, dann melde ich mich bei Ihnen
wieder..."
„Wenn du mich dann noch antriffst, Alfred."
„Wollen Sie verreisen, Frau Ambrosius?" fragte Alfred, die Greisin
mit der ganzen Unbefangenheit des Knaben voll anblickend. Frau Ambrosius
lächelte.
„Verreisen," sagte sie, — „nicht gern. Noch nicht gern. Ich sitze mit
so großer Freude in diesem Lehnstuhl und seh' mir die Welt von oben an.
Es ist so interessant. Und wenn, wie eben jetzt, junge oder auch mal alte
Freunde kommen — man freut sich. Ich freue mich an meinem Dasein.
Vielleicht — ja — ja — gewiß, Alfred — ich hoffe, ich bin noch da, wenn
deine nächsten Ferien kommen."
In den zwei Kindern dämmerte das Verständnis für das, was zwischen
und hinter diesen Worten lag. Dem Kindersinn aber ist und bleibt jeder
Todesgedanke so weltenfern und von so unsagbarem Grauen erfüllt, daß er
sich von diesem wie mit Eisesschauern angeweht fühlt; mit nichts anderem

erfüllen ihn die Ideenverbindungen der Vernichtung. Sie sahen mit entsetzten Mienen zu ihrer alten Freundin auf, diese beiden jungen Kinder. . .
„Na — nun nur nicht so verstörte Gesichter! Was braucht ihr über sowas nachzudenken. Das liegt euch noch so fern. Aber auch junge Menschen sterben — es kommt ja vor. Wenn ihr das einmal erleben solltet, so laßt euch davon nicht allzu sehr erschüttern. Der Volksmund preist die glücklich^ die in jungen Iahren in frischen Sand gelegt werden. Und wenn ich mich auch freue, so lange meines Lebens froh geworden zu sein, es muß doch wohl was Wahres dran sein. Nie sah ich seligere Menschenzüge, als auf den Gesichtern jung Verstorbener. Noch etwas soll uns die Furcht und das Grauen nehmen: Ie älter man wird, je näher einen die Zeit der Schwelle des Ienseits bringt, um so vertrauter wird man mit dem Tode. Mir erscheint er immer wie ein guter Freund, der fortwährend winkt, ich solle schlafen gehn, und dem ich vertraulich zunicke, er möge mich nur noch ein Weilchen auflassen. Wir stehen ganz gut miteinander, und wenn er kommt, will ich mich getrost und ruhig in seine Arme legen. — Ist es die Abendstunde und der Sonnenuntergang, der uns diese Gedanken bringt? Nie habe ich mit Kindern so gesprochen. Aber es ist auch für euch gut, mal davon zu hören. Nun aber zum Leben. Zu eurem Leben."
Mit Zärtlichkeit nahm sie jedes der beiden Kinder in einen Arm und drückte sie an sich, die jungen Häupter gütig streichelnd.
„Luischen, du legst dich so fest an mein Herz. Wirst wohl nicht oft verzogen?"
„Wir sehen unseren Papa einmal nur am Tage. Und er ist immer so in Gedanken und beschäftigt."
«Ist Frau von Fredell nicht sehr gut mit dir, Luischen?"
„Sie ist streng und recht steif. Immer nur königliche Hoheit — nie Luischen sagt sie zu mir. Ich komme schon deshalb so gern zu dir herauf, Mutter Ambrosius, weil du mich Luischen nennst. Ich hör'es so gern, und du sagst es so lieb . . ."
Es ist manche schon zu mir heraufgekommen, manche aus eurem königlichen Kreise, die da unten in den Staatsräumen fror, dachte die Alte, und fester drückte sie das mutterlose kleine Mädchen an ihr Herz. Dann sagte sie: „Seht den roten Abendschein. Wie festlich und weihevoll er in die Stube dringt. Manchmal sieht die Welt so aus, daß man wünschen möchte, sie bliebe so in dieser Verklärung. Aber der Goldschimmer sinkt bald in Grau, und rasch verblaßt dann die Welt und ertrinkt in Schatten. Gebt mir eure Hände.
Ihr sollt einmal später an diese Stunde denken. Ich lege eure kleinen Hände zu treuem Freundschaftsbunde in einander. Nie in meinem langen Leben war hier oben in meiner armen Stube ein Kind unseres Königshauses mit einem Sproß aus niederer Schicht zusammen. Unseren Fürsten fehlen, das hab' ich oft gesehen, Freunde und Vertraute, die nicht ihrem eigenen Kreise

zugehören. Und daran leiden sie oft. Ihr seid heute noch zu klein und zu
jung, das zu verstehen. Aber obschon eure Lebenswege euch zwei weit aus-
einanderführen werden, laßt diese beiden Hände stets in der Bedrängtheit eine
zu der anderen finden. Ihr ahnt nicht, was es im Lebenskampfe bedeutet,
eine von Kindheit an erprobte treue Freundesseele zu besitzen. Halte zu
Luischen, Alfred, bleib deiner Kindheitsfreundin treu, vielleicht wird das Schicksal
es fügen, daß ihr eurer Kinderfreundschaft einmal bedürfet, und dann soll
sie sich treu, fest und hilfteich erweisen. Dazu gebt euch jetzt die Hände."
Die Kinder taten das in seltsamer Ergriffenheit, als verstünden sie
den ganzen tiefen Ernst dessen, was die weißhaarige Frau wie im Propheten-
gesicht gesprochen . . .
Von der Zinne des Daches klang Gesang herein. Der Rekrut, der die
Standarte jetzt nach Sonnenuntergang niederholte, sang, das Herz von Heimweh
beschwert, dort oben mit heller Stimme, in die lichte Abenddämmerung hinein
das alte Volkslied:

Goldne Abendsonne, wie bist du so schön,
Nie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn . . .

4.

Mit der Wahl des Doktor Geßner zum pädagogischen Leiter des Prinzen-
konvikts zu Schloß Nirental hatte der König einen guten Griff getan. Hiervon
überzeugten ihn sowohl die klugen knapp gefaßten Berichte, die Geßner in
periodischer Regelmäßigkeit einsandte, wie auch einige Besuche, die der König
bei den Knaben abstattete. Diese waren sämtlich Feuer und Flamme für
Geßner, der in der Tat ein pädagogisches Talent ersten Ranges schien und
die eine so überaus wertvolle Gabe besonders besaß, bei Wahrung der vollen
Autorität des Erziehers sich die Freundschaft und das Zutrauen der Zöglinge
zu erwerben. Geßner war ein frischer, gesunder Mann, mit Neigung zu
jedem Sport, saß gut zu Pferde, gewann jede Tennispartie und hatte auch
ein gut Teil Schöngeisterei in sich, die schwärmerische Liebe des Altphilologen zu
Schönheiten der Antike, in deren Erklärung und Ausdeutung er selbst ein
wenig zum Dichter wurde, besonders Homer gegenüber, in dessen Welt er
die Knaben garnicht früh genug einführen zu können glaubte. Noch standen
sie in den Anfängen der Sprache Platos, und schon wurden sie mit vielen
Episoden der Odyssee durch Lektüre der Vossischen Übertragung bekannt gemacht
und durchaus vertraut mit all den Hauptgestalten des ehrwürdigen Hochge-
sanges. Selbst das altmodische, ein wenig philiströse Prinzenerziehungsbuch
des Fsnslon „Telemach" mußte dazu dienen, die odysseische Welt in den
Knaben lebendig zu machen. Kronprinz Wilhelm horchte hoch auf bei allem
Anekdotischen. Er liebte „Geschichten". Die Schwärmerei seiner Seelen-

anlage trieb ihn, sich mit Inbrunst in alle Sagen und Märchen zu vertiefen, die ihm zugänglich gemacht wurden. Solches nahm er fast gierig auf. Was die Bibel an menschlichen Stoffen bot, nahm ihn gewaltig ein, jedes Lese-stück, in dem ein Lebensabschnitt steckte. Dahingegen versagte sein Aufnahme-vermögen den Realien gegenüber stark. Rechnen, die Anfänge der Algebra und Geometrie, Geographie — das alles wollte ihm nur sehr schwer in den Kopf. Diese Anlage, die allerdings eine nicht geringe Sprachbegabung in etwas wieder ausglich, teilte der Prinz mit dem Generalssohn von Specht, der auch ein Träumer war und in dieser Gleichgeartung sich enger an den seelenverwandten Kronprinzen anschloß.

Die drei anderen Iunkersprossen waren robusterer Natur, ohne Neigung zu Empfindsamkeiten, keine irgend hervorstechenden Talente aufweisend, sehr gesund, sehr lustig, mit Neigungen zu Knabenroheiten, sehr faul nud nur geneigt, das Allernotwendigste an Arbeit zu verrichten. Ihnen allen weit voraus schritt Alfred von Ingelheim. Sein tiefstes Wesen war der Ernst, mit dem er jedem Wissensstoff gegenübertrat. Es war ein Lerndurst in ihm, der schwer zu stillen war, und Dr. Geßner hatte diesem Zöglinge gegen-über stets nur zu bremsen. Ihn mußte man geradezu vor den Gefahren der Überarbeitung schützen, ihm abends um elf das Licht abschneiden und ihn ins Bett beordern. Die Rolle des Musterknaben ist ja nie dankbar, und sie brachte Alfred von selten der übrigen Iungen mit Einschluß des Kronprinzen keinerlei Sympathien ein. Kam dazu, daß die Gesondertheit seines Gym-nasialbesuches ohnehin einen Keil zwischen ihn und die jüngeren Knaben trieb, so daß Alfred in Nirental vor allem auf Dr. Geßner sich angewiesen sah, der sich ihm freilich sehr eng anschloß. Alfred von Ingelheim kam Tag für Tag mit wissenschaftlichen Fragen aufschlußbittend zu dem Erzieher, dem es eine besondere Lust war, die gewaltige geistige Anlage, die in dem Knaben reifte, zu fördern und zu führen. Dr. Geßner tat das mit um so größerem Eifer, als man es Alfred nahegelegt hatte, auf dem Gymnasium des Städtchens Erbheim, dessen Schüler er war, keinerlei engere Freundschaft mit den Kame-raden zu schließen. Es war sehr natürlich, daß die Schüler sich neugierig dem Prinzengefährten aus Nirental anzuschließen suchten, der täglich im Auto-mobil mit dem königlichen Chauffeur zur Schule kam. Aber man wollte es bei Hofe vermieden sehen, daß die kleinstädtischen Gymnasiasten zu Genaues und zu Intimes aus dem Prinzenkonvikt erfuhren, und deshalb hatte man Alfred von Ingelheim auf ein stark reserviertes Verhalten seinen Mitschülern gegenüber verpflichtet. Dieses Gebot erfüllte Alfred auf das gewissenhafteste, wenngleich es ihm wirklich Pein bereitete. Denn er kam in den Ruf des Hochmuts und der Verachtung des bürgerlichen Elements und sah sich zudem außerstande, manche Knabenfreundschaft zu erwerben, die ihn sonst wohl gelockt hätte. Denn es waren einige liebe und tüchtige Iungen am Erb-

heimer Gymnasium, mit denen freundschaftlich zu Verkehren es sich schon verlohnt hätte. So schien die Isolierung Alfreds von Ingelheim frühes Schicksal zu bedeuten. Auf dem Gymnasium isoliert, im Konvikte nicht minder. Die Altersgenossen hier wie dort für ihn nicht erreichbar. Auf der Schule als Folge einer höfischen Vorschrift, im Nirentaler Schloß in Konsequenz der zwei Iahre, um die Alfred älter war, als die übrigen Knaben, zwei Iahre, aus denen seine große geistige Reife, seine außerordentliche Begabung, sowie sein elementarer Fleiß einen noch viel größeren Abstand gemacht hatten. Den König enttäuschte diese Entwickelung. Sein Wunsch, dem Sohne und Thronfolger das wertvolle Geschenk der innigen Knaben- und Iugendfreundschaft mit diesem Hoffnungsvollen und Hochbegabten zu machen, blieb unerfüllt, und keine persönliche Vermittelung des Königs, die Knaben einander nahe zu bringen, hatte Erfolg. Iene andere Freundschaft des Kronprinzen dagegen, die dieser mit dem ebenso träumerisch romantisch wie weltfremd angelegten von Specht geschlossen hatte, war dem Könige durchaus unerwünscht, weil er es ungleich lieber gesehen hätte, wenn ein tüchtigeres, begabteres und den Realitäten ernster zugeneigtes Naturell, wie Ingelheim, des Thronfolgers Intimus geworden wäre. Der König erwog sorgenvoll, ob es nicht geraten erschiene, den jungen von Specht aus dem Konvikte zu entfernen, doch dünkte beiden Männern diese Maßregel zu hart. Man sollte doch nicht allzu kühn Schicksal spielen, denn die Entwickelungen erwiesen sich ja doch stärker als alle Pläne voraussorgender Berechnung. Dieses Bedenken hinderte vorerst noch einen zweiten Eingriff, der den König und seinen Freund eine kurze Zeit hindurch beschäftigt hatte. Der innige Anschluß, der leider zwischen dem Kronprinzen Wilhelm und Alfred nicht zur Tatsache geworden war, hatte vielmehr des Königs Pflegebefohlenen Alfred mit der Prinzessin Luise um so fester verbunden. Sie standen in regem brieflichen Verkehr, auf den zuerst die sorgsame, pflichtgetreue, nur allzu korrekte Frau von Fredell Sr. Majestät Aufmerksamkeit gelenkt hatte. König und Leibarzt fanden zuerst auch, es sei wohl am besten, die Kinder zu ersuchen, von diesem Briefwechsel abzustehn. Es sollte zwischen diesen beiden langsam Heranwachsenden keine zu enge Gemeinschaft angesponnen werden, denn beiden war ja doch vorbestimmt, sehr verschiedene Lebenswege zu gehen. Man war anfänglich um so eher geneigt, diesen Briefwechsel der Kinder zu untersagen, als man den Eindruck gewann, er hätte eine Entfremdung der beiden königlichen Geschwister zur Folge, denn sie schrieben einander sehr selten. Alfred von Ingelheim sollte nicht den brüderlichen Platz neben der kleinen Prinzessin einnehmen, der einem Höheren gebührte. Als aber dann Prinzessin Luise ihrem königlichen Vater die Briefe ihres jungen Freundes aus Nirental auf des Vaters Wunsch vorlegte, fand dieser, daß hier auch nicht die geringsten Bedenken ein Verbot erforderten. Alfreds Briefe waren voller gedanklicher Anregungen. Sie enthielten allerlei

Antworten auf mehr oder minder naive Fragen des Prinzeßchens, die von dem tiefen Ernste des Befragten sachlich klare und wundervoll reife Unterweisungen darstellten. Es sprach aus diesen Knabenbriefen eine geradezu stürmische Dankbarkeit und Verehrung für den König, für Dr. Geßner und alle anderen Lehrer Alfreds, eine rührende Anhänglichkeit an die Prinzessin, die im Ausdruck so taktvoll, ehrlich und stolz dabei war, daß man sehr rauh hätte verfahren müssen, in diese schönen Beziehungen mit einem Verbote einzugreifen. Auch die Vereinsamung Alfreds, die unbewußt aus diesen Briefen sprach, rührte den König und seinen Freund so, daß sie dem Iungen diese einzige Beziehung zu einem gleichaltrigen Wesen nicht hätten nehmen mögen. Die drohende Gefahr eines so innigen Anschlusses der beiden Kinder, die in den nun beginnenden Entwickelungsjahren aus der Freundschaft etwa eine notwendig unglückliche Zuneigung hätte erwachsen lassen können, redete man sich aus. Die Prinzessin war heute elf Iahre alt und würde im achtzehnten vermählt werden, zu einem Zeitpunkte, an dem Ingelheim etwa an einer ausländischen Universität die ersten Studien würde treiben müssen. Man sah da wohl Gespenster. Immerhin wirkten diese Bedenken dennoch soweit, daß weder die Prinzessin trotz ihrer dringenden Bitten den König auf seinen Besuchen nach Nirental begleiten durfte, noch auch Alfred den Kronprinzen, wenn er jetzt regelmäßig zu den Ferien heimreiste. Alfred begriff dieses Fernhalten nicht. War doch der König, so oft er nach Nirental kam, ihm so gnädig wie stets. Dr. Geßner suchte dem Knaben klar zu machen, es läge nichts in diesem Fernhalten, als die Rücksicht auf Alfreds Studien, denen er auch in den Ferien nicht sollte entzogen werden. Des Königs große und echt väterliche Fürsorge tat sich dann darin noch besonders lund, daß er, während zur Sommerszeit der Kronprinz und die übrigen Konviktszöglinge in ihre Familien heimkehrten, den Di-. Geßner mit Alfred in diesem besonders zuträgliche Bäder schickte, von deren Einwirkung eine Stärkung des geschwächten Beines des Knaben zu erhoffen stand. Alfreds Besuche in der Hauptstadt waren seit drei Iahren auf die Weihnachts- und Neujahrswoche beschränkt worden, in deren Verlauf er zwar seine alten Räume im Schlosse wieder bezog und wie früher an der Familientafel regelmäßig teilnahm, aber bei den Ausfahrten saß er nicht mehr mit den königlichen Kindern im Wagen, er fuhr jetzt mit Dr. Geßner, der gleichfalls Weihnachtsgast im Schlosse war. Die Prinzessin Luise, die nun schon seit zwei Iahren keine regelmäßigen Briefe an ihn mehr richten durfte (Frau von Fredell hatte es durchgesetzt), sondern nur einmal zu Alfreds Geburtstag nach Nirental schrieb, die Prinzessin sah Alfred niemals mehr ohne Zeugen. Sie kam ihm Iahr für Iahr wie er selbst ansehnlich gewachsen, mit der gleichen alten Herzlichkeit entgegen, aber in ihren klagenden Augen lag die Trauer darüber, daß man ihr den Iugendgespielen und Freund so unerbittlich fernhielt. Frau von

Fredell war sofort hinter ihr, wann immer die Prinzessin mit Alfred ins
Gespräch kam. Diese stete Überwachung machte die Kinder unsicher — auch
in ihren gegenseitigen Empfindungen, in denen sie selbst keinerlei Unrecht
finden konnten, und die doch der erwachsenen Umgebung so schwere Bedenken
zu erwecken schienen. Die Kinder erduldeten diese Trennung widerwilliger,
als irgendeine der anderen zahlreichen Einengungen, welche die Gesetze der
Hofgesellschaft über die ihr Zugehörigen verhängte.
All diese Umstände wirkten auf Alfreds von Ingelheim reifende und
wachsende Seele in eigener und sehr sonderlicher Art. Ein Zug von Einsam-
keit war ihr Wesentlichstes geworden, ein Gefühl der Vereinsamung und schmerz-
licher Losgelöstheit. Für den König empfand der Knabe mit dem ganzen
überströmenden Drange sohnlicher Dankbarkeit. Er fühlte fast körperlichen
Schmerz, wenn bei den Königsbesuchen zu Nirental er den Kronprinzen wild
in des Königs ausgebreitete Arme sich stürzen sah, während er selbst, vom
gleichen Drange getrieben, in der vorschriftsmäßigen Verbeugung verharren
und dem innigstgeliebten und verehrten Wohltäter in der Gemessenheit der
Etiketteform nahen und gegenübertreten mußte. Oft, wenn Alfred des Königs
Rechte küßte, schossen ihm Tränen ins Auge. Aber er drängte sie zurück.
Denn bei aller empfangenen Güte war doch ein Stachel in ihm, der ihn
schmerzhaft verletzte. Alfred fühlte, daß man ihn vom Hofe in geflissentlicher
Entfernung hielt — und er konnte die weit ausschauenden Gründe hierfür
nicht überblicken und erfassen. Um so tiefer schmerzte ihn die Tatsache. Er
sprach niemals mit Dr. Geßner hierüber, aber er sog das Gift einer neuerlichen
und bitteren Isolierung aus diesen Umständen. Er war daheim im Königs-
hause — und war dennoch dort ein Fremder. Dort war der Boden nicht,
in den er seine Wurzeln senken konnte, er war eben ein Heimloses Waisenkind,
nirgend wurzelständig. Das war nicht zu ändern, und in der Erkenntnis,
daß diese Gedanken- und Gefühlkreise ihn nur mit Traurigkeit erfüllten und
zur Arbeit minder gesammelt und weniger willensstark machten, beschloß er,
sich von ihnen abzuwenden. Er mied es, über diese Dinge zu grübeln, zwang
sich, seine Ausnahmeeristenz als schicksalgegeben anzusehen, und deren gesamte
Beschaffenheit alles in allem als eine dennoch unendlich glückbegünstigte zu
erkennen und zu beurteilen. Die für seinen Bildungsgang gegebenen Faktoren
waren glänzende. Wie vielen im Lande waren sie so geboten? Erraffte er
an Wissen und Können, was immer erreichbar war, so standen ihm die Wege
zu einflußreichem Wirken im ganzen Staatsgebiete offen, hierfür bürgte ihm
sowohl der eigene Name, Herkunft, Geschlecht, wie auch die Beziehungen
zum Königshause, wie sie jetzt waren. Und das war Glückes genug. Ietzt
war es an ihm, diese Umstände zur möglichst harmonischen Ausbildung all
seiner Gaben zu nützen, und ein Mann zu werden, der in außergewöhnlichen
Leistungen dem Lande das wiedererstatten konnte, was er an Wohlwollen,

Förderung und Fürsorge aus den Händen des Königs so überreich empfangen
hatte. Und nun spannte er seinen Willen zu immer nachdrücklicherer Leistung,
jetzt rang er sich Arbeitsergebnisse ab, die Lehrer und Mitschüler in Erstaunen
setzten. Aus seinem blassen Knabengesicht war in diesen Iahren der Zug
des Leidens geschwunden. Er war einem Ausdruck gespanntester Willenskraft
gewichen, der in dem festen Blick der blauen Augen sich kundtat, die stets
wie auf ein Ziel gerichtet blickten. Um diesen schmallippigen Mund bildeten
sich Züge eisernen Wollens, die diesem Knabengesicht eine Frühreife gaben,
wie sie bei körperlich Benachteiligten manchmal gefunden wird . . .
Dr. Geßner brachte jetzt öfter das Gespräch auf Alfreds Berufswahl.
Es dünkte ihn notwendig, die Ziele dieser hervorragenden Begabung beizeiten
zu erkennen, und deren Richtung bestimmt zu sehen. Auf direkte Fragen,
was er zu werden gedenke, hatte Alfred so geantwortet: „Meine Vorfahren
waren zumeist Soldaten und Seeleute. Vom Frontdienst schließt mich mein
Körpergebrechen aus. Ich werde Philologe oder Iurist werden, um in irgend
einem Fache, als Lehrer oder Beamter dem Staate dienstbar zu sein." Dr.
Geßner wunderte sich und sprach das auch aus, daß Alfred, der nun im vier-
zehnten Jahre stand und bereits Obersekundaner war, noch keinerlei bestimmte
Wünsche für die Berufswahl fühle. Ein Philologe, das wisse er aus Erfahrung,
werde geboren und verspüre seine Bestimmung sehr früh. Alfred dachte
hierüber tief nach und empfand es als einen neuen, bisher nicht erkannten
Mangel seiner Anlagen, daß er noch keinen bestimmten Beruf in sich fühle.
Das bereitete ihm scharfe Gewissensqualen und ließ ihm Zweifel darüber
erstehen, ob er denn überhaupt eine Sendung im Leben zu erfüllen haben,
ob er zu einer großen Aufgabe berufen sein könne, wenn er sie heut noch
nicht erkannt habe. Er litt bei diesem Suchen und vermochte sich dennoch
nicht über diese wichtige Frage klar zu werden.
Von Martin Luther erzählt man, daß ein Blitz, der neben ihm in die
Erde fuhr, ihn, den jungen Iuristen ins Kloster und in die theologische Lauf-
bahn trieb. Ein Erlebnis von ähnlicher Unvermitteltheit begab sich in Alfreds
von Ingelheim jungem Schülerleben. Es war an einem hellen Maimorgen,
als er, wie er es liebte, in gemächlicher Fahrt seinen Schulweg im Auto
durch die ergrünenden Fluren hin nach Erbheim zurücklegte. Da sah er auf
der linken Seite des Weges, in der Nähe des Schaakeflusses, einen Auflauf.
Geschrei ertönte, und die Menschen, die vereinzelt rings auf den Feldern
bei der Arbeit gewesen, strömten aus allen Richtungen herzu. Auch der Helm
des Gendarmen blitzte schon über die Köpfe weg vom Wasser her in der
Frühsonne herüber. Alfred ließ halten, stieg aus und ging die wenigen Schritte
zum weidenumkränzten Flußufer hinüber, über dem die Lerchen in märchen-
blauen Höhen jubilierten.
„Mörderin! Mörderin! Kindesmörderin!" schrien die Bauern, die Fäuste

in wilder Empörung gegen ein junges Weib schwingend, das soeben aus tiefer Ohnmacht erwachend, triefend naß, mit gelöstem schwarzem Haar am Ufer lag und von des Gendarmen roher Faust jetzt vom Boden emporgerissen wurde.
Hart neben dem Ufer lag die Leiche eines etwa zweijährigen Mädchens, gleichfalls von Wasser triefend.
Nie in seinem ganzen ferneren Leben hat Alfred von Ingelheim jemals wieder einen erschütternderen Ausdruck von Verzweiflung fürder gesehen, wie in den todblassen Zügen der verhärmten jungen Mutter, die der Polizist soeben mit rohen Püffen aufrichtete. In diesen verängstigt umherschweifenden, wie nach einem Ausweg, einem Verstecke suchenden dunklen Augen lag ein so hilfloses Erstaunen, eine so bodenlose Verwunderung, ein so von dem Geschehenen überwältigtes Erstarren, daß die Frau einem Wesen glich, das aus tiefster Geistesnacht plötzlich zu sich kommt und über die Grauenhaftigkeit dessen, das es nun sah und erlebte, in Wahnsinn zu fallen schien. Sie schwankte wie von Kopfschlägen betäubt und drohte, während ihr haltloses Haupt matt in den Rücken sank, hintenüber zu Mrzen, indes der Gendarm sie fester packte und mit roher Soldatenstimme barsch anfuhr. „Na nu los! Vorwärts! Und keine Geschichten gemacht!"
Er zog ein Paar Handfesseln aus der Tasche, während die wütenden Bauern von neuem mit Verwünschungen auf die Frau eindrangen. „Totschlagen! Totschlagen das Luder! Mörderin! Bestie! Kindesmörderin!"
Alfred drängte sich, zitternd vor Aufregung, an den Gendarmen, der den vornehmen Schüler vom Sehen kannte und militärisch grüßte. Die entsetzte Frage in Alfreds Augen beantwortete der Beamte in hastigem Diensteifer. „Sie hat ihr Kind ertränkt! Eine Kindesmörderin, Herr Baron."
„Schlagt sie tot! Schlagt sie tot! Ins Wasser mit ihr!" brüllte die Menge in toller Nut.
„Herr Gendarm," stotterte Alfred, „die Frau ist ja doch selbst im Wasser gewesen!" . ,
„Wir haben sie rausgeholt! Wollte sich ertränken! Sich und das Kind! Das Kind lag unter ihr! Schlagt sie tot! Schlagt tot das Luder!"
„Sie hat sich doch — also also — auch — selbst — umbringen wollen" —
„Zu Befehl, Herr Baron — das scheint so ..."
„Nun also — dann — dann ist sie ja doch keine — keine gemeine Mörderin, sie wollte doch — wollte doch selbst selber auch sterben nicht wahr?"
Ein Blick auf die ohnmächtig umsinkende Frau schnürte Alfred die Kehle zu, er konnte nicht weiterreden. Tränen schossen ihm aus den Augen.
„Zu Befehl — scheint so scheint so . . . Ietzt aber in die Stadt mit der Weibsperson! Gleich auf Nummer Sicher — Anzeige erstatten, Meldung machen, vorwärts los!" . . , >' .

„Laufen kann doch die arme Frau nicht ist ja ist ja doch
halbtot" ...
„Zu Befehl — werd' ihr — werd' ihr schon Beine machen", sagte der
Gendarm, kniete auf die Erde und fesselte die Ohnmächtige, die mit geschlossenen
Augen lag und mühsam atmete, an den Handgelenken. Alfred drängte sich zu
dem toten Kinde, das mit offenen blauen Augen und offenem Munde dalag,
die Arme über den Rasen gebreitet, die kleinen Fäuste zusammengekrampft. Ein
Ausdruck wahnsinnigen Schreckens lag auf dem Kindergesicht, aus gepreßter Kehle
hätte Alfred aufschreien mögen, ihn packte der ganze Iammer einer Menschen-
tragödie, von der sein Knabengemüt doch nur einen winzigen Ausschnitt erst
ahnte. Aber er biß die Zähne zusammen, wandte sich mit einem Ruck, die
Bauernknechte beiseitedrängend, zu dem Gendarmen und sagte kurz und bestimmt:
„Das Kind sofort in das Auto. Wir fahren zum Arzt. Vielleicht ist Rettung.
Die Frau fährt mit. Sie auch. Ich fahre Sie dann zum Landgericht! Chauffeur!"
Er winkte diesen, der sich neugierig herzugedrängt hatte, heran und befahl ihm,
das tote Kind aufzunehmen und in den Wagen zu legen. Die plötzlich ruhig
gewordenen Zuschauer sahen mit großen Augen zu, und einige von ihnen griffen
mit an, als jetzt die noch immer regungslose Frau zum Auto getragen wurde.
Nach Alfreds Anordnung legte man sie auf den Vordersitz und deckte sie sorgsam
zu. Der Gendarm, das tote Kind auf den Knien, saß neben Alfred auf dem
Rücksitz, und nun ging es in rascher Fahrt dem Städtchen zu, das von der grausen
Kunde im Nu durcheilt, wie in ein Fieber geriet. Das Schicksal der armen Frau,
die jetzt ihr erstes Verhör bestand, war aber dieses gewesen: Seit drei Iahren
war sie mit einem Glasermeister glücklich verheiratet, einem fleißigen, nüchternen
Manne, der die Achtzehnjährige, ein zugewandertes Dienstmädchen, geliebt und
geheiratet hatte. Er bekam gute Arbeit, das Kind wurde geboren, und alles war
in schönem Geraten. Da ließ sich der Mann mit einer Kellnerin im Städtchen
ein und ging mit ihr durch, Frau und Kind blieben in Elend zurück. Die Ehe-
verlassene arbeitete, ihren Schmerz bekämpfend, fleißig auf den benachbarten
Gütern, von Tag zu Tag Nachrichten von dem Treulosen erwartend, auf dessen
reumütige Heimkehr sie um so sicherer rechnete, als sie einem zweiten Kinde in
einem Vierteljahr das Leben schenken sollte. Da kam nach endlosen Wochen eine
mit Bleistift geschriebene Karte des Pflichtvergessenen aus Südamerika. Er
schrieb, er bleibe dort und heirate die Geliebte. Da übermannte die Verzweiflung
das betrogene Weib, das für sich, für ihr geborenes und ihr ungeborenes Kind
Zuflucht im Flusse suchte . . . Diese Alltagsgeschichte griff in das Knaben-
gemüt Alfreds mit ehernem Finger ein. Sie erschütterte sein Seelenleben mit
solcher Gewalt, daß der Knabe unvermittelt in ein heftiges Nervenfieber verfiel,
das mit seinen Nachwehen ihn lange Monate zum Patienten machte. Sobald
der Kranke endlich wieder soweit gekräftigt war, daß er Teilnahme für die Außen-
welt bekundete, drang er darauf, von den ferneren Schicksalen der verlassenen

Frau zu hören. Man wollte ihm die Auskünfte vorenthalten, weil man einen Rückfall befürchtete, machte aber die Erfahrung, daß das Verweigern weiterer Aufschlüsse den Genesenden quälte und aufregte, und so entschloß sich vi Geßner, seinem noch sehr schwachen jungen Freunde Aufschluß zu geben. Das Kind war tot, die Wiederbelebungsversuche waren erfolglos geblieben. Das Geschworenengericht hatte die Frau wegen Mordes zum Tode verurteilt. Die Strafe sollte an ihr nach der Geburt des zweiten Kindes vollstreckt werden. Mildernde Umstände hatte die Geschworenenbank, fast nur aus Gutsbesitzern und Bauern des Kreises bestehend, versagt. Die Gnade des Königs war angerufen worden. Die Wirkung dieser Mitteilungen auf Alfred war grausam. Er sank blaß und stumm in die Kissen zurück und blieb einen vollen Tag mit geschlossenen Augen regungslos liegen, dann und wann ging ein Zittern durch seinen Körper. Die Beruhigungsmittel, die der Arzt reichte, bewirkten nur für Stunden ungestörten Schlaf, aus dem der Knabe in der Stille der Nacht mit Geschrei auffuhr. Schreckliche Traumphantasien mußten ihn quälen, denn die Laute, die seiner gemarterten Brust sich entrangen, klangen schauerlich, und die folgenden Tage zeigten den Leidenden in schwere Melancholien versunken. Er sprach fast nichts. Es war, als lauerten Schrecken an seinem Lager. Er verbrachte die Zeit im verfinsterten Zimmer, er duldete kein Licht, blieb jedem gütigen Zureden stumm, unbewegt von allem, was um ihn her sich begab.

Eines Nachmittags schreckte ihn die Flut des Frühlingslichts, das golden durch die geöffneten Fenster drang, aus seinem Schlafdämmer auf, und mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen nahm Alfred plötzlich des Königs langentbehrten Anblick an seinem Bette wahr. Da ging es wie ein Ruck durch seinen abgezehrten Körper. Der Kranke schnellte hoch, riß mit einem Schmerzensschrei die mageren Arme empor, umschlang des Königs Schultern, den Kopf an des Königs Brust, brach er in einen Strom befreiender Tränen aus. Dabei schluchzte er Unverständliches, aber immer deutlicher rang sich aus ihm hervor, was ihn in diesen Wochen in Banden des Verzweifelns gefangen gehalten.

„Majestät — Majestät — Majestät" — in dreifachem Anruf, wie in feierlicher Beschwörung gurgelte es aus dieser zusammengeschnürten Kehle hervor.

„König — König — Gerechtigkeit — Recht — Recht — Gott — Vater im Himmel — Unrecht! Unrecht! Richter — Gericht! König! König! Furchtbares geschieht! Ihr Name — das Recht — ein Gerichtsmord — ein Iustizverbrechen! Ich schwöre, Majestät, ein Iustizmord — der König — muß eingreifen."

Die Tränenflut erstickte alles, in klammernder Umarmung hielt Alfred, wie letzte Rettung suchend, des Königs Schultern umschlungen, bis dieser die Arme des Knaben sanft löste, den Kranken sacht auf sein Lager legte und ihm die strömenden Tränen begütigend trocknete.

„Ruhe — Ruhe — mein Sohn. Weine nicht, Alfred. Ich weiß alles, vi Geßner hat mir's erzählt. Heute abend noch lass' ich die Akten einfordern.

Ich prüfe genau. Ich versprech dir's, der armen Frau soll kein Unrecht geschehen, du hast mein Wort" ...

Da — wie von einem Zauberwort beschworen, versiegten mit eins die Tränen, dieser gemarterte, entkräftete Körper begann ruhig zu werden, langsam fing die noch eben von Fieberstürmen gepeitschte Brust zu atmen an, und mit ergreifend beruhigten, mit verklärten Zügen lag der Knabe da, ein sanftes Rot schlich in seine abgezehrten Wangen, ein rührendes Lächeln spielte um seine blutleeren Lippen, und in seine umschatteten Kinderaugen kam ein Ausdruck so seliger Freude, daß der König sich ergriffen abwandte, während er auf seiner schlaff herabhängenden Rechten den matten Kuß der trockenen Krankenlippen spürte . . .

Fortsetzung folgt.

SozialpolitischeRundschau.

Von Senatspräsidenten vi Flügge.

Es sind im letzten Winter vierzig Iahre vergangen gewesen seit dem Tage, an dem nach vielen Iahrzehnten zum ersten Male wieder ein deutscher Nationalökonom die Behauptung aufgestellt hat, seine Wissenschaft habe einen ethischen Charakter. Es war Adolf Wagner, heute der ehrwürdigste von den Altmeistern nicht nur der volkswirtschaftlichen Wissenschaft im engeren Sinne, sondern der Staatswissenschaften überhaupt. Was er damals, ein Mann von 36 Iahren, behauptete, fand keineswegs den Beifall der herrschenden Publizistik. Die öffentliche Meinung stand unter der Herrschaft der Lehren von Adam Smith und Cobden. Man freute sich, dem Vorbilde Englands folgend, alle staatliche Fürsorge im wirtschaftlichen Leben als polizeiliche Bevormundung abweisen zu dürfen, und segelte heiter auf dem scheinbar glatten Meere der von selbst wirkenden, sozialen Kräfte einher. Führende Männer im öffentlichen Leben wie Karl Braun, Faucher, Michaelis, Prince-Smith wiesen die neue Lehre mit überlegenem Lächeln ab, und H. B. Oppenheim, später ein Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, gab ihr, weil manche jüngere Professoren sich zu ihr bekannten, den Spottnamen Katheder-Sozialismus.

Aber es muß doch wohl mehr als blasse Theorie gewesen sein, was Adolf Wagner an jenem Oktober-Abend im Jahre 1871 verkündete. Denn zehn Iahre später bekannten sich Kaiser, Kanzler und Reichstag zu seinem Gedanken, indem sie mit der Arbeiterversicherungs- und Arbeiterschutzgesetzgebung den Anfang machten. Und seitdem ist das Wort wahr geworden, das Bismarck ausgesprochen, der Staatssozialismus hat sich durchgepaukt, und jahrzehntelang ist in der Gesetzgebung nicht mehr das „ob", sondern nur das „wie", nicht mehr das Prinzip, sondern das Maß, in dem das Prinzip zu erfüllen sei, streitig gewesen.

Doch es kann wohl nicht anders sein, als daß alle großen zivilisatorischen Ideen sich in einer Wellenlinie, nicht in einer Geraden durchsetzen: auf Zeiten

gewaltigen Impulses, der sie hoch empor hebt, folgen andere, in denen sie bekämpft werden und einen Teil ihrer Macht über die Geister der Menschen verlieren.
Und eine solche Zeit mag vielleicht jetzt für die Idee des Staatssozialismus gekommen sein.
Daß in der deutschen Unternehmerschaft sich stets Männer gefunden haben, die dem Eingreifen des Staates in die sozialen Verhältnisse widerstrebten, ist nur natürlich, und man wird es verstehen, daß, je selbstbewußter und energischer ein Unternehmer überhaupt ist, er desto

mehr geneigt sein mag, den Standpunkt patriarchalischen Herrentums in der Industrieverfassung zu vertreten. Auffallender aber ist es, daß sich in der letzten Zeit aus dem Kreise der Wissenschaft die Stimmen gemehrt haben, die dem Kathedersozialismus den Vorwurf der Verquickung von Wissenschaft und Ethik gemacht haben und seine Postulate als wissenschaftlich begründete nicht gelten lassen wollen. Und ebenso aufmerksam wird der Sozialpolitiker es beachten, daß neuerdings an der Arbeiterschutz- und besonders an der Arbeiterversicherungsgesetzgebung des Deutschen Reiches eine zum Teil recht abfällige Kritik geübt worden ist.

Mit den wissenschaftlichen Gegnern des Kathedersozialismus — es sind, in verschiedenem Grade, Sombart, Mar und Adolf Weber, Ehrenberg, Pohls und andere — setzt sich Professor Herkner im letzten Hefte von Schmollers Iahrbüchern auseinander, und es darf auf seine Ausführungen hier lediglich verwiesen werden. Aber auch für eine eingehende Kritik der Angriffe, die gegen die soziale Gesetzgebung und ihre Handhabung gerichtet worden ist — sie geht vor allem von meinem ehemaligen Kollegen Friedensburg und von den Professoren L. Bernhardt und v. Wiese aus — fehlt hier der Raum. Vielmehr muß ich mich darauf beschränken, diesen Kritikern folgendes entgegenzustellen.

Die Förderung der leiblichen und der geistigen Wohlfahrt derjenigen Klassen unseres Volkes, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, ist ein Gebot der sittlichen Pflicht, mag man diese Pflicht gründen auf das Gebot der christlichen Nächstenliebe oder auf einen, wie immer, philosophisch konstituierten Altruismus. Aber nicht nur das ist sie, sondern sie ist auch eine Forderung der politischen Klugheit, denn es kann eine hochstehende Arbeiterschaft nicht nur für die Volkswirtschaft eines Landes (unter sonst gleichen Umständen) Besseres leisten als eine niedrig stehende, sondern eine solche Arbeiterschaft ist es auch, die dem Staate die Massen liefern muß, mit denen er die von früher her bestehenden Fundamente seiner Ordnung gegen Angriffe von außen und innen verstärkt. Und, daß für die leibliche und geistige Wohlfahrt der Arbeiter in Deutschland nichts mehr zu tun übrig bliebe, wird

wohl kaum jemand zu behaupten wagen, er müßte sich sonst an die Wohnungsnot in unseren Großstädten erinnern lassen, die kürzlich z. V. für Berlin eine neue Beleuchtung in der über das Iahr 1911 aufgemachten Wohnungs-Enquete der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker erfahren hat, müßte sich an die Tatsachen erinnern lassen, daß in einzelnen Metallindustrien noch manche Feuerarbeiter eine Arbeitszeit von 12 Stunden haben, oder an die armseligen Lohne in der Heimindustrie. Solche und andere Tatsachen, die sich beliebig vermehren lassen, machen es gewiß, daß die Grenzen des Staatssozialismus noch nicht erreicht sind.

An dieser Überzeugung sollte man sich auch nicht irre machen lassen durch die Wahrnehmung, daß die staatssozialen Gesetze nicht alle die guten Wirkungen gehabt haben, die man von ihnen erhofft hat, und daß sie neben den erhofften auch andere Wirkungen gehabt haben mögen, die man nicht gewollt hat. Freilich, wer sich beklagt, daß auf dem Wege von den gesetzgebenden Gewalten bis zu den letzten, ausführenden Instanzen etwas von den guten Absichten dieser Gesetze verloren gehe, der beweist damit nur, daß ihm die Praris des staatlichen Lebens fremd ist. Mehr ist an der Behauptung, daß die soziale Gesetzgebung nicht durchführbar sei ohne unbequeme Eingriffe in die Freiheit des Arbeitgebers, aber zu begegnen ist diesem Einwande mit der Frage, was für die Gesamtheit, für das Staatswohl nötiger

sei, die Förderung des Wohls der arbeitenden Massen oder die Erhaltung der uneingeschränkten Freiheit der oberen Klassen. Und am schwersten würde es wiegen, wenn es richtig sein sollte, daß unsere soziale Gesetzgebung unser arbeitendes Volk „wehleidig" gemacht hätte, rentensüchtig und unfähig zu tapferer Selbsthilfe in den Nöten des Lebens. Aber abgesehen davon, daß mir dieser Vorwurf noch nicht bewiesen zu sein scheint, am wenigsten im Sinne einer größeren Wehleidigkeit der unteren Klassen im Verhältnis zu den oberen — wäre er richtig, so würde daraus nicht folgen, daß unsere ganze soziale Gesetzgebung zu verwerfen sei, sondern nur, daß ihren nachteiligen Nebenwirkungen mit aller Kraft entgegen gewirkt werden müßte. Wie das geschehen könnte, das auszuführen reicht heute hier der Raum nicht aus, doch mag noch gesagt werden, daß es dann neben anderem nötig sein würde, die Aufgaben, die sich die moderne Iugendbewegung, besonders der Verein „Iungdeutschland" gesetzt hat, zu erweitern und sie von Staats wegen, nicht nur durch freiwillige Vereinstätigkeit, zu erfüllen: die Wohltaten, die der englischen Iugend die Nähe des Meeres und die Fülle seiner Kolonien, die der Jugend anderer Länder teils Kolonien, teils weite Räume wenig oder gar nicht benutzten Bodens bescheren, müssen wir, ein Volk mit engbesiedeltem Boden und nicht im Besitz von Siedlungskolonien, von Staatswegen unserer Iugend zu beschaffen lernen, damit sie ein lebensfröhliches und standhaftes Geschlecht bleibe.

Koloniale Rundschau.

„Neu Deutschlan d."

Zu einer Zeit, in der unsere Minister der heimischen außerordentlichen Hitze entfliehen, um fern von ihrem oft recht unangenehmen Wirkungskreise sich von den Aufregungen ihrer Regierungsgeschäfte zu erholen, sitzt der Leiter unserer Kolonialverwaltung Staatssekretär vi Solf im dunklen Erdteil, in Südwestafrika, wo er selbst nach dem Rechten sehen will. Südwestafrika, die einstige Sandwüste, dann das Diamantenland genannt, ist die Kolonie, die stets dem Mutterlande die meisten Sorgen gemacht und die auch die heimischen Kolonialpolitiker am meisten beschäftigte. Angefangen bei den ebenso blutigen wie

kostspieligen Kriegen gegen die Herero
und Hottentotten bis zum Auffinden der
Diamanten, immer standSüdwestimVor-
dergrunde des Interesses. Dabei ist es
die Kolonie, die dem Mutterlande in-
folge des Krieges, der militärischen Besat-
zung und der umfangreichen Verwaltung
am meisten gekostet hat. Diese Tatsache
hindert aber nicht, daß die Einwohner
von Südwest immer wieder von neuem
gezwungen sind, an das Reich mit Bitten
um Unterstützung — sei es in Form
von Zollnachlässen, sei es in Form
von Hypothekenkredit und dergl. —
heranzutreten.
Es ist gar keine Frage, daß die
meisten Kolonisten, die s. Z. im Ver-
trauen auf die zukünftige Entwicklung
von Südwest hinauszogen und sich
dort ansiedelten, z. T. in einer keines-
wegs beneidenswerten Lage sich be-
finden. Nur wenige haben das er-
reicht, was ihnen vorschwebte, die
meisten ernteten Enttäuschung und
kommen nur schwer vorwärts. Es
hat sich eben gezeigt, daß der Klein-
siedler in Südwest — „Radieschen-
züchter" nennt ihn dort der Volks-
mund — ohne Kapital nicht reüssiert,
besonders da ihm große Absatzgelegen-
heiten fehlen. Er ist gezwungen, immer
neuen Kredit aufzunehmen, um sein
Anwesen instand zu halten, und
so sinkt er immer tiefer in Schulden,
die ihn schwer belasten. Die unver-
meidliche Folge davon ist, daß der

Rundschau
Ruf nach Grundkredit-
quellen stets von neuem ertönt.
Bis jetzt war es dem Ansiedler nicht
möglich, Geld auf sein Anwesen zu
erhalten zu einem Zinssatze, der ihm
ein gutes Auskommen sicherte. Also
mußte er Schulden zu hohen Zins-
sätzen machen, und da man damit nicht
auf die Dauer wirtschaften kann, soll
das Reich jetzt helfen.
Die Erwägungen hierüber schwebten
schon unter Solfs Vorgänger, Herrn
von Lindequist, der die Kreditfrage in
der wirtschaftlichen Kommission des
Kolonialamts beraten ließ. Der Rück-
tritt Lindequists machte die weitere
Ausführung des Gedankens einer staat-
lichen Institution zur Regelung der
Kreditfrage in Südwest einstweilen un-
möglich. Ietzt hat nun vi Solf diese
Frage wieder aufgenommen und das
Gastgeschenk, das er den Südwestern
mitbrachte, ist die Zusicherung, daß bald
staatliche Hülfe den bedrängten
Farmern winke — wenn derReichs -
tag die in Betracht kommenden Mil-
lionen, die das Reichskolonialamt hierfür
fordert, bewilligt. Denn die Millionen,
die zur Fundierung des neuen Institutes
dienen, sind sozusagen 5 lon<i3 per6u
gezahlt, und es hängt vom Reichstage
ab, ob und wieviel hierfür bewilligt
wird. Allzugroß wird die Geneigtheit
des Parlaments zu dieser Bewilligung
nicht sein, und es wird im Winter Herrn
Solf einen nicht leichten Kampf kosten,
die Mehrzahl der Reichstagsmitglieder
für sich zu gewinnen.
Sehr viele Abgeordnete stehen —
und das vielleicht nicht ganz mit Un-
recht — auf dem Standpunkte, daß
uns Südwestafrika bereits genug ge-
kostet hat und daß es bald an der Zeit
ist, daß dieses Land finanziell etwas
mehr auf eigene Füße gestellt wird.
Wenn der Reichstag überhaupt für
eine neue Zahlung von einigen Millionen
einwilligt, dann dürfte dieses sicherlich
nur unter ganz bestimmten Kautelen
für die Sicherheit des Geldes sein
und nicht in so freigebiger Weise, wie
man in Südwest es wünscht.
Überhaupt hegt man in Südwest
recht viele Wünsche, deren Erfüllung
zum Teil sehr schwer ist. Das dürfte
Herr Solf jetzt bei seiner Anwesenheit
von neuem erfahren haben. Trotzdem,
er hat — den bis jetzt bekannt ge-
wordenen Berichten zufolge — in Süd-

west recht gut abgeschnitten und einen großen Teil der Bevölkerung bei seinem gewandten Auftreten für sich gewonnen. Nicht zum mindesten verdankt er das seiner Rednergabe, die ihm auch in Südwest zustatten kam. Von neuem appellierte er an das „Neudeutschland", das Südwestafrika zu werden verspreche, und dieses Wort verfehlte seinen Widerhall im Schutzgebiete nicht. Wenn dieses Wort aber zur Wahrheit werden soll, dann muß gesorgt werden, daß es mehr ist als ein Schlagwort, dann müssen die Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonieg anzanders gestaltet werden, als es jetzt der Fall ist: jetzt sendet Südwest seine Diamanten statt nach Hanau nach Amsterdam und Antwerpen, sein Kupfer nach der Union von Nordamerika, sein Vieh nach dem Kaplande! Gewiß soll nun nicht verlangt werden, daß alle diese Produkte nach Deutschland gehen; ein solches Verlangen wäre töricht, denn die Südwester verkaufen dorthin, wo sie den höchsten Preis erzielen. Aber ein Gebiet gibt es, wo sich ein engerer Anschluß des Schutzgebietes an das Mutterland ermöglichen läßt: näher und näher rückt nämlich der Zeitpunkt, in dem Südwestafrika als Erporteur von Fleisch undVieh in Betracht kommt, beides Produkte, die Deutschland in wachsendem Maße benötigt. Trotzdem sind die Grenzen des Mutterlandes dem sUdwestafrikanischen Fleisch in derselben Weise verschlossen wie dem Auslande, dieselben Zollsätze und Einfuhrbeschränkungen lasten auf dem Fleisch

aus „Neudeutschland" wie auf Produkten aus Argentinien! Diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu bereiten, muß unbedingt Aufgabe der Kolonialverwaltung sein. Die Mauer, die dem südwestafrikanischen Fleisch den Weg nach dem Mutterlande, wo es dringend gebraucht wird, versperrt, muß unbedingt fallen, wenn ein Anschluß Deutschlands an die überseeische Ansiedlung erzielt werden soll. Wird diese Möglichkeit versäumt, dann vollzieht sich auf die Dauer ein wirtschaftlicher Anschluß von „Neudeutschland" an die südafrikanische Union.

Was das für uns heißt, das hat die Kolonialgeschichte anderer Länder uns schon bewiesen; man braucht nur an Canada zu denken, dessen wirtschaft, licher Anschluß an die Vereinigten Staaten ja eine Frage der Zeit ist.

Coloniensis.

Kirchlich-theologische Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Der neue Apostolikumstreit.

Ein lebhafter Vorgang auf der liberalen Berliner Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt ist nicht nur als Losung fur die im Herbst bevorstehenden neuen Kirchenwahlen zu begrüßen — die Debatte gewinnt durch die bedeutsame Kundgebung des neuen Berliner General-Superintendenten v. Lahusen, der auf Schleiermachers Kanzel (Dreifaltigkeitskirche) in mild-positivem Geiste wirkt, eine über den Tag hinausgreifende Kraft, zumal der Geheime Konsistorialrat Lahusen zugleich im Sinne der übrigen Generalsuperintendenten (mit besonderer Beziehung auf D. Dryander und den bereits verstorbenen I). Braun) sich aussprach. Die Liberalen fordern Parallelformulare für die Konfirmation, in denen der Zwang zur Verpflichtung der Kinder auf das sogenannte „Apostolikum" beseitigt ist. Die letzte Brandenburgische Provinzialsynode hatte in dieser Sache einen ihrer orthodoren Mehrheit angemessenen Beschluß gefaßt; der Evangelische Oberkirchenrat hält in seinem Erlaß vom 6. Iuni 1911 zwar an der Pflicht zum Apostolikum fest, betont indes in der Begründung, es handle sich keineswegs um eine Bindung an den Ausdruck, der Pfarrer übe vielmehr Recht und Pflicht, wenn er im vorangehenden Unterricht die Konfirmanden in den

Geist des evangelischen Glaubens im
Anschluß an das „Apostolikum" ein-
führe. Der Oberkirchenrat sanktio-
niert damit eine doppelte Stimmung
der Konfirmanden zum alten Credo:
eine gebundene und eine freie, je nach
der theologischen und religiösen Stellung
der konfirmierenden Pfarrer. Daher
die gründliche Abneigung unserer Ortho-
dorie gegen den Oberkirchenrat, durch
dessen konziliante, der Theologie seiner
einflußreichsten Mitglieder entsprechende
Kirchenpolitik auch der Fall Heyn
die günstige Wendung vor dem Kleinen
Spruchkollegium genommen hat. Auf
der liberalen Kreissynode Berlin-Kölln-
Stadt gerieten liberale und orthodore
Pfarrer, nach dem Vorstoß des frei-
sinnigen Realschuldirektors Pohls, heftig
aneinander; der liberale Pfarrer Stei-
niger berichtete, vor seiner Ordination
habe der pietistische Generalsuperinten-
dent Braun die Ordinanden nur auf
die evangelische Substanz des Apostoli-
kums (unter ausdrücklichem Dispens
von dessen Wortlaut) verpflichtet. Sein
Amtsbruder Augur sekundierte ihm, auch
er sei nicht auf den Wortlaut des Apo-
stolikums ordiniert worden, und der
orthodore Debatter mußte zugeben,
daß es ein evangelisches Lehrgesetz
allerdings nicht gebe — dann fuhr
er erleichtert in seinen Ausfällen (im
Namen seiner Freunde) fort: die Libe-
ralen mögen die „Wahrhaftigkeit" be«

tonen, die Orthodoren bekennen im Apostolikum die göttliche „Wahrheit". Generalsuperintendent D, Lahusen erkannte an, daß es sich bei der Frage der apostolikumfreien Parallelformulare nicht nur um die Konfirmation handle, sondern zugleich um den Gottesdienst, um die Taufe, letztlich um die Ordination. Eine vollgültige evangelische Konfirmation könne sehr wohl auch ohne Apostolikum gehalten werden, Apostolikum und evangelischer Glaube seien nicht identisch! Er würde nicht imstande sein, evangelische Theologen zu ordinieren, wenn er sie auf die einzelnen Stücke des Apostolikums verpflichten sollte, wie Iungfraugeburt, Auferstehung des Fleisches usw. Der evangelische Glaube habe in dem ehrwürdigen Bekenntnis einen unvollkommenen Ausdruck gefunden. Es sei „keine Frage" mehr, daß dieses menschliche Bekenntnis uns nicht genüge: wir wünschen, daß dieser und jener Ausdruck darin nicht stünde oder daß andere Dinge sich dort vorfänden! Beim Apostolikum handele es sich lediglich um das, was „darin evangelischer Glaube" sei, zu dem sich der Pfarrer und die Gemeinde bekennen. „Wo die Grenze ist, das bleibt eine Frage des Gewissens und der inneren Stellung des einzelnen Protestanten. Da können wir kein Gesetz aufrichten." Lahusen schloß seine kirchenpolitische Antrittsrede mit den versöhnlichen Worten, welche ihn ehren: „Im Grunde sind wir einig; wir möchten das, was das Apostolikum in sich trägt, als evangelischen Glauben immer tiefer ergreifen, aber auchdieFreiheitvonmenschlichen Formen uns allezeit bewahren." Dieser Standpunkt ist nicht nur evangelisch und protestantisch, er ist zugleich das Programm des Oberkirchenrats, das im deutlichen Widerspruch steht zu der Haltung des Brandenburgischen Konsistoriums, das über den eigenen Kirchturm in bürokratischer Verknöcherung nicht hinauszublicken vermag, D. Lahusen hat vor etlichen Iahren eine Reihe Predigten, die er in der Dreifaltigkeitskirche gehalten hat, über das „Apostolikum" veröffentlicht, nachdem er schon vorher in einem Vortrage das Dogma von der Iungfraugeburt zum Verdruß der Ausschließlichen preisgab. In jenen Apostolikumspredigten wird an

Ostern und Himmelfahrt unmißverständlich erklärt, daß es sich um den Geist handelt, daß aber der Leib zum Staube zurückkehrt und daß Fleisch und Blut Gottes Reich nicht ererben. Gewiß, Lahusens Predigtserie ist anders orientiert als die gleichfalls im Druck vorliegenden Predigten zum Credo von dem liberalen Berliner Pfarrer Nithack-Stahn an der Kaiser-Wilhelm-Kirche; der Unterschied ist kein genereller, lediglich ein Gradunterschied. Der evangelische Glaube wird hier wie dort nicht festgelegt auf die alten Glaubensformen: in stärkerer und geringerer Umwertung der kirchlichen Überlieferung schafft sich protestantische Überzeugung ihren modernen und beredten Ausdruck. Und darauf kommt's an. Es ist jedem klar, daß das Apostolikum als fester Bestandteil evangelischer Gottesdienste, der Einsegnung, der Taufe und der Ordination nach den Erklärungen des Oberkirchenrats und des D. Lahusen ein verlorener Posten ist, der nur noch aus einer letzten Furcht vor den orthodoren Lärmmachern mit leidlichem Anstand (äußerlich) eine Weile behauptet wird. Nach Lahusens öffentlichem Eingeständnis ist es „keine Frage", daß eine Verpflichtung auf die einzelnen Stücke des Apostolikums unevangelisch sei. In der Tat gibt es keinen einzigen namhaften Theologen mehr, der ohne AbzugdieSätze des Apostolikums festzuhalten vermag!

Als unsere Orthodorie im April nach mühseliger Vorbereitung und unter kläg-

licher Beteiligung die erste Tagung des „Allgemeinen Positiven Verbandes" abhielt, dessen Abkürzungszeichen: A. P. V. man als Allgemeine Positive Verlegenheit lesen muß, da wurden in der Diskussion die beiden theologischen Referenten des Kongresses, Professer Schäder-Kiel und Professor Kropatscheck-Breslau in bezug auf die sogenannten „Heilstatsachen" aus der Versammlung heraus schlimmer Ketzereien überführt; nur mit äußerster Not gelang es dem unentwegten, theologisch ahnungslosen Grafen Hohenthal, den Skandal in der eigenen Mitte der zur Tötung des Liberalismus herbeigeeilten Brüder zu verhüten und die Glaubensversammlung als Wrack in den Hafen zu ziehen. . . Das „Apostolikum" ist eben nicht mehr das Bekenntnis der evangelischen Kirche; keine theologische und kirchliche Gruppe im Gesamtbereich des Protestantismus steht noch auf diesem Boden! Bei Protestversammlungen gegen den „grundstürzenden" Liberalismus läßt man es mit kluger Regie von der „wogenden" Versammlung, die sich wie „ein Mann" erhebt, „einmütig" aufsagen — und nachher lächeln die Auguren sich verständnisvoll an, wenn sie beim Dauerschoppen sich gemütlich niederlassen und unter sich sind.

Die Kreissynode Berlin - Kölln-Stadt hat bereits vor einem Menschenalter, als Kögel noch die Macht in Händen hatte, am 5. Iuni 1877 eine Sturmsitzung in Sachen des Apostolikums erlebt, als der Kochhannsche Antrag verhandelt wurde, der das Glaubensbekenntnis aus den Gottesdiensten und allen kirchlichen Akten entfernt wissen wollte. Der liberale Prediger Rohde hielt damals eine ausgezeichnete Rede, welche der übergläubige Oberhofprediger von Hengstenberg mit den „bewegten" Worten unterbrach: „Ich kann es nicht länger mit anhören, daß unser Heiland in dieser Weise verunglimpft wird und das Heiligste unseres Glaubens mit Füßen getreten . ." In begreiflicher Erregung hat Rudolf Kögel die orthodore Position mit militärischer Bildkraft (Schloßkapelle!) zu verteidigen versucht: „Man hat dieses Banner ein mit Kugeln durchlöchertes und unleserlicher Inschrift versehenes genannt. Meine Herren! Unter diesem Banner ist noch nie eine Schlacht verloren gegangen!

Rühren Sie nicht an die Fahne des Königs aller Könige! In diesem Apostolikum steht geschrieben: Er wird kommen zu richten die Lebendigen und die Toten — sowohl die, die sein Bekenntnis abschaffen wollen, wie auch uns, die wir auf diesem Bekenntnis stehen und auf und für dasselbe zu sterben begehren."

Diese Erinnerung an ähnliche Vorgänge auf derselben Synode von 1877 ist wertvoll, weil wir die Entwicklung der Zeit daran erkennen können: im Einklang mit den andern „Oberhirten" und dem Oberhofprediger — der zugleich die geistliche Spitze des Oberkirchenrats bildet — gibt der Berliner Generalsuperintendent den dogmatischen Gehalt des Apostolikums frei und beschränkt sich auf „den evangelischen Glauben darin". Von der „Fahne des Königs aller Könige", womit damals Herr Kögel dem alten Kaiser die Niederzwingung des Liberalismus pfäffisch nahelegte, ist nicht mehr die Rede.

Im alten Berliner Dom inszenierte Kögel am Sonntag nach jener Synode eine theatralische Demonstration: er hielt selber die Liturgie, fiel beim Verlesen des Apostolikums auf die Knie und hypnotisierte die Gemeinde zu gleichem Kniefall, in „tiefer Inbrunst" bekannten sie laut miteinander die „Heilstatsachen" des Christentums. Vielleicht ist das alte Rezept noch hier und da zu gebrauchen?!

Aus Kögels Aufzeichnungen biete ich noch folgende Charakteristik: „Die Rede Rohdes brachte Lästerungen wider die jungfräuliche Geburt des Herrn. Als ich am nächsten Morgen nach der ge«

lieferten Schlacht (!) meine Kollegen in der Hindersinstraße aufsuchte, fand ich sie alle verstört (von Hengstenberg, Baur, Stöcker). Mich selbst hatte in der Frühstunde der rotblühende Kastanienbaum meines Stiftsgärtchens wunderbar getröstet: wenn Gott der Herr solchen Baum mit Blüten kleidet, wird er seine Kirche nicht ohne Schutz und Schmuck lassen. Ich schlug meinen Kollegen eine Partie nach dem Zoologischen Garten vor . . Im Zoologischen Garten (!) entwarf ich eine Abwehr, die ich tags darauf im Einverständnis mit meinen Amtsbrüdern gedruckt an den Türen des Doms verteilen ließ." Alle diese rührenden Bemühungen haben die Entwicklung nicht aufzuhalten vermocht. Die Iahre folgen einander, doch sie gleichen sich nicht. Das fälschlich sogenannte „Apostolikum" — es ist das vieldeutige Taufgebot der südgallischen Kirche seit der zweiten Hälfte des 5. Iahrhunderts! — muß und wird fallen, gestürzt durch den kirchlichen Liberalismus. Das ist die Bedeutung und die Losung der Stunde.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Ludwig Fulda, dem glücklichen Iubilar der viel berufenen „Fünfzig", ist über seine „Persönlichkeit" soviel Schönes, zum Teil Bedeutendes gesagt worden, daß dem später Kommenden zu sagen fast nichts mehr übrig bleibt. Und auch nur auf ein allenthalben übersehenes Moment möchte ich hinweisen:

Fuldas Poetenseele, zu vornehm, um geräuschvoll zu sein, zu tief, um anders als einfach zu sein, zu reich, um von anderer Besitz leihen zu müssen, hat u. a. ein Merkmal, sie lösend aus der großen Gemeinsamkeit der „Moderne": ihr lauteres Eigenverhältnis zu dem dichterischen Problem der Liebe und ihre konzentriert selbstische Kraft, den Künstler zurückzuhalten von jedem letzten Worte der Enthüllung, jeden« letzten Striche der Entfaltung bei der versuchten Lösung des Problems.

Diese glückliche Reinheit und Scheu vor der letzten Konsequenz bildnerischer Ausdrucksmittel ist bei Fulda gepaart mit jener Grazie des bauenden Wortes, wie wir beides oft und schön bei den älteren Franzosen, und hier mit besonders künstlerischem Schliff und

eindrucksicherer Prägsamkeit bei Mo-
liöre finden. Aus solcher natunnncr-
lichen Artverwandtschaft mag zunächst
Fuldas von jung an genährte Vorliebe
für Moliöre, später seine suchend ein-
dringende Vertiefung in dessen geistige
Welt, endlich — und als natürliches
Ergebnis — seine unmeßbar meister-
liche Übertragung und teilweise Um-
dichtung von Moliöres unstetblichen
Werken erwachsen sein. Und seine
Moliöre-Übertragungen i) sind auch
das unverrückbar Bleibende in Fuldas
bisherigem Schaffen! Fulda hat Mo-
liöre für die deutsche Literatur nicht
„gewonnen", denn er war in deutscher
Sprache längst gekannt; aber Fulda
hat Moliöre zur deutschen Buch-Klassi-
zität erhoben! Er hat, auch für die
deutsche Bühne, Moliöre erneuert und
ihm für unser verstehendes Genießen
Dauer gegeben! Der Fulda-Moliöre ^)
(2 Bände ausgewählte Dramen
Moliöres enthaltend) wird für immer
der deutsche Moliöre bleiben, da er
vorher an Kunstwert nicht erreicht
worden und fernerhin nicht zu über-
bieten ist. >»^

In gleichem Sinne mußte Fulda
von Rostant), dem ziselierenden
Worttunstler und zartsinnigen Poeten,
dem witzigen Kritiker und humorvollen
Ausdeuter, dem „Schelm" der fran-
zösischen Moderne sich angezogen und
aufgefordert fühlen, insbesondere seinen

„Cyrano" der deutschen Literatur und Bühne übersetzend zuzuführen. Und auch in punkto Rostand ist ein sehr merkwürdiges Moment bei Fulda allenthalben übersehen worden. Nämlich: daß Fuldas Meisterwerk „Der Talisman" — so viel früher entstanden, als Rostands „Cyrano" — daß beide, trotz der Verschiedenheit ihrer Stoffe, in deren künstlerischer Behandlung eine wahrnehmbare physiognomische An hnlichkeit aufweisen. Man lese den „Talisman" und man lese den „Cyrano", beide als Buchdichtung ^) heut unter diesem Gesichtswinkel! Daß Fulda übrigens auch einen Band vornehm-schlichter Novellen!) „Lebensfragmente" geschrieben, deren Lektüre zu den ganz intimen Literaturfreuden stiller Stunden gehört, scheint wenig bekannt zu sein. Auch auf seine, mehrere Bände füllende Lyrik^), auf diese fein ziselierten Verse, auf seine „Sinngedichte" mit ihrem scharf pointierten kritischen Witz oder Humor möchte ich hier mit Nachdruck hinweisen.

5 5»

Im Anschluß an unsere „Reise-Rundschau" der Iuli-Nummer von „Nord und Süd" beginne ich heut mit einem erlesenen Reisegenossen, mit Oskar A. H. Schmitz, dem geistvoll erziehlichen Autor des „Breviers für Weltleute "2), der uns in seinem soeben erschienenen Buche „Fahrten ins Blaue"^) zu seinen Begleitern auf ergiebigen Mittelmeerzügen macht. Wir landen an allen interessanten Stätten des Balkan, der Levante; kreuzen die Riviera di Ponente, streifen an der ganzen französischen Westküste, bis hinunter nach Spanien und den Malorka-Inseln. Aber wir sind keine oberflächlichen Küstenfahrer; wir machen wundervolle Ausflüge tief in die Länder hinein, deren Völkerschaften ihre Sitten und Bräuche, ihr Gelebtes und Gefühltes uns erschließen müssen unter des Autors scharfer Beobachtung und sicherer Schilderung, die seinem reserviert verwendeten Worte bewunderungswürdig gehorcht. In der struktiven Solidität seiner Sprachbehandlung liegt etwas von der gesunden und feinen Achtung vor der Kunst, die so garnicht mehr modern ist, die aber an die Besten einer vergangenen Epoche erquicklich erinnert.

Ich denke, zu Schmitzs Ruhm, z. B. an FritzMauthners') „Aus dem

Märchenbuch« der Wahrheit". Welch
eine unsagbar fertige, in sich geschlossene
Sprachform, die das gedanklich Tiefe,
sinnvoll Erhellte in den einfachsten
Worten geadelt ausdrückt. Und welch
ein Reichtum der betrachtenden Lebens-
Hergleichung. Ich denke weiter an
„Hermann Ifing er"von Ad olf
Wilbrandt'), dessen Vortrag soviel
erweckliche Stimmung und poetische
Schönheit zeigt, wie ihr Schöpfer selbst
später sie kaum je wieder erreicht hat.
Und diese vielverschlungenen Schicksals-
wirrnisse in der Komposition, als Hinter-
grund für das gestaltenreiche und doch
so leicht übersehbare Menschenbild, in
dessen Mitte der Sonderling-Gelehrte
sein Wesen treibt. Was ist das, rein
als Arbeit, profund und zuverlässig!
Ia, damals „arbeitete" man eben noch,
bis eine Aufgabe wirklich beendet, von
innen her logisch durchgeführt „fertig"
war. Ich denke weiter an des alten
Kügelgen^) „Erinnerungen eines
alten Mannes". Wie ist das erzählt,
geplaudert, geschildert! Wer sich zu
besinnlich stiller Erholungsstunde in dieses
Stück Iugendleben vertieft, hat einen
verläßlichen Freund, einen Berater in
der wohlbestellten Weltklugheit, dem
gefaßten Menschenverstehen des alten
Mannes gefunden. Es ist etwas darin,
das mich an das Beste und Edelste in
dem sonnigen, traulichen, weitschauen-
den „Waldschulmeister" von Peter
Rosegger') erinnert. Nur was
bei Kügelgen Kontemplation, ist bei
dem einsamen, simplen Schulmeister
goldene Herzenseinfalt.

Es ist erwogene Absicht, wenn
ich in einem Atemzug mit diesem
eine Neuerscheinung erwähne: die
„Goethe-Bibliothek", von Karl
Georg Wendriner herausge-
geben"), in der bislang 2 Bände er-
schienen sind. Band I „Goethe, aus
näherem Umgange dargestellt". Ein
nachgelassenes Werk von Iohannes
Falk, im Jahre 1824 beendet. Daß
der Band, mit Goethe-Begegnungen
und -Aussprüchen gefüllt, des Inter-
essanten viel enthält, versteht sich von
selbst. Ebenso bei dem II. Band
„Erinnerungen", — Beiträge zur
Poesie mit besonderer Hinweisung auf
Goethe — von I. P. Eckermann,
In leicht erklärlicher Gedankenver-
bindung: Goethe — Faust — Kainz,
möchte ich für besonders gesammelt-
frohe Feierstunden einer Kainz-
Hinterlassenschaft gedenken,
die dieser Tage erschienen ist: „Der
junge Kainz" Briefe an seine Eltern °).
Lauter Dokumente einer schlechthin unbe-
schreiblichen Sohnesliebe: tiefinnig,
treu-kameradschaftlich, lebenverwurzelt,
respektlos, kindisch-unartig und wieder
kindlich-demütig — alles aber so schön
menschlich und seelenverbunden, so trau-
lich-vertraut. Weiter erzählen diese
Briefe in köstlicher Naivität von dem
Beginne seiner Bühnenlaufbahn. Wor-
unter sein erstmaliges Auftreten in
der Faust-Rolle als siebzehnjähriger
Grünling bemerkenswert ist. Wie das
noch alles in dem selbstüberzeugten,
schon damals übrigens in allem Iugend-
Übermut sehr ernsten Iungen schäumt
und braust und jauchzt und rattert!
Und wie solid erzogen er spart und m»t
seinen Groschen haushält! Und wie
stets und überall wieder das Studium
gewichtig in den Vordergrund gestellt
wird. Ein liebes, freundsames Buch —
von Arthur Eloesser, dem ver-
dienten Literatur-Historiker, ^mit einer
herzwarmen, feingedachten Einleitung
versehen und mit zehn Bildern von Kainz
und seinen Eltern geschmückt. Eloes-
ser, der als intimer Freund den Menschen
Kainz verstanden hat, der als Theater-
kritik« von Beruf dem Künstler Kainz
bis in die letzten Geheimgänge seiner
Intuitionen zu folgen wußte, war wie
kaum ein anderer erlesen, das Verstehen
dieser zusammengesetzten Künstlernatur
dem Leser zu erschließen.
Ist dieses Buch in allem Frohsinn

von ernster Art, so ist ein anderes um-
gekehrt in äußerer Gemessenheit voll
heimlicher Ulkstimmung. Ich meine
Curt Kamlahs') Bekenntnisbuch
„Die Erziehung zum Lyriker durch
Otto Erich Hartleben". Der Autor
ist jener Vetter Hartlebens, der in dessen
Lore-Satiren eine so beneidenswerte
Wurschtigkeit der Pedanterie an den
Tag legt. In diesem Fahrwasser bewegt
sich das ganze, nicht grade anspruch-
berechtigte, noch weniger anspruchlose
Buch, das dennoch manchem Leser
manche Freude bereiten dürfte. Ins-
besondere in jenen trinkfest frohen
Kreisen, die dem frühverblichenen Otto
Erich nahegestanden.
Eines jener großen Talente, deren
gutgeordnete Verwaltung fast noch mehr
Freude macht, als die Begabung selbst,
ist Hans Hart'), der neuerlich
wieder mit einer „frohen Rokokogeschichte
vom Rhein", des Titels „Kupidos
Bote" Ehren gewinnen dürfte. , Hans
Hart ist heut kein Unerklärter mehr,
und man braucht nur hinzuzufügen,
daß es hier wirklich sich um eine sehr
frohlaunige Liebesabenteuer-Geschichte
handelt, die viel mehr wert ist, als bloß
eine leere Stunde mit Unterhaltung
zu füllen. Nicht so frohlaunig, aber
von gleicher Respektabilität der Be-
gabung erweisen sich einige Bände
Erzählungen vonA. deNor a^) „Sen-
sitive Novellen" und „Totentanz" —
ein Dutzend Novelletten. Von einem
eignen Geist der Frage und zugleich
der wissenden Augen spürend bewegt,
greifen die aufgeworfenen Probleme

mit ihrer versuchten Lösung und Klärung tief hinein ins Menschenleben, ins menschliche Herz und Weltbewußtsein. Wirkt de Nora zuweilen erzentrisch, so weckt der Spanier Luis Coloma') innerhalb eines handlungbewegten Carlisten- und Hochadel-Milieu warme Teilnahme mit seinem tragischen Romanstoffe „Boy", der bis ans Ende unser aufhorchendes Interesse fesselt: „Boy", eines alten Herzoghauses letzter Sproß und aller Grazien und Anmut Liebling, voll keuschen Edelsinnes, leichtfertig und unberaten wie ein Kind, wird von einer vulgären Stiefmutter aus dem reichen, edlen Hause in peinliche Ratlosigkeiten, Schulden und zu dem Ausweg der Carlisten-Umtriebe gedrängt, bei denen er sein junges Leben einbüßt. Coloma, als Autor noch von unerprobter Potenz, empfiehlt sich in diesem Buche als ein Erzähler, dem gut zuzuhören ist, der spannend zu entwickeln weiß, der folgerichtig aufbaut und seinen Gestalten pochendes Blut in die Adern gießt. Das ist, weiß Gott, nicht wenig!

Schließlich noch eine ganze Festtafel von Delikatessen: ein Buch von Peter Altenberg«), das er „Altes Neues" nennt. Nun weiß jeder, der Altenberg kennt, wie dieser die Welt seiner Umwelt in seiner Netzhaut auffängt, und was aus dem winzigsten Bildzipfelchen bei dieser Nefler-Arbeit wird. Und jeder weiß, daß all sein „Altes" für uns Empfangende immer wieder neu wird, sobald er es neu zu sehen beliebt. Und ein wirklich Neues hat sich diesmal eingeschlichen: da und dort ein verhaltenes, scheues Humörchen, das recht wehmütig wirken kann. Als fröhlicher Champagner-Nachtisch endlich einen Schüttler'), der Mann der turbulenten Wahrheiten, der einen neuen Band Lachbarkeiten unserm lieben Leser auf den Weg geben möchte — „Weib, Wahn, Wahrheit". Wer auf heiterem Wege zu beachtenswerten Denk-Ergebnissen gelangen will, der packe das Büchlein in seinen Koffer, und er wird mir danken, wie ich möchte, daß alles hier Gesagte Dank finde — vor allem Dank verdiene!

1) Verlag von I. G. Cotta, Verlin.
2) Verlag von Georg Müller, München.
3) Verlag von L. Staackmcmn, Leipzig.

4) Verlag von Morawe und Scheffelt, Berlin.
5) Verlag von S. Fischer, Berlin.
6) Verlag von Schmitz und Albartz, Düsseldorf.
7) Herderscher Verlag, Freiburg i. B.

Geisteswissenschaftliche Rundschau.

Philosophische Betrachtungen. Fragmente aus dem literarischen Nachlaß von Gustav Levinstein. 99 Seiten. 1912. Berlin. Leonhard Simion Nf.

Zu diesem Büchlein hat die Witwe des Verstorbenen ein kleines Vorwort geschrieben, in welchem sie vi Kupperberg, der die vorliegenden Fragmente bearbeitet hat, ihren Dank ausspricht und weiter sagt, daß ihr Mann lediglich aus dem „unbezwinglichen Streben nach poetischer Betätigung, nicht aber als fachmännisch gebildeter Philosoph seine Reflerionen zu Papier gebracht hat". Die beste Bestätigung für diese Charakteristik ist aber der Inhalt des Buches selbst. Von einer strengen Beurteilung fachmännischerseits kann freilich keine Rede sein. Der philosophierende Laie ist der wahre Pragmatist. In die ihm fremde Eigenwelt des philosophischen Gedankens vermag er sich nicht hineinzuleben, und wenn er eine Weltanschauung rezipiert, so beurteilt er sie stets entweder vom Standpunkt eines persönlichen Wertes, den er hochhält, oder unter dem Gesichtspunkte des praktischen Nutzens. Levinstein war aber, wie es seine Reflerionen erkennen

lassen, eine idealistisch veranlagte Persönlichkeit, und so lag ihm die erstere pragmatistische Betrachtungsweise näher. Mit der ganzen Kraft seines religiösen Empfindens kämpft er gegen streng phänomenalistische Denkrichtungen an, die das menschliche Ich und das objektive Sein entwerten und illusorisch erscheinen lassen. Das macht die vorliegenden „Philosophischen Betrachtungen" interessant. Sie sind ein schönes und lehrreiches' Beispiel dafür, daß philosophische Systeme nicht nur im Nacherleben verstanden, sondern erst dann bejaht verneint und umgedacht werden können, wenn man den Eigenwert der menschlichen Persönlichkeit und die idealen Werte der Menschheit nicht aus den Augen verliert.

Mar Schlesinger. Geschichte des Symbols. Ein Versuch. VIII und 474 Seiten. 1912. Berlin. Leonhard Simion Nf.

Mit besonderem Interesse griff ich zu diesem vom Verlag stilvoll ausgestatteten Buche. Ich wollte sehen, wie die erhabenen Geschehnisse der Natur sich im Lebensbewußtsein des Menschen, wie in einem Prisma, symbolisch gestalten und verklären und wie die Menschheit in Zeiten innerer Umwandlung und im Drange nach Selbstdarstellung die Natur zu Hilfe ruft, um ihre tiefsten Erlebnisse und geahnten kosmischen Beziehungen in Symbolen zu versinnbildlichen. Ein Stück Lebens- und Geistesgeschichte der Menschheit glaubte ich also vor mir zu haben. Allein das Buch Schlesingers, sonst eine außerordentlich fleißige Arbeit, ist rein historisch, selten kultur-, vorwiegend aber literaturgeschichtlich gehalten und erweist sich als eine gehaltvolle Literaturgeschichte des Symbols. Der Verfasser hat viele Gebiete durchwandert, den zerstreuten Stoff mit Sorgfalt und Liebe gesammelt und zu einem sprachlich, wie sachlich wohlgeformten Ganzen vereinigt, das den Leser allseitig über Ursprung (philologisch und historisch), Wesen und Bedeutung des Symbols in der Wissenschaft, Kunst und Religion belehrt. Schade nur, daß wir die Kulturpsyche, die dieses feine Gewächs menschlichen Gemütslebens speist und in verklärten Umrissen in den Symbolen ruht, nicht zu fühlen bekommen. Die gehaltvollsten Partien des Buches sind die

Kapitel über Philosophie und Symbolwissenschaft, Ästhetik und religiöse Symbolik (auffallend arm ist das Symbol in der Malerei behandelt). Die in Fülle vorgetragenen Wesensbestimmungen und Erklärungen des Symbols (häusig im Zusammenhang der Weltanschauung ihrer Autoren) sind selbst so gedankenreich, daß wir uns leicht über die, mir scheint, etwas voreingenommene skeptisch-kritische Auffassung des Verfassers hinwegsetzen können und ihm dankbar bleiben wollen für seinen als gelungen anzusehenden Versuch, der einem offenen Bedürfnis entgegenkommt.

vi M. Kupperberg.

Wirtschaftliche Rundschau.

Diejenigen deutschen Kapitalisten, die vor einigen Monaten bei der Einführung der Aktien der Naphthaproduktionsgesellschoft Gebr. Nobel an der Berliner Börse Aktien dieses größten russischen Petroleumunternehmens gekauft haben, können sich einen glänzenden Gewinn ins Hauptbuch schreiben. Im allgemeinen hat das Strohfeuer, das bei Neuemissionen künstlich von den Emissionsfirmen und ihren Agenten angefacht zu werden pflegt, keinen langen Bestand. Wenn erst das richtige Verkaufsmaterial an den Markt kommt, sinken die anfangs durch künstliche Zurückhaltung des Materials emporgetricbenen Kurse bald in sich zusammen. Bei den Naphtha-Nobel-Aktien war das aber einmal anders. Wer da am Anfang

kaufte, hat glänzend verdient, und das
Merkwürdigste bei der Sache war, daß
die deutsche Emissionsfirma, die Dis-
kontogesellschaft, durch die Kurssteigerung
und die Dividendenerhöhung, die sie
einleitete, wenn auch nur zum Teil
begründete, ebenso überrascht wurde
wie das Publikum. Das Merkwürdigste,
— weil in Paris, London und New Pork,
an den Märkten, wo sonst die großen
internationalen Petroleumwerte notiert
waren, bereits lange vor der Naphtha-
Nobel-Hausse ein veritabler Boom in
Petroleum-Aktien sich abgespielt hatte.
In New Pork waren die Shares der
Standard oil Co. von dem Moment ab,
in dem der große Rockefeller-Trust
durch das Urteil des Obersten Bundes-
gerichts in 33 immer noch recht an-
ständige Stücke zerlegt worden war,
in eine aufsteigende Bewegung geraten.
Daß die Kraft und der Zusammenhang
des Trusts durch die rein theoretische,
nur für das Auge berechnete „Auf-
lösung" nicht geschmälert wurde, konnte
nicht den Grund für diese Aufwärts-
bewegung bilden. Denn niemand hatte
ernstlich geglaubt, daß es sich um mehr
als eine Scheinauflösung handele. Schon
eher hatte die Auflösung insofern eine
stimulierende Wirkung, als man jetzt,
wo die Dezentralisation die Vorgänge
bei vielen bisher in dem großen Trust
völlig verschwundenen Tochterunter-
nehmungen ins Licht der Öffentlichkeit
gerückt hatte, erst sehen konnte, wie
reich der Trust eigentlich war. Den
Hauptgrund für die Hausse der Pe-
troleumaktien in New Pork ^jg <,^f den
anderen Aktienmärkten bildete die Stei-
gerung der Petroleumpreise, die seit
einiger Zeit eingetreten war und fast
mit einem Schlage den Preiskampf
auf den umstrittensten Absatzgebieten u. a.
auch in Deutschland beendigt hatte.
Diese Steigerung der Petroleumpreise
hatte zwei Gründe, einen positiven,
und einen n eg a ti v e n. Der positive
bestand darin, daß die Nachfrage nach
Petroleum einen starken Aufschwung
nahm, weil die Technik dazu über-
gegangen war, dieses bisher hauptsächlich
nur zu Leuchtzwecken verwendete Pro-
dukt auch in größerem Umfange für
Heizzwecke zu verwenden, nachdem es
gelungen war, leistungsfähige Petro-
leummotore zu konstruieren. Das zweite,
negative Moment, kam darin zum Aus-
druck, daß dieser erhöhte Bedarf nicht

durch eine erhöhte Produktion befriedigt werden konnte, sondern daß sich in wichtigen Petroleumproduktionsgebieten im Gegenteil eine verringerte Ergiebigkeit zeigte. Beide Momente wirkten in derselben preissteigernden Richtung zusammen, aber während das erste — positive Moment — ohne Einschränkung — als günstig für die Industrie und ihre Unternehmungen bezeichnet werden kann, muß das andere — die nachlassende Ergiebigkeit — für die davon betroffenen Unternehmungen nach einer Zeit, vielleicht durch Raubbau gesteigerter Blüte, verhängnisvoll werden. Ganz der Gefahr entrückt ist in dieser Hinsicht vielleicht nur die Standard Oil mit ihrem märchenhaften Olreichtum, für die österreichischen, russischen und die sonstigen Erdöldistrikte wird aber, je erheblicher und schneller der Petroleumverbrauch steigen, also je stärker sich das positive Moment akzentuieren wird, umso eher die Stunde kommen, wo sich für sie das negative Moment, d. h. der Mangel an Öl, empfindlich fühlbar machen wird. Man versucht, dies voraussehend, sowohl in Rußland wie in Osterreich die bisher etwas ungeregelten und unökonomischen Betriebsmethoden durch erhöhte Wirtschaftlichkeit zu erersetzen und will dies einmal durch die Zusammenfassung aller Stadien der Erdölindustrie, nämlich der Rohölproduktion, der Raffinerie und der Transportmittel, andererseits durch die Bildung möglichst großer Betriebe erreichen. Dagegen ließe sich auch garnichts einwenden, wenn nicht derartige

an sich durchaus zweckmäßige Trans-
aktionen unter dem Schutze der gegen-
wärtigen Hausse hier und da zur skrupel-
losen Agiotage und zur Erzielung fetter
Zwischengewinne ausgenutzt würden. Es
liegt so die Gefahr vor, daß die betrieb-
lichen Vorteile, die auf der einen Seite
durch die Konzentration erreicht werden
können, auf der anderen Seite durch
Überkapitalisierung zugunsten der
Gründer den Unternehmungen wieder
verloren gehen.

Das sollte der bedenken, der sich
gegenwärtig zu den hohen und hoch-
getriebenen Kursen Petroleumaktien als
Kapitalsanlage hinlegen will. Für den
Spekulanten, der nur die Bewegung
ausnutzen will, mag ja vielleicht —
ehe die Sintflut kommt — noch hier
und da eine üppige Frucht zu pflücken
sein. Er darf sich aber nicht in der
Distanz irren und muß sich hüten,
daß er nicht zu den Letzten gehört,
die bekanntlich die Hunde beißen.

Horatio.

y«r»>U««I>«« und Ih«ft«dal>»«»«: Vr»>. Dr. e»d»l« Stil» l» «nll» V lo, LutMouf« z». <2«l«ftn »m» «u«fU«>» m. «3«»>. — V««»nt»»illlch« ««dol>l«u«: Dr. sylviu» V«uck l» V«»lau. — In bl»«««lch lil« dl«
R«do«l»n »««»»»»«Ulch: D«. I. Sinnreich , Wien IX, M«I«««ass« 3 : — fü« dl« ß«n>»»«ob«: »,b««t M»hr,
Wt«n I, Dom«oN« 4. — Nll«ln>V««»«wn« fll« Un«arn: «illNch« ».». ßoftuchhandluna fi. V«n»li, Vudap»ft V.
Dorottya-utcz» 2. — Fll« d«n ?n<«N>»«nt«U «»»»»»»iMch: <I»rl««»»I« l» I«np«lh»i°V««Il». — v«l»» n»d
Diu» d«« Schl«filch«n Vuchdruck«nl ». L. Lch»»»l»«nd««, «>l8,, V«»l»u III.
Unverlangte Manuskrlpt« senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht
«llckport» belliegt.

i^V3^
HlleilliW Iil8«r3teu H»»»bille: illllollee» kxpesitiou liuöoll ll«M
Nerlin 8V.» Lr«l»u, Win ». l(n., llrezclen, DiKleläort, srilnktm-t T. /Vi..
N2mburz, I^ipliz, /Vl2zcleburz, lVl»nnl,eim, MncKen, I<ürnberz, ?r«L.
zwttzilrt, ^Vien, lüricn.
ln5«ril»n5p«l5: pro 46 mm breite leiie (Kuäoit Vlozz«'« Konn»! leilen-
mezzer l<a. 5) 70 ?t. L«!»3enc!ebll!,rN,- 6 biz 8 «!c. °/«^

^HH
Mit VÂ«nehm,Â«unÂ« der VeilÃ¼^zbuchhandlunÂ«
Voll 6 Pickaidt, NeiNn X^V, 7.

HkMnatsschch
z-ündet von Paul l»:ii>au
, < i
^
^roscssor Dr. Ludwig Stein
-kdruckerei, Kunst- und Vor^gsanstalt
^ckottlaender, A..G., Brc.lHu.
>l)i,n MÜN4-«, Budapest
? , »^»»K«'l^<>>ch<)<>ni>i
'5 l >. llch» i. t. hostuchh»»«.
36. Iahrgang. Band 142. Hest 4)6 September 1912

<^<^<. /""
V

Ecke KllOcMmMfHch
BegrÃ¼ndet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig Wien MÃ¼nchen Budapest
36. Iahrgang. Band 142. Heft 456 September 1912

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Das europaische Gleichgewicht.

Die Unkenrufe der Wühler und Schüret diesseits und jenseits des Kanals, die einen bevorstehenden Weltkrieg als einzige Lösung aus der weltpolitischen Misöre der Gegenwart künden, werden diejenigen nicht aus der Fassung bringen, die an den endgültigen S'eg unseres Kultursystems unerschütterlich glauben. Während die Vertreter der Regierungen bei allen feierlichen Anlässen und die Staatsoberhäupter bei allen offiziellen Zusammenkünften mit Nachdruck betonen, daß der einzige Zweck aller Bündnisse die Aufrechterhaltung des Friedens sei, wird es den Befürwortern internationaler Verständigung verdacht, wenn sie dieselben Forderungen wissenschaftlich formulieren, die Staatsmänner und Fürsten laut und vernehmlich genug künden. Warum soll es antinational sein, für den Frieden Europas durch die Herstellung eines Völkergleichgewichts einzutreten, wenn die Souveräne einander in Friedensbeteuerungen überbieten?

Das europäische Gleichgewicht, welches durch das offizielle Communiqus in Baltisch-Port zum ersten Male die förmliche Sanktion seitens der Dreibund-mächte erhalten hat, erweist sich als natürliche, geschichtlich notwendige Lösung aus den politischen Irrungen und Wirrungen unserer überreizsamen Zeit.

An, Beispiele der zerfallenden Reiche im Orient können wir uns geschichtlich am wirksamsten orientieren. Die Türkei, Persien und China haben ihr Gleich-gewicht verloren und taumeln rettungslos ihrem staatlichen Untergang entgegen. Die älteste Kultur der Welt, die chinesische, ist in voller Auflösung begriffen, weil ihr das Rückgrat des politischen Gleichgewichts abgeht. Große geschicht-liche Erscheinungen der Vergangenheit, wie die Völkerwanderung z. B., sind nur ein Kinderspiel gegenüber den Umwälzungen, die sich augenblicklich im fernen Osten vollziehen. Das älteste und größte Reich der Erde geht in Trümmer, und wir stehen vor völlig neuen Aufgaben. Wird China aufgeteilt? Wird es das Schicksal Persiens erleiden? Und wird das alte Europa abseits stehen und die Abwicklung dieses weltgeschichtlichen Prozesses in der Neu-ordnung Chinas den Iapanern oder Amerika überlassen? Wenn wir in Europa durch gegenseitiges Mißtrauen und kriegerische Selbstzerfleischung das Heft aus der Hand geben, dann werden die geschworenen Gegner, Amerika und

Iapan, sehr bald Verbündete. Die Konkurrenten werden nach dem Muster des amerikanischen Trust-Systems Kompagnons, um die europäische Konkurrenz endgültig aus dem Felde zu schlagen.
Wenn Europa einig ist, wenn die Entspannung zwischen den beiden großen Mächtegruppen, für die ich an dieser Stelle nach der Formel: Detente zwischen Allianz und Entente unverdrossen eintrete, Wirklichkeit geworden ist und Körper bekommen hat, dann kann im nahen oder fernen Orient ebensowenig etwas ohne oder gar gegen den Willen Europas geschehen, wie in irgend einem Erdenwinkel. Weltherrschaft unseres Kultursystems oder Kulturimperialismus, wie ich diese geschichtliche Tendenz unseres Zeitalters zubenannt habe, bedeutet die Respektierung des Willens der weißen Rasse, der offenkundig vom Gott der Geschichte das Zepter der Weltherrschaft zugewiesen ist. Der Orient hat uns die Religion gegeben. Aber wir haben Wissenschaft, Technik, Armee und Marine in einer Weise ausgebaut, daß dem Herrscherwillen unseres Kultursystems der Orient rettungslos Untertan wird, wenn und wofern wir die organisatorische Kraft aufbringen, das politische Gleichgewicht Europas dadurch endgültig herzustellen, daß die beiden großen Mächtegruppen für die nächsten Iahre, etwa bis zur nächsten Haager Konferenz, ihre gegenseitigen Reibungsflächen, die ja nirgends den Charakter von Lebensfragen angenommen haben, abschleifen, um bei der Neuregelung des Ostens ihrem gemeinsamen Machtwillen die gebührende Rachachtung zu schaffen. Schillers Klage, daß der «Poet d. h. das Volk der Dichter und Denker bei der Verteilung der Erde zu spät gekommen ist, soll uns Mahner sein, daß wir nicht auch noch den psychologischen Moment bei der Neugestaltung Asiens verpassen, da wir uns schon Afrika bis auf wenige Brocken haben entgleiten lassen. Ein europäischer Krieg würde den Sieg der östlichen Kulwr bedeuten. Iedenfalls wäre der Orient der tertiu3 ß2uäen3. Und so versteht man es denn auch, daß der Gedanke einer europäischen Konföderation im kulturpolitischen Interesse des Weltimperiums Europas nicht bloß in den Köpfen pazifistischer Schwärmer auftaucht, sondern auch in ganz nüchternen Erwägungen ernster Geschichtsforscher als unabweisliche Forderung der politischen Logik Kraft und Konsistenz gewinnt. So veröffentlicht beispielsweise der bekannte Historiker Professor vi Arthur Böthlingk soeben (bei Puttkammer und Mühlbrecht) eine feinsinnige Studie: „England und Deutschland oder der europäische Frieden", in welcher dieser namhafte Geschichtsforscher, der nichts weniger als Antimilitarist ist, vielmehr für „eine möglichst starke deutsche Seemacht" eintritt, doch zu der Schlußfolgerung gelangt, daß England sein Weltteich nicht besser zu sichern vermag, als im Einvernehmen mit dem Deutschen Reiche. Gar wenn, so fügt Prof. Böthlingk hinzu, wie bei der europäischen Situation zu erwarten steht, dies das Präludium zu einer europäischen Konföderation sein sollte?

Englands eigenstes Interesse, heißt es an anderer Stelle, erheischt ein möglichst starkes Europa, wie es nur dessen Einmütigkeit und das Einvernehmen mit ihm verbürgen können. Anstatt, wie bisher, die europäischen Mächte zu entzweien, müßte England mehr als irgend eine andere Macht darauf bedacht sein, sie zu einigen und somit der europäischen Konföderation zuzusteuern. Im Zeichen dieser können England und Deutschland nicht anders, als sich begegnen und zusammenfinden. Haben die Engländer erst einmal erkannt und erfaßt, was das Deutsche Reich in Wahrheit ist, werden sie auch zu der Überzeugung kommen, daß sie in ihrem eigensten Interesse nicht besser tun können, als ihm die Friedenshand entgegenzustrecken. Diese wird, des können sie gewiß sein, nicht zurückgewiesen werden. Was hier über das Verhältnis von England und Deutschland als Vormächte der beiden Völkergruppen Europas gesagt ist, gilt vom ganzen europäischen Staatensystem.
Unser Kulturtypus ist von drei Seiten bedroht, und deshalb ist es unabweisliche Aufgabe der Kulturpolitiker, wachsamen Auges die Gefahren zu erkennen, denen unser Kultursystem ausgesetzt ist.
Die oberste und bedeutendste Gefahr ist der Orient, obenan die „gelbe Gefahr". Gelingt es uns, den fernen Osten so zu internationalisieren, wie es einmal bereits unter der Wucht der geschichtlichen Ereignisse in China geschehen ist, so stellt das geeinigte Europa eine geschlossene Macht dar, gegen welche weder China selbst, noch Iapan oder Amerika, noch endlich ein Bündnis zwischen Iapan und Amerika ernstlich aufzukommen vermögen. Sicherlich kann vorerst von einer Paragraphierung irgend welcher Abmachungen zwischen den beiden Mächtegruppen keine Rede sein. Wohl aber ist es denkbar, daß der „gute Wille", der in den offiziellen Regierungskundgebungen von allen Seiten und in allen Tonarten verkündet wird, nicht mehr auf dem Papier steht, sondern als politische Notwendigkeit in die Herzen beider Völkergruppen einzieht und dort eine dauernde Stätte findet. Das allgemeine Mißtrauen, das heute die Völker Europas entzweit, kann und wird einem gegenseitigen Vertrauen weichen, wenn die Solidarität der europäischen Völker angesichts der Vorgänge im fernen und nahen Osten auch dem Widerstrebenden die Binsenweisheit aufnötigt, daß Einigkeit uns dem Orient gegenüber stark macht, während Zwietracht, MißHelligkeiten oder gar eine kriegerische Katastrophe in Europa uns für immer die Herrschaft über den Osten entwindet. Wir bilden aber im europäischen Gleichgewicht eine solche solidarische Einheit, weil wir unter den zwei führenden Mächtegruppen zwar verschiedene Sprachen, Nationalitäten, Konfessionen, Regierungsformen und wirtschaftliche Interessengegensätze antreffen, hingegen einen gemeinsamen okzidentalen Kulturtypus darstellen, dem der orientalische schroff gegenübersteht. Die Einheit der weißen Rasse, die zur Weltherrschaft prädestiniert ist, bedeutet eine Kultureinheit, welche die nationalen, religiösen, politischen und wirtschaftlichen Gegensätze

in einer höheren Synthesis aufhebt. Diese Kultur gilt es, durch die Wahrung und Festigung des europäischen Gleichgewichtes nach innen zu schützen und nach außen in alle Weltteile hinaus zu tragen, bis unserem Kultursystem der endgültige Sieg auf unserem Planeten zugefallen ist.

. Die zweite Gefahr, von welcher unser Kultursystem bedroht wird, ist die innere, durch die individualistische Bewegung hervorgerufene, die mit Renaissance und Reformation einsetzt und in politischen Revolutionen sich entlädt. Es ist dies der weltgeschichtliche Kampf zwischen Autorität und Anarchie, zwischen Gattung und Individuum, zwischen Allgemeininteresse und Eigeninteresse, zwischen dem Nationalstaat, der militaristisch organisiert ist und das Wohl der Gesamtheit wahrt, und der wildegoistischen Doktrin: Mir geht nichts über mich! Das Individuum ist in unserem Kultursystem entfesselt, im guten, aber auch im staatsfeindlichen Sinn. Es gibt Hooligans und Apachen hüben und drüben, diesseits und jenseits des Kanals. Bricht ein europäischer Krieg aus — und der nächste Krieg zwischen den beiden, durch Ententen und Allianzen geeinigten Völkergruppen kann nur ein panemopäischer sein — dann ist der „große Kladderadatsch" vor der Türe. Ob die Feinde der gegenwärtigen Gesellschaftsform sich in dem einen Lande Antimilitarismen, im anderen Anarchisten, im dritten Revolutionäre nennen: gleichviel! Sie alle, die subversiven Elemente unseres Kultursystemes, stehen auf der Lauer, um in dem ihnen geeignet scheinenden Momente unser Kultursystem, dessen Rückgrat das Staatstum ist, in Trümmer zu schlagen. Die Greuel der Kommune und die Guillotinenwirtschaft der Montagnarden sind geradezu Geringfügigkeiten gegenüber den Vernichtungsmitteln chemischer Art, welche den heutigen grundsätzlichen Gesellschaftsgegnern und Staatsfeinden zu Gebote stehen. Nur die Phantasie eines politischen Höllen - Breughel's vermag auszumalen, was unserem Kultursystem bevorsteht, wenn die „schwarze Bande" aller Länder in den Wirren eines europäischen Krieges über Nacht die Oberhand gewinnt. Gewiß wird diese Schreckensherrschaft so wenig von Dauer sein wie irgend eine vorangegangene, aber sie kann Menschenleben und Kultmwerte im Nu zerstören, die man in Geschlechtern nicht wieder aufzuerbauen vermag. Warum sollen wir nun unser ganzes Kultursystem auf eine Karte setzen, wenn der Einsatz unermeßlich groß ist und sich die Gewinnchancen umgekehrt proportional zu den Verlustmöglichkeiten verhalten? Das hieße Va-dan^ue mit unserem Kultursystem spielen, und dazu wild sich das mündig gewordene, seine Schicksale selbst lenkende Europa nicht verstehen! Jede der großen Kulturnationen braucht im Innern Ruhe, um die sozialen Klassengegensätze auszugleichen. Wir brauchen durch den Welthandel Arbeitsgelegenheiten für unsere Hände, soziale Gesetzgebungen zum Ausgleich der unaufhebbaren Klassengegensätze zwischen Kapital und Arbeit. Wir sind in den Kulturstaatcn daran, das soziale Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit allmählich herzu-

stellen, aber all unsere Arbeit in Iahrzehnten wird zurückgeworfen und zunichte gemacht, wenn wir in Europa das politische Gleichgewicht einbüßen. Ein unglücklicher Krieg, und die soziale Revolution mit allen ihren Schrecknissen pocht an unsere Türe. Europa braucht Ruhe nach außen, und das heißt: Friede durch Herstellung eines gesunden politischen Gleichgewichts, aber auch Ruhe im Inneren, und das heißt: Herstellung eines gesunden sozialen Gleichgewichts zwischen Kapital und Arbeit.

Die dritte Gefahr endlich, welche unser Kultursystem umlauert, während die orientalischen Völker vorerst noch von ihr verschont werden, ist der Neu-Malthusianismus, das Zweikindersystem, der ständige Bevölkerungsrückgang, der Frankreich nur deshalb am empfindlichsten trifft, weil es die älteste und feinste Kultur des Kontinents hat. Der Geburtenrückgang ist eine ständige Begleiterscheinung eines jeden kapitalistischen Wirtschaftssystems. Rom und Athen liefern genau so greifbare Belege dafür im Altertum, wie Frankreich in der Neuzeit. Frankreich ist kinderärmer, weil es kapitalkräftiger ist und dieses System schon seit zweihundert Iahren etwa durchsetzt. Die anderen Nationen mit stark entwickelter kapitalistischer Wirtschaftsform folgen Frankreich unweigerlich nach, wenn sich auch das Tempo zuungunsten Frankreichs deshalb verschiebt, weil dieses heute schon populationistisch dort angelangt ist, wo die Anderen erst nach hundert Iahren sein werden. Setzen wir den Fall, der europäische Krieg bricht heute aus irgend einem politischen Wetterwinkel aus — man stolpert bekanntlich über Apfelsinenschalen —, und ganz Europa steht unter Waffen. Gekämpft wird, das ist bei der nationalistischen Tendenz aller europäischen Staaten unzweifelhaft, bis zum letzten Blutstropfen. Lassen wir den Erfolg ganz aus dem Spiel. Was wird, vom Standpunkte des Bevölkerungsstatistikers, Hygienikers und Eugenikers gesehen, die unvermeidliche Folge eines solchen Vernichtungskrieges „bis auf's Messer" sein? Millionen und Abermillionen unserer jugendkräftigen, gesunden, tapferen, tüchtigen und zeugungskräftigen Männer bedecken als Leichen die Schlachtfelder. Gerade diejenigen Gestalten, von denen man sich im Interesse der Rassenhebung und Arterhöhung das Wertvollste für das nächste Geschlecht verspricht, verschwinden für immer ins Schattenreich. Zurück bleiben Greise, Schwächlinge, Kränklinge, Invalide, zumal ja bei der allgemeinen Wehrpflicht jeder waffenfähige Mann ins Feld muß. Die Bestausgestatteten gehen also für den Erzeugerberuf verloren, während die Schlechtausgestatteten ihn zu Hause üben. Aber auch die aus den Schlachtfeldern Heimkehrenden sind keine erwünschten Fortsetzer des Geschlechts, wenn der Nervenarzt das Wort führen darf. Die neuere Kriegstechnik, das Flugwesen, das rauchlose Pulver, wobei der Soldat alles sieht, enerviert ihn noch ganz anders als wohltätig verhüllender Pulverdampf. Nun ist unser Nervensystem, wie Ieder offenkundig gewahr wird, infolge unserer Technik, unserer Verkehrsmittel mit ihren Geräuschen, endlich und insbesondere

durch unser Industriesystem ohnehin bis zur Unerträglichkeit gereizt, ja überreizt. Treten nun noch die Kriegsgreuel mit ihren Schrecknissen und aufpeitschenden, zerrüttenden Eindrücken hinzu: welches Geschlecht von Neurasthenikern haben wir alsdann zu erwarten, das sich dann in Geschlechtern fortpflanzt?
Wir treiben mit vollem Recht Eugenik d. h. die Wissenschaft von der Erzeugung gesunder Menschentypen. Wir streben Rassenveredlung an. Wir alle sind bemüht, den Typus der weißen Rasse wie geistig, so auch körperlich durch Sport und Spiel, durch Leibesübungen und seruelle Moral zu heben. Alle diese Bestrebungen werden aber an jenen verkümmerten Sprößlingen zunichte, welche aus so beschaffenen, überreizsam gewordenen Nervensystemen hervorgehen. Wir setzen das Wohl und Wehe der weißen Rasse aufs Spiel.
Diese drei Gefahren sollte sich Ieder gegenwärtig halten, der sich von einem „frischen, fröhlichen" Krieg eine Gesundung und Wiederherstellung unseres „erschlafften, schlapp gewordenen Geschlechts" verspricht. Gewiß werden männliche Tugenden, wie Tapferkeit, Aufopferungsfähigkeit, Vaterlandsliebe, Hingebung, Heroismus durch den Krieg gezüchtet. Aber der Einsatz ist zu groß! Er ist nicht mehr und nicht weniger als unser ganzes Kultursystem. Und deshalb werden Kulturpolitiker, die aller Mystik abhold sind und nur der Logik der Tatsachen Rechnung tragen, der Festigung des europäischen Gleichgewichts das Wort reden müssen. Wir sind keine Utopisten, Schwärmer, Phantasten, sondern Soziologen, die den Tatsachen der Geschichte fest ins Auge schauen. Als Forderung der Selbsterhaltung unseres Kultursystems verlangen wir daher die Herstellung eines europäischen Gleichgewichts behufs Aufrechterhaltung des Weltfriedens. Dieses Gleichgewicht aber ist nur dann möglich und durchführbar, wenn die Ententemächte und die Drcibundmächte planmäßig und zielsicher an einer „Entspannung" zusammenarbeiten.

Staatsminister a. D. vi-. Sigurd Ibsen:
Machtpolitik und Kulturpolitik.
Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.
II. Kulturpolitik.
Freilich braucht ein Machtverhältnis nicht an und für sich verwerflich zu sein.
Es ist zum Beispiel nichts dagegen einzuwenden, daß England Ägypten unter seine Herrschaft gebracht hat, denn dadurch sind Zivilisationsmöglichkeiten verwirklicht worden, die die eingeborene Bevölkerung des Landes aus eigenem Antrieb niemals gefördert hätte. Umgekehrt ist es mit der russischen Oberhoheit über Finnland: hier sehen wir eins der im sozialen Sinne tüchtigsten Völker Europas gehemmt und gehindert durch die Staatsorgane eines andern Volkes, das in jeder sozialen Hinsicht weniger tüchtig ist, sich jedoch durch seine ungeheuren Massen Gewicht zu verschaffen weiß. Dieser innere Widerspruch ist es, der das Machtverhältnis zum Gegenstand der Kritik macht, nicht die äußerliche Tatsache der Unterdrückung.
Weil eine Unterdrückung konstatiert wird, ist es noch nicht gesagt, daß diese »er-dammenswert ist. Die Vernunft empört sich nicht darüber, daß der eine Hammer ist und der andere Amboß, wenn nur jeder zu seiner Rolle paßt. Aber das ist auch eine unerläßliche Forderung, und gerade daran nehmen wir bei so vielen Macht-verhältnissen Anstoß, daß sie Recht und Billigkeit umkehren, daß sie Menschen und Dinge an falsche Plätze stellen.
Als Tatsachen betrachtet, erzählen die Machtverhältnisse uns nur, daß ein Staat, eine Institution, eine Klasse, eine Partei oder ein Individuum ein Über-gewicht über andere desselben Schlages erlangt hat. Aber für die Berechtigung dieses Übergewichtes gewährt uns das bloße Vorhandensein dieses Machtver-hältnisses keinerlei Sicherheit. Darüber werden sich wohl die allermeisten einig sein, wie sehr sich die Geschichtsphilosophie auch bemüht hat, den Gang der Dinge im besten Licht darzustellen, und wie gern auch ein mißverstandener Darwinismus, für das soziale Leben zurechtgestutzt, uns die Vorstellung hat beibringen wollen, Macht sei Recht und der Erfolg das einzige Kriterium der Politik. Da Erfolg gleichbedeutend sein kann mit Glücksfall, muß er erst auf sein Anrecht geprüft werden, woraus folgt, daß ein Machtverhältnis nicht an sich wertbestimmend ist.
Allerdings, solange die Politik fortfährt, Kampf zu sein, wie bisher, ist es für diejenigen, die aktiv in ihren Gang eingreifen wollen, unmöglich, auf Macht-mittel zu verzichten. Sehr wohl erklärlich ist es, daß das Machthabertum in der Politik geradezu zum Prinzip erhoben ist, das findet seine Begründung sowohl in den historischen Überlieferungen, als auch in den tatsächlichen Verhältnissen, die noch immer ihre Bedeutung haben. Der politische Kampf ist ein Kampf um Eristenz-bedingungen, oft ist er schlecht und recht ein Kampf ums Brot; kein Wunder also,

daß die Machtfrage dominiert. Aber dieser Umstand darf die Erkenntnis nicht verdunkeln, daß der bestehende Zustand nicht der wünschenswerte ist, sondern nur ein mehr oder weniger notwendiges Übel, dem man nach Möglichkeit abhelfen sollte. Ohne Zweifel wäre denn auch die Politik auf einer niedrigeren Stufe stehen geblieben als die in unserem abendländischen Zivilisationskreis erreichte, wenn sie ausschließlich von Machtverhältnissen bestimmt worden wäre. Die Ent-wickelung wäre in diesem Falle mit unmerklicher Langsamkeit vor sich gegangen; denn Machtverhältnisse, es seien naturgegebene oder soziale, verändern sich selten von selbst; wir erkennen ihre Stabilität im Pflanzen- und Tierreich, wir beobachten sie auch in primitiven Menschengemeinschaften. Der Fortschritt ist nur dadurch ermöglicht worden, daß der den Machtverhältnissen innewohnenden Trägheit teil-weise eine hebende Kraft entgegengewirkt hat. Es besteht unleugbar ein politisches Kulturbewußtsein, das regelmäßig einen Vorsprung vor der politischen Praris hat, und dieses Kulturbewußtsein verursacht, worauf ich bereits hingewiesen habe, daß die reine Macht nicht mehr in unverhüllter Form aufzutreten wagt, sondern die eine oder andere Rechts-Verkleidung anlegen muß. „Die Heuchelei," sagt Larochefoucauld, „ist die der Tugend dargebrachte Huldigung des Lasters," und die politische Heuchelei macht keine Ausnahme. Trotz der Traditionen und der scheinbaren Notwendigkeiten der „Realpolitik" ist offenbar das Gefühl vorhanden, daß Machtverhältnisse nicht unser rechtes Element sind, oder daß sie zum mindesten mit einer höheren Ordnung der Dinge in Übereinstimmung gebracht werden müssen. Wodurch wird nun diese Vorstellung erweckt? Nicht die Erinnerung an ein goldenes Zeitalter, an ein verlorenes Paradies kann dem politischen Idealismus zugrunde liegen, dieser pflegt ja vielmehr Zustände anzustreben, die in der Ver> gangenheit nicht ihresgleichen haben. Die höhere Ordnung kann sich also ur-sprünglich nur in uns selbst finden, ihren Sitz nur in dem menschlichen Gehirn haben. Das politische Ideal hat, ebenso wie das des Künstlers und Erfinders, seine Quelle in einem inneren Schauen, in einer Vision davon, wie die Dinge sein sollten: die Forderung des Menschenwesens behauptet sich gegenüber der Unvollkommenheit der äußeren Tatsachen. Diese Vision ist das Vorbild und der Maßstab für unsere Beurteilung eines Gemeinwesens, und wenn der Wider-spruch zwischen den Verhältnissen, wie sie sind, und den Verhältnissen, wie sie sein müßten, von einer wachsenden Schar immer deutlicher erkannt wird, dann bereiten sich die Verbesserungen und Umwälzungen vor.

Es gibt eine sogenannte materialistische Auffassung der Geschichte, die diesen psychischen Faktor unterschätzt, indem sie alle sozialen Veränderungen auf Ver-schiebungen der Machtverhältnisse und namentlich der ökonomischen zurückführt. Der berühmteste Vertreter dieser Anschauung ist Karl Marr. Die Parallele zwischen seiner und der Darwinschen Lehre ist augenfällig. Darwin erklärt den biologischen Entwicklungsmechanismus mit dem Kampf ums Dasein, der teils

zwischen Individuen derselben Art und teils zwischen verschiedenen Arten sich ab-
spielt. Ebenso meint Marr, den sozialen Entwicklungsmechanismus in dem Gesetz
des Klassenkampfs entdeckt zu haben, in dem Kampf der Klassen um die wirt-
schaftliche Eristenz und das wirtschaftliche Übergewicht. Für ihn sind Moral,
Recht und Politik nur Ausflüsse des herrschenden wirtschaftlichen Regimes.
In dieser Lehre überwiegt die Wahrheit, doch die ganze Wahrheit gibt sie
uns nicht. Die wirtschaftliche Organisation einer Gesellschaft verleiht allerdings
auch deren juristischem und politischem System ihr Gepräge, aber alleinbestimmend
ist sie nicht immer. Es ist unbestreitbar, daß Moral, Recht und Politik Zufuhr
bekommen haben von Gebieten, die mit dem ökonomischen Regime nichts zu tun
hatten; ich möchte nur die christliche Lebensanschauung nennen und die Philosophie
des Aufklärungszeitalters. Erscheinungen wie die französische Revolution oder
die sozialisierende Bewegung unserer Tage lassen sich nicht rein mechanisch als
Folgen von veränderten Machtverhältnissen deuten. Die Machtverhältnisse haben
sich freilich verschoben, aber wenn es so gekommen ist, so ist es zu einem nicht
geringen Teil seelischen Momenten zuzuschreiben: einerseits der Kritik der beein-
trächtigten Klassen, die sie zum Angriff gereizt hat, und andererseits der Selbst-
kritik der begünstigten Klassen, die ihren Willen zum Widerstand geschwächt hat.
Kritik und Selbstkritik, das ist das große Korrektiv. Ohne dieses würden die
sozialen Machtverhältnisse fast ebenso stationär bleiben, wie die naturgegebenen
es sind, und die Geschichte würde selbst des Mindestmaßes an vernünftigem Sinn
entbehren, das wir doch hier und da in sie hineinlegen können.

Der Mensch ist ein seltsam amphibisches Wesen, zugleich erdgebunden und
emporstrebend.

Selbsterhaltung und Kampf sind Grundtriebe, die er mit anderen Orga-
nismen gemein hat, nur hat er sie im Laufe der Zeit verfeinert. Er hat den
Krieg zu einer Kunst und einer Wissenschaft gemacht, er hat ihn vergoldet mit
äußerem Glanz und mit dem Pathos der großen Gefühle. Er hat eine Gemein-
wirtschaft entwickelt und wendet ihren unendlich komplizierten Apparat dazu an,
seine Mitgeschöpfe auf die wirksamste Weise auszubeuten, sie von ihrem Platz an
der Sonne zu verdrängen, Beschlag zu legen auf Reichtum und Erwerbsquellen,
die rechtmäßig allen gehören sollten. Aber trotz allem Raffinement läßt es sich
nicht verbergen, daß die Nebenbuhlerschaft, die ökonomische wie die militärische,
zwischen Nationen, Klassen und Individuen nur das soziale Seitenstück zu dem
biologischen Prozeß ist, den man im Tierreich beobachtet. Insofern ist es schon
richtig, daß die Machtpolitik tief in der Vergangenheit und in den Voraussetzungen
des Geschlechtes wurzelt.

Aber was den Menschen zum Menschen macht, sind nicht die Impulse, die er
mit anderen Wesen teilt: es ist eine besondere Triebkraft, die über diesen Im-
pulsen steht, sie regelt und modifiziert, umschaffend und neu schaffend. Ich meine

die Triebkraft, die uns anspornt, unser Dasein und die Verhältnisse um uns in Übereinstimmung zu bringen mit einem Idealbilde, das wir in unserem Innern tragen. Bei den meisten sind die niedrigen Impulse die überwiegenden, ist die rein menschliche Triebkraft schwach und das Bild nur in matten Farben und nebelhaften Umrissen vorhanden. Aber es pflegt doch in irgend einer Form da zu sein, und es muß hinzugefügt werden, daß das Ideal, in wie verschiedenen Gestalten es sich auch offenbart, im Grunde doch überall ein und dasselbe ist. Es geht auf einen Zustand aus, der ursprünglich nicht von dieser Welt, das heißt nicht der naturgegebene ist, sondern ein Spiegelbild einer Eigentümlichkeit in der seelischen Anordnung des Menschen.

Jeder Mensch, der nicht abnorm ist, findet Gefallen an Einklang, Folgerichtigkeit und Leistungsfähigkeit, während er zurückweicht vor Mißklang, Selbstwiderspruch und Kraftvergeudung. Wir sind in der Weise geschaffen, daß wir nach einer Verhältnismäßigkeit trachten und uns dabei wohl fühlen. Die intellektuelle Freude am Nachweis eines Zusammenhanges der Dinge; das moralische Bedürfnis eines Ausgleichs zwischen Taten und Folgen, einer Proportion zwischen Verdiensten und Lebenslos; die technisch-ökonomische Befriedigung über das gegenseitige Gleichgewicht von Kraftanwendung und Nutzwirkung; der künstlerische Genuß am Reim und Rhythmus, an der Symmetrie der Formen, an der Übereinstimmung der Farben, an der Ahnung rätselhafter Harmonien, für die die Sprache keine Worte besitzt: all diese Erscheinungen haben einen gemeinsamen Ursprung.

Und insofern als auch die Politik eine Äußerung des Menschengeistes ist, kann ihr Ideal sich von dem allgemein menschlichen nicht unterscheiden. Die Politik sollte Menschenkunst in hervorragender Bedeutung sein, verstanden als die Kunst, den Menschen zu erhöhen, seine Potenz zur Aktualität zu wecken, indem sie eine Verhältnismäßigkeit zwischen den sozialen Bedingungen und den menschlichen Möglichkeiten zustande bringt. Diese Aufgabe: die Fähigkeit der Menschen zu heben, indem man ihnen eine Umwelt schüfe, so eingerichtet, daß sie ein Höchstmaß menschlicher Werte erzeugte, kann sich von verschiedenen Seiten darstellen. Sie kann als ein wissenschaftliches Problem betrachtet werden, als eine sozialtechnische Frage, sehr wohl auch als eine künstlerische Umformung des Gegebenen. Aber mit Machthabertum hat sie nichts zu schaffen, ebenso wenig wie mit Machtlosigkeit. Sie liegt in einem andern und höheren Bereich, wo die Macht ein Akzidens sein kann, aber nie das Wesentliche, möglicherweise ein Mittel, aber keineswegs das Ziel. Denn das Ziel der Idealpolitik ist nicht die Macht, sondern der Mensch.

Nur verwirren sich die Begriffe durch den Umstand, daß die Instinkte deö Naturzustandes noch einen so großen Spielraum in der politischen Praris haben. Die Realpolitiker und Soziologen sind vom Vorurteil des Tatsächlichen befangen

und lassen sich zu dem Fehlschluß verleiten, daß die Politik, da sie hauptsächlich eine Arbeit für die Erhaltung und Förderung der Macht war und noch ist, das auch notwendig für alle Zeiten weiterbleiben soll und muß. Aber auch auf dem politischen Gebiet muß das naturgegebene Element allmählich dem menschlichen weichen, so daß die Machtpolitik sich mehr und mehr zur Kulturpolitik umbildet.

Dr. A. Polly:

Mutsu-Chitos Erbe.

Trauernd umsteht das Kaiserreich im fernen Osten die Vahre seines geliebten Herrschers. Verkündet der erste Staatsakt des jungen Mikado Ioschihito seinem Volke einjährige Landestrauer, um das Andenken seines heimgegangenen Vaters äußerlich zu ehren, so weiß der Kaiser, wie jeder Kenner der japanischen Volksseele, daß die Söhne und Töchter des Inselreiches am Gelben Meer auch ohne vorgeschriebenes Zeremonial das Hinscheiden des Landesvaters in gleich tiefwurzelnder Herzenspein beklagen, wie wenn der Familie durch das eherne Naturgesetz das eigene geliebte Oberhaupt entrissen wird. Mehr noch! Der Japaner, für den Vaterlandsliebe nicht allein höchste Tugendblüte vollendeten Moralempfindens, die Summe der höchsten unter allen durch Tradition und Zucht zu erreichenden Erzichungswerte ist, sondern zugleich den Inbegriff des reifsten Religionskultes ausmacht, trägt seinem Kaiser eine wahrhaft fanatische persönliche Liebe und Ehrerbietung entgegen.

Mutsu-Chitos fast ein Halbjahrhundert währende Regierung umfaßt aber auch nicht weniger und nicht mehr als die Neugeburt, den Werdegang, die Umformung, Entwickelung und Vollendung als Staatengebilde vom bescheidensten, zerklüfteten, in Europa kaum gekannten, gewiß aber nicht beachteten insularen Gemeinwesen zur Weltgroßmacht.

Der Ruhm für die Initiative zivilisatorischer Umgestaltungsarbeit Japans gebührt allerdings Mutsu-Chitos Vater, dem Mikado Osachito, der im Jahre 1854 durch den damals mächtigsten Staatsmann Iemotschi die ersten Verträge zur Eröffnung des japanisch-amerikanischen Handels mit dem Kommodore Pery abschloß. Doch erst mit der Thronbesteigung Mutsu-Chitos im Januar 1867 begannen die gewaltigen Kämpfe für die Reform Japans gegen die Altgläubigen, die den Verkehr mit Fremden als Entheiligung des Landes nicht zulassen wollten, sowie eine Reihe gefährlicher Aufstände im Innern, die erst im Jahre 1884 endgültig und erfolgreich unterdrückt wurden.

Mutsu-Chito verlegte die Hauptstadt aus dem alten Residenzsitz Kyoto nach

Ueddo und nannte diese Niederlassung Tokio. Er gab seinem Lande gleichfalls in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Verfassung, milderte den früher bestandenen scharfen Gegensatz zwischen höheren und niederen Klassen. Er flößte seiner Regierung den ihn beseelenden ritterlichen Geist ein, den er als Ansporn zu den in der Geschichte aller Zeiten beispiellosesten kriegerischen Erfolgen formte und nutzte, die dann zur Eroberung von Formosa und Korea, zum Siege über China und Rußland führten.

Das Jahr 1871 brachte Japan die erste Eisenbahnlinie; im nächsten Jahre zwei neue Abzweigungen. Ende der 70er Jahre erfolgte die Einführung des Gregorianischen Kalenders, der Anschluß an den Neltpostverband, die Reform der Gerichtseinrichtungen, die Schaffung des Inneren- und des Kriegsministeriums, sowie die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit den Auslandsmächten mit entschiedener Annäherung an England.

Dieser kurze historische Rückblick war unerläßlich, wenn man erschöpfend und restlos die wirtschaftlichen und finanziellen, die militärischen und politischen Verhältnisse Japans würdigen will, wie sie der Thronerbe Ioschichito beim Tode des Mikado als dessen bewunderungswertes Erbe heute vorfindet. Dabei muß festgehalten werden, daß mit Japans kriegerischem Geist und mit seiner Vaterlandsliebe als höchstentwickeltem moralischen Volksschatz zugleich die ungeheuerliche finanzielle und industrielle Entwickelung unter der Regierung Mutsu-Chitos die eisernen Fundamente für den Aufschwung Japans zur heutigen Großmacht liefern. Das mag das nachstehende Bild überzeugend dartun:

Angesichts der ausschlaggebenden Bedeutung, welcher der Besitz einer erstklassigen Streitkraft zur See gegenwärtig jeder Großmacht verleiht, hat Japan in den letzten beiden Jahren, besonders in den jüngst verstrichenen Monaten, mit seinem bereits festgesetzten Schiffbau- und Bewaffnungsprogramm Änderungen vorgenommen, die wohlgeeignet sind, seine Seestreitmacht zu mustergültiger Vervollkommnung zu führen. Die für diesen Zweck festgesetzten Kredite wurden allein im Jahre 1911 um 82 223 170 Yen') erhöht, welche über einen Zeitraum von 6 Jahren zu verteilen sind. Für das Finanzjahr 1911/12 wurde überdies die Summe von 14 869 723 Jen nachbewilligt. Zu den zwei Dreadnoughts, die Japans Marine heute schon besitzt, gesellt sich noch ein dritter (gegenwärtig im Bau begriffen). Außerdem sind vier Schnellkreuzer nach dem englischen Typ Lion, zwei Estafettschiffe und zwei Torpedos mit je 700 Tons neubestellt. Mit der Fertigstellung dieser Kriegsfahrzeuge, die für Ende 1916 vorgeschrieben ist, wird die japanische Seemacht über folgende Flotte gebieten: Acht große Kreuzer (Dreadnoughts), fünf Schnellkreuzer, vier weitere Panzerkreuzer, sechs Aufklärungsschiffe, sechs große Torpedos, 56 Torpedozerstörer, eine große Zahl von Unterseeboten.

») Ein Yen -- 1 Nubel — 2 Mark 10 Pf.

Die Friedenspräsenzstärke des stehenden Heeres aller Waffengattungen ist in 19 Divisionen mit insgesamt 230 000 Mann eingeteilt, umfaßt somit nur ungefähr 2 Prozent der Bevölkerung. Die Kriegsstärke beträgt heute insgesamt 1 150 000 Mann. Nach dem vorliegenden Entwickelungsplan soll die Kriegsstärke des Heeres nach 10 Jahren auf 1 638 000 Mann erhöht werden.
Für Verbesserung der Wasserwege, um die japanischen Inseln vor den häufigen Überschwemmungen besser zu schützen, sind im Jahre 1911, verteilt auf einen 18 jährigen Zeitraum, beinahe 200 Millionen Yen bewilligt worden. Für die Errichtung von Zufuhrbahnen und für Verbesserungen bestehender Eisenbahnen sieht der Finanzplan von 1911 und den folgenden Jahren über 96 Millionen Jen vor. Für die Verkehrswege und sonstige zivilisatorische Arbeiten auf dem jüngst einverleibten koreanischen Gebiete hat die Regierung im Jahre 1911 allein rund I2V2 Millionen Jen verausgabt.
Der Staatshaushalt im Jahre 1911/12 balancierte mit einer Summe von 568 903 916 Jen. Überdies war durch die Revolutionsunruhen in China und durch die entstandene Reisteuerung, welche den Unterhalt der Truppen erschwerte, eine Nachforderung von über 5 Millionen Jen notwendig geworden. Der gesamte Haushaltbedarf für das Jahr 1912 ist aber durch die Staatseinnahmen nicht allein vollständig gedeckt, sondern diese übersteigen noch den Bedarf um 82 Millionen Yen.
Im Außenhandel machte Japan im Jahre 1911 ganz bedeutende Fortschritte. Die Ausfuhr erreichte eine Höhe von 447 Millionen Jen, die Einfuhr 513 Millionen. Die Gesamtsumme der Handelsbilanz, in bisher unerreichter Höhe, überstieg die vorjährige um 38 Millionen. Die Einfuhr im Jahre 1911, welche somit die Ausfuhr um rund 60 Millionen überstieg, umfaßte hauptsächlich Rohmaterialien für Fabrikationszwecke oder Maschinen zur Förderung der industriellen Tätigkeit japanischer Unternehmer.
Einen weiteren Beweis für den wirtschaftlichen Höhepunkt, den das japanische. Reich erzielt hat, bietet der glänzende Stand der staatlichen Eisenbahnen: Im Jahre 1911 wurden insgesamt 27 950 000 Tonnen, um 3 810 000 Tonnen mehr als im Vorjahre, mit einer Einnahme von 45 850 000 Jen befördert. — Die Zahl der Reisenden erreichte 115 Millionen, um 13 Millionen mehr als im Jahre 1910, mit 50 Millionen Jen als Einnahme. Der von den japanischen Eisenbahnen erlöste Gesamtbetrag von 95 860 000 Jen ist die höchste Einnahmeziffer seit Verstaatlichung des Eisenbahnnetzes.
Die Finanzlage der Halbinsel Korea war Jahre hindurch in äußerster Unordnung, bis nach dem japanisch-koreanischen Übereinkommen des Jahres 1904 ein japanischer Finanzmann den Weg zur Regelung bahnte. Nach Abschluß des zweiten Übereinkommens im Jahre 1907 wurde ein Generalresident als Vertreter der japanischen Regierung ernannt, mit der Obliegenheit, den Schutz und die Leitung des Landes in seine Hände zu nehmen. Das Reformwerk nahm hier-

auf einen ganz außergewöhnlichen Fortgang. Die durchgreifenden Neuerungen in dem einverleibten Korea, von welchen ein Teil bereits verwirklicht ist, haben die Verbesserung des Abgabe- und Steuerwesens, die Umgestaltung des Münzsystems, die Förderung der Einnahmequellen, den Hafenausbau, die Verbesserung der Verkehrswege, die Förderung des Ackerbaues, des Forstwesens und die Verwertung der Secprodukte, vor allem aber den Ausgleich der öffentlichen Iahreseinnahmen und Ausgaben zum Gegenstande. Seit Abschluß des Annerionsvertrages und Einsetzung eines Generalgouverneurs auf der jetzt „Chosen" benannten koreanischen Halbinsel haben Finanzen, Industrie, Verkehrswesen und Volksunterricht eine noch bedeutendere, von Jahr zu Jahr wachsende Entwickelung erfahren.

Ein weiterer Bestandteil Japans, die Insel Formosa, oder Taiwan genannt, gelangte bekanntlich als Ergebnis des japanisch-chinesischen Krieges 1894—95 in japanischen Besitz. Im folgenden Jahre ersetzte die japanische Regierung die Militärverwaltung durch eine Ziviladministration und machte sich an die Aufgabe, für den kulturellen und wirtschaftlichen Ausbau des Gebietes zu sorgen. In finanzieller Hinsicht wurde die Insel bereits im Jahre 1905—1906 von japanischer Beihilfe unabhängig. Nicht allein konnten die Verwaltungsausgaben ohne materiellen Beistand der Zentralregierung aus den Einnahmen der Taiwaner Insularregierung bestritten werden, sondern auch die für die Neuanlagen erforderlichen Summen lagen bereit, sodaß die beabsichtigten öffentlichen Anleihen fortbleiben konnten. Seitdem haben die Finanzen der Insel Formosa stets befriedigende Ergebnisse und ein ständiges Wachsen der Einnahmen gezeitigt.

Die wirtschaftliche Tätigkeit Japans auf der Insel Taiwan wird durch Einführung der staatlichen Monopole, wie Opium, Salz, Kampfer und Tabak gekennzeichnet. Ferner organisierte die japanische Regierung einen regelrechten Dampfschiffverkehr zwischen Formosa und dem eigentlichen Japan. Die Einführung einer Dampferlinie Formosa-Südchina folgte. Neben Erweiterung der Verkehrswege zur See wendete Japan seine Aufmerksamkeit der Hebung der Zuckerindustrie Formosas zu, nahm Verbesserungen in den Teeanpflanzungen und bei der Fabrikation von Papier vor. Landmessung und Grundbucheintragungen wurden durchgeführt. In den letzten Jahren arbeitete die Insularregierung an der Ausgestaltung der Wasserkraftwerke und am Bau eines Hafens in Takaw. Die im Jahre 1908 beendete Taito-Eisenbahnstrecke von 271 Meilen Länge, welche die Insel von Nord nach Süd durchquert, hat erheblich zur Entwickelung der Kampferindustrie, des Ackerbaues, der Holz- und Zuckerindustrie beigetragen.

Der Porthmouther Friedensvertrag, der den russisch-japanischen Krieg im Oktober 1905 abschloß, brachte bekanntlich den südlich des 50. Breitengrades gelegenen Teil der Insel Sachalin in japanischen Besitz. Seit 1907 wirft die japanische Regierung alljährlich eine bestimmte Summe aus, die zusammen mit den Steuer- und sonstigen Einnahmen der Insel zur Deckung der Ansiedlungs- und Verwaltungskosten dient. Die einträglichste Beschäftigung der Insular-

bewohner war seit alters her der Fischfang. Vor allem der Heringsfang. Doch werden auch Karpfen, Lachs und in den letzten Jahren sogar Krebse in großen Mengen ausgeführt. So z. B. wurden im Jahre 1911 nicht weniger als 6000 Kisten Krebskonserven abgefertigt, wovon Amerika den größten Teil abnahm.
Die japanische Regierung ist eifrig bemüht, Maßnahmen zur Förderung und Verbesserung des Fischereigewerbes durchzuführen. Die angestellten Bodenforschungen haben ergeben, daß weite Landstrecken von Sachalin für Ackerbau und Viehzucht geeignet sind. Seit 1906 hat die japanische Regierung dafür Sorge getragen, daß die Ansiedlung auf diesen Landstrecken nach Kräften gefördert und begünstigt wurde. Dank dem gewährten Schutze, der Überlassung von Haustieren und Aussaat an die Kolonisten waren Ende 1911 nicht weniger als 1737 Familien auf einer Landstrecke von 2347 Cho*) erfolgreich im Ackerbau tätig. Insgesamt sind nicht weniger als 130 000 Cho auf dem japanischen Teile der Insel kulturfähig. Die Haupterzeugnisse sind gegenwärtig Weizen, Hafer, Gerste, Roggen, Raps, Kartoffeln und Gemüse. Landwirtschaft wird stärker betrieben als Viehzucht. Der Mineralreichtum der Insel Sachalin besteht hauptsächlich aus Kohle; ferner aus Flußgold und aus Eisen. Im Jahre 1907 wurden an der Westküste auch reiche Naphthafundorte entdeckt. An Wäldern ist Sachalin dem übrigen Japan weit überlegen. Auf einer Fläche von nicht weniger als 2 144 462 Cho ziehen sich reiche Blätter- und Nadelwaldstrecken hin, elne neue Quelle bedeutenden Reichtums.
Die im südlichsten Teile der Liautungshalbinsel gelegene Provinz Kwan - tung, deren Areal mitsamt den benachbarten Inseln 219 Quadr.-Ri (1 Ri ungefähr 4 Kilometer) beträgt, besaß Anfang 1912 eine Gesamtbevölkerung von 488 089 Personen, darunter etwa 41000 Japaner und 447 000 Chinesen. Die Ausgaben der Kwantungverwaltung wurden seit der Besetzung der Provinz durch die japanischen Truppen aus dem außerordentlichen Kriegsfonds Japans bestritten. Mit der Zeit soll auch hier die örtliche Finanzgebarung von der Zentralregierung unabhängig gemacht werden. Die unter Kultur befindlichen Landflächen betrugen Ende des Jahres 80 000 Cho; hauptsächlich wurden Mais, Bohnen, Reis, Buchweizen usw. hervorgebracht. Auf industriellem Gebiete stehen die Erzeugnisse von Bohnenöl, Ölkuchen, Zement, Ziegel, Kalk und Glas an erster Stelle. Salzlagerungen nehmen weite Strecken des Gebietes ein. Auch das Fischereigewerbe wird erfolgreich betrieben. Die Gesamteinfuhr erreichte für das Jahr 1910/11 etwa 47 Millionen; die Gesamtausfuhr 42 Millionen Uen.
In Übereinstimmung mit dem Abkommen zwischen Japan und China über die Errichtung eines Marinezollamtes in Dairen (Dalny) wurde beschlossen, die ganze Provinz Kwantung zu einer freien Zone zu gestalten. Die auf dem Seewege nach Dairen gebrachten Waren unterliegen dem Einfuhrzolle nämlich nur dann, wenn

») 1 Cho — etwas weniger als 1 Hekt«.

sie die Grenze zwischen Kwantung und China durchlaufen. Die aus China stammenden Herkünfte zahlen umgekehrt Ausfuhrabgaben nur in dem Falle, wenn sie aus Dairen weiter befördert werden.

Die politischen Beziehungen des heutigen Japan zu den auswärtigen Mächten bezeichnete mir ein japanischer Staatsmann noch in einer jüngst geführten Unterhaltung als überaus einfach und klar. „Wir haben eine Allianz mit England, eine Entente mit Rußland und Frankreich, sowie eine Reihe wohlbekannter Handelsverträge mit fast allen Kulturstaaten der Welt. Wir leben mit jedermann in Frieden. Wir haben den Frieden nötig und wünschen nichts sehnlicher, als ihn uns in möglichster Dauer zu erhalten!"

Kaiser Mutsu-Chito hat seine Regierung beim Antritt vor 49 Jahren mit dem Beinamen „die glänzende" bezeichnet. Cr hat sich als Prophet erwiesen. Denn seine Thronbesteigung bedeutet das Ende der einsamen Weltabgeschiedenheit, den Beginn der neuen Geschichte, den Aufstieg zur jetzigen Größe Japans. Japan hat die Etappen seines modernen geschichtlichen Lebens in einem Zeitminimum von Jahrzehnten sieghaft durchschritten, wozu das alte Europa ebenso viele Jahrhunderte gebraucht.

Deshalb wird eine künftige Geschichtsschreibung den Vorausblick Mutsu-Chitos vor fast 50 Jahren, sein Kaisertum „das glänzende" zu taufen, willig anerkennen, wie auch den Beinamen, den die ostasiatischen Völkerschaften dem in die Ewigkeit eingegangenen Mikado Mutsu-Chito beigelegt haben: Mutsu-Chito, der japanische Peter der Große!

I. Ramsay MacDonald,
Führer der Arbeiterpartei im Parlament:
Offener Brief an den Herausgeber.

Der zugunsten eines vollen Verstehens zwischen Groß-Britannien und Deutschland in den Blättern von „Nord und Süd" mit so großer Energie und Auszeichnung geführte Kampf ist der Unterstützung eines jeden Führers der öffentlichen Meinung ohne Rücksicht auf dessen politische Stellungnahme so würdig, daß ich mich durch die Aufforderung zur Teilnahme an ihm geehrt fühle. —

Daß im Laufe ihrer ökonomischen Entwickelung Ihr Land, wie das meine, durch eine Periode der Eifersncht und des Mißtrauens gehen mußte, war unver-

weidlich. Als der europäische Frieden nach der Aufhebung der Wirkungen der künstlichen Beschneidnng und Umzeichnung der Landkarte Europas durch Napoleon und der ihm folgenden Diplomaten gekommen war, mußte Deutschland sich ausdehnen, seine natürlichen Hilfsquellen mußten zur Entwickelung ihrer Kräfte gebracht werden und eine Wiederaufrichtung nationaler Einflußsphären an den Weltmärkten mußte Platz greifen. Das ist immer eine unbequeme Erfahrung für Länder, die daran gewöhnt sind, eine unnatürliche Ausnahme-Vorzugsstellung einzunehmen, und mag von internationaler Gefahr begleitet sein. Diese Gefahr ist stark verschärft, wenn eine beider Nationen sich von dem Gedanken erfassen läßt, daß sie Macht zur Schau stellen muß, um sich sicher zu stellen. Das ist nicht allein ein Spiel, das zwei spielen können — bei dem der eine dem Spiele des anderen folgen muß, ob er will, oder nicht — sondern eines, das beide in immer größere Unsicherheit treibt und die Gefahren gerade vergrößert, gegen welche es eine Schutzwehr darstellen sollte. Große Rüstungen bilden keine Sicherung des Friedens, im Falle beide Rivalen über ungefähr gleiche Kräfte an Hilfsquellen und Stolz verfügen; sie sind nur eine Sicherheit dafür, daß der Krieg, den sie unvermeidlicherweise hervorrufen werden, im weitesten und das größte Verderben bringenden Maßstabe ausgefochten werden wird. —
Unglücklicherweise ging zur Zeit, wo die ökonomische Rivalität die politischen Beziehungen unserer Länder zu beeinflussen begann, ein Geist engen Nationalismus — eine Bastardabart nur jenes geistigen Nationalismus, der die Seele eines Volkes ist — um. Bei uns erregte er politische Gefühle von großer Torheit und fand die Hilfe weit verbreiteter Zeitungen, die in der Richtlinie geleitet werden, die Technik des Journalismus zu einer hohen Stufe der Größe, seine Ehre aber zugleich zu den niedersten Tiefen der Schande zu bringen. Zudem arbeiteten industrielle Interessen aus den niedrigsten Tendenzen mit. Es gab gewisse Industrien, die aus nationalem Mißtrauen und den es ausdrückenden Rüstungen zu gewinnen hatten. Denn es gibt keinen größeren Irrtum oder keinen, der uns mit größerer Wahrscheinlichkeit verleitet, auf die beklagenswerterweise täuschenden Sicherheiten zu bauen, als den, der annimmt, daß, weil nationalen Interessen durch Krieg nicht gedient werden könne, Kriege deshalb nichts einbringen und umsonst seien. Es gibt Interessen innerhalb einer Nation, die durch politische Maßnahmen, die eine Nation zum Bankerott führen, gewinnen. Die Gesichtspunkte dieser Interessen mögen kurzsichtige sein, indes das Motto der individuellen Industrie ist: „Hinreichend für den Tag ist sein Nutzen." —
So hat ein System zusammenarbeitender Einflüsse sowohl Deutschland wie Groß-Britannien gezwungen, sich auf gefährliche und gedankenlose politische Maßnahmen einzulassen, bis heute beide Länder ihr moralisches und materielles Wohl durch gewaltige Ausgaben, die als „Mittel zur Selbstverteidigung" bekannt sind, schädigen, und die öffentliche Meinung in beiden Ländern so mißtrauisch und erregbar geworden ist, daß der dümmste Anlaß zum Kriege führen kann. An einen

solchen Krieg, sei es in Verbindung mit seinen unmittelbaren Folgen oder seinen Nachwirkungen zu denken, ist zu schrecklich. Es würde der Selbstmord der Zivilisation sein. Was also muß von jenen, denen die europäische Zivilisation am Herzen liegt, so wie sie ist, die unsre Völker auf den Straßen der friedvollen Entwickelung voranschreiten zu sehn begehren und dem nationalen Reichtum zu gebieten wünschen, Behaglichkeit und Glück zu vergrößern getan werden? Das gute Gefühl allein ist nicht genug. Dieses muß der Anfang von allem sein, aber es ist nur ein Anfang. Die zwei Länder müssen sich einigen in einer ökonomischen Politik mit politischen Konsequenzen, in deren Ausführung der eine den andern nicht hindern solle. Welche die Punkte einer solchen Politik sein sollten, will ich nicht zu zeichnen versuchen. Unsre verantwortlichen Staats, männer müssen dies unter dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten ordnen. Es sollte indes in keiner Weise ein Bündnis für Angriffszwecke einschließen; und jene unter uns, die den Zielen und Idealen des heutigen Imperialismus abgeneigt sind, werden daran arbeiten, zu verhindern, daß sie nur einen Ausdruck einerRassenmacht und politischer Eroberung darstellen solle. Es gibt eine Menge Raum „an der Sonne" für Deutschland und England, und gerade die Tatsache, daß wir augenblicklich unsrer beider Bahnen kreuzen, will sagen, daß unsre Zusammenarbeit für das künftige Werk der Zivilisation nötig ist. — Ein Wort der Warnung mag von Nutzen sein. Das gute Einvernehmen kann nicht sofort mit Verminderung der Flottenmacht beginnen. Ich gehöre zu einer Partei, welche niemals für Bewilligung der Flottenvergrößerung gestimmt, sondern stetig eine Freundschaft mit den Arbeiterklassen Deutschlands zu verdichten gesucht hat. Die Quellen unsres Mißtrauens und gespannter Beziehungen entspringen weder den Gefühlen, noch den Interessen der Arbeiterklassen. In diesem Bezuge sind die Arbeiterklassen nur Werkzeuge in den Händen anderer. Für unmittelbare Zwecke müssen wir aber die reale und nicht die ideale Welt nehmen. — Ich vertrete in der Politik eine Minorität, nicht eine Majorität; einen Einfluß mehr, denn eine Macht, und meine deutschen Kollegen sind in derselben Lage. — So muß denn ein Übereinkommen bezüglich des Flottenbaues den Abschluß, nicht den Anfang eines guten Einverständnisses bilden. Es kann nicht ein erster Schritt sein. Wenn wir unsern Weg fortsetzen, versuchen, unsre eignen Köpfe kühl und unsre eignen Herzen edel zu erhalten, und uns bestreben, die öffentliche Meinung mit eoiulunu »eu»e zu festigen, muß ein englisch-deutsches Einvernehmen bald kommen und der Alp bewaffneten Kampfes vorüberziehen.

I. Ramsay MacDonald, M. P., I.eaäer ot tde I^abour I^rt?.

Kurt Walter Goldschmidt:
Zur Psychologie der Konige.
Das Königsproblem nimmt einen breiten Raum im modernen Denken und
Dichten ein, und keineswegs nur die Praktiker, Politiker, Soziologen und National-
ökonomen machen sich sehr lebhafte und merkwürdige Gedanken darüber. Es ist
heut vielmehr vor allem ein Problem für Künstler, Psychologen, Philosophen;
denn nur tiefe Seelen, weite Geister, feine Finger dürfen es anzurühren sich
getrauen, und es erschöpft sich auch gar nicht im Politischen, sondern reicht weit
darüber hinaus in oft noch jungfräulich-unerforschte Gelände hinein; ja sein
eigentlicher und tieferer Sinn beginnt erst jenseits des Politischen, wird erst da
für eine Fülle scheinbar abliegender Menschlichkeiten symbolisch und stellvertretend.
Auch in der Politik freilich wirkt sich ein Menschlich-Seelisches aus, so oft es
auch unter dem Kleinkram und den Äußerlichkeiten des politischen Tageskampfes
zu entschwinden droht, und als ein wichtiges, ja zentrales Lebensgebiet unter
mehreren wird die Politik stets ihren Rang behaupten, ja, in einem tieferen Sinne
dürfte sie auch auf eine stärkere Schätzung und Beteiligung der Intellektuellen
Anspruch erheben. Aber es gibt tiefere seelische Schichten zumal des persönlichen
Eigenlebens, in die sie nicht mehr ihre Wurzeln senkt, es sei denn gewisse aller-
dünnste, dem Allgemeingeschehen verwobene Fäserchen — und gerade in diesen
Tiefen werden die Probleme erst wahrhaft problematisch und damit interessant;
erst in ihnen winkt der Deutung und Gestaltung lohnende Ausbeute. Der
moderne Geist hat ja überhaupt immer tiefere Gänge in das Labyrinth der Seele
hineingetrieben, und manches ist so der Kritik und Diskussion anheimgefallen,
was frühere Geschlechter noch nicht zu durchleuchten und zu erörtern wußten
oder wagten. Von unbestechlicher Redlichkeit und Rücksichtslosigkeit ist dieser
Geist der modernen Kritik, und mitunter mag uns selbst ein Sckauer vor seiner
grundstürzenden Arbeit ergreifen, die fromme Wünsche, zarte Träume, berech-
tigte Überlieferungen, große Ideale und Illusionen nicht zu schonen pflegt. Der
Menschheit bestes Teil, die Ehrfurcht, scheint uns dadurch gefährdet — und doch
können wir den Siegeslauf der Kritik nicht aufhalten und auch ohne Kritik
geradezu nicht mehr auskommen. Vielleicht sollten wir aber auch hier dem Ge-
krächze der Unheils-Unken das Ohr verschließen und nicht gleich an eine Götter-
dämmerung glauben, weil ein paar, wenn auch ehrwürdige, so doch zeitgebundene
Besitztümer des menschlichen Geistes wanken. Auch eine Kritik von großem
und geradezu religiösem Ernste hat ihre Notwendigkeit und ihre Idealität, und
nur ängstliche Schwäche lebt des Glaubens, daß Ehrfurcht und Kritik sich schlecht-
hin ausschließen. Aber Kopf und Herz, Urteil und Gefühl können sich vertragen,
ja im Vollmenschen sollten sie immer zusammengehen — was einer oft ehrfurchts-

los vordringlichen und verstandesdünkelnden Generation freilich immer noch fabelhaft genug klingen mag. Auch so heiklen und gewiß mit Respekt zu diskutierenden Problemen wie dem des modernen Königtums darf der moderne Geist nicht ausweichen, weil er mit solcher Abbiegung seinen eigenen Mut, seine Fähigkeiten, ja seine Daseinsberechtigung in Frage stellen würde. Es gibt ja auch zweierlei Kritik: eine plebejische, die dem Kritisierten, auch der schonungsbedürftigen, schonungswürdigen Menschlichkeit in ihm, nicht nahe genug kommen kann, die über dem skalpierten und zerlegten Opfer ihre selbstgefällig rüden Schlachtfeste feiert, — und eine vornehme, die ihr notwendiges und nicht immer unblutiges Werk mit Scheu, Vorsicht, Menschenkenntnis und Menschlichkeit verrichtet, die das Leben des vielleicht nur im einzelnen unvollkommenen Organismus nicht antastet und vor allem immer den Abstand wahrt, mit dem Hut in der Hand kritisiert, ja selbst im ganz Mißlungenen noch das ringende Bemühen und das reine Wollen ehrt. Es ist im Grunde mehr menschlicher Korpsgeist in ihr, mehr Einsgefühl zwischen Kritisierendem und Kritisiertem, auch ein tieferer Schauder vor den Offenbarungen und Fragwürdigkeiten des Lebensmysteriums, kurz: die größere und reichere metaphysische Anlage. Vor allem aber das bessere Blut, das adligere Geblüt, der höhere unterscheidende und auszeichnende Instinkt. Adlige Probleme besonders — und wo gäbe es ein adligeres als das des Königtums im überpolitischen, d. i. kulturellen Geiste? — wollen auch adlig kritisiert sein. —

Auf eine eindeutige Formel ist diese widerspruchsvoll gärende Zeit überhaupt nicht zu bringen. Jede Diagnose ließe sich sofort durch eine sehr entgegengesetzte übertrumpfen. Ist das Königtum heut im Wert gestiegen oder gesunken? Beides ließe sich bedingt bejahen. Der revolutionäre und skeptische Zug der Zeit zerrt freilich längst, und gewiß nicht erfolglos, an dem autoritären Nimbus und allerlei mystischen Gloriolen des Königtums. Aber andererseits lebt in den Seelen der meisten wie der Besten (was sonst so selten, ja fast nie zusammentrifft) ein Bedürfnis nach Unterwerfung unter den oder die wahrhaft Tüchtigen und Königlichen, und z. B. die Literatur, die ja immer ein guter Kulturspiegel ist, kreist seit einiger Zeit mit bezeichnendem Eifer um das Königsproblem, ja sie ist teilweise von einem Sehnsuchtsfieber nach den großen, klassischen, monumentalen Linien — nach der tragischen Hoheit heldisch-königlichen Menschentums gepackt. Bedeutet dies schlechthin Rückkehr zu überwundenen Standpunkten? Hat es den üblen Beigeschmack der „Reaktion"? Und geben wir nicht damit gerade wertvollste moderne Errungenschaften preis? Haben wir nicht gerade die intimere und lautlos tiefere Tragik des Alltags und der Bürgerlichkeit schätzen gelernt — und müssen durchaus wieder Könige und Helden mit pompöser, aber seelisch nichtssagender Gebärde durch unsere Welt und unsere Dichtung schreiten? Wäre das nicht geradezu Verflachung und Veräußerlichung? Aber auch die ältere Dichtung hatte es doch nicht nur um des bißchen Pompes willen so besonders

gern mit Königen und Helden zu tun; das hieße sie doch allzu äußerlich auffassen.
Auf die Stilisierung großen Menschentums, großer Schicksale vor allem
wollte sie hinaus, und dazu bediente sie sich der Könige und Helden, weil nur
diese ihr die notwendige große Linie boten und, nach dem guten Ausdruck der
alten Ästhetik, die entsprechende tragische „Fallhöhe" besaßen. Ohne Bild- und
Symbolwerte können Dichtung und Kunst überhaupt nicht bestehen — ja, selbst
noch der dürftigste künstlerische Alltags-Ausschnitt zeugt von wählendem Stil,
wirkt mit den sinnfälligen Reizen der Form und steht stellvertretend für eine Fülle
verwandter Fälle, spiegelt also im engen Bilde einen Weltsinn, einen Mensch-
heitssinn. Daß bei den blutleer nachäffenden Epigonen dieser große Stil der
Königsdichtung verloren gegangen ist, dafür ist diese schließlich nicht verant-
wortlich zu machen. Gewiß war es notwendig und förderlich, auch einmal ein«
schlichtere, bürgerlichere Tragik entdecken und gestalten zu lernen — aber wir
würden geradezu wieder in Äußerlichkeit und Dogmatismus verfallen, wenn
wir uns ein für allemal darauf festlegten und der nicht nur groß empfundenen,
sondern auch groß stilisierten Tragik schlechthin das Lebensrecht absprächen.
Wie sich nach der kurzen Herrschaft des Naturalismus sogleich wieder das Be-
dürfnis nach Glanz, Farbe, Phantasie regte, so ist man heut auch die allzu unschein-
bare Innerlichkeit moderner Seelendichtung wieder in große, prächtige, klassisch
edle Formen umzusetzen bemüht. Und solange dies nicht zum Schaden der schwer
errungenen und vertieften Innerlichkeit geschieht, von der wir gewiß nichts opfern
wollen, ist künstlerisch nichts dagegen einzuwenden. Denn alle Entwickelung steht
unter dem Gesetze der Abwechselung und des Gegensatzes. Und die rechte Kunst
ist eine gnädige und duldsame Herrin, vor deren Angesicht sehr wohl ein Typus
neben dem anderen bestehen kann. Überdies kann doch auch nur eine sehr naive
Auffassung den grundlegenden Unterschied zwischen der älteren und der modernen
Königsdichtung übersehen. Shakespeares Könige und Helden sind im ganzen
und wesentlichen wirklich noch das, was sie vorstellen, und ihr tragisches Handeln
und Leiden ist auf das Maß von Königen und Helden zugeschnitten. Das ist
also noch eigentliche Monumentalkunst — während die moderne Königs-
dichtung Problem- und Symbolkunst ist. Äußeres Königs- und
Heldentum ist für uns heut nur noch ein Mittel, inneres, seelisches
Königs- und Heldentum künstlerisch auszudrücken —
und seine Stellung zur modernen Welt, seine Problematik und Tragik innerhalb
der modernen Welt. Hier liegt das Grundproblem unserer Zeit und Gesellschaft
überhaupt, und die politische Königstragik ist da nur ein, wenn auch hervor-
stechender, Fall von mehreren. —
Denn der politische König tritt für unsere Betrachtung hinter dem höheren
und herrschenden Menschen schlechthin zurück, und wie denn ein jeder auf seinem,
wenn auch noch so kleinen Lebensgebiete Herr und König sein soll und kann, so
ist der herrschende Mensch durchaus nicht nur an die äußerliche staatliche Würde

gebunden; ja er kann sich im bescheidenen Kreis vielleicht weniger umfassend, aber dafür wirksamer und eindringender entfalten. In der Gebundenheit des politischen Königs, die im Gegensatz zum äußeren Umfang seiner Machtsphäre steht, liegt sogar nicht zum wenigsten seine spezifische Tragik. Und diese Gebundenheit ist gewiß nicht nur äußerer, sondern vor allem innerer, persönlicher wie zeitlicher Natur. Für den Bestand des politischen Königtums lassen sich natürlich sehr gewichtige Gründe der historischen Überlieferung und Stetigkeit, Gründe der Klugheit wie des Gefühls anführen; und überhaupt ist ja alles Menschliche bedingt und zweischneidig, hat seine Vorzüge und Unzulänglichkeiten, seine Licht- und Schattenseiten, auch sind politische Einrichtungen zum guten Teile Tatsachenfragen, von Nationalcharakter und Weltlage abhängig, und die Theorie hat da nichts oder wenig dreinzureden. Endlich werden die äußeren Formen des öffentlichen Lebens und Wirkens ja in der Regel gewaltig überschätzt, und das, worauf es eigentlich ankommt, die nationale Seele und Kultur, ist davon viel weniger berührt, als man im Durchschnitt zu glauben pflegt. Es hat gesunde Zustände, reiche Kulturen in Monarchien so gut wie in Republiken gegeben, und es gereicht allerdings der Monarchie zur Ehre, daß sie der Entfaltung großer herrschender Persönlichkeiten doch die günstigeren Bedingungen bereitet — wenn sich dieser Segen auch in Fragwürdigkeit, ja in Fluch verkehren kann. Aber alle diese Probleme der praktischen Politik, so sehr sie auch an das große Problem der Kultur grenzen mögen, stehen hier gar nicht in Frage; festzuhalten bleibt nur, daß das politische Königtum gewiß nicht mehr abzuändernde Wandlungen durchgemacht hat, mit denen sich der moderne König wohl oder übel auseinanderzusetzen hat. Jenseits aller zeitlichen Konflikte gibt es auch hier natürlich den allgemeinen tragischen Kampf und Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der platonischen Idee gleichsam des Königtums und seiner realen Erscheinung. Und wiederum kann sich auch hier die faustische, hochstrebende und umfassende Natur an solchem Zwiespalt eher verbluten als die durchschnittliche, phantasielose oder resignierende, die sich nie oder nicht mehr über die Grenze des Möglichen gerissen fühlt. Eben diese Grenze aber ist dem modernen König immer mehr und ganz besonders eng gezogen worden. Der politische König darf aber immer nur als ein, freilich krönender und beziehungsreicher, Einzelfall gelten; denn all dies gilt, entsprechend abgestuft, eben für den herrschenden Menschen von heut überhaupt. Wer nicht nur als König, sondern auch z u m König geboren ist (auf welchem Lebensgebiet auch immer); wer seine Aufgabe wahrhaft königlich ernst und weit nimmt — der wird ins Ganze und Innerste seiner Welt ein- und übergreifen wollen; der wird sich gleichsam mit der geistigen Wollust und dem religiösen Egoismus des Künstlers seinem Rohstoff einzudrücken suchen; der wird allen Machtrausch und alle Machtenttäuschungen durchkosten. Denn auch der höchstgestellte, ja selbst der berufenste und genialste Einzelne vermag nicht den vollen Umfang und Inhalt seiner Welt auszumessen;

nur im Einklang mit großen Gesamtkräften und überpersönlichen Notwendigkeiten wird er überhaupt etwas auszurichten vermögen, und weder die Menschen noch die Dinge lassen sich von seiner losgelösten Willkür schieben und vergewaltigen — am wenigsten die Menschen, die um so individueller werden, je moderner sie werden, und eben damit aufhören, Nummern und Werkzeuge in der Hand eines Überlegenen, Herrschenden zu sein. Die Lage dreht sich schließlich gar so völlig um, daß die Dienenden, die zum Dienen Geborenen, über den Herrschberufenen Herr werden und ihm die Wege zu ihren Zielen vorzeichnen. Das ist eine Art „Sklavenaufstand", den man beklagen mag, aber hinnehmen muß. Und mit sentimentalem Pathos sollte man auch nicht allzu rasch bei der Hand sein — denn auch in der verkümmertsten Kreatur schlummert immer noch der Gottesfunke der Persönlichkeit, und selbst der Geringste ist noch zu gut, um der Willkür oder selbst dem befangenen guten Willen eines Einzelnen zum Spielball zu dienen; überdies sind ja in der Wirklichkeit die echten und natürlichen Werte so oft verkehrt und verfälscht: auf den Herrscherstühlen jeder Art sitzen nicht immer die wirklich Herrschberufenen, und in den Sklavenjochen schmachten nicht immer die rechten Sklaven — so bedarf es oft gerade erst einer wohltätigen Umschüttelung, um jeden an seinen Platz gelangen zu lassen. Und so mancher „Sklavenaufstand" bringt gerade erst die geborenen Herrscher herauf, die sonst in lichtloser Tiefe verdorben wären. Die größere Raum- und Wertnähe von Herrschenden und Beherrschten ist ja in der modernen Welt zum legitimen und normalen Zustand geworden, und gerade die ihre Zeit verstehende und durchfühlende Herrschnatur wird sich darnach zu richten wissen. Sie wird den wesenlosen und gefährlichen Allmachtträumen entsagen und im Begrenzten jetzt Größeres und Dauernderes wirken, als sie es je im Uferlosen vermöchte. Auf einem weithin sichtbaren Höhepunkte des Daseins wiederholt sich hier eigentlich nur jenes Erlebnis der Reife und Entsagung, das mehr oder minder jeder Mensch einmal durchmachen muß. Und je größer, je faustischer, je königlicher eine Natur ist, desto schwerer fallen, desto bitterer ankommen wird ihr natürlich der Verzicht. Je eigener und bedeutender der Einzelne, um so größer auch der Bruchteil Tragik in ihm.

Und das moderne Leben vervielfacht diese Tragik. Es stemmt sich der Auswirkung großen und besonderen Menschentums entgegen; es pfercht selbst den Genius in die Wesensgrenzen der Mittelmäßigkeit und beschneidet alle schöpferische Natur. Es ist im höchsten Sinne gegen das Außerordentliche, gegen die Individualität ungerecht, weil es gegen die Persönlichkeit selbst im ordentlichen, nahezu unpersönlichen Durchschnitt allzu gerecht sein will. Darin liegt etwas vom Geiste des antiken Scherbengerichts, der niemand um Haupteslänge über den Durchschnitt hinausragen sehen möchte. Dieser Geist ist freilich besonders dazu angetan, den Menschen von seinen ins Leben mitgebrachten Illusionen zu kurieren. Gibt es doch auch eine Königs-Illusion, einen Königs-Traum, den wir wohl alle einmal geträumt haben und den doch die großen und kleinen, die wirklichen und mar-

kierten Könige dieser Welt, dieser modernen zumal, gleich wenig verwirklichen
können! Führer, Erlöser, Wohltäter wollten wir alle einmal der Menschheit
sein; der Entwickelung den Weg weisen; Kultur und Gesellschaft ihrem,
unserem Ideal entgegenformen — aber das Allgemeine ist immer unendlich
mächtiger und dauernder als der Einzelne, und die Schiebenden, so selten sie es
auch durchschauen mögen, sind zumeist doch nur die Geschobenen. Menschen und
Dinge lehnen sich auch mit einem gewissen Rechte dagegen auf, daß man sie,
wenn auch zu ihrem wirklichen oder vermeintlichen eigenen Besten, zu meistern
sucht. Seinen Inhalt, seine Schicksalslinie suchen muß sich jedes Wesen, auch
jede Kultur und Gesellschaft, selbst, und kein Genie, Held oder König kann ihr
da sein Gesetz aufdrängen wollen; zumeist ist auch die instinktive Weisheit, Weg-
und Zielgewißheit des Allgemeinen viel größer, als es die auch des genialsten
Einzelnen sein könnte. Wie wenig etwa die großen Philosophenträume eines
Plato in die Wirklichkeit eingewirkt, wie wenig Dauerndes selbst die organi-
satorische Riesenkraft eines Napoleon erzielt hat: das hat sich der Chronik der
Menschheit scharf und lehrreich genug eingezeichnet. Das ist die bitterste Wirk-
lichkeitserfahrung des „Königs": daß er trotz aller verzweigten Einflußkanäle,
trotz aller zusammenwirkenden Unwägbarkeiten doch dem Inhalt der Kultur
aus Eigenem wenig hinzuzufügen vermag. Heut vollends sieht er sich immer mehr
auf das Formale, Dekorative zurückgeworfen, und gerade der tiefen Königsnatur
mag darum der Zwiespalt zwischen Sein und Schein, zwischen dem Wahn der
Allmacht und der harten Tatsache der Gebundenheit, brennend fühlbar werden.
Nur wenigen schöpferischen Geistern, die überdies noch in die richtige Zeit hin-
eingeboren sein müssen, ist es überhaupt vergönnt, die Menschheit inhaltlich
ein kleines Stück vorwärtszubringen; die übrigen sind einfach darauf angewiesen,
allgemeine Ordnungen zu vertreten, gegebene Verhältnisse zu bestätigen. Nur
auf dem Wege mystischer Bcgnadung und Übertragung konnte überhaupt jemals
dem Einzelnen eine die Gottheit stellvertretende Allmacht und Allwissenheit zu-
gesprochen werden. Aber eine solche Fiktion ist heut weniger denn je aufrechtzu-
erhalten. Wir sehen den König — auch den Geisteskönig: das Genie — heut
menschlicher und menschennäher, und das braucht keine Entwertung zu bedeuten,
sondern nur eine Umwertung, bei der beide Teile mehr gewinnen als ver-
lieren. Denn an die Stelle verschwommener und oft unwürdiger Schauder ist
nun die kritische und echte Ehrfurcht getreten. Es mag auch guten Willen, großen
Zug und echt königliche Auffassung beweisen, wenn der Einzelne schlechthin alle
Lebensgebiete zu durchdringen und zu beherrschen sucht — aber die Folge wird
im Großen und Kleinen nur Dilettantismus und Byzantinismus sein, eine Her-
abdrückung und Verödung des öffentlichen Lebens, da nun einfach alle Eigenarten
bis auf eine einzige ausgelöscht sein sollen, die unmöglich überall gleich zuständig
sein kann. Bei der ungeheuren Er- und Intensität des modernen Lebens vollends
wird das Ganze und Einzelne schlechthin unübersehbar und unbeherrschbar, und

dies nicht zum wenigsten begründet und verschärft die Problematik und Tragi!
des modernen Königtums.
Aber ist damit über eben dieses moderne Königtum das letzte Wort gesprochen? So vieles, ja das meiste in dieser aufgeklärten, überkritischen, äußerlich hochentwickelten Zeit scheint ihm entgegenzuwirken. Und doch oder vielmehr gerade darum gibt es heut eine Tragik des königlichen Menschen, die vielleicht das traurigste Kapitel und die brennendste Not unserer Kultur ist — und nicht zum wenigsten in der Zeit, ja in den Massen selbst mit ihrem typischen Zuge nach Anbetung und Unterwerfung, lebt heut wieder stärker denn je die Sehnsucht nach dem Einzelnen, dem Überragenden, dem Führenden. Auch das politische Königtum könnte davon profitieren — es müßte nur der Rechte kommen, der vom Nimbus des echten Königs umglänzt ist, der uns einen neuen Glauben gibt, ein neues Ideal zeigt und auch Kampf und Untergang nicht scheut. Dann würde man wieder einmal den Glut-Atem einer großen Weltwende spüren und die Wollust im Gehorsam gegen den Berufenen fühlen.
Aber es gibt auch in der Menge so viele verstoßene, verachtete, verhüllte Könige; ja eigentlich sind die wahren Könige unter den Menschen immer unscheinbar und dem blöden Auge unkenntlich gewesen, und zumal in einem dem rohen Schein verfallenen Zeitalter wie dem unsrigen, das auch in der Wissenschaft und Kultur der „Sklavenmoral" zum Siege über die „Herrenmoral" verholfen hat, — und was sich auf allerlei Thronen des öffentlichen Lebens spreizt, das ist zumeist nur ein falsches oder halbes Königtum von Pöbels Gnaden, von Gnaden der Furcht und der Lüge. Nur Sonntagskinder sehen nach gutem, altem Märchenbrauch die Kronen der wahren Könige, und diese Könige suchen ihren König, um den sie sich scharen, dessen geistige Garde sie bilden können. Es gab bisher fast immer nur Könige über Massen; es sollte künftig Könige über Könige geben, über die es sich zu herrschen lohnt: das ist das Geheimnis dieses neuen Königtums. Und es sollte in einer höheren Gesellschaft jedem freistehen, die Larve und den Bettlermantel abzuwerfen und im eingeborenen Wesensglanze zu erstrahlen; es sollte jedem freistehen ein König zu werden, das Königliche in sich zu befreien und ans Licht zu heben. Und um die Paradora, die so oft so viel tiefere Wahrheit umschließen, zu krönen: Dieser neue König würde der Freieste sein, weil er sich als den Unfr cieften wüßte, weil er im heimlichen Einverständnis mit den besten, förderndsten Schaffenskräften seiner Zeit wäre; weil er nichts anderes wollte, als was sie auch wollen und — müssen. Dieses Zeitalter ist wahrlich trotz allem nicht antimonarchisch zu nennen; denn die verkannte und verstreute Gemeinde der königlichen Menschen ist heut schon eine dem Tagesgewühl überlegene, den gefährdeten Kronschatz der Menschheit rettende und hütende Macht.
Der königliche Mensch harrt seines Königs — wann kommt er nur, der König der Wenigen und Erlesenen, der König der Zukunft und der Kultur?! —

Johannes Schlaf:
Das Ende des romantischen Menschen.
So viel der einzelne „inmitten der Kampagne" an Mißverständnissen und
Enttäuschungen auch auszustehen hat: es bleibt ewig bewunderungswürdig, wie
trotz allem noch so chaotischen Ineinander und Durcheinander der Richtungen,
trotz allem Hin- und Herschwanken zeitgenössischer Abschätzung eine literarische
Epoche schließlich dennoch mit unfehlbar treffsicherem Instinkt ihr wesentlichstes
Gepräge firiert und zur Abrundung bringt; wenn auch, tragisches Los des ein-
zelnen, der beteiligt gewesen, später als er erhoffte, falls er überhaupt halbwegs
heil durchgehalten hat und sein Streben nicht gar mit Tod und Untergang besiegeln
mußte. . . .
Unwillkürlich drängte sich mir diese Betrachtung auf, als mir jüngst
die ersten drei der fünf Bände zugingen, auf welche die von Dr. Paul
Ssymank und Gustav Werner Peters besorgte, in dem verdienst-
vollen, angesehenen Verlag von Georg Müller (München) erscheinende
Gesamtausgabe von Hermann Conradis Schriften berechnet ist.
Mein ehemaliger Magdeburger Jugendfreund und Bruder vom „Bund der
Lebendigen", der in Iessnit z (Anhalt) 1862 geborene Hermann Conradi, ist einer
von denen, die nicht durchzuhalten vermochten und die ihr Streben tragisch mit
dem Tode besiegeln mußten.
Und doch: was ich kaum noch für möglich gehalten hätte: jetzt erscheint
die Gesamtausgabe seiner Schriften! Von einem bestens renommierten Verlag
in splendider Ausstattung herausgebracht, von den beiden Herausgebern in der
fleißigsten und liebevollsten, selbst das Geringste nicht außer acht lassenden Weise
besorgt. Und jener abrundende, unbeirrbar auf seine wesentlichste Seele gerichtete
Instinkt der literarischen Epoche, von dem ich sprach, hebt plötzlich und fast ganz
unerwarteterweise eine Erscheinung aus der Entwickelung unsrer neuesten deutschen
Literatur seit den 80er Jahren hervor, die uns inmitten des kunterbunten Tu-
multes all der „Richtungen", die seit einem Vierteljahrhundert bei uns durchein-
ander treiben, fast ganz aus dem Gesichtskreis geschwunden wäre, oder die
doch bloß eine etwas ausführlichere Literaturgeschichtennotiz schien bleiben zu
wollen. . .
-ü » *
Hermann Conradi. Seine äußere Erscheinung. Die markantesten Züge
seiner Persönlichkeit.
Da darf ich mein Gedicht „Im Ilmthal bei Tiefurt" („Sommerlied", bei
A. Juncker, Berlin-Charlottenburg) und die Erinnerung an meine erste Begegnung
mit dem alten Magdeburger Jugendfreund zitieren, die es bietet.

Das Ende des romantischen Menschen Johannes Schlaf
„. . . Wie er —
Als wär's heute —
Vor nun manch einem Iah»
An jenem Spätherbstabend in Magdeburg
Drüben hinter dem alten Rathaus hervorkam,
Wandelte, muß man sagen —
So recht jener alt« wandelnde, träumerische,
selbstbewußte Poetenschritt —
Wie er kam
Und über das holprige Pflaster
Den „Alten Markt" her auf mich zuschritt,
Der ich unter dem romanischen Denkmal
Kaiser Ottos und seiner beiden Gemahlinnen
Im Scheine des flackernden Gaslichtes
Auf ihn wartete.
Klopfenden Herzens;
Denn er war bereits „Mitarbeiter von ver-
schiedenen Zeitschriften"
Und war soeben dabei —
O, wie interessant! —
„Daniel Lehmanns: Wanderbuch eines Schwer-
mütigen"
Und ein Vuch Lyrik herauszugeben.
Ich sehe seine untersehte,
Breitschultrig« Gestalt,
Den Hals mit einem Seidentuch umschlungen,
Und unter dem schwarzen Kalabreser hervor,
Einem rechten Anarchistenstürmer und Wolken-
schieber,
Kaum gebändigt,
Diese wunderbare Fülle und Gloriole
Der seidenfeinsten, üppigsten Rotgoldlocken.
Diese rotgolden bübische Pracht
Um das marmorblasse Gesicht
Mit dem rosenroten, dicklippigen, mokant auf-
geschürzten Mund,
Zwischen seinen beiden tiefen, bitteren Furchen,
Mit seiner frechen Stumpfnase,
Zwicker vor lichtblauen, hellen scharfen Augen;
Und der slelettierte Knotenstock!
Wetter! wie war er häßlich und interessant'.
Nein: schön!
Wie edel und stolz er den Kopf zurück trug!
Wie das und wie seine spöttische, so kalte Miene
Da irgend etwas, so stolz, so herbe, zu maslieren
suchte!
Ja, ich weiß: alles war dies:
Einer!
Alles dieses unaussprechliche Magie.
Und so sag' ich von dir:
Noch nie Hab' ich einen gesehn,
Der so ganz Jüngling gewesen wäre wie du!
O, auch, in tieferer Bedeutung, physiologisch!
Ein Paradoxon,
Das uns« älteren und jüngeren alten Herren
und Damen
Und kerngesunden und sehr normalen,
Komf«rtabilisierten Mitteleuropa«
Vielleicht erschrecken wird.

So ganz Jüngling!
Bis zum letzten Atemzug,
Als dich da in Tübingen
Weiß de« Teufel was für ein
Nichtsnutziges Asthma erdrosselte!"

Man entschuldige dieses etwas lange Verszitat: aber in aller Kürze gibt es alles Wesentliche von Conradis Persönlichkeit, wie ich als Conradis Jugendfreund versichern darf, auf das genaueste.

Und wenn ich im übrigen noch seine romantische Zerrissenheit berücksichtige und hinzufüge, daß gerade er mit einem freilich noch Größeren, Nietzsche, die letzte Agonie der romantischen (humanistischen) Persönlichkeit lebte und repräsentierte, so habe ich seine Bedeutung als Dichter und als Mensch erschöpft; jene Bedeutung, mit der er, gemeinschaftlich mit Nietzsche, den er als der erste von meiner Generation — und vielleicht überhaupt als einer der allerersten — Mitte

der achtziger Jahre sofort auf das leidenschaftlichste erkannte und pries, überdauern wird als eine der interessantesten und lehrreichsten Übergangserscheinungen auf der Wende zwischen unsrer früheren und neuesten Dichtung und Geisteskultur, Nietzsche dabei in einer ganz bestimmten, sehr wertvollen Weise ergänzend, auf die ich gleich nachher noch etwas näher eingehen werde.

Der erste Band der Ausgabe, dem ein Bild „Conradi auf dem Totenbette" vorangegeben ist, bietet ein Vorwort von I>i'. P. Ssymank „Wie die Conradi-Ausgabe entstand". Es gibt einen guten sachlichen Begriff, mit welcher Sorgfalt und welch' eindringlichem Fleiß die Herausgeber ihre Arbeit durchgeführt haben. Dann folgt eine kurze Einleitung von G. W. Peters, die eine Charakteristik von Conradis Persönlichkeit versucht. Wertvoller erscheint mir freilich die objektive, durch die erstaunliche Bewältigung eines sehr reichen und vielseitigen Materials sich auszeichnende, die Dr. Ssymanks 254 Seiten lange Biographie Eonradis darbietet.

Sie bedeutet für mein Urteil, der ich immerhin die Bewegung von damals in ihren Anfängen mitgelebt habe, zugleich das beste Stück Psychologie jener „jüngstdeutschen" Periode, das mir bis dahin zu Gesicht gekommen ist.

Den übrigen Band, noch 241 Seiten, füllen Conradis Gedichte; eine Anzahl aus seiner Frühzeit, dann die Gedichte, die seinerzeit in den von Wilhelm Arent herausgegebenen, von Eonradi und Henkell eingeleiteten „Modernen Dichtercharakteren" (1885) enthalten sind, dann Gedichte aus der ersten Studentenzeit, alsdann die seinerzeit bei W. Friedrich (Leipzig) erschienenen „Lieder eines Sünders"; dann noch eine Anzahl von Gedichten, die aus Conradis letzten Jahren datieren. Den Band schließen einige Aphorismen. —

Der zweite Band, mit einem sachlich redaktionellen Vorwort von Dr. Ssymank, enthält außer „Aufsätzen programmatischen, ästhetischen und polemischen Inhaltes" (132 Seiten), „Studien und Aufsätze zur älteren deutschen Literaturgeschichte" (91 Seiten), „Aufsätze zur Geschichte der modernen Literatur" (185 Seiten), „Novellen und Skizzen aus der Frühzeit" (51 Seiten). Beigegeben ist dem Bande ein längeres Gedicht „Gebet an Prometheus" in Faksimile von Conradis Handschrift. —

Der dritte Band, mit einem kurzen Aufsatz von G. W. Peters, der gute Bemerkungen zu diesem Gegenstand bietet, bringt Conradis novellistische Beiträge und Skizzen aus den beiden damals bei I. Schabelitz (Zürich) erschienenen „Faschingsbrevieren" für 1885 und 1886 — das für 1885 von S. 3 bis 48; das für 1886 von S. 191 bis 226 —; und dann von S. 57 bis 154 die Novellensammlung „Brutalitäten"; ferner „Novellen und Skizzen aus der Spätzeit" von S. 253 bis 274; dann die Monographie „Wilhelm II. und die junge Generation" und die Abhandlung „Ein Kandidat der Zukunft — Übergangsmenschen" bis

S. 447. — Der vierte und fünfte Band, die erst noch erscheinen sollen, werden Conradis Roman „Phrasen" und „Adam Mensch" bringen.
Das alles ist quantitativ so viel, daß es selbst die, die mit dem frühverstorbenen Conrad, — er starb 1890, achtundzwanzig Jahre alt, in Tübingen, gerade als er seinen Doktor machen wollte, an einem infolge des Asthmas, an dem Conrad,' von frühster Jugend auf litt, in bösartige Lungenentzündung ausgearteten Influenzaanfall; daß er Hand an sich selbst gelegt haben soll, ist unrichtig — persönlich verkehrt und jene jüngstdeutsche Zeit mitgelebt haben, überraschen muß. Auch für uns war er eigentlich nur der Dichter der „Lieder eines Sünders" und der beiden Romane „Phrasen" und „Adam Mensch". Künstlerisch kam er uns aber eigentlich nur als der Dichter der „Lieder eines Sünders" ernstlicher in Betracht.
Und nun liegen da plötzlich vor einem diese drei stattlichen Bände, denen noch zwei weitere folgen sollen! —
Und doch möchte ich damit keineswegs angedeutet haben, daß es zu viel wäre, was uns da geboten wird. — Gewiß, Conradi wird wohl nur als der. Dichter der „Lieder eines Sünders" weiterdauern; indessen bedeutet er doch auch wieder mehr und Wichtigeres. Und daß die beiden Herausgeber das erkannt haben, muß man ihnen danken, und man hat es ihnen zu einem ganz besonderen Verdienst anzurechnen.
Denn nun besitzen wir, ganz unerwartet, ein Dokument von recht großem Wert. Ein Dokument, das uns zwar nicht wie das Werk Nietzsches eine ganze große Kulturperiode ihrem weiteren und umfassendsten Umfang nach erschließt, im übrigen aber vielleicht in gewisser Hinsicht noch etwas Wichtigeres darbietet: nämlich eine sehr markante Psychologie gerade der Jugend, des jungen Mannes, eines ganz bestimmten intellektuellen studentischen Types, wie er damals vorwärts wollte, und mit was für Hemmungen, die ihm jene Übergangszeit und zugleich gewisse unwillkürliche Angeborenheiten, „Atavismen", in den Weg stellten, er sich abzuringen hatte. Das ist in gewissem Betracht sicherlich ein noch intimeres Problem, als es selbst das persönliche Problem Nietzsches bedeuten kann, der einer früheren Generation angehörte.
All diese novellistischen Skizzen, programmatischen, polemischen, zeitpsychologischen Aufsätze, Rezensionen, Abhandlungen und Monographien Conradis, obgleich ihnen eine dauernde objektive Bedeutung und ein tieferer ästhetischer Wert abgeht, sind also naturgemäß von größtem Wert. Ich behaupte: von einem größeren und unmittelbareren, als ihn selbst 10 Bände noch so „kunstvollendeter" Dichtungen beanspruchen dürften. — Was bedeutet uns eigentlich heute noch „Kunst"? Täuschen wir uns beileibe nicht darüber hinweg; alles ist die menschliche Persönlichkeit als solche, alles ist die soziale, religiöse, individuelle Staupe,

die sie durchzumachen hat, und alles ist die Vollendung, auf die sie hinaus will!
Das ist ein Moment von einem so starken ethischen Akzent, dem gegenüber alle
noch so „formvollendete" Kunst, alle artistischen, ästhetischen und ästhetisierenden
Gesichtspunkte von heute gänzlich in den Hintergrund treten! . . .
Und hier ist es nun vor allem Conradis tiefstes und bedeutungsvollstes Ver-
dienst, daß er sich mit all seinen „Menschlichkeiten, Allzumenschlichkeiten", seinen
unausgegorenen, jugendlich unreifen, wirr durcheinandertumultuierenden Unwill-
kürlichkeiten so restlos und unmittelbar prostituiert hat, wie ganz gewiß kein
zweiter seiner Generation!
Also: die beiden Herausgeber haben uns mit dieser fünfbändigen stattlichen
Ausgabe durchaus nicht „zu viel" gegeben. . . .
Es handelt sich freilich Conradi gegenüber nicht gerade um den jungen
Mann von damals — wir werden das gleich nachher sehen —, wohl aber um
einen ganz bestimmten Typ desselben, der außerordentlich interessant, der vor
allen Dingen der eigentlichst tragische ist. Ich möchte ihn den aussterbenden
Romantiker, den Romantiker in der Agonie nennen. Diesen Typ repräsentiert
uns Conradi bis in seine tiefste, intimste menschliche Psychologie hinein, und zu-
gleich auch, was das wichtigste ist, mit all seinen ungeschminktesten menschlichen
und allzumenschlichen Vordergründen in den feinsten und prägnantesten Einzel-
heiten. Conradi hatte mit vielen von uns Damaligen, die wir namentlich in der
Provinz, in der Kleinstadt geboren waren, — z. B. auch mit mir selber — eine
im guten alten Sinne romantisch gelebte und romantisch genährte frühste Jugend
gemeinsam.
Diese erste Jugend unserer Generation war allerdings eine nur ganz kurze.
(Bei dem älteren Nietzsche verhielt sich das noch sehr anders!) Ich möchte im
Durchschnitt als ihre Grenze das 12. Lebensjahr setzen. Alsdann aber stürmte ja,
bei mehr sich ausdifferenzierender Bewußtheitlichkeit, sofort alles auf einen ein,
was an Kritik, Skepsis oder auch positiv wertvoller, gleich von Beginn des
neuen Reiches an sich mit so mächtigem, so auffallend rapidem Tempo entfaltender
Neuzeit seit der Märzscheide in Europa und um uns Jungen herum vorhanden
war, und begann uns in seine Konflikte, die Konflikte der sogenannten „rauhen
Wirklichkeit" zu reißen.
Freilich kam diesem Umstand in uns, ist ihm sicherlich, wie z. B. bei mir
selber, auch bei Conradi, von sehr früher Jugend an das höchst moderne, schon
ins organisch-physisch Unwillkürliche gegangene Merkmal einer angeborenen
sehr feinspürigen, sensiblen Aufmerksamkeit und Aufnahmefähigkeit und ein solches
seelisches WertunZs- und Verarbeitungsvermögen entgegengekommen. (Ich selber
besitze z. B. völlig verbürgter Weise Erinnerungen an Eindrücke meiner Umgebung,
die aus meinem ersten Lebensjahre datieren; die Erinnerungen aus meinem

zweiten und dritten Lebensjahre sind sogar schon sehr reiche und verwunderlich differenzierte.)

Das war denn die seelische Disposition, das seelische „Milieu", die einen kritischen Übergang bedingten und bedeuteten, der zu einer neuen Persönlichkeitssynthese, zu einem neuen, positiven, modernen Menschentyp führen mußte, freilich aber auch seine schweren Opfer und Martyrien kostete! . . .

Um über die Staupe dieses Überganges hinwegzukommen, dazu gehörte von vornherein gar mancherlei. Die romantischen Anlagen durften nicht mehr allzu sehr überwiegen; ein nicht zu einseitig abstrakt ästhetischer Sinn gehörte dazu, ein guter und gesund gerechter und gerichteter Instinkt für das reale Leben, eine unwillkürliche Abneigung gegen jede Art von intellektueller und sonstiger Pose, auch eine mindestens leidlich gute Gesundheit, Ausdauer, Fähigkeit, ein unverwüstliches Vermögen sich trotz allem und allem, und käme es noch so toll, nicht desillusionieren zu lassen, schließlich eine unverwüstlich solide religiöse Veranlagung nicht abstrakt spekulativer, ruminierender Art, sondern eine im wärmsten Innengefühl, Bluts-, Familiengefühl verankerte, und sie vor allem: das alles gehörte dazu, um wirklich auszuhalten und eine gesund und mit Aussicht auf Sieg ringende Entfaltung zu leben; auch irgend eine achsensichre innerste Zuversicht auf diesen Sieg, eine innerst treibende, unbewußt firierte Vision des Zieles, auf das die Entwickelung unsrer Moderne hinaus ist . . .

Alsdann war eine Gewähr vorhanden, den neuen modernen Lebensfaktoren, wie sie sich seit der Märzscheide und dem internationalen, vorab zunächst kritisch-skeptischen, analysierenden Realismus in Europa herausgebildet hatten und nach 70 immer entschiedener, immer rapider und verwirrender sich entfalteten, anscheinend gerade zunächst heillos alles das in einem bedrohend, was „deutsch" war, gerecht zu werden und zu überdauern, sie in ihrem sicherlich einheitlich organischen neuen Gefüge zu erkennen, zu bewältigen und dann zu leben, aus- und weiterzuleben.

Hier nun aber gehörte Conradi, genau so wie im Grunde auch Nietzsche, zu jenen allzu feinen tragischen Naturen, deren psychische nnd auch physische Konstruktion nicht widerstandsfähig, plastos, zäh genug war, um wirklich zu der Synthese durchzudringen, auf die alles ankam.

Von klein auf war Conradi von schwächlicher Gesundheit, ward von frühster Kindheit an von Asthma geplagt. Schon das mußte zur Vereinsamung führen. Auch zur Kritik, zur Skepsis, und zwar im Sinne eines beständigen, „pessimistischen", inneren Verstimmungsgefühles, einer peinvollen, physisch und psychisch gequälten, allzu krampfhaft gespannten und vibrierenden Reizbarkeit, einer allzu wunden „Hautlosigkeit".

Gegen solche Eigenschaften und Faktoren vermochte dann bei Conradi ein gewisser von seinem robusten und praktisch gerichteten Vater ererbter Lebenstrieb schließlich nicht aufzukommen, wenn er immerhin auch in Conradis Entwickelung

in gewisser Weise seine Rolle gespielt hat. Ein sehr zartes, romantisch gerichtetes, feinfühliges Innen- und Gemütsleben, dem auch ein guter, tiefeingewurzelter Familiensinn eignete, eine tiefe Sehnsucht, ein innerster Trieb sich mit diesem Gemütsleben auszuleben und zu entfalten, mußten, sobald sie mit jener „rauhen Wirklichkeit" des Zeitmilieus und seiner groben und allzu groben Robustheit, mit seinem hetzenden und immer rapideren Tempo in entschiedenere Berührung kamen, sich überall zurückgestoßen fühlen, vermochten nicht zu verstehen, weil sie nicht herzhaft herankonnten, gerieten in Verbitterung und Gereiztheit und zugleich, um doch eine gewisse Möglichkeit zu eristieren zu haben, in bis zur Karikatur kraß outrierte Pose. Zugleich wurde jener gesunde Egoismus, der jeder Ausnahmepersönlichkeit eignet — er ist, da die Ausnahmepersönlichkeit für alle lebt und wirkt, im Grunde der vollkommenste und konzentrierteste Altruismus, organische Kollektiveigenschaft von Rasse in höchster, aktivster Potenz — bei Conradi zn einem krankhaft scharfen, isolierten persönlichen Egoismus, der vag, gereizt, vom Intellekt allzu einseitig und allzu bewußt bis zum Größenwahn gehätschelt, betastet, gepflegt, jeden Augenblick zwischen den äußersten und krassesten, unvermitteltsten Gegensätzen, hysterisch schwankenden Empfindlichkeiten und krampfigen Kraftposen schwebte. Das führte dann später dazu, daß Conradi, anstatt, wie es unerläßlich war, aus den gegebenen realen Kulturfaktoren der Zeit heraus sich selbst zu einer positiven neuen Persönlichkeit zu entwickeln oder doch aus ihnen hervor wenigstens intellektuell einen gesunden positiven neuen Persönlichkeits begriff zu gewinnen und mit wirklich verläßlich bestimmter Plastik auszugestalten, in einer ganz abstrakten und vag allgemeinen Weise, man kann es nicht anders nennen, über Individualität mit allem möglichen unreif, schnörklig, schnurrig geistreichelnden, tändelnden, posierenden, romantisierenden — hier und da tropfen tragisch auch ein paar Blutstropfen —, aber nur zu oft auch geradezu mephitischen Phrasen — man könnte übrigens überhaupt eine besondere, sicher sehr interessante und wertvolle, vielleicht sogar unerläßliche Abhandlung über das Mephitische in dem Jargon der jüngstdeutschen Bewegung schreiben — und hin und her bunt durcheinander schießenden, schillernden Velleitäten herumirrlichterierte, auf solche Weise lediglich den bisherigen Begriff der romantisch genialen Ausnahmenatur in tausend schillernde Scherben zerschlagend und mit ihm sich selbst, anstatt, wie Conradi sicher gemeint hat, den Zeitgenossen ein neues Ziel und Ideal vor Augen zu rücken . . .
Und so verzappelte er sich schließlich ins Blaue hinein. Denn mit eindringlich zähem, unbeirrbar beharrlichem Fleiß — hier waren, man denke an Novalis und die Schlegels, überhaupt an die enorme geistige Betriebsamkeit der früheren Romantik, unsre Frühromantiker wahrhaftig ganz andere Kerle! — und bescheiden ruhiger, steter Rührigkeit sich den gegebenen Realien und enormen neuen, vielseitigen Bildungsstoffen und Gesichtskreisen des Zeitalters, besonders auch den «akten Wissenschaften hinzugeben, war Conradi zu schwächlich, zu wenig von vorherein physisch und geistig disponiert und konzentriert; er selbst freilich glaubte:

zu souverän. — Er bekümmerte sich zwar um sehr viel und vieles: aber er naschte nur oberflächlich an allem herum und verlor schnell Geduld und Interesse, also immer wieder jeden tieferen Kontakt, auf den es ankam. Mit einer gewissen, aber leider nicht mit einem gesunden, sichren Trieb gerüsteten Sensibilität, die nur eine zerfahrene, im Grunde unlustige, innerlichst müde und unheilvoll weltabgewandte, nervös hin und her hastende Vielgeschäftigkeit war.
In einem gewissen Sinne wurde ja auch ihm die erakte Wissenschaft zu einem Erlebnis: aber sie imponierte ihm nur so, wie dem Schwächlichen und Lebensuntüchtigen gesund robuste Männlichkeit imponiert; d. h. ohne ein wirklich gesundes organisches Verhältnis zu ihr. Die dekadenten Lungen seines Geistes taugten nicht für den herb gesunden Ozon der modernen Wissenschaft. Die Wissenschaft zertrümmerte ihm lediglich den letzten Rest seiner alten, romantischen Ideale und Gefühlswelten, ohne ihm ihr bestes positives, neureligiöses Wesen offenbaren zu können — das die Wissenschaft freilich eines Tages nur um den Preis des vollständigen Unterganges alles dessen, was mechanistische Wissenschaft heißt, offenbart haben wird —; er geriet durch die Wissenschaft erst recht in Skepsis und in eine, oft geradezu wüste und dennoch zugleich schwächlich fratzenhafte, noch dazu allzu selbstgefällige Frivolität, die ihm eigentlich seiner innersten, im Grunde sehr frommen und pietätvollen Natur nach ganz und gar nicht lag, die ihm aber wohl als besonders männlich erschien. Und so vollendete der Geist der modernen Wissenschaft lediglich das Werk der Zerstörungsmächte, die von Anfang an an ihm gerüttelt und ihn in ein Jenseits hinübergezogen hatten, das in solch einem Falle nur noch hinter dem leiblich persönlichen Tode liegen kann . . .
Ein ganz besonders interessantes und beachtenswertes Kapitel ist aber das von der Serualität des Jünglings Conradi.
Es heißt, daß diese Serualität keine ganz normale war. So viel steht aber fest, daß von all der weit ausschweifenden, etwas gar zu jungemannshaften und sich in fratzenhaft schiefen sinnlichen Phantastereien ergehenden seruellen Renommage, — der zugleich eine sehr beachtenswerte unwillkürliche, unbewußt bis zum äußersten offenherzige und sich entblößende Naivität eignete —, wie sie sich in seinen Novellen und beiden Romanen ausbreitet, so gut wie nichts wahr und wirklich erlebt ist. Conradi hat überhaupt erotisch mit dem Weibe so gut wie nichts gehabt und erlebt. Erst in seiner allerletzten Tübinger Zeit hat er, wie Freunde, die damals mit ihm verkehrten, berichten, gelegentlich kennen gelernt, was es heißt ein Weib umarmen. Kurz vor seinem Tode.
Doch glaube ich, man ist heute zu voreilig geneigt, eine solche Serualität sofort als perverse Veranlagung zu stempeln. Ich möchte Conradi nicht für seruell anormal veranlagt halten. Es handelt sich hier vielmehr nur darum, daß seine schwächliche Konstitution, das schwere Asthma, an dem er von frühster Kindheit

her litt und das ihn — ich selbst bin gelegentlich Augenzeuge eines solchen
Anfalles gewesen — beständig auf das äußerste peinigte, ihm nicht gestattete,
das Liebesleben anderer junger Leute in seinem Alter zu führen. Aber er schraubte
und krampfte sich ja so gern zu einer „genialen Kraftnatur" empor, wollte um alles
in der Welt für eine solche gelten, sich selbst als eine solche fühlen: und daher
all die maßlosen Renommagen von Liebesabenteuern in seinen Schriften, die er
niemals wirklich erlebt hatte und die schon damals seinem Verkehr ein Lächeln
abnötigten, weil es s o schlimm für gewöhnlich ja denn doch nicht zugeht. . .
Aber ich möchte sogar behaupten, daß Conradi im Grunde — und hier be-
rühren wir wieder die so sehr interessante und wertvolle eigentlichste Tragik seines
Wesens! — sogar sehr normal beanlagt war; ich will sagen: daß ihm ein un-
gewöhnlich ausgeprägter, guter monogamer Zuchtwahlsinstinkt eignete!
Die „Vielweiberei" junger Leute mag eine ganz gute gesunde Munterkeit
bedeuten, die Jugend hat auf solche Weis' wohl auch ihre Fühlung mit dem Weibe
zu suchen: aber sie ist eigentlich durchaus keine Eliteeigenschaft und durchschnittlich
auch gar kein Zeichen einer so besonders guten und wertvollen organischen Kultur.
Jedenfalls sind die spröden Jünglinge, wenn auch die schwierigsten und kompli-
ziertesten, so doch keineswegs die wertlosesten; und es ist ein recht bedenklicher
Irrtum unserer Zeit und ihrer zusammengepferchten Weltstadtzivilisation, wenn
man allzu leicht bereit ist, solche Jünglinge für seruell „anormal" zu halten. Es
handelt sich hier vielmehr meist gerade um einen guten und besonders wertvollen
Zuchtwahlsinstinkt. Und es gab damals gerade in den Kreisen unsrer Iugend-
bünde sogar sehr viele solcher Jünglinge. Nicht umsonst spielte in jener ersten
Literatur der Kellnerinnenroman mit seiner „moralischen Hebung" und „Bekeh-
rung" der Prostituierten eine so auffallende Rolle! . . . Das war, so sehr es
auch den Spott herausfordern mochte, ein deutliches Zeichen, daß mitten im
modernen Weltstadtleben eine neue Generation auf eine höhere Kultur, auch
seruelle Kultur, hinaus war; und es handelt sich hier um eine Bewegung, die
auch heute noch keineswegs im Sande verlaufen ist, die vielmehr, um hier nur
kurz darauf hinzuweisen, mit der hochwichtigen Lösung, die eines Tages das so
zweiseitige Problem der europäischen Neurasthenie unter allen Umständen er-
fahren wird, auf das intimste zusammenhängt und also im Vorschreiten begriffen
ist. — Jedenfalls: die beste, auch physische, Kraft der Liebe erwächst ihr je und
je keineswegs aus dem „Fleisch" und den Sinnen, sondern aus dem Geist und
der Ganzseele! . . .
Ein solcher spröder Jüngling im besten altväterlich soliden Sinne, ein solcher
Jüngling, dem die beste Kraft der Liebe nur aus dem Geist und der Ganzscele
erwachsen kann, war Conradi aber durchaus, so sehr und so ungeheuer krampfhaft
und spröde er auch von jeher sein Innerstes und Bestes maskierte, zum Teil wohl
aber auch selber mißverstand . . .
Und gerade das halte ich denn auch für die beste,

Das Ende des romantischen Menschen Johannes Schlaf
edelste, wertvollste, eigentlichste, freilich in seinem
Fall tragische Eigenschaft seiner dichterischen und
menschlichen Persönlichkeit! . . .
Es ist so sehr kennzeichnend und hat etwas so tief und eigen Ergreifendes,
daß sich in dem seiner Werke, das als das einzig wirklich überdauernde, künstlerisch
reifste, menschlich wahrste und unmittelbarste dasteht, daß in seinen „Liedern eines
Sünders" sich diese frivolen, fratzenhaften Renommierereien mit ihren nicht geleb-
ten und deshalb so wunderlich naiv unwahren Phantasiearabesken seiner Novellen
und Romane ganz und gar nicht finden; daß hier vielmehr stets Töne einer tieferen
seelischen Empfindung, einer im besten Sinne romantischen und deutschen unter
dem tragischen Bewußtsein seines unglücklichen kurzen Lebensloses hervorbrechen;
mit so tief ergreifender Gewalt. Und besonders in den eigentlichen Liebesgedichten.
Sehr selten, daß sich gelegentlich mal in einem Gedicht mit einem ironisch tändeln-
den Ton etwas von jener fratzenhaften erotischen Renommiererei verrät.
Eonradis tiefstes und wahrstes Liebeserlebnis ist denn auch jenes gewesen,
das er in Berlin mit der Verkäuferin Louise Schlamaeus hatte, und das ganz
den Charakter einer idealen Neigung bewahrte. Doch auch die mehr sinnliche,
jungemannshafte Neigung, die er in seinen unter dem Titel „Liebesbeichte" vor
einigen Jahren von M. G. Conrad herausgegebenen Briefen an die österreichische
Dichterin Margarethe Halm verrät, die er nie in seinem Leben persönlich sah,
die er nur von einer Photographie her kannte und die seine Briefe niemals in
dem von ihm ersehnten Sinne erwidert hat — wahrscheinlich wäre er dann
auf der Stelle von ihr desillusioniert gewesen —, ist trotz aller ihrer jungemann-
haften Posen, Genialitätsrenommierereien, und ihrer unreifen Romantik, mit der
Conradi so köstlich unbewußt diese Neigung sich ausstaffierte, die nichts war als
eine faustdicke, sinnliche Anwandlung dem schönen und körperlich üppigen, außer-
dem etwas älteren Weibe gegenüber, zwischen den Zeilen gerade durchaus jene
Eigenschaft einer guten monogamen Veranlagung deutlich genug zu erkennen.
Und so ist denn Conradi eines der wertvollsten Kapitel zu einem der wichtigsten
Probleme und Krisen unsrer neuzeitigen Psychophysis. Und deshalb also, ich
wiederhole es noch einmal, müssen wir den Herausgebern seiner gesammelten
Schriften besonderen Dank wissen, daß sie uns quantitativ ein so reichliches
Material über diesen jungen Mann und Studenten von damals vermittelt und
uns seine Schriften so umfassend zugänglich gemacht haben! . . .
Fassen wir aber Conradis wertvollste Bedeutung, die ihn weit über das
Niveau seiner damaligen jüngstdeutschen Mitstrebcnden hinaushebt, z. B. hinaus-
hebt auch über Karl Henckel, der als Künstler, Dichter und Mensch eine so un-
gleich gesundere und glücklichere Entwickelung genommen ha», noch einmal kurz
zusammen, so wird sie sich folgendermaßen aussprechen: Nach dem großen Krieg,

zu Beginn des neuen Reiches, lebte sich die große romantische Persönlichkeit und Genialität mit einem letzten Aufflackern endgültig aus. Und das war das markante tragische Schicksal vor allem Nietzsches und Conradis. Ein neuer Mensch, und ein neues Werk, der positive, praktische, der unter allen Umständen nur noch „moder n" sein und das Problem der Modernität unter allen Umständen vollständig und endgültig klären wollte, war im Aufstieg; ein neuer Mensch, der eines Tages der vollendete Europäer sein wird, von dem Nietzsche mehr prophetisch gesprochen hat, als daß er ihn selber wirklich hätte begreifen und gestalten können, und den heute endlich die leidenschaftlichen Hymnen Emile Verhaerens über Europa hinjauchzen, ihn zum erstenmal mit vollstem Bewußtsein als einen in sich vollendeten Typ verkündend.

Zu diesem neuen, modernen Menschen und Europäer wollte die alte romantische Genialität, wie sie mit Nietzsche und auch mit Conradi ausstarb, hinüber; aber sie war zu heillos ihren Atavismen und Unwillkürlichkeiten verfallen, selbst da, wo sie sich an den Wissenschaften, die ihr, sehr kennzeichnend, viel zu blindlings imponierten, zur Kraftpose aufkrampfte, als daß sie über den Strich hinüber vermocht hätte, der sie von dem neuen Menschen, dem heute seiner letzten, deutlichsten Vollendung entgegenschreitenden Menschen des „Reiches", vem vollendeten Europäer, so tief und tragisch unüberschreitbar schied . . .

Freilich aber haben hier dieser letzte romantische Mensch und der damals aufkommende mechanistisch wissenschaftliche Naturalismus ihre Gemeinsamkeiten und Berührungspunkte.

Ihnen beiden eignete zunächst noch dieselbe skeptische Analyse. Freilich mit dem Unterschied, daß der letzte Romantiker sich mit ihr selbst endgültig zersetzte, während der werdende neue Mensch, das war seine keimende, zukunftskräftige Positivität und Dauerbürgschaft, mit ihr alles zersetzte, was noch als romantischer „Atavismus" in welcher Form auch immer in den Bereich des „Reiches" hereinragte. Das war bereits der Anfang und die Grundbedingung — trotz aller mechanistischen Roheit und allem robusten am wesentlichsten Vorbeihauen, trotz aller schonungslosen Negation, die aber auch mit allen möglichen sozialen Gebrechen aufräumte — jener endgültigen, vor allem religiösen Synthese, die wir in einer nicht mehr fernen Zukunft erreicht haben werden. Dann aber werden Naturen wie Nietzsche und Conradi, die sich immerhin mit einem letzten glücklichen Instinkt gegen die mechanistischen Plebejereien und Schiefheiten des materialistischen Naturalismus auflehnten und wehrten, der unter allen Umständen zu überwinden war, dastehen als überragende Märtyrer des neuen Überganges. Und in diesem Sinne also wird der Dichter der „Lieder eines Sünders" über- und weiterdauern; das wird, trotz allem und allem, sein Verdienst und Ruhmestitel bleiben . . .

Dr. R. F. Günther:

Worauf bemht die Vorherrschaft der Drei im Menschen?

i.

Zu den Dingen, welche uns nicht nur größeres Interesse abzwingen, sondern uns zum Nachdenken herausfordern, gehört unstreitig die unverkennbare Vorherrschaft der „Drei", unter welcher der Mensch steht.

Es bedarf nur des kurzen Hinweises, daß wir ihr ja durch das ganze Leben hindurch so außerordentlich häufig begegnen. Und nicht nur im alltäglichen Getriebe. Auf geistigem Gebiete und hauptsächlich in Religionssachen spielt die Dreizahl seit grauer Vorzeit eine hervorragende Rolle, so daß sich der Mensch gerade sein Heiliges, sein Hehres — seine Gottheit — in dieser Form vorgestellt hat.

Es ist außerdem nicht unwesentlich, schon an dieser Stelle anzuführen, daß der Mensch Raum und Zeit nur nach drei Richtungen hin zu begreifen befähigt ist: Höhe, Breite, Tiefe und Anfang, Fortsetzung, Ende; und daß ihm im Großen und Ganzen nur drei Faktoren zu Gebote stehen: Zahl, Maß, Gewicht, worauf schließlich alles beruht, was er baut, berechnet und mißt.

Es ist nicht zu leugnen, daß es ganz besonders die „Drei" ist, welche seit unendlichen Zeiten im Denken des Menschen eine große Kraft ausgeübt hat und von größtem Einflusse gewesen ist, — daß, wie Hermann Usener")
sagt, ein Trieb vorhanden gewesen ist, welcher „mit der Kraft eines Naturgesetzes im Menschen gewirkt haben muß".

Von Kindheit an nimmt die Drei beim Spiele mit

Ringel, Ringel, Reihe,
Wir sind der Kinder Dreie

und z. B. mit dreimaligem Abzählen wie:

Ubchen, Bübchen, Rübezahl,
Übchen, Bübchen, Knoll

eine bevorzugte Stellung ein. Schon für das Kindergemüt wohnt ihr Zauberkraft inne, denn

») Rheinisches Museum für Philologie. Herausgegeben von Franz Büchel« und Hermann Usener. 1903.

Wenn ich zähle eins, zwei, drei,
Muß mein Röcklein fertig sein!
Und den großen Umfang ihrer Herrschaft, wie sie bestanden hat und noch besteht, müssen wir täglich anerkennen.
„Aller guten Dinge sind drei", „In drei Teufels Namen", „Drei kommen selten überein", „Drei leben friedlich, wenn zwei nicht daheim sind", „Dreimal ist Bubenrecht", „Dreimal ist Schiffsrecht", „Dreemal is sin Recht", „Drei Übel schwer, sind Feuer, Weib und Meer", „Dreimal umgezogen ist halb abgebrannt".
Drei Finger werden zum Schwur aufgehoben. Wir haben ein dreimaliges Heiratsaufgebot, in manchen Gegenden dreimaliges Läuten vor dem Gottesdienst, ehedem dreimaliges Untertauchen bei der Taufe, heute dreimaliges Besprengen mit Wasser, dreimalige Aufforderung bei Versteigerungen, dreimaliges Anrufen von Wachtposten u. s. v. a.
Nicht bloß für die Jugend, sondern auch für Erwachsene ist bei allerlei Spielen die Drei vorherrschend.
Einen Menschen, dem die Natur an Körpergröße recht viel versagt hat, nennen wir einen Drei-Käse-Hoch. Und von dem, welcher in geistiger Beziehung zurückgeblieben ist, sagen wir, er könne nicht bis drei zählen.
Der Dritte im Bunde ist etwas so Alltägliches, wie die Einteilung von Predigten, Aufsätzen oder Reden in drei Teile, ebenso wie die Dreiteilung von Lehrling, Geselle und Meister, und die ähnlichen Abstufungen der Mitglieder von unzähligen Körperschaften aller Art, sowie das Nebeneinanderstellen oder die Steigerung von drei Symbolen in Wahlsprüchen u. s. fort.
Wie wir die Gesundheit des Freundes in dreifachem Hoch ausbringen, so weihen wir ihm als allerletzte Gabe drei Hände voll Erde, wenn er drei Tage nach dem Tode unter dreifacher Einsegnung zur ewigen Ruhe bestattet wird.
Die Dreizahl begegnet uns häufig in Gebeten und in Formeln von Beschwörungen und früheren „Besprechungen" von Krankheiten und hat einen hervorragenden Platz in Erzählungen, Sagen und Märchen (Drei Wünsche und dergl., Drei Auglein im deutschen Märchen).
„Wo drei versammelt sind in meinem Namen." „Der Hahn wird nicht krähen, bis du mich habest dreimal verleugnet." „Jesus, Maria, Josef."
In der Vereinigung von drei Tönen, im Dreiklang, erblickt die Tonkunst erst eine richtige Harmonie. Drei Farben, Roth, Blau, Gelb sind dem Maler bestimmt, um durch sie in Verbindung mit dem unentbehrlichen alles beherrschenden Weiß eine unendliche bunte Farbenreihe zu erreichen. Und die Baukunst kennt nur zu gut die große Wirkung, welche drei Öffnungen, drei Bogen usw., gegenüber einer Anordnung z. B. von zwei, auf das menschliche Auge hervorzurufen imstande sind. (Die edle Dreiecksform des antiken Giebels).

Die alten Mathematiker haben die Dreiheit von Voraussetzung, Behauptung und Beweis auf die heutigen vererbt.

Die Grammatik lehrt uns drei Geschlechter, drei Grade in der Steigerung und anderes derartiges. Die Logik stellt Thesis, Antithesis und Synthesis auf, und spricht von drei Tätigkeiten des Verstandes. Ferner sei das häufige Vorkommen der Dreizahl in den Gebräuchen der Philosophie und den uralten Symbolen der Freimaurerei erwähnt.

Auch der hohen Auffassung sei gedacht, welche die Pythagoräer von der Dreiheit hatten, die in der Trias, als Vereinigung des Monas und Dyas, etwas durchaus Vollkommenes sahen.

Und von dem Volke mit der ältesten Astrologie, die wir kennen, ist uns überliefert, daß sich bei den chaldäischen Magiern aus ihrem Sonnendienst die Dreiheit der Ilu: Ann, Bel, Ao entwickelt hat (Häckel).

II.

Besonders auffallend ist die Herrschaft der Drei in den Religionen und Mythen des ganzen Altertums. Dafür bringt eine Arbeit des Bonner Professors Hermann Usener „Dreiheit"*) eine Fülle von Belegen, welche er hauptsächlich bei den Griechen, dann aber auch bei den Mazedoniern, den Thrakern, Karthagern, Phrygern, Italikern, Kelten, Indern, Semiten, Ägyptern, Arabern, Skythen, Mongolen, Germanen, Slaven findet.

Die Griechen z. B. hatten drei Horen, drei Moiren, drei Chariten, drei Gorgonen, drei Kyklopen, drei Hekatoncheiren, drei Windgötter, drei Kroniden, drei Kabiren, drei Unterweltsrichter, drei Erinnyen, Harpyen, Hesperiden, dreimal drei Musen, deren es ursprünglich nur drei gab, usw. Auch gab es nicht zusammengehörige Dreiheiten: (Apollo, Asklepios, Hygieia), (Zeus, Athene, Apollo).

Obwohl die Berichte über die anderen Völker viel spärlicher als über die Griechen seien, so fänden sich bei den Karthagern: Juno Cälestis, Herakles und Iolaos, als „Kampfgötter": Ares, Triton, Poseidon, als „Kampfgenossen": Sonne, Mond und Erde, ferner eine besondere Götterdreiheit für die Dreiheit „Flüsse, Häfen und Gewässer". Die Phryger hatten die sogenannten 3 Helfer; die italischen Völker, die Etrusker, die Umbrer verehrten Götterdreiheiten, so auch die Römer: (Jupiter, Juno, Minerva), (Jupiter, Apollo, Diana). Crre» tortuuae, triÄ tata, tre» ?l>relle). Ebenso müssen die Kelten Götterdreiheiten gehabt haben; Teutates, Esus, Taranis werden zusammen genannt. Die Germanen hatten Odhin, Wili und We; die Inder: Brahma, Ziva, Vischnu und die Brüder

») Rheinisches Museum für Philologie. Herausgegeben «on Franz Biicheler und Hermann Ilsen«. 1903.

Ekat«, Dvita, Trita; die Semiten Baal, Aciz, Monimos; die Araber: die 3 Töchter Allahs.
Riesen, Drachen, Dämonen haben oftmals drei Köpfe, drei Leiber, drei Reihen Zähne, drei Zungen, drei Augen, drei Arme, drei Beine (Geryones, (Zerberus, Ehimaera, Typhon). (Der dreiköpfige Gott der Lukretier und der slavische dreiköpfige Triglav).
Neben den vielen Beispielen aus der Literatur zieht Usener eine große Anzahl solcher der darstellenden Kunst heran und weist an Denkmälern, Terrakottafiguren und Münzen der verschiedenen Völker das Vorhandensein der Dreiheit nach.
Nach eingehender Behandlung des Altertums bespricht er dann die christliche Zeit. Götterdreiheiten seien in das Christentum hinüber genommen, z. B. Pistis, Agape und Elpis, die Töchter der Sophia, und zeigt, daß sich auch hier in der darstellenden Kunst die Dreiheit erhalten hat. So kommt er nun auf das Dogma der Dreieinigkeit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und spricht sich darüber ganz deutlich aus: „Dasselbe ist nicht geoffenbart, sondern geworden; hervorgewachsen unter der Wirkung desselben Keimtriebes, den wir in den Religionen des Altertums walten sehen." „Es war im Altertum ein weitverbreiteter Trieb vorhanden, sich die Gottheit in der Form der Dreiheit vorzustellen, ein Trieb, der mit der Kraft eines Naturgesetzes im Menschen gewirkt haben muß."
Er stellt somit die Frage nach dem Ursprung des Triebes und nach der Quelle der Kraft im Menschen, welche ihn mit Gesetzes-Gewalt unter die Herrschaft der Drei stellt.
Man könnte nun wohl annehmen, daß ein Volk auf die Dreizahl verfallen sei und die andern einfach dieselbe nachgeahmt hätten. Denn dem häufigen Gebrauch der Drei im späteren täglichen Leben liegt natürlich zum großen Teil nur Nachahmung zugrunde. Allein von reinem Zufall und bloßem Nachahmen kann doch hier wohl nicht die Rede sein, weil schon die gleichmäßige Erscheinung bei allen uns voraufgegangenen Völkern auffallend genug ist.
Es dürfte nun eines Versuches wert sein, dem „Naturtriebe" nachzugehen, unter welchem der Mensch hat handeln müssen, und warum gerade die Drei für ihn von so großer Bedeutung geworden ist.

III.

Hierzu wird es nötig sein, daß wir unsere Sinne einer Betrachtung unterziehen und uns mit ihrer bisher allgemein üblichen Einteilung in: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen befassen.
Gefühl.
Wersprichtheutenochvonvier: — „den 4" Elementen?
Hat der Mensch denn wirklich nur die fünf Sinne? Warum sprechen wir eigentlich von einem Ortssinn, Ordnungssinn, Schönheitssinn, Kunstsinn,

Farbensinn, von einem besondern Sinn des Dichters, des Musikers, des darstellenden Künstlers. Hat nicht jeder Beobachter seinen ausgesprochenen Sinn? Wir kennen einen Scharfsinn und Schwachsinn, einen Eigensinn, Frohsinn und Leichtsinn, einen stumpfen, düstern, trüben Sinn, einen Sinn der Einbildung und des Wahnes.

Wie ist es mit der Sprache, wie mit der Liebe? Erstere, welche den Menschen so hoch über jedes Geschöpf erhebt, und welche uns den begnadeten Redner mit noch einem ganz besondern Sinn ausgestattet erscheinen läßt? Sollte hier die Fähigkeit unerwähnt bleiben, das in Worte zu kleiden, was wir innerlich fühlen? — Und ist auch das andere kein Sinn, worin sich das Höchste der Gefühle vom Menschen zum Menschen äußert, welches sich in unbegrenzte Selbstlosigkeit und Hingabe, ja, unter Umständen in Aufopferung bis zum Tode umsetzt? Es sind doch wohl alle jene vielfältigen geistigen Eigenschaften, welche im Menschen schlummern und nur der Ausbildung harren, um sich dann zu hoher Vervollkommnung auszugestalten, in ihrer Gesamtheit seine Sinne. Die Summe dieser geistigen Fähigkeiten, so zu sagen als Einheit, macht das innere Fühlen des Menschen aus, seine Seele.

Faust spricht von Glück, Herz, Liebe, Gott und sagt: „Gefühl ist alles". Damit meint Goethe auch nicht das äußere Gefühl, welches wir in den Nervenenden haben, den landläufigen fünften Sinn.

Wenn wir nun das ganze innere Fühlen als eine Einheit auffassen, so werden wir mit dem äußeren Fühlen dasselbe tun müssen. Dann aber gehört Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack in den großen Bereich des äußeren Gefühls.

Weil wir also unter Gefühl das ganze große Empfinden verstehen — von dem Tastvermögen in der Fußsohle anfangend, bis hinauf zu jener inneren Empfindung, welche es uus ermöglicht, auch über irdische Dinge hinweg, uns dem „Allerhaltenden", „Allumfassenden" zu nahen, dieser höchsten Betätigung der menschlichen Seele; — weil wir das alles unter Gefühl verstehen, d. h. weil wir dafür nur eine einzige Bezeichnung, nur ein Wort haben, so ist dasselbe zu viel umfassend, als daß wir hier von einem einzigen, dem fünften Sinne, sprechen könnten, — von Gefühl.

Für unsere Ausführungen ergibt sich, wie von selbst, eine Einteilung des Gefühls in Innengefühl und Außengefühl.

IV.

Von dem Außengefühl wollen wir also seinen drei Modifikationen: Sehen, Hören, Riechen näher treten. Wir müssen aber zuvor den „vierten" Sinn einer nicht unwichtigen Betrachtung unterziehen, den

Geschmack.

Der Geschmack nimmt für unsere Abhandlung eine ganz besondere Stelle ein, weil er nicht ganz selbständig erscheint, vielmehr als mit Riechen innerlich zusammen gehörig angesehen werden muß. Das natürlich nicht vom Standpunkt der Anatomie aus betrachtet. Gewiß unterstützen sich alle Sinne gegenseitig, jedoch nirgends ist die Abhängigkeit oder Zugehörigkeit so groß, wie zwischen Geschmack und Geruch.

Wir können hier an einem Vergleiche mit dem Tiere nicht achtlos vorbeigehen. Dasselbe lehrt uns täglich, daß es niemals etwas fressen wird, was seinem Geruche zuwider ist. Mit Bezug auf den Menschen aber sollten wir uns des wichtigen Umstandes erinnern, daß der Geschmack ihn zum großen Teile verläßt, sobald das Auge ihn in seinen Warnehmungen nicht unterstützt. Das spricht zu Ungunsten der Selbständigkeit des Geschmackssinnes, und bei Betrachtung über die anfängliche innere Ausgestaltung oder die erste geistige Entwickelung des Menschen verliert deshalb dieser Sinn an Wichtigkeit.

Ohne Zweifel hat beim Menschen früher eine ganz natürliche und unbestreitbare Vorherrschaft des Geruches gegenüber dem Geschmacke bestanden. Langsam ist jener zurückgegangen und dagegen der Geschmackssinn je mehr gewachsen, mit je größerem Fortschritte der Mensch aus seinem natürlichen, ursprünglichen einem „menschlichen" Zustande zustrebte. Etwa von der Zeit an, als er begann, seine Speisen zu kochen. (Heißes Fressen schädigt die Nase des Jagdhundes.)

Auf keinen Fall kann der Geschmackssinn bei unserer Betrachtung mit der Sinnendreiheit von Sehen, Hören, Riechen auf eine Stufe gestellt werden.

V.

Sehen, Hören, Riechen.

Diese Dreiheit erscheint nach jeder Richtung hin vollkommen selbständig. Schon anatomisch bietet, sowohl der u. opticu» und aeugticu» als auch der u. nltuctoriu», jeder das Bild eines durchaus selbständigen, einheitlichen Ganzen. Und was die Mächtigkeit, als Nervengebilde, angeht, so unterscheidet sich der letztere sehr wesentlich von den gustatorischen Nerven.

Vom physiologischen Standpunkte hebt sich die Dreiheit ganz besonders innerhalb des Rahmens des großen, allgemeinen Außengefühls heraus. Sie ist dabei von so gewaltiger Bedeutung für die geistige Entwickelung des Menschen, daß hier, wenn irgendwo, die Quelle der Kraft zu suchen ist, welche ihn gezwungen hat, die Herrschaft der Drei in so hohem Grade auf sich wirken zu lassen.

Der Mensch hört, sieht, riecht bekanntlich niemals aus sich heraus.
Nur was von außen her das Auge des Menschen berührt, sein Ohr trifft
und seinen Geruch reizt, das kann er sehen, das kann er hören, das kann er riechen.
Diese drei Sinne sind es in erster Linie, welche dem
Gehirn alles vermittelt haben, was das Innengefühl ausmacht.
Unser geistiges Auge kann nur das wahrnehmen, was ihm durch das körper-
liche zugeführt worden ist. Was durch das Auge seinen Weg zum Gehirn gefunden
hat, vergessen wir nicht leicht.
Können wir uns etwa einen Menschen als Maler denken, wenn er blind
geboren ist? Unmöglich!
Ebenso verhält es sich mit dem Ohr. Das Ohr steht andererseits wiederum
mit der Sprache, ihrer Entstehung und Entwickelung und so wieder mit allem,
was damit zusammenhängt, auf das innigste in Verbindung.
Ist ein Mensch als Musiker denkbar, wenn er taub geboren ist? Ebenso
unmöglich!
Und auch das letzte der Dreiheit, der Geruchsinn, ist von außerordentlicher
Bedeutung für den Menschen. Löst nicht jeder Geruch, der uns trifft, eine Erin-
nerung aus? Wie unendlich häufig und stark wirkt gerade das, was wir durch
die Nase empfinden, in ganz hervorragender Weise auf uns ein, so daß es wie eine
Erleuchtung in unser Inneres einzieht. Der harzige, würzige Duft des Waldes
in seinen vielen Abstufungen, der einschmeichelnde Duft von Blumen usw. in
seinen unendlichen Verschiedenheiten haben unstreitig bleibende große Eindrücke
hinterlassen. Ruft der Geruchsinn nicht gerade in ganz besonderer Stärke Bilder
aus vergangener Zeit in uns wach? Wie ist andererseits ein uns unangenehmer
Geruch imstande, unseren Unmut und Widerwillen in höchstem Maße zu erregen!
Und Auge und Geruch vereinigen sich, um gelegentlich ein Gefühl des tiefsten
Abscheus und Ekels in uns hervorzurufen.
Worauf beruht beim Hunde denn sonst das Erinnerungsvermögen, das
Gedächtnis an seinen Herrn,als auf seiner Nase?
Mit jenem, heute beim Menschen hoch entwickelten Teil des äußeren Gefühls,
mit dem Tastsinn, verhält es sich ähnlich wie mit dem Geschmacke. Wie dieser
hat auch jener sich erst langsam und ganz allmählich zu der jetzigen Höhe entwickelt.
Auch für ein selbständiges Tasten und Greifen sind die drei Sinne unerläß-
liche Vorbedingung.
Gerade deshalb aber dürfen wir über dem heutigen Stande dieser Sinne
den, für längst vergangene Zeiten, gewaltigen und ursprünglichen Einfluß von
Sehen, Hören, Riechen nicht vergessen.
Welche Stellung nimmt denn z. B. bei den höheren Tieren der Tastsinn ein,
und welche Stellung dagegen der Gesichts-, Gehör-, Geruchsinn, ohne die wir
uns doch, wie gesagt, ein höheres Tier gar nicht denken können.

Was der Tastsinn in anderer Hinsicht, z. B. für die Fortpflanzung usw. etwa zu bedeuten hat, ist natürlich eine andere Sache, ebenso wie das ganze äußere Gefühl mit Einschluß des Tast-, Gleichgewichts-, Temperatursinns usw. für die Ausgestaltung des äußeren Menschen von allergrößter Wichtigkeit sicherlich gewesen ist. Was alles zur Entwickelung des Menschen in bezug auf seine äußere Form, seine Gestalt, sein Aussehen beigetragen hat, davon kann hier selbstverständlich keine Rede sein.

Nun ist es uns obendrein vollkommen klar, daß es ein mißliches Ding ist, bei Entwickelung überhaupt von etwas ähnlichem wie von einem Abschlusse oder einem Höhepunkte zu sprechen.

Eins schließt das andere ja eigentlich aus.

Denn ganz im stillen hat sich gestern ein Keim angesetzt. Über Nacht hat er sich entfaltet. Am Morgen war er größer. Er ist gewachsen, er wächst weiter. Ohne Unterbrechung. Kein Absatz. Nichts Sprunghaftes. Ganz allmählich, für unsere Sinne unmerklich, vollzieht sich jeden Augenblick das gleiche Wunder. — Scheinbar ohne Ende!

Wir heben ausdrücklich hervor, daß es uns selbstredend niemals beikommen kann, irgend einem, selbst dem kleinsten Gehirnteilchen, dem unscheinbarsten Nervenendchen seine unbedingte Wichtigkeit nach jeder Richtung hin nicht voll zuzuerkennen.

Denn daß bei der Entwickelung des Menschen alles zusammenwirkt, alles hat zusammenwirken müssen, ist nur zu natürlich.

Wir bleiben uns dabei also dessen vollkommen bewußt und halten daran fest, daß die Entwickelung eines jeden Organismus und so auch natürlich die des Menschen ein geschlossenes Ganzes darstellt und daß die innere z. B. nicht auf Kosten der äußeren und umgekehrt etwa eine Bevorzugung erfahren haben soll. Aber, da nur die drei so starken Nerven den Hauptverkehr mit der Außenwelt ermöglichen und diese von der größten Wichtigkeit gewesen sind und sind, was Aufnahmefähigkeit und Weitergabe des Aufgenommenen an das Gehirn betrifft, so gibt das doch zu denken, ob sie es nicht gewesen sind, welche ein Bewußtsein für die Drei haben aufkommen lassen.

Wie sich das zugetragen hat, wann dazu der erste Anstoß gegeben worden ist, welcher Mensch wäre imstande, das zu ergründen?

Wann zog bei dem Menschen das erste Gefühl der Trauer, wann das erste Gefühl des Jubels ein? Wer weiß, wann die erste menschliche Träne geflossen ist? Was können wir davon wissen, wann die ersten Ansätze seelischer Regungen von Kummer, Sorge, bewußter Teilnahme, herzlicher Freude entstanden sind?

Es kann also hier bloß die Absicht bestehen, die Rolle von Sehen, Hören, Riechen, welche diese Dreiheit für das Innengefühl besitzt, hervorzuheben.

Nach unserem Dafürhalten gibt es eben nichts, was dieser Dreiheit den

Rang streitig machen dürfte. Sie ist die älteste und gleichzeitig nachhaltigste Quelle aller inneren Entwickelung im Menschen.
Das ist es, um was es sich im wesentlichen bei diesen Ausführungen Handell.
Deshalb noch einmal:
Sehen, Hören, Riechen nur in bezug auf die innere Ausgestaltung. . ,:
Wenn man unserer Auffassung von der Wichtigkeit von Sehen, Hören, Riechen näher tritt, wird man sich sagen müssen, daß es sich hier um einen nicht zu unterschätzenden Faktor handelt. Die Dreiheit von Sehen, Hören, Riechen, gleichsam wiederum ein Ganzes für sich darstellend, hat, was wir glauben hinreichend dargetan zu haben, den unleugbar gewaltigsten Einfluß auf das Innenleben und das Innengefühl, welche wir unbedingt anerkennen müssen.
Alles, was der Mensch innerlich empfindet, was er seelisch fühlt, das ist ihm von außen her durch diese drei Sinne, Modifikationen des Gesamt-Außengefühls, vermittelt worden.
Nun müssen wir annehmen, daß in dem Urzustande des Menschen die Zentren für diese drei Sinne (die eigentlich wie beim Tier anfänglich nur der Erhaltung der Art galten) außerordentlich stark ausgeprägt gewesen sind und die anderen in den Schatten gestellt haben. Dieselben haben, sich dann, nachdem sie lange Zeit in vorherrschender Stärke bestanden hatten, durch die unendlich vielen Eindrücke im Verlaufe von unmeßbaren Zeitläuften abgeschwächt. Die Quellen aber, deren unversiegbare Kraft wir immer und immer staunend bewundern müssen, sie sprudeln unaufhörlich weiter.
In der geistigen Entwicklung, welche dem Menschen gegenüber anderen Geschöpfen beschieden war, konnten diese drei Hauptsinnr unmöglich ihre alte Kraft bewahren. Je mehr die Lebensbedingungen sich in etwa zivilisierten Verhältnissen genähert haben, — wenn auch anfangs natürlich ganz langsam, — um so mehr mußte das Ursprüngliche und Natürliche zurücktreten.
Und die ersten und stärksten, so zu sagen die Iugendeindrücke haben den Menschen nicht verlassen, sie haben ihn immer und durch alle Phasen begleitet.
An sie haben wir nach unserem Dafürhalten zu denken, wenn wir nach dem Uranfang des, sowohl das Altertum, wie auch uns noch beherrschenden Einflusses der Drei suchen sollen.
Von dem Uranfange des Menschen bis zu seiner heutigen Entwickelung sind natürlich Zeiträume nötig gewesen, von denen sich menschlicher Verstand nur sehr schwer eine Vorstellung machen kann. Und zwar handelt es sich dabei um Zeitbegriffe, denen gegenüber die allerältesten Kulturvölker, von denen wir überhaupt Kunde haben, als junge Geschlechter erscheinen müssen.
Bei derartigen Betrachtungen können wir im Zurückdenken nicht bei jenen Völkern stille stehen, aus deren Zeit uns Überreste von großartigen Bauten über-

liefert sind, — wo Arbeiten in edlen Metallen etwas Geläufiges waren —, wo prunkende Gewänder von Fürsten und Reichen des Landes getragen wurden, — wo hervorragende Männer sich unvergängliche Namen gemacht haben.

Wenn man 500 Jahre vor Christus in Griechenland schon der Ansicht war: n <ivi« pe?, und man, wie nicht zu bezweifeln ist, damit den Begriff verbunden hat, daß, wenn alles im Flusse ist, sich auch alles entwickeln und umbilden muß, so ist ja doch im Grunde genommen in geistiger Beziehung der Unterschied zwischen jener Zeit und heute nicht groß.

Also bei solchen Völkern haben wir nicht etwa den Ursprung und den Uranfang des Triebes zu suchen, der mit der „Kraft eines Naturgesetzes" gewirkt haben muß, sich die Gottheit in der Form der Dreiheit vorzustellen. Das alles tritt nur auffallend und lebhaft bezeugt in historischer Zeit zutage.

Auf die Religionen des Altertums hat jener Trieb, nach dem gefragt worden ist, nur nachgewirkt.

In eine selbstredend vorgeschichtliche, altersgraue Vorzeit müssen wir hierbei unsern Geist versenken, in eine Zeit somit, in welcher die Sinnendreiheit noch in ihrer alten Stärke bestand, oder in welcher nun vielleicht andere aufkeimende, geistige Fähigkeiten begannen, jener den Rang streitig zu machen.

Aber bei den Babuloniern, den Indern oder gar den „alten" Griechen und Römern mache man nicht halt.

Beim Zurückdenken möge man nicht vergessen, sich dabei zu vergegenwärtigen, welche Stärke in jener Sinnendreiheit damals ruhte und wie sie auf den Menschen eingewirkt hat, als er in einem ursprünglicheren Verhältnis der Natur gegenüber stand.

Können wir Menschen uns etwa einen wirklichen Begriff von der Nase und dem Spürsinn des Hundes machen, von dem scharfen Auge des Raubvogels, von dem feinen Gehör der Gemse? Nein!

Und doch müssen wir an die Schärfe dieser Tiersinne denken, wenn wir uns die Menschen jener allerersten Zeit vergegenwärtigen wollen. Wir können von ihr, wenn auch nur annähernd, doch wohl einen Begriff bekommen, wenn wir beobachten, welche verhältnismäßig bedeutende Höhe bisweilen auch heute beim Menschen ein Sinn erreicht, falls der andere Sinn, welcher ihn sonst unterstützt, ausbleibt.

Welche Schärfe besitzt z. B. das Auge des Taubstummen, wenn es mit Sicherheit die Worte vom Munde des andern abliest.

Was das Ohr des Gesunden täglich und stündlich umschwirrt, muß in diesem Falle das Auge mit aufnehmen und dem Gehirn allein zuführen.

Und wie leistet andererseits das Ohr des Blinden nicht oftmals vollen Ersatz für die Wahrnehmungen, welche das Auge sonst mit aufgenommen hätte.

Diese Kraft, welche Sehen und Hören gelegentlich erreichen, mag uns ein kleiner

Hinweis sein und ein schwaches Bild geben von dem einstigen Zustande von Sehen und Hören.

Und wie wir vorher schon sagten, auch das Dritte, der Geruchsinn, hat ohne Zweifel für den Menschen von einst in ganz anderer Stärke bestanden, als heutzutage. Vergleiche mit dem Tiere zwingen uns zu der unabweislichen Annahme. Wie allerlei Umbildungen, mehr äußerlich, an unsern Organen vor sich gegangen sind, so hat sich auch innerlich naturgemäß dasselbe vollzogen. Haben unsere Ur-Urahnen der Natur nicht mit ganz anderen schärferen, dabei aber ungetrübteren Sinnen gegenüber gestanden, als die Menschen von heute? Als der Geist bei ihnen erwacht war, da vernahm ihr Ohr Waldesrauschen, Quellengemurmel und alles, wovon auch immer die ganze Natur in Tönen wiedererklingen mag, in eigener Art und jedenfalls weit anders als wir. Und sahen ihre Augen nicht im alternden Baume, im stürzenden Wasserfalle, am gestirnten Himmel Gestalten, welche wir beim besten Willen mit unsern nüchternen Augen heute nicht mehr zu erblicken imstande sind!

VI.

Wie die Natur dem fragenden Menschen hundert Rätsel aufgibt, so wird ihm auch bei der aufgeworfenen Frage eine sichere Antwort versagt sein. Wir können aber wohl durch Betrachtungen über die Wichtigkeit von Sehen, Hören, Riechen, namentlich was ihren Einfluß auf die Entwickelung des Menschen angeht, zu dem Schlusse kommen, daß in der breiten Anlage dieser drei Sinne, welche dem ursprünglichen Menschengehirn gegeben ist, die Vorherrschaft der Drei sehr wohl begründet sein kann.

Wir wollen uns aber bei dieser Gelegenheit noch des schon erwahnten Umstandes erinnern, daß die Drei in anderer Hinsicht einen großen Einfluß auf den Menschen ausübt, weil er nur drei Maße in bezug auf Raum und Zeit zu begreifen imstande ist.

Sollte hier, d. h. zwischen den drei Hauptsinnen und dem dreifachen Begreifen von Raum und Zeit für den Denkenden gar kein Zusammenhang bestehen? Ist jene wichtige Erscheinung nicht schwerwiegend genug, sie in den Vordergrund zu rücken, daß der Mensch weit mehr noch, als man glaubt, unter dem Einfluß der drei Hauptsinne steht? Und sollte man den ursprünglichen Grund auch hierfür nicht ebenfalls in der ursprünglichen Kraft des Gesichts-, Gehör- und Geruchsinnes erblicken?

Nicht etwa in dem menschlichen Willen hat es gelegen, so oder so zu denken und zu handeln, sondern innerhalb der ihm gesteckten Grenzen konnte er nur so und nicht anders denken und handeln. Von so und so vielen Begriffen

hat er sich nicht die der Höhe, Breite, Tiefe ausgesucht,
sondern aus seinem nun einmal so beschaffenen Gehirn
konnten eben nur diese drei Begriffe entspringen.
Nachdem bei den Menschen die drei Sinne zum Bewußtsein durchgedrungen,
haben spätere Geschlechter ganz unter ihrer Herrschaft gestanden und selbst-
redend unbewußt denselben folgen müssen. — Dem Ende der „primitiven Mensch-
heit" und dem Anfang der Epoche des Hnmo »apwn» ist damit ein unverkennbarer
und unaustilgbarer Stempel aufgedrückt.
Das Wunderbarste von allem, was auf Erden sich umgebildet hat, tritt un^
in der Entwickclung des Menschen entgegen. In ihr ruht ein Funke von jenem
unbeschreiblichen Erhaben-Großen, etwas von dem für den Menschenverstand
Unfaßlichen: Nämlich, daß er sich von seinem ursprünglichen Standpunkte soweit
entfernen und sich zu einer Höhe erheben konnte — oder sollte —, welche ihm
gestattete, seinen Geist in die großen Wunder der Natur zu versenken, und über sich
selbst, seine Entwickelung und seine Fähigkeiten nachzudenken.

VII.

Ein Rückblick möge die Ausführungen dahin zusammenfassen. Wenn wir uns
einfach damit, daß der Mensch Zeit und Raum nur durch drei Ausdehnungen
begreifen kann, als mit einer nackten Tatsache abfinden wollen, dann ist selbst-
redend alles Nachdenken unnötig. Und will man annehmen, es sei Zufall, daß
die Drei auf alle uns voraufgegangenen Völker gleichmäßig in so bezeichnender
Weise eingewirkt habe, so bedarf es natürlich gleichfalls keines Herantretens an
die Frage nach dem Trieb, „der mit der Kraft eines Naturgesetzes gewirkt haben
muß", — diese Frage, welche ein Mann, wie Hermann Usener, gestellt hat.
Während das höhere Tier bei der Ernährung und bei der Fortpflanzung wrbl
hauptsächlich unter der Einwirkung des Geruchsinnes steht, und bei ihm Auge
und Ohr, wie es scheint, noch keine so große Rolle spielt, ist, wie schon gesagt,
jener beim Menschen allmählich mehr zurückgetreten. Die ursprüngliche Kraft
waltet aber immer noch nach. Dafür befähigt ihn um so mehr Auge und ?br,
auch geistig zu sehen und zu hören.
Sollte es also überhaupt möglich sein, eine annähernd denkbare Erklärung
für die Vorherrschaft der „Drei" beim Menschen zu geben, so dürfte sie auf
der Erkenntnis beruhen, welche ganz ungeheuere Wichtigkeit die drei Hauptsinnc
auf die innere, die geistige Entwickelung des Menschen — des Knnio »apien3 —
von Anfang an besessen haben.
Sie sind drei starken Gewölben vergleichbar, auf denen sich in fortschreitender
Ausgestaltung das bewunderungswürdige Gebäude — Geist oder Seele des
Menschen — aufgerichtet hat. In den Gehirnzentren, den Grundsteinen dieses
Baues, liegen jene zum Bewußtsein gewordenen Eindrücke. Sie sind von Ge-

schlecht zu Geschlecht übernommen und haben durch Vererbung immerfort nach-
gewirkt.
In der zunehmenden Kraft, mit welcher und wie sich die drei Sinne bei
der stetigen Entwickelung des Menschen geäußert haben, dürfen wir etwas von
einem Triebe oder Gesetze suchen, nach welchem sich dieselbe vollzogen hat.
Daraus dürfte sich denn auch wohl folgern lassen, daß der Mensch —
bei seiner ganzen Anlage, seinem großen Abhängigkeitsgefühle und bei dem
daraus entspringenden Wunsche, etwas Höheres über sich zu wissen, von welchem
er Hilfe erflehen, und zu dem er betend sich erheben könne — daß der Mensch
von einst vor allen Dingen gezwungen war, das Gewaltige, das Heilige, was
ihn erfüllt hat — seine Gottheit — sich in der Form der Dreiheit vorzustellen.

A. Fürst:

Der Aufbau des Weltalls.

Der Welt des Altertums war es leicht begreiflich, daß das Gehirn eines
Menschen Gedanken von ungeheurer Größe hegen und verarbeiten konnte. War
doch für die Alten der Mensch der Mittelpunkt des Alls, die Krone und der
Zweck der Schöpfung. Da mußte es ihm wohl ein leichtes sein, das gesamte
All zu begreifen. Wir sind hierin bescheidener geworden. Wir haben das anthro-
pozentrische System längst aufgegeben, wir wissen, daß der Mensch nur einen
sehr unbedeutenden Platz in der Schöpfung einnimmt, daß er rohen und geheim-
nisvollen Naturgesetzen ebenso hilflos unterworfen ist, wie irgend ein anderes
Wesen. Dennoch wagt die Menschheit auch heutzutage noch Gedanken hervor-
zubringen, die weit über die Grenzen des Bezirks hinausgehen, in den die Natur
uns eigentlich bannen wollte. Hin und wieder flammt eine Idee auf, so groß und
so machtvoll, daß sie allein genügen müßte, um das bescheidene Geschöpf Mensch
zu einem König im All zu machen.
Solch ein Geistesblitz von gottähnlicher Größe ist der Gedanke von der
Einheit im Aufbau des Weltalls. Er ist lange schon in der Welt, aber erst seit
kurzer Zeit sind auch einige Beweise für seine Richtigkeit in unseren Händen.
Wir nähern uns dem Begriff der Urmaterie, das heißt, wir versuchen uns den
einen Grundstoff vorzustellen, aus dem allein alles Gewordene wahrscheinlich
hervorgegangen ist. Ein kühnes Unterfangen, dessen Gelingen aber doch schon
recht wahrscheinlich ist.

Als erstes haben wir erkannt, daß alle Weltenkörper, mögen sie auch Milliarden Meilen voneinander entfernt sein, eine Einheit bilden. Wir wissen, daß es auf keinem Stern, auch nicht auf der Sonne, irgend einen Stoff gibt, der sich nicht auch auf der Erde vorfände. Der große Helfer, der den Weltenraum überbrückt und uns die Sterne so greifbar nahe rückt, ist ein höchst einfacher Apparat. Es ist das von Kirchhoff erfundene Spektroskop. Sein Hauptbestandteil ist ein Prisma, ein Stück Glas von dreieckigem Querschnitt. Läßt man in ein dunkles Zimmer durch ein kleines Loch in der Fensterjalousie einen Sonnenstrahl fallen und stellt in dessen Bahn ein Prisma, so sieht man auf einem dahinter angebrachten Papierblatt, daß der bisher weiße Sonnenstrahl sich in ein breites farbiges Band auseinandergezogen hat. Statt des in seinem Querschnitt punktförmigen Strahls vor dem Prisma erscheint auf dem Papier ein Streifen, der nacheinander die Farben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Dunkelblau, Violett zeigt. Diese Farbenskala nennt man das Spektrum. Alle weiß brennenden irdischen Lichtquellen zeigen, durch das Prisma betrachtet, diese Zerlegung in die Speltralfarben. Glühende Gase oder Dämpfe aber geben nicht das ganze Spektrum, sondern nur einzelne helle Linien, die auf schwächer leuchtendem Grund stehen. ' Läßt man zum Beispiel in einer Gasflamme eine kleine Menge von Natrium, einem Element, das im Kochsalz vorhanden ist, verdampfen, so verschwindet das ganze Spektrum bis auf eine schmale gelbe Linie. Diese gelbe Linie tritt überall da auf, wo Natrium verdampft. Sie ist also für Natrium charakteristisch, das heißt, überall da, wo sie auftritt, kann man annehmen, daß Natrium vorhanden ist. Noch der dreimillionste Teil eines Milligramms Natrium ist durch sie nachweisbar. Wasserstoff zeigt eine rote, eine grüne und eine violette Linie, Thallium eine schöne Linie im Grün. So hat man allmählich alle Grundstoffe durchforscht und für jeden die charakteristischen Spektrallinien festgestellt.

Nun richtete man das Prisma auf die Sonne und begann deren Spektrum nach einer von Fraunhofer angegebenen Methode auf die charakteristischen Linien hin zu untersuchen. Man fand, daß auf der Sonne dieselben Stoffe vorhanden sein müssen, wie auf der Erde, denn es traten nur die bereits bekannten Spektrallinien auf. Mit einer Ausnahme freilich. Man fand die Linie eines Stoffes, den man bisher auf der Erde nicht kannte. Er erhielt darum den Namen Helium, nach dem griechischen Wort Helios gleich Sonne. Und es dauerte nicht lange, so sollte gerade das Helium, das der Theorie von der Einheit der Materie zu widersprechen schien, deren beste Stütze werden. Denn vor kurzer Zeit hat der berühmte englische Forscher Sir William Ramsay das Helium als einen Bestandteil der Luft auch auf der Erde gefunden. Ein gründlicherer Beweis für die Richtigkeit der Folgerungen, die man aus den Ergebnissen der spektralanalytischen Beobachtungen gezogen hat, konnte nicht erbracht werden.

Der monumentalen Einheit im Aufbau der Weltenkörper, die im vorhergehenden gezeigt worden ist, läßt sich ein ähnliches Bild von der Struktur der

Körper auf der Erde selbst gegenüberstellen. Wir werden sehen, daß schließlich alles, was uns umgibt, auf einen Uranfang sich zurückführen läßt.
Es ist allgemein bekannt, daß die außerordentlich große Zahl der uns umgebenden Stoffe sich durch die chemische Zerlegung auf verhältnismäßig wenige Grundstoffe zurückführen läßt. Diese Baumaterialien oder Grundstoffe nennt man Elemente. Wir kennen deren nur einige dreißig, und der Chemiker ist imstande, durch bestimmte Mischungen einzelner unzählige neue zusammengesetzte Stoffe aus ihnen aufzubauen.
Mit mehr als dreißig Elementen aber haben wir noch lange keine Einheit.
Und in der Tat schien es noch vor wenigen Jahren so, als wenn es nicht möglich sein würde, eine einfachere Formel für das Geschaffene zu finden. Jedes der Elemente galt als ein Grundstoff, der auf keine Weise in einen anderen übergeführt werden kann. Man vermochte jedes Element in seine kleinsten Teile zu zerlegen, in Partikelchen von einer Kleinheit, die eigentlich schon jenseits der Grenze unserer Erkenntnisfähigkeit lag. Aber wenn man von jedem Element eines seiner allerkleinsten Teilchen nahm, so hatte man doch immer noch einige dreißig Uranfänge und war von einer Grundeinheit, aus der sich alles Gewordene aufbauen sollte, noch unendlich weit entfernt.
Doch man ahnte, daß sich wohl noch etwas Einfacheres finden lassen würde, und plötzlich erschien der Wundertäter, der uns der Erfüllung einen gewaltigen Schritt näher bringen sollte. Vor wenigen Jahren entdeckte Frau Curie in Paris das Element Radium, und dessen bisher ganz unbekannte, alle Anschauungen verändernde Eigenschaften waren es, die wenigstens den Weg zu dem Urstoff wiesen.
Um das verstehen zu können, müssen wir uns ein wenig näher mit den kleinsten Teilen der Elemente beschäftigen.
Wenn man einen Körper, der kein Element ist, immer weiter zerlegt, so kommt man schließlich an eine Grenze, jenseits deren die Einzelteile des Körpers nicht mehr dieselben Eigenschaften aufweisen wie der ganze Körper. Die kleinsten Teilchen, die man bei der Zerlegung gewonnen hat, nennt man Moleküle. Sie sind bereits von so geringer Ausdehnung, daß wir nicht hoffen können, sie jemals selbst durch das beste Mikroskop mit unseren Augen zu erblicken.
Daß es sich bei diesen Molekülen um sehr kleine Teilchen handeln muß, oder mit anderen Worten, daß die Teilbarkeit der Materie eine sehr weitgehende ist, dafür führt Himstedt aus der Erfahrung des täglichen Lebens mancherlei Belege an. Wie minimal mögen die materiellen Teilchen sein, durch welche die Nase des Jagdhundes das Wild auf hundert Meter Entfernung und mehr ausfindig macht. Eine winzige Menge Moschus genügt, um ein ganzes Zimmer mit dem bekannten Duft zu erfüllen. Wenn man ein Gramm Moschus auf einer empfindlichen Wage abwiegen und dann eine Stunde lang in einem Saal liegen lassen würde, so würden alle, selbst die am entferntesten Ende des Raumes Sitzen-

den, den Moschusgeruch wahrnehmen können, und dabei würde eine neue Wägung zeigen, daß das Gewicht des aufgelösten Moschus noch nicht um ein Tausendstel Gramm abgenommen hat. Also eine Menge Moschus, die vielleicht so groß ist wie ein Stecknadelknopf, hat sich in so viel feine Teilchen gespalten, daß überall im Raume einige davon zu finden sind. Es ist deshalb wohl ohne weiteres verständlich, daß man die Größe, den Durchmesser der jedenfalls noch viel kleineren Moleküle nicht direkt mit dem Zentimetermaß auch nicht unter Zuhilfenahme des Mikroskops hat messen können, sondern daß man diese Größe nur auf indirektem Wege ermitteln konnte. Sehr komplizierten und geistreichen Rechnungen zufolge beträgt der Durchmesser eines Moleküls der Luft, wenn man es als kugelförmig auffassen will, kaum drei Zehnmillionstel eines Millimeters.

Man ist auch imstande gewesen zu berechnen, wieviel Moleküle in einem bestimmten Raum enthalten sind. Lochschmidt hat zuerst berechuet, daß in einem Kubikzentimeter, also in einem Raume, der kaum halb so groß wie der Hohlraum eines kleinen Fingerhutes ist, unter normalen Verhältnissen des Druckes und der Temperatur sich 21 Trillionen Luftmoleküle befinden. Wenn man diese enorme Zahl hört — sie hat 21 Nullen — so meint man, daß die Moleküle ganz dicht aneinander gedrängt in dem engen Raume liegen müssen. Das ist aber sicher nicht der Fall. Wenn wir imstande wären, die Moleküle zu sehen, so würden wir, sagt Professor Himstedt, bei einem Blick in den kleinen Raum glauben können, in einen dichten Mückenschwarm zu sehen. Wohin wir schauen, überall eine Mücke, jede aber hat reichlich Platz, um sich herumtummeln zu können.

Doch ein Molekül ist durchaus noch nicht ein einheitlicher Körper. Das Molekül der Schwefelsäure z. B. muß, da es dieselben Eigenschaften hat, wie die Schwefelsäure selbst, in einem unfaßbar winzigen Raum alle die Teile miteinander vereinigt enthalten, die zusammen erst Schwefelsäue ergeben. In ihm muß ein Teil Schwefel mit zwei Teilen Wasserstoff und vier Teilen Sauerstoff verbunden sein. Wenn man auf chemischem Wege das Molekül zerspaltet, so erhält man Atome. Ihre unendliche Kleinheit galt bis vor nicht langer Zeit »ls das letzte, eine weitere Teilbarkeit schien ausgeschlossen, man hielt sie für das feinste der Materie, aus dem die Welt geschaffen wurde.

Und heute wissen wir, daß auch das Atom ein komplizierter zusammengesetzter Körper ist. Die Elektrizitätstheorie hat uns gezwungen, Einzelteile eines Atoms anzuerkennen.

Wenn wir durch eine luftverdünnte Glasröhre einen elektrischen Strom schicken, so sendet diejenige Stelle der Röhre, die mit dem negativen Pol der Stromquelle verbunden ist, die Kathode, Strahlen aus. Was ist nun ein solcher Kathoden-Strahl? Gewiß kein gewöhnlicher Strom, denn dieser geht ja, wie wir wissen, immer auf dem kürzesten Wege vom positiven zum negativen Pol, während der Kathoden-Strahl in der evakuierten Röhre stets genau geradeaus läuft, auch

wenn der andere Pol, Anode genannt, irgendwo an der Seite der Röhre ange-
bracht ist. Dieser seltsame Strahl ist auch kein Licht, denn er läßt sich durch einen
Magneten ablenken, und er ist auch keine Schwingung des Äthers. Denn wenn
der Kathoden-Strahl einen festen Körper auf seiner Bahn trifft, so kann er
durch diesen nicht hindurch. Außerhalb der Glaswand der evakuierten Röhre ist
eine Kathodenstrahlung nicht mehr vorhanden. Es bleibt also nur übrig, anzu-
nehmen, daß von der Kathode allerfeinste körperliche Teilchen ausgesandt werden,
und zwar sind diese Teilchen negativ elektrisch geladen, wie sich durch Erperiment
äußerst leicht feststellen läßt.

Man hat diese kleinen Partikelchen Elektronen genannt. Sie fliegen mit
der ungeheuren Geschwindigkeit von etwa 400 000 Kilometern in der Sekunde
von der Kathode fort, und wo sie in fürchterlichem Anprall die Glaswand treffen,
erzeugen sie höchst seltsame Ätherschwingungen. Das sind die Röntgenstrahlen.

Um die negativ geladenen Elektronen innerhalb des Atoms, dessen Teile sie
sein müssen, für gewöhnlich zu binden, muß irgendwo im Atom eine positive
Ladung vorhanden sein. Und in der Tat zeigt es sich, daß von der Kathode, wenn
man ihre Scheibe mit feinen Kanälen durchbohrt, nach rückwärts positiv geladene
Partikelchen ausgesandt werden, in den sogenannten Kanalstrahlen. Die Ge-
schwindigkeit dieser Kanalstrahlen ist jedoch viel geringer als die der Kathoden-
Strahlen, so daß vermutet werden muß, daß die positiv geladenen materiellen
Teilchen viel größer sind als die Elektronen.

Man darf also annehmen, daß sich in jedem Atom ein positiver Kern befindet,
um den die negativen Elektronen gelagert sind. Es ist klar, daß die Masse eines
Elektrons, dieses Teils des schon so unfaßbar kleinen Atoms, äußerst gering sein
muß. Man nimmt an, daß sie V-«« eines Wasserstoffatoms, des kleinsten aller
bekannten Atome, beträgt.

Wie winzig solch ein Wasserstoffatom ist, kann man am besten aus der folgen-
den vergleichenden Berechnung erkennen. Denkt man sich auf der einen Seite
einer Wage einen Kubikzentimeter Wasser, also so viel, wie etwa in einen halben
Fingerhut hineingeht, so muß man nach Angabe von Professor Lecher auf die
andere Seite dieser Wage eine Quadrillion — das ist eine Zahl mit 18 Nullen —
Wasserstoffatome legen, damit Gleichgewicht besteht. Von diesem verschwindenden
Bruchteilchen der Materie also ist das Eletron der zweitausendste Teil. Sein
Durchmesser beträgt nach den Feststellungen von W. Wien drei Billionstel eines
Millimeters. An diese Körperlein ist ständig Elektrizität gebunden, sie sind die
Träger dieser machtvollen Naturerscheinung und wahrscheinlich auch der Wärme.

Gleich wie im Weltenraum die Sterne in geschwungenen Bahnen um die
Sonne kreisen, so sausen innerhalb eines Atoms die Elektronen in Kreisbahnen
um den positiven Kern. Der Raum innerhalb eines Atoms bietet ihrer Kleinheit
noch genügend Platz zu komplizierten Bewegungen. Und so sehen wir vom Aller-

kleinsten bis zum Allergrößten eine ungeheure Einheit des Weltalls. Sonnensystem und Atom, die am oberen und am unteren Ende der Schöpfung stehen, sie sind ein Gleiches, dieselben ewigen Gesetze lassen Weltenkörper und Elektronen die gleichen Kreise ziehen, bis dereinst das Universum, dem jedes von ihnen angehört, in Trümmer fällt, das Sonnensystem so gut wie das Atom.

Die zentrifugalen Kräfte, die die Planeten verhindern, in die Sonne zu stürzen, erlahmen allmählich im Laufe der Iahrmillionen. Dann geht das Weltsystem unter. Und in ähnlicher Weise vermag nach einer Zeit, die wir nicht abschätzen können, der positive Kern des Atoms die Elektronen nicht mehr mit genügender Kraft anzuziehen. Dann stieben die Elektronen auseinander hinaus in den Weltenraum, das Universum des Atoms ist zerfallen. Wir kennen eine Substanz, deren Atome sich gerade im Zustand des Zerfalls befinden. Es ist das Radium. Dessen zerstiebende Atome bilden merkwürdige Strahlen von ganz eigenartigen Wirkungen.

Man hat jetzt guten Grund zu der Annahme, daß alle Elemente einem solchen Atomzerfall unterliegen. Nur geht er bei keinem so rasch vor sich wie beim Radium. Bei diesem wurde der Zerfall uns kund, durch die ungeheure Lebhaftigkeit, mit der er sich abspielt. Wenn die Atome langsamer zerfallen, haben wir kein Mittel mehr, das zu bemerken. Auch nicht, wenn wir geduldig lange, lange Zeit hindurch Beobachtungen anstellen würden. Das Radium braucht zweitausend Jahre, um zu zerfallen, beim Uran dauert dieser Prozeß schon 7 Milliarden 500 Millionen, beim Thor gar mehr als 13 Millionen Jahre. Die Endprodukte aller Körper bei ihrem Zerfall aber sind immer die gleichen, und so kommen wir zu dem Schluß, daß alle Körper auch aus einer einzigen Ursubstanz hervorgegangen sein müssen, zumal das Radium uns gelehrt hat, daß eines der bisher sogenannten Elemente in ein anderes übergehen kann. Wie diese Ursubstanz aussieht, ob sie heute überhaupt noch vorhanden ist oder nur in ihren Kindern, den Elementen, weiterlebt, darüber besteht noch nicht die allergeringste Kenntnis.

Doch in der Theorie, die einer sehr kräftigen wissenschaftlichen Basis nicht entbehrt, ist mit der neuen durch die Elektronen und das Radium vermittelten Erkenntnis alles Seiende auf die denkbar einfachste Formel gebracht. Alle Welten, körper sind eins, wir sehen einen Anfang für alles, was in der übrigen Welt und was auf der Erde ist, und wir stehen ehrfürchtig gebeugt vor der Kraft der Natur, die das bunte Wunder des Lebens aus der einen Ursubstanz geschaffen hat.

C. Lund:
Aus dem Hamburger Hafen. Plauderei.
Wer Hamburgs Bedeutung als Seehandelsstadt würdigen will, muß seinen
Hafen besuchen. Nicht nur auf flüchtiger Rundfahrt, wie der große Strom der
Touristen, sondern des öfteren, ohne Rücksicht auf die Tages- und Jahreszeit und
unter Nichtachtung der unvermeidlichen Unbequemlichkeiten und Strapazen. Dann
aber versteht er, daß dieser Hafen das Herz der großen Handelsempore ist, dessen
Schläge in guten'und schlechten Zeiten nicht nur bis in die entlegensten Winkel
der Stadt selbst, sondern weit über dieselbe hinaus im ganzen Reiche nachzittern.
Es ist hier nicht der Ort, dem Werden und Wachsen dieses Hafens durch
die Jahrhunderte nachzuspüren; aber seine Entwickelung in den letzten Jahr-
zehnten verdient wohl Beachtung, da sie, soweit Häfen des europäischen Kon-
tinents zum Vergleiche herangezogen werden, ohnegleichen dasteht und für die
Betätigung des hanseatischen Wage- und Opfermutes ein überaus glänzendes
Zeugnis abgibt.
Schon das mit der Gründung des Deutschen Reiches verbundene Erstarken
des deutschen Ansehens im Auslande, besonders in überseeischen Staaten, das dem
Handel und Erport neue Bahnen und Absatzgebiete erschloß, kam nicht in letzter
Linie der Hansestadt zugute; wichtiger aber noch wurde ihr 1888 durchgeführter
Anschluß an das deutsche Zollgebiet, der die Stadt unter Belassung eines geräu-
migen Freihafens doch in die engste wirtschaftliche Verbindung mit dem Reiche
brachte und ihr ein Hinterland gab, wie es in bezug auf Aufnahmefähigkeit keine
andere Hafenstadt des Kontinents aufzuweisen hat. Von diesem Zeitpunkte ab nahm
der Handel und damit auch der Schiffsverkehr Hamburgs einen so raschen Auf-
schwung, daß die vorgesehene Ausgestaltung des Hafens, d. h. die Herstellung
von Hafenbecken, Quaistrecken, Löscheinrichtungen und Lagerschuppen mit dem
wachsenden Bedürfnis nach solchen nicht immer gleichen Schritt halten konnte,
obwohl die gesetzgebenden Körperschaften des Stadtstaates mit der Bewilligung
von Mitteln für Hafenerweiterungen nach keiner Richtung hin kargten.
Noch vor 50 Jahren betrug die Gesamtausdehnung der für den Lösch- und
Ladeverkehr nutzbaren Wasserfläche nicht mehr als 25 t»a, während heute für
die Entlöschung der eigentlichen Seeschiffe vierzehn Einzelhäfen mit Quaimauern,
Kränen und Lagerschuppen vorhanden sind und die Gesamtausdehnung der Häfen
mit Einschluß der für Küsten- und Flußfahrzeuge dienenden Liegeplätze und
Kanäle mehr als 560 Kk beträgt. Die Länge der nutzbaren Uferstrecken beziffert
sich auf 67 Kilometer, von denen 23 zu Quaistrecken ausgemauert und rund
450 000 yiu mit überdachten Schuppen bebaut sind. Für die Entlöschung der
einkommenden und die Befrachtung der ausgehenden Fahrzeuge stehen mehr als

800 zum größten Teil bewegbare Kräne zur Verfügung, von denen die größten eine Tragkraft von 130 und 75, die kleinsten von 2 bis 3 Tonnen 5 20 Zentner besitzen. Die älteren werden mit Dampfkraft, die neueren sämtlich mit elektrischer Energie getrieben, keiner braucht mehr als eine Person zu seiner Bedienung. Endlich ermöglichen rund 200 Kilometer Eisenbahngeleise im Hafen die Beförderung der auf dem Landwege ankommenden oder abgehenden Giltermassen. Obwohl sich der Hafen in einem halben Jahrhundert um mehr als das Zwanzigfache seiner ehemaligen Ausdehnung vergrößert hat, reicht er doch zur Bewältigung des Verkehrs nicht aus, und schon seit mehr als Jahresfrist sind Bagger aller Systeme in Tätigkeit, um den wichtigsten Verbindungsarm der Süder- und Norderelbe in seinem untern Teile zu verlegen und die im sogenannten Köhlbrandvertrage vorgesehenen neuen Fluß- und Seeschiffhäfen auf der Insel Walterdorf (westlich von den Kuhwärderhäfen) ins Dasein zu rufen. Aber dieses gewaltige Ausdehnungsbedürfnis wird schon erklärlich, wenn man nur das Anwachsen der in Hamburg selbst beheimateten Flotte im ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts verfolgt. Die Stadt besaß am

l. Januar	Schiffe		RegistcrtonnemNetto
1900	726	mit	856 619
1901	802		988654
1902	868		1086 594
1903	922		1178 801
1904	979		1 242 643
1905	1021		1 265 842
1906	1087		1 361 721
1907	1135		1 452 583
1908	1166		1 528 430
1909	1175		1554 445
1910	1185		1570365 und am
1912 g	ar 1238		2 527176 Brutto

1. Ianuar
Register-

tonnen, in welcher Zahl zwar die Seeschlepper und Bergungsdampfer, nicht aber die der Hochseefischerei dienenden Fahrzeuge einbegriffen sind. Eine noch weit deutlichere Sprache redet die stetig wachsende Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe. Im Jahre 1859 verkehrten im Hamburger Hafen 3300 Segel- und rund 1000 Dampfschiffe mit zusammen 830 000, sowie 4700 Flußfahrzeuge mit rund 400 000 Netto-Registertonnen (1 Registertonne — 2,83 ebm). Dagegen betrug die Frequenz des Hafens ein halbes Jahrhundert später, also im Jahre 1909 trotz der damals noch schlechten Konjunkturen einkommend l7105 Schiffe mit einem Nettoraumgehalt von 12 200 000 und ausgehend 17 117 Schiffe mit rund 12 300 000 Netto-Registertonnen, zu denen noch mehr als 26 500 Flußschiffe mit einer Tragfähigkeit von rund 10 Millionen Tonnen kamen. Daß diese Ziffern in den beiden seitdem verflossenen Jahren eine der Besserung des Weltmarktes entsprechende Steigerung erfahren haben

(1911 einkommend 17 965 Schiffe mit 13176 000, ausgehend 17 838 Schiffe
mit 13 199 000 Registertonnen), bedarf wohl kaum der Erwähnung.
Unter den gegenwärtig im Betriebe befindlichen Häfen sind diejenigen auf
der Insel Kuhwärder, die unter sich und mit den flußaufwärts belegenen, älteren
durch tiefe Kanäle in Verbindung stehen, die bedeutendsten. Zwei von ihnen,
den Kaiser Wilhelm- und den Ellernholzhafen hat die Hamburg-Amerika-Linie in
Pacht genommen, von dem dritten benutzt sie das mit Quaischuppen bebaute süd-
liche Ufer gegen eine Iahresvergiitung von mehr als 1V< Millionen Mark. In
diesen Häfen laden und löschen die Ozeanriesen; an sie grenzen die weltbekannten
Werften von Blohm <K Voß und des Stettiner „Vulkan" mit ihren weithin sicht-
baren Hellingsgerüsten, unter denen neben Schlachtschiffen und Panzerkreuzern
die neuesten Riesendampfer der Hapag, Schiffe von je 50 000 Tons, erstehen,
und die gewaltigen Schwimmdockanlagen, die selbst von ähnlichen Einrichtungen
britischer Schiffbaustätten an Leistungsfähigkeit nicht übertroffen werden.
Von staunenswerter Größe sind auch die Quaischuppen, von denen mehrere
«m Baakenhafen belegene ausschließlich dem Südfrucht- und Obstimpvrt dienen
und deswegen mit besonderen Schutzeinrichtungen gegen Frost und Hitze versehen
sind, während die übrigen, abgesehen von der Anordnung der Kräne, im Bau
nicht allzu sehr voneinander abweichen. Treten wir in einen Schuppen am Kron-
prinzenquai. Was für eine Halle! Ein Angestellter erklärt uns, daß sie eine
Länge von 400 und eine Breite von 75 Meter besitzt und daß der angrenzende
Schuppen in den gleichen Dimensionen gehalten ist. Sie bedecken also einen
Flächenraum von je 30 000 qm. Schauen wir uns nun ein wenig in ihnen um.
Überall stoßen wir auf Anlagen für die elektrische Beleuchtung, auf selbsttätige
Feuermelder, auf Hydranten und Schläuche oder sonstige Einrichtungen gegen
ausbrechende Brände. Wir verstehen die Notwendigkeit, denn ein in diesen
Räumen ausbrechendes Feuer kann Millionenwerte vernichten und Hunderte von
Menschenleben fordern.
Welche Unmengen von Rohstoffen und Massengütern aller Art in solchen
Schuppen lagern; wer wollte erraten, welchen Wert sie repräsentieren!
„Obacht!" ertönt es hinter uns. Arbeiter transportieren auf Rollwagen
schwere Kolli durch die Schiebetür auf die Rampe. Kaum sind wir ihnen aus-
gewichen, so erschallt der Warnungsruf von einer andern Seite. Rechts und
links, vor und hinter uns, sind Dutzende von Männern mit schwieligen Fäusten
rastlos bemüht, die Güter hinauszuschaffen, die der hart am Quai liegende
Dampfer aufnehmen und über den Ozean tragen soll. Haushoch starrt sein
scharfer Bug aus den Fluten empor. Hunderte von Schauerleuten sind in seinen
Räumen, an seineu Luken, seinen Winschen und Ladebäumen beschäftigt, ihn zu
befrachten und für die Ausreise herzurichten.
Da fährt ein mit Bunkerkohle beladener Güterzug neben dem Schiffe auf.
Auch seine Ladung wird im Echiffsbauche verschwinden, vorher aber mnß die

Gütereinnahme beendet sein. Deswegen wird an allen Luken gearbeitet, sechs Kräne sind in Tätigkeit gesetzt. Unaufhörlich drehen sie ihre Riesenarme von der Rampe zu den Luken, von den Luken zur Rampe. Kolli auf Kolli sinkt in den Bauch des Schiffes hinab. Doch auch auf dem Deck rattern Winden, klirren Ketten, knarren und ächzen die Ladebäume, denn auch von der Stromseite her, aus Kähnen und Schuten werden Güter aller Art übernommen. Dabei dröhnen von den Werften herüber die Hämmer, stampfen die Ramme», schrillen die Sägen, knattern die Preßluftmaschinen der Bohrer und Nieter, daß die Luft um uns in unaufhörlicher Vibration begriffen ist. Ein nervenzermürbender Lärm, das Siegeslied der Technik, die der Menschengeist in seinen Dienst gezwungen. — Weiter die Rampe entlang, bis uns die Lücke dort den Ausblick auf den Augusta Viktoriaquai gestattet. Auch dort Schlot an Schlot, Mast an Mast, Schiff an Schiff, Kahn neben Kahn. Selbst mitten im Quaibecken ankern Steamer, neben denen Dampfprähme mit seltsamen Aufbauten vertäut sind.

„Das sind Getreideheber," belehrt uns ein freundlicher Quaibeamter, „die nach dem Prinzip der Luftpumpe konstruiert sind. Ihre langen Saugrohre werden in das lose Getreide im Schiffsraum hinabgeführt und alsdann durch Maschinenkraft die Luft aus ihnen herausgepumpt. Durch den Druck der äußeren Luft dringt nun das Getreide in den Rezipienten hinauf, wo es auf automatischem Wege gereinigt und gemessen wird, um darnach durch andere Rohce in Leichterfahrzeuge, Elbkähne und dergl. hinabzurieseln."

„Und wie groß ist die Leistungsfähigkeit eines derartigen Hebers?"

„Der einzelne vermag in der Stunde bis zu 130 Tonnen 5 20 Zentner aus den Schiffsräumen herauszuholen, zu reinigen und zu messen. Da aber nicht selten zwei Heber an jede Schiffsseite gelegt werden, so gelangen pro Stunde über 10 000 Zentner zur Entlöschung, so daß eine ganze Schiffsladung an einem Tage bewältigt wird. Diese Heber gehören der Hamburg-Amerika-Linie, mehr als ein Dutzend aber sind Eigentum der Getreideheber-Gesellschaft, die die Entlöschung fast sämtlicher vom Schwarzen Meere und von Argentinien eintreffenden Getreideladungen besorgt und daher über Mangel an Beschäftigung nicht zu klagen hat, sondern glänzend prosperiert."

Neben den Getreidehebern gelangen auch sogenannte Elevatoren, die in den Schiffsräumen selbst installiert und durch einen auf Deck stehenden Motor angetrieben werden, zur Verwendung. Sie sind ebenfalls wegen ihrer großen Leistungsfähigkeit bekannt und werden viel verwendet, um Leinsamen, Hülsenfrüchte und dergl. zu löschen. Ebenso hat man für die Entlöschung von Kohlen, Koks und Zinder besondere Elevatoren konstruiert, ja neuerdings werden auf den eigens für den Kohlentransport eingerichteten Schiffen Gleitbänder und -scheiden verwendet, die die Ladung in einem „kontinuierlichen Strom" aus den Luken heraufbefördern und die Kosten der Entlöschung auf ein Minimum herabzusetzen suchen. Überall zeigt sich das Bestreben der Importeure und Reeder, sich soweit als irgend

möglich von der Menschenkraft unabhängig zu machen, und die Fortschritte auf allen Gebieten der Technik kommen diesem Bestreben in weitgehendem Maße entgegen. Wohin sollte es auch führen, wenn die Riesenladungen der modernen Segel- und Dampfschiffe ausschließlich durch Menschenkraft von oder an Bord gebracht werden sollten. Die Liegekosten und Arbeitslöhne würden derartig aufsummen, daß für die Befrachter und Reeder jeder Nutzen fortfiele. Dennoch würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß die Zahl der in den Häfen beschäftigten Stauer, Schauerleute, Schiffsreiniger, Quai- und Speicherarbeiter usw. im Zurückgehen begriffen sei. Das Gegenteil ist der Fall, sie hat sich im letzten Jahrzehnt um mehr als 50 Prozent vermehrt und wächst stetig. Das könnte nach dem oben Gesagten befremden, erklärt sich aber zwanglos aus der ungeheuren Zunahme der Hafenfrequenz überhaupt und aus dem Anwachsen aller mit der Schiffahrt in Verbindung stehenden Betriebe.

W. Neurath:

Die geheimnisvollen Enthüllungen der Cheops-Pyramide.

Von Abb 6 Moreur, Bourges-Frankreich.

Der Direktor des Observatoriums in Bourges, Abbs Th. Moreur, welcher sich durch seine astronomischen Forschungen, namentlich auch infolge seiner eingehenden Sonnenbeobachtungen in bezug auf meteorologische Verhältnisse, auf Grund deren er u. a. die während 1909 und 1910 in Frankreich besonders verheerenden Überschwemmungen voraussagte — bereits einen Namen machte, hat neuerdings die Ergebnisse seiner eingehenden Beobachtungen am obigen berühmten Bauwerke der alten Ägypter veröffentlicht, welche nicht nur die Gelehrten aller Länder, sondern die gesamte gebildete Welt in hohem Grade interessieren dürften. Die Ergebnisse scheinen, wenn man nicht eine Reihe ganz verblüffender Zufälligkeiten annehmen will, in der Tat darzutun, daß der Zweck gerade dieses höchsten und massigsten aller jener an sich schon staunenerregenden Denkmäler des grausten Altertums ein ganz anderer gewesen ist, als die Gelehrten bis heute annahmen. Würden die gelehrten Archäologen kommender Jahrtausende, so fragt Abl>6 Moreur, nicht einen schweren Irrtum begehen, wenn sie etwa unsre Dome und Kathedralen mit ihren Grabgewölben und Gräbern einfach als wunderbare Denkmäler, errichtet zu Ehren der Überreste von Kirchen- und weltlichen Fürsten, erklären würden? — Wenn auch viele der übrigen ägyptischen Pyramiden gleichzeitig als Grabstätten dienten, so hat doch höchstwahrscheinlich ein höherer Ge-

danke bei ihrer Errichtung zugrunde gelegen, und namentlich die höchste, die Cheops-Pyramide, nach bisheriger Annahme um 4000 v. Chr. erbaut, nimmt eine Ausnahmestellung unter ihnen ein.
Ihr Bau ist ein besonders sorgfältiger; eine kompakte Bedeckung aus verschiedenfarbigen Steinen überzog einstmals ihr Äußeres und war so geschickt ausgeführt, daß man hätte meinen können, sie habe früher von der Basis bis zur Spitze aus einem einzigen massiven Blocke bestanden. Erst viel später fand man, daß auch sie einen Eingang besitzt, der durch Gänge zu drei inneren Räumen führt, die aber im Gegensatz zum Innern anderer Pyramiden keinerlei Verzierung, keinerlei Inschriften aufweisen. In dem Raume, in welchem sonst ein Sarkophag zu stehen pflegt, befindet sich nur ein einem Troge ähnlicher, leerer Stein, der aber wunderbar ausgehauen ist. Die große Pyramide*) ist also kein Grabdenkmal.
Wenn das aber nicht der Fall ist, zu welchem Zwecke wurde sie dann errichtet?
Ein Geheimnis!
Wollten die ägyptischen Priester, jene bewunderungswürdigen Gelehrten der Antike, in einem unvergänglichen Denkmale die erakten Ergebnisse, welche sie hinsichtlich der Sternkunde und wissenschaftlichen Ergebnisse ihres Zeitalters überhaupt angehäuft hatten, festlegen?— Vielleicht.
Auf welche Weise gelang es ihnen aber damals, die Gestalt der Erde zu kennen und die Tiefen des Himmels zu durchforschen? Das Wie ist nicht von Belang, aber die Tatsachen sind vorhanden, und angesichts der geistverwirrenden Feststellungen, angesichts der zahlreichen Enthüllungen der großen Pyramide, angesichts der Anhaltspunkte und Lehren, welche sie betreffs der ägyptischen Wissenschaft offenbart, begreift man die Haltung des Monstrum der Sphinr, das mit seinen zum fernen Horizont gewandten Blicken die Geheimnisse jener Priester der Antike zu hüten hatte.
Der Verfasser teilt diese Eröffnungen ein in geographische, geometrische, physikalische und astronomische.
Lassen wir, da der verfügbare Raum einer eingehenden Wiedergabe widerstrebt, dem Verfasser wenigstens hinsichtlich der geographischen Enthüllungen das Wort:
Die ersten Enthüllungen über den Charakter dieses gigantischen Bauwerks datieren aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.
Als die Gelehrten der napoleonischen Erpedition beschlossen, eine Ver» Messung Ägyptens vorzunehmen, diente ihnen die große Pyramide als Ausgangspunkt eines Zentralmeridians, den sie als Basis der Längenbestimmung für die Gegend zugrunde legten.
Wie groß war aber ihre Verwunderung bei der Feststellung, daß die verlängerten Diagonalen der Pyramide sehr genau das Nil-Delta einschließen,

») Der Franzose nennt die Cheopspyramide einfach die „große".

daß der Meridian, also die Linie Nord-Süd, welche die Spitze passiert, jenes
Delta in zwei durchaus gleiche Abschnitte zerlegt. Das kann man unmöglich
einem bloßen Zufalle anheimstellen, dieses Ergebnis ist vielmehr ein gewolltes,
und man wird zu dem Schlusse gezwungen, daß die Erbauer dieses Riesendenk-
mals erstrangige Geometer waren.
Aber es ergibt sich noch mehr, denn eine genaue Untersuchung laßt erkennen,
daß sie auch Geographen ohnegleichen gewesen sind.
Unter allen Meridianen unseres Planeten ist derjenige der großen Pyra-
mide ein Ideal-Meridian, denn es ist derjenige, der am meisten Kontinente
und am wenigsten Meere durchzieht; er ist ferner ausschließlich ozeanisch
hinter der Bering-Straße, und was noch außergewöhnlicher ist, es findet «sich,
wenn man den von Menschen bewohnbaren Länderkompler berechnet, daß
dieser berühmte Meridian diesen Kompler in zwei Teile von durchaus gleichem
Flächeninhalt scheidet.
Es ist daher durchaus gerechtfertigt, wenn ich ihn „ideal" nannte, denn
er allein beruht auf natürlichen Verhältnissen: er allein weist folglich dazu
in Wahrheit eine Berechtigung auf.
Wenn wir nun einen zum Äquator parallelen Kreis, der durch den
dreißigsten Breitengrad geht, beschreiben, so können wir feststellen, daß dieser
Kreis derjenige ist, welcher den größten Umfang an Kontinenten umschreibt.
Die Breitenlage der Spitze der Pyramide nähert sich ihm in wunder-
barer Weise, denn ihr Wert ist 29° 58' 51". Man war zuerst der Ansicht, daß
ein geringfügiger Irrtum bei der Bestimmung untergelaufen sei, doch ist das
nach meiner Auffassung nicht der Fall, und zwar aus folgendem Grunde:
Wenn ein Baumeister die Örtlichkeit des Monumentes in folgender Weise
berechnen würde, daß ein am Fuße des Bauwerks stehender Beobachter den
Himmelspol genau unter einer Höhe von 30° erblickt, so würde er eine Er-
scheinung in Betracht zu ziehen haben, die unter der Bezeichnung der atmo-
sphärischen Strahlenbrechung bekannt ist. Zufolge der Dichtigkeit der Luft-
schichten wird ein Lichtstrahl, wenn er in unsere Atmosphäre eintritt, von seiner
Bahn abgelenkt, so daß wir ihn nicht an seinem wirklichen Orte erblicken. In
unserm Falle zeigt nun die Rechnung, daß die Mitte der Pyramide theoretisch
sich unter 29° 58' 51", 22 befinden muß.
Wenn wir also von der Abweichung von 22 Hundertstel einer Sekunde
absehen, so stimmen die beiden Zahlen überein; diese Abweichung ist ohne Be-
deutung, und die Übereinstimmung kann nicht vollkommener sein.
Selbst wenn wir annehmen, daß wir uns vor zufällig zusammentreffenden
Erscheinungen befinden, so muß man gestehen, daß sie mindestens merkwürdige
sind, und ihrer gibt es noch weiter viele, ehe sie alle erschöpft sind.
Die Orientierung nach den Himmelsrichtungen bei den Pyramiden ist, wie

von mir schon hervorgehoben, immer nur annähernd richtig. Das ist aber betr. der Orientierung der Cheops-Pyramide nicht der Fall. Ihre vier Seiten der Grundfläche entsprechen sehr genau den vier Kardinalpunkten, denn die Abweichung beträgt kaum 4V2 Minuten. Diese wirklich außerordentliche Genauigkeit, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, denen man bei Bestimmung der Orientierung eines Bauwerks selbst in unserer Zeit mit Hilfe des Kompasses begegnet, beweist, daß von dem Baumeister astronomische Hilfsmittel, die ihm eine sehr vorgeschrittene Wissenschaft an die Hand gab, angewendet sein müssen. Hier versagt die Annahme eines Systems zufällig zusammentreffender Umstände; man muß vielmehr jener Behauptung wohl oder übel beipflichten."

Betreffs der weiteren Ausführungen nur das Wesentliche: Schon Herodot weist darauf hin, daß der großen Pyramide bestimmte geometrische Verhältnisse zugrunde liegen, und zwar entspricht der Flächeninhalt eines Quadrats ihrer senkrechten Höhe ganz genau derjenigen jedes ihrer Dreiecke. Aber welter: Bekanntermaßen braucht man, um den Kreisumfang eines beliebigen Kreises zu bestimmen, seinen Durchmesser nur mit der Zahl 3,1415926 zu multiplizieren. Die Geometer der Antike kannten dieses Verhältnis nur angenähert; wenn man aber die Maße der vier Seiten an der Grundfläche jener Pyramide addiert, so erhält man einen Umfang von 931,22 m. Dividiert man nun diese Zahl mit dem doppelten Höhenmaß der Pyramide — 2.148,208 m, so ergibt das genau die Zahl 3,1415926, also das Verhältnis des Kreisumfangs zum Durchmesser und somit den genauen Beleg für die Zahl 71.

Die ägyptischen Priester hatten folglich sehr genaue Kenntnisse über manche Fragen, deren Beantwortung erst die Gelehrten späterer Jahrhunderte gefunden zu haben vermeinen. Haben sie nun vielleicht auch bereits unsere optischen Instrumente gekannt? —

Nun, es ist erwiesen, daß bei Ausgrabungen auf den Trümmern Karthagos sich Kameen gefunden haben, welche außerordentliche Kunstwerke von so feiner Technik und Gravure darstellen, daß sie unmöglich mit unbewaffnetem Auge ausgeführt sein können, und in der Tat fand man ebenfalls die offenbar dabei verwendeten Linsen aus Bergkristall. Diese Funde werden noch heute in dem sehenswerten Museum des Seminarleiters der dortigen Mission gezeigt. Die Völker der Antike kannten also sehr wohl die Eigenschaften der Linsen, und von der Linse zum Mikroskop oder Teleskop und damit zu genaueren astronomischen Forschungen, deren Ergebnisse die große Pyramide uns ebenfalls enthüllt, war daher nur ein Schritt.

Man weiß, von noch früher zurückdatierenden Anschauungen abgesehen, wie weit der Weg seit Ptolemäus über Kopernikus, Tycho Brahe usw. gewesen ist, um einigermaßen ,u"erlässige Ergebnisse über die Entfernung unserer Sonne von

der Erde zu gewinnen. Erst infolge der Fortschritte der heutigen Sonnen-
photographie darf man dieses Maß als rund 149 400 000 Kilometer annehmen.
Wenn wir die Höhe der großen Pyramide mit einer Million multipli-
zieren, so finden wir die Entfernung der Erde von der Sonne in Kilometern,
nämlich mit: 148 208 000 Kilometer.
Diese Entfernung ist freilich eine nur annähernde, aber die so erhaltene
Zahl ergibt eine viel größere Annäherung, als die Zahl sie darstellt, welche vor
1860 als für diese Entfernung festgestellt galt, und die etwas mehr als 154 Milli-
onen Kilometer ausmachte. Aber noch weitere wunderbare Anhaltspunkte scheint
diese Pyramide zu bergen, denn wahrscheinlich nahmen die alten Ägypter auch
bereits Messungen unsrer Erde vor, und die ägyptische Elle scheint eine Maß-
einheit von Dimensionen unsres Planeten zu bilden.
Nach dem bekannten Astronomen Clarke beträgt heute der Polhalbmesser
unsrer Erde 6 356 521 Meter, und diese Zahl ist nichts anderes als die bei der
Pyramide zugrunde liegende „Elle", d. h. 0,6 356 521 m multipliziert mit 10
Millionen. Demnach würden die alten Ägypter mit außerordentlicher Genauigkeit
bereits verschiedene Meridiangradmessungen, welche bis auf die kleinsten Dezimal-
stellen mit neuzeitlichen Ergebnissen übereinstimmen, ausgeführt haben, und zwar
unter Zugrundelegung des millionsten Teils unsres Erdpolhalbmessers als Maß-
einheit. Es müßten andernfalls seltsame Zufälligkeiten angenommen werden. —
Wenn man ferner die Länge einer Seite an der Grundfläche der großen
Pyramide mit der „Ellen"-Einheit, welche ihrem Bau zugrunde liegt, dividiert,
so findet man hinsichtlich kalendarischer Bestimmungen die Länge unsres Stern-
jahres, also die Zeit, welche die Sonne während ihres scheinbaren Umlaufes
gebraucht, um wieder an denselben Himmelspunkt zu gelangen, mithin 365,2563
Tage. Dagegen finden wir bezüglich der Länge des bürgerlichen Jahres, wie sie
unserm Kalender zugrunde liegt, und die sowohl Griechen wie Römer nicht genau
zu bestimmen vermochten, wenn wir die Länge des der sogenannten Königskammer
vorgelagerten Vorraumes mit 3,1415926 multiplizieren, sehr genau mit 365,242
Tagen wieder.
Und wenn wir den Pyramiden-„Zoll" mit 100 Milliarden multiplizieren,
so ergibt sich die Länge der Bahn unsrer Erde während eines Tages von 24 Stun-
den mit größerer Annäherung, als wir das mit unseren heutigen Einheiten des
englischen Zart» oder des französischen Meter ermöglichen könnten.
Was soll man noch über die Maße des inneren, einem Troge oder einer Lade
ähnlichen Steins, die sich genau auf die Dichtigkeit unserer Erde beziehen, sagen?
Diese wunderbar ausgearbeitete Lade der Königskammer, welche niemals als
Sarkophag gedient hat, weist den gleichen Raumgehalt wie die von den Juden
hergestellte Bundeslade auf. Das kann hierbei nicht lediglich ein Zufall sein, hier
haben die einen von den anderen kopiert. Man wende auch nicht ein, daß die

Ägypter über die Errungenschaften der Astronomie in Unkenntnis gewesen seien; die Tatsachen liegen vor, um das Gegenteil zu beweisen.

Der Verfasser spricht sogar die Vermutung aus, daß nach Art der Anlage des Eingangs dieser Pyramide, genau in Richtung des derzeitigen Polarsterns, die alten Ägypter beispielsweise bereits die Verschiebung der Äquinoktialpunkte mit ihrer Periode von 25 765 Jahren gekannt haben, so daß, in Übereinstimmung mit anderen Anhaltspunkten, die Bauperiode der Cheops-Pyramide in eine nicht unwesentlich jüngere Zeit (etwa 2170 v. Chr.) fallen würde, als die Ägyptologen annehmen.

Wie dem auch sei, so schließt der gelehrte Verfasser seine hochinteressanten Beobachtungen, die dargelegten Enthüllungen sind um so bemerkenswerter, als die bisherigen Historiker die folgenden Tatsachen einstimmig behaupten: „Die alten Ägypter haben keinerlei Andeutung hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Kreisumfang und Halbmesser gemacht; man findet nirgends, daß sie eine Idee über die Entfernung zwischen Erde und Sonne gehabt haben, über Maßverhältnisse unseres Erdballs, über sein Gewicht oder seine mittlere Temperatur, denn auch die letztere Zahl findet sich in der Pyramide wieder; der Pyramiden- oder heiligen „Elle" bediente man sich im gewöhnlichen Leben nicht; niemand scheint überhaupt die Herkunft jenes Maßes, das genau den millionsten Teil des Halbmessers der Erdachse darstellt, vermutet zu haben. Und daß alle diese Errungenschaften der modernen Wissenschaft sich sämtlich im Zustande natürlich abgemessener Größen in der großen Pyramide befinden, die immer meßbar sind, sofern man eines offenen Nachweises hinsichtlich der ihnen als Maße innewohnenden Bedeutung benötigt, das ist nach unsern Kenntnissen über die antike Kultur jedenfalls unerklärlich, und doch ist dieses eine Tatsache, die man vergebens zu verdächtigen versuchen würde, und die die heutigen Gelehrten in die größte Verblüffung versetzt."

Der Bearbeitung obiger Ausführungen hat nicht, wie vielleicht der Leser anzunehmen geneigt ist, die vor einiger Zeit in der illustrierten französischen Zeitschrift „^ouetie i», tout" veröffentlichte Originalarbeit des französischen Gelehrten zugrunde gelegen, sondern eine von Prof. Bourlet, Paris, mit Einverständnis Abb^ Moreur' nach jenem Original vorgenommene Esperanto-Übersetzung, welche, in der internationalen Esperanto-Monatsschrift „I^n, Nevuo' (Verl. Hachette H Co., Paris) veröffentlicht, in mehr als fünfzig verschiedensprachigen Ländern Verbreitung fand, und die trotz der abstrakten und an besonderen Fachausdrücken reichen Materie jenes Original nicht im geringsten vermissen läßt.

Die in Deutschland besonders in gelehrten Kreisen verhältnismäßig noch wenig gewürdigte internationale Esperantosprache hat somit hierbei in Wahrheit den Dolmetsch abgegeben, und der gelehrte Autor dürfte hinsichtlich seiner für

diesen neuen Kulturfaktor bewiesenen Hochschätzung auch den Vertretern deutscher Wissenschaft gegenüber nach dieser Richtung eine gewisse Überraschung bereiten, indem er gelegentlich seiner Prof. Bourlet für dessen Esperanto-Übersetzung erteilten Ermächtigung ausdrücklich hinzufügt:

„Meine Arbeit, und, ich darf fast sagen, meine „materielle" Arbeit verhindert es, mich selbst an der Propaganda des Esperanto zu beteiligen; aber ich bin glücklich, die von Ihnen vorgeschlagene Gelegenheit zu ergreifen, um moralisch, ach! nur sehr wenig, die Verwirklichung dessen zu unterstützen, was Sie und Ihre Freunde mit soviel Erfolg anstreben." —

W. Neurath, Wernigerode.

Robert Saudek:

Unser lieber Schulaussah.

Immer häufiger werden aus unseren begabtesten Gymnasiallehrern Prediger, die, von der Not ihrer praktischen Schulerfahrungen getrieben, ihre Stimme in jener Öffentlichkeit erheben, die so sehr von pathetischen Schlagworten geschwängert ist, daß der Ruf einzelner im chaotischen Wirrwarr der sich laut widersprechenden Tendenzen kaum gehört verklingen muß. Jahrelange Bemühungen bleiben fruchtlos, bis dann ein zufälliges Ereignis die weite Öffentlichkeit auf eine bestimmte Schulfrage weist und ein paar Tage lang eine allgemeine Diskussion über das pädagogische Sonderthema in der Tagespresse hervorruft. Dann wird es wieber still ringsum, ungezählte andere vitale Interessen drängen auf Beachtung, und die fruchtbare Anregung, die dem Wohl und der Zukunft unserer Jugend galt, versinkt in Vergessenheit. Als ein Berliner Gymnasium vor wenigen Jahren den Unterricht der griechischen Sprache auf Kosten einer innigeren Pflege des Englischen unterdrückte, da tauchte wohl die letzte Gelegenheit zur Diskussion pädagogischer Probleme auf. Seitdem ist das deutsche Erziehungswesen in der Presse nicht mehr „aktuell" gewesen.

Nun veranlaßt ein prächtiges, von ehrlichem Idealismus getragenes, von der Not trauriger praktischer Erfahrungen aufgezwungenes Buch, das die beiden Hamburger Lehrer Jensen und Lamszus unter dem Titel „Unser Schulaufsatz, ein verkappter Schundliterat" bei Alfred Janssen, Hamburg, herausgegeben haben, wieder einmal zu sagen, daß es in mancher Beziehung so nicht mehr weiter gehen darf, und daß die vielen reformatorischen Vorschläge ernster

Männer endlich einmal auch an maßgebender Stelle fruchtwirkend beachtet werden müssen.

Mit feinem kritischen Empfinden, mit vornehmem literarischen Geschmack, mit scharfer analytischer Begabung und mit einer innigen Liebe zum ernsten Thema beschäftigen sich die beiden hanseatischen Pädagogen mit dem deutschen Schulaufsah unserer Gymnasien und haben den vornehmen Takt, ihren scharfen und schlagfertigen Witz nicht etwa nur zu billigen humoristischen Wirkungen zu benützen, sondern sachlich und mit dem Rüstzeug psychologischen Wissens und Fühlens ausgestattet, die Schäden der heutigen Lehrmethode bis in ihre Urwurzeln zu untersuchen. Es scheint beinahe, als gingen sie mit einer allzu grausamen Härte vor, wenn sie am Schluß zu dem Ergebnis kommen, daß der heutige Schulaufsatz alle Deutschen planmäßig zu Schundliteraten erzieht. Und dennoch haben jene Hunderte von Artikeln, die von der Berliner Ausstellung gegen die Schundliteratur hervorgerufen wurden, nicht mit so unfehlbarer Sicherheit den Wesenskern des Problems erfaßt, wie jene zwei Lehrer, die in der Erziehung zum Gebrauch der deutschen Sprache ihre Lebensaufgabe erblicken, und im menschlichen Verkehr mit ihren Schülern, sich leise nach den Regungen der Kindespsyche vorwärts tastend, das erkannten, was durch die Wucht seiner Argumente und die unerschütterliche Würde des Vortrags zu Beifall oder Widerspruch reizt.

Das Wesen der Schundliteratur besteht darin, daß mit nichtssagenden, banalen Klischeeausdrücken Dinge geschildert werden, die ihr Autor weder beherrscht, noch kennt. Schundliteratur ist es, wenn ein deutscher Kleinstädter von jemandem sagt oder schreibt, daß er stolz wie ein Low« sei, wenn irgend eine Gegend einen Berliner, der nie über Spandau hinausgekommen ist, an eine Wüste erinnert, wenn einer, der zwischen Großstadtmauern aufgewachsen ist und des Morgens um neun Uhr aufzustehen pflegt, die Stimme eines Mädchens mit dem Morgengesang der Lerche vergleicht, den er nie gehört hat. Noch schlimmerer Schund aber ist es, wenn die Kinder bei den Schulaufsätzen dazu angetrieben werden, bei einer Naturschilderung das genaue Gegenteil von dem zu schreiben, was sie glauben, also Dinge, die ihrer Erfahrung nach unausrottbarem Stumpfsinn gleichkommen. Auf dem Weg zur Schule liefern sich die Jungen eine Schneeballschlacht und kommen mit blauviolett gefrorenen Händen ins Klassenzimmer. Ihr Aufsatzthema lautet „Der Winter". Die vorgeschriebene Einteilung dazu, die alle möglichen angeblichen Erfahrungen unter dem Gesichtspunkte „der Nutzen des Winters" zusammenfaßt, schreibt den Kindern unfehlbar vor, „die warme Schneedecke" zu erwähnen, die die Saaten schützt. Dies Beispiel, das ich für mehrere Hundert andere anführe, ist nicht zufällig, sondern typisch. Sämtliche von den beiden Hanseaten zitierten amtlich empfohlenen Schulbücher gehen darauf aus, das Festhalten lebendiger Eindrücke unter allen Umständen zu vermeiden und an dessen Stelle ein Schema zu setzen, das beiläufig den Referaten unserer Lerika entspricht: der Löwe ist ein Raubtier . . ., die Kuh ist ein Haustier, sie

liefert uns erstens, zweitens, drittens usw. Alle Dinge dieser Welt haben kein pulsierendes Leben, dürfen nicht so dargestellt werden, wie wir sie sehen, sondern haben lediglich Eigenschaften, die wir als nützliche oder schädliche zu unterscheiden haben. Diese recht vulgäre Teilung aller Erscheinungen in Schafe und Böcke, in Gute und Böse, wird von den Schulgewaltigen durch ein anderes, allgemein gültiges Schema ergänzt. Da der Aufsatz das logische Denken des Schülers stärken soll, so werden in unsinnigen, jeder natürlichen Logik ins Gesicht schlagenden Folgen unzusammenhängende Dinge durch gedrechselte Klischees von Stilblüten zusammengekleistert. Bewährte, in vielen Auflagen erschienene, von der Behörde eingeführte und von hohen pädagogischen Beamten verfaßte Musterbücher enthalten Hunderte solcher vorbildlicher Themen, deren Bearbeitung nichts mit dem deutschen Sprachschatz, nichts mit vernünftigem Denken, nichts mit kluger Erziehung gemein hat, und deren Lösung nur jenen albernen Rätseln vergleichbar ist, mit denen illustrierte Zeitschriften uns zu überschütten pflegen. Ein Beispiel: Welches Thema kann wohl ein Aufsatz behandeln, der in seiner Disposition folgende zehn Stationen aufweist? Die Schlachten bei Mühldorf, Waterloo, Sadowa, Napoleons Zug nach Rußland, die erste Entdeckungsfahrt des Kolumbus, der Gang nach dem Eisenhammer, die Bürgschaft, Penelope und die Freier, und zu guter Letzt unverhoffter Eintritt eines Glückszufalles. Keiner meiner Leser wird das Thema erraten. Es lautet: „Inwiefern hat Oktavio recht, wenn er sagt, daß die Zeit des Menschen Engel sei?"

Man müßte glauben, der Wunsch, mit Grschichtskenntnissen zu prunken, hätte jenen Verfasser zu diesen stilistischen Kunststückchen veranlaßt, aber nein: auch Bei« spiele von Themen des praktischen Lebens sind ähnlich. Man rate, wie folgende Dinge zusammenkommen: Geldbörse, Strick, Liebeszeichen, Herausforderung, Fächer, Kinderspielzeug. Das Thema lautet beiläufig: Inwiefern ist ein Taschentuch nützlich und schädlich? Das Taschentuch kann, nach Naumanns Aufsatzlehre, alle aufgezählten Funktionen übernehmen. Sehr witzig bemerken Jensen und Lamszus, daß man mit demselben Recht den Hamburger Generalanzeiger und eine Schlachtermulde unter denselben logischen Hut bringen könne; denn — in beiden läßt sich Fleisch transportieren.

Es ist schon so viel Kluges und Zutreffendes gegen die Verhunzung unserer Klassiker durch Gymnasiallehrer geschrieben worden, daß man dieser Sonderfrage wohl kaum mehr eine Bemerkung zu widmen nötig hat. Wie sehr Goethes Iphigenie allen Deutschen durch die Schule verekelt wurde, ist längst bekannt, weniger bekannt aber dürfte es sein, daß Heinze und Schröder, die den deutschen Schulen seit Jahren die Aufsatzthemen liefern, nicht weniger als 386 Aufgaben aus der Iphigenie aufzuzählen wissen. Das ist eine traurige Rekordleistung.

Jensen und Lamszus reißen in ihrer wertvollen Arbeit nicht nur kritisch das Bestehende nieder, sondern bauen auch schönes Künftiges hoffnungsvoll auf und geben überall da, wo sie Schäden erblicken, zugleich so wertvolle Winke für

eine Reformation des deutschen Sprachunterrichts, daß dieses Buch, auch wenn es von Fachgenossen totgeschwiegen und von den mit Recht Kritisierten angegriffen werden sollte, unmöglich ohne erfrischende Wirkung bleiben kann. Es bringt zu viel Gutes, als daß alle seine prächtigen Seiten in dieser kurzen kritischen Notiz voll gewürdigt werden könnten.

Adolf Mayer:

Truntenheit und Kunst,

Alle Kunst setzt Empfindung voraus. Wie aber verhält sich die Empfindung unter abnormen von dem gesunden Sinne abweichenden Bedingungen? — Jeder weiß von Fieberphantasien, von Sinnestäuschungen, die subjektiv ganz dem Kunstgenusse ähnlich sind, aber keine objektive Veranlassung außer uns haben. Die Veranlassung ist der abnorme Zustand unserer eigenen Nerven.

Diese Verschiebung von Objektivem und Subjektivem aus ihrem gewöhnlichen Kausalzusammenhang heraus beruht im Grunde auf dem berühmten Gesetze der spezifischen Sinneswahrnehmung von Johannes Müller. Du stößt dir im Dunkeln das Auge, und du siehst einen Lichtstrahl, wo keine Lichtquelle ist. — Warum? Weil dein Sehnerv jede Reizung als Licht empfindet. — Der Amputierte fühlt, wie sich sein kleiner Zehen krampft (der gar nicht mehr da ist), weil der Nerv noch da ist, der sonst diesen Reiz vermittelte, und weil dieser (nun auf andere Weise gereizt wird, aber) jeden Reiz nur auf eine und dieselbe Weise zu deuten weiß. — Der Nerv ist ein bewährter Spezialist wie jedes Organ in der Lebensmaschine. — So kommen auch bei der Erkrankung oder Verstimmung unserer Organe manche Mißdeutungen vor. — Halluzinationen — ist der Name einer wichtigen Abteilung derselben.

Von der unfreiwilligen Krankheit wollen wir an dieser Stelle nicht reden. Davon ist wenig zu lernen für unseren Zweck. Wohl aber interessieren uns die freiwilligen pathologischen Zustände unserer Empfindungsnerven; denn die spielen mächtig hinüber in das eigentliche Kunstgebiet. Wir müssen reden von den physiologischen Giften, vom Opium, vom Alkohol, vom Haschisch, und ebenso könnten wir reden von den psychologischen Giften, die man nicht auf Flaschen ziehen kann, der Hypnose, der Suggestion, dem Mebus der Derwische und dergl.

Und gleich ein Beispiel von der äußersten Grenze dieses Gebietes. Da kauert er, der arme chinesische Kuli in seiner Höhle nach einem Monate viehischer Arbeit in den Bergwerken des Randes von Süd-Afrika. Es war Zahltag. Er hat genug verdient, um Opium zu rauchen, so sehr ihm auch die Habgier der Behörden

dies Genußmittel verteuerte. Und nun genießt er — trotz der Scheußlichkeit
seiner Umgebung. Er sieht nicht seine viehischen Mitgesellen, fühlt nicht deren
Körper gegen sich lehnen, riecht nicht deren ekelhafte Ausdünstungen und die seiner
noch widerlicheren Umgebung, sondern genießt himmlische Freuden, sieht überir-
dische Erscheinungen'). Sein Dasein hat für einige Augenblicke Wert erlangt.
Auch hier ist es so, wie bei der eigentlichen Kunst: eine arme, vielleicht trost-
lose Gegenwart sonnig beschienen von etwas, das nicht ist und doch wirkt, als
ob es wäre. Eine Art Selbstkunst**). Denn den Fabrikanten des Opiums dürfen
wir doch nicht Künstler nennen. Doch nein, überhaupt keine wirkliche Kunst;
denn sie ist lediglich pathologisch, führt zum Untergang und darf einen so schonen
Namen nicht tragen. —
Was uns von diesen Dingen interessiert, ist aber ihre Kombination mit wirk-
licher Kunst, die pathologische Modifikation und Steigerung dieser durch solche
Beimischung, und hierhin gehört vor allem die Wirkung des Alkohols, des Opiums
der herrschenden Rasse. Wenn man Traubensaft oder andere süße Säfte in Massen
sich selbst überläßt, geraten sie in Gärung, und durch diese Gärung wird der un-
schuldige Zucker, die Kinderkost, verändert in nervenreizenden Alkohol, den Trank
des raffinierten Erwachsenen, dessen Genußfähigkeit dadurch gesteigert wird.
Warum? Nun der Alkohol hat lähmende Wirkungen, und weil die Wirklichkeit
das Schöne nicht ohne störende Zutaten gibt, so wird nun dem Trunkenen dies
Störende gehemmt, und die Erscheinung wird ihm gereinigt von diesen
verunzierenden Zutaten. Der Feind wird so zum Freunde, der Freund zum Ge-
liebten, der Geliebte zum Ideal — natürlich dies alles subjektiv für den Berausch-
ten, und auch für ihn nur vorübergehend, solange der Rausch dauert, und —
mit antagonistischer Nachwirkung.' —
Man mag nun vom Standpunkt der Gesundheitslehre von dem Zustand der
Berauschung denken, wie man will; man mag ihn, da wo er große Verhältnisse
annimmt, oder individuell zur Gewohnheit wird, als einen Krebsschaden be-
kämpfen; jedenfalls ist derselbe in seiner Kombination mit wahrer Künstlerschaft
von Bedeutung, namentlich für die Dichtkunst und die Mimik, so daß wir denselben
als eine wesentliche Quelle für eine gewisse Art der Kunst berücksichtigen müssen.
Von dem grauen Altertume an spielt diese Kombination in jeglicher Kunst eine
ganz hervorragende Rolle, und man kann in bezug auf dieselbe aussagen, daß
eben die menschlichen Instinkte, die in einem so hohen Grade an der künstlerischen
Begabung beteiligt sind, eine, wenn auch pathologische, so doch praktisch wichtige
Modifikation erfahren, namentlich durch den Genuß des natürlichsten und edelsten
aller alkoholischen Getränke, durch den W ei n. Es entsteht unter diesem Einfluß

») Auch von Oslar Wilde anschaulich beschrieben in seinem „Bildnis von Donan G«y"
als letzte Zuflucht des blasierten Genußmenschen.

«) Sieh« hierüber: Di« Alpen. 1911. Okt. S. 63.

im grauen Altertum: die bacchantische Stimmung, in der Herakles über die Bühne taumelt (dies ein wesentlicher Inhalt des antiken Satyrspieles).
Im Orient ist später Hafisauf diese Weise angeregt, und so herauf bis in die jüngste Zeit, in der wir noch die typische studentikose Trunkenheit des feucht-fröhlichen badischen Dichters erlebt haben, dem man sogar dicht neben dem Platze seiner hervorragendsten „Trinkungstaten", auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses, ein allerdings ziemlich philiströses Denkmal gesetzt hat. Und auch jetzt ist diese Stimmung, trotz des Verdammungsurteils fanatischer Abstinenzler und trotz des Bannfluchs eines großen aber nüchternen Heidelberger Ästhetikers auf den „Saufpoeten und Bänkelsänger", noch nicht aus der Poesie verschwunden.
Auch Luther rühmte noch in seinem Lobe der dreifaltigen Lebenskunst, neben Weib und Gesang, den Wein, und Mirza-Schaffy, der treue Schüler des Hafis, singt geradezu:

„Nur im Rausch sind meine Lieder
So voll Kraft und Schwung gemacht."

Auch darum hat es ein besonderes Interesse, diese pathologische Modifikation näher zu besehen, weil Nietzsche dem Dionysischen in der antiken griechischen Kunst eine so besonders preisende und auf Richard Wagner abzielende Stellung eingeräumt hat in seiner „Geburt der Tragödie", eine Arbeit, die dem Dichterphilosophen bekanntlich eine Zeitlang die wesentlich nur auf diesem Grunde beruhende Freundschaft des Schöpfers des Musikdramas eingetragen hat. Sobald Nietzsche seine Meinung änderte, war es freilich mit dieser Freundschaft vorbei. Aber zunächst galt das Buch dem Gefeierten als eine Leistung von ungeheuren Maßen und Zielen. Mit staunenswerter philologischer Gelehrsamkeit und dem besonderen psychologischen Scharfsinn, der dem Dichterphilosophen eigentümlich war, aber zugleich mit dessen mangelhafter Logik — wird in der Geburt der Tragödie das „dionysische Element" der Schönheitstrunkenheit dem andern mehr abgemessenen und gesetzmäßigen gegenübergestellt, das als das „apollinische" bezeichnet wird. Dieser Vergleich wird dann beibehalten und durchgeführt zur Erläuterung eines wichtigen Teiles der antiken Kunstgeschichte, — mit welchem Glücke, haben wir hier nicht zu entscheiden. — Bekanntlich wurde die ganze Arbeit von Wilamowitz einer herben Kritik unterzogen, so daß Rhode dem in seinem philologischen Ruhme bedrohten Freunde zu Hilfe eilen mußte.
Wir haben nur festzuhalten, daß dies dionysische Kunstelement, auf welches Nietzsche sein Leben lang den größten Wert gelegt hat, und mit dem er sich schließlich in seiner paralytischen Ekstase gelegentlich verschmolz, schon früher in der Kunstgeschichte vorhanden ist. Unter seinem Einfluß wird der Festgesang zum Dithyrambus, d. h. zu einer höheren Potenz der Begeisterung emporgetragen. Der bei diesem enthusiastischen Gesange geschwungene Thyrsusstab ist ursprünglich nichts weiteres als der Pinienzapfen, mit dessen Harz der Wein der alten Griechen

konserviert wurde, wie bei uns das Bier durch den Hopfen. Ein Gambrinusbild")
mit der Hopfenranke ist daher ein genaues Analogon zum Thyrsus schwingenden
Bacchanten; nur ist dieser durch das Altertum zur höheren Poesie vergeistigt, ähnlich
wie die Loreley (das ist der Lauerfels der Rheinischen Raubritter) durch unsere mit
Hilfe des Rebensaftes gesteigerte Poesie zur (verliebte Schiffer) bedrohenden Jung-
frau verklärt wurde.

Aber nicht um das Anbringen dieser Bemerkung ist es mir hier zu
tun. Ich möchte nur der Meinung entgegentreten, daß die dithyrambische
Poesie durch diesen Nachweis des pathologischen Elementes aufhören müßte,
eine besonders interessante Kunstgattung zu sein. Dies zu behaupten, auch wenn
es in der menschenfreundlichsten Absicht geschieht, ist meines Erachtens willkürlich,
da ja eben der Alkohol, wenn auch nur durch seine „lähmenden" Wirkungen,
auch wohl die prosaische Verwickelung des Alltaglebens vereinfachen kann, was
ja eben die Aufgabe oder eine der Aufgaben des Künstlers ist und wodurch er
diesem im gegebenen Falle die Arbelt erleichtert. Freilich hat Nietzsche wohl
allzuviel Wesens von der Sache gemacht, die man ja auch heute noch in ihrem
Einfluß studieren kann. Ist ja doch die Begeisterung einer niederländischen
Kirmesbevölkerung genau desselben Ursprungs wie der bacchantische Rausch, wie
ihn z. B. Ebers in seinem „Kaiser" schildert. Nur wird der letztere durch
seine historische Entfernung erhöht und verklärt.

Auch heute noch hat der Wein seine Kraft bewahrt, bis zu einem gewissen
Grade ein die Poesie begünstigendes Moment zu sein, wenn auch entschieden mehr
für den Genießenden, wie für den Schaffenden. Nur die klare wissenschaftliche
Konzeption leidet immer durch denselben. Auch hierin zeigt sich der Gegensatz
der beiden großen Schaffensgebiete.

Dr. Bernhard Ihringer:

Typen der holländischen Malerei.

Für das historische Urteil, das die künstlerischen Entwickelungssphären in
Beziehung zueinander setzt, eristieren nur sehr wenige so ganz in sich ruhende
Perioden, wie die holländische Kunst im siebzehnten Jahrhundert. Die Renaissance
in Italien und Deutschland wird gekennzeichnet durch scharf umrissene Charaktere;
durch Künstler, die, wenn sie auch nicht alle Universalgenies waren wie Lionardo
und Michelangelo, doch als vielseitige Persönlichkeiten ihrem Werk objektiv gegen-
überstanden. So ist die Geschichte der Renaissance auf künstlerischem Gebiet eine
Malergeschichte, eine Darstellung der verschiedenen Lebensläufe und Marimen

») Gambrinus, ursprünglich ^«n primu» dei brabanlischen Ni«hausschildes. —

nicht weniger als eine beschreibende Analyse der Kunstwerke. Von Fra Angelicr bis Tizian leben die Gestalten wieder auf durch den Zauber des Anekdotenhaften; die zeitgenössische Biographie nimmt diese mythologischen Züge gerne an und erhält so den Reiz des Unmittelbaren, gegen den die nüchterne, trocken referierende Geschichte machtlos ist. Und alles das bringt in das Urteil über die ganze Epoche jene Fülle von Details, jene Unzahl differenzierter Charaktere und Bestrebungen, durch die die allgemeinen Linien nur noch äußerlich markierend durchscheinen. Die Mannigfaltigkeit der geistigen Interessen, das Nebeneinander des Heterogenen, wie es sich zwischen Christentum und erneuter Antike, zwischen mönchischer Frömmigkeit und unverhohlener Freigeisterei darstellt, läßt das Allgemeine, den Zusammenhang zurücktreten. Von der politischen Zerrissenheit der Halbinsel ganz zu schweigen, die natürlich die Ausprägung von Individualitäten ihrerseits auch noch ganz wesentlich begünstigte.

Holland hatte keine phantasievollen Chronisten, keinen Vasari. Der Gegensatz zwischen den neuen Bildungselementen und den Ansprüchen der alten Kirche fehlte gänzlich. Keine Eifersuchtskriege von Stadt zu Stadt störten den bürgerlichen Frieden. Es waren keine Mächtigen da, deren Wohlwollen Aufträge und Lohn, deren Haß Kerker und Verbannung bringen konnte. Der zarte Duftkreis höfischer Schmeichelei, der schon so oft aus dem Mittelmaß bestimmende Charaktere hervorwachsen ließ, blieb den Generalstaaten fern. Demokratisch wie das Staatsleben war auch die Malerei. Es ist gar keine Frage, daß im Leben der italienischen Polis dem Künstler eine ganz andere soziale Stellung zukam, wie in dem holländischen Bürgerstaat, der ihre Arbeit im allgemeinen kaum höher stellte, als die jedes andern in seiner Art und „Kunst" vortrefflichen Handwerkers. Wenn auch nicht offiziell und zugestandenermaßen, so wurde doch tatsächlich die Individualität durch die Zunft korrigiert und der Wert des einzelnen nach der Geschicklichkeit bemessen, mit der er sich dem Allgemeinen einfügte. Die absolute Gleichstellung in der neugewonnenen Freiheit duldete kein Überragen, nur ein Nebeneinander. Von hier aus wird das tragische Schicksal Rembrandts ebenso verständlich wie die Tatsache, daß alle Meisterwerke Vermeers zu Spottpreisen verschleudert wurden. Die Schützenkompagnie des Frans Banning Cocq hatte Recht, wenn sie sich gegen das Märchenbild der Nachtwache sträubte, und dem Delfter Vermeer wurde von seinen Landsleuten die unerlaubte Originalität redlich vergolten, wenn er zeitlebens so arm blieb, daß er den Bäcker mit Gemälden bezahlen mußte. Auch Frans Hals und Brouwer haben unter der Bevorzugung des Mittelmaßes gelitten, während Jan Steen, Metsu, Mieris und wie sie alle heißen mögen, florierten.

Das ruhige holländische Leben und die in sich einige, harmonische holländische Kunst hat alles hervorgebracht, was den künstlerischen Sinn entzücken kann, nur nicht die Genialität des unruhigen Weiterstrebens. Sie hat in diesem Sinn ein demokratisches Kulturideal verwirklicht, haushälterisch auch mit geistigen Energien, wie es dem besonnenen Bürger ziemte.

Diese Ökonomie der Krüfte, dies Arbeiten mit bestimmten Ausdrucksmitteln und in gewohnten Bezirken, zeigt zwar einerseits die Grenze der holländischen Malerei, andererseits aber auch ihre ganz einzigartige, in der Geschichte der Malerei beispiellose Stärke. Vom gemütlichen Genrebild bis zum schlicht Philiströsen war nur ein Schritt; daß nur verschwindend wenige unter einigen hundert Namen diesen Schritt getan haben, zeigt die Konzentration und selbstsichere Festigkeit, womit die Grenze nicht nur nach oben gegen das Geniale, Ungewöhnliche, sondern auch nach unten, gegen das Banale gewahrt wurde. Das Festhalten am Durchschnitt, an der ruhigen, sicheren Meisterschaft, gab die beste Waffe gegen die Anmaßung des Minderwertigen. So ist denn auch die Qualität typisch geworden in dieser Epoche, deren Größe das Nebeneinander des Guten auf engem Raume war.

Genre und Porträt — in diesen beiden Sparten hat sich die holländische Kunst fast ganz ausgegeben, soweit sie ein Lebensinteresie des Volkes war. Die Landschaft kann hier außer Betracht bleiben, denn sie zeigt in Ruisdael und Hobbema mehr eine aristokratische Sonderlinie an, bis sie schließlich auch, aber im weniger erwünschten Sinne, durch die „holländischen Italiener" popularisiert wurde. Das Genre, die Darstellung eines alltäglichen Geschehens im Spiegelbild des Augenblicks, mußte den Künstlern der Niederlande schließlich werden, was den Italienern die Kirchenaufträge waren. Das holländische Bürgerhaus und die Vibrationen seines durch heiteren Lebensgenuß fröhlich bewegten Lebens waren ein ebenso unerschöpflicher uud dankbarer Stoff wie die Episoden aus der heiligen Geschichte. Die Fiktion des Ungewollten, ohne Staffage unmittelbar dem Augenblick Abgelauschten, wurde dabei mit einer Konsequenz festgehalten, die späteren Zeiten der Genremalerei wohl als Beispiel hätte dienen können.

Die liebenswürdige Nonchalance, die das holländische Genrebild in seiner besten Zeit auszeichnet, hat in erster Linie die erfrischende gänzlich unakademische Natürlichkeit für sich. Schmausende und plaudernde Menschen leben in froher Geselligkeit dahin, die Kinder feiern den Nikolaustag oder lassen eine Katze auf den Hinterpfoten tanzen mit Flötenbegleitung; Dominospieler sitzen tiefsinnig in der Ecke, während der Papagei gefüttert wird; oder der Prinzentag führt eine große Gesellschaft zusammen zum Weinprobieren, Neuigkeitenvorlesen, oder auch zum Fechten bei dieser guten Gelegenheit — wer erkennt da nicht sofort Jan Steen, den lachenden Haarlemer Philosophen, der in ewiger Beweglichkeit seine kleine Welt zu einer Fülle von ergötzlichen Szenen und Ereignissen erweiterte! Seine Virtuosität, dem Witzigen den künstlerischen Stil und die harmlose Behaglichkeit zu erhalten, hat in der Tat von seinen Landsleuten niemand erreicht. Ganz köstlich kommt diese innerste Seite seines Wesens in der kleinen Szene zwischen dem besorgten Arzt und der jungen Frau zum Ausdruck: Die freundliche Schlauheit dieses gegenseitigen Betrugs und Selbstbetrugs ist das Beste, was Jan Steen jemals gelungen ist. Man hat ihn schon mit Molare verglichen und mit Recht;

denn man glaubt wirklich bei der aufmerksamen ärztlichen Untersuchung die Stimme des guten Valer zu hören, wenn er sagt: „Geht mir mit den Ärzten! Ihr könnt bei ihnen jede beliebige Krankheit haben; sie werden euch schon Gründe vorbringen, um euch zu beweisen, woher sie kommt!"

Jan Steen war in seinen Motiven originell, da er es aber bei der riesigen Produktion nicht vermeiden konnte, mitunter sich selbst zu kopieren, so nahmen seine Nachfolger in der Beziehung erst recht keine Rücksicht. Durch solche Übertragung bildete sich dann der Fond von Motiven, der die ganze folgende Entwickelung überdauerte. Um nur ein Beispiel zu nennen: selbst der „Arzt", dieses kleine Kabinettstück, mußte als Modell herhalten; Samuel van Hoogstraaten versuchte das Motiv wieder zu verwenden, allerdings ohne über gezierte Absichtlichkeit hinauszukommen. Der temperierte Stil des Weltmannes, den Jan Steen auch in den Szenen absoluter Betrunkenheit von Mensch und Tier bewahrte, wird vergröbert. Eine realistische Vorliebe für Rüpelszenen beginnt sich mehr und mehr durchzusetzen.

„Was nützen Kerz und Brill, wenn die Eul nicht sehen will?" Diesen Weisheitsspruch hatte Jan Steen über die Folgen eines Trinkgelages geschrieben, und damit gezeigt, wie er seine Satire selbst auffaßte. Das Genre als Sittenstück hat bei ihm keinerlei aggressive Spitzen; er bleibt der gute Familienvater, der die Familie malt, auch dann malt, wenn sie's eigentlich nicht verdient. Man muß Brouwer damit vergleichen, um Steen richtig einzuschätzen. Brouwer, der weitaus größere, ja unzweifelhaft geniale Maler, der über einen Schatz charakteristischer Ausdrucksmittel verfügt wie kaum ein zweiter in der holländischen Schule, bedeutet den diametralen Gegensatz. In seinem Sittenstück liegt Lebensüberdruß und Haß, ein soziales Aufbäumen könnte man beinahe sagen, die Wut der Deklassierten gegen das abgeschlossene ruhige Bürgerhaus. Er malt das Leben in schmutzigen Bauernschenken, in heimlichen Konventikeln, die das Tageslicht zu scheuen haben, oder in Soldatenquartieren, und diese Welt hat er mit allen Qualitäten der Trübsal von der äußersten Wut bis zum bornierten Stumpfsinn ausgestattet. Das schlechte und abenteuerliche Leben, das er selbst führte, malte er. Bei ihm ist das Sittenstück schon nicht mehr Gesellschafts-Satire, sondern schlechthin derber Realismus.

Zwischen Genre und Porträt bestehen für die Holländer mehr Beziehungen, als man gewöhnlich glaubt. Nicht nur Jan Steen liebte es, sich gelegentlich selbst in den Kreis seiner Angehörigen zu sehen, Tabak rauchend und kreuzfidel, wie er auf dem Bild im Mauritshuis zu sehen ist; manchmal wurde der Porttätauftrag so gegeben, daß er direkt genrehaft wirken mußte. Viel ist allerdings dabei nicht herausgekommen, und das Familienbild des Admirals Hein von Thomas de Keyser, das man etwa hier nennen kann, ist kein Meisterwerk des sonst verdienstvollen Künstlers. Immerhin blieb das Genre eine gute Vorübung für das Gruppenbild. Die Schützenstücke, die von dem trockenen Nebeneinander der Por-

trätgalerie fortschreiten zu den berühmten Haarlemer Werken des Frans Hals und schließlich in der „Nachtwache" die geniale Vollendung erleben, waren Aufträge, die das Lebenswerk eines holländischen Künstlers krönen mußten, sie stellten geradezu ein politisches Vertrauensvotum dar, eine offizielle Anerkennung. Das Schützenstück war für die holländische Kunst zugleich das Historienbild; es zeigte einen Ausschnitt zeitgenössischer Geschichte, und etwas anderes als die Gegenwart zu malen, konnte keinem echten Holländer einfallen. Zugleich Porträt und zugleich Historie, Darstellung des Zusammenhangs und doch persönliche Charakterisierung des einzelnen, das war die Aufgabe; daß die „Nachtwache" im Urteil der Auftraggeber diesen Ansprüchen nicht genügen konnte, wird man wohl ohne weiteres begreifen.

Das Genrebild, ob es sich nun gemütlich darstellend gibt oder realistisch, das Schützenstück, das Zunftbild, oder das im privaten Auftrag gemalte Porträt, jede dieser Kunstformen wurde in Holland zum Typischen erweitert und so in den nationalen Formenschatz aufgenommen, der jedem gleichmäßig zur Verfügung stand. Wer sich auszeichnete, galt damit als Lehrer für alle; schwächliche Nachahmung nannte man es nicht, wenn man einem bewährten Meister folgte. So kam der feste Zusammenhang zustande, die gleichmäßige Arbeit nach Typen, ja eine gewisse manchmal unangenehm wirkende Vertraulichkeit, mit der sich die Kleinen an die Großen herandrängen. Zwischen einem Vermeer und einem Metsu besteht qualitativ derselbe Unterschied wie zwischen einem Michelangelo und einem Canova, und doch hat Metsu zu Vermeer noch innigere Beziehungen als etwa Vermeer zu Rubens. Wer die Säle des Reichsmuseums durchwandert, wird bemerken, wie in der ganzen holländischen Schule auch das Besondere den allgemeinen Stil bewahrt, und er kann sich fast gar nicht mehr zurecht finden, wenn er dann plötzlich einen Rubens oder van Dyck trifft, die sich in diese demokratische Welt verirrt haben. Wenn die gute Qualität typisch allgemein wird, so bedeutet das die höchste Stufe, die eine Malerschule überhaupt erreichen kann, und wenn die Schule dabei den inneren Lebenszusammenhang erhält, der nun einmal der Hintergrund des Gemeinschaftlichen sein muß, so ist sie ein organisches Gefüge in der Entwickclung der Kunst, ein Ast, der keine Stützen braucht, um seine Früchte selbst zu tragen. Beides hat Holland, diese freundliche Oase in der politischen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, erreicht. Die großen Typen haben die Kunst des kleinen Landes groß gemacht.

Karl Larsen Chr. F. Holm

Karl Larsen.

Chr. F. Holm.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Helene Klepetar.

I.

Der Hauptkassierer des großen Bankhauses, Herr Chr. F. Holm, kam des Morgens nie früher als Punkt Zehn, wenn geöffnet werden sollte. Das ganze übrige Personal, Buchhalter, Korrespondenten, Assistenten, mußten auf ihren Plätzen sitzen und die Diener bereit stehen, ehe der Herr Hauptkassierer aus dem Garderobenzimmer auftauchte und leicht erhobenen Hauptes unter den vielen Säulen des langgestreckten Lokals an der breiten Schranke vorbei seinem Platze zuschritt.

Es war ihm ein Sport, ebenso wie es für viele Menschen ein Sport ist, ihren Zug in dem Augenblick zu erreichen, da die Kondnkteure die Wagentüren schließen.

„Guten Morgen,. . . g'Morgen,. . . 'Morgen" .. . tönte es, bis der Hauptkassierer auf der Bühne seines Tagewerks stand, jugendlich trotz seiner einigen und vierzig Jahre, wie zu einer Vormittagsvisite gekleidet, elastisch und kläräugiz.

Keiner seiner Kollegen und Untergeordneten, der sich über das Entree dieses ersten Aktes, das sich allmorgendlich wiederholte, nicht seine Gedanken gemacht hätte. Jeder fühlte, daß selbst der Geringste unter ihnen dazu benutzt wurde, Relief um den Kassierer als Hauptfigur zu bilden. Aber dieses Bewußtsein war nicht unangenehm. Es zog sie alle förmlich mit empor zu der gleichmütigen Ruhe ihres Vorgesetzten, von der auch dieses kleine Morgenkunststück Zeugnis ablegte.

Das war kein nervöser Mann, der sich ängstlich auf den Tag vorbereitete, wo Hunderttausende durch seine Hände gehen sollten als vielfach variierende Einlagen, die zwischen den verschiedenen Abteilungen von und zu seinem Platze kamen und gingen.

Hauptkassierer Holm brachte es fertig, selbst nach einer durchwachten Nacht ebenso klar und soigniert da zu stehen, ohne Notizen von all den Verpflichtungen, die im Laufe des Tages zu leisten waren, oder der Guthaben, die einlaufen würden, zu benötigen. Mit demselben sicheren Gefühl, mit dem er sich Schlag zehn Uhr einfand, stellte er jeden Morgen den mindest möglichen Kasseninhalt fest, um den Tag hindurch gerade damit auszukommen.

Darin lag der sich tagtäglich wiederholende große Trick des Hauptkassierers, der für die Ausgaben der Bank, die Arbeit der Diener, das ruhige Wirken der Unterkassierer und Assistenten von entscheidender Bedeutung war.

Dieser Beweis fachlicher Sicherheit, der durch das Verhalten des Haupt-

kassierers just im rechten Augenblick eingeleitet wurde, schlug einen Kammerton der Präzision an und verlieh der ganzen Erpedition einen ruhigen Taktschlag, der sie niemals verließ. Zu der geschäftigsten Zeit des Tages konnte es geschehen, daß der Unterkassierer ein wenig aufgeregt fragte, ob man nicht nach der National-bank um mehr Valuta schicken sollte, da die Kasse beinahe erschöpft wäre.
Da aber begegnete er dem Lächeln des Hauptkassierers:
„Das Geld wird schon kommen," sagte der ruhige Mann, „zur Türe herein."
Und richtig, nach Verlauf einer kurzen Weile kamen durch die breiten Flügel-türen der Bank — gleichsam hereingezogen von den unsichtbaren Fäden des Um-satzes — allerlei junge Leute oder Geschäftsboten, deren Einzahlungen dem ge-sunkenen Kasseninhalt alles Erforderliche zutrugen.
Dann ärgerte sich der Unterkassierer über seine wieder einmal bewiesene vor, zeitige Ängstlichkeit, und in seinem Auge konnte ein Funken von dem Haß auf-blitzen, den im Grunde alle Angestellten der Bank gegen den Hauptkassierer fühlten.
Denn Herrn Chr. F. Holms ruhige Überlegenheit schonte nicht.
Andererseits jedoch wurden die Untergeordneten immer wieder von dem ruhigen Sicherheitsgefühl ergriffen, das gerade diese Überlegenheit rings um sich bis in die fernsten Winkel verbreitete. Und selbst unter den trägsten Routine-arbeitern der Bank gab es keinen, der nicht so viel fachlichen Kunstsinn besaß, um einem Meister seine Koketterie verzeihen zu können.
An einem klaren schönen Novembertage mitten unter der flott fortlaufenden Arbeit kam der Sekretär der Bank aus dem Direktionszimmer, ging zu dem Haupt-kassierer und sagte ihm ein paar Worte. Kassierer Holm sah einen Augenblick von seinen Eintragungen auf und nickte.
Der Sekretär ging wieder dort hinein, woher er gekommen war. Bald darauf erhob sich Herr Chr. F. Holm und bat den Unterkassierer die Kasse zu übernehmen, worauf er sich mit seiner leicht emporgehobenen Kopfhaltung ins Direktions-zimmer begab.
Mechanisch folgten ihm die Augen des Personals. Der Hauptkassierer er-freute sich bei der Direktion eines solchen Ansehens, daß er oft zu dieser oder jener Konferenz zugezogen wurde.
An jenem Tage blieb er eine halbe Stunde drinnen und kam dann heraus:
„Ich habe eine Arbeit für die Direktion," sagte er dem Unterkassierer, „und komme heute nicht mehr in die Bank. Vielleicht auch morgen nicht." Einer der Diener erhielt den Auftrag eine Mappe mit Papieren, die der Kassierer sorgfältig zu-sammenlegte, nach seiner Wohnung zu bringen. Der Unterkassierer bekam einige Instruktionen, und eine halbe Stunde später sah einer der Korrespondenten, der den Blick durchs Fenster warf, den Hanptkassierer langsam die breiten Fliesen entlang schreiten, in seinem diskreten Pelz mit dem Persianerkragen, schlank wie ein Dreißigjähriger und sorglos, wie nur ein Junggeselle es sein kann, dachte der

Korrespondent, der selbst eine Frau und vier Kinder hatte, und geehrt! dachte
er noch ein wenig neidischer, mit besonderen Aufträgen der Direktion betraut . . .
Während der Korrespondent sich wieder in die Formel seines Briefes vertiefte, den
er schrieb, flog es ihm durch den Sinn, daß Diskretion unleugbar auch zu Chr. F.
Holms Eigenschaften gehörte, so eine gewisse gemütliche Diskretion, die ebenso
elegant zugeknöpft war, wie solch ein feiner Winterrock mit Persianerkragen . . .
Über teppichbelegte Treppen, durch ein stilles Entree, das von dem Zu-
schnappen des Türdrückers beinahe widerhallte, trat der Hauptkassierer Holm
eine Stunde später in die sanfte Porzellanofenwärme seines Wohnzimmers.
Er hatte das leidenschaftliche, zur Übertreibung neigende Temperament eisen«
Öfen nie leiden mögen, ebenso wenig die ungemütliche Trockenheit der Zentral-
Heizung. Die distinguierte Gleichgültigkeit des Porzellanofens war es, der er
den Vorzug gab.
Ein rein unmittelbares Gefühl von Wohlbehagen überwältigte ihn beinahe.
Hier war alles ruhig, gleichmäßig, nach Wunsch, ein Leben im Gummiräder-
stil — delikates Essen, milde Weine, und Menschen ohne Sorgen. Vollendete
Ordnung und tadelloser Geschmack beherrschten das ganze Gemach. Alles modern
— hohe Zimmer, Spiegelscheiben, elektrisches Licht, kein Anachronismus nach dem
Geschmack entschwundener Zeiten, sondern unsere Zeit, wie sie sich in Möbeln,
Webereien und Kunst bis herab zu den neuesten Farbenlithographien äußerte.
Holms Blick fiel auf den großen viereckigen Tisch inmitten des Zimmers. Dort
lag die Mappe, die der Diener von der Bank gebracht hatte. Sie barg just nichts
Angenehmes — aber — er sah nach der Tafeluhr auf der Chiffonniere — noch hatte
es Zeit, die Arbeit ließ sich gut eine Stunde und länger hinausschieben, wenn es
sein mußte. Nichts wurde dadurch versäumt, und er selbst fühlte sich von einem
unwiderstehlichen Drang nach Ruhe erfaßt, nach einem ganz passiven Ausruhen
in diesem Milieu, das sein vortrefflich zugeschnittenes Iunggesellenheim war.
Holm ging ins Schlafzimmer, machte sorgfältig Toilette, wechselte seine
Kleider und holte dann aus einem Schrank, der im Kühlen stand, ein flaches
Kistchen echter Zigarren, das er öffnete. Die Zigarren hatten ein kühles maha-
goniduftendes Aroma, das sich nun bald in Rauch und Geschmack umsetzen sollte.
Drinnen im Wohnzimmer zündete er langsam eine Zigarre an und lehnte
sich in seinen Lieblingsfauteuil. Komfort, dachte er, war ihm doch eigentlich immer
das Ziel des Lebens gewesen — eine fast automatisch wirkende Lebensführung,
die jegliche Art widerstreitender Wissenschaft und Kunst gehorsam, gefügig, einem
verfeinerten Wohlbehagen dienstbar zu machen verstand: Hilfsbereite, nützliche,
bequeme Gebrauchsgegenstände, prickelnde, spannende, angenehme Zeitungen und
Bücher, freundliche, schmückende, anregende Kunstsachen. Und über allem den
leisen Klang des Geldes, mit dem umzugehen sein täglicher Beruf war, und das
die Menschen verfeinerte, die er sich zu seinem Verkehr auserwählte.

Man sagte, daß Geld die Menschen gewöhnlich machte. Damit verhielt es sich wohl ebenso wie mit Wein, der nur die Schlemmer trunken machte, diejenigen aber entflammte, die ihn in Geist und Wahrheit zu genießen verstanden. Für den wirklichen Geldmann war Geld der Stoff des Lebens, der ihn nährte und entwickelte, ihn zum Diener und Herren zugleich machte. Wie hatte er seit früher Jugend die echten Geldmänner, die wirklichen Finanztalente, mit denen zusammen zu kommen er das Glück hatte, bewundert! Selbst hatte er immer eingesehen, daß er nicht aus dem Holze war, aus dem man ökonomische Führer und Hervorbringer schnitzte. Er wollte nur das Recht haben, in der Tempelluft des Geldes leben zu dürfen, als ein bescheidener Diener, der mit ökonomischer Unabhängigkeit entlohnt wird.

Und als er seinem Universitätseramen den Rücken kehrte und die Beamtenlaufbahn im Staatsdienst aufgegeben hatte, hatte ihm das Geld, das er in so tiefer Bewunderung begehrte, denn auch wohlwollend zugelächelt. Er lernte mit Geld umzugehen, indem er es verdiente, und indem es ihm zur vorsichtigen Vermehrung seiner Einnahmen verhalf. Das Glück war ihm auch insofern hold, als er es in der Bank vorwärts brachte. Das Geld erwies ihm seine Gnade...

Der Kassierer Holm zog ein wenig zu stark an seiner Zigarre . . . Bis der Tag kam, wo ihm schien, daß es zu langsam ging! Holms Blick streifte die Dokumentenmappe auf dem Tisch. Unbesonnen hatte er an die Möglichkeit gedacht, das Geld zu zwingen . . . versucht, was er doch bei so vielen mißlingen sah . . . sein Gleichgewicht verloren ... mit dem Prinzip fürs Leben gebrochen! Und natürlich war es schief gegangen, weil es schief gehen mußte. Das Geld rächte sich. Und da hatte er sich seiner Züchtigung nicht in Ehrerbietung gebeugt . . . sondern —

Holm erhob sich plötzlich ... sich daran vergriffen! Ein Schauer durchrieselte den Kassierer, als sänken die sanfte Wärme, die weichen Teppiche, die feinen Möbel, die vornehmen Kunstdrucke rings um ihn in den Boden und verwandelten sich zu kaltem Hauch.

Unruhe ergriff ihn. Hastig langte er nach dem verschlossenen Portefeuille auf dem Tisch, schloß es auf, ließ es jedoch liegen, ohne die Papiere herauszunehmen . . . Und plötzlich fühlte er den qualvollsten Trieb, hier daheim, vor sich selbst, ohne jede Maske, es hinaus zu schreien, daß er die Majestät des Geldes beleidigt — Tempelschändung begangen hatte .. .

Dunkler und dunkler wurde es.

Der Stuhl, wo Holm gesessen hatte, stand leer. Aber tief im Zimmer lag der Kassierer auf seinem langen englischen Sofa ausgestreckt.

Die Dämmerung hatte seinen Gedanken Ruhe gebracht, ihre Stille ihm zugeflüstert, daß er volle Klarheit gewinnen müßte, lernen, erst richtig zurück zu

blicken, um richtig vorwärts sehen zu können. Denn hindurch kommen mußte
«r . . .
Selbstredend war es eine Frau, die ihn soweit gebracht hatte.
Über seinem Kinderheim hatte die Sonne des Geldes nicht geschienen. De,
der Bureaukratenfamilje, der er entstammte, wurden andere Götter verehrt; aber
Geld wurde in Ehren gehalten. Als er mit der Tradition seines Geschlechtes
brach, weil das Gold ihm ein Lied des Wirkens und der Verfeinerung von un-
widerftehlichem Klange sang, hatte er die Menschen gesucht, denen das Geld selbst
die Atmosphäre des Lebens war, in der ihr Wesen gedeihen und sich entfalten
konnte. Er hatte es erreicht, ihnen nahe zu kommen. Allein das Leben hatte ihn
auch mit jenen andern zusammen geführt, die nur Freibeuter nach Gold, Glücks-
jäger waren. Sie besaßen wohl eine Art verworfenes Geldtalent, waren in
Wirklichkeit aber nur Spieler, nicht Spekulanten, Plünderer, nicht Hervorbringer.
Sie katzbuckelten vor dem Geld und verhöhnten es, sie beteten das Geld an und ver-
fluchten es, je nachdem es ihre Lust zu mondänem Wohlleben und höherer Position
befriedigte oder enttäuschte.
Rasch genug würde er diese Tünche von Geschäftssinn und sozialer Wohler-
zogenheit, die ihre geistige Armut bedeckte, durchblickt haben, hätte unter ihnen
nicht die Frau gelebt, die ihn dazu brachte, seine Augen zu schließen, seine Unruhe
zu betäuben, sein Mißtrauen zu bekämpfen und zuletzt unwillkürlich den Sprung
in ihre Sphäre hinüber zu tun.
Für sie war Geld freilich immer nur ein Tau des Himmels gewesen, der
auf sie herab fiel, wie auf die Lilien des Feldes — nie fragte sie nach woher
oder wie so.
Einer ihrer Feinde sagte einmal, daß sie auf Diamanten erpicht wäre wie
ein Rabe. Das Bild stimmte. Sie hatte etwas von einem kleinen, naiven,
diebischen Vogel, und erstahl sich alles, gleichviel, wem sie es stibitzte: Freude,
Spannung, Liebe, vor allem aber Triumph, der sie so unwiderstehlich kleidete!
Gemein konnte sie werden und kleinlich in ihrer zügellosen Forderung an
das Leben. Heuchelei erschien ihr ein Naturgesetz, ebenso wie jenes, daß die
Tiere die Farben der Umgebung annehmen, in der sie leben. Das Leben war
ihr im eigentlichen Sinne ein Glücksspiel, dessen mächtiges Schwungrad das
Geld bedeutete.
Alles aber vergaß man über ihre unersättliche berauschende Lebenskraft.
Holm entsann sich ihrer Schwärmerei für Wintergärten. Der Gegensatz
zwischen dem Winter und dem blühenden Wachstum befriedigte just ihren Trieb,
das Unerreichbare zu erlangen, das Unvereinbare zu paaren, sich hinzugeben und
zu quälen.
Draußen auf dem großen Gut des großen Bankdirektors gab es gerade solch
einen unvergleichlichen Wintergarten mit einem Glashaus, wo über einen kleinen
Teich eine Felspartie mit zarten, strahlenden, brasilianischen Orchideen erbaut

war. Einmal bei einem Feste waren sie beide durchgegangen und hatten diese
phantastischen Blumen des Lurus bewundert. Nachher indes, als er zu einem
der anwesenden Herren begeistert von all dieser Treibhauspracht sprach, ohne sie
zu erwähnen, an die allein er dachte, sagte der andere plötzlich: „Ja, ich sah
Sie drinnen mit der schönen Frau; sie blüht auch nur in tropischer Wärme, tro-
pischer Geldwärme."
Das war das schicksalsschwangere Richtige. Eine so überhitzte Geldluft war
es, in der sie sich entfaltete und in der sie und ihr Kreis ihn allmählich betäubte.
Er war gezwungen zu spielen, hatte verloren, ebenso regulär verloren wie
der erste beste kleine Gewürzkrämer, der zum Börsenspiel verleitet wird. Auf
Gewinne folgten wachsende und wachsende Verluste nach den allerirritierendsten
allgemeinen Beispielen, bis er sich auf ganz banale Kino-Art an seiner Kasse ver-
griff wie ein gemeiner Schubladenräuber! . . . Und es wieder und immer wieder
tun mußte. . . .
Heute war es durch den ebenso klassischen, unvermeidlichen Zufall entdeckt
worden. Und jetzt hatte er vierundzwanzig Stunden vor sich, um Deckung zu
schaffen, sonst war er kompromittiert, ruiniert, im Joch des Gelds für den Rest
seines Lebens.
Kassierer Holm fühlte sich im Kampfe mit seinem Gott, gegen den er sich
versündigt hatte.
Aber es war der Gott des Geldes, und der war kein Hysteriker, der sich durch
reuige Unterwerfung rühren ließ, sondern ein klarer, kalter, harter Gott, Wie das
Geld selbst, und nur Klarheit, Kälte und Härte konnten ihn vielleicht versöhnen.
Der Kassierer rief sich die Erinnerung an die Szene zurück, da er auf das
vom Sekretär überbrachte Geheiß das Direktionszimmer betrat, wo nur der lei-
tende Direktor saß, ein Blatt Papier vor sich, während der Sekretär diskret zur
Seite trat und angelegentlich zum Fenster hinaus sah, ungeachtet, daß dichte
Gardinen davor hingen.
Drinnen hatte der Hauptkassierer Holm in Wahrheit seine Ruhe bewahrt.
Kein schuljungenhaftes Schwanken vor dem unumgänglichen unvorbehaltenen
Eingeständnis mit Nachweis der Art des Vorgehens und des Resultats in klaren
Zügen.
Holm fühlte, daß es ihm gelungen war, dem Direktor zu imponieren. Er
las in den Gedanken des überlegenen Mannes eine notgedrungen sich abringende
Bewunderung für diese fachliche Sicherheit, mit der sein technisch so ausgezeich-
neter Kassierer sich auch in seiner fachlichen Unregelmäßigkeit gleich blieb.
Der Direktor war gar nicht so weit davon entfernt, seine bekannte leichte
Geschäftsverbeugung zu machen, als der Kassierer fragte:
„Welche Zeit glauben der Herr Geheimrat mir zur Beschaffung der Deckung
geben zu können?"
Die Sache hielt sich innerhalb der klar geschäftsmäßigen Grenze. Es lag

im ökonomischen sowie repräsentativen Interesse der Bank, daß vollkommen diskret
Deckung geschaffen wurde. Der Direktor und er waren Geschäftsleute, die in
wohlverstandenem gemeinsamen Interesse vorgehen mußten. Eine Bank — wie
eine Regierung — hatte die Beamten, die sie verdient, war das Leitmotiv einer
Rede gewesen, die einer der Direktoren jüngst bei dem Iubiläumsfeste der Bank
gehalten hatte.
Die beiden waren rasch einig geworden. Nicht ohne innerlichen Triumph
hatte der Kassierer sich in aller schuldigen Ehrerbietung zurückgezogen.
Als er der Verabredung gemäß auf seinen Platz zurückkehrte, um dem Unter-
kassierer die nötigen Weisungen zu erteilen, hatte ihn ein aufrichtiges Gefühl der
Überlegenheit erfaßt. Und als er aus dem Bankgebäude heraustrat, hatte er sich
ehrlich gesonnt im Bewußtsein des Unterschieds zwischen ihm und einem andern
Kassierer in einer kleineren, wenn auch ansehnlichen Bank, dem es vor einem
Jahr ebenfalls schief gegangen war.
Dieser inferiore Mensch hatte nur eine Maske der Überlegenheit getragen,
die eine schicksalsschwangere Unterlcgenheit decken sollte. Im Grunde war er
nichts anderes gewesen als ein blöder Lebemann im Kneipenstil, der bei der guten
Gesellschaft schmarotzte und dadurch seine eigentliche Sphäre düpierte. Als er
sich entdeckt wußte, war er richtig ausgerissen, buchstäblich von der Bank ent-
laufen, zu einem Freunde aufs Land, wo er keinen Beistand fand, während mittler-
weile das Bankpersonal und die Polizei alarmiert werden mußten. Hinterher
hatte dieser komplette Hysteriker sich vor sich selbst mit Entschuldigungen zu recht-
fertigen versucht, die natürlich alle auf Lüge basierten: Auf seine vielen Jahre
im Dienste der Aktiengesellschaft gepocht, gekränkt auf frühere bewiesene Pflicht-
erfüllung gegen sein Institut und gegen Private hingewiesen, die er später scham-
los beschwindelt und betrogen hatte, Jahr für Jahr, in immer wiederkehrenden
kleinen Beträgen, nur um sein leeres Gehirn mit Gesellschaftsklatsch und anderer
Leute Ansichten voll zu stopfen, ebenso wie seinen Wanst mit gutem Essen und
Trinken . . .
Glücklicherweise war Chr. F. Holm nicht so gewesen wie dieser Zöllner. . . .
Ruhig erhob sich Holm, ging zu dem kleinen Salonschreibtisch, drehte das
Licht auf, nahm die Papiere aus dem Portefeuille, zog mit raschem Griff den
Stuhl heran und schlug den Deckel des Tintenfasses zurück.
Er wollte seinen Status feststellen. Ganz vertieft arbeitete er eine Zeitlang
mit Notas von Wechslern und andern Einlagen. Da glitt leise seine Haus-
hälterin herein: ob sie nicht das Mittagessen auftragen sollte?
Holm addierte seine Reihe zu Ende, ehe er einen Augenblick etwas ungewiß
von seinen Papieren aufsah . . . nein, das paßte ihm heute nicht, in dem ovalen
Speisezimmer mit dem blauen Porzellan an den Wänden zu sitzen und essen, ohne
rechten Appetit zu haben.

„Ich speise auswärts."

Und mit freundlichem Kopfnicken zu dem Bedauern der Haushälterin über das nun vergeblich zubereitete gute Essen setzte er seine Arbeit fort.

. . . Nun lag die Rechnung fertig vor ihm — auf Krone und L>re, schön geschrieben, wie er stets seine Sachen ausarbeitete. Er unterschrieb sie mit seiner bekannten Signatur.

Saldo. Diese fünfzifferige Zahl war sein Defizit.

Der Kassierer lehnte sich ein wenig im Stuhl zurück, den Blick auf das Papier gerichtet.

Wie wunderlich Zahlen eigentlich waren! Er hatte immer Zahlen geliebt. Schon als kleiner Junge hatte ihm Rechnen viel Spaß gemacht, im Gegensatz zu den meisten andern Buben, die auch keinen solchen Ordnungssinn besaßen wie er. Rechnen und Arithmetik waren ihm ein sinnreiches Spiel, ebenso wie es später die verschiedenen Kartenspiele wurden, um der Kunstfertigkeit willen, die im Spiele lag, und der Schlüsse, die es bedurfte. Der Ordnungssinn verließ ihn nie — der gehörte mit zu den Zahlen. Förmlich liebkosend sah er auf sein Papier! Eine feinere Rechnung konnte niemand darlegen. Hier handelte es sich um keine Tat des Zufalls, die Notwendigkeit hatte sich Schritt für Schritt die Situationen erzwungen, die sich jedesmal in klaren Zahlen ausdrücken ließen. In größter Ordnung und mit den verläßlichsten Ziffern lag hier der Hergang der ganzen Geschichte erzählt wie ein architektonischer Bau, ein Musikstück, die Lösung einer Schachaufgabe.

Nur eins verrät das Papier nicht: Den Zauber der Zahlen. Der Zauber dieser zehn Ziffern, die sich bis ins Unendliche kombinieren ließen, in denen alle Stärkeverhältnisse dieser Erde ausgedrückt werden konnten, hatte etwas Überwältigendes. Die Zahlenwogen fluteten über die ganze Welt, auf allen Wegen, von den versprengten dünnen. Reihen der ärmsten wildesten Gemeinschaft, wo man nur bis sieben zählen konnte, bis zu den Milliardenkolonnen der modernen Umsatzländer.

Die Zahlen waren Gruppen, Scharen, Heere, die überall lebten, wo Menschen eristierten. Lag in ihnen nicht etwas von der Mystik des Daseins?

Durch Holms eigene Hände waren tagtäglich Hunderte von Tausendern gegangen. Vor seinen Ohren summte beständig das Rauschen von Unternehmungen, die in einer mächtig instrumentierten Symphonie mit Millionen und aber Millionen rechneten. Wie dünn war im Vergleich damit der Klang der verhältnismäßig wenigen Tausende, über die er persönlich verfügte! Als ob ein Spinett unter offenem Himmel mit einem Monstreorchester wetteifern wollte. Aber selbstverständlich hatte er sein Echerflein sorgfältig zusammen gehalten und bis auf den letzten Öre darüber Buch geführt. Solch peinlich genaue Rechnung gehörte mit zu dem Wesen der Zahlen und mußte unter den größten wie unter den kleinsten Verhältnissen geführt werden. Stein auf Stein mußte die Zahlenpyramide der Milli-

onen aufgebaut werden, bis hinan zu ihrer leuchtenden Zinne, die die Welt be-
herrschte. . , .
Der Tag war gekommen, wo sein Blick geblendet wurde von dieser Zinne,
dem naturnotwendigen Abschluß des Werkes einer sich mühenden und quälenden
Menschenmyriade.
„Werde reich!" flüsterte es ihm ins Ohr, als er sah, daß es jenen gelingen
konnte, die nicht das Gold selbst schufen, nicht die großen Hervorbringer des
Geschäftslebens waren, sondern seine Späher und Taster, Lauscher und — Later-
nenmänner, die Spekulanten der Börse. Diese Leute mußten mit Aufschlüssen
operieren, die durch besondere Verbindungen zu ergattern waren, oft nur auf
vertraulichen Wegen, wie sie gerade Holm offen standen. Sie mußten das Dhr
auf die Erde legen können und aus all den Gerüchten und Stimmungen, die in der
Luft schwirrten, den Trab der kommenden Ereignisse erlauschen. Vor allem aber
mußten sie verstehen die Stärke und Tiefe dieser Stimmungen zu fühlen, die ebenso
trügerisch und hysterisch waren wie der Mensch selbst, ihren Reiter abwerfen
konnten, daß er den Hals brach, oder aber auch ihn in sausendem Galopp bis zu
jenem Punkte führten, wo er nach eigenem Entschluß absprang und das Risiko
durch Vollendung des Ritts andern überließ.
Spannend war er, dieser Ritt nach dem Gold. Und Charaktereigenschaften
erforderte er: Ruhe, Tatkraft, Begrenzung.
Gold war Gold, ob es mit schweißigen Fäusten aus der Erde gegraben
wurde oder als Bezahlung für Waren in die Geldkassen strömte oder aus den
Händen des einen Spekulanten in die Hände des andern hinüber glitt.
Und mitten im Glanz dieses Goldes stand sie, mit all ihrer Sicherheit, Dreistig-
keit, und vielem andern, was der Besitz des Goldes zu geben vermag. Sie, die
eine Veranlagung hatte, die das Geld nicht geschaffen, wohl aber geschliffen
hatte, wie der Diamantschleifer den rohen Edelstein, bis er funkelt und sprüht
gleich göttlichen Blitzen . . .
Mit entschlossener Gebärde stand Kassierer Holm auf: Jetzt ausgehen! Ein
wenig frische Luft würde ihm gut tun. Die Arbeit von heute war getan. Er
wollte nicht an morgen denken, nicht daran, wo er Deckung suchen sollte. Fort
mit allen Gedanken!
Er begann hungrig zu werden, und es schadete auch nichts, wenn er sich heut
abend an irgend einem öffentlichen Ort zeigte, ebenso ruhig wie gewöhnlich . . .
Da es 8 Uhr vorbei war, ging Kassierer Holm denn auch in seinem ge-
wohnten Tempo durch die Hauptverkehrsstraßen der großen lebhaften Stadt.
Das war ihm sonst die angenehmste Zeit des Tages, allein heute wurde sie ihm
zur Enttäuschung. Ihm selbst fiel auf, daß er den ganzen Schwarm flanierender
Herren und lebenslustiger Ladenfräuleins mit einem Gefühl durchschritt, als wäre
er ein Stein, der durch Wasser fiel.
Gleichgültig war ihm das Ganze, als ginge es ihn nichts an. Er fühlte sich

nur einsam. Nichts von all der Bewegung, dem ganzen Treiben um ihn erregte
heut abend das prickelnde Gefühl eines Zusammenklanges mit seinem Innern.
Es wurde ihm beinahe ein Zwang, durch die dicht besetzte Cafs-Abteilung eines
großen Restaurants zu gehen, wo die Musik bereits spielte, und lächelnd die Grüße
einiger Bekannten zu erwidern, ehe er sich im Speisesaal niederließ und sein Diner
bestellte. Auch das Essen schmeckte ihm nicht recht, und er verzehrte es hastig. In
Wirklichkeit fühlte er sich beunruhigt, zahlte rasch und bewahrte seine sichere
Haltung nur so lange, bis er wieder auf der Straße stand.
Dann bog er rasch um die nächste Ecke und eilte durch einige spärlich be-
leuchtete Gassen nach dem Heim seines Vaters. Er konnte gerade hinkommen,
als der Tee getrunken war, und der Alte sich mit seinem Buch zurecht gesetzt
hatte in Ruhe und Frieden! Denn diesen Frieden und diese Ruhe mußte Kassierer
Holm gleichsam über sich zusammen schlagen fühlen. . . .

II.

Die Straße, wo Holms Vater wohnte, war still und alt. Auf der einen
Seite lief eine lange Kirchenmauer, auf der andern lag eine der größten Stif-
tungen der Stadt mit ihren Reihen kleiner Fensterscheiben. Die ganz wenigen
Privatbauten stammten aus einer älteren Zeit und waren flach und glatt, aber
reinlich gehalten mit Blumentöpfen auf den schmalen Fenstersimsen. Wenn Holm
in diese Straße kam, mußte er immer an frisch gewaschene Dielen denken, ohne
Anstrich oder Firnis, geschweige denn Teppiche, sondern an ganz ärmlich nackte, mit
der etwas herausfordernden Ordnung und Redlichkeit eines altmodischen Heims.
. .. Redlichkeit, dachte er jetzt, während er seinen Schritt ein wenig dämpfte.
Ein Seufzer entfuhr ihm. Redlichkeit . . . Ordnung und Redlichkeit! Es gab
Worte, die einem gleichzeitig auf die Lippen traten wie Spott und Schande, Stahl
und Stein. Lag in dem richtigen Zusammenhang der Dinge nicht eine tiefe Philo-
sophie, nicht auch darin, daß Ordnung und Redlichkeit in demselben Atemzug
genannt wurden? War es nicht gerade das Unglück seines Lebens geworden,
daß er diese beiden Begriffe voneinander trennte? Die Ordnung, die er mit ins
Grab nehmen würde, und die Redlichkeit, gegen die er sich versündigt hatte?
Er stieg die abgetretenen etwas knackenden Stiegen, die zu der Wohnung
seines Vaters führten, empor. Der schmale Korridor wurde noch mit Gas be-
leuchtet.
Ein freundlicher Ausruf der Haushälterin, die ihm öffnete, begrüßte ihn,
und gleich darauf saß er in des Vaters Zimmer, allein mit dem alten Mann.
Seine beiden unverheirateten Schwestern hatten heute ihren Abonnementsabend
im Königlichen Theater.
Kein Wagengerassel tönte von unten herauf — hier war in Wahrheit
Stille, und Holm fühlte sich umgeben von dem gemütlichen Bücher- und Papier-
geruch, der die Reinlichkeit des Raumes geradezu sättigte.

Während sein Blick die soliden dunklen Bände streifte, dachte er, daß Bücher
in diesem Heim geachtete Helfer bei der Arbeit und geschätzte Lehrer in der Frei-
zeit waren. Ihm selbst waren sie zu Dienern geworden, die er schnöde behandelte,
wenn sie störten oder nicht verfingen.
Auf Rat des Arztes rauchte Holms Vater nicht mehr. Aber dem Sohn bot
er eine Zigarre an.
Holms Aufmerksamkeit gehörte noch ungeteilt diesem ganzen Gemach mit
seinem Eindruck von Arbeit und wohlverdienter Ruhe — er schüttelte ablehnend
den Kopf.
Der rüstige alte Mann mit den klaren Augen in dem etwas vergilbten
Bureaugesicht machte eine kleine ermutigende Handbewegung.
„Du hättest sie ohne Risiko nehmen können," sagte er, „seit ich selbst auf-
gehört habe, zu rauchen, habe ich mir deine Ermahnungen betreffs besserer Zigarren
zu Gemüte geführt. Übrigens ist es hübsch von dir, herauf zu kommen! Ich
hätte dich nicht vor Sonntag erwartet."
„Vater," sagte Holm plötzlich, „ich möchte doch gern die Zigarre haben. Ich
wollte heut abend ein bißchen mit dir plaudern, und dabei pflegten wir doch in
alten Tagen tüchtig zu räuchern . . ."
„Christian," sagte der Vater, mit den etwas verblaßten Greisenaugen den
Sohn betrachtend, als er die Zigarre in Brand setzte, „wie ähnlich du doch deiner
Mutter siehst! Ich weiß nicht — gerade jetzt, im Schein des Zündholzes, fiel es
mir so ganz besonders auf."
Ein Seufzer von Qual und Erleichterung wollte in Holm aufsteigen — un-
willkürlich sah er zu den Porträts der Eltern hinüber, die mitten unter Familien-
bildern über dem Sofa mit den beiden Seitenschränken und der geschweiften
Lehne hingen. Ein Glück, daß sie unter der Erde lag, die Mutter mit ihrer etwas
gedrückten Haltung und der forschenden Sorglichkeit für die Ihren ... In den
letzten Jahren hatte ihr Blick ihm gegenüber seine Wachsamkeit verloren und in
ganz unbegreiflich bewundernder Liebe aufgeleuchtet, wie bei Menschen, die ihr
Leben lang jede Weichheit der Seele aus Pflichtgefühl niederzwingen müssen,
dann aber so glücklich darüber sind, ihr nachgeben zu dürfen. Ach Gott sei Dank,
daß ihre Augen zugedrückt waren. . . .
„Ja", antwortete er auf etwas, was der Vater gesagt und er gar nicht
gehört hatte. Allein der Tonfall, der ihm noch im Ohr nachzitterte, belehrte ihn,
daß hier ein Ja hingehörte.
Holm machte sich selbst aufmerksam, wie in dem Klang dieser letzten Worte
ebenso wie über dem alten Mann selbst etwas Abgeschlossenes, Vollbrachtes lag.
Nicht nur, daß sein Bild vom Leben selbstverständlich längst fertig war, auch sein
eigenes Leben war gewissermaßen fertig. Eigentlich war es nur eine mechanische
Wiederholung entschwundenen Lebens, daß der dreiundsiebzigjährige Mann noch

als routinierter Chef seines Departements arbeitete, in das er als junger Mensch von vierundzwanzig Jahren eingetreten war.

„Merkt ihr etwas von dem neuen Minister, Vater?" fragte Holm, den all die Wohligkeit und das Behagen rings um ihn allmählich nervös zu machen begann, statt die erhoffte Ruhe zu gewähren.

„Nein." Der Alte schüttelte den Kopf.

Er erwähnte nichts davon, daß es der ursprüngliche Plan des neuen Ministers gewesen war, unter den älteren Beamten aufzuräumen, und mit dem Departementchef den Anfang zu machen.

Und sein Sohn sagte auch nichts, obgleich er ebenso gut wußte, daß der Plan eristierte, und der Minister es sich trotzdem noch überlegen mußte. Zwischen Vater und Sohn herrschte von alters her eine Diskretion, die keiner von ihnen je verletzen wollte. Während der Vater eifrig von allerlei Veränderungen im Bureau und in der Amtsgebarung erzählte, die die neuen Zustände mit sich geführt hatten, dachte der Sohn, daß es keinen diskreteren Mann gab, dem er sein Unglück anvertrauen konnte, als den Vater. Und ebenso unzweifelhaft würde der Alte, ohne eine Sekunde zu zögern oder eine Miene zu verziehen, ihm helfen.

Holm wandte den Blick von den ruhigen sicheren Bewegungen des Vaters ab. Ihm helfen! Es gab einfach keinen andern, der ihm helfen konnte, und der Vater würde es tun — das heißt, er würde sich plündern lassen, denn geplündert mußte er werden bis auf die Haut!

Holm erhob sich und tat, als wollte er den altmodischen Spucknapf benutzen, der mit Sand gefüllt neben dem Ofen stand.

Ja, sein Vater würde sich plündern lassen bis auf die Haut, um die Ehre des Sohnes zu retten, die seine eigene war! Denn das ganze Leben dieses Beamten wurde von dem Standpunkt der Ehre aus geführt: Ehrenvolle Stellung, Ehrenbezeugungen, Ehrenzeichen. . . .

Holm setzte sich wieder dem Vater gegenüber, der ruhig weiter sprach, wie einer, der gewohnt ist, vorzutragen ohne auf Antwort zu warten. . . .

. . . Dort auf dem Ehrenplatz über dem Schreibtisch hing der Urgroßvater in reicher Amtsuniform, und der Großvater im Frack des Ortsvorstandes, und Onkel Johannes, der als Offizier gefallen war — „auf dem Feld der Ehre", wie der Vater hinzusetzen konnte, ebenso selbstverständlich, wie daß über einem Soldatengrabe Salven knatterten.

Der Gott von Holms Eltern war die Ehre gewesen. Oft hatte er gemeint, daß sie dieser Gottheit unter allzu kurzsichtigen, kleinlichen, fast lächerlichen Formen dienten. Jetzt aber war es doch der Respekt vor eben dieser Ehre, der ihm das Leben retten sollte und — schwirrte es ihm durch den Sinn — mit Aufopferung des Vaters und der beiden unverheirateten Schwestern . . . wenn sie dabei auch nicht ihr Leben direkt opferten, wie Onkel Johannes es geopfert hatte, als er in einem bewußt hoffnungslosen Kampfe für die Ehre fiel. . . .

Der unredliche Kassierer bemühte sich, den Erzählungen des Vaters zu folgen, zwang sich mitzureden und die angeschlagenen Themen auszuspinnen, während sich ein wunderlich klammes Gefühl um seine Schläfen legte.
Der Vater geriet in immer bessere Laune. Die alte Wanduhr aus dem anstoßenden Speisezimmer holte scharrend aus und rasselte zehn dumpfe Schläge, ohne daß der Departementschef es irgendwie beachtete.
Der Sohn wußte, daß der Vater sich jeden Abend Punkt halb elf in sein Schlafzimmer zurückzog.
„Wann kommen die Schwestern nach Hause?" fragte er, sobald er Gelegenheit dazu fand.
„Kaum vor elf", antwortete der Alte. „Die Theater hören ja immer später auf."
Holm holte tief Atem — es mußte doch gesagt werden!
„Ich gehe morgen nicht in die Bank", sagte er laut . . . „ich habe im Auftrage der Direktion mit ein paar Leuten hier in der Stadt zu sprechen."
Er machte eine Pause.
Der Vater nickte bedächtig.
„Gegen halb elf, ungefähr zu deiner Frühstückszeit bin ich wieder hier in der Nähe."
Der Vater nickte wieder, gewohnheitsgemäß, als hörte er ein Referat an.
„Ich möchte dann gern mit dir speisen."
„Schön, mein Junge, du bist immer willkommen."
Holm versagte beinahe die Stimme. Aber er fuhr fort:
„Nach dem Frühstück nimmst du dir ja immer eine Viertelstunde Zeit, ehe du ins Amt gehst, Vater?"
Der Vater nickte: „Ja, eine Plauderzigarre kannst du dir nachher wohl noch anzünden."
„Gern", sagte Holm rasch.
Er stand vor dem Vater, der sich nun auch erhoben hatte und sorgfältig den Aschenbecher zur Seite stellte, den er vor den Sohn hingesetzt hatte. Er bot ihm keine weitere Zigarre an.
„Jetzt sollst du ruhen, Vater, du hast es nötig."
„Nun ja —," der Alte dehnte gemütlich die Worte — „es ist wohl an der Zeit . . ."
Holm hätte beinahe gelächelt: Weit eher war er es, dem Ruhe not tat — der Boden schaukelte fast unter ihm. . . .
Der Alte richtete sich auf. Ein wenig gebeugt war die Gestalt, aber immer noch groß und kräftig.
„Das war hübsch von dir, mein Junge, herauf zu kommen."
Chr. F. Holm schwieg.
Da ergriff der Alte plötzlich voll Wärme die Hand des Sohnes: „Ich danke

dir, Christian! Es ist immer einsam alt zu werden, und die Mädels, will mir
scheinen, altern mit mir." Er legte ihm den Arm um die Schulter:
„Wenn ich noch die eine Freude an dir erleben konnte, bevor ich sterbe . . ."
Holm wußte innerlich so gut, was der Vater meinte.
„Denn bedenk', d u bist es, der den Namen fortsetzen soll "
Holm hätte am liebsten die Augen geschlossen. Als letzter Folterschlag fehlte
nur noch ein ergänzendes: In Ehren fortsetzen. . . . Das aber zu betonen fand
der Vater wohl ganz überflüssig.
Während Holm hinter dem Mädchen, das ihm leuchtete, die Treppe hinab
ging, hatte er ein Gefühl, als würde er aus seines Vaters Haus hinausgeworfen,
oder besser gesagt, als würfe er sich selbst hinaus.
Als die Haustür hinter ihm geschlossen wurde, mußte er sich an die Mauer
lehnen: Wie in aller Welt sollte er über den morgigen Tag hinwegkommen?
Unwillkürlich schlug er den Weg nach dem offenen Boulevard ein, wo der
Novemberwind ihn zwang seinen Hut fest zu halten und kalt durch seine Kleider
blies. Trotzdem setzte er sich auf eine der Bänke, was ihm sicher seit den letzten
zwanzig Jahren nicht eingefallen war. Auch nicht der verkommenste Vagabund
saß da, so weit seine unruhigen Augen schweiften. Um so besser! Hier konnte er
endlich ein wenig Frieden finden. . . .
Frieden. Der war dort, woher er kam . . . und morgen würde er ihn zer-
stören . . . gewaltsam in Stücke sprengen, gleich einer Granate, die aus einem
Hinterhalt hervorzischte und lebendige Menschen in zersplitterte Knochen und ver-
brannte Fleischfetzen verwandelte. . . . Bald würden die Schwestern heimkommen
von „einem reizenden Abend", wie sie in ihrer recht herabgestimmten Genußsucht
einen derartigen Theaterbesuch zu nennen pflegten. Und morgen! Das beste
würden sie ihm zu dem netten Frühstück auftischen, in all ihrer heimlichen Bewun-
derung für den jüngeren Pruder, der, nachdem er bis zu seinem Universitäts-
eramen der Familientradition gefolgt war, plötzlich seinen eigenen Weg durch-
gesetzt hatte, nicht ohne Widerstand von daheim. Aber vorwärts kam er auf
dem Wege, der diesen Beamtentöchtern von vier Generationen etwas Neues war.
Und der Weg, auf den sie anfangs so scheel und ängstlich geblickt, hatte ihn rasch
und glücklich in das seltsame Reich des modernen Wohlstands geführt, dessen
Sonne ab und zu einen schwachen spannenden Widerschein auch auf sie werfen
konnte. Seine vielen Aufmerksamkeiten und Geschenke, die sie, weil sie vom
Bruder kamen, so sorglos hinnehmen durften, seine kleinen Einladungen in sein
modernes bequemes Heim, waren ihnen eine Quelle gar eigener Freude. Es war
wie ein Lugen durchs Schlüsselloch in eine Welt, in die sie nicht gehörten und
nicht gehören sollten, deren flüchtige Einblicke aber doch Spaß machten. Neu
gierig und froh an Schmuck und Staat und Behagen, wie sie im Innersten ihres
Frauensinns doch einmal waren!
-

Und nun von morgen an! Wenn des Vaters bescheiden ererbtes und spar-
sam vergrößertes Vermögen von dem Defizit verschlungen sein würde, das ihr Bruder nur durch Entäußerung des letzten Besitzes decken konnte — ja, der Vater konnte mit seinem Gehalt und später mit seiner Pension wohl auskommen, aber die Schwestern . . . Holm sah sie vor sich in ihrer ganzen künftigen Anstands-
armut, ihrem Treppauf, Treppab, um irgend ein kümmerliches Legat zu erreichen, eine magere Stiftung zu erlangen, die sich für sie ziemte. Und zu allem noch, daß sie den Glauben an ihn verloren hatten! Obwohl — waren es nicht gerade die Frauen, deren Glauben den Tod überwand, seinen moralischen Tod?

Ja, dessen war er sicher: Die beiden würden den Menschen in ihm lieb behalten, so lange sie nur einen Tropfen Wasser hatten, ihn damit zu erquicken. Nie würden sie den kleinen Jungen vergessen, mit dem sie gespielt, und den sie später zu dem jungen Studenten und flotten Bankbeamten heranwachsen sahen, der gut zu seinen alten Schwestern war. . . .

Aber der Vater — für ihn würde der Sohn tot sein. Gefallen auf dem Felde der Unehre, vor den Augen dieses Bankdirektors und seines Sekretärs! Die Ehre, die der Familie errettet wurde, mußte der alte Mann aus den Händen zweier fremder Menschen entgegennehmen, noch dazu von Menschen aus einer Welt und Gesellschaftsklasse, die dem Bureaukraten im tiefsten Innern zuwider war. Die gerettete Ehre würde nur ein Schein sein, eine Täuschung der Welt und vor allem seiner Familie, eine Lüge, die der stolze alte Mann mit sich herum schleppen mußte, so lange er lebte — und wie sollte es nach seinem Tode erklärt werden, wenn seine Armut dann doch ans Tageslicht kam?

Zum erstenmal schlich sich aus dem Dunkel, der Kälte und dem Wasserspiegel des Parks, der durch den Sturm schwach zu ihm herüber schimmerte, ein Gedanke an den Herrn Kassierer Chr. F. Holm heran: Der Tod, der richtige, wirkliche Tod, wäre er nicht Erlösung? Da aber erhob er sich rasch wie im Schreck.

Jetzt nach Hause, schnell! Er zitterte ja vor Kälte — er konnte ja todkrank werden, todkrank — bis zum Tode krank — das war es, was er vielleicht werden mußte. Ach, er war toll — alles drehte sich um ihn, den Kaltblütigen, der gerade jetzt seine ganze Sicherheit gebrauchen mußte, nicht nur, um sich aus dem Unglück herauszuhelfen, sondern auch nm sich weiter im Leben zurecht zu finden. Denn zurecht finden mußte er sich, mußte es durch ruhiges Überlegen. Wie töricht er auch die Zeit vergeudet hatte! Vielleicht gab es noch andere Auswege: Ge-
schäftsfreunde, denen er sich mit der Hoffnung auf Beistand anvertrauen durfte. Warum er das sogleich für ganz ausgeschlossen gehalten hatte? Damals erschien es ihm als ein Ausschlag menschlicher Klarheit, daß er keine Zeit mit unnützen Schritten verlor, sondern sich sofort dorthin wandte, wo begründete Hoffnung auf sichere und diskrete Hilfe zu finden war. Aber hatte er recht getan? War das nicht viel eher eine törichte Übergescheitheit gewesen, die ihn geleitet hatte? Gott sei Dank, daß er sich den morgigen Tag zur Deckung ausbedungen hatte! Erst

abends sollte er sich in der Wohnung des Direktors einfinden. Und übermorgen
war noch obendrein Sonntag, wenn der Sonnabend nicht das gewünschte Re-
sultat brachte.
Den Mut verlieren — das fehlte noch! Wie sagte doch der Engländer?
Aloue^ lo»t — uotliiuß Io»t; donour lo»t — «ometdiuß lo»t; pwck lo»t —
ever^tdiuß lo»t!
Er wollte so rasch wie möglich heim in die Zimmer, die sein eigen waren, die
er sich aus seiner eigenen Entwickelung, nach seinem eigenen Geschmack geschaffen
hatte — dort würde er sich selbst und seine Stärke wieder finden. Gleich dem
Riesen der alten Sage, der, wenn auch überwunden, seine Kraft aufs neue er-
erlangte, sobald er die Erde, die Muttererde, berührte.
An der nächsten Straßenkreuzung rief er ein vorbeifahrendes Auto an, und
wenige Minuten später hielt er vor seinem Hause auf dem vornehmen neuen
Kirchplatz.
(Schluß folgt.)

Leopold Katscher:

Carnegie und seine Freigebigkeit*).

Cs muß olles noch gut werden, weil ja alles
»mm« besser wird." (Carnegies Wahlspruch).

Die Kunst, ein großes Vermögen zu erwerben, gilt für sehr schwierig. Und
doch ist sie zweifellos viel leichter als die Kunst, den erworbenen Reichtum zu er-
halten, denn bei der Erwerbung spielen Erbschaften und andere arbeits- oder
mühelose Einkommen häufig eine große Hilfsrolle, während das Zusammenhalten
zumeist von den persönlichen Eigenschaften des Reichen abhängt. Am aller-
schwersten jedoch ist die Kunst, reich zu sein — viel schwerer als das Reich-
werden und Reich bleiben; sonst wäre die Zahl der jene Kunst Verstehen-
den nicht so klein im Verhältnis zu der der Reichgewordenen und Reichgebliebenen.
Übrigens fehlt es auch nicht an zahlreichen Plutokraten, die einen großen
Teil ihres Geldes gemeinnützigen Zwecken widmen oder widmeten. Aber Rocke-
feller, Osiris, Alfred Nobel, Baron Hirsch, Peabody, Leland Stanford, Guinneß
und die anderen werden in den Schatten gestellt durch den amerikanischen Stahl-
könig Andrew Carnegie mit seinen Bemühungen, seine oft verkündeten Grund-

') Hierzu das vorzügliche Porträt, das von der Verlagsbuchhandlung Voll K Pickardt dieser
Nummer freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

sätze und Absichten zu verwirklichen. In seinem von den Pflichten und Verantwortlichkeiten des Reichtums handelnden Buche „l'nk Fo3sil «t wealtd" stellte er das Ariom auf: „Wer reich stirbt, stirbt entehrt." Von lachenden Erben will er nichts wissen; die Nachkommen mögen durch eigene Arbeit für sich sorgen, statt durch Erbschaft reich zu werden; man müsse den Kindern nur das Nötigste hinterlassen und das Hauptvermögen beiLebzeiten im Interesse der Menschheit verwenden. Wie richtig das ist, lehrt die gründliche Art, in der Alfred Nobel, statt seine Stiftungen bei Lebzeiten zu machen und deren Durchführung zu überwachen, seine edeln Absichten letztwillig verpfuscht hat. Carnegie, der sehr spät heiratete, hat eine kleine Tochter (jetzt 15jährig) und wird ihr sicherlich eine ganz nette Mitgift reservieren; aber diese dürfte nur ein Tropfen im Meere der ungeheuren Summen sein, die er zu verschenken gedenkt.

Im Jahre 1901 äußerte er zu einem Interviewer, er wolle, solange er lebe, noch 56 Millionen Pfund verschenken; rechnet man dazu die rund 11 Millionen, die er damals bereits gespendet hatte, so blieben nicht weniger als 67 Millionen Pfund Sterling zu opfern — eine ganz außerordentliche, völlig beispiellose, fast blendende Munifizenz. William T. Stead schrieb sogar ein ganzes Buch über die mit der Verteilung des Carnegieschen Vermögens verbundenen Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten: „^ 40 000 000; wbat will ne än vitd it? Ur. (üaruessie» Oouuugrnm" — eine ungemein fesselnde Schrift, welche von allen Menschenfreunden aufmerksam gelesen zu werden verdient. Sehr interessant ist auch eine Enquete, die eine große Londoner Firma — nebenbei bemerkt, zu geschäftlichen Reklamezwecken — vor einigen Jahren bei den acht Millionen Wählern Groß-Britanniens und Irlands darüber veranstaltete, in welcher Art Carnegie sein Vermögen verwenden sollte. In den 110 000 Antworten — mehr kamen nicht — wurden rund 45 000 Verwendungsarten vorgeschlagen, und zwar stand in erster Linie mit weit über 12 000 Stimmen die bezeichnende Anregung, das vi.ele Geld unter die Antwortenden zu verteilen, während 5296 für die unentgeltliche Verteilung des von der betreffenden Firma vertriebenen Nerventonikums eintraten! 2268 Briefsteller bettelten für andre, 2044 empfahlen die Bedenkung von kirchlichen Zwecken, 1562 die Verteilung an die Armen, 1458 an die Hinterbliebenen der im Transvaalkrieg Gefallenen. 1320 zogen die Dotierung einer allgemeinen staatlichen Altersversorgung, 709 die Beschenkung der Krankenhäuser, 651 die der Witwen- und Waisenanstalten vor. 629 stellten die Hilfeleistung für die hungernde Bevölkerung Indiens, 303 die Gründung von Asylen für arme und arbeitsunfähige Greise, 303 die Unterstützung der Regierung in der Armenwohnungsfrage in den Vordergrund. 509 gaben den Rat, Carnegie möge sein ganzes Vermögen seiner Tochter hinterlassen. 389 setzten sich für Spenden an Klubs, 248 für solche an andre Kinderasyle ein. Die übrigen Anregungen waren: Auswanderungsbeförderung (232), Musterarbeiterhäuser (278), Unterstützung von Anfängern (277), Errichtung von Schulen (264), Tilgung von

Staatsschulden (237), Schaffung eines nationalen Kriegsschatzes (236), Gründung von Bibliotheken (204) usw.
Man sieht, wie naiv oder kindisch manche dieser Vorschläge sind und daß gerade die wertlosesten die meisten Befürworter hatten, während einige wirklich weittragende Verwertungsarten nur wenige Stimmen fanden und mehrere hochwichtige Bewegungen und Bestrebungen gänzlich unberücksichtigt blieben. Die endgültigen Pläne unsres Milliardärs kennt man nicht; bisher fördert er in erster Linie das Bildungswesen, denn er hält mit Recht die Unwissenheit für die Hauptquelle aller Übel und das Wissen für die Hauptgroßmacht im Reiche des Fortschritts der Menschheit, sowie den Weltfrieden. Wie wir weiterhin sehen werden, bewegen sich seine bisherigen Spenden vorwiegend in diesem Rahmen.
Als er sich Anfang 1900 von den Geschäften zurückzog —„weil die Jagd nach dem Dollar des Alters unwürdig ist" — wurde sein Vermögen verschiedentlich auf Summen geschätzt, die sich zwischen 25 und 40 Millionen Pfund Sterling bewegten. Damals stritt man vielfach darüber, ob er oder ob Rockefeller der reichste Mann der Welt sei. Natürlich kann in Wirklichkeit niemand wissen, wieviel die amerikanischen sogenannten „Milliardäre" besitzen, denn niemand ist in der Lage, ihr Geld nachzuzählen, und die fabelhaften Reichtümer, die ihnen oft nachgesagt werden, sind zumeist wohl nur phantastische Schätzungen, die ebenso leicht zu hoch wie zu niedrig sein können. Von Carnegie weiß man jedoch eines sicher: daß er seinen Anteil an den großartigen „O^rue^ie »teel ^orlc»" in Pittsburg, dem bedeutendsten Stahlwerk der Erde, Ende 1900 an den gigantischen Morganschen Milliardendollar-Stahltrust für 250 Millionen Dollar verkauft hat, also aus dieser Quelle allein ein mit 5 Prozent verzinsliches Vermögen von weit über 1000 Millionen Mark besitzt und daher hieraus allein ein Jahreseinkommen von 12'/- Millionen Dollar bezieht! Demgemäß kann kaum bezweifelt werden, daß er augenblicklich eine der allerreichsten Personen der Welt ist; er hat ein tägliches Mindesteinkommen von 6850 Dollar, d. i. stündlich fast 1200 Mark.
Stead stellte in einer zweiten Carnegie-Arbeit, ,,1"ne de»t u»e ot ßreut vealtll" (1901), die folgende interessante Berechnung an: „Carnegie ist jetzt 67 Jahre alt" (Irrtum! Es waren nur 64) „und hat also voraussichtlich noch dreizehn Jahre vor sich. Nehmen wir an, er werde mit achtzig Jahren sterben und 25 Millionen Pfund Sterling hinterlassen, so muß er vorher, also bis 1914, noch 50 bis 55 Millionen Pfund Sterling verschenken oder jährlich 4 Millionen. Die Größe dieser Ziffern kann man sich schwer vorstellen. Er müßte, um das Geld durch einfaches Verteilen bis zu seinem Tode los zu werden, Tag und Nacht ohne Unterbrechung — ohne Schlaf, ohne Sonntagsruhe — pro Minute 8 Pfund Sterling hergeben" (das wäre pro Sekunde 32 Pence oder 270 Pfennig) „und dann würden noch immer jene 25 Millionen Pfund Sterling übrigbleiben, abgesehen von seinen Einnahmen aus allen übrigen Quellen als dem großen

Stahlring." Es ist wirklich nicht verwunderlich, daß der merkwürdige Schotte erklärt hat, er werde es viel mühsamer finden, seinen verblüffenden Reichtum in befriedigender Weise los zu werden, als er es gefunden, ihn anzusammeln.
Und angesammelt hat er ihn so zu sagen von der Pike auf. Wie so viele amerikanische Nabobs, gehört er zu den „»elt-maäS men". Gleich den Goulds, Astors, Vanderbilts, Rockefellers usw. hat auch er buchstäblich mit nichts begonnen. Die Anfänge seiner Laufbahn sind denn auch kaum minder bemerkenswert, als ihr Ende zu werden verspricht. Seine Lebensgeschichte ist recht interessant und lehrreich; drum sei sie hier erzählt. Sie wird desto greller erscheinen lassen die märchenhaft klingende Tatsache, daß derselbe Mann, der als völlig mittelloser Knabe Schottland verließ, als Krösus der modernen Krösusse dahin zurückgekehrt ist, um sein Leben in seiner Heimat „würdig und selbstlos" zu beschließen und sich „gänzlich einer hochsittlichen, menschenfreundlichen Tätigkeit zu widmen", wie sie in solchem Umfang noch niemals irgend jemand entwickelt hat. Unsere Hauptquellen bezüglich der Einzelheiten sind die Selbstbiographie unsres Helden — vor vielen Jahren in der Knabenzeitschrift „T'ue ?nuttl'» Oompauiun" veröffentlicht —, das bereits erwähnte Steadsche Buch „Mr. Carnegie's Conundrum" und das höchst wertvolle Werk „Carnegie, ein Charakterbild" von Baron Falkenegg (Berlin 1910, Boll K Pickardt), wozu noch viele private Quellen kommen.
Andrew Carnegie ist ein Schotte mit den guten und ohne die schlechten Nationaleigenschaften seines Volkes. Er erblickte das Licht der Welt am 25. November 1837 in der alten Stadt Dunfermline. Sein Vater William galt für «inen wohlhabenden Mann, denn er besaß vier Damastwebstühle und beschäftigte «inige Lehrlinge. Da jedoch der Aufschwung der Fabrikindustrie die Handweberei immer überflüssiger machte, verdiente die Familie immer weniger und schließlich hörte die Hausarbeit gänzlich auf. Das veranlaßte die Carnegies, den Rest ihrer Habe zu verkaufen und nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, wo sie sich in Pittsburg niederließen. Die Trennung von der alten Heimat bildete den ersten tiefen Schmerz des damals erst elfjährigen Kindes und machte anf sein weiches Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck. Der Alte erhielt durch seinen Verwandten Beschäftigung in einer Baumwollspinnerei, während der kleine „Andy" mit einem Wochenlohn von 1V° Dollar ebendort als Spulmaschinjunge unterkam. Er mußte trotz seiner Jugend von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang angestrengt arbeiten und hatte nur 40 Minuten Mittagspause; aber nach seiner eigenen Erklärung gewährte ihm das Selbstverdienen die höchste Befriedigung und über dieser vergaß er seine „Knechtschaft", wie er es mit Recht nannte, aus der er übrigens bald erlöst wurde, da er eine Anstellung als Heizer an einer Dampfmaschine bekam, welche alle Maschinen einer Fabrik in Bewegung setzte. „Das Heizen wäre noch angegangen, allein die Verantwortlichkeit und die Furcht, durch einen Fehler die ganze Fabrik in die Luft zu sprengen, verursachte eine derartige

Überanstrengung, daß ich selbst in meinen nächtlichen Träumen die Dampfdruckmesser zu prüfen pflegte."
Seine Mutter hatte ihn jedoch früh genug gelehrt, sich als Mann zu fühlen und das Leben mit Ernst aufzufassen. Als nämlich in Dunfermline Schmalhans Küchenmeister geworden war, so daß die Kinder nicht mehr zur Schule geschickt werden konnten, leitete die Mutter deren Unterricht. Dabei legte die wackere, tüchtige Frau auch den Grund zu dem felsenfesten Charakter ihres Sohnes, zn seinem ausgeprägten Freiheits- und Gerechtigkeitssinn. Ihre Erziehungsmethode macht es begreiflich, daß der schwere Posten ihn nicht drückte, sondern seinen Ehrgeiz weckte. Kühne Zukunftsträume erfüllten seine Seele und bald begann er deren Verwirklichung mit einer Anstellung als Telegraphenbote. Mit wahrer Begeisterung verlegte er sich am Morgen auf das Erlernen des Telegraphierens, wobei ihm sein offener Kopf und sein feines Gehör sehr zu statten kamen. Bald kannte er nicht nur die Namen der meisten Pittsburger Straßen und Gassen auswendig, sondern erlangte auch eine so große Übung im Abhören von Depeschen, daß er sehr rasch zum Hilfsmanipulanten mit 300 Dollar Iahresgehalt aufrückte, was der Fünfzehnjährige als das höchste Glück betrachtete, bis ihn der bekannte Thomas A. Scott, Oberinspektor der damals vollendeten Pennsylvanischen Bahn, der oft ins Amt gekommen war und an Andrew Gefallen gefunden hatte, als Privatsekretär und Telegraphisten engagierte und ihm anfangs monatlich 35 Dollar bezahlte. Er blieb dreizehn Jahre bei der genannten Gesellschaft und verließ sie erst, nachdem er Scotts Nachfolger als Oberinspektor geworden war. Während des Bürgerkrieges bewährte sich seine Arbeitstüchtigkeit und Leistungsfähigkeit ganz besonders. Da er, nebenbei bemerkt, sehr viel auf dem Kriegsschauplatz zu tun hatte, lernte er den Krieg aus eigener Anschauung kennen und — gründlich verabscheuen. Diese Abscheu ist ihm dauernd verblieben.
Bald sollte sich das geschäftliche Glück an seine Person heften, um ihm niemals untreu zu werden. Teils sein Scharfblick, teils sein Organisationstalent, teils eine Reihe günstiger Zufälle halfen ihm, eine Kette gewaltiger Erfolge zu schmieden. Das erste Glied dieser Kette war der Ankauf von Bahnaktien. Eines Tages fragte ihn sein äußerst wohlwollender Gönner Scott — es war kurz nach seinem Eintritt in dessen Dienste — ob er 500 Dollar auftreiben könne, denn „ein Herr, der gerade gestorben war, hatte zehn Aktien der Adams Erpreß-Compagny hinterlassen und Scott riet mir die Erwerbung an. Ich besaß das Geld nicht, aber mein Geschäftssinn erwachte und wir belasteten unser Häuschen, das bloß 800 Dollar wert war, mit einer Hypothek. Ich konnte die zehn Anteilscheine kaufen, und die erste Dividende darauf war uns allen etwas ganz Neues, da wir bislang nichts ohne schwere Arbeit verdient hatten."
Diesem ersten Schritt zum Kapitalisten folgte als zweiter die Beteiligung an der Erzeugung von Eisenbahn-Schlafwagen. Durch Zufall nämlich machte er die Bekanntschaft Woodruffs, des Erfinders der „»leepinß cn,r»". Dieser Mann

zeigte ihm das Modell seiner Erfindung und die Sache leuchtete dem „smarten" Jüngling so sehr ein, daß er den Erfinder mit seinem Vorgesetzten zusammenbrachte. Dieser machte eine Probebestellung für die Pennsylvanische Bahn. Woodruff stellte Carnegie den Antrag, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Er hatte zwar nur wenig Geld, wollte aber den ihm verlockend dünkenden Vorschlag nicht abweisen und bat daher einen ihm persönlich bekannten Pittsburger Bankier um ein Darlehen, dessen Abzahlung in Monatsraten von 15 Dollar erfolgen sollte. „Mit Vergnügen, mein lieber Andy," sagte der Geldmann, „gebe ich Ihnen das Geld, denn Sie sind mir ganz sicher und haben vollkommen recht." Andrew staunte sehr. „Ich unterzeichnete meinen ersten Schuldschein — es war ein stolzer Tag ... Meine Freude über das Vertrauen vermag ich nicht zu schildern. Und ich machte bei dem Geschäft mein Schnittchen... Meine erste bedeutende Einnahme zog ich aus dem Schlafwagenunternehmen, das spater von Pullman übernommen wurde."
Carnegies nächster guter Gedanke betraf den Brückenbau. Ehe er aus den Schlafwagen Nutzen zog, erkannte er, daß die üblichen Holzbrücken für den stetig zunehmenden Verkehr bald nicht mehr genügen dürften. Er sah sich deshalb veranlaßt, eine Gesellschaft für den Bau eiserner Brücken zu gründen. Seinen 1250 Dollar betragenden Anteil borgte er ebenfalls von jenem vertrauensvollen Bankier, und die Gründung erwies sich als erfolgreich und einträglich. Nicht minder nußbringend waren seine Petroleumspekulationen. Anfangs der sechziger Jahre, als die Welt den ungeheuren Reichtum der pennsylvanischen Petroleumquellen noch nicht kannte, kaufte er mit mehreren zusammen für 40000 Dollar eine Farm, und das Ergebnis war, daß die auf ihr angebohrte Ölquelle innerhalb eines Jahres eine volle Million Dollar als Reingewinn einbrachte!
1868 schrieb man ihm aus England, daß man dort versuche, Schienen statt aus Eisen aus Stahl herzustellen. Nun sah er seinen Weg klar vor sich — der Stahl war das Metall der Zukunft. Er ließ das Petroleum und die Eisenbahn im Stich und wurde ausschließlich Fabrikant. Sein geschäftlicher Ruf war bereits so groß, daß man ihm unbeschränkte Kapitalien zur Verfügung stellte. Zunächst kaufte er die besten Kohlen- und Eisenerzlager der Umgebung von Pittsburg, später auch am Obern See auf. Von hier baute er eine 269 Kin lange Erzverfrachtungsbahn bis Homestead (so benannte er seine Pittsburger Stahlwerke), und allgemach schuf er sich eine Großindustrie, die an Ausdehnung wie an Vorzüglichkeit der Einrichtung des Betriebes mit einer Ausnahme — die Essener Kruppwerke — auf Erden einzig dastand. In diesem musterhaften Reich — den „Oarueßie ßteelvorli» ot 2nine»teaü" — herrschte er als ein von seinen Untertanen, die es gut hatten, geliebter und verehrter König. „Die Anlagen um< fassen 75 Morgen Landes und die großartigsten Maschinen, welche der Menschengeist je ersonnen," schrieb ein hervorragender Besucher derselben. „Carnegies Grundsatz war stets, an Maschinen wie an Menschen das Beste vom Besten zu wählen. Demgemäß übertreffen seine Fabriken an Leistungsfähigkeit alle andern

Stahlwerke der Welt ... Die Carnegie-Gesellschaft beschäftigt rund 27000 Personen, hat also, die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, für etwa 135000 Menschen zu sorgen, und sie tut dies in der ausgiebigsten Weise." Ein Beispiel der Leistungsfähigkeit ist die Tatsache, daß in Homestead die Erzeugungskosten des Kokses nur ein Fünftel dessen betrugen, was sie in England ausmachten!

Trotz der angestrengten Arbeit, welche die Leitung eines solchen Industriereichs erfordert, fand der Stahlkönig noch Zeit, mehrere Bücher und zahllose Zeitschriftenartikel zu schreiben. Seine literarischen Eigenschaften sind sehr bemerkenswert. Gar mancher Berufsschriftsteller könnte ihn um die Einfachheit, Natürlichkeit und Kristallklarheit seines Stils beneiden. Er gruppiert die Tatsachen lichtvoll, führt die passendsten Beispiele an der richtigen Stelle an und bringt seine Argumente in meisterlicher, streng logischer, anziehender Weise vor. Er hat große Reisen gemacht, besitzt ein glänzendes Gedächtnis und einen sehr raschen Blick, ist ein scharfer Beobachter, ein optimistischer Idealist. Als strammer Jünger Herbert Spencers steht er allem Kirchlichen kühl gegenüber. In seinem, vor etwa 25 Jahren erschienenen, auch ins Deutsche übersetzten Buche „Der Triumph der Demokratie" erweist er sich als glühender Verehrer der Vereinigten Staaten und als Prophet ihrer Zukunftsgröße. Er ist überzeugt, daß die industrielle Oberherrschaft Großbritanniens bereits zu Ende sei und daß dieser Zustand sich bald zu einem vollständigen Überwiegen der Union auf dem Weltmarkt ausbilden werde, denn die Produktions-Vorbedingungen Nordamerikas seien gegenwärtig viel günstiger, und die Hilfsquellen des Mutterlandes würden sich in absehbarer Zeit erschöpfen, während die der Vereinigten Staaten erst im Anfang ihrer Ausbeutungsfähigkeit stünden.

Seine wichtigste Schrift ist „Das Evangelium des Reichtums" (1889). Sie erregte so großes Aufsehen, daß Gladstone, Kardinal Mannina., Kardinal Gibbons und mehrere andre hervorragende Persönlichkeiten Englands und Amerikas lange Aufsätze darüber schrieben. Seine geistvollen, unwiderleglichen, anziehenden, höchst vernünftigen Auseinandersetzungen gipfeln darin, daß der Millionär sich nur als den Verwalter — nicht Eigentümer — seines Vermögens betrachten und es daher nicht für sich verschwenden oder seiner Familie hinterlassen dürfe, sondern dem Wohl der Gesamtheit widmen müsse. Den weiblichen Angehörigen könne man angemessene Leibrenten vermachen, den Söhnen aber nichts oder nur sehr wenig. „Ererbter Reichtum lähmt die Lust an eigener Arbeit, verweichlicht den Charakter und verdirbt in der Regel den ganzen Menschen."

Um seine richtige Ansicht, daß die Verwendung des Reichtums zugunsten der Hebung der Menschheit bei Lebzeiten des Reichen geschehen müsse, wenn irgend möglich, zu betätigen, um nicht „entehrt" zu sterben, zog er sich, wie bereits erwähnt, gegen Ende 1899 von den Geschäften zurück und kaufte sich auf Skibo Castle in Schottland an, wo er sich in nächster Nähe seiner Vaterstadt der schweren Aufgabe unterzieht, sein Riesenvermögen in möglichst segenstiftenden Arten und

Weisen loszuwerden. Damals wollte er seinen Anteil an Homestead für 200 Millionen Dollar losschlagen, konnte jedoch diesen Preis nicht erzielen. Ein Jahr später erhielt er von dem Morganschen Stahlring, wie schon einmal angeführt, um 50 Millionen Dollar mehr.

Gewiß ist, daß er für sogenannte „wohltätige" Zwecke nichts opfert. Er hat eine lebhafte Abneigung gegen die landläufigen Formen des Wohltuns. Er hält mehr als neun Zehntel der daran gewendeten Summen für hinausgeworfen, teilweise sogar — und mit Recht — für schadenbringend. Ebenso bestimmt darf man annehmen, daß die Kirchen, die Missionsgesellschaften u. dergl. nie einen Pfennig von ihm bekommen werden. Gäbe es Kirchen- und Wanderprediger der Spencerschen Philosophie, so würde er sie zweifellos mit großen Spenden bedenken — andere Religionen sicher nicht. Er errichtet in erster Reihe Bücher- und Kunstsammlungen, in zweiter Musikhallen, in dritter neuartige Unterrichtsanstalten. Der Musik schreibt er, nebenbei bemerkt, eine bedeutende Rolle bei der Fortentwicklung der Menschheit zu und er selbst ist ein so leidenschaftlicher Musikfreund, daß er auf Skibo Castle eine Hansorgel unterhält, auf der er seinen Gästen jeden Morgen vorspielen läßt. Vor einigen Jahren wurde in Neuyork eine mit seinem Geld ins Leben gerufene ungeheure Musithalle eröffnet, die 1 Million Dollar kostete und ein nach den praktischen Weisungen des Gründers eingerichtetes Musterinstitut ist. Das Parkett des Konzertsaales faßt allein über 4000 Personen!

In England und Amerika hat er nahezu 2000 (!!) Fachbüchereien mit sehr vielen Millionen Dollars gestiftet — auch hier nicht kopflos, sondern nach eigenen Grundsätzen, zu denen die Bedingung gehört, daß die betreffenden Staatsbehörden sich verpflichten müssen, jährlich vier bis acht Prozent der Gründungsspende an die Ausgestaltung und Erhaltung der Bibliotheken zu wenden. In Pittsburg und Alleghan» opferte er Bibliothekzwecken 260 000 Pfd. Sterling. Der Stadt Neuyork bot er die Dotierung von 65 neuen Freibibliotheken mit 5 Millionen Dollar unter der Bedingung an, daß sie künftig von der Stadtverwaltung erhalten werden. Der Birminghamer Universität schenkte er im Jahre 1901 50 000 Pfd. Sterling behufs Förderung der naturwissenschaftlichen Forschung. Stead gegenüber erklärte er sich bereit, jedem Gemeinwesen englischer Zunge 10 000 Pfd. Sterling zu schenken für die Errichtung einer Bibliothek, falls jenes geneigt sei, dieser ein Jahreseinkommen von mindestens 800 Pfd. Sterling zu sichern. Den vier schottischen Universitäten schenkte er teils zu Erforschungszwecken, teils für Studentenstipendien — auch Damen zugänglich — eine Million Pfund, und in Pittsburg errichtete er eine großartige, in ihrer Art einzige technische Universität, „eine geistige Hauptstadt der Eisen- und Stahlwelt", die er mit 28 Millionen Dollar ausstattete. Auch für die pekuniäre Hebung der Arbeiterwelt ist etwa« abgefallen. Um Neujahr 1901 herum machte er nämlich eine Viermillionen-Dollar-Stiftung als Grundlage einer Altersversorgungs- und Hilfskasse für von Unfällen betroffene Arbeiter der Homesteader Stahlwerke. Diese Schenkung stellte

er als eine Tat der Dankbarkeit hin, als „eine Anerkennung der tiefen Schuld, in der ich bei den Arbeitern stehe, die in hohem Maße zu meinen Erfolgen beigetragen haben". Ebenso bezeichnend für den Mann wie diese Stelle ist eine andre des Stiftungsbriefes:

„Hoffentlich werden die in allen Carnegieschen Etablissements zwischen den Unternehmern und dem Personal herrschenden herzlichen Beziehungen niemals gestört werden. Hoffentlich werden beide Teile stets daran denken, daß die Arbeit, das Kapital und die Geschäftsleitung die drei Beine eines dreifüßigen Stuhles sind. Alle drei sind gleichmäßig notwendig, keines hat einen Vorrang vor den zwei anderen."

Hat man schon früher einmal im Verlaufe der Menschheitsgeschichte erlebt, daß irgendein Mensch, und sei er noch so reich gewesen, an Einem Tage 164 Millionen Mark bei lebendigem Leibe verschenkt hätte? Das aber tat Carnegie an seinem 73. Geburtstage! Eine unerhörte, imponierende Freigebigkeit für gemeinnützige Zwecke! 14 Millionen Mark waren für die Ausgestaltung seiner technologischen Lehranstalt in Pittsburg bestimmt, 5 Millionen für eine reichsdeutsche „Friedenshelden"-Stiftung, 104 Millionen für den vorhin erwähnten Pensionsfonds der Beamten von Homestead, 41 Millionen für die Friedensbewegung. Dies« ungeheuren Schenkungen erregten begreiflicherweise ungeheures Aufsehen.

Bezüglich der „Friedenshelden" ist zu bemerken, daß Carnegie darunter Lebensretter versteht. In England, Frankreich und den Vereinigten Staaten hatte er schon früher große Beträge für Stiftungen gespendet, aus deren Zinsen Lebensretter oder deren Hinterbliebene ansehnliche Entschädigungen erhalten. Den deutschen Fonds legte er in die Hände Kaiser Wilhelms, mit dem er persönlich auf sehr gutem Fuße steht; in dem Stiftungsbrief bemerkte er: „Nicht selten geschieht es, daß wir von edeln Heldentaten hören, bei denen Männer oder Frauen verletzt oder getötet werden während des Versuches, Mitmenschen zu retten oder zu schützen. Dies sind die Helden der Kultur, während die Helden der Barbarei Mitmenschen töten." Der Kaiser übernahm das Protektorat und wählte den Namen „Carnegiestiftung für Lebensretter".

Was die 41 Millionen für die Friedenssache betrifft, so bilden sie eine großartige Stiftung, die sich von der ihrer ganzen Anlage nach gründlich verfehlten Nobelpreisstiftung vorteilhaft unterscheidet, denn ihre Verwaltung ist einem amerikanischen und einem europäischen Ausschuß sehr maßgebender Persönlichkeiten anvertraut. Diese Komitees haben ihre Sitze in Neunork und Paris und verfügen insgesamt über 2V« Millionen Frank jährlich. Als Carnegie vor etwa acht Jahren 8 Millionen Dollar zur Errichtung des Völkerschiedsgerichtspalastes im Haag hergab, konnte man sich denken, dieser „Friedenstempel" werde nicht seine einzige praktische Betätigung im Interesse der Kriegsgegnerschaft bleiben. Er rief denn auch seither mit reichen Mitteln die „Neuyorker Friedensgesellschaft" ins Leben, dotierte einen großen amerikanischen Friedenskongreß, gründete den

„Elihu-Root-Friedensfonds",versorgte das „Bureau der amerikanischen Republik", die „Conciliation internationale" und die Interparlamentarische Friedensunion mit viel Geld. Als Berta v. Suttner im Sommer 1908 auf Skibo Castle sein Gast war, sagte er ihr, er werde für den Pazifismus noch Bedeutendes tun; er hielt sein Versprechen in Gestalt jener 41 Millionen Mark.

Wie mit seiner gewaltigen Förderung der Volksbildungsbestrebungen, will er auch mit der Friedenssache die Unwissenheit, die Wurzel der meisten Übel der Welt, bekämpfen helfen, will er, wie die Suttner es so trefflich ausdrückt, „Geister bilden, Seelen erheben". Dieses Ziel leitet ihn auch, wenn er trotz seines persönlichen Freidenkertums bisher etwa 4000 Kirchenorgeln gestiftet hat — es kommt ihm eben auf die veredelnden Wirkungen der Musik an. Übrigens spendet er zuweilen noch für allerlei andere Zwecke, so z. B. für die Luther Burbanksche Obstveredelung, für die Erbauung des größten aller Fernrohre, für rund 2000 gemeinnützige Bauten usw. usw. Aber im großen und ganzen vermeidet er die Zersplitterung und bevorzugt, wie gesagt, Bildungs- und Friedenszwecke.

Seine geistige Unabhängigkeit ist so groß, daß es äußerst schwierig ist, ihn bezüglich seiner Spenden zu beeinflussen. Mit der Selbständigkeit des Amerikaners und dem „harten Schädel" des Schotten zieht er es vor, seinem eigenen Kopfe zu folgen. Daher lehnt er das meiste ab, was von außen her an ihn herantritt — auch dann, wenn es Bildungs- und Friedensförderung betrifft. Daher kam es, daß er sich allmählich ganz von Stead abwendete, als der von ihm bewunderte Freund ihm allzu viele und eindringliche Anregungen — darunter ausgezeichnete — bezüglich der Verwendung reicher Mittel gab. Die meisten der Vorschläge, Bitten, Pläne und Anträge, die man ihm in täglich 200 bis 2000 Briefen unterbreitet, bekommt er übrigens gar nicht zu Gesicht, denn seine sehr zahlreichen Sekretäre haben Auftrag, ihm bloß die wichtigsten Zuschriften vorzulegen. Da nur das wenigste beantwortet wird, gibts in aller Herren Ländern Tag für Tag eine Fülle von Enttäuschungen und Herzeleid. Das ist aber unvermeidlich, denn selbst ein noch viel reicherer Mensch als Carnegie würde nicht Geld und Zeit genug haben, alle an ihn herantretenden Wünsche zu erfüllen. Und er tut wirklich viel: soviel bekannt, hat er bisher mindestens 1400 Millionen Mark „geopfert". Freilich wird er sein Spendiertempo immer mehr beschleunigen müssen, wenn er vor seinem eignen Gewissen soll in Ehren bestehen können, d. h., wenn er sein Geld wirklich zu seinen Lebzeiten los werden will.

Er hat sich in der Theorie als ein wahrer Philosoph des Reichtums erwiesen, und es hat den Anschein, daß er sich allgemach zu einem Messias der Milliarden auswachsen wird. Er ist ein Schulbeispiel dafür, daß Reichtum in den Händen anständiger, wohlgesinnter Menschen wahrhaft nützlich werden kann, wenn er mit wirklich praktischem Verständnis angewendet wird. Das letztere ist leider nicht immer der Fall. Auch Alfred Nobel z. B., der ebenfalls „selbstgemacht", hochgebildet, radikal fortschrittsfreundlich, charaktervoll und gesinnungs-

adelig war, wollte mit riesigen Mitteln die Menschheitsentwickelung fördern; auch er wollte beweisen, daß geben seliger ist als nehmen. Aber während unser Stahlkönig bei lebendigem Leibe über sein Vermögen verfügt, verdarb der treffliche Dynamitkönig seine Absichten, indem er deren Verwirklichung bis nach seinem Tode verschob und letztwillig anderen überließ. Sein' unpraktisches Testament und dessen noch unpraktischere Ausführung machten seine, bis dahin großartigste gemeinnützige Stiftung der Welt teilweise ganz zwecklos. Ein Glück, daß Carnegie vernünftiger ist und nach dem Grundsatz handelt, die einzige Rechtfertigung der Anhäufung großer Reichtümer liege darin, daß man sie zielbewußt für gute Zwecke verwendet.

Es ist selbstverständlich von hohem Interesse, den Ursachen der erstaunlichen Erfolge eines solchen Geschäftsmannes nachzugehen. Und da muß natürlich sein eignes Urteil als das maßgebendste anerkannt werden. Er stellt nun die folgenden in den Vordergrund: Seine einstige Armut, seine zähe Beharrlichkeit, seine Gabe, sowohl mit Vorgesetzten als auch mit Untergebenen richtig umgehen zu können, dem in Homestead eingeführten großzügigen System der Gewinnbeteiligung des Personals — ein von der Unternehmerwelt leider noch viel zu wenig beachtetes Vernunft- und Gerechtigkeitsprinzip, das fürjeden guten Geschäftsbetrieb von hoher Wichtigkeit werden könnte*). Der bescheidene Mann verschweigt zwei sehr wertvolle Ursachen: sein ungewöhnliches Organisationstalent und seinen außerordentlichen Scharfblick für günstige Konjunkturen. Ob übrigens nicht auch sein unerschütterlicher Optimismus etwas beigetragen hat? Bezeichnend für diese seine Eigenschaft sind die goldenen autobiographischen Worte, die er vor langer Zeit schrieb:

„Wer Millionen erwerben will, darf nicht mit einem Silberlöffel im Munde geboren sein. Viel besser ist es, wenn er seine Eltern den Kampf ums Dasein kämpfen gesehen und dabei beschlossen hat, künftig die Not von ihnen fern zu halten. Diese Triebfeder ist wertvoller als selbst der größte persönliche Ehrgeiz. Die auf einem armen Knaben dieser Gattung lastende Verantwortung kann aus dem rohesten Material einen Industriefürsten machen, denn sie ist geeignet, die auf dem Grunde der Seele schlummernden verborgenen Fähigkeiten zu wecken. Das Geheimnis jedes Erfolges ruht in dem festen Willen zum Gelingen. Jede Niederlage oder Entmutigung soll dazu anspornen, von vorne anzufangen — dann gelangt man schließlich sicher ans Ziel."

Die stark ausgeprägte Rosigseherei, die ihn jederzeit ausgezeichnet hat und sich auch in seinem keineswegs unanfechtbaren Motto „Es muß alles noch gut werden, weil ja alles immer besser wird" bekundet, war und ist der Hauptantrieb zu seinem stetigen Vorwärtsstreben, und sie bildet zugleich die Grundlage des

») Vgl. meine Schriften: „Die Gewinnbeteiligung" (Leipzig 1904) und „Die Teilung des Geschäftgewinns zwischen Unternehmern und Angestellten" (Leipzig 1891). L. K.

großen Seelengleichgewichts und des ursprünglich-kindlichen Temperaments, das er sich trotz der anstrengenden, prosaischen Dollarjagd bis ins hohe Alter bewahrt hat. Sein persönliches Wesen hat nichts von dem eines „Geldmenschen" an sich. Er trägt sein Milliardärtum so leicht, wie andre eine Knopflochblume tragen. Er plaudert noch heute mit der Natürlichkeit und Begeisterungsfähigkeit eines Knaben an seinem ersten Ferientage. Die Anhäufung eines fabelhaften Vermögens hat ihm — im Gegensatze zu den meisten Großkapitalisten — die Seele ebenso wenig abgestumpft, wie sie ihm das Herz verhärtet hat. In beneidenswertem Maße verbindet er jugendliches Gehaben mit gereifter Erfahrungsweisheit. Nicht wenig mag zu alledem, abgesehen von seinem geschäftlichen Glück, seine kräftige Gesundheit, die er der Abstammung von einem kernigen Geschlecht verdankt, sein musterhafter Lebenswandel in der Jugend, sowie seine Enthaltsamkeit vom Genuß geistiger Getränke und des Tabaks beitragen.

Seine kaufmännischen Ansichten sind ungemein gesund, nicht minder aber diejenigen, die er bezüglich aller internationalen Fragen hegt. Hinsichtlich der Beziehungen der Staaten zueinander denkt er ungemein vernünftig, folgerichtig, klar und zielbewußt. Außer zahllosen Zeitschriftenaufsätzen hat er viele Bücher und Broschüren über politische, kaufmännische und pazifistische Fragen veröffentlicht, die verdientermaßen größtenteils ins Deutsche übersetzt worden sind; die weiteste Verbreitung hat in Deutschland „Des Kaufmanns Herrschgewalt" gefunden. Es ist ein Hauptverdienst seines Biographen v. Falkenegg, die eigenartige Kombination von großem Handelsherrn, bedeutendem literarischen Erzieher junger Kaufleute, idealem Lehrer auf philanthropischem Gebiete und weitblickendem Friedensfreund, die sich in ihm verkörpert, in recht anschaulicher, fast lückenloser Weise dargestellt zu haben; schon deshalb allein wäre des Barons bereits erwähntes „Charakterbild" eine sehr lohnende Lektüre. Wer sich hinwiederum für Carnegies jetziges Privatleben, auf das ich hier nicht näher eingehen kann, näher interessiert, sei auf die reizvolle Plauderei hingewiesen, welche Bertav. Suttner unter dem Titel „Ein Besuch auf Skibo Castle" in „Über Land und Meer" veröffentlicht hat (1910, Nr. 2).

Ein Gebiet, auf dem unser Schloßherr von niemand an Kompetenz übertroffen wird, sind die Verhältnisse in der Großindustrie; war seine Firma doch, mit der einzigen Ausnahme der Kruppschen, die größte großindustrielle aller Zeiten! Es ist daher von hohem Interesse, seine Meinung über die voraussichtliche Entwickelung der Arbeiterfrage zu hören. Nun denn, er bezweifelt nicht, daß schon die nächste Generation den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit vollständig überwinden werde. Er glaubt an einen nahen Sieg der Arbeit über das Kapital und ist überzeugt, jene werde dieses vollständig aufsaugen, d. h. Arbeiter und Kapitalist werden identisch sein. „Sehr bald wird der Wert der Arbeit immer höher zu steigen beginnen. Der Arbeiter der Zukunft wird auf der Grundlage eines gemeinschaftlichen Stammkapitals Gelegenheit haben, sich an geschäftlichen

Unternehmungen jeder Art zu beteiligen. Die Arbeiterschaft der Kulturländer
hat sich aus der früheren Sklaverei zur Unabhängigkeit aufgeschwungen und schickt
sich an, den ihr gebührenden Platz als Gesellschafterin des Unternehmers zu be-
setzen. Es wird bestimmt so kommen, daß der Arbeiter mit seiner Geschicklichkeit
und der Geschäftsmann mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen sich zusammen-
tun und gemeinsam am Ertrag der gemeinsamen Arbeit teilnehmen. Nach meiner
Überzeugung kann auch die größte Vereinigung von Kapitalisten nicht dem Wett-
bewerb einer solchen Arbeits- und Gewinngemeinschaft gewachsen sein, denn
diese wird auch in schlechten Zeiten lohnenden Gewinn abwerfen, während jene
bei ungünstiger Konjunktur Verluste erleiden müßte. Die Entwickelung ist nicht
aufzuhalten." Als genauer Kenner des Gewinnteilungsproblems muß ich all
dies für sehr richtig erklären; nur vergreift Carnegie sich mit seinem üblichen Opti-
mismus in der Zeitbestimmung. Es wird kommen, wie er glaubt, aber leider
noch nicht in der nächsten Generation, sondern erst dann, wenn die organi-
sierte Arbeiterschaft die Frage auf ihre Fahne schreiben, d. h. die
Tragweite der Gewinnbeteiligung studieren und dann dieses Lohnreformsystem in
ihr Programm aufnehmen und unentwegt als ihr gutes Naturrecht
fordern wird, während sie es jetzt in ihrer Verblendung teils gleichgültig
links liegen läßt, teils geradezu mit Feindseligkeit behandelt. So weit aber wird es
wohl schwerlich schon in der nächsten Generation kommen!

W. Dahms:

Franz Schubert.*)

Die Winterreise bedeutet einen Schritt weiter auf dem Wege, den Schubert
mit der Schönen Müllerin beschritten hatte. Hier findet sich volle Herrschaft über
die Mittel der Kunst, eine ans Unerhörte grenzende Ausdrucksfähigkeit in der
Nuancierung der Stimmungen und zwar — das muß betont werden — mit den
einfachsten Mitteln. Der Klaviersatz ist von der Klarheit des Kristalls. Er ist
über die Sphäre der szenischen Schilderung, der bloßen Illustrierung und der ver-
tiefenden Charakterisierung hinausgehoben und zum Fluidum des Seelenlebens

«) Von d« im Herbst d. I. «»scheinenden Biographie Schuberts von W. Dahms wurden
uns seitens des Verlages Schuster K Lüffler, Berlin, Aushängebogen freund!, zur Verfügung
gestellt. D. Med.

geworden. Harmonien vibrieren wie empfindliche Membrane. Melodien sind
zu Fühlfäden der Seele geworden. Töne, wie sie hier erklingen, hatte man bis
dahin in der Lyrik noch nicht vernommen. Hier fehlten die Vergleichsmomente,
die sich sonst dem Hörer noch willig geboten hatten. Das war eine fremde Welt,
in die vordem noch keiner seine Schritte gelenkt hatte. Einige der Gesänge streifen
fast die Grenze des Pathologischen. Die Intensität des Schmerzensausdruckes ist in
ihnen bis zum Wahnsinn gesteigert. Darüber hinaus gibt es nichts mehr. Wir
stehen hier vor einem inneren Vorgang, wie er ähnlich bei Hugo Wolf zu treffen
ist. Die Empfindsamkeit und Reizsamkeit der Seele hat ihren denkbar höchsten
Grad erreicht. Tieferes Eindringeuwollen mußte die Krisis zur Katastrophe
führen. Schubert wurde von einem milden gütigen Geschick vor der geistigen
Nacht, vor dem lebendigen Tod bewahrt. Seine sieghafte, lebens- und sinnen-
frohe Natur überwand die Hemmungen und fand den Weg zurück. Nach der
Winterreise konnte er noch das Es-dur-Trio und die C-dur-Symphonie schaffen.
Aber der frühe, nahe Tod warf seine Schatten voraus. Nur so ist die un-
begreifliche Wahrheit dieser Gesänge zu ahnen. Es sind Todesvisionen. Phan-
tasien über Grabesnähe und Vergänglichkeit. Als Hugo Wolf den Flug des
schwarzen Vogels vernahm, entstanden in ihm die Klänge zu den müden, re-
signierenden, Ewigkeit atmenden Versen Michelangelos. Auch er sang das Lied
des Vergänglichen, daß alles endet, was entstehet. Und als Prahms von den
Fittichen gestreift wurde, rangen sich die „ernsten Gesänge" aus seinem Herzen
los. Immer der gleiche tiefe Ernst, der sich aus dem Unbewußten zum künstle-
rischen Erlebnis formt. Schuberts Ahnungen wurden in der Winterreise zum
Seelenniederschlag. Schmerzliche Zuckungen, wehe Klagen, wilde Schmerzens-
und Verzweiflungsausbrüche und zuletzt ein Ermatten, ein Nichtmehrkönnen. Der
Schluß klingt schon so erdenfern, so müde-gedämpft, so jenseits aller Wirklich-
keit, daß nur der die Töne finden konnte, der — wenn auch noch im Traum —
schon einen Blick hinter das Leben getan hatte. Alles Unzulängliche, alles Sub-
jektive ist überwunden. Die äußere Hülle ist abgefallen. Der Seelenkern liegt
bloß. So hat der Schmerz sich selbst übertäubt, in sich selbst sein Grab gefunden.
Schuberts gesunde Natur überwand noch einmal die Hemmnisse und Abgründe
des Pathologischen und richtete sich zu voller Größe und zur letzten herrlichen
Blüte auf. Aber im Hintergrund wartete seiner schon das nahe Geschick.
Wie in der Schönen Müllerin schildert der Dichter wieder eine Wanderung.
Aber diesmal ist es der müde Todesgang eines, dem die Liebe den Lebensfaden
abgeschnitten hat und der nun mit unendlichem Herzweh dem Grab entgegenwankt.
Größer als die dichterische Eigenart ist die Bildkraft Wilhelm Müllers. Die
Situation vermag er in ein paar Worten zu zeichnen; man sieht den bleichen Ge-
sellen förmlich vor sich. Das mußte Schubert reizen. Auch er war ja einen
schmerzensreichen Weg gegangen und fand sich in mehr als einem der Lieder ins
Innerste getroffen. Er war reifer geworden, hatte dem Leben auf den Grund

sehen gelernt und empfand wohl, daß alles eitel sei. Heiß quollen die Klänge der Wehmut und Melancholie, der Sehnsüchte und Herzensbedrängnisse in ihm auf. Von den 24 Liedern stehen nur sieben in Dur. Das sind die lichteren Momente, wo die Schwermut versinkt und die Klage stiller wird, beim Rauschen des Lindenbaums, bei den Phantomen des Frühlingstraums, den Klängen des Posthorns, die das Herz so seltsam bedrängen, wenn mit den welken Blättern die letzte Hoffnung fällt, oder eine Täuschung den Wanderer lockt, wenn die Ruhe des Kirchhofs für Augenblicke den Schmerz lindert, und wenn nur noch ein Gefühl, die Sehnsucht nach völligem Dunkel ohne die Sonnen und Freuden der anderen in ihm lebt. Alles andere ist in hoffnungsloses Moll getaucht. Der schmerzliche Abschied, der die Kette der Leiden eröffnet; der schrille Laut der Wetterfahne, ein Symbol auch dafür, wie der Wind mit den Herzen spielt; die gefrornen Tränen, die unaufhörlich niedertropfen und doch keine Linderung bringen; die kalten Schauer der Erstarrung, unter denen es in der Tiefe ergreifend klagt; die bebenden Laute und Melismen der Wasserflut; der stille Bach, der wie das Herz nur unter starrer Winterdecke noch müde lebt und leidet; der Rückblick mit seiner Fülle trüber Erinnerungen; das Irrlicht, ein Spiel des Lebens, das alle verlockt; die Rast, die den Müden in ihre Arme nimmt, um ihm den Schmerzensstachel nur noch tiefer ins Herz zu bohren; die Einsamkeit, die mit ihrer zermürbenden Gewalt weit elender macht als Sturm und Kampf; der graue Kopf, ein Traum, nach dem die Wirklichkeit um so erschütternder niederdrückt; die Krähe, die mit ihrem unheimlichen Geflatter den Wanderer begleitet, die einzig Getreue; die Nacht im Dorfe, deren Ruhe den Rastlosen wie mit Furien weiter peitscht in das Dunkel hinaus; der stürmische Morgen, der die eigene Zerrissenheit noch fühlbarer macht; der gespenstige Wegweiser, der unaufhörlich seine Hand dem einen Ziel zustreckt, die Straße entlang, die in die Vergessenheit führt; dann ein letztes Aufbäumen, der Mut des Untergehenden, der noch einmal glaubt, das Geschick meistern zu können; und endlich der Leiermann, der dem Wanderer sein Geschick, seinen Leidensweg mit unerbittlicher Treue schildert, um ihn dann in seine Arme zu nehmen. Hier fand Schubert das Symbol seines eigenen Lebens: „sein kleiner Teller bleibt ihm immer leer". Das sind die letzten Zuckungen eines todwunden Herzens. Der Schmerz hat sich tief genug gegraben. Kann man nicht in diesem kleinen Lied das Sinnbild des Künstlerlebens überhaupt finden? Wie seltsam und rührend ist es, daß Brahms in seiner letzten Chorkomposition „Einförmig ist der Liebe Gram" dasselbe aussprach; daß er am Ende seines Lebens des stillen Schubert gedachte und seine Gedanken gerade an dem Leiermann haften blieben.

Die Winterreise steht einsam in starrer Größe da. Wir suchen umsonst nach einem ähnlichen erschütternden Bekenntnis menschlichen Leidens. Während in der Schönen Müllerin noch die Volksweise, das Volksempfinden ihren Ausdruck fanden, ist die Winterreise nur streng individuell zu erfassen. Das Volkslied mußte

überwunden werden. An seine Stelle trat nun das Ideal eines Kunstliedes, bei
dem trotz der Untrennbarkeit der Singstimme vom Klavier, die Melodie doch ihre
Selbständigkeit bewahrt. Hier werden nicht mehr Ereignisse geschildert und
illustriert, hier tritt der Vorgang, das Szenische zurück hinter die Stimmung,
das Abstrakte. Der seelische Kern wird bloßgelegt; alles andere ist nebensächlich.
Trotzdem (und das ist eben das Große) ordnet sich der Musiker dem Dichter nicht
unter, sondern tritt ergänzend und vertiefend, aber gleichberechtigt neben ihn. Ja
seine Genialität war eine so große und urwüchsige, daß man bei der Winterreise
sagen kann, er adelt den Dichter erst, er hebt ihn durch der Töne Wucht zu seiner
Höhe empor.
Die Instrumentalkompositionen beherrschten nach der Winterreise das Feld.
Es ist, als hätte Schubert sich mit dem Liederzyklus das Leid vom Herzen geschrie-
ben. Denn unmittelbar darauf, im November, entstand das Es-dur-Trio für Kla-
vier, Violine und Violoncello «pu» 100, von dem Schumann sagte, es sei mehr
handelnd, männlich, dramatisch, das B-dur-Trio dagegen leidend, weiblich, lyrisch.
Es fand bald den Weg in die Öffentlichkeit. Besonders im ersten Satz prägt
sich der „männliche, handelnde" Charakter aus. Selbstbewußt steigt das energische
Hauptthema auf dem Es-dur-Dreiklang abwärts. Der Nachsatz spielt mit dem
Rhythmus. Frisches Leben pulsiert in den Modulationen. Scharfe Akzente und
fest bestimmte Schritte betonen immer wieder den Grundcharakter. Das zweite
Thema ist tändelnder, graziöser. Spielerisch wechselt das Klavier hohe und tiefe
Lagen. Die „Instrumentierung" ist in höchstem Grade apart. Feinsinnig wird
hier Klang gegen Klang, Farbe gegen Farbe gestellt. Die Rhythmen des An-
fangs kehren wieder. Aus dem Hauptthema wird eine schwärmerische Melodie
abgeleitet, die auf Harmonien von unsagbar zarten Tönungen ruht. Die Durch-
führung greift dies neue Gebilde auf, zeigt es in den mannigfachsten Kom-
binationen und Stellungen und schmückt es mit herrlichen Farben. Immer deut-
licher schimmert das Hauptthema durch, bis es mit machtvollen Schritten wieder
in das Spiel tritt und so den weiteren Verlauf bestimmt.
Das andante eon innrn schwärmt von einer elegischen c-moll-Melodie, die
einer schwedischen Volksweise entnommen sein soll. Melancholisches Dahindäm-
mern, leidenschaftliches Aufraffen, Hingabe und Trotz ziehen in bunter Folge vor-
über. Der Schluß sinkt ganz in die Anfangsstimmung zurück. Eine Meisterkunst
zeigt sich im Scherzo; die Streicher imitieren eine trippelnde Melodie des Klaviers
und umgekehrt auf kunstvolle Art. Das Trio führt breite, gewichtige Rhythmen
dagegen ins Feld. Der Schlußsatz ist wienerisch fesch, österreichisch flott: echte,
unverfälschte Dialektmusik, wie sie nur Schubert geschrieben und nach ihm der
Böhme Dvorak kultiviert hat, eine Musik, bei der das Herz im Leibe lacht. Das
bnrschikos-forsche Hauptthema spricht schon alles aus und bei dem tirilierenden
Seitenthema möchte man den Hut aufs Ohr setzen und mitpfeifen. Das ist eine
Lustigkeit und Geschwätzigkeit, die sich auch von dem schmachtenden Andantethema

nicht stören läßt. Jeder Spaß wird gleich noch einmal erzählt, weil er gar so schön war. Nur einem Philister könnte das zu lang sein.
In diese Zeit kann man auch das undatierte „Notturno" für Klavier, Violine und Vionloncello setzen, mit seinen klanggesättigten Harmonien und weitgeschwungenen Melodien. Ebenso die Phantasie für Violine und Klavier opu» 159, ein wirkungsstarkes und dabei musikalisch zum Teil höchst eigenartiges Stück. Einer kurzen eindrucksvollen Andante-Einleitung schließt sich ein ungarisierendes Allegretto an, dem dann Variationen über „Sei mir gegrüßt" folgen, die zum Schlußteil führen. Schubert schrieb diese Phantasie für den Geiger Josef Slawik, der sie in seinem ersten Konzert am 20. Januar 1828 im Landständischen Saal spielte. Der „Sammler" fand, daß sie sich zu lange über die Zeit ausdehne, die der Wiener den geistigen Genüssen zu widmen pflegte. Der Saal wurde immer leerer, und auch der Rezensent wartete den Schluß des Stücks nicht mehr ab. Slawik spielte sie jedoch zwei Wochen später noch einmal im Opernhaus. Der Berichterstatter der Leipziger Musikalischen Zeitung meinte, Schubert hätte sich in diesem Werk vollständig „vergaloppiert".
Von den kleineren Klavierstücken Schuberts, den Nnmeut» inu»icuux und Impromptu» sind nur die in opu» 142 vereinigten mit „Dezember 1827" datiert. Sie können also hier im Zusammenhang betrachtet werden. Schubert schuf damit die Gattung Klavierkompositionen, die später unter tausend verschiedenen Namen als Lied ohne Worte, Intermezzo und ähnlichen Bezeichnungen zu unübersehbarer Fülle wuchsen. Sie stehen trotz ihres neuen Gehalts stilistisch mit einem Fuß noch in ihrer Zeit; es sind Tänze, Etüden, Variationen, nur eben von ungewohntem Gepräge: Opu» 90: Das erste dieser vier Impromptus ruht ganz auf einer rührend-einfachen c-moll-Melodie mit echt Schubertschem punktierten Rhythmus, die immer wieder behandelt und in neuem Licht gezeigt wird. Dazu ein Mittelsatz voll sehnsüchtiger, getragener Melodik. Das zweite in Es-dur rollt geschwind durch die rechte Hand, ein endloses melodisches Band, das um die Harmonien geschlungen wird. Im h-moll-Mittelsatz rafft es sich energisch zusammen. Das dritte, die in wogendes Auf und Ab gebettete langatmige G-dur-Melodie, die Schubert in Ges-dur so schön fand, aus Verlegerrücksichten aber „lesbarer" notieren mußte, bleibt ganz auf die klanggesättigte Mittellage der Klaviatur beschränkt. Das vierte mit seiner herabwirbelnden As-dur-Figur, der herrlich gesteigerten Cellomelodie und dem verlangenden cis-moll-Teil weist deutlich genug auf Schumann. In den vier Impromptus opu» 142 sind die Formen noch selbständiger. Das erste (f-moll) mit seinem geheimnisvollen Figurengewisper läßt es zu machtvollen Temperamentsausbrüchen kommen. Das zweite in As-dur neigt zur leichter eingängigen Volksmelodie, die aber höchst kunstvoll behandelt wird. Das dritte (B-dur) bekennt sich mit seinem Rosamunde-Thema zur Variationenform, die stets Erfolg verspricht, während das vierte (f-moll) dem wiegenden und gliedernden Tanzrhythmus seine Entstehung verdankt. Die Nomkut»

Illugieaux sind ganz auf den Einfall gestellt. Die Formen sind knappster Art. Das erste (C-dur) scheint wie improvisiert aus den weißen Tasten gezaubert. Das zweite versenkt sich in weiche As-dur-Stimmung. Das dritte, ein wehmütiger Tanz in f-moll, ist nur hingehaucht, während das vierte (cis-moll) sich in Figurationen ergeht und weichen Stimmungen nachgibt. Das fünfte (f-moll) zeigt mit seinem marschartigen Rhythmus festere Konturen. Das letzte (As-dur) ist ganz in Klang aufgelöst. Vorhalte, Harmonien, die sich aneinandersaugen, darüber zitternde Melodiesplitter. Im Trio dieselbe Klangseligkeit, mit unbekümmert schönen, wie am Klavier erträumten Akkordfolgen. Aus diesen kleinen Klavierstücken Schuberts erwuchsen die Wege, die Schumann, Mendelssohn und die vielen anderen gingen.

1827 verkaufte Schubert 21 Werke an Wiener Verleger. Wenn sie ihm gebührend honoriert worden wären, könnte man nicht mehr von einer Notlage des Autors sprechen. Aber die Verleger bezahlten ihn jämmerlich. Wenn wir Franz Lachner glauben dürfen, erhielt er von Tobias Haslinger für die sechs ersten Nummern der Winterreise bare 6 Gulden. Danach läßt sich ermessen, welche Summen Schubert für die 21 Werke in seine Tasche gleiten lassen konnte. Anton Diabelli kaufte neun Werke: opu» 41 Der Einsame von Lappe, opu» 44 An die untergehende Sonne von Kosegarten, npu» 62 vier Gesänge der Mignon aus Wilhelm Meister, der Fürstin Mathilde zu Schwarzenberg gewidmet, opu» 68 Wachtelschlag von Sauter, opu» 71 Drang in die Ferne von Leitner, opu» 72 Auf dem Wasser zu singen von Graf Stolberg, npn» 73 Die Rose von Schlegel, opu» 74 das Terzett Die Advokaten und opu» 75 Vier Polonäsen für Klavier zu vier Händen. Artaria K Co. erwarben opu» 70 Rondo brillant für Klavier und Violine. Auch Tobias Haslinger trat in den Kreis der Schubertverleger ein und wandte das Honorar für acht Werke auf. Bei ihm erschienen opu» 77 Vul»e» nudle» für Klavier, opu» 78 Die vierte Sonate für Klavier, Josef von Spaun gewidmet, opu» 79 zwei Lieder von Pyrker Das Heimweh und Die Allmacht, für deren Widmung der Dichter diesmal den klingenden Dank sparte, opu» 80 drei Lieder von Seidl, Der Wanderer an den Mond, Das Zügenglöcklein und Im Freien, cpu» 81 drei Rochlitzsche Gedichte, Alinde, An die Laute, Zur guten Nacht, dem Dichter zugeeignet, npu» 82 Variationen für Klavier zu vier Händen über ein Thema aus Herolds Oper „Marie", opu» 83 Drei Gesänge für Baßstimme mit italienischem und deutschem Tert, Lablache gewidmet, und «pn» 87 Zwei Impromptus für Klavier. Thaddäus Weigl nahm »i»n» 84: Andantino varis und Rondo brillant für Klavier zu vier Händen (eigentlich der zweite und dritte Satz des 63. Werkes) und opu» 88: Abendlied für die Entfernte von Schlegel, Thekla von Schiller, Um Mitternacht von Ernst Schulze und An die Musik von Schober. Pennauer schließt den Reigen mit opn» 84 (richtiger 87): Der Unglückliche von Pichler und zwei Schillersche Gesänge: Die Hoffnung und Der Jüngling am Bache.

Die durch so klägliche Verlagsentlohnung einem dauernden Tiefstand ver-
fallene wirtschaftliche Lage Schuberts illustriert Bauernfeld: „Die Freunde und
Genossen, in deren Mitte Schubert am liebsten weilte, waren wenig in der Lage,
ihm tatkräftig unter die Arme zu greifen; in höhere Kreise sich zu drängen und
Gönner zu suchen, die ihn empor zu heben vermochten, dazu fehlte ihm Neigung
und Geschick. Kein Wunder also, daß er es weder zu einer Anstellung brachte,
noch irgend eine seiner Opern zur Aufführung gelangte. So verharrte er sein
Lebelang in einer mehr als mittelmäßigen Stellung, und die Kunsthändler, die
ihn genugsam gedrückt und ausgebeutet, waren und blieben vor wie nach seine
einzige Zuflucht und Hilfsquelle. Zeitweise fühlte er sich auch völlig mut- und
hoffnungslos, voll düstern Ausblicks in die Zukunft."
Bauernfeld verdanken wir auch die Schilderung einer ergötzlichen und doch
bitter ernsten Szene aus dem Caf6 Bogner, wo Schubert einigen bekannten
Orchestermitgliedern des Kärntnertortheaters, die ihn um ein Solo für ihr Kon-
zert baten, den Standpunkt gehörig klar machte. Als einer der Musiker, durch
seine anfängliche Ablehnung überrascht, ärgerlich fragte: „Und warum nicht,
Herr Schubert? Ich denke, wir sind Künstler, so gut wie Sie. Man kennt in
Wien keine besseren!", richtete sich das Meisterlein von seinem Punschglas auf
und donnerte die Verdutzten an: „Künstler! Künstler? Musikanten seid ihr!
Weiter nichts! Der eine beißt in das Messingmundstück eines hölzernen Prügels,
der andere bläst sich die Backen auf an seinem Waldhorn! Nennt ihr das Kunst?
Ein Handwerk ist's, eine Fertigkeit, die Geld einbringt, und damit holla! —
Künstler ihr! Wißt ihr nicht, was der große Lessing sagt? — Wie kann einer sein
ganzes Leben lang nichts tun, als in ein Holz mit Löchern beißen! — das hat er
gesagt — oder was Ähnliches! Gelt? — Ihr wollt Künstler sein? Bläser und
Fiedler seid ihr alle miteinander! Ich bin ein Künstler, ich! Ich bin Schubert,
Franz Schubert, den alle Welt kennt und nennt! Der Großes gemacht hat und
Schönes, das ihr gar nicht begreift, und der noch Schöneres machen wird — das
Allerschönste! Kantaten und Quartetten, Opern und Symphonien. Denn ich
bin nicht bloß ein Ländler-Kompositeur, wie's in den dummen Zeitungen steht und
wie's die dummen Menschen nachschwatzen — ich bin Schubert! Franz Schubert!
Daß ihr's wißt! Und wenn das Wort Kunst ausgesprochen wird, ist von mir
die Rede, nicht von euch Würmern und Insekten, die ihr Soli verlangt, die ich
euch niemals schreiben werde — ich weiß wohl, warum! Ihr kriechenden und
nagenden Würmer, die mein Fuß zertreten sollte, der Fuß des Mannes, der an
die Sterne reicht. — An die Sterne, sag' ich, während ihr armen blasenden
Würmer euch im Staube windet und mit dem Staube als Staub verweht und
vermodert!" Man weiß bei dieser Erzählung — wenn sie nicht erdichtet ist —
nicht recht, ob Schubert oder der Chronist zu tief ins Punschglas gesehen hatte.
An äußeren Ehren heimste Schubert in diesem Jahr nicht viel ein. Die
Gesellschaft der Musikfreunde wählte ihn im Juni als Ersatzmann in die Ver-

tretung des Vereins, ein Zeichen wenigstens dafür, daß man ihn nicht ganz ver-
gessen hatte. Pflichtschuldigst bedankte er sich am 17. Juni dafür:
Da der leitende Ausschuß der Gesellschaft der Musikfreunde des öster-
reichischen Kaiserstaates mich würdig gefunden hat, zum Mitglied des Repräsen-
tantenkörpers der löblichen Gesellschaft zu erwählen, so erkläre ich hiermit, daß
ich mich durch diese Wahl sehr geehrt fühle, und den Pflichten derselben mit
vielem Vergnügen unterziehe.
So brach sich nach und nach, fast unbewußt aber doch zwingend genug,
die Erkenntnis Bahn, daß hier ein Künstlerleben seiner Vollendung entgegen-
reifte, das man nicht mehr völlig unbeachtet lassen durfte. Ein paar Jahre noch,
und die Zeitgenossen hätten ihm den Weg zum Parnaß nicht mehr versperren
können; er hätte siegreich alle Hindernisse überwunden.

Gustav Falke:

Christian von Braunschweig.

Das ist ein Pauken und Trommeln, Trompeten und Zinkenieren,
Des Halberstädters Dragoner sind's und von den Kürassieren.
Er selber hält, hoch zu Roß,
Vor seiner Reiterei:
Eine spanische Kugel schoß
Bei Fleurus den linken Arm ihm entzwei.
Feldscher,
Seine Messer her! —
, Chirurgus säbelt und sägt an dem Glied,
Und sie spielen ein lustiges Reiterlied.
Der Halberstädter rührt sich kaum, seine Augen blitzen:
Ein Reitersmann muß jederzeit fest im Sattel sitzen.
Die Sonne spielt auf dem Küraß,
Auf Sattelzeug und Mähne. —
Ein letzter Schnitt. — Der Held wird blaß
Und pfeift leis durch die Zähne.
Fahr hin,
Dem Feind kein Gewinn! —
Fertig? Er grüßt mit der heilen Hand,
Und sie blasen und sie pauken und sie reiten auseinand'.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
5.
Alfreds erschütterte Gesundheit machte eine ganz besondere Maßregel not-
wendig. Gelegentlich der bevorstehenden Pfingstferien wurde das Nirentaler
Konvikt nicht nur für die üblichen zehn Tage, sondern auf volle fünf Wochen
geschlossen, während welcher Frist alle Zöglinge in ihre Familien heimgeschickt
wurden, um Muße zu gewinnen, Alfred von Ingelheim mit vl Geßner an den
Genfer See zu senden, woselbst der Knabe volle Genesung finden sollte.
In der Tat erwies sich der Ortswechsel als von sehr wohltätigem Einfluß
- auf Alfreds erschütterte Gesundheit. Mit der Beruhigung seines Gemüts trat
eine rasch sichtbar werdende Kräftigung seiner körperlichen Verfassung ein. Die
elementare Reizbarkeit, welche der Knabe anläßlich jenes kriminellen Erlebnisses
an den Tag gelegt hatte, war wohl dazu angetan, seiner näheren Umgebung wie
vor allem dem Könige die schwersten Besorgnisse zu erwecken, vi Geßners welt-
froher Optimismus aber verstand es, des Königs düstere Auffassung des Falles
in ein lichteres ÜNeil zu wenden. In einer eingehenden Unterredung des Er-
ziehers mit König Wilhelm hatte der letztere mit großem Bedauern aus der
seelischen Krise, die Alfred befallen hatte, dessen Neigung zu krankhafter Sensibi-
lität gefolgert, ja in pessimistischer Vorausdeutung von des Knaben weiterer
Entwickelung dessen Disposition zu seelischen Störungen als in Zukunft drohend
bezeichnet, wenn nicht gar eine Anlage zu schweren Gemütserkrankungen, viel-
leicht zum Wahnsinn erkennen zu müssen geglaubt. vi Geßner bezeichnete diese
Befürchtungen des Königs als grundlos. Er sah in der so ungemein leidenschaft-
lichen Anteilnahme Alfreds an dem Schicksal einer Frau aus dem Volke nichts
anderes als die Betätigung einer sehr hochgemuten Charakteranlage, der Leiden
anderer die höchste Pein bereiten, und die vor allem durch die Wahrnehmung
einer Ungerechtigkeit in Verstörung gebracht werden konnte. Hatte die Kenntnis
son dem schlimmen Schicksal jener Eheverlassenen, die in Verzweiflung zur
Kindesmörderin geworden war, den mitleidigen Knaben schon auf das Krankenlager
geworfen, so brachte ihn der offenkundige Fehlspruch, den eine in Vorurteilen
versteinerte Geschworenenbank unter der Mißleitung verknöcherter Richter geleistet,
in volle Raserei. Dabei war freilich vielleicht eine über das Gewöhnliche hinaus
gesteigerte, knabenhafte Empfindsamkeit nötig, welche die reifen Jahre in an-
gemessenen Grenzen schon festhalten würden, aber weit vor dieser ein nach
Gerechtigkeit dürstendes und für sie flammendes Herz. Eine Seele, die vielleicht

vom Schicksal dazu ausersehen ist, dereinst als Rechtsforscher, Richter oder Gesetz-
geber den noch sehr dunklen Problemen Lösung schaffen zu helfen, die auf dem
Gebiete der Kriminalistik als schwere und vorläufig nicht zu bewältigende Auf-
gaben lange schon ihrer Durchführung harrten. Mit einem frohen Lächeln klärten
des Königs düstere Züge bei dieser Deutung vi Geßners sich auf.
„Ich danke Ihnen," sagte der Herrscher, „ich danke Ihnen, mein lieber
Herr Doktor, mit der ganzen Freude, die ein durch Erfahrung Verdüsterter stets
an jedem Optimisten hat. Vielleicht bekommen Sie mit Alfred recht, dann wäre
ja dieses Erlebnis noch von Segen sowohl für den Knaben wie für unser Land. —"
„Das vertraue ich mit Zuversicht, Majestät, besonders, was meinen Zögling
angeht. Ihn wird und muß diese Erfahrung fördern. Denn es hat ihn schon
lange bedrückt, daß er sich zu keiner Berufswahl gedrängt fühlt. Ietzt ist dies eine
klar: Er muß Iurist werden, und seine besondere Berufung wird ihn auf das
Spezialgebiet der Strafrechtswissenschaft verweisen. Freilich", setzte vi Geßner
nach einer bedeutsamen Pause den König mit einer seltsamen Entschlossenheit fest
anblickend, und jedes Wort nachdrücklich betonend, hinzu; „freilich wäre sehr zu
wünschen, daß der Knabe in diesem wahrhaft aufreizenden Sonderfalle nicht die
Enttäuschung erlebe, die eine nicht gründliche Revision jenes unerhörten Fehl-
spruches notwendig für ihn bedeuten müßte. Das könnte ihn von der Straf-
rechtswissenschaft, als von einer hoffnungslosen Materie, für alle Zeiten ab-
schrecken. Majestät sagten ja doch aber dem Knaben selbst, daß Sie die Akten ein-
fordern wollten, und damit dürfen ja doch alle Rechtsfreunde hoffen . . . ."
vi Geßner vollendete den Satz nicht. Den König starr anblickend, hielt er ein.
Er wußte, daß er sich soeben einer Verletzung der Etikette schuldig gemacht hatte,
weil er zu einer Angelegenheit der Majestät gegenüber sich geäußert hatte, die
dem Thema sehr fern lag, das der König mit ihm gerade erörtert hatte. Aber
vi Geßner meinte, er müsse es wagen, die Sache sei wert, auch von nicht berufener
Seite dem Monarchen ans Herz gelegt zu werden. Von dieser unerwarteten
Wendung des Gesprächs überrascht, trat der König zuerst einen Schritt zurück
und heftete nun seinerseits einen gespannten, erwartungsvollen, ein wenig strengen
Blick auf den Erzieher, dann, nachdem er wie stets bei tiefem Nachdenken mit der
Linken seinen grauen Spitzbart mehrmals glatt gestrichen, reichte er dem Doktor
schweigend die Hand, mit einem Ausdruck in den Augen, in dem Genugtuung und
Zufriedenheit lagen. Heimgekehrt, trug der König den Namen vi Geßners in
seine Geheimliste der Männer ein, die er zu gelegentlicher hoher Verwendung im
Staatsdienst sich ausersehen . . .
In der Abenddämmerung saß vi Geßner mit Alfred am Ufer des Genfer-
sees auf einer Bank. Das Wasser lag still und blau, von fernen glitzernd weißen
Schneegipfeln überglänzt, grüßten die kahlen und starren Savoyer Berge vom
anderen Ufer schwarz herüber. Alfred, im weißen Matrosenanzug mit langen
Beinkleidern, nach seiner Krankheit um einen halben Kopf gewachsen, sah ruhig

auf den See hinaus, auf dem ein Fischerboot mit spitzem, geblähten lateinischen
weißen Segel wie ein Schwan seine Furchen zog. vi Geßner, im grauen Touristen-
anzug mit Kniehosen, zog ein Zeitungsblatt hervor, entfaltete es und las darin.
Plötzlich sagte er: „Hallo, da steht etwas, was dich interessieren wird, mein Iunge!
Höre: .In Sachen der zum Tode verurteilten Kindesmörderin Habermann zu
Erbheim hat der Iustizminister gestern dem König Vortrag gehalten. Der Herrscher,
der sich für den abnormen Fall lebhaft interessiert, vernahm mit Genugtuung,
daß ein Formfehler im Verfahren die Verweisung der Sache zur Revision ans
höchste Gericht möglich gemacht hat. Der unglücklichen Frau ist die Versicherung
gegeben worden, daß der Fehlspruch, der sie betroffen, einer bedeutenden Korrektur
unterzogen, und daß die Gefahr für ihr Leben jedenfalls beseitigt werden wird.
Die Delinquentin ist von dieser Nachricht sichtlich gestützt und beruhigt worden.'"
„Gott sei Dank!" seufzte Alfred erleichtert auf. Dann wandte er sich mit
einer hastigen Wendung an seinen Erzieher. „Herr Doktor, wie denken Sie sich
den weiteren Verlauf der Sache?"
„Das ist schwer vorauszusagen. Die Zeitungsnotiz hat in dem einen Punkte
sicherlich recht, daß das Todesurteil aufgehoben werden muß. Die Tat ist im
Affekt geschehen, also kein Mord, sondern nur Totschlag. Nun könnte eine human
und aufgeklärt denkende Geschworenenbank, vor die der Fall zu neuer Verhand-
lung kommt, den Standpunkt finden, daß die Tat in völliger augenblicklicher
Geistesverwirrung hat geschehen können. Die elende und verzweifelte Lage der
Frau, die abnorme Disposition, in die ihre neue, nahe bevorstehende Mutterschaft
sie setzte, der Schmerz und die Qual über den häßlichen Verrat des Mannes und
den Verlust des Ernährers, alles dieses kann mit Fug stark dazu beigetragen haben,
in der Frau den Zustand verzweifelter Willenlosigkeit auszulösen, unter dessen
Einwirkung sie dann die Tat wie im Traumzustande begangen hat. Ein weiterer,
sehr beträchtlicher Umstand der Milderung ist der, daß sie ja selbst hat sterben
wollen, und daß nur die Dazwischenkunft Dritter diesen Ausgang der Sache hat
verhindern können. Was aber dein und unser aller Gerechtigkeitsgefühl so über
die Maßen gepeinigt und aufgepeitscht hat, das ist die Tatsache, daß der eigentliche
Schuldige in diesem Falle der treulose Ehemann, durch dessen unverantwortliches
Verhalten der verlassenen Frau erst der Zwang und Anlaß zu ihrem Vergehen
gegeben worden ist, vollkommen straffrei bleibt. Dieser elende Mensch lebt un-
gestraft, fern vom Schuß, und wir ertragen es nicht, ruhig mit anzusehen, wie
ein anderer den Teil der Schuld, der jenen trifft, mitzuschleppen verurteilt werden
soll. Sind also vernünftige Leute bei dem neuen Spruch beteiligt, so kommt es
entweder zur Freisprechung der Frau, weil sie in völlig krankhafter Willenlosigkeit,
im Fieberwahn gehandelt hat, oder sie empfängt eine nicht allzu lang dauernde
Gefängnisstrafe, die ihr des Königs Gnade dann auch noch verkürzen kann."
Alfred atmete wie aus befreiter Brust tief auf.
„Ia, sagte er, ja, so war es. Wie meisterhaft Sie einem die Vorgänge

doch erklären können, Herr Doktor! Gerade das — das war es! Wie ich die
Frau dort sah, in dem Augenblick, wo der Gendarm sie mit rohen Fäusten aus
ihrer Betäubung emporriß da dieser — Ausdruck von — von Ratlosigkeit,
von — von Bewußtlosigkeit — in. dem in dem ganz versteinerten Gesicht,
— — ja — ja — sie sah aus, als erwachte sie aus einem furchtbaren
Traume — — das — das war es — — was mich so erschütterte. Sie sah
auf das tote Kind vor ihr, so, als hätte es ein Anderer umgebracht — und ob-
gleich sie selbst es getan hatte, sah ich — sie hatte es doch wieder nicht getan, denn
sie tat es unter einem Zwange. Das sah ich — und — das — das war so schreck-
lich grauenvoll..."
„Nun, mein lieber Sohn, laß dir folgendes sagen: Der Einzelfall dieser
Frau soll dich nicht weiter bedrücken oder beschäftigen. Einige Freunde von mir,
der König hat auch mitgeholfen, haben die Mittel zusammengebracht, die es er-
möglichen, der Frau in neuer Umgebung ein fernerhin sorgenfreies Leben zu
schaffen, das sie instand setzt, i(r Kind ohne Sorgen in Ruhe aufzuziehen. Du
kannst dich also jeder weiteren Bekümmernis um dieses Einzelschicksal entschlagen,
in das der Zufall — oder sagen wir lieber, eine merkwürdige Schickung dich so
bedeutsam hat eingreifen lassen. Das Erlebnis als solches gilt es nun für dich
und deine Zukunft fruchtbar und folgenstark zu machen. Ich habe es dem Könige
schon neulich gesagt, und ich sage es heute dir selbst, obschon du heute noch ein
wenig jung für solche Dinge erscheinst. Aber ich meine, nicht früh genug kann
der Mensch die Ziele seiner Bestimmungen erkennen. Du suchst, wie ich weiß,
seit Monaten bekümmert und ohne Ergebnis deinen künftigen Beruf. Ich denke,
dieses große Erlebnis, das dich so im Innersten erschüttert hat, bringt dir die
Antwort auf jene Frage. Wem der Rechtsbegriff so tief und lebendig in der
jungen Seele steckt, der wird doch wohl ein Rechtskundiger werden müssen.
Ich sage lieber — ein Rechtssucher. Denn diese Probleme harren bis jetzt in
solchem Maße noch der Klärung, daß wir im Bereiche des Strafrechts, ich sage
es, ohne mich einer Übertreibung schuldig zu machen, noch durchaus im Dunklen
tappen. Hier ist das Recht wirklich noch nicht gefunden worden, hier muß es in
der Tat erst noch gesucht werden. Alle diese großen grundlegenden Fragen, die
schließlich auf die eine hinauslaufen, ob es eine absolute Willensfreiheit gibt, und
wenn das nicht der Fall ist, wie wäre die Strafe abzumessen, Tätern gegenüber,
die nicht in vollem Maße verantwortlich bleiben — all diese Fragen harren noch
der Lösung. Unser größter und eraktester Denker, Kant, hat von der Frage der
Willensfreiheit gesagt, daß Iahrtausende an ihrer Lösung vergeblich gearbeitet
hätten. Wenn aber selbst diese Urfrage niemals zur Lösung kommen sollte, so
bleibt die Riesenaufgabe übrig, das Strafrecht so umzugestalten, daß seine Normen
nicht wie heute jedem tiefer Denkenden eher der Ungerechtigkeit, als der Gerechtig-
keit und Zweckdienlichkeit gemäß geschaffen zu sein scheinen. Dem Elendesten
aber der Volksgenossen, ihm, der in Schuld fiel, gilt es an Gerechtigkeit das aller-

genaueste Maß zu gewähren, soll denen, die Recht sprechen müssen, die schreckliche Pein genommen werden, die in dem Bewußtsein liegt, an Gottes, des voll? kommenen Wesens, Stelle und in seinem Namen Urteile zu fällen und zu vollstrecken, die der gottlichen Gerechtigkeit Hohn sprechen. Wird ein Mensch in seinen frühen Iugendjahren von denen, die ihn kennen und lieben, so gewertet, daß sie ihn für dazu auserwählt halten, in diese dunklen Regionen Licht schaffen zu helfen, so liegt darin eine außerordentlich hohe Einschätzung seiner moralischen und Verstandesgaben. Es ist das Höchste, Alfred, das Höchste — schlechthin, was wir auf solche Art von dir erwarten und erhoffen."

Im Schwinden des Tageslichts war Alfred von Ingelheim, wie von der Schwere dieser Worte seines Lehrers und Freundes gepackt, aufgestanden und sah, die Augen weit geöffnet, in Ergriffenheit und stumm ins Weite, als tauchten vor ihm die großen und bedeutenden, die schönen und gräßlichen Bilder der Zukunft auf, der ihn sein schweres Menschenschicksal nun zuführen sollte . . .

6.

Im Herbst war Alfreds Einsegnung in der Erbheimer Stadtkirche vollzogen worden. Den König, der unpäßlich war, vertrat ein Adjutant. Alfred war nun sechzehn Iahre alt und Oberprimaner. Er war nicht sehr froh an diesem Festtage, denn er beging ihn unter Fremden. Das Nirentaler Konvikt war aufgelöst worden, der Kronprinz besuchte die letzten Schuljahre ein Provinzgymnasium. vi Geßner war ins Kultusministerium berufen worden, und Alfred lebte in der Familie des Konsistorialrats Frohwein, des rangältesten Geistlichen der Erbheimer Parochie, der in deren alter und schöner Stadtkirche ein ziemlich strenggläubiges Christentum kündete, das wenig von dem aufklärerischen linken Flügel des Landesprotestantismus wissen wollte. Gerade weil sein vornehmer Schützling aus den profanen Händen des liberalisierenden vi Geßner kam, den ein seltsamer Einfall de/ Regierung jetzt noch obendrein ins Ministerium berufen hatte, gerade deshalb rückte der eifervolle Frohwein dem jungen Ingelheim, der nun Hausgenosse im Predigerhause geworden war, mit um so gröberem Glaubensgeschütze auf den Leib. Er wollte, koste es, was es wolle, aus Alfred einen Orthodoren und sehr positiven Protestanten machen. Zu Alfreds Einsegnung donnerte Frohwein über das Wort: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." So kam es, daß die religiösen Regungen, die in jeder jungen Menschenseele lebten, durch Frohweins Übereifer eher zurückgedämpft, als gesteigert wurden. Der beleibte Gottesmann war nichts als ein Eiferer, so im Amt, wie im Hause. Der erprobteste und unerbittlichste Ketzerriecher auf der Synode, war er zu Hause ein arg auf leibliche Genüsse versessener Tyrann, der die verschüchterte kränkliche magere Frau in Angst und Schrecken hielt, wenn einmal der Braten weniger geraten, der Rheinwein nicht hinreichend gekühlt war. Kinder besaß das Paar nicht, und es war nur natürlich, wenn

Alfred zu diesen beiden Menschen keine Beziehungen finden konnte, vi Geßner
befand sich leider am Einsegnungstage bei der Revision einer sehr entlegenen
Universität der Monarchie und konnte nicht abkommen, was er in einem langen
und herzlichen Telegramm bedauerte. Sein Geschenk an Alfred, Lombrosos Werke
in der Ursprache, fand bei Frohwein eine sehr ungnädige Aufnahme. Er ver-
urteilte diese Schriften an sich, nannte sie gottlos und vermessen und konnte sich's
nicht versagen zu bemerken, der einzige Trost bei dem Geschenke sei, daß die
Bücher, in italienischer Sprache abgefaßt, dem Empfänger unverständlich bleiben
müßten. Am nächsten Tage bestellte sich Alfred eine italienische Grammatik und
ein Wörterbuch.
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von vi C. Mühling.

Aus einem Gefühl quellen die politischen Gedanken, Taten und Sorgen der Völker Europas und ihrer Leiter in diesem ereignisreichen Iahr, dessen Atmosphäre gewitterschwanger ist wie wenig andere, aus einem Gefühl, das auf ihnen lastet wie ein schwerer Alp, das all ihr Denken und Handeln beherrscht, das die bewegende Kraft jeder staatlichen Maßnahme auf dem Gebiet der internationalen Politik ist, das die Feder der Staatsmänner leitet, wenn sie diplomatische Noten schreiben, das die Räder der Gesetzgebungsmaschinen treibt und die zersplittertsten Volksvertretungen, die streitbarsten Körperschaften der Welt, zu fast einmütigen Beschlüssen fortreißt. Dieses Gefühl war schon seit langer Zeit eine der machtvollsten Triebfedern aller diplomatischen Aktionen, aber es hat sich seit dem vorigen Sommer über immer weitere Kreise verbreitet und scheint jetzt alle Gemüter zu beherrschen. Dieses Gefühl ist die Furcht vor dem Kriege. Die ungeheuren Rüstungen, mit denen Europa sich umpanzert hat, sind ihr Werk. Denn sie sind nicht geschaffen worden, weil die Völker oder ihre Führer den Krieg wollen, sondern weil man sie für das beste Mittel hält, um ihn zu vermeiden. Ein solches Mittel sind sie aus zwiefachen Gründen: erstens deshalb, weil die Angriffslust eines jeden Volkes in demselben Verhältnis abnimmt, in dem die Verteidigungskraft der anderen wächst, aber zweitens deshalb, weil sie die Furchtbarkeit des Krieges ins Ungemeßne steigern. Unter den Staatsmännern Europas gibt es zur Zeit keinen einzigen, der entschlossen wäre, die Verantwortung für das unabsehbare Unglück auf sich zu nehmen das ein Krieg zwischen zwei europäischen Großmächten über die Welt bringen würde. Alle arbeiten sie gemeinsam an der Aufrechterhaltung des Friedens. Aber die Mächte, die endgültig über Krieg und Frieden entscheiden, scheinen unabhängig von dem Willen der Menschen zu sein wie die Naturkräfte,

und der Kampf gegen sie muß sich wie der Kampf gegen jene auf Schutzmaßregeln beschränken. Die Kunst der europäischen Diplomatie erschöpft sich in der Erfindung politischer Blitzableiter und in der Aufrichtung politischer Dämme und Stromregulierungen.

Zur Stunde, in der diese Zeilen geschrieben werden, ist die europäische Diplomatie wieder mit der Errichtung eines solchen Dammes beschäftigt. , Der Baumeister, der den Entwurf zu diesem Werk ersonnen hat, ist Graf Berchthold, der österreichische Minister des Äußeren. Sein Vorschlag erblickte das Licht der Welt in dem Augenblick, in dem Herr Poincars sich anschickte, aus Petersburg in die Heimat zurückzukehren. Dies zeitliche Zusammentreffen zweier Ereignisse, die nicht das geringste mit einander zu tun haben, haben Politiker und Leitartikler, die das Gras wachsen hören, denen die natürlichsten Erklärungen politischer Vorgänge immer die unwahrscheinlichsten sind, und denen ein fast krankhaftes Mißtrauen die Klarheit des Urteils trübt, sich nur dadurch verständlich machen können, daß sie einen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihnen herstellten. In Österreich, so behaupten sie, habe man das Bedürfnis gehabt, zu beweisen, daß etwaige Abmachungen über die auf dem Balkan zu befolgende Politik — und daß solche Abmachungen in Petersburg getroffen worden seien, setzten sie als feststehende Tatsache voraus —

nicht über Österreichs Kopf hinweg
verwirklicht werden dürften. Deshalb
bedeute der Vorschlag des Grafen
Berchthold nichts anderes als eine
Warnung für die Mächte der Triple-
entente, die darauf aufmerksam machen
sollte, daß auch Österreich in allen
Fragen, die den Balkan betreffen,
ein kräftiges Wörtlein mitzureden habe.
Viel zu künstlich erscheint diese Erklärung,
als daß ein unbefangener Beobachter
der europäischen Politik sie für richtig
halten könnte. Aus der vorsichtigen
Anregung des Grafen Berchthold, die
sich noch gar nicht zu einem pro-
grammatischen Vorschlag verdichtet hat,
die viel mehr den Charakter einer tastenden
Anfrage als den einer tatkräftigen Willens-
äußerung offenbart, spricht wahrlich
nicht die Entschlossenheit, die den Kund-
gebungen eines Staates die Farbe
geben würde, der sich gegen die Ver-
letzung berechtigter Interessen wehren
will. Das zeitliche Zusammentreffen
der beiden Ereignisse läßt sich viel
einfacher erklären. Gerade zu der Zeit,
zu welcher der französische Minister-
präsident eine so freundliche Aufnahme
in Rußlands Hauptstadt fand, nahmen
die Ereignisse auf der Balkanhalbinsel eine
Wendung, die in ganz Europa wieder
jenes Gefühl belebte, von dem der
Anfang dieser Rundschau spricht, die
aber als ganz besonders bedrohlich in
Österreich empfunden werden mußte.
Die große Gefahr, mit der die Spaltung
des türkischen Heeres den osmanischen
Staat bedrohte, war zwar durch die
Geschicklichkeit eines Ministeriums be-
schworen worden, das aus bewährten,
vorsichtigen und erfahrungsreichen
Staatsmännern besteht, aber der alba-
nesische Aufstand hatte alle türkenfeind-
lichen Elemente in den Balkanstaaten,
in Bulgarien, in Montenegro und in
Serbien in Bewegung gebracht. Es
war ein Augenblick gekommen, der
ihnen für die Verwirklichung ihrer
nationalen Träume günstig schien. Durch
Bombenattentate, durch Mord und
Brand reizten die ewigen Unruhe-
stifter, die sich in den bulgari-
schen Geheimkomitss zusammengefunden
haben, die türkische Bevölkerung zu
verzweifelten Gewalttaten. Konnte
sie doch von einer Regierung, die gleich-
zeitig einen auswärtigen Feind und
eine Revolution zu bekämpfen hatte
und die eben erst mit Mühe und Not

ihre einzige Waffe, das Rückenmark
ihres staatlichen Organismus, das Heer,
vor der vollständigsten Verwahrlosung
gerettet hatte, keine Hilfe erwarten.
Und diese Gewalttaten, die Nieder-
metzellIng von Hunderten bulgarischer
Christen, erweckten ein tausendfältiges
Echo in Bulgarien, dem einzigen Balkan-
staate, der in jahrzehntelanger Arbeit
sich gesunde Finanzen und ein starkes
schlagfertiges Heer geschaffen hat.
Gleichzeitig aber glaubte man in Mon-
tenegro die Gelegenheit benutzen zu
müssen, um die immer wieder hinaus-
geschobene, von der Türkei versprochene
Regulierung der südlichen Grenze er-
zwingen zu können. Die ernsten Vor-
stellungen, die in Cettinje von den
Gesandten Österreichs, Rußlands und
Italiens erhoben wurden, schienen Er-
folg zu haben. Der König Nikita ver-
sprach, daß er den Frieden nicht stören
würde. Aber die Erregung der bewaff-
neten Grenzbevölkerung des kleinen
Berglandes scheint sich durch dieses
Versprechen nicht besänftigen zu lassen.
Die Kämpfe an der heißumstrittnen
Grenze hoben nach kurzer Pause wieder
an, und zur Stunde sind die Türken
in Berane, das fünf Kilometer von der
montenegrinischen Grenze entfernt liegt,
in ihren Blockhäusern von den Monte-
negrinern belagert.
Wenn auch die Regierungen der
Balkanstaaten versicherten, daß sie den
Frieden nicht stören wollten, so lag doch
die Gefahr nahe, daß die Sehnsucht ihrer
Völker nach der Vereinigung mit den
Stammesgenossen, die sich von der

türkischen Herrschaft befreien wollen, sie zu Unternehmungen fortreißen konnte, deren unheilvolle Folgen nicht abzusehen waren. In allen diesen Ereignissen mußte der nächstbeteiligte Nachbar, der nicht Gewehr bei Fuß den Zerfall der europäischen Türkei tatlos ansehen kann. Gründe genug finden, um einen diplomatischen Schritt zu unternehmen, der die Mächte zu gemeinsamem Handeln veranlassen soll. Graf Berchthold hat keinen Zweifel daran gelassen, daß er das neue türkische Ministerium, dessen Politik ihm sympathisch ist, durch seine diplomatische Aktion nicht schwächen, sondern stärken will. Denn der Bruch dieses Ministeriums mit dem System der straffen und rücksichtslosen Zentralisation der Verwaltung, das eines der charakteristischen Merkmale der jungtürkischen Herrschaft war, ist von ihm mit großer Freude begrüßt worden. Aber er will doch zugleich die Bevölkerungen der Balkanstaaten, die gerade in derD ezen - tralisation der Verwaltung die größte Gefahr für ihre nationalen Bestrebungen erblicken, beruhigen und vor folgenschweren Unbesonnenheiten bewahren. Die Lösung dieser Aufgabe ist ungefähr so schwer wie die der Quadratur des Zirkels. Und um eine Übereinstimmung unter den Großmächten über die Art und Weise der Einwirkung auf die Türkei und auf die Balkanstaaten herbeizuführen, werden wochen-, ja vielleicht monatelange Verhandlungen nötig sein. Alle Großmächte haben die an sie gerichtete Frage des Grafen Berchthold bejaht. Da sie so allgemein gehallen war, daß ihre Bejahung zu nichts verpflichtet, sondern nur die Bereitwilligkeit zu Verhandlungen bedeutet, so war diese Zustimmung zu erwarten. Von einem vollen Erfolg wird man aber erst sprechen können, wenn eine Einigung über das Programm der gemeinsamen Aktion erzielt worden ist. Immerhin wird die nun feststehende Tatsache, daß Verhandlungen zwischen den Großmächten geführt werden, die auch die Erfüllung der berechtigten Forderungen der christlichen Bevölkerungen der Balkanhalbinsel zum Ziele haben, von den Vertretern der Mächte in Belgrad, Sofia und Cettinje dazu benutzt werden, um die aufgeregten Gemüter der Bulgaren, der Serben und Montenegriner zu beruhigen. Wenn

das gelingt, dann ist der Schritt des Grafen Berchthold nicht vergeblich gewesen. —

Die hochgespannten Erwartungen, mit denen Frankreich die Reise seines Ministerpräsidenten nach Petersburg begleitet hat, sind bitter enttäuscht worden. In Deutschland hat die öffentliche Meinung in dieser Reise keinen Grund zur Beunruhigung gefunden. Es ist merkwürdigerweise sowohl in Frankreich als in England und in Italien die Behauptung verbreitet worden, daß die deutsche Presse über den angeblichen Abschluß der Marinekonvention und über die Herzlichkeit des Verkehrs zwischen den leitenden Staatsmännern unserer beiden Nachbarn in die größte Aufregung geraten sei. Die Verbreiter dieser Behauptung haben sich einer gröblichen Fälschung schuldig gemacht. Das Gegenteil ist richtig. Wir wissen, daß Rußland weniger wie je geneigt ist, französische Revanchegelüste zu begünstigen, und daß in Frankreich selbst das ganz Europa beherrschende Gefühl der Furcht vor dem Kriege mindestens so groß ist wie in anderen Ländern. Die Versicherung, mit der die offizielle Kundgebung über die Begegnung von Petersburg schließt, die Versicherung nämlich, daß die Zusammenkunft nur dem Zwecke des Friedens dient, ist keine inhaltlose Phrase. Neben zahlreichen anderen Gründen dämpft die marokkanische Sorge in Frankreich die Kriegslust. Wenn unsere Alldeutschen ihre Blicke jetzt über die Meerenge von Gibraltar

schweifen lassen, werden vielleicht auch sie begreifen, daß der Vertrag vom 4. November 1911 nicht sowohl wegen der Erwerbung von Neukamerun als wegen des Verzichts auf Marokko ein Segen für Deutschland war. Schon behaupten ernste französische Politiker, daß der Besitz Marokkos Frankreich für lange Zeit verhindern werde, den Einfluß auf die europäische Politik auszuüben, auf den es Anspruch hat. Der Matin hat eine anschauliche Karte veröffentlicht, aus der leicht ersichtlich ist, daß die Gebiete, in denen die französische Herrschaft unbestritten ist, sich auf die Gegenden der Küste beschränken. Ehe sie Herren des Landes sind, werden kampfreiche Jahre vergehen, und während dieser Iahre wird Marokko in der Bilanz des französischen Welteinflusses als Passivum erscheinen. In viel höherem Maße noch hätte sich Deutschland mit diesem Passivum belastet, wenn seine Staatsmänner die Wege der Alldeutschen gewandelt wären, weil die weite Entfernung dieser Kolonie zehnfache Opfer von uns gefordert hätte. Italien ist nach der geschickten und strategisch sehr interessanten, wenn auch unblutigen Eroberung von Suara und seiner Oasen nunmehr im Besitz der ganzen libyschen Küste und scheint den Marsch ins Innere und die Eroberung von Garian ernstlich vorzubereiten. Es beherrscht auch jetzt die von Tunis nach Tripolis führenden Karawanenstraßen. Iedoch die Widerstandskraft der Araber ist noch nicht gebrochen, und zur endgültigen Eroberung des Landes werden noch opferreiche Anstrengungen erforderlich sein. Aber der Wechsel des Ministeriums in Konstantinopel und die Gefahren, die seit dem Ausbruch des albanesischen Aufstands das osmanische Reich von allen Seiten bedrohen, scheinen dem Abschluß des Friedens günstig zu sein. In der Schweiz finden unverbindliche Verhandlungen privater Natur zwischen angesehenen Türken und Italienern statt, von denen die Regierungen der beiden kriegführenden Länder unterrichtet sind. Zu irgendeinem Ergebnis scheinen selbst diese unverbindlichen Besprechungen noch nicht geführt zu haben. Italien hat von der Türkei nie den ausdrücklichen Verzicht auf Tripolis und die Cyrenaica, sondern nur die Zurückziehung der türkischen Truppen aus

den afrikanischenProvinzen verlangt. Aber von dem zum Gesetz erhobenen Annerionsdekret kann kein Buchstabe gestrichen werden. Solange die Türkei sich nicht mit dieser unabänderlichen Tatsache abfindet, wird kein Friede möglich sein.

Koloniale Rundschau.

Lindequist's Rechtfertigung.

Karl Ritter, ein bisher in der Kolonialpolitik und in der Politik überhaupt völlig unbekannter Herr, hat vor wenigen Wochen ein Werk veröffentlicht, das, und auch mit Recht, die größte Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gelenkt hat und das zeitweise das Tagesgespräch sämtlicher führenden politischen Kreise gebildet hat. „Wer ist Karl Ritter"? so fragte man sich mit Recht, als man die Denkschrift „N e u-Kamerun", die als Veröffentlichung des Reichs-Kolonialamts im Verlage der Firma Gustav Fischer in Iena erschienen war, zu Gesicht bekam. Nur den Wenigsten war bekannt, wer der Verfasser ist und was ihn zu der Denkschrift veranlaßte, die so ungeheueren Staub aufwirbelte. Ritter ist einer jener Assessoren des Reichs-KolonialAmts, die sich während eines kurzenAufenthaltes im Hause Wilhelmstraße 62 für ihre Auslandstätigkeit im Kolonialdienst vorbereiten, um dann auf eine Berufung, sei es als Bezirks-Amtmann oder dergleichen, in den Kolonien zu warten. Zweifellos würde die Welt im ersten Iahrzehnt von der Eristenz

eines Karl Ritter kaum etwas erfahren haben, und auch in Kolonialkreisen würde er wohl kaum vor seiner Beförderung zum Geheimrat von sich reden gemacht haben, wenn ihm nicht durch einen besonders glücklichen Zufall ein sehr interessantes Ressort zugefallen wäre. Die Assessoren des Reichs-Kolonial-Amtes werden während ihrer Ausbildungstätigkeit meist mit minder wichtigen Fragen beschäftigt. Man gibt ihnen ausländische Zeitungen zu lesen, man läßt sie juristische Gutachten anfertigen, sie bekommen Gesetzentwürfe zur Korrektur, kurz und gut, Arbeiten, die dem Range eines Assessors entsprechen. Eine bemerkenswerte Ausnahme hat man bei Herrn Ritter gemacht. In die Zeit seiner Tätigkeit im Kolonialamt fiel nämlich die Neuerwerbung am Kongo, und Herr Ritter erhielt als eine seiner Aufgaben die Ausarbeitung eines Berichtes über den Wert des Kongo auf Grund des bisher bekanntgewordenen Materials. Trotzdem er nie in seinem Leben Kameruner Boden betreten hat, gelang es ihm, sich auffallend schnell in die Materie einzuarbeiten und das ziemlich schwierige Material sehr gut zu verarbeiten. Dabei war von vornherein daran gedacht, die Ergebnisse Ritter'scher Forschungen in irgend einer Form der Öffentlichkeit zu übergeben. Man dachte namentlich daran, sie als Denkschrift dem Reichstage vorzulegen. Nun hat man seit der Aera Lindequist im Rei chs-Kolonial-Amt davon abgesehen, umfangreiche Denkschriften für teueres Geld drucken zu lassen. Man verkauft vielmehr die hierfür in Betracht kommenden Manuskripte an irgend eine der größeren in Deutschland bestehenden Verlagsfirmen. So erscheint beispielsweise der Iahresbericht des Reichs-Kolonial-Amts im Verlag der Firma Mittler K Sohn, die kolonialwirtschaftlichen Abhandlungen des Kolonial-Amts im Verlage der Firma Fischer, Iena. Man ging also auch bei der Veröffentlichung der Arbeit über „Neu-Kamerun" dazu über, sie durch den Verlag von Fischer in Iena publizieren zu lassen, einerseits, weil hierdurch dem Reichs-Kolonial-Amt die Kosten des Druckes erspart werden, andererseits, weil man sich hiervon eine entsprechende Verbreitung versprach.

Die Art, wie der Bericht im deutschen

Volke aufgenommen wurde, hat aber anscheinend die beteiligten Kreise stark überrascht. Man glaubte, daß der Bericht, ähnlich wie die sonstigen Veröffentlichungen des Reichs - Kolonial-Amtes, lediglich von einigen Spezial-Interessenten beachtet und von den Zeitungen nur kurz erwähnt werden würde. Aber es kam anders. Das Werk über den Kongo enthält eine solche Fülle wichtigen Materials, und vor allem eine solche Menge äußerst bedenklicher Tatsachen, daß die Öffentlichkeit sich in diesem Falle etwas eingehender mit dem Werke beschäftigte, eingehender jedenfalls, als manchem in der Wilhelmstraße lieb war. Mit einer erstaunlichen Offenheit deckte das Reichs-Kolonial-Amt — denn Ritter handelte ja nur als Beauftragter und im Einverständnis seiner Behörde — alle die Mißstände auf, die bis jetzt über den Kongo bekannt geworden sind. Man erfuhr da plötzlich Dinge, die eigentlich bei der Erwerbung hätten bekanntgegeben werden müssen, so beispielsweise, daß an einigen Stellen nicht nur der dauernde Aufenthalt von Weißen unmöglich sei, sondern auch ein vorübergehender Aufenthalt geradezu als mörderisch bezeichnet wird! Die Einzelheiten des teilweise recht düsteren, aber keineswegs zu düster gehaltenen Bildes sind durch die Tagespresse bekannt geworden, sodaß sie hier nicht rekapituliert zu werden brauchen. Ieder Einsichtige muß sich fragen: wie ist es denkbar, daß Deutschland ein so schlechtes Tauschobjekt annehmen

konnte, und wie ist es möglich, daß
dem Reichstage nicht sofort, als das
Marokko-Abkommen zur Diskussion stand,
reiner Wein eingeschenkt wurde? Na-
mentlich wenn man die jetzige neue
Denkschrift des Kolonialamtes mit der
ersten, im November 1911 vorgelegten
vergleicht, so kann man ganz auf-
fallende Widersprüche fest-
stellen. Die erstere Denkschrift stellt
eine ganz oberflächliche Arbeit
dar, die in sehr vielen Punkten der
Korrektur bedarf, und diese Korrektur
hat das Reichs-Kolonial-Amt jetzt vorge-
nommen. Selbst wenn man sich, trotz
der Ausführungen Ritters, auf den
Standpunkt stellt, daß das neue Gebiet
am Kongo keineswegs ganz wertlos
ist, so muß man sich doch sagen, daß
die Franzosen allen Grund haben
können, über die Abtretung dieses Ge-
bietes froh zu sein. Für uns bedeutet
das neue Gebiet zweifellos einen sehr
fragwürdigen Besitz, ja möglicher-
weise sogar eine schwere Be-
lastung. Und immer wieder muß
man bei der Lektüre des Buches an
jenen Mann denken, der aufrechten
Hauptes das Kolonialamt verließ und
lieber sein Amt zum Opfer brachte,
als seine Überzeugung: Lindequist.
Als vi von Lindequist das Reichs-
Kolonial-Amt verließ, ohne aller-
höchsten Gnadenbeweis, ohne Ordens-
auszeichnung und ohne kaiserlichen
Dank, da wußten Eingeweihte genau:
kommen wird einstens der Tag, an dem
immer klarer hervortritt, wie recht
Lindequist bei seiner Stellungnahme
gehandelt hatte. Er wollte lieber ein
kleines Stück Land, das sich leicht ver-
walten ließ und das einen Ertrag ab-
warf, gegenüber jenem riesigen Kompler,
der zwar an Umfang das übertraf,
was Lindequist vorschwebte, der aber
mit Hypotheken schlimmster Art, mit
(^1c»33lNÄ INOl3il3,I13 und <^1<,'33iN2,
P21P2Ü3 belastet ist. Lindequist kann
sich freuen, daß ihm von seiner
eigenen Behörde so umfang
reiches Material zu seiner Recht-
fertigung herbeigeschafft wird, eine
bessereVerteidigungseiner
Politik kan n er sich nicht wünschen.
Eine andere Frage ist, welchen
Anlaß hat wohl das Reichs-Ko-
lonial-Amt gehabt, gerade im gegen-
wärtigen Zeitpunkt, wo kein Mensch
mehr vom Kongo spricht, eine derartige

Denkschrift herauszugeben. Man begegnet verschiedenen Versionen. Die einen behaupten. vi Solf wollte, nachdem er sich selbst überzeugt habe, wie fragwürdig der Wert des Kongogebietes ist, der Öffentlichkeit reinen Nein einschenken, damit ihm nicht später der Vorwurf der Vertuschung gemacht werden kann. Ob diese Version richtig ist, weiß man natürlich nicht. Sie hat jedenfalls viel mehr für sich als die andere Version, die dahin lautet, daß vi Solf Aspirationen nach einem anderen Portefeuille habe, dessen Träger durch die gegenwärtige Kongo-Denkschrift in eine etwas schiefe Lage gekommen sei. Die dritte Version dürfte jedenfalls völlig falsch sein, wonach Herr Dr. Solf gar keine Ahnung von dem gehabt habe, was in der Denkschrift gestanden bal. Es ist ausgeschlossen, daß eine Behörde, wie das Reichs-Kolonial-Amt, einen Assessor mit einer so vitalen Frage beauftragt, ohne daß der Referent und der Dirigent genau über die Tendenz und die Art und Weise der Behandlung orientiert sind. Gewiß, Staats-Sekretär Solf befand sich zur Zeit der Veröffentlichung nicht im Reichs-Kolonial-Amt. Er hat vielleicht das Manuskript der Ritter'schen Arbeit vorher nicht gesehen, aber von den verantwortlichen Instanzen waren zwei anwesend, die auf alle Fälle im Kolonialamt die Verantwortung für die Arbeit haben. Es ist ausgeschlossen, daß der Ministerialdirektor Gleim, der ja früher selbst Gouverneur von Kamerun gewesen ist, die Erlaubnis zum Erscheinen der Denk-

schuft gegeben hat, ohne daß er sie
vorher gründlich geprüft hat. Es bleibt
also demnach wohl nur noch die An-
nahme übrig, daß das Reichs-Kolonial-
Amt Wert auf eine vollständige
Aufklärung des Volkes über den
deutschen Kongo legte, und dafür kann
das deutsche Volk Herrn Solf nur dank-
bar sein. Allerdings wird mancher
in der Wilhelmstraße darüber anders
denken, und gerade in den H usern, die
dem Reichs-Kolonial-Amt gegenübe.r-
liegen, dürfte manche» sein Haupt be-
denklich geschüttelt haben. Betbmann-
Hollweg und Kiderlen werden Herrn
Solf sür die .objektive" Be-
handlung des Materials etwas weniger
dankbar sein. Coloniensis.

Literarische Rundschau.

Friedrich Stein-Berlin.

In keiner Kulturepoche wurde so
viel geschrieben, wie heut. Wo vor
hunderten Iahren Einer gesagt, gesungen
und geschrieben hat, ringen heut Zehn-
tausend in stetig noch wachsender Konkur-
renz der Gleichbegabten um den Erfolg.
Zur selben Zeit, und kaum auch nur in
ideellem Gegensatz, ersteht neben dieser
unübersehbaren Produktion der modernen
Dichtung eine Archäologie-Literatur, die
mit systematisch geschultem Schürfen
dem Schoß vergangener Iahrhunderte
poetische Schätze entwindet. Diese
Schätze, wie jeder Schatz, werden zum
Besitz aber erst, wenn sie gewußt,
gekannt, in unserem Falle der Allgemein-
heit und ihrem Verstehen zugänglich
gemacht werden. Darum ist es Pflicht
des Kritiker-Publizisten, diesem Literatur-
gebiet eingehende Beachtung zu schenken.
Und im höchsten Grade verdient solche
Beachtung ein Werk, das Professor
Felir Ni edner unternommen. Ein
Werk, dessen Ausdehnung schier unüber-
sehbar ist, selbst in seinem wohlgeordneten
Plan, der auf umfassende und gründliche
Kenntnis der Materie sich aufballt.

Die altnordische Sage, in
ihrer Totalität von Dich-
tung und Prosa, wie sie, vor
weit mehr als einem Iahrtausend, von
Skandinavien ausgeht, nach Island über-
springt, dort Ausbreitung, Vertiefung,
Landfarbe und Volkstümlichkeit erhält,
führt Niedner in seiner Arbeit, von
Island aus, in unseren Besitz über.
Wie allenthalben war auch dort
die erdhaftende Bodenständigkeit — das
Kriterium der Sage, gegenüber dem We-

sen des Märchens — und das Medium
der mündlichen Überlieferung, ihrer
stofflichen Ausbreitung ungemein günstig.
Und wie ungeheuer die von Professor
Niedner zusammengetragenen, nor-
dischen Sagenschätze, durch das Wachs-
tum der Iahrhunderte hin, sich aus-
gedehnt haben, spiegelt sich deutlich in
dem Programm, das er für sein Werk
aufgestellt: in weniger nicht als ^um-
fangreichen Bänden faßt er
seinen Stoff zusammen — nach seiner
chronologischen Entwickelung. Immer
auf der schwanken Geschehnisbrücke
der Wechselbeziehungen und Wechsel-
wirkungen zwischen Island und Skan-
dinavien, das für die Sage bis ins
Land der Lappen, bis nach Rußland
einerseits und England hinüber sich
ausdehnt. Von der Edda bis
auf Dieteri ch von Bern
wird in seiner dermaleinstigen Voll-
endung das Werk unter dem
Kollektivtitel „Thule" alles
umfassen, was an Helden- und
Göttersagen, an Kampf- und Preis-
Gesängen, an Königs- und Fürsten-
Legenden, an Bauern- und Bergvolk-
Geschichten heut noch auffindbar gewesen.
Auch was an Novellen von Königshöfen
und von den Palästen der Heerführer und
Vasallen, was an geschichtlich über-
lieferten Sagen und Geschichten von
den Schicksalen des Staates und der
Kirche auf Island und was an Helden-
romanen jetzt noch dort lebt.
Das alles konnte, wie begreiflich,

nur mit Überwindung außerordentlicher Hemmungen in wissenschaftlich zulässiger und zulänglicher Form zusammengetragen werden. Denn die beiden Hauptwerke der landeigenen Islandsagen: „Die Heimskringla" und die „Landnama" sind zwar gewährleistete, aber oft unzureichende Sagenquellen. Und für vieles ist sicher auch heut noch die mündliche Überlieferung der einzig erreichbare Bronnen. Umso schwieriger das Zusammentragen, um so verantwortlicher das Sichten und Sondern, um so verdienstlicher das Ergebnis, dessen erster Ertrakt in vorliegendem Bande „Die Geschichte vom Skalden Egil" sich poetisch verdichtet. In 87 „Gesängen" und „Gedichten" zieht Egils Lebensbild an dem Leser vorbei: Egil, einer der tapfersten Helden und gnadenreichsten Sänger unter den freien Großen in Islands königlosem Staat, ist der Sohn des rauhen Skallagrim und Enkel des großen, ungebeugten Kveldulf, der lieber der alten Heimat Norwegen entsagt und ins fremde Land, zu fremden Göttern geht, als daß er sein altes Haupt in Vasallendemut dem Könige beugt, der daheim aus eigner Macht aufgekommen. Mit seinen Söhnen: der hehren, lichten Siegfriedgestalt Thorolf und dem starken, grimmen Skallagrim, dem Vater Egils, zieht Kveldulf nach Island, wo von zahlreichen, politischen Flüchtlingen aus den edelsten Geschlechtern des Adels, der Bürger und Bauernschaft Norwegens vor Zeiten schon ein Freistaat gegründet worden. Hier wird Egil, der Held und Skalde, geboren. Hier wurzelt er mit seinem Leben, seinen Kindern und Enkeln. Von hier aus lenkt er seine kühnen Wikingerfahrten viermal weit über die Meere. Hierher kehren alle seine Unternehmungen von fremden Landen immer wieder zurück. Hier erfüllt sich sein und der Seinen Geschick: Lebenssturm und Todesstreit, Waffenklirren und Blutgemetzel, Feindesnot und Freundestreue, Eheglück und Familicngebreste, erschlagene Widersacher und eigene Gefangenschaft, Königshuld und Fürstenmeuchelei, schleichende Verleumdung und hellesLobsingen,kriechender Verrat und aufrechtes Warnen, rasendes Verhängnis, das wie Walkürenritt über die Häupter daherbraust, und stille Fortentwickelung bürgerlichen Lebens und

staatlicher Formen; kirchliche Stürme
und Drangsale, die von der Götter-
dämmerung bis zu den Altären Christi
leiten — das alles in brausender Lebens-
wildheit zieht an uns vorüber in der
steinern gestaltenden Sprache der Chronik,
den Rhythmen der Überlieferung und wi-
derklingend in dem Gesange der Skal-
den, —seiner chorischen Begleitung! Der
Skalden, die zugleich die Helden der
Ereignisse und ihre Verkünder sind.
Wenn Egil, der grimme Held und
Streiter, Schild und Schwert von sich
getan, wird er zum Sänger, dessen
beschwichtigtes Empfinden oft sänftiglich
seinen Sang durchseelt, und gemildert
poetisches Wort für furchtbare Taten
findet. Klänge, die bis an sein Ende
seiner bewußten Kunst Blüten tragen
und zuweilen sogar zu Scherz und
Selbstironie sich herbeilassen. Ein Acht-
ziger, erblindet, hilflos weil kraftlos, sagt
und singt er noch sein Lied und seine
Leiden.
Von diesen seltsam schreitendenStab-
reimen, deren Kernwesen und Urwuchs
in den Dichtungen des Alt-Hochdeutschen
ihr Gegenstück finden, sind einige im
Original mitgeteilt.
Felir Niedner hat seine Auf-
gabe nicht leicht genommen. Das
hier al tre3co entworfene Lebensbild,
heldisch-kraftvoll, schwerlebig, immer
linienfest und überaus bildreich, ist
von respektgebietender Größe in der
Gestaltung, von einer schwer zu schätzen-
den Sorgfalt in der Übertragung aus
dem Original (vonFinnur Iohns-
son), in der Einreihung der Details

und von wohlerwogen - angepaßter
Kunst im Vortrag. Vor allem Nar
in der Entwicklung historischer Folge-
rungen, die mit der Einigung Nor-
wegens durch König Harald
Haarschön (ums Jahr 870) einsetzt.
In seiner Einleitung übersichtlich, in-
struktiv und ausnehmend interessant, gibt
Niedner Aufschluß über seine Wege und
Quellen, auch über die vielfachen Mög-
lichkeiten der Sagen-Entwickelung, die
Verflechtungen, Sonderungen und Neu-
bildungen ihrer Motive und deren ge-
schichtliche Bedeutung. Man weiß nicht,
soll man schließlich mehr den profunden
Wissenschaftler oder mehr den geschickten
Erzähler bewundern, der es verstanden,
das rasch geweckte Interesse bis zum
letzten Worte seines außerordentlich wert-
vollen Buches über „Egil den
Skalden" in atemloser Spannung
zu fesseln. Nach dieser ersten Probe,
in jedem Sinne vielverheißend, weil
viel gebend (auch in der äußern, auf
den altnordischen Ton trefflich abge-
stimmten Ausstattung) wird man, mit
sozusagen gewährleistetem Vertrauen die
weiteren Darbietungen erwarten dürfen.
Der Verlag aber (Eugen Diede-
richs, Iena) hat sich mit
dieser Bereicherung des deut-
schen Literaturbesitzes eine
Anwartschaft auf den Dank
der Nation geschaffen.
Freilich nicht nur mit dem genannten
Unternehmen allein. Seit Iahren sind
zahlreiche, herrliche Werke auf gleichem
und ähnlichem Gebiet in verdienstvollen
Ausgaben von dem Verlag Eugen
Diederichs ausgegangen. Elite-Werke
der deutschen und verwandten Sage,
des Volks-Epos der Legende und der
Groteske. Ich erwähne heut nur —
von Einschränkungspflicht beengt —
Charles de Coster's „Tyll
Ulenspiegel" und „Flämische
Legenden". Beide Bücher her-
ausgegeben, eingeführt und verdeutscht
durch Friedrich von Oppeln-
Bronikowski — ein Name,
der für alle ^besten Herausgeber-
tugenden jede beste Gewähr leistet.
Füge ich noch hinzu, daß diese Ausgaben
zum Volksbesitz machen, was vordem
nur der Kenntnis, also dem Besitz
Weniger gehörte: Literaten, Fachge-
lehrten und Amateuren, so bedarf es
nur noch des Hinweises auf die einzig
schöne Ausstattung, um den freudigen

Dank, das geweckte Interesse der Leser
so dem Herausgeber wie dem Verleger
zu gewinnen. Danach verdient ein
breit angelegtes Sagenwerk ganz be-
sondere Beachtung: „Die deutschen
Legenden des 15. und 16. Iahr-
hunderts" und „die deutschen
Volksbücher". Von den „Volks-
büchern" sind 2 Bände schon erschie-
nen: I. „Historie von den 7 weisen
Meistern"; II. „Historia von vi Fausten'.'.
Einheitlich in ihrer sinnvoll antiquierten
Herstellung und ungemein glücklich ge-
troffen in dem Erzählerton der Chronik,
beides in getreuer Anlehnung an die
Quellen, die ins 15. Iahrhundert zu-
rückführen. Herausgegeben sind beide
Sagen-Zyklen von Richard Benz.
Noch eines Entzückens für Biblio-
philen und Forscher sei erwähnt: einer
Sammlung „ByzantinischerLe-
gen de n"herausgegeben und
verdeutscht von Hans Lietz-
mann, die nach Inhalt und Aus-
stattung zu den „Schätzen" 3au3 pkra3e.
zu den Perlen des deutschen Buchbesitzes
gehören. Eines jener fesselnden Bücher,
von denen man kaum noch loskommt,
wenn man angefangen, sie zu lesen.
Einem ungefähr verwandten Interessen-
kreise gehört endlich noch die prächtige
nordische Bauernchronik: „Der Wer -
wolf", kurzweilig und stilgetreu er-
zählt von Hermann Löns. Ein-
mal so weit, möchte ich die sehr dankens-
werten Neuausgaben des Verlages
Martin Moerike, München
nicht unerwähnt lassen: Cervantes'
»Don Quirote" und: Grim-

melshausen, „Abenteurer
des dreißig jährigen Krieges"
(Simpl. Simpl.; Landstürzer; Spring-
insfeld); beide umfangreichen Bände
in sehr wohlfeiler „Volksausgabe", wie
man das heutigen Tages versteht: das
Beste ist für das Volk grade gut genug,
„Kaviar fürs Volk" aber ist eine neue,
von Paul Ernst ungemein gewissen-
haft besorgte Ausgabe der „deutschen
Kinder- und Hausmärchen,
gesammelt durch die Brüder
Grimm". Der dreibändigen
Fassung dieser unvergänglichen Schätze,
die den ganzen Reichtum der deutschen
Märchenpoesie und die unerschöpflichen
Quellen der deutschen Märchenwissen-
schaft umfassen, läßt der Herausgeber
ein kluges, kenntnismitteilendes Nach-
wort folgen. Der vielverdiente Verlag
von Georg Müller-München
bringt mit dieserMärchenaus-
gabe zusammen eine neue
zweibändige Ausgabe der „d eut-
schen Sagen, gesammelt
durch die Brüder Grimm"
heraus. Die dieser Ausgabe vorange-
stellten Grimmschen Vorworte,
deren Vermerke und Angaben ihrer
Quellen am Kopfe jeder Sage machen
das Werk auch für den Forscher, und
für diesen vielleicht vor allem, wertvoll
und interessant. Der Herausgeber,
Hanns Floerke, der gleichfalls
ein sachlich unterweisendes, feinsinnig
geschriebenes „Nachwort" den Sagen
folgen läßt, hütet auch seinerseits mit
ehrfürchtiger Treue Wort und Wesen der
tertlichen Urform. Dieselbe Treue, von
Geschmack und Sachkunde geleitet, spie-
gelt sich auch in der Gewandung
beider Werke — in der Farben-
wahl der wundervollen Halblederbände,
Papier, Typen. Kein Zweifel, daß
beide Neuausgaben freudige Beachtung
verdienen und finden werden.
Man streitet viel darüber, ob die
Neigung unserer Tage für literarisches
Altertum einen Aufstieg bedeutet? Oder
einen Niedergang? Ich denke: keines
von beiden. Sie ist eine Zeiterscheinung
— man registriere sie. Aus den Er-
scheinungen erwachsen die Werte. Und
diese Werte sind ihre Berechtigung.
Im übrigen und ohne jede Beziehent«
lichkeit: auch in der Literatur — und in
den Literaturen aller Völker — kommen
tote Zeitpunkte, wo man „in Rom von
der Vergangenheit Griechenlands lebt."

Amerika, das solange, wenn von Konjunktur und Börsenbewegung die Rede war, fast gänzlich ausgeschaltet schien, ist allmählich wieder bedeutsam geworden und in die vorderste Reihe der weltwirtschaftlichen Vorgänge getreten. Die Stagnation, die mehrere Iahre das Wirtschaftsleben der Union retardierte und mit der Ungewißheil über die Präsidentenwahl motiviert wurde, ist einer frischen Bewegung gewichen, nachdem man erkannt hat, daß die wirtschaftspolitischen Unterschiede zwischen den drei Präsidentschaftskandidaten nicht allzu groß sind. Drüben geht es wieder einmal aufwärts, und es ist kein Zweifel, daß auch die europäische Konjunktur durch diese frische Truppe, die in die Schlachtlinie gerückt ist, einen neuen Impuls erhalten hat. Die Skeptiker - es war diesmal unter ihnen nicht nur die von Berufswegen nörglerische Presse, sondern auch ein leibhaftiger Bankdirektor — haben sich in der Distanz versehen. Die Welle hat sich nicht überschlagen, und die für den Herbst angesagte Abschwächung der Konjunktur dürfte noch etwas auf sich warten lassen. Einer der Faktoren, die dazu beitrugen, das Leben der Konjunktur zu verlängern, ist Amerika. Nicht vielleicht der stärkste, und vor allem nicht der unmittelbar wirksamste. Der Eindruck der amerikanischen Konjunkturbelebung auf viele heimische Gewerbe, in denen wir mit Amerika in keinem nennens-

werten direkten Austausch stehen (s. z. N. die Eisenindustrie), die sich höchstens mit den entsprechenden amerikanischen auf verschiedenen neutralen Absatzgebieten des Weltmarktes treffen, ist vielmehr ein überwiegend moralischer. Wenn drüben in Amerika die Roheisenpreise, die durch keine Syndizierung künstlich aufgetrieben werden, sondern sich ganz frei und natürlich regulieren, konstant in die Höhe gehen, wenn die Produktionsziffern des Stahltrust ständig anschwellen, so trägt dies viel dazu bei, auch in Europa den Glauben an die Konjunktur zu bestärken und den Zweifel an ihrer Beständigkeit nicht aufkommen zu lassen. Die Verbraucher denken infolgedessen noch nicht daran, vorsichtiger zu disponieren, langsamer abzurufen, und die Produzenten arbeiten weiter mit Hochdruck. Aber neben diesem moralischen Eindruck der amerikanischen Konjunkturbelebung, der praktisch höchstens für unsere Industrien den Vorteil haben könnte, daß der amerikanische Wettbewerb auf den gemeinsamen Erportmärkten infolge der stärkeren Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Inlandsmarktes an Nachdruck verliert, gibt es noch andere, für uns vielleicht konkretere Momente, die dazu angetan sind, der einheimischen Konjunktur eine längere Dauer zu verleihen. Einmal ein industrielles Moment. Die großen neuen Montanwerke, die in Lothringen und Luremburg von der Gelsenkirchener Gesellschaft von Thyssen und von Burbach-Düdelingen errichtet werden, dürften nicht so schnell fertig werden, als man erwartet und mancherseits gefürchtet hatte. Bisher kommen sie überhaupt nur auf ihrer untersten Produktionsstufe, d. h. mit ihren Hochöfenanlagen, allmählich in Betrieb, während die Halb- und Fertigfabrikation nicht, wie man gerechnet hatte, i n den ersten Monaten des Iahres 1913, sondern etwa 4 Monate später in Produktion treten wird. Man wird sich aber erinnern, daß von der Inbetriebsetzung dieser gewaltigen Neuanlagen, die während ihres Baues von den alten Werken Materialien bezogen haben, nach ihrer Fertigstellung aber ihnen als Konkurrenten einen Teil ihrer Beschäftigung wegschnappen werden, vielfach wie von einem kritischen Moment für unsere Eisenindustrie gesprochen wurde. Selbst ausgesprochene

Optimisten wie Peter Klöckner haben, wenn sie die Hochkonjunktur in glühenden Farben schilderten, entsprechende Vorbehalte gemacht, die sich auf die drohend heranwachsenden Schlote Lothringen-Luremburgs bezogen. Wenn diese Schlote nun um ein paar Monate später zu rauchen anfangen werden, als ursprünglich vorgesehen war, so bedeutet dies zwar nur eine Galgenfrist für die Industrie, die mit dem verstärkten Wettbewerb aus Lothringen und Luremburg zu rechnen hat, aber man kann es den Industriellen in der Tat nicht übelnehmen, wenn sie jetzt im August sich in ihren Kalkulationen noch nicht durch das stören lassen werden, was möglicherweise im April oder Mai des nächsten Iahres sein wird. Aber noch eine andere schwärzere Wolke am Himmel der Konjunktur, die noch vor ein paar Monaten schwere Sorge bereitete, scheint sich in diesen Hundstagen zerstreut zu haben: die Furchtvoreiner herbstlichen Geldteuerung. Die Dogmatiker der Wirtschaftsgeschichte werden bald die Welt nicht mehr verstehen. Die Praris ist diesmal so ganz anders, als es die Theorie und wohl auch die bisherige Erfahrung erwarten ließ. Wir haben bis,,vor kurzem.eine gewerbliche Hochkonjunktur ohne. Amerika gehabt und wir werden — wenn nicht alle Zeichen trügen -^ in diesem Herbst eine Konjunktur ohne erzeptionelle Geldteuerung haben. Eine Berliner Großbank hat in ihrem Wochenberichte berechnet, daß dem deutschen Kapital-

markt in diesem Iahre ca. bvl) Millionen Mark mehr zur Verfügung stehen als im vorigen Iahre. Diese günstige Finanzlage mag wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen sein, daß wir aus Furcht vor einer Geldkrisis vorsichtig und ökonomisch disponiert haben, daß namentlich die Banken ihre Kreditgewährung aufMeranlassung der Reichsbank eingeschränkt haben, und daß der Barmarkt noch immer relativ wenige Gelder an sich zieht. Die Finanzierung der Ernte wird zwar vorübergehend erhebliche Mittel in Anspruch nehmen und zwar um so größere, je besser die Ernte sein wird. Andererseits wird aber gerade sdie gute Ernte dieses Iahres eine Stütze für die industrielle Konjunktur bilden. Horatio.

Das von Erzellenz vi Wilhelm Erner im vorigen Hefte besprochene Buch Iulius Wolf's führt nicht, wie in der Aufschrift des Aussatzes gesagt war, den Titel „Nationalökonomie", sondern „Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft" und ist bei Deichert's Nachfolger in Leipzig erschienen.

Redaktion von „Nord und Süd".

8««»u»»«d«« und <N)«ft«da««u«: Vr»>. Ui,, L»d»l« G»«>» »» Veil!n V 10, Lutz»»«»» 5». <I«I«ft» Nmt
«»«fil«l» It«. «308). — V«anlnxi«lllch« R«d»W«u«: Dr. eylolu» Vi»«l l» V«»lau, — In ül»«««lch <U« dl« X«d»l»t«» ««»»t»»itNch: Ds. I. Llnn««lch, Wle» IX, M»>«r«»N« 3: — fll« dl« ß««»»»«ol>«: R»b««l Kl »h«,
Wi» I, Dom«oss« 4. — >ll«l»>V««»r«mn«, fllr Un«aln: lü illllch« ».». hosbuchb/mdlun« <I, V«n»H, Vud»p«ft V,
vo«tty»'Utcz« z. — Fll« dn> Inl«l»t«nt«ll o»nn>l>»««Ul<l): l««l «l«»»l« l » 3«mP«ll>»f-V«ill». — V««l»» und
DrUck d« Schl«filch«n Vu<hdrU<l>««i o. S. Sch»»tl»«»d««, »,<»„ Vr«»l»» lll.
Unverlangte Manuslrlpt« senden »« nicht zurllck, wenn ihnen nicht
Mü<h»»t» Kelliegt.